# Wilhelm Neumann's Schriften.

Erſter Theil.

Wilhelm Neumann's.

# Schriften.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Inhalt.


Seite

Lebensumriß . . . . . 3

## Kritiken.

I. Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Zwei Theile. Leipzig 1825—1827. 8. . 15

II. 1. Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Von Wilhelm Müller. Leipzig 1827. 8.

2. Dichtungen von Karl Egon Ebert. Zwei Bändchen. Prag 1828. 12. . . . . 33

III. Gedichte des Königs Ludwig von Baiern. Zwei Theile. München 1829. 8. . . . 55

IV. Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain. 3 Vols. Paris 1827. 8. . . . . 74

V. Norica, das sind nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Von August Hagen. Zwei Bändchen. Breslau 1829. 8. . . . . 116

VI. Fontainebleau. Zwei Theile. Bremen 1829. 8. . 118

VII. Andeutungen über Ludwig Tieck und seine neuern Novellen. . . . . 122

VIII. Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere. Von Karl Herlossohn. Leipzig 1830. 8. . . . 132

IX. Das gerettete Malta. Episches Gedicht in zweiundzwanzig Gesängen. Von A. C. Lindenhan. Zwei Theile. Altona 1829. 8. . . . . 138

X. Egeria. Sammlung italiänischer Volkslieder. Begonnen von Wilhelm Müller, vollendet von Dr. O. L. B. Wolff. Leipzig 1829. 8. . . . . 145

Seite

XI. Schleſiſche Gedichte von Karl von Holtei. Berlin 1830. 8. . . . . 158

XII. Oeuvres complètes de Paul Louis Courier. 4 Vols. Paris 1829. 8. . . . . 161

XIII. Geſchichte des Cid. Nach den Quellen bearbeitet von V. A. Huber. Bremen 1829. 8. . . . . 171

XIV. Ein treuer Diener ſeines Herrn. Trauerſpiel von Franz Grillparzer. Wien 1830. 8. . . 174

XV. Vermiſchte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben von Guſtav Schwab. Fünf Bändchen. Leipzig 1830. 16. . . . . 186

XVI. 1. Rübezahl. Ein dramatiſches Mährchen, von Wolfgang Menzel. Stuttgart 1829. 8.
2. Narciſſus. Ein dramatiſches Mährchen, v. Wolfgang Menzel. Stuttgart 1830. 8. . . . 200

XVII. Taſchenbuchslitteratur für 1831. . . . . 208

XVIII. Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Erſter Band. Leipzig 1831. 8. . . . . 242

XIX. Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Zweiter Band. Leipzig 1831. 8. . . . . 248

XX. Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Dritter Band. Leipzig 1832. 8. . . . . 253

XXI. Thomas Carlyle Leben Schiller's. Aus dem Engliſchen, eingeleitet von Goethe. Frankfurt am Main 1830. 8. . . . . 258

XXII. Geſammelte Schriften von Ludwig Börne. Erſter bis ſiebenter Theil. Hamburg 1829. 8. . 265

XXIII. Schauſpiele von F. von Elsholtz. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen 1830. 8. . . . 280

XXIV. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Tragödie von Grabbe. Frankfurt am Main 1829. 8. . . . . 288

XXV. Goethe aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt. Ein nachgelaſſenes Werk von Johannes Falk. Leipzig 1832. 8. . . . . 301

XXVI. Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Erſter bis dritter Band. Berlin 1829. 8. . . . . 313

XXVII. Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Vierter Band. Berlin 1833. 8. 327

Seite

XXVIII. Jambes, par Aug. Barbier. Paris 1832. 8. 333

XXIX. Beiträge für das Königstädter Theater. Von Karl von Holtei. Zwei Bände. Wiesbaden 1832. 8. 345

XXX. Max von Schenkendorf's poetischer Nachlaß. Berlin 1832. 12. . . . . 355

XXXI. Sämmtliche Schriften von Johanna Schopenhauer. Vierundzwanzig Bände. Leipzig 1830—32. 16. . . . . 362

XXXII. Drei Reisen nach Italien. Erinnerungen von K. F. v. Rumohr. Leipzig 1832. 8. . . 372

XXXIII. Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung von Friedrich von Müller. Weimar 1832. 8. . . . . 387

XXXIV. Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit. Von Friedrich von Müller. Weimar 1832. 8. 393

XXXV. Gabanis. Roman v. Wittibald Alexis. Berlin 1832. Sechs Bände. 8. . . . . 405

XXXVI. Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben von Dr. Karl Vogel. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. Berlin 1833. 8. . . 418

XXXVII. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde (Als Handschrift.) Berlin 1833. 8. . . 428

XXXVIII. Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig 1832. 8. 442

XXXIX. Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller etc. by Sarah Austin 3 Vols. London 1833. 8. . . 458

XL. Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographischer Kommentar zu dessen Werken von Richard Otto Spazier. Erster Band. Leipzig 1833. 8. 476

# Lebensumriß.

Friedrich Wilhelm Neumann, geboren zu Berlin den 8. Januar 1781, war der Sohn eines Kaufmanns, der früh ſtarb und kein Vermögen hinterließ; bald nachher ſtarb auch die Mutter, und der elternloſe Knabe kam zu einem Stiefgroßvater, der ein anſehnliches Buchhändlergeſchäft betrieb. Bis in ſein vierzehntes Jahr beſuchte er das Gymnaſium und machte gute Fortſchritte; weil aber die äußern Mittel zur Fortſetzung der Studien fehlten, mußte er ſich wider ſeine Neigung den Handelsgeſchäften widmen; ein bedeutendes Haus nahm ihn wohlwollend auf, und während zehn Jahren, die er hier verweilte, erwarb und übte er eine große Geſchäftseinſicht, die ihm ſpäterhin auch im Staatsdienſte nützlich wurde. In der Familie wurde er wie ein Sohn des Hauſes angeſehen und konnte an allen Vortheilen eines reichen Lebens Theil nehmen. Da jedoch manches in der Umgebung ſeinem Sinne widerſprach, ſo gewöhnte er ſich früh an ſchweigſame Zurückgezogenheit und widmete ſeine Muße am liebſten der Erwerbung von Kenntniſſen, wie ſein Verhältniß dies nur irgend geſtattete. Er beſchäftigte ſich mit Muſik und Dichtkunſt, mit Philoſophie und Geſchichte, las die

besten Schriftsteller in französischer und englischer Sprache, mit deren gründlicher Kenntniß er auch sehr bald die der holländischen und italiänischen verband. In dem erwähnten Hause machte er im Jahre 1803 die Bekanntschaft Varnhagen's, mit welchem ihn bald die engste und treuste Freundschaft verknüpfte, und gleich darauf eröffnete sich ihm ein weiterer Freundschaftskreis, zu welchem Chamisso, Eduard Hitzig, Koreff, Ludwig Robert, Graf Alexander zur Lippe, Franz Theremin und noch mehrere Andere gehörten, denen insgesammt die Poesie und höhere Lebensbildung das vereinigende Ziel war. Unter dem Titel eines Musenalmanachs gaben Chamisso und Varnhagen mit ihren eignen die Gedichte der Freunde heraus, und Neumann's Beiträge erschienen dabei nicht unvortheilhaft.

In jener Zeit hielt August Wilhelm Schlegel zu Berlin Vorlesungen vor einem auserlesenen Kreise von Zuhörern und Zuhörerinnen; der Zustand der Litteratur und Kunst überhaupt, ihre bisherige und künftige Entwickelung, waren der reiche Stoff dieser Vorträge, welche nicht ohne bedeutende Wirkung blieben, besonders weil viele gleichzeitige Bestrebungen Friedrich Schlegel's, Tieck's, Schleiermacher's und selbst Fichte's sich damit zu verbinden schienen. Es war eine Art Verkündigung neuen Aufschwunges zum Dichten und Leben, wozu hauptsächlich die strebende Jugend sich berufen fühlte. Was man gemeinhin die neue Schule nannte, und wozu allerdings die Schlegel'schen Lehren und Beispiele den Kern lieferten, war jedoch weit entfernt, nur aus strengen Bekennern dieses Namens zu bestehen. Der geheime Zwiespalt, welcher vom Beginn her die Häupter trennte, war noch weit mehr unter den Jüngern zu finden, und trat in vielfachen Abweichungen deutlich hervor. Weder Neumann selbst, noch seine obengenannten Freunde, einen einzigen vielleicht ausgenommen, konnten als eigentliche Schlegelianer gelten, obgleich im Ganzen die Richtungen befolgt wurden, für welche die

beiden Schlegel selbst nicht sowohl Meister und Führer als vielmehr Organe geworden waren. Neumann insonderheit hat niemals die Bekanntschaft August Wilhelm Schlegel's gemacht oder gesucht; seine größte Verehrung war vielmehr Fichte'n eifrig zugewandt, der die Annahmen und Behauptungen von jenem größtentheils verwarf und dies unverhohlen aussprach. Ueberschwänglich aber bis zum Mißbrauch war die Nachbildung der poetischen Reimformen, welche die neue Schule von den Italiänern und Spaniern entlehnt hatte, und durch welche auch Neumann derselben anzugehören schien.

Durch Erbschaft war ihm eine Summe Geldes überkommen, welche er sogleich anwandte, um seine Neigung zu den Studien vollständiger zu befriedigen. Er fühlte, daß er einen festern Grund, als ihm bisher möglich gewesen war, in den alten Sprachen gewinnen müsse, und die Umstände fügten es, daß er diesen Gewinn in Hamburg suchte, wo die Leitung und der Unterricht des trefflichen Gurlitt, der ihn sehr liebte und seinen Karakter wie seine Fähigkeiten vollkommen würdigte, ihm die erfolgreichste Förderung waren. Im Jahre 1806 bezog er gemeinschaftlich mit Varnhagen und August Wilhelm Neander, dessen Freund und Taufpathe er geworden war, die Universität Halle. Hier hörte er Friedrich August Wolf mit großem Fleiße, doch leider nur ein halbes Jahr, denn das Kriegsunheil vertrieb die Studirenden von Halle, und Neumann wandte sich mit Neander nach Göttingen, wo er neben den philosophischen auch theologische Vorlesungen hörte und durch diese Studien auch mit Gesenius näher bekannt wurde. Nach einiger Zeit traf er jedoch wieder in Halle ein und trieb neben ernstlichen Arbeiten auch die scherzhafte, mit einigen Freunden einen Roman zu schreiben, der im folgenden Jahre unter dem Titel: „Die Versuche und Hindernisse" im Druck erschienen ist. Schon vorher hatte er an einer satirischen Druckschrift gegen den verrufenen Kritiker Garlieb Merkel Theil genommen, so wie an

der Herausgabe vermischter Schriften unter dem Titel: „Erzählungen und Spiele.“ Auch der Kreis der Freunde hatte sich inzwischen sehr erweitert, und sind hier vorzüglich Fouqué, Achim von Arnim und Alexander von der Marwitz namhaft zu machen.

Da die Vorlesungen in Halle fortwährend untersagt blieben, so wandte sich Neumann mit mehreren Freunden wieder nach Berlin, wohin auch Wolf und Schleiermacher zogen. Jedoch der Krieg, welcher alle Verhältnisse zerrüttete, erschöpfte auch früher, als es sonst geschehen wäre, die Hülfsquellen Neumann's, und er war genöthigt, den Ausfall durch Erwerb zu decken. Vertraut mit den italiänischen Schriftstellern und besonders eingenommen von Machiavelli, begann er dessen florentinische Geschichte zu über[illegible], wozu Johann von Müller eine Vorrede und Anmerkungen zu liefern versprach, aber nicht lieferte, weil er bald nachher Berlin verließ und dann in westphälische Dienste trat. Die Uebersetzung, eines so wichtigen und schon angekündigten Beitrags entbehrend, gelangte nun um so schwieriger zum Druck, und erschien erst im Jahre 1809 in zwei Bänden, die, weil der Verleger fallirte, wenig in den Buchhandel kamen, aber in Wien nachgedruckt wurden.

Des ungewissen litterarischen Erwerbes überdrüßig, trat Neumann hierauf in das angesehene Haus des Hofmarschalls Grafen von Redern als Erzieher der beiden Söhne desselben. Es bezeichnet eben so sehr den Werth des wackern Erziehers, als den edeln und tüchtigen Sinn dieser achtungswürdigen Familie, daß das vorübergehende Verhältniß eine dauernde Verbindung der Anhänglichkeit und des Wohlwollens begründete, welche für beide Theile bis zuletzt erfreulich bestand, und auch über den Tod hinaus noch fortwirkt!

Bald aufs neue in den Stand gesetzt, die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, glaubte Neumann die Philosophie und Theologie verlassen und dagegen die Kame-

ralwissenschaften erwählen zu müssen. Zwei Jahre lang widmete er auf der inzwischen zu Berlin errichteten Universität angestrengt diesem Studium. Nebenher besorgte er im Jahre 1811 eine Zeit lang die Redaktion des „Preußischen Vaterlandsfreundes" und gab im Jahre 1812 mit Fouqué die Zeitschrift „Die Musen" heraus. Im Anfange des Jahres 1813, als die Noth der Zeit auch ihn abermals bedrängte, fand er eine erwünschte Freistätte bei seinem Freunde Hitzig, in dessen Buchhandlung er ein thätiger Gehülfe wurde.

Als das Frühjahr 1813 alle Preußen zu den Waffen rief, war auch Neumann bereit, sich in die Reihen der vaterländischen Streiter zu stellen; seine Gesinnung war voll Eifer und Muth, seine Körperbeschaffenheit jedoch mußte ihn vom Kriegsdienst abhalten, denn, wenn auch übrigens wohlgebaut und eines nicht unangenehmen Aeußern, sah er doch allzu schwächlich aus und hätte auch den Anstrengungen des Feldlebens schwerlich lange widerstehen können. Um aber dennoch der vaterländischen Sache zu dienen, meldete er sich zu einer Stelle bei dem Feld-Kriegskommissariat, und ließ sich durch die untergeordnete, die ihm anfangs zu Theil wurde, nicht abschrecken. Seine Geschicklichkeit, sein sorgsamer Fleiß, seine unerschütterliche Rechtschaffenheit, und, man darf es zur Ehre seiner Vorgesetzten sagen, auch seine ausgezeichnete Bildung und sein feines, taktvolles Betragen, blieben während der drei Feldzüge, die er mitmachte, nicht unbemerkt noch fruchtlos. Er wurde im August 1815 zum stellvertretenden Kriegskommissair befördert und stand als solcher, anderthalb Jahre hindurch, theils in Koblenz, theils in Trier, mit größtem Eifer den ihm zugewiesenen Geschäften vor. Seine Erholung blieben auch in dieser Laufbahn Poesie und Litteratur, und selbst das Studium der Alten setzte er inmitten aller Störungen fort.

Der Oberpräsident Graf von Solms-Laubach, aufmerksam gemacht auf Neumann's seltne Geistesbildung und eben

so seltne Geschäftsbrauchbarkeit, hegte für ihn die günstigsten Absichten und wünschte ihn zu der Landesverwaltung herüberzuziehen, wo ihm ohne Zweifel bedeutende Vortheile und ein rascheres Aufsteigen eröffnet gewesen wären, als in seiner bisherigen Bahn zu hoffen schien. Allein der gute Wille jenes Staatsmannes führte zu keinem Erfolg, weil Neumann so wenig damals, wie zu irgend einer Zeit, sich entschließen konnte, für seine eignen Angelegenheiten den Eifer und die Thätigkeit zu haben, die er seinen Dienstgeschäften widmete, sondern lieber in untergeordneten Verhältnissen blieb, als nach höheren geflissentlich zu streben und sich persönlich geltend zu machen.

Im Jahre 1818 nach Berlin versetzt, fand er sich hier sehr glücklich im Kreise der alten Freunde, denen sich auch neue anschlossen. Er lernte die Tochter des einst vielversprechenden und durch ein höheres Geistesstreben ausgezeichneten, aber früh gestorbenen Dichters Johann Jakob Mnioch kennen, die bald darauf seine Gattin wurde. Seine Ehe war glücklich und durch fünf Kinder gesegnet, die seine zärtlichste Liebe erfuhren, aber auch seine thätige Fürsorge in erhöhten Anspruch nahmen.

Im April 1822 wurde Neumann zum Königlichen Intendantur-Rath bei der Intendantur des dritten Armeekorps ernannt und behielt seitdem seinen festen Wohnsitz in Berlin, von wo nur öftere Dienstreisen im Bereiche seines Amtes ihn auf kürzere Zeit abriefen. Wie ausgezeichnet er in diesem seinem Berufe wirkte, und wie sehr seine Fähigkeit und sein Verdienst von würdigen Vorgesetzten anerkannt wurde, beweist folgendes Zeugniß derselben, welches der höhern Behörde, ohne daß er selbst darum wußte, im Jahre 1831 vorgelegt wurde: „Der Rath Neumann gehört unstreitig zur Zahl unserer vorzüglichsten Räthe, denn er vereinigt Geschäftstreue mit wissenschaftlicher Bildung, leichtes und richtiges Urtheil mit Gründlichkeit, gefälligen Formen, regem

Diensteifer und einer höchst achtungswerthen Haltung. Die überhäuften Geschäfte der Abtheilung für das Kassen- und Rechnungswesen, welchen er mit so vieler Auszeichnung vorsteht, haben besonders im letzten Jahre den höchsten Grad der Anstrengung erfordert. Nur ein in aller Beziehung so tüchtiger unermüdet thätiger Geschäftsmann konnte die ihm gewordene schwierige Aufgabe so rühmlich lösen." Ueberhaupt war es ein eigner und bemerkenswerther Zug in seinem Wesen, daß ihm, der in frühern Jahren wohl eines Hanges zu gleichgültiger Lässigkeit beschuldigt wurde, gleich die eifrigste Anstrengung und der eisernste Fleiß natürlich waren, sobald er aus innerer Neigung oder in bestimmter Pflicht arbeitete.

Für Wissenschaft und Litteratur war sein Sinn unausgesetzt rege geblieben, doch zu eignen Hervorbringungen fanden sich Muße und Antrieb seltner vereinigt. Die Aufmunterung seiner Freunde und der Wunsch, aus seinen Gaben einigen Ertrag zu ärnten, erneuten aber auch seine litterarische Thätigkeit. Die von Hitzig gestiftete Mittwochsgesellschaft, ein Verein von Freunden der Poesie, welchem er sich eifrigst anschloß, gab ihm Gelegenheit zu Gedichten und Aufsätzen mancher Art, auch nahm er Theil an Hitzig's Zeitschriften für Kriminalrechtspflege, an den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik in Berlin und an den Blättern für litterarische Unterhaltung in Leipzig. Der Karakter seiner schriftstellerischen Erzeugnisse, die ihm, auch wenn er auf Erwerb dabei Rücksicht zu nehmen hatte, niemals zum bloßen Gewerbe werden konnten, ist ächter Gehalt mit feiner Bildung vereinigt. Dies gilt von seinen Gedichten wie von seiner Prosa, von seinen frühern launigen Versuchen, wie von seinen spätern kritischen Arbeiten. Alles in diesen hat eine feste Grundlage, ist eigenthümlich gedacht und gestaltet. Er schrieb nicht, wenn er nichts zu sagen hatte; hohle Redensarten waren ihm unmöglich, dagegen glaubte er nicht, jedesmal

Auffallendes und Ueberschwängliches sagen zu müssen, ihm genügte, das Verständige und Angemessene auszusprechen. Sein Scharfsinn und Takt in Erfassung des Individuellen wurden besonders für seine kritischen Arbeiten mehr und mehr bedeutend. Durch Besonnenheit, verständige Einsicht, klare gebildete Sprache, treffendes Urtheil und schickliche Freimüthigkeit reihen sich seine Kritiken den besten unserer Litteratur an. Man fühlt es gleich beim Lesen derselben, daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen stets der Bezug auf ein größeres Ganzes des litterarischen Bildungszustandes gegenwärtig bleibe, und daß auch wieder dieser letztere ihm mit einem höhern geistigen Gesammtleben eng verbunden ist. Seine Aufsätze fanden überall verdiente Anerkennung. Als Goethe von mehreren Seiten angeregt wurde, ein öffentliches Wort über die Gedichte des Königs Ludwig von Baiern zu sagen, lehnte er es mit dem Bemerken ab, daß er doch nur würde wiederholen können, was Neumann darüber in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erschöpfend gesagt habe. Ein anderer geschätzter Beurtheiler rühmt von ihm, daß er jeden Werth, der ihm begegnete, willig anerkannte, auch wenn die Ansicht der seinigen widersprach, und daß er, ein Mann des Fortschreitens, aber keiner der Bewegung im französischen politischen Sinne, doch auch Werke, die aus diesem Sinne hervorgegangen, mit Unabhängigkeit und Milde zu würdigen wußte, sobald sie nur wahre Ueberzeugung und innere Tüchtigkeit zeigten. Eine größere Arbeit über den Saint-Simonismus, die er sich vorgesetzt hatte, würde den Umfang und die Kraft seiner Gedanken über die Richtung und die Entwickelungsstufe unsers Zeitalters am besten dargethan haben.

Durch ein ehrenvolles Vertrauen wurde Neumann in den letzten Jahren auch berufen, als Mitglied eines durch die Behörde eigends hierzu ernannten Ausschusses, an der Prüfung der für die Königliche Schaubühne eingerichteten dramatischen Arbeiten Theil zu nehmen. Doch schied er aus

diesem Verhältnisse bald wieder, weil ihm seine anderweitigen Geschäfte dafür zu wenig Zeit ließen.

Als die Freunde Tieck's in Berlin dem abwesenden Dichter zu dessen sechzigjährigem Geburtstag ein öffentliches Ehrenfest veranstalteten, war Neumann einer der ersten Unternehmer und Beförderer dieser durchaus in dem besten Sinne geleiteten Angelegenheit. Auch bei andern Vorgängen, wo Gemeingeist und Geselligkeit sich angesprochen fanden, bezeigte er lebhaften Eifer und heitern Sinn, den sichtbar zu trüben schon ein ernster und bedeutender Anlaß erfodert wurde.

So durfte Neumann, bei arbeitvollen Mühen, aber leidlicher Gesundheit und gutem Muth, in häuslichem Glück und frohem Freundesumgang noch manches Lebensjahr zu genießen, noch vielerlei zu bilden und gedeihen zu sehen hoffen, als ihn, unerwartet ihm selbst und den Seinen, im vierundfünfzigsten Jahre der Tod abrief. Er starb auf einer Dienstreise, von Magdeburg zurückkehrend, am 9. Oktober 1834 zu Brandenburg, nach kurzer Krankheit, unter der Pflege einer befreundeten Familie, die den Erkrankten liebevoll aufgenommen hatte.

Sein reiner und so gütiger als fester Karakter war sich stets gleich geblieben und hatte ihm in Allen, die ihn kannten, nur Freunde erworben; sein persönliches Andenken läßt nirgends einen feindlichen Stachel zurück. Von Natur schweigsam und verschlossen, doch nie verstockt; wenig selbstthätig, aber leicht erregbar; bescheiden und nachgiebig, doch freimüthig und fest; bei stillem Ernste stets aufgelegt zu Witz und Laune; mit diesen Eigenschaften noch die tiefern und werthvollern der Wahrheitsliebe, des höchsten Strebens und der edelsten Gesinnung vereinigend, konnte er nur eine freundliche Erscheinung sein, die man höchstens unbemerkt lassen, aber nicht unangenehm noch lästig finden konnte. In seiner ganzen Eigenthümlichkeit wird er immer eine merkwürdige Gestalt in dem Bildungsgange seines Zeitalters sein, deren

Dasein und Wirken nicht der Vergessenheit anheimfallen kann, auch in der Litteratur nicht, wenngleich das von ihm Geleistete weder durch großen Umfang, noch durch seltsame Gestalt hervorleuchtet.

# Kritiken.

# I.

Friedrich Heinrich Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Zwei Theile. Leipzig 1825—27.

---

Wiewohl Deutschland auch aus frühern Jahrhunderten poetische Meisterwerke aufzuweisen hat, so ist doch der Kreis dessen, was wir gegenwärtig unsere Litteratur nennen, und was als solche in Europa anerkannten Rang hat, erst seit etwa sechzig Jahren entstanden. Die Erweiterung und Verschönerung dieses reichen Besitzthums, die unser Ziel sein muß, ließe sich bei den Elementen, die darin vorhanden, den Grundlagen, die gewonnen sind, und bei den vielseitigen Bestrebungen wohl mit Zuversicht erwarten: leider aber läßt sich nicht verhehlen, daß die Aussichten dazu auf mannichfache Weise getrübt erscheinen. Diese unbezähmbare Lust zu schaffen, wie sich das Geschaffene auch gestalten möge, dies schülerhafte Nachbilden des besser schon Vorhandenen, dies aberwitzige Haschen nach mißgestalteter Eigenthümlichkeit, dies betäubende litterarische Marktgeschrei in zahllosen Tagblättern scheint so sehr jeden bessern Keim ersticken zu wollen, daß die unfruchtbarste Armuth an litterarischen Erzeugnissen sich uns zu Zeiten als ein wünschenswerther Zustand darstellt, im Vergleich mit dem unvertilgbar wuchernden Blätterwuchs unserer Tage. Diesem Uebel zu wehren bedürfte unsere Jugend nicht nur einer ächten und tiefen Ehrfurcht vor den Heroen unserer Litteratur, eines unablässigen Stu-

diums ihrer Meisterwerke, sondern auch einer aufmerksamen Betrachtung des Weges, den sie genommen haben. Die letztere nun zu befördern ist wohl nichts geeigneter als Briefsammlungen, wie der hier vorliegende, und der Herausgeber hat sich dadurch gerechten Anspruch auf unsern Dank erworben. Sie umfaßt den größten Theil des angedeuteten Zeitraumes vom Jahre 1762 bis 1818, und verbreitet ein helles Licht über die gemeinsamen und gegenseitigen Verhältnisse, über die Bestrebungen und Ansichten der vorzüglichsten Männer, die in dieser glänzenden Periode deutscher Geistesbildung als Hauptfiguren hervortreten.

Schon von seinem zwanzigsten Jahre an stand Friedrich Heinrich Jacobi in Briefwechsel mit bedeutenden Männern, zu denen das Bedürfniß geistiger Forschung und Bildung ihn hinzog. In dem schnellen Wachsthum seiner erkennenden und darstellenden Kraft bewährte sich bei ihm, der in früherer Jugend wenig zu versprechen geschienen, daß nichts den Fortschritten des Geistes förderlich ist, als der immer thätige lebendige Verkehr mit vorzüglichen Menschen. Solcher Trieb, verbunden mit einer seltenen Reinheit des Gemüths, mit der liebreichsten Gesinnung, mit den Vortheilen einer sehr empfehlenden Gestalt, einnehmender Sitten und eines ansehnlichen Vermögens, mußte nothwendig Alle, die dem Höheren sich zuwandten, an ihn heranziehen, und so sehen wir ihn als jungen Mann schon in vertrauter Freundschaft mit Wieland, Goethe und andern Würdigen und Großen seiner Zeit. Bald erweiterte sich der reiche Kreis seiner Verbindungen. Die vorliegende Sammlung enthält dreihundert siebenundsechzig Briefe, die er mit mehr als sechzig verschiedenen, im Gebiet der Litteratur sämmtlich bedeutenden Personen gewechselt hat. Alle waren sie mit ihm durch die Bande inniger Freundschaft und der höchsten Verehrung verbunden, und dieses allein schon würde den bedeutenden Einfluß, den er auf die Bildung unserer Litteratur gehabt hat,

beweiſen, wenn auch von ſeinen Werken nichts erhalten worden wäre. Alle legten, wie wir aus ihren Briefen ſehen, den höchſten Werth auf ſein Urtheil, ſelbſt diejenigen unter ihnen, die ſchon im Beſitz eines begründeten Rufes, eines unbeſtrittenen Erfolges waren, ſuchten ſeinen Beifall und ſeinen Rath, deſſen Befolgung nicht ohne die erfreulichſte Wirkung blieb.

Der Herausgeber dieſer Sammlung, Friedrich Roth zu München, hat derſelben eine Nachricht von Jacobi's Leben, größtentheils, wie er ſagt, aus deſſen mündlichen Mittheilungen geſchöpft, vorangeſchickt, die bei ihrer Kürze freilich nur die äußerſten Umriſſe bezeichnen konnte, dennoch aber dem Leſer zum Anhalt und zur Ueberſicht willkommen iſt. An dieſer Spitze der Sammlung ſteht Jacobi's Briefwechſel mit Wieland, einem der älteſten unter ſeinen Freunden, und nimmt unter den mitgetheilten Briefen bei weitem den größten, wohl den vierten Theil des ganzen Raumes ein. Die Bewunderung Jacobi's für Wieland's Werke legte in frühern Jahren den Grund zu gegenſeitiger Freundſchaft, dann zu einem gemeinſchaftlichen litterariſchen Wirken, der Herausgabe des „Deutſchen Merkurs". Aber grade aus dieſer Gemeinſchaft entwickelte ſich unvermeidlich eine Verſchiedenheit der Anſichten und Geſinnung, die zu allmäliger Entfernung führen mußte. Wieland's eklektiſche, hauptſächlich nach Beifall, Erfolg und Glanz ringende Richtung in Philoſophie und Kunſt war den dogmatiſchen, auf das Ideal gerichteten Beſtrebungen Jacobi's ſo ganz entgegengeſetzt, daß die lange Fortdauer ihrer Verbindung nur beweiſt, wie viel Zeit die hellſehendſten Geiſter oft bedürfen, um ſich einander ganz zu erkennen und inne zu werden, daß jeder nur ſeiner eignen Bahn zu folgen hat. Während Wieland mit der geſchmeidigſten Toleranz Alles gelten ließ und lobte, was ſich nur mit einigem Geſchick, mit Gewandtheit und Zierlichkeit darſtellte, ſetzte Jacobi ſich mit dem ſtrengſten Eifer Allem ent-

gegen, was nicht Wahrheit und Schönheit, sowie er selbst sie anschaute, als Kern in sich trug. Beide waren in hohem Grade empfindlich. Jacobi in dem, was er als wahr erkannt, Wieland in dem, was ihm als Werk seiner Darstellung Freude machte. So mußte Aufrichtigkeit auf einer und Selbstständigkeit auf der andern Seite Mißklänge erzeugen, zu deren Auflösung gegenseitige Zuneigung und Achtung nicht immer hinreichten. Es ist interessant, in den hier gesammelten Briefen zu verfolgen, wie auf diesem Wege die wärmste Freundschaft allmälig verdunstete, und die bloße Achtung vor sehr verschiedenen Eigenschaften als Residuum zurückließ. Ueberall begegnen wir in Jacobi's Briefen mit Vergnügen den Aeußerungen selbstständigen Seelenadels, der kräftig und unabhängig jede kleinliche Rücksicht verschmäht, jeder Armseligkeit und Schlechtigkeit der Zeit seine Verachtung bezeigt, während wir in Wieland's Briefen bei aller Anerkennung natürlicher Herzensgüte oft die klügelnde Berechnung zu mißbilligen haben, mit der er sein litterarisches Wirken und Bestehen gradezu auf den großen Haufen der Schwachen und Mittelmäßigen gründet. „Der Merkur", sagt er, „soll hauptsächlich unter den mittelmäßigen Leuten sein Glück machen und macht es auch." In diesem Sinne setzt er ihn fort, obwohl er nach seinem eignen Geständnisse fühlt, daß das Beste darin für Geister wie Goethe, Jacobi, Herder, Lavater und ihresgleichen insipid sein müsse. Tritt die Erbsünde der Journalisten schon im Jahre 1775 in dieser Deutlichkeit hervor, wie können wir uns noch wundern über das Unkraut von 1827, und wenn die Gegenmittel, die Goethe, Jacobi und Andere gegen solchen Unfug empfehlen, selbst auf einen Mann wie Wieland keinen Einfluß hatten, wie dürfen wir hoffen, daß dem weit verbreiteten Uebel jetzt noch gesteuert werden könnte? Der Briefwechsel mit Wieland, in welchem auch manche Lücken sichtbar werden, reicht nur bis zum Jahre 1777, und ungern vermissen wir den

Reſt deſſelben, wodurch die weitere Geſtaltung dieſes intereſſanten Verhältniſſes bis zu deſſen Auflöſung unſerer Wahrnehmung entzogen wird.

Ein anderes für Jacobi's Leben und Wirken höchſt wichtiges und einflußreiches Verhältniß war das mit Johann Georg Hamann. Es war eine Wahlverwandtſchaft, in der Hamann die Stelle eines Vaters, Jacobi die des Sohnes einnahm; und beide füllten ſie auf das Vollkommenſte aus. Sowie ſich der geiſtige Einfluß eines Vaters auf ſeinen Sohn, da, wo beide einig und auch da, wo ſie in Abſicht auf gegenſeitiges Verſtändniß noch im Streben begriffen, ja ſelbſt, wo ſie verſchiedener Anſicht ſind, geſtalten ſoll, ſo erſcheint derſelbe in Jacobi's litterariſchem Wirken in den Jahren 1785 bis 1789. Ein vollſtändiges Bild davon iſt uns in dem Briefwechſel aufbehalten worden, der die dritte Abtheilung des vierten Bandes von Friedrich Heinrich Jacobi's Werken bildet. Niemand wird ohne Rührung die wahrhaft kindliche, hülfreiche, geduldige Liebe Jacobi's und dagegen das treue, naturkräftige, dankbare Herz Hamann's betrachten, bei dem ſich die höchſte Strenge der Wahrheit in eigenthümlicher Geſtaltung aus dem Quell der reinſten Liebe ergoß. In dem Tagebuch Wizenmann's, eines von Jacobi inniggeliebten jugendlichen Freundes, der bis zu ſeinem früh erfolgten Tode in deſſen Hauſe lebte, findet ſich folgende von Jacobi an Hamann nach Wizenmann's Ableben mitgetheilte Stelle. „Dies (nämlich Hamann) iſt der Mann, deſſen patriarchaliſches Herz, deſſen bildervoller Kopf, deſſen ungeheuere Gelehrſamkeit, deſſen feiner, ſchwerthafter Geiſt meines Erachtens nicht ſeines Gleichen hat. Ich beuge mich tief vor ſeinem Genius. Jacobi hat viel gute Eindrücke ihm zu verdanken." Wie beneidenswerth war Jacobi's Glück, dem das Schickſal gewährte, das von äußern Verhältniſſen ſchwerbedrängte Leben Hamann's in den letzten Jahren ſeiner rauhen Laufbahn zu verſüßen und zu erheitern. In beſſere als in Jacobi's

Hände konnte aber auch das Füllhorn solcher Gaben nicht leicht niedergelegt werden, denn Niemand labte sich mit höherer Lust an den Freuden geistigen und leiblichen Wohlthuns, und Niemand erkannte dankbarer das Heil, das ihm vergeltend durch solche Freunde gewähret ward. Da nun jener Briefwechsel fast nur Briefe von Hamann, von denen Jacobi's aber nur sehr wenige Fragmente enthält, ein Mangel, der um so fühlbarer wird, als er an einer Sammlung der Werke des Letztern hervortritt, so wäre wohl zu wünschen gewesen, denselben in der gegenwärtigen Sammlung ergänzt zu sehen; der Leser findet sich jedoch in dieser Hoffnung getäuscht, da kein einziger Brief von Jacobi an Hamann darin enthalten ist. Möchte sich doch der Herausgeber veranlaßt finden, die an sich gewiß achtbaren Gründe, die ihn bestimmen, bei der Bekanntmachung des brieflichen Nachlasses seines Freundes mit einer den Freunden der Litteraturgeschichte sehr fühlbaren Zurückhaltung zu Werke zu gehen, aus einem allgemeinern Gesichtspunkte näher zu erwägen, wenigstens durch ausführlichere öffentliche Darlegung derselben dem Einflusse richtig entwickelter Gegengründe Raum zu geben.

Wir haben oben der liebevollen Gesinnung erwähnt, mit welcher Jacobi Allen seine hülfreiche Hand reichte, die seinem Herzen durch warmes reines Gefühl oder Gaben des Geistes theuer wurden. Hamann, Wizenmann, Georg Forster und unzählige Andere erfuhren die wohlthätigen Wirkungen davon in vollem Maße; aber sie erstreckte sich auch selbst auf solche, deren Sinnes- und Gemüthsart seinem sittlichen Gefühl, das er als sein Lebensprincip erkannte, weniger einstimmend entgegentraten. Den deutlichsten Beweis davon finden wir in Heinse, der, obgleich seine geistige Natur ihm widersprechend war, dennoch lange Zeit als Familienglied in seinem Hause lebte, seines Schutzes, seiner Verwendung und Förderung sich reichlichst zu erfreuen hatte. „Ich glaube nicht," sagt er von ihm, „daß er je ein Ganzes von wahrhafter lebendiger

Schönheit hervorbringen wird, weil ſein Herz ächter, reiner Liebe unfähig iſt. Daß er übrigens viel Geiſt, viel Talent hat, wiſſen wir. Auch ſeinen Karakter ſchätze ich; er hat weit mehr Gutes als Böſes und wirklich viel Edles in der Anlage. Aber es iſt nicht in dieſem Menſchen, etwas aus der Fülle zu thun." Ein andermal ſchrieb er an Hamann: „Ich hatte Müller ſehr gebeten, Heinſe wo möglich zu Mainz anzubringen. Kaum iſt er zurück, ſo ſchreibt er mir, daß es gelungen ſei; Heinſe ſei Vorleſer des Kurfürſten. Mir war Heinſe's Verſorgung durch eine Verkettung von Umſtänden und Begebenheiten wohl nicht eigentlich zur Pflicht gemacht, aber doch ſo auferlegt worden, daß ich mir nicht herauszuhelfen wußte. Unſer gegenſeitiges Verhältniß war drückend wegen der gänzlichen Verſchiedenheit unſerer Sinnes- und Denkungsart, ſo daß wir beide nicht wenig darunter litten."

Von dem Verhältniſſe zwiſchen Jacobi und Goethe kommt in dieſer Sammlung zu unſerem großen Bedauern nur Weniges zu Tage. Nur drei Briefe minderbedeutenden Inhalts von Jacobi an Goethe finden ſich darin vor. In dem letzten 1808 geſchriebenen gibt Jacobi bei Gelegenheit eines ſehr richtigen Urtheils über Werner ein Mißfallen an der neuern poetiſchen Schule lebhaft zu erkennen. Sie mache, ſagt er, den Parnaß zu einem Redoutenſaale, und ſpreche dann: dies iſt die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung. Von Goethe, ſowie überhaupt von jetzt noch lebenden Perſonen, finden ſich keine Briefe in der Sammlung abgedruckt. Das Wenige aber, was uns hier über die zwiſchen Jacobi und Goethe ſtattgefundene Verbindung mitgetheilt wird, erweckt die Sehnſucht nach ihren brieflichen Mittheilungen in hohem Grade, da eben dieſes Wenige darauf hindeutet, wie eng dieſe Verbindung, wie groß ihr gegenſeitiger Einfluß auf einander geweſen iſt. „Goethe" — ſchreibt Jacobi an Wieland — „iſt der Mann, deſſen mein Herz bedurfte, der das

ganze Liebesfeuer meiner Seele ausdauern kann. Mein Karakter wird nun erſt ſeine ächte eigenthümliche Feſtigkeit erhalten, denn Goethe's Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen — den einſamen, verſtoßenen — unüberwindliche Feſtigkeit gegeben. Der Mann iſt ſelbſtſtändig vom Scheitel bis zur Fußſohle." — „Was Goethe und ich einander ſein mußten, war, ſobald wir vom Himmel herunter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entſchieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten ſich einander; ſo ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, ſeine Seele — zeugte ſich der Eine vom Andern — die ganze Gluth der meinigen; nie werden ſie einander verzehren." — In demſelben Briefe nimmt er mit Begeiſterung Goethe's „Clavigo" gegen ein wegwerfendes Urtheil Wieland's in Schutz und gibt in der Darſtellung des Gefühls, womit ihn dieſes Stück im Innerſten ergriffen hat, zugleich die treffendſte Karakteriſtik deſſelben. Es wird intereſſant ſein, hiermit zu vergleichen, was Goethe von ſeinem Aufenthalt bei Jacobi in Pempelfort im November 1792 („Aus meinem Leben." II. Abth. 5. Thl.) erzählt, und wir verſtatten uns, die betreffenden Stellen hier einzurücken, da ſie weſentlich dazu dienen, den Blick zu richtiger Auffaſſung des hier zu beurtheilenden Buches zu leiten. „Es war", ſagte er, „ſchon ſeit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Exiſtenzen zuſammentrafen, und Menſchen von einer Seite ſich aneinander ſchloſſen, obgleich von der andern höchſt verſchieden. Jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft, und man ließ ſich eine wechſelſeitige Verehrung und Schonung gern gefallen. Das Talent befeſtigte ſeinen erworbenen Beſitz einer allgemeinen Achtung; durch geſellige Verbindungen wußte man ſich zu hegen und zu fördern. Die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne, ſondern durch

eine überwiegende Mehrheit erhalten. Daß hierbei eine Art Absichtlichkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; so gut wie andere Weltkinder verstanden sie eine gewisse Kunst in ihre Verhältnisse zu legen, man verzieh sich die Eigenheiten; eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage, und die wechselseitigen Mißverständnisse blieben lange verborgen." — — „Wünschenswerth wäre nunmehr," fährt Goethe fort, „daß man, um die Anmuth des Pempelforter Aufenthaltes vollkommen darzustellen, auch die Oertlichkeit, worin dies Alles vorging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes geräumiges Haus in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher freier Umgebung genossen; Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen: der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter erinnernd. Heinse, mit zu der Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwiedern. Es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam." — Wir haben es uns nicht versagen können, auch diese letztere Stelle hier aufzunehmen, in welcher Goethe uns ein so reizendes Bild der äußern Gestaltung von Jacobi's damaligem Leben entwirft, da dieses Leben sowohl äußerlich wie innerlich als einer der Mittelpunkte erscheint, um den sich die Geistesregungen seiner Zeit bewegten. Die erstere Stelle aber gibt einen, wiewohl nur allgemeinen, doch bei aller Kürze

ſo kräftigen und karakteriſchen Umriß der damaligen litterariſchen Gemeine, daß eine reinere und richtigere Darſtellung derſelben auch in der umſtändlichſten Ausführung nicht gegeben werden könnte. Hiervon wird Jeder ſich überzeugen, der die gegenwärtige Sammlung mit Aufmerkſamkeit durchlieſt. Jeder Brief liefert einen Beleg dazu, und das Ganze ſtellt ſich als ein ausgemaltes Bild vor Goethe's Skizze dar. Damals aber näherte ſich dieſer Zuſtand ſchon ſeiner Entwickelung. Die franzöſiſche Revolution auf einer, Kant und die idealiſtiſche Philoſophie auf der andern Seite, löſten die unſichtbaren Fäden, die jenes litterariſche Gemeinweſen zuſammenhielten, deſſen Beſtehen der Grundlegung unſerer neuern Litteratur gewiß in hohem Grade förderlich war. Lange diente daſſelbe als heilſames Schutzmittel gegen die damals ſchon vorhandenen Keime dieſer rohen Perſönlichkeit und Parteiwuth, dieſes Vernichtungskrieges Aller gegen Alle, durch den unſere heutige Litteratur aus der Ueberſpannung in Entkräftung überzugehen droht. „Reines Gefühl und unparteiiſche Liebe des Wahren und Schönen", ſchreibt Jacobi ſchon 1779, „iſt beinahe ganz unter uns vertilgt, und ein leidiger, Alles verwirrender und zerrüttender Parteigeiſt an die Stelle getreten."

Von der andern Seite darf indeſſen auch nicht verkannt werden, daß ein ſolches, wenn auch auf den beſten Zweck gerichtetes Zuſammenhalten der litterariſchen Vordermänner, bei zu langer Dauer des Uebergewichts Einzelner, der Litteratur leicht eine einſeitige Richtung, eine zu ſtrenggeſchloſſene und dem Fortbauen widerſtehende Begrenzung geben kann, wie wir ſie bei den Franzoſen bemerken, und die Geſchichte mag daher auch hierin wie immer Recht haben. In dem wüthenden Kampfe, der ſich nun entwickelte, zwiſchen dem noch beſtehenden, bis zur Fäulniß verderbten Alten und dem in ſeiner Unreife noch herben, gährenden Neuen konnte es nicht fehlen, daß in Deutſchland auch Beſſere Partei nah-

men; daß Einer, das Gute nur in dem Alten erſchauend, ängſtlich einen Schritt zurücktrat auf dem Wege zur Wahrheit, während ein Anderer, dem blendenden Lichte des Neuen allein folgend, ſich über das Ziel hinausſtürzte. So ſuchte Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ſein Heil im Roſenkranz und Georg Forſter das ſeinige in der rothen Mütze. Welchen Gang Stolberg bis zu dieſem Schritte genommen, darüber geben die wenigen, hier von ihm aufbehaltenen Briefe uns manche Andeutung. Ergriffen vom tiefſten Abſcheu vor den Schlechtigkeiten der Zeit, den Gräueln der Revolution, der ſeichten Aufklärungsſucht deutſcher Theologen, ſieht er Alles dieſes an als Symptome eines abwärts ſtrebenden Ganges der Menſchheit und ihres Abfalles von Gott. Dieſem ſich näher anzuſchließen, greift er nach dem Anker des Katholicismus, den er für das einzig Stabile hält. Der Glaube, der ihm Bedürfniß iſt, könne, ſo meint er, nicht ein inneres Erzeugniß des Menſchen ſelbſt ſein, nur durch Tradition werde er erlangt und im Katholicismus ſicher und rein bewahrt. In dieſem Sinne ſagt er von Lavater: „Der heilige Boden, auf dem er ſteht, kann und will uns Alle tragen, aber, wenn Gott ihn nicht hielte, ſo fiele er von dem Gerüſt, das er ſich auf dieſem Boden erbaut hat, und bräche den Hals. Er ſtrengt ſeine innere Sehe fürchterlich an, um in unſerer Mondſcheinnacht andere als reflektirte Sonnenſtralen zu ſehen. — Ich bitte dich, ſchreibt er an einem andern Orte, laß dem Mainzer Forſter deinen Schutz nicht ferner angedeihen! Laß ſein Angedenken zugleich mit Kotzebue's Büſte in irgend einer Rumpelkammer vergeſſen ſein.“ Bei ſo disparaten Richtungen konnte jenes Zuſammenhalten, wie es Goethe ſchildert, freilich nicht länger beſtehen. Jacobi ſelbſt, der Anfangs die Revolution mit Theilnahme, ihre erſten Aeußerungen nicht ohne Neigung, einige ihrer früheſten Vorfechter mit Bewunderung betrachtet, kam durch die ſpätern Ereigniſſe bald von den Hoffnungen

zurück, die ſie in ihm erregt hatte. Seine Verehrung von Necker ſpricht er an mehreren Orten aus und bezeugt ſie ihm ſelbſt in einem Briefe, worin er ihn auffordert, dieſen großen Proceß der Menſchheit, der in gewiſſem Sinne ſein eigner geworden ſei, zu entwickeln und zum Spruch vorzulegen, was jedoch Necker mit der Aeußerung ablehnt: zum Behufe dieſer Entwickelung würde er nicht nur die Fehler der Sieger, ſondern auch die ihrer Gegner darſtellen müſſen, zu welchem Letztern er ſich ihres großen Unglücks wegen um keines perſönlichen Intereſſes willen entſchließen könne. Obgleich Jacobi in Folge der Revolution und der Fortſchritte der franzöſiſchen Waffen ſich genöthigt fand, ſein ſchönes Beſitzthum zu verlaſſen, und ſich nie entſchließen konnte, in ſein dem franzöſiſchen Reiche einverleibtes Vaterland zurückzukehren, auch in den folgenden Jahren den größten Theil ſeines Vermögens verlor, ſo ertrug er doch dieſe Unglücksfälle mit Seelenſtärke und ohne Nachtheil für die Unabhängigkeit ſeines Urtheils, in dem eine Beimiſchung perſönlicher Bitterkeit niemals zu bemerken iſt. Wie er in ſpäterem Lebensalter über die franzöſiſche Revolution dachte, ergibt ſich aus folgender Stelle: „Wahrhaft große Männer konnte dieſe Revolution nicht wohl hervorbringen, da ihr ein zu niedriger Begriff der Menſchheit und ihres Gegenſtandes zum Grunde lag: in ganz Frankreich war der Geiſt Fleiſch geworden, und es ſteht nicht viel beſſer im ganzen übrigen Europa.“ Eine Aeußerung, der man freilich entgegenſetzen könnte, daß große Männer weniger Producte, als Producenten ihrer Zeit ſind.

Aus ſeinem heitern anmuthigen Lebenskreiſe in Pempelfort vertrieben, wandte ſich Jacobi nach Holſtein, wo er unter der großen Zahl von Freunden, die er durch ſeinen Werth in frühern Jahren ſich erworben, und die als die Blüthe des Landes zu betrachten waren, eine neue Heimath fand. Nachdem er eine Zeit lang abwechſelnd in Hamburg,

Wandsbeck, auf den Landgütern seiner Freunde und in Eutin gelebt, setzte er sich endlich, als er sich für das Aufgeben seiner frühern Heimath bestimmt entschieden hatte, in letzterem Orte fest. Die Familie Reimarus, Sieveking, Claudius, Graf Reventlow, Schlosser und viele Andere standen ihm so nahe, daß er sie als die Seinigen betrachten konnte.

Wenn aber auch in dem Umgange mit ihnen, die sich in seinem Besitze glücklich schätzten, für seine geistige Lebensthätigkeit und Geselligkeit hinreichender Stoff und Ersatz für das Aufgegebene sich darbot, so mußte doch im Anfange dieser Periode der Unterschied einer Lebensweise, wo er den Aufenthalt wechselnd bald diesem, bald jenem Lebenskreise sich anzuschließen hatte, von jener frühern, wo er als Mittelpunkt seines eignen Kreises dastand, eine störende Empfindung in seinem reizbaren Gemüth hervorbringen. So konnte auch die lebhafte Mißstimmung, die sich dort aus dem Kampfe zwischen dem schleichenden, Eingang und Verbreitung suchenden Katholicismus und dem mit Leidenschaft und rauher Derbheit widerstrebenden Protestantismus weit über die Gesellschaft verbreitete, nicht ohne verstimmende Wirkung auf sein Leben bleiben. „Ich habe", schreibt er an Herder, „die Fürstin (Gallitzin) immer sehr liebgehabt, aber ich war ihr beinahe feind geworden wegen des Samens, den sie vor vier Jahren in Holstein ausgestreut hatte, und den ich bei meiner Ankunft das Jahr darauf in voller Blüthe stehen fand. Manches hat sich seitdem gegeben, und im Ganzen ist es leidlicher geworden. Wenn ich mich nicht in Poden und Antipoden durch Sympodie zu finden wüßte, so wäre mein Leben hier im Lande bei meinen Verhältnissen unerträglich. So aber geht es. Meine Denkungsart ist allgemein bekannt, und da alle entgegengesetzten Parteien wissen, daß ich bei jeder Dasselbige äußere, und Allen darin Recht gebe, daß sie intolerant sind, weil sie sonst einig sein würden, oder wenig-

ſtens nicht eifern könnten, zugleich aber ihnen zu Gemüth führe, daß ohne Dein kein Mein ſich denken läßt, ſo werden ſie dadurch in Abſicht meiner billig und dulden mich im ganzen Ernſt. Sogar Schloſſer verträgt mich, ob er gleich unter allen meinen Freunden und Bekannten (Voſſen nehme ich aus) wohl am weiteſten davon entfernt iſt, in der eben beſchriebenen Verträglichkeit mein Nachfolger zu werden."

Dennoch erkannte Jacobi dankbar die ausgezeichnete Aufnahme an, die er in Holſtein gefunden hatte. „Hier bekränzt mich", ſchreibt er an ſeine Schwägerin, „Jeder mit ſeinen ſchönſten Blumen, mit ſeinem edelſten Laube; meine Gegenwart ehrt und erfreut; es iſt keine Luſt im Lande, die nicht erhöht und feſtlicher würde, wenn ich Theil an ihr nehme. Das iſt ſüß, liebe Fritze, und ich genieße es nicht erſt ſeit geſtern. Du wirſt dich auch erinnern, wie ich immer von dieſer Gegend geſprochen habe. Mit dem Alter mußten die Vorzüge dieſes Landes mir fühlbarer werden. Hier komme ich mir wie ein ſchönes, junges, blühendes Mädchen vor; unter meinen Landsleuten erſchiene ich wie ein verachtetes einſames altes Weib, dem Jeder gern aus dem Wege geht. — Inſofern bliebe ich alſo unendlich lieber, als ich gehe; aber nicht lieber heute als vor fünf Jahren; und nahe fünf Jahre lang habe ich nicht bleiben wollen, und weil ich nicht wollte, mich immer brünſtiger geſehnt zu gehen; denn mir war Noth um Ruhe, um eine Heimath, um eine bleibende Stätte." —

Vom Jahre 1795 bis 1805 hatte der Aufenthalt Jacobi's in Holſtein gedauert, als er vorzüglich auf Anregung und Betrieb ſeines Freundes Schenk als Mitglied der zu errichtenden Akademie der Wiſſenſchaften nach München berufen und bald darauf zum Präſidenten derſelben ernannt wurde, zu einer Zeit, als Baiern von den Drangſalen eines Krieges heimgeſucht ward, deſſen Ausgang dieſes Land dem Einfluſſe franzöſiſcher Herrſchaft hingab. Dieſer Einfluß

mußte während einer Reihe von Jahren, wie allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, ſo auch ſeiner Wirkſamkeit hemmend und ſtörend entgegentreten. Die uns aus dieſer Periode aufbehaltenen Briefe bezeugen aber, daß er auch in derſelben und bis an ſein Ende ſolchen Hinderniſſen, ſowie den Einflüſſen zunehmender Krankheit und Alters, mit höchſter Klarheit und Seelenkraft entgegenwirkend durch die Sammlung, Anordnung, Bearbeitung und Herausgabe ſeiner Werke, durch die ihm ſtets Bedürfniß gebliebene anregende Geſelligkeit, durch Berathung und Förderung mitſtrebender Freunde und nachſtrebender Jugend ſich als ein Pfeiler deutſcher Bildung aufrecht zu erhalten wußte. Hier wie überall verſtand er eine liebende und treue Genoſſenſchaft um ſich zu verſammeln, in der er auch nach ſeinem Tode noch fortzuwirken hoffte. Und dieſe Hoffnung hat ihn nicht getäuſcht, denn mit Jacobi iſt gleichſam eine proteſtantiſche Koloniſation in das tief katholiſche Baiern gekommen, deren wiſſenſchaftliche und geſellige Wirkung noch immer wohlthätig fortdauert.

Von den merkwürdigen Männern, von denen uns Briefe in dieſer Sammlung aufbehalten ſind, nennen wir hier noch Jean Paul Friedrich Richter, deſſen Verehrung für Jacobi vielleicht am wenigſten eingeſchränkt war; Dohm, Garve, Leſſing, Lichtenberg, Lavater, Schiller, Hippel und Fichte. Aus mehren der von dem Letztern mitgetheilten Briefe erſehen wir die große Verehrung, mit welcher er ſich Jacobi zu nähern ſuchte. Die wenigen Briefe des Letztern an Fichte enthalten dagegen nur allgemeine, freundliche und wohlwollende Aeußerungen, und nur in dem, was er an Andere gelegentlich über Fichte ſchreibt, blicken hin und wieder ſeine Anſichten über deſſen Karakter und Philoſophie durch, die für Freunde des Letztern nicht ohne Intereſſe ſind, und aus welchen ſich ergibt, daß er auch als ſein Gegner vor ſeinem Geiſt und Scharfſinn wie vor ſeinem Talent eine Achtung hatte, die auch durch die Schmeicheleien derer nicht vermin-

dert werden konnte, die ihn auf Koſten Fichte's zu erheben ſuchten. Wichtigeres über die wiſſenſchaftlichen Beziehungen zwiſchen beiden Männern findet ſich in der mit K. L. Reinhold's Leben von deſſen Sohne Ernſt Reinhold herausgegebenen Sammlung von Briefen vereinigt. Auch konnte überhaupt, da eine frühere Recenſion des vorliegenden Buches in dieſen Jahrbüchern ſchon vorzugsweiſe den Gang und Gehalt des Philoſophiſchen in den Verhältniſſen hervorgehoben hat, unſere Abſicht hier vornehmlich nur auf das allgemein Litterariſche und Lebensgeſellige gerichtet ſein.

Alles, was uns hier von Jacobi aufbehalten iſt, bildet ein ſeiner würdiges Monument, von um ſo höherem Reiz und Werthe, als er ſelbſt es iſt, der es ſich unwillkürlich ſetzte. Ueberall begegnen wir ſeinen hervorſtechenden Karakterzügen, einer unbegrenzten Liebe zur Wahrheit, einem unüberwindlichen, nie verhehlten Abſcheu vor allem Unedeln, der hülfreichſten, thätigſten Freundſchaft und Großmuth, der tiefſten Liebe und einer Offenheit, die keinen Schleier duldet. Er tadelt ſelbſt ſeine Freunde mit eben ſo großer Aufrichtigkeit als Feinheit, und er behandelt ſie ſogar mit Heftigkeit, da wo er ihre Nachſicht und Duldſamkeit gegen das Unreine mißbilligt. Dieſem vielleicht bis zur Ueberſpannung reizbaren ſittlichen Gefühl dürfen wir wohl auch ſein allzuhartes Urtheil über Rouſſeau zuſchreiben, von dem er ſagt, daß ſeine confeſſions ihm unendlich wehe gethan, ſo wehe, daß er ſie gern rein vergeſſen hätte, und den er an einem andern Ort einen Geck, ein Ungeheuer von Eigenſucht nennt. Hierbei vergißt er den Werth der unerſchrockenen Selbſtbeſchauung und der Aufrichtigkeit gegen ſich und Andere, deren Marter ſich Rouſſeau mit einer Seelenkraft und Bußfertigkeit auferlegte, die wenigen Sterblichen zu Theil ward.

Den Adel, mit dem Jacobi den Schmerz des Lebens trägt und in dem Gefühl des Unendlichen den Troſt für irdiſche Leiden findet, bewährt der herrliche Brief über den

Tod ſeiner Gattin, und ſo erſcheint auch in dem Drucke des Unmuths, dem er gegen das Ende ſeiner Laufbahn bei allem Widerſtande ſeines kräftigen Geiſtes ſich nicht ganz zu entziehen vermochte, weniger das Gefühl eignen Leidens als das der Hemmung ſeiner wohlthuenden Wirkſamkeit. „Wie ich entbehrt habe dieſe lange Zeit über," ſchreibt er an Friedrich Roth, „will ich euch nicht erzählen. So kann meiner Niemand mehr entbehren, da von mir kein Wohlthun mehr ausgeht. Ich fühle das ſo tief, und es erregt in mir eine Trauer, die Niemand von mir nehmen kann."

Der Styl in Jacobi's Briefen iſt überall edel, kraftvoll, frei und bei der höchſten Ausbildung fern von Künſtelei und Zwang. In welchem Maße ihm die Gabe des ſchriftlichen Ausdrucks und nicht bloß in ſeiner Mutterſprache, zu Gebote ſtand, zeigen mehrere hier mitgetheilte, von ihm in höchſter Meiſterſchaft franzöſiſch geſchriebenen Briefe.

Wie groß der Werth ſolcher Sammlungen wie die vorliegende für die tiefere Erkenntniß des Menſchen und ſeiner Geſchichte iſt, bedarf keiner Erinnerung. Grade in dieſen unbelauſchten Aeußerungen des Vertrauens und der Freundſchaft ſchließen ſich mehr als in den durchdachteſten Werken Karaktere, Geſinnungen und Lebensanſichten auf, und wir empfangen in ihnen ein unmittelbares Bild der Zeit, aus der ſie herrühren. Und dieſer Werth muß ſteigen mit jedem heranwachſenden Geſchlecht in dem Maße, in dem die verſchwindenden Jahre es von dem Gegenſtande ſeiner Forſchung entfernen und ihm dieſe erſchweren. Auch die unſcheinbarſte Aeußerung kann unerwartet ein helles Licht werfen auf die wichtigſten Werke und Verhältniſſe und weſentlich mitwirken zur wiſſenſchaftlichen Ergründung und Konſtruktion einer Zeit. Bedächte man daher, mit welcher Freude ein neu aufgefundener Brief eines Cicero oder Plinius von der ganzen gebildeten Welt mit Recht würde empfangen werden, ſo würde man ſich hüten, auch anſcheinend unwichtige Mittheilungen

bedeutender Männer der Vernichtung zu überlassen. Auch die Pietät gegen den Wunsch und Willen der Verstorbenen sollte der Bekanntmachung ihrer Briefe kein Hinderniß sein. Leider hatte Jacobi die größte Abneigung gegen den Gedanken, daß seine brieflichen Mittheilungen nach seinem Tode bekannt gemacht werden könnten. Er gibt seine Zufriedenheit darüber zu erkennen, daß ihm ein großer Theil seiner Briefe von den Empfängern zurückgegeben worden, und daß er diese so wie die ihrigen verbrannt habe. „Es ist", schreibt er an eine Freundin, „eines der größten Bekümmernisse meines Lebens, daß so viele vertrauliche, sorglos hingeschriebene Briefe von mir in der Welt zerstreut sind, wovon Eitelkeit und Gewinnsucht früher oder später wahrscheinlich einen Theil wenigstens gemein machen werden," und so ist uns denn durch ihn selbst der reiche Nachlaß, dessen Rest wir mit Dank und Freude annehmen, bedeutend geschmälert worden. Uns erscheint seine Ansicht, die nur aus einem wiewohl sehr reinen Gefühl entsprungen ist, dennoch als im Irrthum. Immerhin mögen Briefe dem Blick entzogen bleiben, so lange ihr Inhalt irgend ein persönliches Gefühl verletzen könnte. Mit der Auflösung der Personen aber tritt das Recht der Geschichte ein auf die einmal ausgesprochene ganze Wahrheit; denn diese ist das Element des geistigen Lebens, und durch Beeinträchtigung derselben wird Zartgefühl für Mitlebende zum Vandalismus gegen die Nachwelt.

Hoffentlich sind noch viele an Jacobi gerichtete Briefe vorhanden, deren Bekanntmachung nur aus Rücksicht für jetzt noch lebende Personen verschoben wird, sowie gewiß auch noch viele Briefe von Jacobi in den Händen ihrer Empfänger liegen. Möchten dieselben auch einst ebenfalls gesammelt und der Welt bekannt gemacht werden. Mit diesem Wunsche schließen wir die Anzeige eines Buches, das für jeden Freund der Litteratur so viel Anziehendes und Belehrendes enthält, und zu den erfreulichsten und nütz-

lichſten Gaben gehört, die uns ſeit langer Zeit dargeboten wurden.

---

## II.

1. Lyriſche Reiſen und epigrammatiſche Spaziergänge. Von Wilhelm Müller. Leipzig 1827. 8.
2. Dichtungen von Karl Egon Ebert. Zweite vermehrte Auflage. Zwei Bändchen. Prag 1828. 8.

---

Die Lyrik iſt bei uns Deutſchen durch alle Zeiten unſerer Litteratur vorzugsweiſe mit Gunſt und Glück behandelt worden; ſie ſcheint der Grundton unſerer Poeſie zu ſein; der immer fortſchreitend ausgebildet worden iſt. Neben Goethe, dem ihr noch heute treuen Dichter, haben mehrere, wir möchten ſagen, Geſchlechtsfolgen trefflicher Lyriker ſeit fünfzig Jahren einander aufnehmend und ergänzend fortgelebt. An Klopſtock, Hölty, Bürger, Voß und Stolberg haben ſich die Schlegel und Tieck, an dieſe Uhland, Juſtinus Kerner und Guſtav Schwab würdig angereiht, und auch in der neuſten Zeit fehlt es, ſo hoch die Kränze durch glückliche Vorgänger und zahlloſe Mitbewerber auch geſtellt ſind, doch nicht an Kämpfern, die ſie zu erringen wiſſen. Unter den Namen, die damit geſchmückt erſcheinen, werden Wilhelm Müller und Karl Egon Ebert mit Recht genannt.

Sie haben ſich Bahn gebrochen in einer Zeit, wo uns das Saitenſpiel ſo geläufig geworden iſt, daß es beinah gleich ſchwer erſcheint, ganz elende oder vortreffliche Verſe zu machen. Wilhelm Müller, deſſen Griechenlieder mit lautem Beifall aufgenommen wurden; der in gelungenen Nachbildungen neugriechiſcher Volkspoeſie einen Schatz poetiſchen Goldes uns eröffnete, deſſen Lieder eines reiſenden Waldhoriſten von glücklichen Melodien begleitet, wenn nicht in den Mund des Volkes, doch in den des gebildeten Theils der

Nation übergegangen ſind, hat uns die hier vorliegende Sammlung als letztes Geſchenk vor ſeinem leider ſo früh erfolgten Hinſcheiden zurückgelaſſen. Die Liederſammlung von Karl Egon Ebert erlebt nach einem Zeitraume von vier Jahren jetzt die zweite Auflage, ein Vorzug, der auch würdigen Dichtern nur ſelten zu Theil wird, und zu beweiſen ſcheint, daß die Klage über lauen Antheil an dem, was wirklich ausgezeichnet iſt, wohl nicht ganz mit Recht geführt wird.

1. Der Dichter, ſagt man, wird geboren, und dies gilt gewiß vor allen andern von dem lyriſchen Dichter, da das Gefühl mit der urſprünglichen Natur des Menſchen eins iſt; es kann durch Bildung nicht gegeben, nicht geſtärkt, ſondern nur zum klaren Bewußtſein gebracht werden. Wilhelm Müller war, wie aus dieſen und aus ſeinen frühern Gedichten hervorgeht, nicht mit einem tiefen dichteriſchen Gefühl, wohl aber mit einem feinen Sinn für das Schöne in der Poeſie; nicht mit einer natürlichen Schöpfungskraft, wohl aber mit der Gabe geboren, dem, was er aufgefunden hatte, oder was ihm von außenher dargeboten wurde, eine gefällige, angemeſſene und reizende Form zu geben. Beide Eigenſchaften können, durch Studium und Uebung ausgebildet, erfreuliche Früchte tragen, und als ſolche ſtellen ſich die hier vorliegenden Gedichte dar. Ueberall erkennt man in ihnen den fleißigen Künſtler, den aufmerkſamen Beobachter, der die Werke der Alten und Neueren mit Eifer durchforſcht, Natur und Leben emſig betrachtet und aus ihnen nicht nur den Stoff zu ſeinen Dichtungen erlauſcht, ſondern auch ſich eine eigenthümliche Form für dieſelben gebildet hat. Sehr ſichtbar haben Studium und ſinnige Auffaſſung des klaſſiſchen Alterthums großen Einfluß auf Müller's poetiſche Bildung gehabt. Seine Muſe erinnert zuweilen an Anakreon. Dennoch erſcheint er nirgend als Nachahmer. Vielmehr ſind Sinn und Geiſt der klaſſiſchen Poeſie durch Aſſimilation in ihn übergegangen, und von dieſer Grundlage aus hat er ſich eine

eigne romantiſche Form gebildet. Was hingegen den Stoff betrifft, ſo entſteht dieſer ſelten aus ſeiner eignen Lebensfülle; vielmehr geht der Dichter überall umher und beobachtet, ob ſich vielleicht etwas fände, was ſich zur poetiſchen Geſtaltung eignen möchte. Dieſe Entſtehungsweiſe ſeiner Gedichte, die er ſelbſt auch hin und wieder, wiewohl unwillkürlich, andeutet, wenn er z. B. ſagt:

„Meine Muſe ſuchte Lieder,
Wenn ſie Maienblumen las,"

oder:

„Dann ſchweift die Muſ' umher am naſſen Strande
Und ſammelt kleine Muſcheln ſich zu Kränzen,"

wirkt nun aber nothwendig auch auf ihre Geſtaltung ein und bedingt ihre Wirkung. Sie ſind nicht Funken eines innern dichteriſchen Feuers, ſondern Lichter, die der Dichter in dem Spiegel ſeines Sinnes auffängt und in künſtlicher Färbung zurückgibt. So ſind denn auch die hier unter der Benennung „Lyriſche Reiſen" zuſammengefaßten Gedichte mehrentheils, wenn auch der Form nach lyriſch, doch ihrem Inhalt nach bei weitem mehr dem Idyll oder der Elegie ſich annähernd.

Der Dichter nimmt ein Gefühl, gleichviel ob in ſich oder einem Andern, als vorhanden an, und macht dieſes zum Mittelpunkt eines kleinen Bildes, das er mit Sinn und Geſchmack in geſchickter, ungezwungener Wendung, in reizender Form, mit klarem und korrektem Ausdruck und in wohlklingenden Verſen gefällig abrundet und ausmalt. Dieſe Behandlungsweiſe gefällt dem Leſer und erfreut ihn, ohne ihn jemals tief zu bewegen oder zu erſchüttern. Die Wirkung davon beruht mehr auf der glücklichen Darſtellung des poetiſchen Gedankens als auf der innern Kraft deſſelben. Nicht ſelten hat aber auch die große Fertigkeit, die der Dichter in dieſer Weiſe erlangt hat, ihn verführt, einen unbedeutenden oder unklaren Gedanken zum Grunde zu legen und durch die ihm eigne Veredlung der Form ſich über die Nich-

tigkeit des Stoffes ſelbſt zu täuſchen. Dann erſcheinen ſeine Bilder als etwas Geſuchtes, als ſpitzfindige Spiele des Verſtandes, die ein bloßes erfundenes oder vorausgeſetztes Gefühl zur Grundlage eines für ſinnreich gehaltenen Gedankens oder Gleichniſſes machen. Zu dieſer Klaſſe müſſen wir mit manchen andern faſt alle die Gedichte rechnen, die der Verfaſſer „Ständchen in Ritornellen aus Albano" überſchrieben, und an denen eine gewiſſe erkünſtelte Naivetät uns unerfreulich angeſprochen hat. Das Folgende gehört noch nicht zu den unbedeutendſten:

### Der Thränenbrief.

Mein Mädchen hat ein Briefchen mir geſchrieben
Wohl mit der ſchwarzen Feder eines Raben,
Und hat mit Zwiebelſchalen es verſiegelt.

Und wie ich nun das Siegel aufgebrochen,
Da fühlt' ich in den Augen ſolch ein Stechen,
Daß mir die Thränen auf die Wangen floſſen.

Ich trocknete die Augen, um zu leſen:
Doch iſt das Trocknen ganz umſonſt geweſen —
Denn ach, ſie ſchreibt: wir müſſen Abſchied nehmen.

Die Ueberſchriften, die der Verfaſſer ſeinen Gedichten gegeben, als: „Lieder aus dem Meerbuſen von Salerno", „Frühlingskranz aus dem Plauen'ſchen Grunde", „Muſcheln von der Inſel Rügen", u. ſ. w. deuten nur darauf hin, daß ſie in jenen Gegenden und auf Anregung der dem Dichter dort zugekommenen Eindrücke entſtanden ſind, ohne deshalb eben auf einen lokalen oder nationalen Karakter Anſpruch zu machen, auch hat der Verfaſſer nirgend angedeutet, ob vielleicht einigen derſelben wirklich nationale Lieder zum Grunde liegen. Indeſſen haben ſie, wie natürlich, durch die Verſchiedenheit dieſer Eindrücke auch eine verſchiedene Färbung

erhalten und dadurch die Sammlung den Reiz der Abwechſelung gewonnen. Die „Reime aus den Inſeln des Archipelagus" ſind jedoch neugriechiſchen Originalen frei nachgebildet, eine treffliche Nachleſe zu ſeiner frühern Sammlung neugriechiſcher Volkslieder. Sie athmen ganz die volle Lebensfriſche und liebliche Anmuth ihres Vaterlandes. Faſt in jedem dieſer Gedichte iſt ein eigenthümlicher Gedanke eindringlich und zierlich in einfach ſchöner Wendung und enthaltſamer Kürze dargeſtellt. Aus dieſen wie aus den früher uns mitgetheilten neugriechiſchen Dichtungen iſt wohl zu erkennen, daß der Grundſtoff der Poeſie in dieſem Volke nicht untergegangen iſt, und dies allein ſchon iſt eine ſichere Bürgſchaft für die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit ſeiner Wiederbelebung. Des Dichters an die Weiſe der Urbilder ſich anſchmiegende Behandlung hat ihnen den urſprünglichen Farbenduft ſorgſam erhalten, und ſo ſtehen ſie in ihrer einfachen Naturſchönheit lebendig blühend vor unſerem Blick.

Zu denjenigen Liedern, in welchen ſich des Dichters eignes natürliches Gefühl mehr von innen heraus und frei von aufgeſuchten äußern Grundlagen ausſpricht, gehören diejenigen, die er unter der Benennung „Frühlingskranz aus dem Plauen'ſchen Grunde" zuſammengefaßt hat. Freilich liegt auch bei dieſen die Anſchauung der Frühlingsnatur zum Grunde, aber doch hat ſie ihn hier mehr zu freien Gefühlslauten als zu abſichtlichem Bilderſpiel geweckt, wie es bei den mehrſten ſeiner Dichtungen ſonſt der Fall iſt. Damit die Leſer den Dichter von dieſer Seite kennen lernen, theilen wir eines der kürzern hier mit:

### Der Peripatetiker.

Alles will ich nun verlernen,
Was mich lehrte das Papier.
Schwarze, ſteife, ſtumme Lettern,
Sagt, was wollt ihr noch von mir?

In die grüne Wanderſchule
Ruft mich ein Philoſophus,
Einer, der ſich nennt mit Rechten
Ein Peripatetikus.

Denn er zieht mit ſeiner Lehre
Durch die Länder ein und aus,
Schlägt in Wald und Feld und Garten
Auf ſein wunderbares Haus.

Eine große Schaar von Schülern
Folgt ihm durch die weite Welt:
Vöglein in den blauen Lüften,
Vöglein in dem grünen Zelt.

Und ſie zwitſchern unverdroſſen
Ihres Meiſters Weisheit nach;
Was ſie geſtern erſt erfahren,
Lehren ſie an dieſem Tag.

Und der Weiſe aller Weiſen
Kollert ſich im grünen Gras,
Wiegt ſich auf den ſchlanken Zweigen,
Als ob Alles wär' ein Spaß.

Alſo ſtreut er ſeine Lettern,
Weiß und roth und gelb und blau,
Ohne Wahl mit vollen Händen
Ueber Berg und Thal und Au.

Leſ't, o leſ't die lieben Schriften
Voller Wahrheit, voller Luſt,
Brüder, leſ't und ſtürzt euch ſelig
An des Lehrers warme Bruſt.

Aber auch von jener andern Dichtungsweiſe, wo der Dichter eine Reiſebemerkung geſchickt in ein lebendiges Gedicht umwandelt, ſind wir unſern Leſern ein Beiſpiel ſchuldig. Die Nationaltracht der Mädchen von Mönkgut auf der Inſel Rügen wird ihnen an einem beſtimmten Tage feierlich

angezogen, wo dann der ſchnelle Uebergang des Kindes zur Jungfrau auffallend wird. Dies gibt dem Verfaſſer zu folgendem Gedicht Anlaß:

## Einkleidung.

Sie ſtand im Kinderröckchen
Noch geſtern vor der Thür,
Heut ſitzt ſie hinter'm Fenſter
Und ſtellt ein Mädchen für.

Erſt geſtern ging ich piſchen
Und bot ihr meinen Gruß,
Da kam ſie mir entgegen
Und gab mir einen Kuß.

Heut kehr' ich heim vom Fange —
Kaum nickt ſie mit dem Kinn,
Als wollte ſie mir ſagen:
Sieh nur, wie groß ich bin!

Was doch die Kleider machen!
Kaum käm's mir ſelber an,
Sie heute ſo zu küſſen,
Wie geſtern ich gethan.

Das macht die hohe Mütze,
Die lange ſteife Bruſt —
Da hat ſie eingeſchnüret
Die kleine freie Luſt.

Sie iſt ein Mädchen worden,
Und ich, ich werd' ein Kind,
Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenſter blind.

Sehr natürlich iſt es, daß ein Dichter wie dieſer, der den Nahrungsſtoff für ſeine Poeſie auf dem Felde des Lebens durch Beobachtung erntet und jedes Einzelne, was ſich ihm darbietet, ſofort in eine poetiſche Geſtalt zu faſſen ſucht,

durch diese Neigung zur epigrammatischen Dichtung hingeführt werden mußte. Ihr verdanken wir zweihundert Epigramme und Gnomen, die der Verfasser unter der Ueberschrift „Epigrammatische Spaziergänge" in diese Sammlung aufgenommen hat. Sein Epigramm ist nicht das moderne, das eigentlich nur in versificirtem Witz besteht, vielmehr ist es, wenn es sich gleich in modernen dem Dichter eigenthümlichen glücklich gebildeten Formen darbietet, doch dem Inhalte nach den griechischen Epigrammen ähnlich. Wie die bessern unter diesen enthalten Müller's Epigramme mit wenigen Ausnahmen einen treffenden, sinnvollen, oft bedeutenden und fruchtbaren, zuweilen scherzhaften Gedanken, kurz und reizvoll ausgedrückt. Keines ist ganz flach und leer oder sonst verwerflich; viele können dem Gedächtnisse der Jugend als nützliche Lebensbegleiter zur Aufbewahrung empfohlen werden. Zur Begründung unsers Urtheils nehmen wir, ohne Wahl dem Zufall folgend, die nachstehenden hier auf:

### Eifersüchtige Liebe.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, dann bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwei darunter, die grad'aus zu sehen taugen.

---

### Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

---

### Kardinal der Liebe.

Bittre Pomeranzenschale schneidest du in meinen Wein,
Aber mit dem andern Händchen wirfst du Zucker auch hinein.
Spricht zu mir dein sprödes Mündchen bittre Worte manches Mal,
Gibt mir süßen Trost dein Auge, und mein Herz trinkt Kardinal.

Diejenigen Naturgaben unsers Dichters, auf denen sein Talent beruhte und die seinen poetischen Karakter bilden,

ſind grade ſolche, die mit dem Alter reifen, die durch Fleiß und fortdauerndes Studium der höchſten Ausbildung fähig ſind. Beide waren ihm in hohem Grade eigen, und ſo würde er, wäre er uns erhalten worden, namentlich in der elegiſchen, idylliſchen und epigrammatiſchen Dichtung gewiß zu einer großen Vollendung gelangt, es würde ihm gelungen ſein, aus ſeinen Werken die jetzt an vielen derſelben noch bemerkbaren Spuren zu verwiſchen, aus welchen man die Art ſeines Verfahrens zu leicht erkennt. Denn das iſt in aller Kunſt der Triumph des Fleißes, daß er nicht ſichtbar werde. Um ſo mehr haben wir den frühen Verluſt eines ſo glücklich beginnenden, ſo viel verſprechenden Dichters zu bedauern, als ſorgfältiger Fleiß, gründliches Wiſſen und die ihn beſonders auszeichnende ruhige Anſpruchsloſigkeit nicht zu den Kennzeichen der gegenwärtigen Periode unſerer Poeſie zu gehören ſcheinen.

2. Auf eine durchaus verſchiedene Weiſe finden wir uns durch die zweite hier vorliegende Sammlung angeregt. Gleich der erſte Eintritt in dieſen anmuthigen poetiſchen Blumengarten macht den erfreulichſten Eindruck auf den Sinn des Leſers. Ebert's Gedichte ſtellen ſich dar als der ungekünſtelte und doch zierliche, nicht aus Gefallſucht, ſondern aus dem Bedürfniß der Mittheilung hervorgegangene Ausdruck eines reinen innigen Gefühls. Seine Liebenswürdigkeit iſt nicht der Gewinn mühſam errungener Bildung, ſondern reines Geſchenk der Natur. Am Eingange empfängt uns der Dichter mit folgenden Verſen:

Kaum daß junge Sängerherzen
Liederdrang und Schwungkraft ſpüren,
Drängt ſie's auch, ſo Luſt als Schmerzen
In die Welt hinaus zu führen.

Und ihr werdet ſie nicht ſchmälen
Ob des frühen Außenſtrebens;
Vieles kann der Menſch verhehlen,
Aber nicht den Kern des Lebens;

Nicht, was ihm die Bruſt erfüllet
Tagesüber, in den Nächten;
Nicht, worein er ganz ſich hüllet,
Drein er ganz ſich möchte flechten.

Richtet drum nicht hart die Fehle,
Liebend übt die vollſte Strenge,
Denn ihr richtet eine Seele
Im Gewande der Geſänge.

Die günſtige Stimmung, die durch dieſe freundliche Anrede in dem Leſer erweckt wird, erhält ſich faſt durchgängig bei allen lyriſchen Gedichten dieſer Sammlung, und nur ſehr ſelten ſchien uns die Seele in dem Gewande ſeiner Geſänge zu fehlen oder ſich matter zu regen. Das reine, kräftige und tiefe Gefühl des Dichters iſt das erſte wirkende Element ſeiner Poeſie; von ihm wird ſeine Phantaſie harmoniſch belebt, und ſo iſt aus dieſer eine Fülle eigenthümlicher und anziehender lyriſcher Dichtungen hervorgegangen, die unſern Sinn gleich den beſten dieſer Gattung anſprechen. Nur ſelten ſcheint der Dichter den in ihm aufſteigenden Bildern und Gedanken ein nicht urſprünglich in ihm vorhandenes Gefühl untergelegt zu haben, wie z. B. in dem Sonett „Melancholie", erſter Band, S. 54, wo die Verzweiflung in der Geſtalt der reiflichſten Ueberlegung und nach einem epigrammatiſchen Schluſſe ſtrebend, mithin widernatürlich auftritt und den Leſer kalt laſſen muß."

Wenn unſere erſte Anforderung an einen lyriſchen Dichter Reinheit und Tiefe des Gefühls iſt, ſo ſchließt dies die nothwendige Bedingung ein, daß er die wirkliche Welt in dem Zeitraum, wo er ihr angehört, ganz und rein durch ſein Gefühl in ſich aufgenommen habe, daß er ſie liebend umfaſſe, daß er ſie in dem Spiegel ſeiner Individualität verklärt und erhöht uns vor Augen ſtelle. Jedes einſeitige Hervorheben der Schmerzen des Lebens, der Gebrechen des

Zeitalters, des Kontraſtes der Poeſie mit den Erſcheinungen des zeitlichen Lebens tritt bei dem Dichter als Krankheit des Gefühls hervor, wie ſie ſich in der Erkenntniß als Irrthum kundgeben würde. Dieſe Bedingung nun erfüllt unſer Dichter vollkommen, und unter ſeinen ſchönen Eigenſchaften müſſen wir die voranſtellen, daß er nicht, wie ſo viele lyriſche Dichter ſich ſelbſt als ein Opfer ſeiner Zeit darſtellen, nicht rühren will durch die gereimten Thränen, die der Druck proſaiſchen Weltlaufs einem fühlenden Dichterherzen auspreßt, ſondern ſich durchgängig mit dem Leben und ſeinem Geiſte befreundet zeigt. Er iſt ein liebender und geliebter Sohn ſeiner Zeit und ſtellt ſich gern und freudig als ſolcher dar. Nicht mit Unrecht hat man in neueſter Zeit Heinrich Heine als ein bedeutendes poetiſches Talent hochgeprieſen, und auch wir verkennen nicht die leichte Freiheit, die geiſtige Kraft ſeiner Dichtungen. Aber auch ſeine Lyrik kränkelt an dieſem unaufgelöſten Widerſpruch ſeines Innern mit dem Leben ſeiner Zeit, und nur in dem Talente, mit welchem er dieſem Widerſpruch eine neue eigenthümliche Seite abzugewinnen wußte, liegt das Geheimniß ſeiner Kunſt und ſeines Erfolges. Heine ſtellt die Welt dar in ihrer modern übertünchten Gemeinheit, ſein Herz von ihr verletzt und zerriſſen, ſich ſelbſt hoch über beiden ſchwebend und mit dem Humor der Verzweiflung ihrer ſpottend. Dieſe Freiheit und Kraft, mit der er die Verdorbenheit und ſeine eigne Zerriſſenheit ſchildert, dieſe Naivetät des Laſters, dieſe Offenherzigkeit der Schuld, dieſer lächelnde Humor unſittlicher Leiden im leichteſten Gewande einſchmeichelnder poetiſcher Formen haben einen Reiz, den man ſich ungern geſteht. Aber mag auch die Zeit lebendig und wahr erſcheinen in ſeinen Schöpfungen: dies Leben iſt doch nicht das Leben der Liebe, dieſe Wahrheit iſt nicht vollſtändig; denn die edlere Seite des Lebens ward, bei allem Sinn, den er dafür hat, doch nicht ſein Eigenthum. Auch er iſt ein Sohn ſeiner Zeit, aber er liebt ſeine Mutter nicht;

er malt ihre Schwächen mit der halben Wahrheit des muthwilligen Zerrbildes, geistreich aber widerlich. So haben denn seine Dichtungen den Reiz scharfer Eigenheit und leichter Anmuth neben dem Mißgefühl des getrübten Ideals, und seine Kunst wird, wenn auch großartig, dennoch zur Manier. Wenn der Dichter auf der weiten Erde, die ihn trägt, vorzugsweise den harten Fels, den scharfen Dorn zum Lager wählt und den weichen Rasen mit rauher Ferse verletzt, so fühlen wir neben seiner Qual auch seine Schuld und können uns nicht erfreuen an seinem schwer erkauften Scherz. Manche haben bei Heine an Lord Byron erinnern wollen, gewiß zu seinem Nachtheil, denn wenn auch der Britte in der Lebensansicht ihm nahe stehen mag, so hat er doch unendlich mehr von der Welt gesehen und ergriffen und ist, wenn auch nicht besser, doch unvergleichbar größer als er.

Wir haben hier von unserem Gegenstande abweichend einen längern Blick auf Heine's Dichtungen gerichtet und werden ihn auch ferner noch vergleichend betrachten, weil der hier zu beurtheilende Dichter mit jenem in einem vollkommenen Gegensatze steht, durch welchen die Eigenheit des Letzteren um so klarer hervortreten kann. Welt und Gegenwart verstimmen ihn nicht zu Bitterkeit und Trübsinn; er stellt sich nicht mit ihnen in Widerspruch, seine Kraft zeigt sich nicht in der Anstrengung des Kampfes gegen sie, nicht in der verzerrten Gestalt des Hasses und der Ironie, vielmehr nimmt er sie als Elemente seines Lebens willig in sich auf, gibt sie in poetischer Gestaltung beglänzt und veredelt zurück und gewährt uns so den Mitgenuß des Glücks, das er in der Poesie findet, der er uneingeschränkt sich hingibt. Freilich zeigt sich auch bei ihm das Leben in dem nothwendigen Wechsel der Wehmuth und Lust, aber beide harmonisch erhöht in der poetischen Verklärung des Irdischen, in der die Wehmuth ihren Trost, die Lust ihren Adel findet. Ist die Poesie ein Heiltrank unserer Seele, so fordern wir von dem

Dichter, deſſen Gemüth ſie entquillt, vor Allem poetiſche Geſundheit, und dieſer erfreut ſich unſer Dichter in jugendlicher Fülle.

Die beiden folgenden Gedichte, die wir herausheben, wählen wir nicht eben vornehmlich als Proben von der lyriſchen Dichtergabe des Verfaſſers, ſondern vielmehr weil ſie durch das Gepräge innerer Wahrheit deutlich zu erkennen geben, wie es dem Dichter in ſeiner Poeſie zu Muthe iſt und ſie folglich als Belege unſerer Darſtellung ſeiner Eigenthümlichkeit dienen können.

## Künſtlers Flehen.

Wurzel ſchlugen deine Keime,
Herr, in meines Buſens Tiefen,
Und gedeutet ſind die Träume,
Die in mir, ein Räthſel, ſchliefen.

Dich erkenn' ich, Geiſt der Milde,
Der in meinem Geiſte waltet,
Der die dunkeln Traumgebilde
In mir formet und geſtaltet.

Dich erkenn' ich, Geiſt der Liebe,
Der den ird'ſchen Sinn mir läutert,
Und die Bruſt voll kleiner Triebe
Wunderbar zum All erweitert.

Dich erkenn' ich, Geiſt der Stärke,
Der mir durch die Adern glühet,
Der beim Schaffen neuer Werke
Mir aus Aug' und Wange ſprühet.

Du biſt's, der die Hand mir leitet,
Wenn mein Saitenſpiel erklinget;
Wenn mein Lied der Kehl' entgleitet;
Biſt es du, der aus mir ſinget.

Könnt' ich je, der Staubgeborne,
Unwerth ſolcher Gnade werden,

Könnt' ich, der von dir Erkorne,
Mich als stolzes Selbst geberden;

Könnt' ich je in dem Gefluthe
Schaaler Eitelkeit versinken,
Mich in frechem Uebermuthe,
Wie Prometheus, Schöpfer dünken:

Dann verwandle, Geist der Milde,
In des Zornes Geist dich wieder,
Und vernichte die Gebilde,
Und den Bildner schmettre nieder!

Denn verrucht, der Gaben liebte,
Und den Geber nicht erkennte,
Und ein Thor, der Großes übte,
Und sich selbst den Schöpfer nennte.

---

## Der Wanderer.

Rüstig fort am Wanderstabe,
Rüstig vorwärts in die Weit,
Heitre Lieder sind meine Habe,
Und so bin ich froh bestellt.

Haus und Heimath hab' ich nirgend,
Bin doch fremd an keinem Ort,
Finde doch ein Obdach irgend,
Und ein freundlich Menschenwort.

Bald in dunkeln Hainen geh' ich'
Streife drauf durchs offne Land,
Bald auf schroffen Felsen steh' ich,
Wo vor mir kein Fuß noch stand.

In gestürzten Ritterhallen
Lieg' ich manche Stund' im Traum,
Blicke dann im Weiterwallen
Nach der fernen Berge Saum.

Zwischen Au'n und Klippenwänden
Trägt mich dann ein Nachen hin;

Baum und Stein mir Grüße ſenden,
Und im Flug vorüberziehn.

Wo ein muntrer Vogel ſinget,
Ruh' ich ſanft im Schatten aus;
Wo ein heilig Glöcklein klinget,
Tret' ich in das Gotteshaus.

Abends öffnet meiner Bitte
Wirthlich ſich ein Hüttchen klein,
Und ich ſchlummre in der Hütte
Süß und ohne Sorgen ein.

Und ſo will ich weiter treiben,
Wenn der Himmel Kraft mir gibt;
Einſtens will ich ruhn und bleiben,
Wo ein Herz iſt, das mich liebt.

In dieſen beiden Gedichten ſpricht ſich die Weltanſicht des Dichters ſowohl in Beziehung auf das höhere göttliche, als auf das irdiſche Leben klar und deutlich aus. Man ſieht, daß ſie aus dem Gefühl hervorgegangen iſt und in ſeinem Bewußtſein ſofort die jugendlich friſche, durchſichtige, poetiſche Geſtaltung angenommen hat, in der er ſie uns wiedergibt: eine Geſtaltung, der es bei aller Allgemeinheit des Inhalts doch nicht an einer durchaus eigenthümlichen Individualiſirung fehlt. Dieſe Weltanſicht, wir möchten ſagen dieſes Weltgefühl, iſt das poetiſche Blut, das durch die feinen Adern ſeiner Dichtungen überall durchſchimmert. Eine ſolche Beziehung auf ein höheres Leben aber ſuchen wir in Heine's zahlreichen Gedichten vergeblich. Freilich dürfen wir es dem Dichter nicht als Fehler vorrücken, wenn er uns ein poetiſches Glaubensbekenntniß nicht urkundlich ſchwarz auf weiß in Verſen vorlegt; es ſoll aber aus der Geſammtheit ſeiner poetiſchen Schöpfungen ſein Verhältniß zum Göttlichen hervorklingen, was bei Ebert ſehr deutlich, bei Heine aber gar nicht, oder, wo wir etwas der Art bei ihm erlauſchen, meiſt zu ſeinem Nachtheil der Fall iſt. Statt einer geſun-

den, kräftigen, vom höhern geistigen Leben durchdrungenen Individualität wie bei Ebert, finden wir bei Heine durchweg nur die überreizte, mit der Uebermacht des Schicksals kämpfende Persönlichkeit.

In gleichem Verhältnisse verschieden zeigen sich beide Dichter in ihrer Anschauung und Darstellung der äußern Natur, da wo sie solche als poetischen Stoff behandeln. Das folgende Gedicht, dem wir nur einen andern Schluß wünschten, wird dem Leser zu erkennen geben, in welcher Weise Ebert hierbei zu Werke geht.

### Die Lilie und der Mondstrahl.

Der Mond haucht in die düstre Nacht
Recht silberklar herein
Und sendet seiner Strahlen Pracht
Dem Strome und dem Hain.

Da richtet sich aus süßem Traum
Die Lilie still empor
Und öffnet ihres Kelches Raum,
Und läßt den Duft hervor.

Und flugs in die erschloss'ne Brust
Schwingt sich der leichte Strahl
Und schmiegt sich an in sel'ger Lust,
Und küßt sie tausendmal.

Sie aber schließt erfreut sich schnell
Und hält den Buhlen fest,
Der, in der hellen doppelt hell,
Von ihr sich wiegen läßt.

Und Morgens, wenn die Schäferin
Die thau'ge Lilie pflückt,
Und sie mit frommem Kindersinn
An ihren Busen drückt;

Da wird, wenn sich der Kelch erschließt,
Ihr wunderbar zu Muth,
Und unbekannte Sehnsucht fließt
Durch ihr erglühtes Blut;

Und ſeufzend wallt ſie durch das Thal
In jeder lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenſtrahl
Im Lilienkelch gemacht?

An ähnlichen ſehr ſchönen und zarten Dichtungen iſt Ebert reich; er liebt und verſteht es, die äußern Naturerſcheinungen zu verkündigenden Boten der ewigen Liebe umzudichten, oder ſie mit den Gefühlen, die ſein Inneres erfüllen, zu beleben. Zwar verfährt Heine auf ähnliche Weiſe, aber nicht mit ſo reinem, jugendlich frommen Sinne. Bald erſcheinen ihm Sonne und Mond als durch Zwiſchenträger entzweite in modernem Unfrieden lebende Ehegatten, bald iſt die Sonne ein dem Meergotte durch Konvenienz vermähltes zänkiſches Weib, vor deren Schelten dieſer ungeduldig aus den Wellen auftaucht und das Dichterauge ſchaut Poſeidon mit abgewelktem Geſicht in einer Jacke von gelbem Flanell mit lilienweißer Schlafmütze. Mag dergleichen burſchikoſe Naturdichtung in ihrer muthwilligen Freiheit auch für einen Augenblick beluſtigen, ſo folgt dem Lächeln doch unmittelbar die Mißbilligung der ſelbſt vom Zügel der Poeſie nicht gebändigten Burſchenwillkür. Aus dergleichen hin und wieder zerſtreuten Zügen erkennt man aber am deutlichſten die Verſchiedenheit beider Dichter in dem, was Ebert den nicht zu verhehlenden Kern des Lebens nennt. Als ſolcher zeigt ſich in ihm das urſprünglich inwohnende reinſittliche Gefühl, das die Eindrücke der äußern gemeinen Wirklichkeit entweder veredelnd ſich ſelbſt aſſimilirt, oder gänzlich aus dem Kreiſe ſeines innern Lebens ausſchließt. Heine hingegen ſtellt ſich dar als von den Wirkungen der umgebenden zeitlichen Außenwelt ſchon in ſeiner erſten Entwickelung von Grund aus ergriffen und beherrſcht; ſein zu ſpät erwachter höherer Sinn kämpft vergebens dagegen an, da er ſchon völlig mit ihr verwachſen iſt; er trägt ihre Formen ſelbſt in ſeine höheren Anſchauungen hinüber, und ſo iſt es kein Wunder, wenn ſein Apoll

entweder mit Stürmer und Hieber oder im Frack auftritt, und seine Musen mit Putzschachteln auf Reisen gehen.

Was die Form in Ebert's lyrischen Dichtungen betrifft, so finden wir sie bei ihrer durch den Inhalt bedingten Mannichfaltigkeit überall anmuthig und gefällig dem Stoff sich anschmiegend. Er findet für seine Darstellung den reichsten Schmuck in Bild und Ausdruck, weiß ihn jedoch so passend zu wählen, so glücklich zu verweben, daß er nirgend gesucht erscheint. Sein Vers ist fließend und bis auf einzelne Stellen, wo die Feile vermißt wird, sehr wohllautend. Ein Fehler nur, der Hiatus, entstellt leider allzuoft seinen Vers. Des Dichters Ohr scheint sich an diesen Mißlaut so früh gewöhnt zu haben, daß er ihn in seinen Versen immer überhört und nie zu vermeiden scheint; auch in den vorstehenden Gedichten finden sich Beispiele davon. Da seine Gedichte freie Ergüsse des innern Gefühls sind, so scheint er sich der Feile nicht häufig zu bedienen; wir haben bei Vergleichung der vorliegenden Auflage mit dem Abdruck von 1824 durchaus keine Verbesserungen wahrgenommen, Alles ist unverändert wieder abgedruckt. Auch hat der Dichter die Gelegenheit nicht benutzt, einige der weniger bedeutenden Dichtungen von der Sammlung auszuschließen, obgleich dies den Werth derselben erhöht haben würde. Nur zwei, nämlich „Minnelied" und „die Ruinen", beide wirklich unbedeutend (S. 16 und 24 der alten Auflage), sind weggeblieben. Da aber bei einem Dichter von so entschiedenem Verdienst das Unbedeutsame und Mittelmäßige bei weitem lästiger auffällt, als bei dem Troß der alltäglichen Verskrämer, so widerstehen wir der Versuchung nicht, unserem Dichter einige der unserem Gefühl nach seiner Muse nicht ganz würdigen Dichtungen zur Umgestaltung, wenn nicht lieber gar zur Ausmerzung in einer dritten Auflage zu empfehlen. Des Gedichts „Melancholie" haben wir oben schon erwähnt. „Der Riesenkämpfer" erster Theil S. 104 scheint uns ein bloß formales Bild der

Phantaſie zu ſein, dem eine, wenigſtens eine tiefere ideale Bedeutung fehlt. Der Dichter hat ſich hier in der Ausmalung des Gräulichen in der Kriegs- und Schlachtenwuth gefallen und in dieſem Beſtreben ſogar widerwärtige Züge nicht vermieden, indem er dem Würgengel der Schlachten „blutverkleiſterte Haare" zur Helmverzierung gibt. Kleiſter gibt aber unter allen Umſtänden einen ſchlechten poetiſchen Farbenton und wird immer nur Ekel ſtatt des Grauſens erregen. Bei dieſer Gelegenheit dürfte es angemeſſen ſein, den Dichter im Allgemeinen vor der Wahl zu greller Ausdrücke und Bilder zu warnen, zu welcher ihn ſeine Neigung und ſein wirklich großes Talent zur poetiſchen Malerei zuweilen verleitet. Das Sonett „Vorzug" S. 107 iſt in ſeiner kühlen reflektirenden Vergleichung für den Verſtand nicht witzig und frappant, für das Gefühl nicht warm genug. Das Gedicht „Troſt" S. 116 iſt mehr ein Werk des bloßen Gedankens als der Empfindung und daher von kalter Wirkung. „Kunigunde" S. 135 iſt für einen Dichtertraum trotz der artigen Ausſchmückung zu unbedeutend.

Den Gedichten epiſchen Inhalts, Balladen, Romanzen und poetiſchen Erzählungen gibt Ebert, ſeinem Gefühle folgend, eine mehr lyriſche Geſtaltung. Von den Balladen und Romanzen findet man ſich weniger als von ſeinen lyriſchen Dichtungen angezogen. Daß er nicht die kraftvolle eindringliche Kürze ſucht, die in Goethe's und Uhland's Dichtungen dieſer Gattung einen ſo mächtigen Eindruck macht, daß er nicht nach einem Volkston ſtrebt, den deutſche Dichter erſt ſchaffen müßten, ſtatt ihn vorzufinden, wollen wir nicht tadeln. Seine Individualität tritt überall liebenswürdig hervor, und wir freuen uns daran, daß er auch bei der Behandlung epiſcher Stoffe willig den Einflüſſen folgt, die aus der Zeit und ihrer allgemeinen Bildung in ſein Weſen übergegangen ſind. Er dichtet von dieſem Standpunkt aus ganz ſeiner Natur gemäß, bilderreich, im Tone des Gefühls

und mit einer Neigung zur Moral, in bequemer oft etwas zu breiter Ausmalung. Seine Bilder sind fast immer edel, passend gewählt und lebendig, sein Gefühl tief und rein, seine Moral aber erscheint zuweilen müßig, öfters zu absichtlich und daher mitunter störend für die poetische Wirkung, wo dann auch die Ausführlichkeit bisweilen lästig ist. Wir glauben aber diesen Mangel eingreifender Wirkung bei seinen Romanzen und Balladen in der oft unglücklichen Wahl des Stoffs suchen zu müssen, dessen Unfruchtbarkeit er dann durch den ihm eignen Schmuck und Glanz der poetischen Ausmalung zu verdecken sucht. Dies gelingt aber keinem, auch nicht dem größten Dichter. Auf dem Gebiet des Epischen ist es der Stoff, der uns unmittelbar erregen soll, es genügt nicht, ihn zu schmücken, er muß gestaltet werden, wenn er nicht schon ursprünglich poetisch dasteht. Ausgezeichnet schön haben wir keine von den Balladen des Dichters gefunden, keine möchten wir seinen lyrischen Dichtungen an die Seite setzen, wiewohl „Schwerting der Sachsenherzog" S. 8, „Künstlersühne" S. 78, „die Todtenblume" S. 178, „der Sänger im Pallast" S. 188 nicht ohne höhern poetischen Werth sind und jedem weniger ausgezeichneten Dichter zur Zierde gereichen würden. Gedichte dagegen, wie „Erhörung" S. 96, wo der Inhalt weder eine bedeutende poetische Idee einschließt, noch als bloßes Bild einen Eindruck macht und „Abt Ero" S. 110, wo der oft schon behandelte Gegenstand zu lang gedehnt und das bekannte Wunder zu groß ist, um zu nichts weiter als zum Ausdruck einiger Religionswahrheiten zu führen, deren Kenntniß bei den Klostergeistlichen, die sie anhören, billig schon vorausgesetzt werden muß, wünschten wir bei einer neuen Auflage unbedingt aus der Sammlung entfernt zu sehen.

Was dagegen die im zweiten Bande zusammengestellten größern poetischen Erzählungen betrifft, so finden wir den Dichter hier wieder ganz auf seinem eigenthümlichen Gebiet.

Den alten romantiſchen Sagen und Mährchen, theils böhmiſchen, theils ſcandinaviſchen Urſprungs, ſagt ſeine Behandlungsweiſe ſehr vortheilhaft zu, indem er ſie, ſeiner eignen dichteriſchen Natur gemäß, nicht in einer gleichartigen ruhig epiſchen Form, nicht in gleichgebauten Strophen, ja nicht einmal nach Art der ſpaniſchen Romanzencyklen, ſondern in einzelnen Dichtungen ganz verſchiedener Form und Versart an uns vorüberführt. So ſondert ſich bei ihm die erzählte Begebenheit ihren innern Elementen nach in kleinere Maſſen, gleichſam in Kapitel, deren jedes ſeinen eignen bedeutſamen Karakter hat und dieſem Karakter gemäß auch äußerlich in Metrum und Rhythmus verſchieden behandelt iſt. Der Dichter gewann hierdurch den Vortheil, die in dem Stoff enthaltenen, ſeiner Individualität beſonders entſprechenden lyriſchen Elemente mit Kraft und Liebe ausmalend hervorzuheben und zu beleben. Aber die reichen ſeelenvollen Bilder, die er in dieſer Weiſe geſondert vor uns hinſtellt, zerfallen darum nicht in unzuſammenhängende Maſſen, ſondern ſie vereinigen ſich harmoniſch zu einem wohlgegründeten Ganzen von eingreifender Wirkung, ſowie der Maler einzelne Baum- und Gebirgsgruppen zu einer reizenden Landſchaft geſtaltet. Solche Anordnung iſt unſerem Gefühl nach romantiſch-epiſchen Stoffen beſonders angemeſſen und thut vornehmlich bei den von dem Dichter mit einer eignen Vorliebe behandelten böhmiſchen Volksſagen vortreffliche Wirkung, da ſie hier mit der Natur des Schauplatzes, auf dem die Handlung vorgeht, ſo wie mit dem Karakter der letzteren ſelbſt in einem gewiſſen Einklange ſteht, und hier können wir der auf rationelle Weiſe freilich nicht leicht zu begründenden Wahrnehmung eine Stelle nicht verſagen, daß überhaupt von der ſchönen Natur und Volksthümlichkeit des Böhmenlandes etwas in den poetiſchen Karakter unſers Dichters übergegangen zu ſein ſcheint. In dieſer Weiſe behandelt ſind die epiſchen Dichtungen „Roger und Lila", „der Klausner", „Rü-

bezahls Braut" und „Burg Wortik" von vortrefflicher Wirkung. Die in zwei Gesängen in regelmäßigen achtzeiligen Stanzen bearbeitete Erzählung „der Schild" dagegen ist für eine so ernsthafte und kostbare Behandlung von zu geringem Inhalt und dürfte in einfacher Prosa im Volkston erzählt bei weitem ergötzlicher sein. Sollte sie einmal poetisch und metrisch bearbeitet werden, so würde sie sich in der vorhin gerühmten freien Form des Dichters gewiß besser ausgenommen haben. Für das eigentliche Epos haben die hier auftretenden Personen jedoch zu wenig karakteristische Gestaltung; auch ist der Held selbst in den Hauptmomenten seiner Handlung und seines Schicksals in einer unvortheilhaften Stellung gemalt, da er einmal den Sieg durch einen Anfall von hinten erringt, dann aber den Preis auf ungeschickte Weise allzu gutgläubig sich wieder entreißen läßt.

Die im zweiten Bande enthaltenen idyllischen Gedichte „Alpenscene", „der Sturm", „die Ruine" und „Veste Karlstein" sind reich an dichterischen Schönheiten und bekunden des Dichters ausgezeichnete Gabe, einzelne Scenen der Natur und des Lebens scharf und eigenthümlich aufzufassen und in dem vollsten Glanze poetischer Färbung bald kräftig, bald lieblich hinzustellen.

Wir verlassen diesen Dichter mit der frohen Hoffnung, daß er uns auch künftig noch mit bedeutenden Geschenken seiner Muse entgegentreten werde. Ein Quell, der so voll und rein aus der innersten Natur entspringt, versiegt nicht leicht; auch ist der Dichter dem Vernehmen nach mit einem größern Epos, dessen Stoff er aus der böhmischen Vorzeit entnommen, beschäftigt, wovon eine ansprechende Probe schon im Morgenblatte mitgetheilt worden.

## III.

Gedichte des Königs Ludwig von Baiern. Zwei Theile. 8. München 1829.

---

In der Geſchichte der Länder und Völker ſtellen ſich überall diejenigen Zeiträume als die glänzendſten und glücklichſten dar, wo die Poeſie, dieſe Blüthe irdiſcher Seligkeit, den Thronen am nächſten ſtand und ſich von ihnen aus verbreitete; wo ein Herrſcher die erſten Sänger des Volks um ſich verſammelte, ſie erhob und begünſtigte, ja wo er ſelbſt es nicht verſchmähte, auch wohl der eignen Stirn den Lorbeerkranz des Dichters aufzudrücken. Auch Deutſchland hat es an ſolchen glücklichen Zeiten nicht gefehlt, und es iſt nicht der geringſte Theil ihres Glanzes, den unſere Poeſie dem hohen Sinn und Streben deutſcher Fürſten zu verdanken hat. Wer erinnert ſich hierbei nicht ſogleich der edeln Fürſtenhäupter, deren Namen unzertrennlich ſind von dem Ruhme eines Goethe, Schiller, Wieland und Richter; weſſen Blick wendet ſich nicht zurück auf die ruhmvollen Zeiten, wo Könige und Fürſten unter den erſten der Minneſänger glänzten! Und dennoch, ſeit dieſer letztern nun ſchon ſo fernen Zeit iſt kein deutſcher König ſelbſt als deutſcher Dichter aufgetreten. Unſern Tagen war eine Erſcheinung wie dieſe aufbehalten, die wahrhaft heilverkündend, anregend und tröſtend dem geſammten deutſchen Vaterlande entgegentritt. Wahrlich, es wäre ein ſchlimmes Zeichen für das Leben unſerer Poeſie, wenn ein ſolches Ereigniß unbeachtet und wirkungslos an der Nation vorüberginge. Was hätten die Deutſchen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darum gegeben, ein ſolches Beiſpiel zu ſehen! Wie hätte Klopſtock eine Erſcheinung dieſer Art geprieſen! Nur zu ſehr entbehrte damals noch die deutſche Poeſie der entwickelnden Wärme von

oben, ja ſie mußte den Schmerz überwinden, zu ſehen, wie Friedrich der Große, ein König, dem Sinne nach ächt deutſch ſonſt in jedem Betracht, ſeine poetiſchen Opfer einer fremden Muſe darbrachte. Kein Tadel kann deshalb an ihm haften! Seine perſönliche Stellung und Erfahrung konnten ihn auf keinen andern Weg führen; aber die Irrungen und Schranken jener Zeit ſind verſchwunden; den deutſchen Muſen iſt der Weg auch in die höheren Regionen des Menſchenlebens gebahnt, und ſo erſcheint es denn eben ſo natürlich und recht, daß ein deutſcher König im neunzehnten Jahrhundert ſeine derartige Begabung im Kreiſe ſeiner Landsleute ausſtrömt.

Wenn wir es unternehmen, eine ſolche Gabe aus ſolcher Hand hier öffentlich zergliedernd zu betrachten und uns darüber auszuſprechen, ſo könnte Befangenheit natürlich und verzeihlich ſcheinen, und dennoch verſichern wir aufrichtig, daß ſie bei keinem öffentlich geſprochenen Worte ſo fern von uns geweſen als bei dieſem; eine Verſicherung, die bei jedem Leſer, der dieſe Gedichte mit voller Hingebung in ſich aufnimmt, keiner weitern Beglaubigung bedürfen wird. Sie ſind der poetiſche Ausklang eines reichen, tiefgefühlten Menſchenlebens. Die geiſtige Natur erhebt in ihnen ihre Töne nicht in der Abſicht einer mächtigen Wirkung auf das Ohr zahlreicher Hörer, aber auch nicht in der, ſich irgend einem Ohre zu verſchließen. Hiermit haben wir den ächt lyriſchen Karakter dieſer Gedichte ausgeſprochen. Sie bilden gleichſam ein poetiſches Tagebuch, deſſen Inhalt, mit der höchſten Aufrichtigkeit und Wahrheit auf die Blätter gehaucht, jeden Blick freudig und liebreich zuläßt, ohne auch nur Einen auf ſich locken zu wollen.

Wenn nun bei jedem lyriſchen Dichter, der wie dieſer nicht in einer fingirten, ſondern in ſeiner wirklichen natürlichen Perſönlichkeit auftritt, er ſelbſt der Inhalt ſeiner Gedichte iſt, ſo iſt es zum vollen Verſtändniß der letztern allerdings nothwendig, ſeine P..ſönlichkeit ganz zu kennen. Rein

menſchlich iſt dieſer Inhalt, und dies reicht vollkommen hin, uns ihm zu befreunden und vertraut zu machen. Alles, was der Dichter ſchaut und in ſich aufnimmt, genießen wir mit ihm; Alles, was er denkt und fühlt im Innerſten ſeines Gemüths, ſchließt er vertrauend vor uns auf im unverhohlenen Selbſtgeſpräch, ſodaß wir uns wohl und heimiſch in ſeiner Nähe fühlen. Bis dahin uns zu führen bedurfte es keiner nähern Bezeichnung, kein Name brauchte genannt zu werden; aber um ſeine Poeſie in ihren einzelnen individuellen Beziehungen ganz zu fühlen und vollkommen aufzufaſſen, war es nothwendig, des Dichters Standpunkt im Leben zu erkennen. Darum erfahren wir, daß eines Königs Hand die Blätter ſchrieb; und nun erſt erhalten ſie ihre volle Geltung, nicht durch den Glanz der Krone, deren ſie zu ihrem Schmucke nicht bedürfen, wohl aber durch das Licht, das von ihr aus über ſie verbreitet wird. Aber auch nun noch können wir ungeblendet und mit freiem Blick dieſe anſpruchsloſen Ergießungen betrachten, die des Dichters großartige Hingebung zum Gemeingut des Vaterlandes machte. Denn die Haine der Poeſie, die allen freien Geiſtern, ein ſteter Schutzort, offen ſtehen, ſie ſind es, die auch ſein Geiſt mit Vorliebe aufſucht, wo er den höchſten, den gemeinſamen Genüſſen der Menſchheit ſich frei und ſelig hingibt und gern ſie theilt mit Allen, die ihrer fähig und würdig ſind.

Aus dem Geſagten geht ſchon hervor, daß dieſe Gedichte nicht vereinzelt, ſondern als ein Ganzes betrachtet werden müſſen. Sie bilden einen hohen, kräftigen, reichbelaubten Baum. Wer uns durch einzelne Blätter ein Bild von dieſem bieten wollte, der würde ſeine ſchöne Geſtalt verunglimpfen und uns dennoch entweder nichts oder ein unvollkommenes mißleitendes Bild gegeben haben. Wir geſtehen frei, daß mehrere der hin und wieder einzeln mitgetheilten Proben ein unrichtiges Bild des Ganzen in uns erweckt und uns von dem richtigen Sinn der Mittheiler keine vortheilhafte

Meinung beigebracht haben, ja wir kennen faſt kein dichteriſches Erzeugniß, dem durch mißwilliges Abreißen und Darlegen einzelner Blätter bei Unkundigen und Zerſtreuten mehr geſchadet werden könnte als eben dieſem. Erſt da wir uns ganz hineinbegeben haben in die Schatten der dichtbelaubten naturkräftigen Zweige, haben wir ihren Duft und ihre Friſche in voller Wirkung empfunden.

Forſchen wir nun nach den Gefühlen und Anſchauungen, die unter dieſen mannichfaltig modulirten Geſängen als Grundtöne liegen, ſo ſondert ſich dem lauſchenden Ohre, gleichſam als ihr eigenſtes Element, zuvörderſt das unvertilgbare, immer wiederkehrende, ja zuweilen verfolgend quälende Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdiſchen und Sinnlichen, ſo groß und anziehend es in der Erſcheinung auch ſein mag. Dieſe Weltanſicht, dies Gefühl findet reichliche Nahrung in Italien, vornehmlich in Rom, jenem Monument ſeiner ſelbſt, jener ſteinernen Denktafel der Geſchichte, auf der faſt alle merkwürdigen Völker und Männer ihren Spruch tief eingegraben zurückließen. An dieſes Gefühl knüpft ſich dann naturgemäß zunächſt die Sehnſucht nach dem Höheren, Unvergänglichen, das im menſchlichen Gemüth die Geſtalt der unendlichen Liebe annimmt. Wie der Dichter in dieſem erhabenen Sinne nun Rom und Italien anſchaut, wie ſich ihm Natur, Kunſt und Geſchichte unter jenem reizenden Himmel im Gemüth geſtalten, und wie auch die klarſte Betrachtung und der edelſte Genuß des Schönen und Hohen dennoch, ſelbſt in dem damals noch ſo jugendlichen Gemüth des Dichters, immer nur die Sehnſucht nach dem Unendlichen erregt, dies ſpricht er gleich im Beginn der Sammlung in zwölf Elegien aus, in denen er die vor ſein Auge tretenden einzelnen Bilder zertrümmerter Römergröße und die Betrachtungen, die ſie in ihm erweckten, feſthält und aufbewahrt, inſofern weit verſchieden von Goethe's römiſchen Elegien, als dieſer ſein eignes Dichterleben auf jenem klaſſiſchen Boden

in reizenden Gruppen keck und leicht an uns vorüberführt, während hier der dunkel-ernste Eindruck so großer Gegenstände auf einen jugendlichen Sinn schmucklos und einfach wiedergegeben wird. Mit Vorliebe weilten wir auf der achten dieser Elegien, „Via Appia" überschrieben, deren Gegenstand, der Anblick der in Trümmer fallenden römischen Gräber, solche Betrachtungen zu erwecken vorzüglich geeignet ist. Hier heißt es:

Steinern wölbet ihr Gräber euch über die steinernen Herzen,
Die selbstsüchtigem Ruhm Völker zum Opfer gebracht. (u. f.)

und am Schluß:

Von dem Sterblichen schwebet der Geist zu den ewigen Höhen,
Der Gedanke verliert in die Unendlichkeit sich.

Eben so deutet der Dichter am Schluß der zwölften Elegie an, wie kein Erdengenuß die höhere Sehnsucht in ihm zu stillen vermöge und jede Befriedigung den Wunsch nach einer neuen erwecke. Nachdem er die Tempel von Pästum betrachtet hat, blickt er verlangend nach Sicilien hinüber und bricht in folgende Worte aus:

Aus dem Thore (von allen das einzig erhaltene) wende
Ich durch ödes Gefild mich zu dem endlosen Meer,
Hin zum verfallenen Thurm, bei Poseidonia's Hafen.
Wiegend von Wellen berührt, schwanket gelinde der Kahn;
In der bläulichen Ferne verliert sich das Auge; es spähet
Nach Sicilien mein Blick; sehnend verlanget es mich,
Akragantinon und Syrakusa zu sehen; in Kürze
Brächte der Nachen mich hin. Sollte der Wanderung Ziel
Hier schon für mich sein? nach dem Norden zurücke ich müssen?
Alles erstarret darin, wie die Natur, so der Mensch.
Leben, das wirkliche Leben besteht allein in dem Süden,
Trennungslos vereint ist es mit Wärme, mit Licht.
Ach! selbst in dir, du reizende Insel, noch würde mich's sehnen,
Sehnen nach anderem Land, hier wird Erfüllung uns nie.
Stillen kann das Ewige bloß der Seele Verlangen,
Die Befriedigung nur findet der Geist in dem Geist.

Und wie richtig der Dichter schon damals sich selbst

hierin beurtheilt habe, zeigt sich in dem folgenden, zwölf Jahre später in Sicilien niedergeschriebenen Gedichte:

### Das Mangelnde in Sicilien.

Sag', was fehlt? was fehlt dem Leben
Unter diesem Wonnehimmel?
Was verlanget noch das Streben
In dem zaubrischen Gewimmel?
Was begehrt mein stilles Sehnen?
Was verursacht diese Leere?
Ist es Wahrheit oder Wähnen?
Was ist's, das ich noch entbehre?
Es verlanget mir im Herzen,
In dem liebeglüh'nden Lande
Nach der Liebe süßen Schmerzen,
Nach der Liebe holdem Bande.
Nur wenn Liebe wir empfinden,
Lernen wir den Himmel sehen,
Wenn die Herzen sich verbinden,
Dann allein die Welt verstehen.

Daß einem solchen Gemüthe die Liebe auch in ihrer irdischen Gestalt inwohnen, daß sie ein Grundelement seiner Poesie sein und auf vielen der hier vorliegenden Blätter den Glanz ihrer Spur eingezeichnet haben müsse, versteht sich von selbst. Sang doch schon vor fünfundzwanzig Jahren der Sänger von sich:

Der Jugend Frohsinn mag verwehen,
Vernichtet sein, was mich erfreut,
Nur in der Liebegluth Bestehen
Kann sich das Leben mir bewahren;
Zu lieben niemals mich gereut,
Ich lieb' in jung' und alten Jahren.

Aber auf jedem der ihr geweihten Blätter zeigt sich hier die Liebe in strengster Reinheit und Verklärung, und grade diejenigen Gedichte, in welchen der siegreiche Kampf mit dem Sinnlichen in der Liebe wahr und ergreifend dargestellt wird,

gehören in dieſer Gattung zu den vorzüglichſten des Dichters. Wir können es uns nicht verſagen, dem Leſer aus dieſer Reihe von Dichtungen Einiges hier anzuführen.

### Die Rettende.

Abgeſtoßen, angezogen,
Wirft's herum mich durch die Wogen
Auf der Leidenſchaften Meer.
Wirbelnd wie die Windesroſe
In dem grauſen Sturmgetoſe
Schleudert's blitzſchnell mich umher.

Nach dem Strudel will's mich bringen,
Der das Leben müßt' verſchlingen,
Sehnend, ſehnend zieht mich's hin;
Ich, ich kann nicht widerſtehen
Dieſen Reizen, untergehen
Muß ich, kann nicht, will nicht fliehn.

Aber aus dem Meeresſchaume
Hebet zu dem lichten Raume,
Selbſt wie Aphrodite ſchön,
Sich mein Schutzgeiſt, der mich rettet,
Mich durch Liebe an ſich kettet,
Schwingend zu des Himmels Höhn.

Regt uns hier nun die ſtürmiſche Sprache der Leidenſchaft und des innern Kampfes mit ihr lebendig an, ſo werden wir, [illegible] auch milder, doch nicht minder tief ergriffen von dem treuſinnigen Ausdruck des folgenden Gedichtes:

### Die drei Wünſche.

Dreierlei iſt's, was mein Herz begehrt:
Daß, wenn das deine etwas beſchwert,
Es in das meine werd' niedergelegt,
Das ſich theilnehmend für dich bewegt.
Daß du achteſt den Menſchen in mir,
Nicht den König ſeheſt bei dir;
Wer ſonſt nichts als König allein,
Kennt nicht vom Leben den wonnigen Schein.

Daß du kindlich mir immer vertrauſt,
Offen ins offene Auge mir ſchauſt,
Zweifelnd nicht, daß du theuer mir biſt,
Deine Unſchuld heilig mir iſt.

Auch für dieſe Seelenrichtung des Dichters, für ſeine Liebe in ihrer irdiſchen und in ihrer höhern Geſtalt, bleibt dann Italien die erſehnte, ſtets wieder aufgeſuchte Heimath ſeiner Wahl. Hier nur ſtillt Natur und Kunſt zugleich den unauslöſchlichen Durſt nach idealer Schönheit, und wenn auch nach dem in dieſen Dichtungen oft wiederholten Ausſpruch alle menſchliche Sehnſucht erſt im Himmel ihre volle Befriedigung finden kann, ſo iſt doch jenes glückliche Land als die Vorhalle des Himmels zu betrachten, in der ein Vorſchmack jener Befriedigung ſchon dieſſeits dem Dichter zu Theil wird, der im Gefühl davon auch ausruft:

O Italien, ſelber das Irdiſche ſcheinet uns irdiſch
Nimmer in dir, du ſtimmſt Alles zum Himmliſchen um.

Der geheimnißvolle Trieb der Germanen nach dem Süden und ſeinem Lebensgenuß, der in frühern Zeiten ganze Völkermaſſen dorthin zog, lebt in neuern Zeiten bei Künſtlern, vornehmlich bei Dichtern, noch immer fort und hat auch den Urheber dieſer Dichtungen zu manchem ſeelenvollen Liede aufgeregt. Ein ſolcher leicht und einfach, aber dennoch lebendig und eindringlich zu einem Liede geſtalteter Gefühlshauch, den wir beſonders liebgewinnen mußten, iſt folgender:

## Abſchied im Herbſt.

Die Schwalben ziehn,
Nicht länger darf ich weilen,
Zum Süden muß ich eilen,
Zur Wärme hin.

Die Sonne ſinkt;
Soll Leben nicht verſinken,

Muß ich die Wärme trinken;
Der Süden winkt.

Wo Sonne glüht,
Sie immerwährend ſcheinet,
Sich Lenz mit Herbſt vereinet,
Wo's ewig blüht;

Dahin, dahin
Muß ich! Darf hier nicht weilen,
Muß in den Süden eilen;
Die Schwalben fliehn.

Wer aber erfüllt iſt von dem Verlangen nach dem Unendlichen, deſſen Sinn muß denn nothwendig auch eröffnet ſein und belebt für die Darſtellung deſſelben in Zeit und Raum, für die Kunſt. Die Empfänglichkeit für dieſe, die unbegränzte Liebe, bis zum völligen Aufgehen in ihr, bildet nun ferner einen weſentlichen Grundzug des hier auftretenden dichteriſchen Karakters. Viele bedeutende Kunſtwerke alter und neuer Zeit gehen in dieſen poetiſchen Denkblättern an uns vorüber, belebt und belebend durch die beredten Worte, die der Dichter ihren Geiſtern entlauſcht und in ernſten Lauten mit ſeiner Gegenrede wiedertönt. Unwillig und trauernd wird hier mehr als einmal der vandaliſche Bilderraub der Neufranken gerügt und auch den Entführer der Bildwerke des Parthenons nach England trifft der ſtrenge Vorwurf des Liedes mit den Worten:

——— Seine Zierden waren ihm (dem Parthenon geblieben,)
Doch was Zeit und Rohheit nicht gethan,
Wurde vom Gebildeten getrieben,
Dieſen Frevel unſre Augen ſahn.
Nach der Inſel hat man euch entführet,
Wo's im trüben Nebeldufte tagt,
Zu dem Volk, dem jeder Ruhm gebühret,
Außer dem, den ihm die Kunſt verſagt. ———

So heiße Liebe zur Kunſt zieht denn naturgemäß den Dichter auch zu ihren Prieſtern hin und wahrhaft erhebend

iſt es, ſein herzliches und im edelſten Sinne hingebendes Verhältniß zu den deutſchen Künſtlern in Rom zu betrachten, wie dies in mehreren Gedichten hier ausgeſprochen worden. Sie ſind in Hinſicht der darin athmenden Geſinnung zu den ſchönſten der Sammlung zu zählen, und wir machen den Leſer vorzüglich auf die S. 227 und 231 des erſten Theiles abgedruckten aufmerkſam.

Welche Klänge aber mußten in einem Dichtergemüth wie dieſes rege werden und ſich erheben bei jenen verhängnißvollen Umwälzungen des deutſchen Vaterlandes, die, des Dichters erhabene Perſon und ſein Haus und Land ſo nahe berührend, auf ſein Leben und Wirken den bedeutendſten Einfluß hatten! Der Ausdruck ſo erſchütternder Gefühle findet ſich in mancher ſchönen Dichtung ausgeſprochen, in der die Wehmuth vom Adel, der Zorn von Würde, die Siegesfreude von Großmuth nie unbegleitet erſcheint und vor Allem auf den höhern Urſprung des endlichen Sieges mit einem warnenden Blick auf die Zukunft hingedeutet wird. Die Gedichte Thl. I. S. 102, 108 ſind neben mehreren andern hier auszuzeichnen, und der Nachruf an Theodor Körner Thl. I. S. 195 möchte leicht die glänzendſte Trophäe ſein, die dieſer vom Leben und vom Tode gleich begünſtigte Jüngling durch Leier und Schwert ſich errungen hat. Nicht als Vorbilder dichteriſcher Darſtellung, wohl aber als Muſterworte fürſtlicher Geſinnung, mögen die folgenden Strophen eines an den damals eben in die Welt getretenen erſtgebornen Sohn des Königs gerichteten Gedichtes hier ſtehen:

—— In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot
In der Einſamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einſt der Tod.

Deſſen eingedenk, o Max, ſei immer,
Daß als Deutſcher du geboren biſt,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh' gewaffnet gegen ſeine Liſt. ———

Noch einer großen Idee haben wir endlich zu erwähnen, die, tief in des Dichters Geiſte wurzelnd, einen großen Zeitraum ſeines Lebens erfüllend, hier in einer Reihe kräftiger, lebhaft bewegter Dichtungen hervortritt. Es iſt dies die Befreiung der Hellenen. Mit welcher Gewalt und Beharrlichkeit dieſer Gedanke ſtets unabweislich in ſeinem Innern arbeitet, ſagen treffend die Zeilen:

Ueberall tritt wie ein Geiſt mir entgegen, o Hellas, dein Schickſal,
Und die heitre Natur deckt dann ein trübes Gewölk.

Von That zu That, in Sieg und Niederlage, in Sorg' und Hoffnung begleiten dieſe wie unwillkürlich der Bruſt entquellenden und deshalb um ſo reizendern Töne, ermunternd, tröſtend und beruhigend die Geſchichte dieſes wiedergeborenen Volkes als lebendige Zeugen einer Theilnahme, der der Dichter auch auf dem Throne nicht entſagt, wie es folgende Verſe bekunden:

### An die Hellenen,
### da ich König.

Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu ſenden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf.
Thatlos verwehten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Bloß in die Saiten allein durfte ſie greifen, die Hand;
Einſam erklangen dieſelben, wie Seufzer verheimlichter Liebe,
Jetzt iſt die Lyra verſtummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß ſich's geſtalte zur That, Griechen zu euerem Heil.

Erfreuend wird es ſein für Mit- und Nachwelt, daß dem königlichen Dichter der Lohn ſo edeln Strebens, die Erfüllung ſo reiner Wünſche und Hoffnungen in der ſich nun vollendenden Befreiung Griechenlands grade jetzt gewährt wird, wo dieſe ſeine Gefühle in poetiſcher Geſtaltung der Welt entgegentreten. Solche Momente mögen ihm die Ernte

ſeiner reichlich geſtreuten Saaten verbürgen, ſowie ſie deutlich zeigen, was in dem vorliegenden Werke auch ſonſt noch klar zur Anſchauung kommt: daß Niemand richtiger und tiefer in Vergangenheit und Zukunft ſchaut als der Dichter.

Die verſchiedenen Elemente dieſer Poeſie, die wir durch Vorſtehendes in uns zum Bewußtſein zu bringen verſuchten, treten in den mannichfaltigſten Tonweiſen, Miſchungen und Dichtungsformen vor uns hin; doch iſt die Tonart der wehmüthig-ernſten Betrachtung die vorherrſchende. Das Streben, Alles, was ihm Object wird, nur in der Form des Schönen und Erhabenen, alſo in künſtleriſcher Geſtaltung in ſich aufzunehmen, und ebenſo, was in ſeinem Gemüthe waltet, nur in derſelben Form auch äußerlich darzuſtellen, iſt mit der innerſten Natur unſers Dichters Eins. Darum wird ihm auch Alles zum Gedichte. Der kürzeſte Gedankenblitz, der ſein Inneres durchzuckt, jeder ſchnell hingleitende Blick in die Außenwelt, muß ſogleich die poetiſche Form annehmen. So groß iſt bei ihm das Bedürfniß der Poeſie, daß er die Luft in Verſe verwandeln möchte, indem er ſie einzieht. So erklärt ſich wohl die Entſtehung vieler der hier aufbewahrten kleinen Epigramme, die oft den leiſeſten Eindruck auf der ruhigen Spiegelfläche des innern Sinnes dem Bewußtſein auf der Stelle als Diſtichon geſtaltet übergeben. Man betrachte das Folgende:

Fühle Rom mich näheren, Alles iſt ſüdlicher jetzo;
Froh durch der Laube Gewind rollet der Wagen dahin.

Wie wenig ſcheint in dieſen Zeilen geſagt, und dennoch fühlt der aufmerkſamere Beobachter darin die ganze Aufregung der hoffenden, auf das lang erſehnte Glück der Wiederkehr nach Rom ſich freuenden Seele, die ſich Geduld zuſpricht und Troſt aus der nun ſchon bemerkbarern ſüdlichen Natur und dem ſchnellern Fortrollen des Wagens. So iſt es uns geſtattet, durch den reinen Kryſtall der Poeſie die

leiſeſten wie die tiefſten Regungen der Dichterſeele wahrzunehmen. Auch nicht der leichteſte Hauch bedeckt den klaren Spiegel, und ſelbſt der unausweichliche Schmerz des Erdenlebens, der den Dichter auch auf den Thron begleitet, wird dem Auge des Mitfühlenden nicht entzogen. Die Poeſie iſt ihm das Höchſte, und ſo muß ihm denn Alles, was ihm in dem freien uneingeſchränkten Genuß dieſes Elements ſeiner Exiſtenz hinderlich iſt, und wäre es auch ein Königsthron, als eine läſtige Schranke erſcheinen, der er nur mit einem ſchmerzlichen Opfer ſich zu fügen vermag. Die erhabene Offenheit aber, mit der dieſer Schmerz in den Gedichten: „An mich als König", „der Könige Loos", „Königsklage", „Fürſtenklage", „Leben des Königs", „Meines Innern Drang", ſo wahr als innig austönt, muß in jeder reinen deutſchen Bruſt das tiefſte Mitgefühl erwecken. Nicht leicht iſt es einem Dichter ſo gelungen wie dieſem, ſein ganzes Selbſt zu geben, wiewohl dies gar nicht als ſein Zweck erſcheint. Wenig bemüht, einen Stoff neu zu ſchaffen oder künſtlich zu geſtalten, behandelt er dennoch eine unendliche Fülle von Gegenſtänden: immer aber ſind es ſeine eignen Gefühle, Anſchauungen und Betrachtungen, die, durch die mannichfachen Gegenſtände geweckt, in ſeinen Verſen wiederklingen. Die Summe ſolcher Gefühle und Reflexionen aber iſt eben der individuelle Menſch, und die volle, freie, wahrhafte Darſtellung deſſelben von innen heraus wird nothwendig ein lyriſches Kunſtwerk. Ein ſolches haben wir vor uns, wiewohl vielleicht nur wenige der darin enthaltenen Gedichte, einzeln und für ſich allein betrachtet, als vollendete Kunſtwerke daſtehen mögen. Jedes iſt ein kühner, ſeelenvoller Strich zu dem harmoniſchen Bilde. Wer aber die volle Wirkung eines Bildes als eines Ganzen genießen will, der wird auf Beleuchtung dieſer einzelnen Striche nicht ausgehen, es ſei denn, um ſich ihre künſtleriſche Wirkung zu erklären. Nur durch dieſes Verhältniß ſind wir im Stande, zwei

Phänomene zu verstehen, die uns bei der Betrachtung dieſes Werkes höchſt merkwürdig waren. Einmal, daß, wie ſchon oben erwähnt wurde, das zum Verſtändniß und zur Würdigung des Ganzen ſo nothwendige Diadem uns den Dichter (der wie jeder Dichter doch des Leſers Liebe ſucht) ſo gar nicht entfernter ſtellte. Wen wir durch alle Luſt und Schmerzen ſeiner Seele, durch jedes Licht und Dunkel ſeiner Anſchauung, durch alle Sorgen und Erhebungen ſeines Gemüths ſo treu und gern geleiten, den kann auch ſelbſt der Thron nicht fern von uns ſtellen, der muß als Menſch uns nahe ſtehen, da er als Dichter ſo menſchlich uns berührt, ſo hingebend ſein Gemüth uns öffnet. Dann dieſes zweite Phänomen, daß, ſo ſehr uns ſonſt vollendete Ausbildung und Reinheit des Ausdrucks, vollkommene Regelmäßigkeit und Schönheit der Formen zum Genuß der Poeſie Bedürfniß, ja Bedingung ſind, die Mängel, die hier in dieſer Hinſicht im Einzelnen allerdings hervortreten, dennoch keine dauernde Mißſtimmung in uns hervorzubringen vermochten. Freilich ward es uns anfangs nicht ganz leicht, dem Dichter in den romantiſchen Dichtungsformen über manchen härtern Reim, in den antiken Maßen durch manchen rauhern Vers mühſam ſkandirend nachzufolgen; zuweilen auch ſtockten wir mitten im Genuß bei mancher fremdartigen Wendung und Redefügung; bald aber befreundeten wir uns mit des Dichters freierem Styl und ſeiner Handhabung und genoſſen dann friſch die purpurnen Hesperidenäpfel auch thauig, und wie er ſie brachte, vom Baume weg. Wie wir nun unſererſeits hierbei nichts mehr vermißten, ſo glaubten wir auch zu billigerer Stimmung anderer von Natur ſich weniger hingebenden Leſer, die uns mit ihren Zweifeln entgegentraten, genug zu thun, indem wir ihnen das Folgende aus dieſer Sammlung Thl. I. S. 72 entnommene Gedicht begütigend entgegenſtellten:

## Die Natur des Schönen.

Von ſelbſt kann ſich das Schöne nur entfalten,
Es ſtrömet aus dem Innern unbewußt,
Der Menſch vermag darüber nicht zu walten,
Er ruft es nicht hervor nach ſeiner Luſt.

Wenn die Entzückung ſeine Seele hebet,
Er willenlos allein das Eine fühlt,
Wird ihm, was kein Bemühen je erſtrebet;
Wie deſſen ſich bewußt, iſt er gekühlt.

Wenn ihn die Angſt um Irdiſches will faſſen,
Ob gegen Hergebrachtes er gefehlt,
Dann hat die Muſe ihn auch ſchon verlaſſen,
Gefühl verſtummt, wie Ueberlegung wählt.

Es muß der Menſch des Menſchen Werk vergeſſen,
Sich überlaſſend dem beſeelten Schwung,
Nicht ordnen darf die Worte er, noch meſſen;
Begeiſtern nur kann die Begeiſterung.

Allein es gab Hartnäckige unter ihnen, die bei aller Gerechtigkeit, die ſie dem Dichter in jeder andern Hinſicht widerfahren laſſen mußten, von ihrer Strenge, namentlich in Betreff der Behandlung antiker Dichtungsformen, doch nicht abzuweichen, wohl aber dazu geneigt waren, uns für einen Begünſtiger der laxen Obſervanz aus eignem Intereſſe zu erklären: denn es haben uns regelrechte Verſe in antiken Sylbenmaßen in der That noch niemals recht gelingen wollen. Um ſo erfreulicher mußte es uns ſein, als ein Freund, in dem wir einen der ſtrengſten Beurtheiler dieſes metriſchen Theils der Poeſie zu finden fürchteten, und dem in dieſer Gattung die Löſung gar ſchwieriger Aufgaben gelungen iſt, wider Erwarten eine Anſicht hierüber aufſtellte, die in ihrem allgemeinen Reſultate mit der unſrigen übereinſtimmte, und als dieſer ſich ſogar bereitwillig fand, uns dieſelbe zur Aufnahme in gegenwärtigen Bericht ſchriftlich abzufaſſen und vorkommenden Falls gegen Einreden ſelbſt zu vertreten. Dies

letztere Anerbieten nahmen wir um ſo eifriger an, als wir zu Ausführungen ſolcher Art theils weniger geneigt, theils auch bei weitem weniger gerüſtet ſind als unſer erwähnter Freund Varnhagen von Enſe, deſſen Aufſatz wir nun ſogleich hier folgen laſſen.

„In Rückſicht unſerer Verskünſte bin ich ſchon lange zu ganz beſondern Betrachtungen gekommen und es ſcheint wohl Zeit, einmal kühn und laut die Sache in ihr rechtes Verhältniß zu ſtellen. Für die deutſchen altüblichen Versarten, wenn ſie auch urſprünglich nicht grade deutſch, wenn ſie nur im Allgemeinen der modernen Sprachweiſe angehören, und alſo gereimt oder wenigſtens reimverwandt ſind, findet eigentlich keine große Schwierigkeit ſtatt; wer da dichtet, iſt eben dadurch, daß er dichtet, auch von ſelbſt im Beſitze dieſer Formen; der Eine mag ſie, wie die Sprache überhaupt, feiner und wohllautender, der Andere achtloſer und härter behandeln, niemals aber wird man innerhalb dieſer Formen von dem Dichter ſagen, er könne keine Verſe machen. Solche Seltſamkeit von Widerſpruch ergibt ſich aber bei uns alſogleich, wenn von antiken Versarten die Rede iſt. Dieſe Formen aus einer Welt von Geſtaltungen, die mit der unſrigen einen entſchiedenen Gegenſatz bildet, ſind bei uns ein fremdes, herübergebrachtes Gut, durch abſichtliches, beharrliches Verſuchen, durch allmäliges Weitergehen und geſchicktes Ausbilden uns künſtlich angeeignet. Dieſe Aneignung, die wir als eine glückliche Eroberung gern feſthalten, iſt bei geſteigerten Anſprüchen unter kunſtfertigen Händen endlich dahin gediehen, daß ſie nicht füglich weitergetrieben werden kann; das Princip einer eigenthümlichen, halb in der Sprache vorgefundenen, halb ihr glücklich aufgenöthigten Proſodie iſt durch Lehre und Beiſpiel zu einer feſten Begründung, die Geſtalt, in welcher das Fremde noch am meiſten wieder als Einheimiſches erſcheinen kann, iſt zu einer Vollendung gebracht, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Die metriſchen

Meiſterſtücke von Voß — in ſeinen beſten Proben noch unübertroffen, ja in manchen z. B. im galliambiſchen Dithyrambus kaum nachgeahmt — die künſtlichen Leiſtungen von A. W. von Schlegel und die vollendetſten aller, die das Strenge und das Freie am meiſten in Ebenmaß vereinenden Gebilde dieſer Art von Friedrich Auguſt Wolf, ſtellen ſich als rühmliche Denkwürdigkeiten unſerer Sprachgewalt, als bewundernswerthe Schauſtücke unſerer Kunſtfertigkeit dar. Allein indem wir dies willig anerkennen und nach Gebühr ſchätzen, läßt ſich doch nicht verhehlen, daß dieſe hochgetriebene Künſtlichkeit den eigentlich dichteriſchen, den freien und ausgedehnten Gebrauch der antiken Versarten bei uns wieder aufhebt, daß jene Künſte dem Dichter eigentlich ſchon wieder fremd werden und nur noch dem Grammatiker und Techniker angehören. In der That geſtattet dieſe geſpannte Aufmerkſamkeit auf das künſtliche, auch dem Geübteſten nur mühſam erreichbare Aeußere, dieſes Meſſen und Wägen der Sylben nach gelehrten Vorſchriften, dieſes genaue Prüfen und Beachten ihrer Stellungen und Wirkungen, dem dichteriſchen Geiſte durchaus kein freies, inneres Schaffen, dem Gemüthe keinen urſprünglichen Erguß; wirklich iſt Alles das, was wir in ſolcher Beziehung grade als Beſtes aufzuweiſen haben, entweder Ueberſetzung oder kaltes, freudeloſes Wortgedicht, wo der Inhalt nur wegen der Form da iſt und ſich ganz und gar unter ſie ſtellt. Auf dem höchſten Gipfel beweiſt dies A. W. von Schlegel durch ſeine vortrefflichen Muſterverſe, wo die Versart ſich ſelber beſingt, Hexameter den Hexameter, Jamben den Jambus, und wo der Grammatiker in höchſtem Glanze ſeine eigne Verherrlichung feiert. Der Dichter ſteht indeß von fern und bewundert, was er ſelbſt nicht erreichen kann, und worauf er längſt verzichtet hat; denn daß er es zu ſolcher Kunſt bringe, iſt weder Aufgabe noch Bedürfniß ſeines Talents. Es findet ſich daher, daß wir Dichter haben, die ſich in dieſem gelehrten Sinne gar nicht auf

die Verskunſt verſtehen und dagegen auch Verskünſtler, die keine Dichter ſind. Hieraus folgt von ſelbſt, daß dieſe Künſtlichkeit nicht das rechte Werkzeug des Dichters iſt, welches ſeinem Talente anerſchaffen und ihm unzertrennlich verbunden ſein muß. Solche metriſche Wunderbilder ſind als Uebungs- und Kabinetsſtücke ganz ehrenwerth, man mag ſie den Beſchauern als das Non plus ultra gelehrter Geſchicklichkeit zum Anſtaunen vorhalten: aber der Poeſie liegen ſie ſeitwärts; zur lebendigen Dichtkunſt, zu der, welche dem ganzen Volk angehört, ſind ſie nicht zu rechnen. Sollen demnach die antiken Versarten in größerm Gebrauch verbleiben, wie doch allerdings recht ſehr zu wünſchen iſt, ſollen ſie der freiſchaffenden Dichtkunſt nicht verſchloſſen ſein, ſo müſſen die Forderungen der grammatiſchen Uebertreibung wieder herabgeſtimmt, die Aufgabe ſo geſtellt werden, daß ihre Löſung dem innerhalb der heimiſchen Sphäre gebildeten Sprachgefühl genüge, ohne jeden Anſpruch fremder Geſetzgebung befriedigen zu wollen, die nur durch erworbene Kenntniß den Gelehrten und ſelbſt unter dieſen nur äußerſt wenigen bekannt iſt. Wenn wir auch grade nicht zu den Anfängen von Bodmer, Kleiſt und Rammler zurückzukehren haben, ſo thut uns doch unleugbar eine Rückkehr noth, und das richtige Maß derſelben möchte ſchon ganz vorhanden ſein. Wirklich darf in dieſem Sinne behauptet werden, daß die antiken Verſe, wie Klopſtock, in früherer Zeit auch Voß und dann Schiller und Goethe ſie gemacht, für die deutſche Poeſie die natürlichern und daher die beſſern ſind, als die ſpätern überſtrengen und doch bei aller Sorgfalt noch immer mangelhaften Nachbildungen. Die Hexameter in Goethe's „Herrmann und Dorothea" ſind als deutſche gradezu richtiger und ſchöner zu nennen, als ſelbſt die in Voſſens „Luiſe" und die elegiſchen Diſtichen von Schiller und Goethe mit beſſerm Sinn und mehr Anmuth behandelt als alle ſpätern voll ſteifer Künſtlichkeit und Wortprahlerei. Voß hatte Recht in ſeinem

Streben nach Ordnung und Geſetz; allein er ſelbſt ging ſchon zu weit darin; was über ihn hinaus will, iſt für die nationale Poeſie ſchon nichts mehr. Die freiere Behandlung der antiken Versarten wäre daher nicht bloß zu entſchuldigen, ſondern zu verlangen und als die richtigere zu behaupten."

Betrachten wir die vorliegenden Gedichte von dieſer Anſicht aus, ſo fällt Vieles von dem, was man in Hinſicht der Anwendung antiker Formen gegen ſie aufſtellen möchte, von ſelbſt zu Boden; uns aber iſt die Stütze ſolcher Gründe für dieſen Fall auch nicht vonnöthen. Der eigentliche Werth dieſer Dichtungen liegt für uns in der Erhabenheit, in der Größe, Trefflichkeit und Reinheit der in ihnen ſich aufſchließenden Gemüthswelt des Dichters. Wir können alle Mängel der Form zugeben, ohne daß ſie von dieſem Werthe etwas verlieren, ja für uns würden ſie vielmehr durch Wegſchaffung dieſer Mängel wahrſcheinlich verlieren: denn indem wir ſie in dieſer ihrer ächten urſprünglichen Naturgeſtalt betrachten, glauben wir dem reinen Quell, aus dem ſie entſprangen, bei weitem näher zu ſtehen, als wenn des Dichters eigne, oder eine (wie leicht zu findende!) fremde Hand ſie befeilt und ausgeglättet hätte. Dies verſchmäht zu haben liegt ganz in dem Karakter des Dichters und kann den Werth ſeiner dankbar anzuerkennenden Gabe nur erhöhen. Denjenigen aber, welche aus der weniger vollendeten Form einzelner Gedichte auf einen Mangel an Kunſtfertigkeit ſchließen möchten, werden ſich durch manches auch in Reinheit und Ausbildung und Eleganz der Formen ausgezeichnete Gedicht in dieſer Sammlung widerlegt finden. So können wir als Beiſpiele vollkommen reinen und gefälligen Ausdrucks, einfach natürlicher und inniger Empfindung, unter vielen andern die Gedichte: „Das Aſyl", Theil II. S. 147, „Auf dem Meer", Theil II. S. 149, „Erinnerung an Rom", Theil II. S. 152; als Beiſpiel ruhiger und ſeelenvoller Naturbeſchreibung das Gedicht „Palermos Natur", Theil II. S. 158, anfüh-

ren, und unter den in reichlicher Anzahl mitgetheilten Sonetten wird der Leser viele finden, die den strengsten Forderungen der poetischen Gesetzgebung entsprechen. Ein bedeutender Vorschritt zu höherer Vollendung ist in den im zweiten Bande mitgetheilten, einer spätern Reihe von Jahren angehörenden Gedichten unverkennbar. —

Wir sind bei dieser Anzeige mit aller Unbefangenheit verfahren, welche wir jedem gewöhnlichen Falle gewidmet haben würden; diesen außergewöhnlichsten nicht anders zu behandeln, gebot schon die Ehrfurcht, welche dem Erscheinen höchster Personen nur nach der Art und Weise zu bezeigen gebührt, welche sie selbst als die ihnen genehme andeuten. Die öffentliche Herausgabe dieser Gedichte beurkundet abseiten ihres hohen Verfassers deutlich den Willen, hierbei nach freier litterarischer Sitte angesehen und aufgenommen zu sein; wir haben dieser Absicht gewissenhaft zu entsprechen gesucht und den Herrscher geehrt, indem wir ihn als solchen hier nicht berücksichtigten.

---

## IV.

Mélanges historiques et littéraires, par M. Villemain, membre de l'académie française. Paris 1827. 8.

---

Der Verfasser, der als Historiker und geschmackvoller Litterator durch mannichfache Arbeiten, namentlich durch eine Geschichte Olivier Cromwell's, in Frankreich schon seit längerer Zeit in hohem und begründetem Ansehen steht, hat in dieser Sammlung eine Reihe von Darstellungen aus der Geschichte und Litteratur, gleichsam die Ausbeute seiner zahlreichen Reisen, in die Gebiete dieser Wissenschaften vereinigt. Unter diesem Bilde eines Reisenden glauben wir seinen schriftstellerischen Werth und Karakter am besten auffassen zu können, denn indem natürlicher Trieb und innere Anlage ihn

eigentlich zum Sprachkünſtler im edlern Sinne des Worts beſtimmen, erſcheint er in dieſen Regionen weniger als ein Bürger, der ein eigen erworbenes Grundſtück mit wirthlichem Fleiße bearbeitet und verbeſſert, wie vielmehr als ein einſichtsvoller und geiſtreicher Wanderer, der für den Zweck eloquenter Darſtellung anziehende Stoffe ſammelt und zu anmuthigen und geſchmackvollen Bildern verarbeitet. Wie wir nun in den Umriſſen eines ſolchen Reiſenden ſelbſt einheimiſche Gegenſtände, die uns im Einzelnen genau bekannt ſind, nicht ohne Belehrung und Vergnügen, wie im Spiegel eines fremden Auges zuſammengefaßt, betrachten und beſſer kennen lernen als vorher, ſo wird auch der Leſer, was in dieſer Sammlung ihm vor Augen geſtellt wird, nicht ohne mannichfachen Nutzen und Genuß an ſich vorübergehen laſſen, und wo nicht an tieferer Kenntniß, doch an Ueberblick und Urtheil gewinnen. Villemain iſt ein Mann von einem höchſt empfänglichen Sinn für das Rechte und Schöne, der mit Einſicht und Geſchmack in den Schatzkammern der Litteratur und Geſchichte geforſcht hat, um Nahrung für dieſen Sinn zu finden, und der ſich gefällt, das Gewonnene in ein glänzendes Gewand zu kleiden. So grenzt ſeine Forſchung an Gelehrſamkeit, ſeine Einſicht an Philoſophie, ſeine Darſtellung an Poeſie, und dennoch iſt er weder gelehrter Hiſtoriker, noch Philoſoph, noch Dichter; denn ſeiner hiſtoriſchen Gelehrſamkeit fehlt es an tieferer Kenntniß des Einzelnen, ſeiner Philoſophie an ſyſtematiſcher Einheit und ſeiner Poeſie an ſchaffender Kraft. Wieviel, auch bei ſolchen Mängeln, eine edle Natur durch vorurtheilfreien Fleiß, unverkünſtelten Geſchmack und redliche Freimüthigkeit zu leiſten vermöge, beweiſt die hier vorliegende Sammlung. Mehr als der Schriftſteller jeder andern Nation ſteht der franzöſiſche unter dem Einfluſſe ſeiner Zeit und ſeiner Nationalität. Viel von ſeiner Freiheit muß er den herkömmlichen Formen, dem feſtbegrenzten Kreiſe der herrſchenden Ideen aufopfern. Man weiß,

daß der Franzoſe vor Allem für das lebt, was er den Ruhm nennt, und ſo ſucht er Alles, was er lernt, ergreift und bildet, nur für dieſen Zweck zu gewinnen und ergiebig zu machen, weshalb es denn natürlich iſt, daß ihm bei Allem, was er treibt, der Stoff gegen die Form und auch bei dieſer wieder die Dauer der Wirkung gegen ihre augenblickliche Kraft zurückſtehen muß. Auch bei unſerm Verfaſſer tritt dieſer Einfluß deutlich hervor; ſichtbar huldigt er dem herrſchenden Geiſte ſeiner Zeit und ſeines Volkes und ſchließt ſich in ſeinen Studien, wie in ſeiner Darſtellungsweiſe den Gegenſtänden und Parteimeinungen an, die eben den höchſten Curs haben; hütet ſich jedoch, der entgegengeſetzten Meinung der Minorität mit verletzender Polemik entgegenzutreten. Zu gefallen iſt ſein erſter Zweck, wobei wir ihm denn willig zugeſtehen, daß er, der den Karakter ſeines Volks erkennt und ihm unterliegt, nicht anders glauben kann, als daß dem Recht und der Wahrheit nur unter dieſer Bedingung Eingang zu verſchaffen ſei. Bei dieſer ſeiner Richtung kommt ihm denn freilich der gegenwärtige politiſche und litterariſche Zuſtand Frankreichs ſeit 1815, mit welchem Zeitraume ſeine eigne litterariſche Wirkſamkeit zuſammenfällt, ungemein zu ſtatten, indem dieſer der freieſten Entwickelung jeder Thätigkeit im Felde der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo günſtig geworden iſt, daß ein neuer Aufſchwung, ja der ſichtbare Anfang einer entſchiedenen Umbildung und Erhöhung des litterariſchen Lebens der Nation daraus hervorgehen zu wollen ſcheint, ſo daß ein Schriftſteller für ſeine Eigenthümlichkeit jetzt ſchon bei weitem freiern Spielraum findet, ohne die früherhin ſo engen Schranken des Erlaubten überſchreiten zu dürfen. Ja wie weit ſich dieſer zwangloſere Zuſtand der Litteratur in Frankreich jetzt ſchon ausgebildet und wie ſich in demſelben Beſtrebungen, Ideen und Urtheile abweichend von der frühern Zeit freier und großartiger geſtalten, darüber eröffnet ſich beim Leſen dieſer Schriften mancher intereſſante Geſichtspunkt.

Der erſte Theil der Sammlung enthält zwei (gekrönte) Lobſchriften auf Montaigne und Montesquieu, eine Abhandlung über die Kritik, eine Gedächtnißrede auf de Fontanes, ſeinen Vorgänger in der franzöſiſchen Akademie, einen Verſuch über die Leichenrede, über Milton, über Pascal, über Symmachus und S. Ambroſius und eine Vorleſung über den Zuſtand Europas im funfzehnten Jahrhundert. Den zweiten ganz dem neuern Griechenthume gewidmeten Theil füllt unter dem Titel „Lascaris" eine Darſtellung der Griechen im funfzehnten Jahrhundert, ein hiſtoriſcher Verſuch über den Zuſtand Griechenlands ſeit ſeiner Eroberung durch die Türken und ein Verſuch über den griechiſchen Roman. Im dritten Bande endlich finden wir das Leben des Kanzlers L'Hôpital, einen Verſuch über Shakſpeare, eine Abhandlung über Lucretius, eine über den Polytheismus zur Zeit des entſtehenden Chriſtenthums und eine andere über die kirchliche Beredſamkeit in den erſten Jahrhunderten deſſelben.

Man ſieht, daß der Verfaſſer den Parnaß faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung durchſtreift hat und wird ſich daher im Voraus darauf gefaßt machen, daß ſeine Produktionen nicht eben aus dem tiefſten Schacht gegraben ſind. Was aber ſein geſundes Auge obenauf gefunden, hat er verſtändig gewählt und gar glänzend polirt. Wie er nun für ſeine Leſer ein buntes Mancherlei aus nahen und fernen Reichen zuſammengereiht, ſo werden auch wir aus ſeinem Schrein für unſern Leſer auslegen, was ſich uns bei der Durchſicht hin und wieder als lockend und bemerkenswerth gezeigt hat.

In der Lobſchrift auf Montaigne ſagt Villemain, er erkenne in ihm, der in einer Zeit abergläubiger und pedantiſcher Geiſtesknechtſchaft einer noch völlig rohen, ungeläuterten Sprache ſich als Material bedienend, ein Jahrhunderte überdauerndes Werk aufzuſtellen vermochte, die Macht der Natur und Wahrheit, die nichts will, als frei ſich mittheilen, und ſo, durch kein Hinderniß der Scholaſtik gehemmt,

den Weg der gesunden Vernunft zu finden weiß. Schon neben seiner Amme hatte Montaigne einen Lehrer, und die ersten Worte, die er stammeln lernte, waren lateinisch. Die hierdurch so leicht gewonnene Fertigkeit führte ihn natürlich schon im Knabenalter zum Lesen der Klassiker, die er schwelgend im Genusse verschlang. In der reichen Welt, die sich dadurch ihm öffnet, ist es vorzüglich der Mensch in seinen Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen, der ihn anzieht und beschäftigt. Aber weit entfernt, seine Kenntnisse in ein Lehrgebäude zu fassen, sammelt er vielmehr gleichsam einen Anekdotenschatz historischer Edelsteine, der ihm bei allen Erscheinungen des Lebens und der Gegenwart zu steter Vergleichung dient. Bei Allem, worüber er spricht, führt er zuvörderst das an, was er davon weiß, dann seine eigne Meinung, nicht als die beste, aber eben nur als die seinige. Ein solches Wirken ist weniger Arbeit als Genuß, und unter diesem Bilde stellt sein zur eignen Erholung, nicht für die Oeffentlichkeit spielend geschaffenes Werk sich dar wie sein Leben. Er ergreift, was ihn eben anzieht und stellt es hin, wie er es eben auffaßte, selten entscheidend, oft sich selbst widersprechend, mehrentheils zweifelnd und dennoch immer sorglos und offen, nicht als Lehre, sondern als vertrauliche Ergießung. Seine Moral neigt sich zum Epikuräismus: auch die Tugend soll Genuß sein; er nennt sie „eine anmuthige heitere Eigenschaft", deren Grundlage das Wohlwollen sei. Sein Erkennen erscheint durchaus als Skepticismus: Weniges steht ihm als ausgemachte Wahrheit da, Mehreres als wahrscheinlich, Manches als achtbar zum Wohl des Ganzen. Den Aberglauben aber bekämpft er mit aller Macht, und wenn der spätere Schriftsteller de Thou die absurdesten Wunder noch als Wahrheit erzählt, beklagt Montaigne die Schlachtopfer, die ihr eigner und ihrer Richter Glaube an ihre Zaubermacht zum Scheiterhaufen führte.

In Rousseau's Gedanken, daß der Zustand der Natur

überall das einzig Rechte, alle Menschenbildung nichts als Entartung sei, findet Villemain nichts als den durch Uebertreibung entstellten Ausspruch Montaigne's, daß wir in der Erziehung die sichere Führerin Natur zu oft als unmündige Schülerin meistern und mißhandeln. Montaigne aber verachtet darum nicht die Wissenschaft, in der er „einen großen Schmuck und ein Werkzeug von wunderbarem Nutzen" anerkennt. Daß Montaigne bei dem steten Hinderniß einer noch ganz ungebildeten, zur Darstellung geistiger Kunstwerke völlig unbereiteten Sprache dennoch den blühendsten, gewandtesten und zugleich kräftigen von Geist erfüllten Styl schreibt, erklärt Villemain aus seinem fortgesetzten Studium aller römischen Klassiker. Sein Karakter, sagt er, der in seinen Schriften getreu sich abspiegelt, ist eine Nachsicht gegen sich und Andere, die in Hinsicht seiner selbst oft sogar zur Schwäche wird. Er verräth vielleicht zuviel Selbstliebe, ohne jedoch Egoist zu sein, was man freilich dem treuen Freunde La Boetie's nicht vorwerfen kann, der nach seines Freundes Tode „langsam hinschmachtet" und an keiner Freude mehr Geschmack findet. „Wir theilten Alles", sagt er, „und mir kommt es vor, als entzöge ich ihm seinen Antheil."

In der Abhandlung über die Kritik ist es nicht des Verfassers Absicht, das Wesen derselben als die Erkenntniß und Darstellung des Verhältnisses einzelner litterarischer Produkte zu dem Ganzen der Wissenschaft oder Kunst scientifisch zu begründen; er betrachtet sie vielmehr nur in ihrem äußern Zusammenhange mit der Litteratur, wie sie durch richtige unparteiische Anwendung befördernd, durch Mißbrauch hemmend auf sie einwirkt, vorzüglich aber ist es dieser Mißbrauch, dessen vielfache Nachtheile und freilich seltne Vortheile er beleuchten will. Er thut dies durch einen kurzen, aber interessanten Ueberblick des Einflusses, den die Kritik auf die französische Litteratur bis auf unsere Tage gehabt hat, wobei es an geistreichen Bemerkungen, lehrreichen Beispielen

und aufhellenden Blicken zwar nicht, wohl aber an einer richtigen wissenschaftlichen Grundlage, an einer methodisch klaren Anordnung und eben deshalb auch an bestimmten Resultaten über das Verhältniß des Autors zum Kritiker mangelt, wie es denn bei dem niedrigen Standpunkte, auf den sich der Verfasser von vornherein gestellt hat, nicht anders sein konnte. Zuvörderst bemerkt derselbe, wie schon im Alterthum Neid und Mittelmäßigkeit das Bedürfniß, die Werke der Kunst herabzusetzen, wahre wissenschaftliche Größe aber das Bedürfniß, sie zu beurtheilen, gefühlt habe und führt Aristoteles, Cicero, Quintilian und Longin als Beispiele der bessern Kritik an. Die Erfindung der Buchdruckerkunst erleichterte hierauf, wie die Mittheilung der Gedanken überhaupt, so die Verbreitung der Kritik insbesondere und erhöhte das Bedürfniß der letztern mit dem Wachsthum der entstehenden Büchermasse, deren Gebrauch schon eine vernünftig zu leitende Wahl erforderte. Sofort trat denn auch der Mißbrauch der Kritik um so nachtheiliger hervor. Zwanzig Jahre arbeitete sie in Italien bei Tasso's Lebzeiten, um zu beweisen, daß sein befreites Jerusalem ein schlechtes Gedicht sei; nach seinem Tode wurde nur noch die Frage erörtert, ob er über oder unter Ariost zu setzen sei. Gleiches Schicksal erfuhr Cervantes in Spanien. Im Allgemeinen habe die Kritik zwei verschiedene Karaktere angenommen, je nachdem sie auf lebende oder verstorbene Schriftsteller angewandt wurde. Jene mit geistreicher Ungerechtigkeit herabzusetzen, diese mit Geschick zu loben, habe für ihren Triumph gegolten, und in der That sei es dem Menschen natürlich, an frühern Gegenständen seiner Neigung auch mit ungerechter Ausschließung späterer Ansprüche, nicht ohne Einmischung der Eigenliebe festzuhalten. Demnächst sei man aber auch dem wahren Talent gleichsam als eine Huldigung schuldig, es nicht allzuleicht gelten zu lassen, vielmehr seinen ersten Verheißungen zu mißtrauen. Solchem Mißtrauen müsse dann aber die Gerechtig-

keit nachfolgen, welche jedoch freilich zu Zeiten gar nicht in der Macht der Kritik ſtehe, wenn nämlich im Anfang einer neuen litterariſchen Epoche das Genie mit einem Werk auftrete, das über ihr Beurtheilungsvermögen hinausgehe. Eine erleuchtete Kritik könne erſt lange Zeit nach dem Entſtehen dichteriſcher Meiſterwerke ſich bilden und ſchöpfe aus dieſen die Mittel zur Beurtheilung ſpäterer Kunſterſcheinungen. Der Verfaſſer erinnert hier an den langen Widerſtand, der Voltaire's Ruf entgegengeſetzt worden, wobei wir unwillkürlich an einige merkwürdige Urtheile über Goethe erinnert werden. Boileau, der vermöge des durch ſeine Sarkasmen erregten Rachegefühls eine Schaar ſchlechter Dichter in eben ſo viele ſchlechte Kritiker umſchuf, und Bayle werden hier flüchtig erwähnt und bemerkt, wie im Jahrhundert Ludwig's XIV. mit der allgemeinen Entwickelung der litterariſchen Produktion auch die Kritik entſtanden ſei. Mit Recht verlangt der Verfaſſer von dem Kritiker Gewiſſenhaftigkeit und ein reines Gefühl; wenn er aber, dieſem Faden folgend, das Element der Kritik nur in dem Geſchmack, als in einem lebhaften und zum Bewußtſein erhöhten Vermögen, das Schöne zu empfinden, ſucht, und von dem Kritiker nichts fordert als die Ausbildung dieſes Vermögens durch Studium und Vergleichung der Kunſtwerke aller Zeiten und Völker, ſo ſtellt er ſeine Forderung an die Kritik jedenfalls zu gering und gibt uns mehr das Ideal eines Leſers, wie jeder gute Schriftſteller ſich ihn wünſchen wird, als das des ächten Kritikers, der die Welt, die der Dichter mittelſt der Phantaſie zur Anſchauung bringt, in gleichem Umfange in der Erkenntniß in ſich tragen muß und dieſem zwar in anderer Form, aber doch in gleicher Größe gegenüberſteht. Als Beiſpiele von Vortheilen, welche die mißbrauchte Kritik erzeugt habe, führt Villemain Montesquieu an, der in ſeiner den Angriffen einer kirchlichen Zeitung entgegengeſetzten Apologie ſein letztes Meiſterſtück lieferte, und Voltaire, von deſſen Werken ein großer

Theil in geistreichen Antikritiken bestehe. Dagegen beklagt er den Nachtheil ungerechter Kritik in dem frühzeitigen Stillschweigen Racine's, erzeugt aus seiner selbst durch Boileau's Zuspruch nicht zu hebenden Empfindlichkeit gegen böswillige Angriffe. Indem der Verfasser die Fehler und Sünden der Kritik und ihren nicht geringen Einfluß auf die öffentliche Meinung historisch verfolgt, bemerkt er, wie auch die Jesuiten die Macht dieses Einflusses sehr wohl erkannt und zu ihren Zwecken zu benutzen gesucht, indem sie die an dem Journal de Trevoux arbeitenden Kritiker aus ihrer Mitte hierzu angestellt hätten: eine Erscheinung, die in ähnlichen Formen wiederkehrend auch unsern Tagen nicht fremd ist. Er beachtet ferner, wie gegen das Ende der litterarischen Laufbahn Voltaire's der Geschmack immer tiefer gesunken sei, in gleichem Maße aber die Kritik an Strenge und Bitterkeit zugenommen habe, sodaß zuletzt die Litteratur fast ganz in die Zeitschriften übergegangen sei. Auch die bessern Köpfe hätten endlich, theils um den Angriffen der Kritik zu entgehen, theils um sie zu bekämpfen, sich selbst mit ihrer Ausübung beschäftigt. Wenn nun seit etwa zehn Jahren (der Verfasser schrieb dies im Jahre 1814) der Geschmack sich zu reinigen und gesunde wissenschaftliche Grundsätze in Sachen der Litteratur erkannt zu werden anfingen, so sei die Kritik dieser Ideenreform gewiß nicht fremd geblieben, denn sie popularisire die Erkenntniß und beschäftige den Geist mit den Wissenschaften, selbst dann, wenn sie ihr Geschäft fehlerhaft behandle. Nachdem Villemain endlich den Kritikern noch einige wohl zu beherzigende Lehren gegeben, sucht er auch die Schriftsteller gegen die Angriffe der erstern zu waffnen, indem er ihnen Delille als Muster aufstellt, der über die zahllosen Angriffe ungerechter Kunstrichter durch Aufstellung immer neuer Meisterwerke gesiegt und sich am Ende seiner Laufbahn der vollsten Anerkennung erfreut habe. Er zeigt, daß grade das Talent den heftigsten Angriff kritischer Wuth zu ertragen habe,

während die Mittelmäßigkeit verschont bleibe, und räth zuletzt den jungen Autoren ihr Talent lieber auf die Ausarbeitung eigner Werke als auf die Kritik zu verwenden. Wir haben dieser Abhandlung des Verfassers absichtlich eine ausführlichere Betrachtung gewidmet, da sie mit einer fühlbaren Krankheit unserer Zeit und Litteratur interessante Vergleichspunkte darbietet; denn auch dieser fehlt es nicht an einem Heere sogenannter Kritiker, von denen selbst die geschmackvollern oft nichts sind als schreibende Leser. Wiewohl nun Villemain das Fehlerhafte in den äußern Erscheinungen der Kritik richtig aufgefaßt und geistreich dargestellt, so hat er die eigentliche Grundlage derselben, da er sie in das Gefühl setzt, dennoch nicht erkannt, da solche vielmehr in der Erkenntniß zu suchen ist und von diesem Standpunkt aus eine gründliche Ausführung wohl verdient hätte.

In seiner im Jahre 1816 von der französischen Akademie gekrönten Lobschrift auf Montesquieu unterscheidet Villemain in diesem einerseits den Schriftsteller, soweit er den Einflüssen seines Zeitgeistes unterliegt und diesem gleichsam huldigt, und andererseits den Autor, der für alle Zeiten und Völker schreibt, und theilt nach diesem Unterschiede seine Werke ein. Zu den Produktionen der erstern Gattung rechnet er die „persischen Briefe," dann die beiden politischen Romane, „Die Troglodyten" und „Arsaces und Ismenia"; zu denen der letztern Gattung hingegen sein Werk über die Größe und den Verfall der Römer und den Geist der Gesetze. Wenn Montesquieu in den „Troglodyten" ein Volk, das durch seine Tugend allein bei einer republikanischen Verfassung glücklich ist, zugleich aber den baldigen Untergang eines solchen Zustandes als nothwendig, wenn er ferner in dem Roman „Arsaces und Ismenia" den durch Jugend geheiligten, mit allem Glanz der Liebe und des Ruhms geschmückten und mit dem Glück des Volkes eng verknüpften Despotismus darstellt, so geräth sein Lobredner, der über diese

Gegenstände ganz anderer Meinung ist, in die Verlegenheit, seinem unmöglich zu verhehlenden Tadel die Gestalt einer Apologie geben zu müssen, was in geschickter rednerischer Wendung geschieht. Er entschuldigt seinen Helden mit Platon, der, zurückgekommen von dem unausführbaren Plan einer vollkommenen Republik, seine guten Wünsche für das politische Wohl der Menschheit endlich auf einen „gutartigen Tyrannen, dem ein geschickter Gesetzgeber zur Seite stände", beschränkt habe, und behauptet, daß in Frankreich, das im achtzehnten Jahrhundert die glücklichste Epoche moderner Civilisation erlebt, eine absolute Herrschaft, die in dem Glück des Volks ihre Rechtfertigung fand, den Tadel des Weisen nicht habe erregen können. Das politische System Ludwigs XIV., fügt Villemain hinzu, sei ein Wunderwerk edler Täuschungen gewesen, das keine Dauer hatte und um so sichrer dann endlich fallen mußte, als Sittenlosigkeit die höchste Macht erniedrigte. Wenn die berühmten Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts die absolute Gewalt des Thrones mit einem ungebundnen Geiste und kühner Forschung angegriffen hätten, so habe ein Grund davon auch in der Vortrefflichkeit der in dem Zeitalter Ludwigs XIV. lebenden Schriftsteller gelegen, die ihren Nachfolgern keinen andern Weg zu litterarischen Erfolgen übrig gelassen hätten, als den der Paradoxie, der Zügellosigkeit und selbst des Skandals.(!) Wer aber den Fall jener alten Grundsätze des Absolutismus beklage, solle darum doch nicht allein den dreisten Meinungen dieser Schriftsteller die Schuld davon beimessen. Denn diese Meinungen hätten eben so sehr im Geist der Zeit als in ihrer eignen Wahl gelegen. Es sei der Karakter des achtzehnten Jahrhunderts, daß es an die Stelle der Glaubenssätze Ideen gestellt habe; sowie aber jene ihrer Natur nach unveränderlich und unbeweglich seien, wie es zu ihrer Aufrechthaltung steter Tugend und steter Aufopferung bedürfe, so seien diese der Entstellung und Verfälschung durch Sophismen zugänglich und wichen

der Gewalt, die ihnen durch ſolche angethan werde, ſo ſchimpflich und ſo ſchnell, daß man ſich vor der ſittlichen Schwäche eines Volks entſetzen müſſe, deſſen Leben auf Ideen, ſtatt auf der Tugend beruhe. Die politiſche Ordnung ſei ebenſowohl als das Syſtem der Religion auf Glaubensſätze gegründet, d. h. auf Meinungen, die in der Zeit und in der Gewohnheit wurzeln. Klerus und Adel ſeien ſolche politiſche Glaubensſätze, die Montesquieu in ſeiner Jugend verſpottend angegriffen, in reiferm Alter aber durch wiſſenſchaftliche Erörterung vertheidigt habe. Wiewohl nun Montesquieu das alte Regierungsſyſtem gelobt und beſchützt, ſo habe er doch auch darin die geſetzliche Freiheit als heilig darzuſtellen geſucht und ſchon in jener von ihm erfundenen berühmten Unterſcheidung der abſoluten Gewalt von der Monarchie, und indem er die Ehre als das Princip der letztern aufgeſtellt, Frankreich ſeinen Platz angewieſen, und darum ſei dennoch Alles, was aus der Veränderung jenes alten Syſtems Gerechtes und Heilſames hervorgegangen, nichts deſto weniger ſein Werk, denn indem er jene beiden Stände als Stützen der Monarchie geſchildert, habe er nicht Privilegien vertheidigen, ſondern Schutzwehren gegen den Mißbrauch der Gewalt aufſtellen wollen, die ihm ſo unentbehrlich geſchienen, daß ſie ihm ſelbſt unter den gehäſſigſten Formen nicht unwillkommen geweſen, ja daß ſogar die Inquiſition für ihren Widerſtand gegen den Despotismus ſeinen Dank verdient habe. Der Geiſt ſeines Werkes aber rufe für die Zukunft rechtsgültigere Sicherſtellungen weiſſagend hervor, indem er Ideen der Menſchlichkeit, der Duldung und Mäßigung verbreitet und ſo die Völker für die Annahme durch Geſetze und durch öffentliches Intereſſe beſchränkter Regierungen empfänglich gemacht habe. In dieſer Weiſe nun ſucht der Verfaſſer in Montesquieu eine Stütze für die politiſche Partei, der er angehört, indem er ihn gleichſam zum prophetiſchen Verkündiger der Karte und der franzöſiſchen Volksvertretung macht. Es dürfte hier we-

der nothwendig, noch der Ort sein, die Schwäche der Villemain'schen Erörterung, soweit sie in das Gebiet der Philosophie streift, darzuthun. Wäre auch die Wunderlichkeit, mit der hier Glaubenssätze und Tugend auf einer, Ideen und Sittenmangel auf der andern Seite sich gegenübergestellt werden, nicht an sich klar, so würde ein Blick auf Spanien bald zeigen, daß neben der zähesten Anhänglichkeit an Glaubenssätzen die tiefste Sittenverderbniß in einem Volke herrschen, die bodenloseste Zerrüttung es umwühlen kann, während ein Blick auf unser Vaterland darthäte, daß ein mit aller Freiheit ins Unendliche fortwirkendes Bilden im Reich der Ideen der Volkssittlichkeit zur sichersten Förderung gereicht. Und daß nur jene naive, von der übergroßen Vortrefflichkeit der Vorgänger hergenommene Entschuldigung des litterarischen Skandals nicht unsern modernen Skandalisten zu Ohren komme, damit nicht Goethe und Schiller verantwortlich werden für Alles, womit jene sich und Andere bewerfen! Wir haben den Faden, woran der Verfasser die einzelnen Sätze der ihm zur Aufgabe gestellten Lobrede aufreiht, hier verfolgt, um dem Leser ein Bild seiner Behandlungsweise zu geben: denn hier tritt es deutlich hervor, wie er mit größerer Redegewandtheit als innerer Tiefe dem Geiste seiner Zeit und der Eitelkeit des Volkskarakters schmeichelnd, seinem Gegenstande für alle stimmführende Parteien eine angenehme Seite abzugewinnen weiß.'

Weniger schwierig war seine Stellung bei der **Gedächtnißrede auf de Fontanes**, dessen Nachfolger er in der Akademie wurde. In dieser herrscht eine freie, edle Beredsamkeit; sie ist erwärmt von dem Geiste dankbarer Pietät gegen den Verstorbenen, der sein Beschützer und Wohlthäter war. Wir theilen folgende Züge daraus mit. De Fontanes schloß sich beim Ausbruch der Revolution der Partei an, die eine beschränkte Monarchie wollte. Er blieb der unterdrückten Regierung treu in einer Zeit, wo Eigennutz und Furcht es für

ſicherer hielten, ſie zu bekämpfen als ihr beizuſtehen, und widmete in einer Zeitſchrift ſein Talent der Vertheidigung der von der Freiheit unzertrennlichen Gerechtigkeit und des legitimen Thrones, der beide ſicher ſtellen ſollte. Erſt dann verließ er Paris, als er Zeuge jener Verbrechen wurde, die dem Muthe des rechtlichen Bürgers die Stütze der Hoffnung und ſeiner Aufopferung jeden Nutzen raubten. Allein die Wahl ſeines Aſyls traf Lyon, einen Ort, der bald ſelbſt der ſchrecklichſte Schauplatz des Bürgerkrieges und der Verfolgung wurde, und an welchem die revolutionaire Tyrannei ihren Grimm erſchöpfte. Als nach dem Siege des Convents auf die Schrecken der Belagerung die Rache des Friedens folgte, und die unglückliche Stadt, die ſelbſt ihren Namen verlor, nur noch daſtand, um blutige Opfer zu liefern, erhob ſich eine kühne Stimme aus der Mitte der Ruinen. Drei Männer von höchſt einfachem, ja ungebildetem Anſehen, erſchienen als Abgeordnete der geächteten Stadt an den Schranken des Nationalconvents. In dem Munde ſolcher Männer ſchien die Sprache des Unglücks und der Menſchlichkeit weniger gefährlich: man wagte ſie anzuhören. Einer von ihnen nahm das Wort, und in einer mit rauhem Ausdruck geſprochenen Rede, in der Schmerzgefühl und Stolz, Gewandtheit und Erhabenheit ſich wunderbar verſchmolzen, ließ er vor den Augen der Verſammlung das ganze Schauſpiel ihrer eignen Gewaltthaten ungeſtraft vorübergehen, ſo daß unwillkürliche Verwirrung ſie ergriff und ſie ſelbſt erſchrak vor den Unthaten, die von ihr ausgingen. Seine Klage ward angenommen, Unterſuchung verfügt, und ein Geräuſch der Unruhe dauerte bis zum Schluß der Sitzung.

Man erinnerte ſich jenes Landmannes vom Ufer der Donau, der dem römiſchen Senat die Barbarei ſeiner Prätoren vorwarf. Andere forſchten ſchon nach dem gefährlichen Schriftſteller, der durch geheime Umtriebe ihr Mitleid zu erſchleichen gewußt und ſich dazu des unverdächtigen Organs

dieſer Abgeordneten aus der niedern Volksklaſſe bedient hatte. Dieſer gefährliche Schriftſteller, dieſer Umtriebsſtifter war Fontanes, der fliehen und ſich verbergen mußte, als dies entdeckt ward, und erſt bei der Rückkehr einer ruhigern Zeit wieder erſcheinen durfte. Noch einmal als Vertheidiger der legitimen Monarchie zur Zeit des Direktoriums proſcribirt, kehrte er nach Einführung des Konſulats zurück und wurde Präſident des Korps législatif. Als Buonaparte dieſer Verſammlung unter andern politiſchen Mittheilungen auch die Hinrichtung des Herzogs von Enghien verkündigte, beobachtete Fontanes ſtatt der erwarteten Antwort ein ſtrenges Stillſchweigen. Bald nachher wurde bei dem öffentlichen Abdruck einer von ihm gehaltenen Rede auf Veranlaſſung der Regierung ein Ausdruck in der Art geändert, daß er für eine feige Entſchuldigung jener That hätte genommen werden können, und Fontanes drang ſo feſt und anhaltend auf öffentliche Berichtigung, daß die Macht, vor der Europa ſich damals beugte, dem beſchämenden Eingeſtändniß eines ſolchen Druckfehlers ſich nicht entziehen konnte. „Ich begehre nicht", ſagt Villemain, „Fontanes um dieſes Zuges willen zu loben; er lag in der Pflicht des redlichen Mannes; allein er ſpricht ihn los von der Schuld der Schmeichelei, deren man ihn zeihen wollte, wegen vieler Lobſprüche, die er zu anderer Zeit dem Glanz des Sieges, den begonnenen Werken des innern Friedens und der erweckten Hoffnung des Staatswohles ſpendete, und die er jederzeit durch edle Rathſchläge zu mäßigen wußte. Er war es auch, der den Muth hatte, der Verleumdung laut zu widerſprechen, womit ein übermüthiger Sieger Preußens Königin im Angeſicht des darob empörten Frankreichs zu verunglimpfen ſuchte."

In dem Verſuch über Milton führt der Verfaſſer die bekannten Lebensumſtände des Dichters, deſſen ſchwärmeriſche Gluth für religiöſe und politiſche Freiheit bis an das ſpäte Ziel eines hartbedrängten Lebens ungeſchwächt fortlo-

derte, in anziehender Darſtellung an uns vorüber. Sein Gedicht, deſſen Grundſtoff mit dieſem Leben eins war, wird von hieraus zergliedert. Er wird mit Homer verglichen, inſofern als dieſem die Fülle der geſammten Natur- und Geſchichtskenntniß ſeiner Zeit, dem Britten hingegen die Maſſe der geſammten Buchgelehrſamkeit der ſeinigen beiwohnte, und aus dieſen beiden verſchiedenen Quellen ihre Gedichte hervorgingen. Aus dieſer Auffaſſung entwickeln ſich denn alle Vorzüge und Fehler des brittiſchen Dichters leicht und treffend. Der Gegenſtand ſeines Gedichts, wiewohl tauſendmal beſprochen und in allen Formen behandelt, bleibt immer der höchſte, den die Phantaſie zu ergreifen vermag und ging aus ſeiner Hand in einer neuen und erhabenen Geſtalt hervor. Aber alle Einzelnheiten der Ausführung tragen die Spuren jenes Urſprungs aus einer überreichen, aber nur zu oft geſchmacklos verſchwendeten Beleſenheit. Daraus entſpringt jene bizarre Ueberladung mit weitläufig und oft höchſt unpoetiſch ausgeführten geographiſchen und mythologiſchen Einzelnheiten, ſubtilen Controverſen und techniſchen Ausdrücken. Seine Erfindung verfällt durch ein verfehltes Streben nach dem Neuen und Eigenthümlichen ins Abenteuerliche oft bis zur Lächerlichkeit. Dahin rechnet Villemain den Gedanken, die Teufel in verkleinerte Geſtalt einſchrumpfen zu laſſen, um ſie in einer unterirdiſchen Rathsverſammlung zu vereinigen. Daß der Tod ſein Haupt erhebt, um ſich an dem Geruch der zukünftigen Leichname zu laben, wird eine mit italieniſchem Ungeſchmack überladene engliſche Rohheit genannt. Wenn die rebelliſchen Engel mit Kanonen in den Himmel hineinſchießen; wenn Gott einen Cirkel nimmt, um das Weltall in eine Kreislinie einzuſchließen; wenn die Teufel ſich in Schlangen verwandeln, um ihr Oberhaupt auszuziſchen, ſo erſcheinen dieſe Bilder dem franzöſiſchen Kritiker mehr grillenhaft als großartig. So findet er auch, daß Milton dem Schöpfer die dogmatiſche Sprache des Theologen in den Mund

lege und in dem, was er ihn sagen lasse, wenig Begeisterung offenbare; daß ferner die ganze bis dahin allerdings genialische Dichtung nach dem eingetretenen Ungehorsam des ersten Menschenpaares, also mit dem zehnten Gesange, sichtlich herabsinke und von da an nichts weiter sei als eine ermüdende, wiewohl mit bewundernswürdigen Zügen durchwebte Deklamation. Dagegen bewundert er höchlich die Schilderung der Gefühle Adam's und Eva's und deren Ausdruck, die Entstehung ihrer Liebe, den Schmerz Eva's um ihre Schuld und die gegenseitige Verzeihung der beiden Gatten, in welcher letztern Scene der Dichter eine Begebenheit seines eignen Lebens vor Augen gehabt haben soll. Hierin stellt Villemain den Dichter noch über Virgil und Homer. Seinen Satan nennt er das Meisterstück poetischer Schöpfungskraft, und die Portraits der Dämonen als Typen von Leidenschaften und Lastern sind ihm bewundernswerthe Allegorieen. Die Genialität in der Schilderung der Hölle gehöre zu den staunenswürdigsten Aeußerungen der schaffenden Einbildungskraft, und Milton habe, nach dem Ausdrucke eines Engländers, seine starke Seite wohl gekannt, indem er diesen Gegenstand gewählt, wo Alles zu wagen erlaubt und Uebertreibung unmöglich sei. Käme das Ganze den fünf ersten Gesängen gleich, so würde es keine größere Dichterschöpfung geben als das verlorne Paradies. Aber auch in den übrigen Gesängen bleibe immer eine Gattung des Poetischen, die mit allen Fehlern der Dichtung versöhne, nämlich das Erhabene, welches überhaupt der Grundkarakter dieses Dichters sei. Sein Styl endlich sei ein getreues Abbild seines Gemüths, kühn, neu, majestätisch, höchst poetisch, oft sehr einfach, dann wieder bizarr, gezwungen und prosaisch. Letzteres sei besonders der Fall gegen das Ende des Werks, und nicht mit Unrecht beklage sich der Dichter, daß er, gebeugt durch Unglück und Blindheit, erstarre in der Kälte des Klimas und des Greisenalters. Er hatte sein Werk zu spät begonnen und

übereilte deſſen Vollendung. Die Begeiſterung entflog ihm, und er ließ die Verſe fallen, die ſein Zeitalter keiner Betrachtung würdigte. Bei der kurzen Berührung deſſen, was in der franzöſiſchen Litteratur über Milton erſchienen, erwähnt Villemain noch, daß eine im Jahre 1791 herausgekommene Schrift über denſelben, die nichts ſei, als eine demagogiſche zur Apologie des Königsmordes entworfene Flugſchrift, mit Unrecht Mirabeau zugeſchrieben worden ſei.

Das was Villemain, ein auf der Höhe der franzöſiſchen Bildung ſtehender Kritiker, hier über Milton ſagt, können wir füglich als Maßſtab anlegen, um die Fähigkeit des franzöſiſchen litterariſchen Publikums zur Auffaſſung, zum Genuß und zur Beurtheilung fremder Poeſie daraus zu erkennen, und wir finden, daß ein ſo unbefangenes Inſichaufnehmen, eine ſo wohlwollende und unparteiiſche Würdigung einer ſo heterogenen Schöpfung ſchon einen bedeutenden Vorſchritt zur höhern allgemeinen Bildung, eine Erhebung aus dem frühern Druck der Einſeitigkeit und des Vorurtheils bekundet. Zur Vergleichung fügen wir hier ſogleich Einiges aus ſeinem Verſuch über Shakſpeare hinzu, wodurch wir in dieſer Anſicht beſtärkt und zu den beſten Hoffnungen für Frankreichs litterariſche und poetiſche Zukunft angeregt werden, wiewohl freilich bei der dem franzöſiſchen Nationalkarakter noch bei weitem ſtärker widerſtrebenden Eigenthümlichkeit Shakſpeare's die noch immer nicht ganz beſiegte Beſchränktheit des franzöſiſchen Kunſtgefühls und Kunſturtheils deutlicher hervortritt. Der Kritiker möchte den einmal angenommenen Regeln, den drei Einheiten, den für klaſſiſch geltenden Formen des franzöſiſchen Dramas nichts vergeben und ſieht ſich dennoch durch die unwiderſtehliche Macht Shakſpeare's über ſein natürlich richtiges Gefühl zu dem Geſtändniſſe gezwungen, daß die Behandlungsweiſe des brittiſchen Dichters ihre unverkennbaren Vortheile hat. Wenn ſolche Empfänglichkeit bei einem Manne von ſo großer Autorität

ſich zu erkennen gibt, läßt ſich die ſchönſte Folge erwarten, und wirklich ſcheinen einige der neueſten Erſcheinungen der franzöſiſchen Bühnendichtung mit einzelnen der hier folgenden Aeußerungen in unmittelbarer Verbindung zu ſtehen.

„Shakſpeare's Ruhm", ſagt Villemain, „einſt in Frankreich ein Gegenſtand der Paradoxie und des Skandals, bedroht jetzt den alten Ruhm unſers Theaters, was eine große Veränderung in Meinungen und Sitten vorausſetzt. Dieſe Revolution gibt Veranlaſſung zu mancher Frage, nicht bloß im Gebiete der Litteratur und des Geſchmacks, ſondern auch in dem der Geſchichte des geſelligen Lebens. Voltaire, in ſeiner Jugend ein Enthuſiaſt für Shakſpeare, anathematiſirte und verfolgte ihn vierzig Jahre ſpäter mit tauſend Witzworten. Doch all dieſer Witz beweiſt nichts gegen einen Enthuſiasmus, den er ſelbſt einſt theilte." — In dem Leben, dem Zeitalter und dem Genius Shakſpeare's ſuche man die Quelle ſeiner bizarren Fehler und ſeiner mächtigen Originalität. Er entwickelt zuvörderſt, was äußerlich zur Ausbildung von Shakſpeare's poetiſchem Talent mitgewirkt: die allgemein verbreitete Ueberſetzung der Bibel: der Königin Eliſabeth Geſchmack und Sinn für Gelehrſamkeit, die Mode allegoriſcher und mythologiſcher Darſtellungen bei allen Feſtlichkeiten, vielfache Ueberſetzungen der Alten, ſowie der italieniſchen Dichter. Hierdurch gewann vornehmlich ſein poetiſcher Ausdruck, der ihm früh den Beinamen des Dichters mit der Honigſprache erwarb. Nach Villemain's Meinung wäre aber dieſe Genialität des Ausdrucks dasjenige, was zuerſt ſein Zeitalter ergriffen und auch jetzt dem großen Karakter, dem fortdauernden Leben Shakſpeare's zum Grunde liege. Dies habe ihn vorzüglich ausgezeichnet vor ſeinen Mitbewerbern, Marlow und andern, die noch an einer widrigen Härte, Rohheit und Unregelmäßigkeit des Ausdrucks gelitten. Seine Stücke, wiewohl eilfertig geſchrieben, tragen doch nicht, wie die ſpaniſchen, den Karakter ſprachfertiger

Improviſation und phantaſtiſchen Traumlebens, ſondern jederzeit den des glücklichen Genius, des feurigen Aufſchwungs und tiefer Meditation. „Darum aber darf man nicht", fährt Villemain fort, „von einem dramatiſchen Syſtem Shakſpeare's ſprechen und dieſes dem antiken Theater zur Seite ſtellen oder gar vorziehen. Ein ſolches Syſtem iſt ſelbſt bei der aufmerkſamſten Bewunderung in ſeinen Stücken nicht zu erkennen. Als Shakſpeare auftrat, war die Tragödie nichts als eine Darſtellung wunderbarer und ſchrecklicher Begebenheiten, die ohne die Einheiten der Zeit und des Orts aufeinander folgten. Das Komiſche ward damit vermiſcht, wie es auch im Leben geſchah, wo bei den ernſteſten Feſtlichkeiten der Hofnarr nicht fehlte. Dieſem bequemen Wege folgten auch ſeine Zeitgenoſſen, und ſelbſt der gelehrte, der Griechen und Römer kundige Ben Johnſon begeht dieſelben Unregelmäßigkeiten, verlegt die Scene von einem Weltende zum andern, läßt ſie dann wieder leer, miſcht das Erhabene mit dem Poſſenhaften, das Pathetiſche mit dem Trivialen, Verſe mit Proſa. Er hat Shakſpeare's Syſtem, oder vielmehr Beide haben keines, ſondern erfüllen, dem Geſchmack der Zeit folgend, ihren ſchon vorhandenen Rahmen. Shakſpeare aber thut dies mit aller Naturkraft der Phantaſie, mit Originalität und Beredſamkeit, mit den überraſchendſten, erhabenſten und feinſten Zügen, wie etwa Molière in ſeinem „„Feſtin de Pierre"". So iſt Shakſpeare; ſein Genie iſt ſein Syſtem. Er dient der Neigung des Zuſchauers, erzählt ihm nichts, ſondern bringt Alles in ſceniſche Handlung. Dieſe freie Weiſe aber, die bei Ben Johnſon, Marlow, Fletſcher und Beaumont nur gewöhnliche Kombinationen hervorbringt, führt Shakſpeare zu den frappanteſten eindringlichſten Scenen."

„Die Perſonen, die auch bei ihm wie durch Zufall ſich auf der Bühne begegnen, ſagen Dinge, die man nicht wieder vergißt, und mitten in der Unordnung ſeines Werks bringt der Dichter die höchſte Wirkung hervor. Und doch iſt Shak-

speare nicht immer naturgemäß und wahr. Kann man der französischen Bühne leicht den Vorwurf des Gemachten und Konventionellen machen, kann man von Corneille und Racine sagen, daß ihre Helden eine galante, geglättete, hofmäßige Sprache führen, die ihnen selbst so fremd sei, als dem Dichter, so kann man Shakspeare mit viel größerm Rechte unpassender Sitten und Sprache zeihen, die bei ihm noch viel störender vorkommen. Gesuchte Metaphern, dunkle leere Affektation sind ihm keineswegs fremd. Die einfachsten Dinge drückt er oft in geschraubten, zugespitzten, mühsam erkünstelten Wendungen aus. Dies ist aber bei ihm, was es bei Jenen war, eine Krankheit der Zeit, von der kein Dichter sich losmachen kann, und erklärt sich leicht, wenn man die Parlamentsreden Jakob's I. liest. Uebrigens haben die englischen Kritiker in Hinsicht Shakspeare's die Anbetung der Ausleger Homer's noch überboten. Nach ihnen ist Shakspeare ein Mann, der nichts gewußt, aber Alles geschaffen hat: Metaphysik, Moral und Poesie. Seine ungeheuersten Fehler hat man vergöttert, und was aus der Barbarei seiner Zeit in ihn übergegangen ist, zu einer Erfindung seines Genies erhoben." — Bei dieser Gelegenheit kann denn auch Wilhelm von Schlegel einer strengen Abfertigung nicht entgehen. Shakspeare ist aber weder nach der mystischen Subtilität des deutschen Litteraten, noch nach den Witzeleien Voltaire's zu beurtheilen. Zuvörderst ist die Last der Barbarei und des schlechten Geschmacks, womit er überladen, gänzlich abzuwerfen. Am wenigsten aber ist aus seinen Werken ein für unsere Zeiten anwendbares System abzuleiten, und soll eine neue Form aus unserm jetzigen Leben sich entwickeln, so darf diese weder der Shakspeare'schen noch der Racine'schen gleichen. Hier wird nun Schiller als Nachahmer der in „Romeo und Julie" plötzlich entstehenden Liebe und Göthe als Nachahmer der Hexenscenen im „Makbeth" getadelt. „Betrachtet man aber", heißt es nun weiter, „Shakspeare frei von

Nachahmungs- und Syſtemſucht, als eine außerordentliche Erſcheinung, die nicht zu reproduciren iſt, dann gelangt man zu dem reinen Anblick ſeiner Freiheit, ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Poeſie und Beredſamkeit. Sein reiches Genie hat nicht Alles geſchaffen, ſondern ſo Vieles in ältern Dramen, Novellen und Chroniken ſchon vorgefunden, Alles aber mit dem Stempel ſeiner Originalität bezeichnet. Ein Volksmährchen, eine Ballade wird zu einer unſterblichen Schöpfung. Die Zeichnung ſeiner Karaktere iſt energiſch, aber nicht immer richtig gehalten: in welchem Lande er ſie auch findet, immer gibt er ihnen engliſche Phyſiognomie. Sein römiſches Volk iſt der engliſche Pöbel. Dies grade macht ihn den Engländern ſo lieb. Shakſpeare iſt der perſonificirte Genius Englands in ſeinem Stolz, ſeiner Freiheit und Rohheit, ſeiner Tiefe und Melancholie. So iſt der Monolog im Hamlet eine Ausgeburt des engliſchen Spleens; der ſchwarze Ehrgeiz Makbeth's gleicht ganz dem, der in den Königen der weißen und rothen Roſe lebte. Die größte Macht übt Shakſpeare auf das engliſche Publikum, da wo er einheimiſche Gegenſtände behandelt und ihm ſeine alte Geſchichte, Sitten und Vorurtheile mit den Eigennamen der Menſchen, Oerter, Flüſſe vorführt. Eben ſo große Wirkung müßte ein talentvoller Mann in Frankreich hervorgebracht haben, wenn er in uneingeſchränkter Behandlung und in dem Feuer einer noch friſchen Tradition die Rachſucht Ludwig's XI., die Verbrechen am Hofe Karl's IX., die Verwegenheit der Guiſen, die Wuth der Ligue dargeſtellt, die Häupter, Parteien, Gegenden, nicht in der gebildeten Sprache der Zaire, nicht in Dubelloy's modernem Pomp, ſondern in der rauhen einfachen Offenheit, in der vertraulichen Sprache jener Zeit, unveredelt aber belebt auf die Bühne gebracht hätte. Solche Stücke hätten allmächtigen Eindruck, unſterbliches Anſehen gewonnen, obſchon den Franzoſen jener Geſchmack an alten Annalen, jene Ehrfurcht vor alten Sitten, hauptſächlich aber die Sprödigkeit

des insularischen Patriotismus abgeht. Auch ist in England das Theater keine Hof-, sondern eine Volkslust. Der Matrose selbst ergötzt sich an Othello's Erzählung seiner Seeabenteuer, denn in Koventgarden und Drurylane ist das Parterre vom Volk erfüllt, das an der Leidenschaft und Energie des tumultvollen Dramas den lebhaftesten Antheil nimmt. Aber auch die höhern Klassen erfreuen sich dort an diesen rauhen schreckhaften Bildern, so zu sagen an Shakspeare's tragischer Nudität, eben um des Kontrastes willen, der sich mit der Behaglichkeit des gewöhnlichen Lebens darin bildet. Der heftige Eindruck erregt und zerstreut diese von der socialen Glätte ermüdeten Seelen. In den Logen sieht man die feinsten Damengesichter mit Begierde hinschauen auf die Todtengräberscene im Hamlet. Schönheit und Jugend betrachten mit unersättlicher Neugierde jene Bilder menschlicher Zerstörung. Der bizarre Scherz, der diesen Schrecknissen beigemischt ist, erleichtert dann wieder den Zuschauer von dem Druck, der ihn preßte, und lautes Gelächter erschallt. Traurigkeit und Freude wechseln auf den kältesten Gesichtern, und selbst der Staatsmann lächelt über die Sarkasmen des Todtengräbers, der den Schädel des Kammerherrn von dem des Hofnarren zu unterscheiden sucht. So hat denn Shakspeare auch in seinen geschmackwidrigsten Schöpfungen das Interesse der Nation für sich; er unterhält die Engländer von ihnen selbst, d. h. von dem, was sie fast allein nur achten und lieben. Aber auch im Auslande verliert er nicht alle seine Macht. Es ist der Karakter des Genies, daß auch seine Localschönheiten, seine individuellen Züge den Typus allgemeiner Wahrheit an sich tragen, und daß es, für seine Mitbürger arbeitend, der ganzen Welt gefällt. Die nationalsten Werke sind die verbreitetsten, und deshalb werden die Griechen noch jetzt in allen Welttheilen gelesen. Shakspeare aber, der nicht in einer so glücklichen Bildungsperiode lebte, hat bei weitem weniger von dieser allgemeinen Schönheit. Der Rost

des Mittelalters bedeckt, und ein Gewicht von der Gelehrſamkeit des ſechzehnten Jahrhunderts belaſtet ihn. Ihm fehlt jene liebenswerthe Einfalt einer neugebornen Welt, die Fénélon an Homer rühmt. Man fühlt es, wie ſein Geiſt ſich hervorarbeitet unter einer alternden, von Erinnerungen und Verwickelungen beſchwerten Civiliſation. — Als ächter Dichter malt er das Schrecklichſte wie das Anmuthigſte mit gleicher Meiſterſchaft. Bei der Schilderung weiblicher Karaktere trifft dieſes rauhe, wilde Genie den Ton der eigenſten Zartheit und kehrt zur reinſten Schicklichkeit zurück. Ophelia, Katharina von Aragon, Julia, Cordelia, Desdemona, Imogen, dieſe rührenden ſcharf unterſchiedenen Bilder ſind von unnachahmlicher Anmuth und reinſter Naturwahrheit, die man von der Ungebundenheit einer ſo rauhen Zeit, von der Derbheit dieſes mannkräftigen Genius nicht erwarten ſollte. Sein Naturſinn erſetzt den Geſchmack und läßt ihn gleichſam weiſſagend vorerkennen, was der Bildung ſeiner Zeit noch fehlte. Selbſt Lady Makbeth weiß er durch der Natur entlauſchte Züge zu mildern: ſie reizt zum Morde, aber ſie vermag ihm nicht zuzuſchauen, und Gertrud bedeckt Opheliens Leichnam mit Blumen. Rechtfertigt nun ſolche Trefflichkeit die Bewunderung der engliſchen Kritiker, ſo darf man darum doch nicht mit ihnen die Vernachläſſigung aller Lokalfarben für gleichgültig halten, oder glauben, Shakſpeare folge der Natur, wenn er die Sprachen aller Stände vermiſcht, wenn er einen Trunkenbold auf den Thron und einen Poſſenreißer in Roms Senat verſetzt, wie ein Maler, der das Koſtum ſeiner Figuren vernachläſſigt; und ebenſowenig kann man mit einem ſolchen Syſtem die Vermiſchung der Mythologie mit der Feerei, der Amazonen mit den Elfen entſchuldigen; noch weniger aber den berühmten Dichter, der eine ſo wunderliche Verſchmelzung, die bei Shakſpeare nur die Wirkung einer zufälligen Unwiſſenheit iſt, zu unſerer Zeit mit Bedacht und Wiſſen nachahmt. — Wenn Shakſpeare körperliche Folter,

Bettlerlumpen, Raſerei auf die Bühne bringt, ſo bedient er ſich ſeiner ganzen tragiſchen Kraft. Wahren und verſtellten Wahnſinn ſtellt er häufig dar, ja im Hamlet verſchmilzt er beide. Oft auch zeigt er den Zuſammenhang des Wahnſinns mit dem Verbrechen, und hier hat er die höchſte Stufe des tragiſchen Schreckens erreicht, die ſelbſt die Eumeniden des Aeſchylus hinter ſich läßt. Shakſpeare und Aeſchylus haben mannichfaltige Aehnlichkeit. Sie gleichen ſich an poetiſcher Kühnheit, an Lebendigkeit, ſelbſt an Ungebundenheit der Metaphern und Bilder, an Feuer der Einbildungkraft; aber ein kaum der Barbarei entſteigendes Zeitalter läßt Shakſpeare Rohheit mit Großartigkeit miſchen, und bei ihm fällt man nicht ſelten aus den Wolken in den Schlamm: ein Mangel, der mehr noch in den Stücken ſeiner eignen Erfindung als in ſeinen hiſtoriſchen fühlbar wird. Wirft man dem franzöſiſchen Theater vor, daß es den Römern eine Emphaſe gebe, die ihnen fremd ſei, ſo läßt ſich dies mit größerm Rechte noch von Shakſpeare's „Julius Cäſar" ſagen; nur in den Karakteren des Brutus, Antonius und Craſſus zeigt er hiſtoriſche Wahrheit und ſcheint von Plutarch's Darſtellung begeiſtert zu ſein." — Villemain geht nun mehrere Tragödien Shakſpeare's durch, zeigt was ihn darin ergriffen habe und jeden Sinn ergreifen muß, und geſteht endlich, daß in den hiſtoriſchen Dramen der Mangel der Einheiten und die lange Dauer des Stücks Kontraſte von der ergreifendſten Wirkung möglich mache. „So ſehen wir", ſagt er, „Richard III., den Giftmiſcher, den Mörder und Tyrannen, in den Schreckniſſen und Gefahren, die er ſich ſelbſt bereitet, untergehen; ſo ſehen wir Wolſey in ſeiner ſtolzen Größe und dann in ſeinem ſchmerzhaften Falle und freilich, um alle Schmerzen und Begegniſſe des Menſchenlebens aufzunehmen, iſt unſere Zeiteinheit von 24 Stunden viel zu kurz. So haben auch Shakſpeare's Unregelmäßigkeiten im Styl ihren Vortheil und ihre Wirkung: ſeinem Wechſel von Verſen und Proſa liegt

immer eine Abſicht zum Grunde. Wenn Romeo's und Julia's, Hamlet's und ſeines Vaters Dialoge des Reizes und der Feierlichkeit der Verſe bedürfen, ſo kann Makbeth ihrer in ſeinem Geſpräch mit Duncan's Mördern wohl entbehren. Nach engliſchen Urtheilen ſoll Shakſpeare im Luſtſpiel gleich trefflich wie im Trauerſpiele ſein, ja Johnſon zieht ſeinen Scherz noch vor. Nicht-Britten aber können dieſe Meinung nicht theilen. Das Lächerliche verduftet, der Scherz verliert an Kraft und Anmuth, wenn er ſeine Heimath verläßt. Doch haben die Luſtſpiele dieſes Dichters ſchon in ihrer Fabel einen eignen Karakter fröhlicher Laune. Nur ermangeln ſie gänzlich der Wahrheit und des realen Lebens, weshalb denn auch ein berühmter Shakſpeareenthuſiaſt ſich nicht ſcheut, Molière proſaiſch zu nennen, weil er zu wahr, dem wirklichen Menſchenleben zu treu iſt; als wäre Nachahmung der Natur ein Plagiat der Mittelmäßigkeit. An dieſem Fehler freilich leidet Shakſpeare nicht: ſeine komiſche Wirkung entſteht aus dem Zuſammenſtellen wunderbarer Begebenheiten, aus ſteter Uebertreibung, Karikatur und einem lebhaften witzigen Dialog, in dem jedoch der Dichter mehr als die Perſonen ſpricht. Wer dieſe phantaſtiſche Poſſenreißerei, dieſe eigenſinnige Willkür der Erfindung betrachtet, ſollte glauben, Rabelais habe ſich in ihm zum Luſtſpieldichter umgeformt.“ Zuletzt indeſſen geſteht unſer Verfaſſer auch Shakſpeare's Luſtſpielen zu, daß ſie den unerſchöpflichen Reichthum beweiſen, mit dem ſein Genius begabt ſei. „Nach allem dieſem“, ſetzt er hinzu, „kann man ſich nicht wundern, daß Shakſpeare der Homer der Engländer iſt und ſich bei ihnen unwandelbar erhält. Der Eindruck ſeiner Vorbilder, ja vielleicht eine natürliche Verwandtſchaft mit einigen Eigenſchaften ſeines Genius iſt erkennbar in den berühmteſten engliſchen Schriftſtellern, und derjenige unter ihnen, der jetzt das Vorrecht hat, Europa zu unterhalten, muß zu ſeiner Schule gerechnet werden; er iſt von ſeinem Geiſte genährt und be-

sitzt, sei es durch Entlehnung oder von Natur, etwas von seinem Scherze. Im Dialoge kommt er oft ihm gleich, und vorzüglich hat er viel Aehnlichkeit mit Shakspeare in der Erfindung seiner Karaktere, in der Lebendigkeit und der selbst in den kleinsten Zügen erkennbaren Wahrheit derselben, durch die er gleichsam neue Wesen in die Welt setzt, deren Bild bei ihrem bloßen Namen in unserer Erinnerung wieder auflebt. So groß nun Shakspeare auch ist, so darf er doch für unsere Zeit kein Gegenstand der Nachahmung werden. Wenn man in den Schranken eines schon vorhandenen künstlerischen Systems oder mit schüchtern verbessernder Hand ihn nachbilden will, so hat er für den Nachahmer keinen Werth. Will man ihn aber mit affektirter Unregelmäßigkeit wiedererzeugen und seine Regellosigkeit mühsam nachzeichnen, wie jene experimentirende deutsche Litteratur gethan, die sich nach und nach in jeder Gattung versucht und zuweilen sogar mit der Barbarei, als dem letzten Resultat ihrer Berechnung, es schon gewagt hat, so entstehen unter seinem Einflusse solche kalte widerstrebende Produktionen, in welchen die angenommene Rohheit des Dichters den Ton seines Zeitalters Lügen straft. Selbst unter Ducis energischer Hand verliert er, eingezwängt in unsere klassischen Proportionen und in die Hemmungen unserer Bühne mit der Freiheit seines Gesanges Alles, was für die Einbildungskraft Großes und Ueberraschendes in ihm liegt und erscheint wie Gulliver, von tausend Fäden gefesselt, oder wie ein Riese in Windeln. Bleibe Shakspeare den Britten; seine Poesie ist nicht, wie die griechische, andern Völkern zum Vorbild idealer Schönheit bestimmt. Auch so ist sein Reich noch weit genug, das durch die Britten über Indien und Amerika ausgebreitet ist. Denn auch in den vereinigten Staaten ist Shakspeare wie in der Heimath, der Dichter des Volks, das nur durch ihn sich mit der Litteratur in Verbindung erhält, von der es außer ihm nur wenig kennt; und so wird denn Shakspeare

auch in jener neuen unermeßlichen Welt als Kern und Vorbild einer neuen Dichterschule daſtehen."

So ſehr aus dieſen Aeußerungen des franzöſiſchen Kritikers nun auch hervorgeht, daß er Shakſpeare's Geiſt nicht ganz in ſich aufzunehmen vermocht hat, ſo viel Halbwahres und Ungerechtes auch in ſeinem Urtheil über den Dichter und deſſen Beurtheiler, über Englands und Deutſchlands Litteratur darin liegt; ſo ſind ſie dennoch von nicht geringem Werthe: denn ſie beweiſen die mächtige Wirkung, die der große Britte auf ihn und ſeine Nation ſchon ausübt. Sein natürliches Gefühl zeigt ſich mit angebildeten Vorurtheilen in einem Kampfe, in dem der Sieg für jenes ſich entſcheiden muß, und das Element der freiern Poeſie bringt auf das jetzt lebende Geſchlecht mit einer Gewalt ein, gegen welche die Schranken veralteter Regeln nichts vermögen werden, wie hartnäckig ein übelverſtandenes nationales Ehrgefühl ſie auch vertheidigen möge. Trotz ſeiner Empfänglichkeit für die Schönheiten ausländiſcher Poeſie hält ſich unſer Kritiker in ſeinen Grundſätzen ſtreng auf der Linie deſſen, was man in Frankreich Klaſſicität nennt und verficht dieſe mit allem Eifer gegen die ſogenannten Romantiker. Dies ergibt ſich aus folgenden Stellen einer in dieſer Sammlung abgedruckten Rede, womit er ſeine an der Pariſer Univerſität gehaltenen Vorleſungen über franzöſiſche Eloquenz eröffnete. „Glauben Sie, daß dieſe Litteratur, die heut in den Ruinen, in den Zufälligkeiten eines barbariſchen Zeitalters Begeiſterung ſucht, naiver ſei und wahrer, als jene, die ſich durch das Licht der antiken Meiſterwerke zu beleben ſuchte? Mag man nun Eines oder das Andere nachahmen, die Geſetze der Nachahmung bleiben immer dieſelben. Mag der Dichter den Apoll von Belvedere betrachten oder einen mißgeſtalteten irdiſchen Gott, ſo empfängt er immer einen fremden Eindruck, und ſein Gedanke wird modificirt durch ſeinen Blick; er wird Nachahmer. Aber die Nachahmung der Meiſterwerke hat den

Vortheil, daß sie den Sinn erhebt zu dem idealen Typus der Anmuth und Schönheit, welcher das Wahre in der Kunst ist. Die Nachahmung der höchsten Kunstwerke, oder vielmehr der Wetteifer mit ihnen, ist eine freie Arbeit des Geistes, sie vermischt sich mit dem ewigen Bilde der Schönheit und Größe und erscheint nur dann als Wahrheit, wenn sie eine neue Schöpfung wird. In diesem Sinne kann man sagen, daß sie verschwindet, je vollkommner sie wird. Die Nachahmung barbarischer Vorbilder aber ist eine rein materielle Arbeit, der schon bei ihrem Beginn die Wahrheit mangelt und in der die Reflexion zur Lüge wird." — Weiterhin heißt es: „In der That, dies einzige Hinderniß können wir dem Verfall, der unsere an Meisterwerken so reiche Litteratur bedroht, entgegensetzen, daß wir die Reinheit ihrer ursprünglichen Formen zu erhalten suchen; daß wir eine neue Gelegenheit erfinden, um dieselben glücklich anzuwenden; daß wir den durch Tradition uns überkommenen Geschmack in unserm Styl bewahren und uns nur in der Wahl des Stoffs und der Hauptgedanken eine Neuerung erlauben." — Man sieht, wie tief der Grundsatz, daß Kunstschönheit nur in den Grenzen gewisser konventioneller Formen möglich sei, bei den Franzosen wurzelt; ein Grundsatz, der ganz dazu geeignet wäre, ihre Litteratur in kalter Erstarrung hinsterben zu lassen und jedes neue Kunstwerk, wie der Schuh den chinesischen Fuß, schon im Entstehen zu verkrüppeln, wenn nicht glücklicherweise das Bedürfniß neuer geistiger Eindrücke und Bewegungen und die dadurch entstandene ernste Beschäftigung mit den Werken des Auslandes dem Uebel schon kräftig entgegenträte.

Wir gehen nunmehr zu den Arbeiten des Verfassers über die Neugriechen über, mit denen er sich anhaltend und mit großer Vorliebe beschäftigt und finden hier zuerst unter dem Titel Laskaris eine Darstellung von dem Zustande und den Begebenheiten der nach der Eroberung von Konstantinopel nach Italien geflüchteten Griechen und ihrem Einfluß

auf die europäiſche Bildung. In einer kurz nach dem Tode des Kaiſers Alexander zur Zeit der heldenmüthigen Vertheidigung von Miſſolonghi geiſtreich und eindringlich geſchriebenen Vorrede wirft der Verfaſſer einen Blick auf den damaligen Zuſtand der Griechen, ihre Hoffnungen, den Antheil der civiliſirten Welt an ihrem Schickſal, und ſtellt die Gründe dar, die eine Bewegung der europäiſchen Mächte zu ihrer Rettung veranlaſſen ſollten. Stimmen wie dieſe ſind würdige Organe der öffentlichen Meinung, und es thut unſerm Gefühle wohl, zu glauben, daß die ſeitdem erfolgte glückliche Wendung der griechiſchen Angelegenheit zum großen Theile auch dem Einfluſſe der von allen Seiten her in gleichem Sinne laut gewordenen Aeußerungen der öffentlichen Meinung zugeſchrieben werden darf. Um ſeiner Darſtellung Lebendigkeit und Reiz zu geben, knüpft der Verfaſſer dieſelbe in der Weiſe Barthelemy's und Anderer an eine einfache Fiktion. Einige hochgebildete junge Edelleute aus Venedig und Florenz, unter denen ein Medici, ein Bembo, ſind zur Beſchauung des Aetna und anderer Merkwürdigkeiten nach Sicilien gekommen. Ein Schiff bringt mehrere dem Untergange von Byzanz entronnene Griechen ans Land. Aus den zwiſchen den Zuſammentreffenden entſtehenden Geſprächen und Verhältniſſen und der Darſtellung ihrer fernern Begebenheiten weiß der Verfaſſer geſchickt zu entwickeln und zu einem anziehenden Bilde zu geſtalten, was in jenem ſo denkwürdigen und folgenreichen Geſchichtsabſchnitt für den Gebildeten ein allgemeines Intereſſe hat. Einer der entflohenen Griechen, Laskaris, ein Fürſt und Verwandter des erloſchenen Kaiſerhauſes, läßt uns in der lebendigen Kürze gebildeter Geſprächsweiſe die Erzählung von dem Fall Konſtantinopels und des letzten Konſtantin's vernehmen. Aufgeklärt, dem Nachdenken und mit Begeiſterung den Wiſſenſchaften ergeben, hat Laskaris vor allen andern Gütern ſeine (jetzt im Eskurial befindliche) Bibliothek gerettet und mitgebracht. Denn dieſe Schätze

hat er, der den Untergang des an Despotismus und Alterschwäche krankenden Reichs schon lange vorausgesehen, von je an als die einzige der Rettung werthe Verlassenschaft der sterbenden Hellas angesehen, und nun erscheinen sie ihm als die reichste Vergeltung der gesuchten Gastfreundschaft. Einige unter seinem Schutz entkommene Klosterjungfrauen werden von Benediktinerinnen in ihr Kloster aufgenommen. Ein anderer griechischer Flüchtling ist Gemistius Plethо, dem eine leidenschaftliche Liebe zur Poesie und Philosophie des Alterthums den Verdacht versteckten Heidenthums und Verfolgungen von Seiten der Kirche und des Staates zugezogen. Sein Schüler, der Kardinal Bessarion, hatte schon früher sein Vaterland, dessen Fall er voraussah, verlassen und war, zur römischen Kirche übertretend, in Rom zu hohem Rang und Einfluß gelangt. Wie weit jene uneingeschränkte Verehrung des Alterthums damals bei den Einzelnen noch ging, und wohin sie führen könne, wird durch Erwähnung eines gleichzeitigen Neapolitaners von alter Familie gezeigt, der förmlich in ein litterarisches Heidenthum verfallend, den altrömischen Namen Pomponius Lätus annahm, heimlich dem Romulus opferte und die von Ovidius beschriebenen Religionsgebräuche übte. Die eingegangene Nachricht, daß Mahomed den besiegten Griechen ihren Kultus unter einem von ihm gewählten Bischof lasse, bewegt Laskaris zu der Aeußerung, daß nun auch von dem Christenthume nichts mehr für die Wiedergeburt des Reichs zu hoffen sei, worauf Gemistius weissagend erwiedert, Hellas werde auferstehen, wenn es aus den Quellen seiner alten Weisheit neue Kraft schöpfe. Einige Verse des Dante von einem jungen Italiener gesungen, geben Veranlassung, über den Grad der in Italien schon vorhandenen Bildung, ihre Fähigkeit zur Aufnahme griechischer Weisheit und den Weg, der zu ihrer Vervollkommnung einzuschlagen sei, sich zu besprechen, welcher Anlaß benutzt wird, um über den Einfluß der vertriebenen Griechen

auf die europäiſche Kultur überhaupt mancherlei Meinungen einander gegenüberzuſtellen, wodurch endlich Laskaris wieder darauf zurückkommt, daß auf der Erhaltung der ſchriftlichen Monumente die einzige Stütze Griechenlands und eine entfernte Hoffnung ſeiner Wiedergeburt beruhe. Angekommene Briefe von Beſſarion bringen den Griechen nur ſchwachen Troſt, indem ſie ihnen zwar perſönlichen Schutz und Unterſtützung verſprechen und namentlich Lascaris nach Rom einladen, dennoch aber die Empfindlichkeit des Papſtes Nikolaus V. über die ſchismatiſche Hartnäckigkeit der Griechen und deſſen Ausſpruch, daß ſie nur durch dieſe ihren Untergang ſelbſt herbeigeführt, zu erkennen geben. Eine bei dieſer Gelegenheit überſandte gedruckte Bulle zu Gunſten des Königs von Cypern, (welche das älteſte bekannte Monument der Typographie ſein ſoll) gibt Gelegenheit, die Erfindung des Bücherdrucks und deſſen muthmaßliche Folge zur Sprache zu bringen. Die abweichenden Religionsübungen der Griechen erregen bei den Sicilianern Mißtrauen und Abneigung, ein Uebelſtand, der nicht wenig vermehrt wird durch die Ankunft eines neuen Flüchtlings, des mühſam der türkiſchen Grauſamkeit entronnenen Biſchofs Markus Theodorus von Epheſus, der durch ſeinen unbeugſamen Eifer ſchon bei dem florentiniſchen Koncilium hauptſächlich zur Erhaltung des Schisma mitwirkte, unter dem Anathema der römiſchen Kirche ſteht, jetzt aber durch die für ſeinen Glauben erlittene Marter in ſeiner Strenge noch mehr verhärtet iſt. Auf ſein Anregen wird unter dem der heiligen Agathe geweihten „Kaſtanienbaum der hundert Reiter" öffentlicher Gottesdienſt gehalten. Die ſicilianiſchen Landleute, eine Entweihung des geheiligten Baumes hierin ſehend, ſtürzen ſich auf den ſchismatiſchen Biſchof, während überall die Lärmglocke ertönt und Signalfeuer ſich entzünden. Mühſam rettet Laskaris den Biſchof und führt die Griechen durch die andringenden Feinde nach Katania, wo aber das Volk ebenfalls gegen ſie aufſteht.

Der spanische Befehlshaber zerstreut das aufgeregte Volk und sendet die Griechen unter Bedeckung nach Syrakus und weiter nach Palermo, während die Nonnen zu ihrer Bekehrung nach Rom eingeschifft werden, nachdem Theodorus sie zur Beharrlichkeit im Glauben ermahnt hat. Der Marsch der Griechen gibt Gelegenheit zur Beschreibung des Landes nach seiner damaligen Gestaltung. In den weitläufigen und gänzlich verlassenen Ruinen von Selinunt erkennen sie in einem Einsiedler den Bischof Nicephorus von Heraklea, der bei dem florentinischen Koncilium sich dem lateinischen Glauben angeschlossen hatte und seitdem in selbstgewählter Verbannung diesen Abfall in tiefster Reue abbüßt. Da er diesen Abfall für einen Irrthum erklärt, so versöhnt sich Theodorus mit ihm. In Palermo angekommen, werden die Griechen vor den König Alphons geführt. Dieser König, seine Beschäftigungen, seine Umgebungen und Begleiter, unter denen Poggio und Aeneas Sylvius sich befinden, werden beschrieben; sein lebhafter Antheil an dem Schicksal Griechenlands, seine Liebe zur Wissenschaft und Kunst wird geschildert. Sein Krieg mit Florenz war so eben beendigt: die Florentiner hatten den Frieden mit einem Kodex des Tit. Livius erkauft. Er bot den Griechen eine Zuflucht in Neapel an, und ließ sie versprechen, daß wenigstens Einige von ihnen an diesem Orte bleiben und lehren wollten. In Neapel nun finden sie Alles in Schrecken und Bestürzung über die Einnahme von Byzanz und in höchster Besorgniß vor den Türken. Die Wanderung durch Italien belehrt die Griechen, daß sie überall ein Asyl, aber nirgend thätige Hülfe gegen die Türken finden würden. Man trennt sich, und während der Bischof von Ephesus nach Rom geht, in der Hoffnung, einen Kreuzzug zu bewirken, folgt Laskaris dem jungen Medici nach Florenz, wo dessen Vater Kosmus schon mehrere griechische Familien großmüthig aufgenommen hat. Hier nun errichtet Kosmus die platonische Akademie, die sich in seinem Pallast versam-

melt. Laskaris und seine Begleiter finden unter seinem Dach eine ehrenvolle Aufnahme, und hier beginnt jene hohe Mission des griechischen Genius, jenes eifrige und fruchtbare Studium hellenischer Litteratur und Kunst. Das Fest des Platon vor zwölfhundert Jahren in Athen zuletzt gefeiert, wird in Florenz von neuem begangen. Mitten in den Festen und der friedlichen Ruhe von Florenz lebte Laskaris unglücklich, weil keine Aussicht zur Befreiung seines Vaterlandes sich zeigte. Mochte er auch durch das beredte Bild seines unterdrückten Vaterlandes die jungen Männer zum höchsten Zorn, zum lebhaftesten Mitleid erregt haben, so verschwanden doch solche Eindrücke bald in der beweglichen Phantasie italienischer Gemüther. Auch lag es nicht in Kosmus Politik, Florenz, das seine Blüthe dem Handel und der Kunst verdankte, in Kriege zu verwickeln. Der Verfasser beschreibt nun noch die fruchtlosen Versuche der Griechen in Rom, einen Kreuzzug zu Stande zu bringen, der auf dem Koncilium zu Mantua zwar beschlossen wurde, doch nicht zur Ausführung kam; dann die reißende Schnelligkeit, mit der sich durch sie das höhere Leben der Wissenschaft und Kunst durch Italien und ganz Europa verbreitete; wie aber die Größe der von ihnen geleisteten Dienste selbst dazu beitrug, den Glanz ihres Ruhmes zu vermindern. Denn durch ihren Einfluß ward der schaffende Genius bald in vielen großen Männern geweckt und in vortrefflichen Werken thätig, während ihr eigner Geist die Welt mit keinem ausgezeichneten Werke beschenkt hat. Nicephorus kehrte nach dem Tode des Papstes Aeneas Sylvius nach dem Orient zurück, um den Glauben seiner Brüder in der Sklaverei aufrecht zu erhalten. In den Gefängnissen der Christensklaven trotzte er der Pest und dem Schwert, um Christenthum und Einigkeit zu predigen, bis er den Märtyrertod fand. Theodorus begab sich zu den rauhen, nie unterjochten Gebirgsbewohnern von Epirus, von wo aus er oft auch die Gebirge von Thessalien und Arkadien besuchte.

Hier unterhielt und stärkte er in den rauhen Kriegern den Muth und den Haß gegen die Feinde der Christenheit und starb, als ein Heiliger verehrt, im höchsten Alter. Gemistius kehrte, sehnsüchtig nach der Heimath, zu den Ruinen von Athen zurück, das Leben unter türkischer Herrschaft dem Aufenthalt in der Fremde vorziehend. Auch Laskaris suchte, nachdem er lange in Florenz, in Mantua, in Rom gelehrt, sich seinem Vaterlande wenigstens zu nähern. In Sicilien waren Verbindungen mit seinen Landsleuten leichter zu unterhalten und einzelnen der Unterdrückung Entkommenen Hülfe zu leisten. Auf dieser jeder Bildung sonst verschlossenen Insel gründete er durch seine bloße Gegenwart und die anziehende Kraft seines Rufes eine bald berühmte Schule, der aus allen Theilen Europas Schüler zuströmten. Dreißig Jahre hindurch nach Konstantinopels Fall sah er so manche Hoffnung zur Rettung seines Vaterlandes sich erheben und verschwinden. Dort vernahm er (so dichtet der Verfasser) als er einst seinen Schülern soeben die Platonische Stelle erklärte, wo von der altegyptischen Tradition über die Insel Atlantis die Rede ist, die Entdeckung Amerikas, das uralte Zeiten gekannt oder Platon geahnet. Begriffen in einem durch die damaligen so reißenden Fortschritte des Wissens veranlaßten Gespräche führte er seine Schüler einst an die Stelle, wo er zuerst gelandet und sprach zu ihnen: So wie nach Platon alles Lernen nur ein Erinnern ist, so durchdringt auch der Geist des Alterthums täglich mit neuem Feuer die Gegenwart. Wenn ihr einst dieser glücklichen Umbildung euch erfreuen, an ihrem Ruhme Theil nehmen werdet, dann erinnert euch der unglücklichen gefesselten Hellas; gedenkt des Tages, wo unser fliehendes Schiff die helleniſchen Monumente zu euch herüberführte. Wird Europa nicht einst die Schuld des Dankes fühlen? Oder muß Hülfe und Freiheit für unser Vaterland erst von dieser neuen dem Oceane kaum entstiegnen Welt erwartet werden, wenn sie gebildet sein wird durch unsere, ihr

ſelbſt dem Namen nach noch unbekannte Kunſt? Soll die Bildung einen ſo großen Umweg machen, um zu dem Lande zurückzukehren, von dem ſie mehr als einmal ausging? Ja, fuhr er prophetiſch fort, Europa wird ſich dieſen Ruhm nicht rauben laſſen; die Begeiſterung für die Kunſt wird uns Rächer erwecken unter den Erben unſers väterlichen Genius! — Bald nachher ſtarb Laskaris, von Sicilien beweint. Zu Meſſina ſah man lange ſein Marmordenkmal, das die Nachläſſigkeit verſchwinden ließ, und er, der Wohlthäter Europas, hat keine andere Spur ſeines Daſeins hinterlaſſen, als ſchriftliche Erinnerungen von ſeiner Schüler Hand, die hier zu einem Bilde von ihm vereinigt ſind.

Die Darſtellung des Verfaſſers in ſeinem Laskaris iſt nicht auf das Bedürfniß gelehrter Erkenntniß berechnet und daher auch nicht ausgezeichnet durch tiefe Forſchung oder gründliche Vollſtändigkeit. Der gegenwärtigen allgemeinen Theilnahme für die Griechen folgend und dieſelbe unterſtützend wollte er für die zahlreiche Klaſſe der Leſer von allgemeiner Bildung einen zufälligen und in den Hauptzügen genauen Umriß hinſtellen von dem Zuſtande der Griechen zur Zeit ihrer Unterjochung. Dies iſt ihm dem Geſchmack und dem Bedürfniß ſeiner Zeit entſprechend gelungen. An dieſes Werk reiht ſich nun unmittelbar ſein hiſtoriſcher Verſuch über den Zuſtand Griechenlands ſeit der Eroberung durch die Türken. „Die Griechen", ſagt er, „gaben in ihrem Untergange das Bild eines Volkes, bei dem der Trieb zu denken die ſittliche Thatkraft überlebt hat. Heutzutage finden wir im Gegentheil in ihnen ein Volk, das, der Vergangenheit wenig eingedenk, wie durch Inſtinkt in heroiſchen Handlungen auftritt. Woher dieſer Kontraſt entſteht und wie jene Epoche mit der gegenwärtigen genetiſch zuſammenhängt, will der Verfaſſer entwickeln. Er ſchildert am Eingange den abnehmenden Zuſtand des Reichs ſeit dem Angriffe der mit dem Kreuz bezeichneten Lateiner bis zu ſeinem

Fall durch die Türken. So zerfallen war das Reich schon in Bruchstücke, daß kein Gemeinsinn, ja kein gemeinsamer Name es mehr vereinigte. Nur die Religion diente noch zu einiger Verbindung. Mahomed's Sieg vereinigte das Volk gewissermaßen wieder durch das Band gemeinsamer Sklaverei. Der Eroberer haßte die Griechen, die er unterdrückte, nicht. Ihre Bevölkerung blieb zahlreich, sie behielten ihren Glauben, die Hälfte ihrer Kirchen und einen Patriarchen, wozu der Sultan einen eifrigen Gegner der lateinischen Kirche selbst erhob. Eine kirchliche Fabel will, daß dieser in längern Unterredungen den Sultan von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, was dann zu der bewiesenen Nachsicht mitgewirkt habe. Der Verfasser zählt nun nacheinander alle socialen, politischen und kirchlichen Verhältnisse, sowie die äußerlich einwirkenden Begebenheiten auf, die, als Erhaltungsmittel dienend, die Griechen wenigstens als einen gleichartigen, durch gemeinschaftlichen Kultus, Lebensweise und Interesse verbundenen Volksstamm bestehen ließen, manche Keime edler Bildung und Gesinnung erhielten, und so die Möglichkeit einer einstigen Regeneration nicht untergehen ließen. Hierzu gehört, daß den Griechen die kleinern Grundstücke gegen den fünften Theil des Ertrages belassen wurden, wodurch ganze Distrikte in ihren Händen blieben, welche Vorsteher ihrer Nation hatten. So begann die Macht jener Primaten, die in dem jetzt befreiten Griechenlande eine bedeutende Faktion bilden. Unter Soliman II. trat die Errichtung der Armatolen oder christlichen Millzen im nördlichen Griechenlande ein. Nachdem die türkische Herrschaft konsolidirt war, trat Europa mit den Griechen in merkantilische und litterarische Verbindungen. Junge Griechen studirten in Italien, wodurch Keime von Kunst und Wissenschaft erhalten wurden. Als ein gleichsam unsichtbares Band wirkte ferner der dem Patriarchen von Konstantinopel unterworfene sehr zahlreiche Klerus, der eine Art von religiöser und polizeilicher Aufsicht über das Volk

führte. So erschien der Patriarch gleichsam als das Haupt und der Vertreter der Griechen, der nicht nur durch kirchliche Strafen bedeutende, sondern auch civil- und kriminalrechtliche Gewalt über sie ausübte, indem er Gefängniß- oft sogar Galeerenstrafe über sie verhängen konnte. Mehrere Dokumente beweisen, daß sich in der unterdrückten griechischen Geistlichkeit doch immer einiges Licht von Bildung und Wissenschaft erhielt. Mit der Kirche zu Konstantinopel war eine Schule verbunden, in welcher Religion und alte Litteratur gelehrt wurde. Die kirchliche Macht des Patriarchen erstreckte sich sogar über die Grenzen des türkischen Reichs hinaus auf andere Nationen des griechischen Glaubens; daher seine stete Verbindung mit den Moskowitern und die nie verschwundene Hoffnung auf die Hülfe derselben. Abergläubische Wohlthätigkeit und die den Geistlichen bewilligte Abgabenfreiheit, sowie die ihnen verstattete Ehe, vermehrten ihre Zahl ins Unendliche. Auch dies ward ein Erhaltungsmittel der Griechen, indem es einen, wenn auch nur blinden Eifer in ihnen erhielt. In gleicher Art wirkten als Wohnsitze der Freiheit die zahlreichen oft befestigten Klöster, die von Türken nicht betreten werden durften. Die durch den Handel reichen und durch das Dolmetscheramt Einfluß gewinnenden Phanarioten arbeiteten, wiewohl sich ihr Patriotismus meist auf den Religionseifer beschränkte, doch durch ihre Bemühungen um den Unterricht der Griechen und durch Stiftung von Schulen, aus welchen mehrere gelehrte Männer hervorgingen, wenigstens zu der Möglichkeit einer künftigen Befreiung der Griechen vor."

„Im Ganzen war diese Wirkung jedoch nur unbedeutend, und die Masse der Griechen stand im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts als ein neues Volk da, das von einer rein natürlichen Basis aus alle Stufen der Bildung noch zu beschreiten hatte. Selbst ihr eignes Alterthum war ihnen in Dunkel gehüllt, und sie glaubten, ihr Vaterland sei vor alter

Zeit von heidnischen Riesen bewohnt gewesen. Im siebzehnten Jahrhundert fanden sich die Griechen erleichtert durch die Aufhebung jenes grausamen Tributs, der in der Ablieferung des fünften Theils der männlichen Kinder zur Rekrutirung des Janitscharenkorps bestand und ihnen um so schrecklicher war, als diese Kinder zum Islam erzogen wurden. Manchen Städten wurden Privilegien bewilligt. So durfte Napoli nur an drei Tagen im Jahre einen Pascha bei sich aufnehmen. Athen erlangte eine Art von Schutz dadurch, daß es zum Unterhalt des Oberhauptes der schwarzen Eunuchen bestimmt wurde und hierdurch einen Rekurs an das Serail gewann. Das Volk von Athen war unwissend wie die Türken und vernachlässigte wie sie die alten Monumente; dennoch behielt es jene Subtilität des Geistes, die den alten Athenienfern eigen war, und merkwürdig ist es, daß in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Methode des gegenseitigen Unterrichts in Athen geübt wurde. Im Ganzen war der Zustand der Griechen erträglich, da sie funfzig Jahre im Frieden mit den türkischen Familien, deren Lebensweise sie annahmen, in einer Art von Vertraulichkeit gelebt und keine Truppen gesehen hatten. Diese Ruhe ward gestört durch den Einfall der Venetianer, die Morea eroberten und durch den Frieden von Karlowitz im Besitz bestätigt wurden. Ihre Herrschaft war nicht wohlthätig für das Land; Unterdrückung und Religionsabneigung machten sie verhaßt. Man bat Gott um die Befreiung von den Lateinern und sehnte sich nach den Türken. Mit Leichtigkeit setzte sich Achmet III. nach funfzehn Jahren wieder in den Besitz des Landes und die Knechtschaft der Griechen ward härter als vorher." — Was der Verfasser über die fernern Schicksale und Zustände der Griechen von diesem Zeitpunkt an geistreich und übersichtlich zusammenstellt, ist durch die große Zahl der neuern bekanntesten Forscher und Reisenden schon zu sehr Gemeingut geworden, um hier noch weiter verfolgt zu werden. Er schließt seine

Darſtellung mit einem noch ausführlichern, dringendern, beredtern Anruf an die chriſtlichen Mächte zur Rettung Griechenlands, als jener, der ſeinem Laskaris vorangeht. Das ſichtbar dem Herzen entſtrömende Feuer ſeiner Ausdrücke, die Kraft ſeiner Argumente, die Wahrheit und Reinheit ſeiner Ideen, ſind ebenſo viele ſchöne Zeugniſſe für ſeine Geſinnung und ſein Talent, die uns ihm befreunden und um ſo mehr erfreuen müſſen, als wir der Erfüllung der von ihm ausgedrückten Wünſche und Hoffnungen näher gekommen ſind. Folgende auch jetzt noch zeitgemäße Schlußworte mögen hier eine Stelle finden.

„Es gibt unvermeidliche Verwandlungen auf dieſer Erde, von welchen der den Vortheil zieht, der ein Vorgefühl von ihnen hatte, und die der weiſe Staatsmann früh erkennen muß, um ſie zu leiten. Jener Völkerzug, der vor dreihundert Jahren ein chriſtliches Geſchlecht, geboren unter dem für den Genius günſtigſten Himmel, vor den Türken niederſtreckte, jene rein militäriſche und aſiatiſche Volksüberſchwemmung, die nie den Widerwillen der Volksthümlichkeit und Religion zu überwinden, nie dem Griechenvolke ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeinen Kultus zu entreißen vermochte, jener Einbruch, von dem uralten europäiſchen Völkerrechte verdammt und ſtets illegitim, ſie mußten einſt früh oder ſpät ihr Ende finden. Die Zeit dieſer Begebenheit war unbeſtimmt, ihr Eintritt unfehlbar. Baco, Leibnitz, Montesquieu und andere Publiciſten haben ſie verkündet; die Politik einer großen Macht hat ſie ſeit lange vorbereitet. Wenn ſie dann endlich hereinbricht, ſo mögen neue Kombinationen ihr widerſtreben; nichts kann verhindern, daß ſie nicht gerecht, nothwendig, vom göttlichen Geſetz und menſchlichen Gefühl gebilligt ſei; nichts kann verhindern, daß Europas wachſende Bildung, die Reinigung ſeiner Sitten, die Vervollkommnung ſeiner Künſte die Gegenwart der Türken auf helleniſchem Boden als eine barbariſche Anomalie darſtelle, die verſchwinden muß.

Und nun, da sie einmal gewichen sind, da es nicht darauf mehr ankommt, das angesprochene alte Recht der Unterdrückung und des Blutvergießens zu behaupten, sondern neu zu beginnen, nun, da die Türken nicht mehr sind, was sie einst waren, mächtig, siegreich, dem noch unwissenden rohen Europa furchtbar; jetzt, da sie im Gegentheil seiner europäischen Vorhut bedürfen, um sich in dem Besitz des schönsten Theiles von Europa zu erhalten, muß man nun nicht einräumen, daß die Vorsicht Griechenlands Befreiung unwiderruflich ausgesprochen habe?"

„Auch sittliche Gründe solcher Art gehören in die Politik, und Gedanken der Großmuth sind nicht ausgeschlossen aus den Kabinetten der Mächte. Zwar mögen sie anfangs Mißtrauen erwecken, da ihr Nutzen nicht sogleich einleuchtet, und weil sie vor Allem an das Gewissen und an die Ehre ihr Wort richten; aber die Ehre der Völker ist ein Bestandtheil ihrer Kraft. Man betrachte die Regierung Ludwig's XIV. Der Kriegszug nach Kandia, die Befreiung der Christensklaven durch das Bombardement von Algier, der spanische Erbfolgekrieg waren Unternehmungen für die Ehre, und darum waren sie nicht minder im höchsten Sinn politisch, dem Handel, der Schiffahrt, dem vorwaltenden Einflusse Frankreichs günstig. Jede Verwendung zu Gunsten Griechenlands wäre nicht weniger eine Berechnung der Weisheit, als eine Handlung der Menschlichkeit." u. s. w.

Wir verlassen den Verfasser auf diesem Gebiet, auf dem er sich am freiesten und schönsten bewegt, weil es seinem Herzen am nächsten liegt, und schließen diesen, den uns gegönnten Raum vielleicht schon überschreitenden Bericht mit einer Bemerkung über seinen Karakter als Schriftsteller.

Zu den Haupteigenthümlichkeiten des französischen Nationalkarakters gehört das Gewicht, das er auf die Kunst und Wirkung der Rede legt. Wenn der Deutsche seinen Werth in der Tiefe des Gefühls und des Gedankens, in der

innerſten Kraft ſeines Gemüthes findet, ſo ſucht ihn der Franzoſe mehr in dem Erfolg der äußern Mittheilung; er will gefallen und hinreißen; er will ſeine Geiſtesgaben genießen in ihrer unmittelbaren Wirkung auf Andere. Im geſelligen Leben zeigen ſich die Wirkungen hiervon einerſeits in einer unerſchöpflichen Geſprächigkeit, die ſich bis zum Rauſche ſteigern kann, andererſeits in jener wohlthuenden feinen Höflichkeit, die bei höchſt geſteigerter Fertigkeit oft faſt wieder zur unbewußten Natur wird, endlich in dem unüberſetzbaren esprit, der nichts Anderes iſt, als die Leichtigkeit und der Glanz der geiſtigen Mittheilung. In der Wiſſenſchaft zeigt ſich dieſe Wirkung in dem unumgänglichen Bedürfniß der Rhetorik, als eines eignen Studiums, das allen übrigen gleichſam zur Grundlage dient, wie denn die ganze Litteratur Frankreichs vornehmlich auf dieſem Fundament gebaut iſt. Dieſe Wurzel iſt es denn auch, aus welcher der litterariſche Karakter des Verfaſſers ſich entfaltet. Die Kunſt des Styls iſt es, der er ſeine Kraft und Neigung zuwendet, in der er einen hohen Grad der Meiſterſchaft erreicht hat. Der Gegenſtand aber, an den er ſeine Kunſt wendet, nimmt in ſeiner eignen Schätzung wie in dem Werthe ſeiner Produktionen immer nur den zweiten Rang ein. Iſt dies nun ein fremder, fernern Gegenden des Wiſſens und der Spekulation angehöriger, ſo bleiben Stoff und Form geſchieden und ſeine Leiſtungen bei aller künſtleriſchen Ausbildung unbefriedigend und kalt. Liegt hingegen der Gegenſtand ſeinem Gefühl und ſeiner Neigung näher, ſo verſchmilzt er ſeine Kunſt mit ihm, und zeigt ſich in einer Begeiſterung, Anmuth und Würde, die den Leſer unwillkürlich hinreißt und ſeinen glänzenden Erfolg in Frankreich vollkommen erklärt. Auf dieſem Gebiete haben wir den Verfaſſer liebgewonnen und wünſchen, daß dem deutſchen Leſer ein Gleiches widerfahren möge.

---

## V.

Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. Zwei Bändchen. 8. Breslau 1829.

---

Wer das rege, kräftige, reiche Kunstleben des altberühmten Nürnbergs in seiner Blüthe zu Albrecht Dürer's, Pirkheimer's und Hans Sachs' Zeit in einem klaren, gefälligen Bilde in Phantasie und Gedächtniß aufnehmen will, der lese dies freundliche Büchlein. In der Universitätsbibliothek zu Königsberg befindet sich ein von Markgraf Albrecht von Brandenburg dorthin geschenkter Foliant, worin Albrecht Dürer's Schriften zusammengebunden sind. In diesem nun will der Herausgeber eine alte Handschrift gefunden haben. Sie soll von Jakob Heller, einem Kaufmann aus Frankfurt, herrühren, der, vielleicht mehr Kunstfreund als Kenner, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt, und was er von den Künstlern und ihren Werken daselbst sah und hörte, umständlich niederschrieb. Unleserlichkeit, Nachlässigkeit und Mangel an Einheit, die in dieser Handschrift obwalten, veranlaßten den Herausgeber, sie nicht in ihrer ursprünglichen, sondern, nur dem Sinne treu, in verbesserter Gestalt herauszugeben. Diese Form aber ist dergestalt modernisirt, daß Referent geneigt ist, jenen Fund für eine Fiktion zu erklären. Wenn ein heutiger reicher, kunstliebender und gebildeter Kaufmann aus Frankfurt am Main nach Rom ginge, dort mit Künstlern in freundliche Verbrüderung, mit einem bildschönen, durch absonderliche Schicksale, reines Gefühl und vornehme Abkunft interessanten Mädchen in ein Liebesverhältniß träte, sie zuletzt nach einigen Hindernissen heimführte, und, was er in dieser glücklichen Zeit erlebt, zu Papier brächte, so könnte er nicht anders denken, empfinden und beschreiben, als Herr Jakob

Heller. Auch die Künstler, Gelehrten und Bürger von Nürnberg, die neben ihm auftreten, stellen durch Gefühl und Ausdruck sich in der allerneusten Gestalt unserer Tage dar. Sei dem aber, wie ihm wolle. Das Herz des Menschen war zu allen Zeiten dasselbe, und da das Faktische mit dem Gepräge der Wahrheit erscheint, so glauben wir gern den Reden der alten Herren von Nürnberg, wenn sie auch in den neusten Novellenwendungen stylisirt sind. Herrn August Hagen gebührt darum nicht minder unser Dank. Referent ist nicht so begierig nach bestäubten Handschriften, um ihn deshalb zu tadeln. Will uns ein Schriftsteller Kunden aus alter Zeit vor Augen stellen, so wollen wir sie nicht in ihrer strengen fremdartigen Form; besser sagen sie uns zu, wenn sie unserer heutigen Betrachtungs- und Empfindungsweise näher gerückt sind. Jede Zeit hat ihre eigenthümliche, auch in der Darstellung herrschende Form; ihr muß der Künstler bei aller Verschiedenheit des Stoffes sich anschmiegen, wenn er seinen Zeitgenossen Genießbares darbieten will. Hat aber der Herausgeber nicht, wie er behauptet, nach einer alten Handschrift gearbeitet, sondern den Stoff in seinen Einzelheiten aus den Quellen der Welt- und Kunstgeschichte geschöpft, so verdient er um so größern Dank und erscheint zugleich als fleißiger Forscher und als glücklicher Dichter. Denn wiewohl er im Allgemeinen viel Bekanntes gibt, so sind doch auch sehr viele minder bekannte und wissenswerthe Einzelheiten glücklich eingefügt; alles ist gar sinnig und lehrreich zusammengestellt und das Ganze zu einer angenehmen Form gerundet. Den wohlthuenden Eindruck, den seine Novellen zurücklassen, würden sie gewiß verfehlen, wenn er sich bemüht hätte, in Pirkheimer's oder Dürer's Styl zu schreiben, und sie könnten uns dann leicht ebenso anwidern, als die steifen Bilder in Perugino's, Dürer's und Kranach's Manier, zu denen unsere altmodernen Maler ihren Pinsel zwingen. Referent, der dem Buche einige angenehme Stun-

den verdankt, wünſchte wohl, daß Herr Hagen noch mehrere alte Handſchriften ſolchen Gehaltes auffände oder zu fingiren ſich veranlaßt fände, denn ſie würden ſehr dazu beitragen, die Kunſtgeſchichte in weitern Kreiſen nützlich zu verbreiten.

---

## VI.

**Fontainebleau. Zwei Theile. Bremen 1829. 8.**

Fontainebleau! — Was heißt Fontainebleau? Wir haben jetzt ſo viel Nothwendiges zu leſen und unter dem, was wir zu unſerm Vergnügen leſen wollen, eine ſo unendliche Auswahl, daß wir ein Buch ſicher nicht anrühren, wenn uns der Titel nicht wenigſtens im Allgemeinen ſeinen Inhalt ankündigt. Referent würde ſich wohl gehütet haben, ſich auf des Verfaſſers 1031 enggedruckte Seiten einzulaſſen, wenn nicht Recenſentenpflicht es heiſchte. Ernſte Hiſtoriker und Geographen, die eine genaue Geſchichte und Beſchreibung jenes merkwürdigen Schloſſes erwarteten, ſollten vielleicht geneckt werden. Haben ſie nur erſt einige Seiten geleſen, dachte der Verfaſſer, ſo wird das Intereſſe an dem anziehenden Stoffe ſie ſchon feſthalten, und ſie ſollen mir ſobald nicht wieder zu ihren Folianten und Karten zurückkehren. Solche Männer müſſen gewarnt werden, und Referent iſt verpflichtet ihnen zu ſagen, daß ſie, wenn das Glück gut iſt, nichts als einen hiſtoriſchen Roman zu erwarten haben. Diesmal iſt aber das Glück nicht gut geweſen, denn das Buch iſt körperlich zwar zum vollen normalen Maß eines Romans herangewachſen, geiſtig aber ein unausgebildetes Kind geblieben, das nach einigen Richtungen hin recht gute Anlagen zeigt.

Als Kaiſer Karl V. im Jahre 1539 durch Frankreich nach Gent reiſte, um den dort ausgebrochenen Aufruhr zu ſtillen, war ihm König Franz I. nach Chatelherault entge-

gengegangen, um von dort aus gemeinschaftlich mit ihm in Paris einzuziehen. Die Königin von Navarra, seine Schwester, die in Fontainebleau mit ihnen zusammentreffen wollte hatte zwei zu ihrem Hofe gehörige und sehr von ihr geliebte junge Fräulein, die Töchter des bei Pavia gebliebenen Ritters Ludwig d'Ars, unter dem Schutze des Ritters de Lorges dorthin vorausgesandt. Dieser verliebt sich, wie natürlich, — doch nicht in Beide? So scheint es allerdings, denn daß er eigentlich Aimée, die jüngste kranke, höchst nervenschwache, empfindsame, sich selbst dem Kloster bestimmende Schwester meint, die dieses Vorhaben erst, nachdem sie ihn kennen gelernt, mit großer Erschütterung ihres Gewissens aufgibt, dies erkennt er selbst und der Leser, ja wie wir glauben, auch der Verfasser erst gegen das Ende des Buchs. Daß beide Fräulein den Ritter lieben, glaubt Referent auf eigne Gefahr annehmen zu dürfen, denn der Verfasser geht mit seinem Leser so zart um, wie die Personen seines Romans untereinander. Nichts wird grade herausgesagt, Alles muß aus seinen Zügen und delikaten Wendungen errathen werden. Die Jüngere liebt ihn, das wird durch ihren Tod gewiß, und wenn die Aeltere ihn auch liebt, so mag sie sehen, wie sie mit ihren Gefühlen fertig wird: unser Verfasser kümmert sich nicht weiter um das arme Wesen. Zweifel, Mißtrauen, spinnwebfeine Zartheiten, Unentschlossenheit und Zwischenfälle mancher Art verhindern eine Erklärung zwischen den Liebenden. Der Ritter, der die Fräulein in Fontainebleau, wo der Hof einige Tage verweilt, glücklich abgeliefert hat, wird durch eine zornige Aeußerung des Königs veranlaßt, diesen Ort schleunig in der Nacht zu verlassen. Unterwegs aber, noch in derselben Nacht, besinnt er sich eines Bessern, entschließt sich zu dem Fräulein zurückzukehren, seine Liebe zu gestehen und um sie zu werben. Ein vertrauter Freund, den er vorausendet, soll sie auf diese Wendung vorbereiten. Zu spät! Als dieser ankommt, ist die leib- und seelensieche durch

seine plötzliche Entfernung zu sehr Erschütterte bereits gestorben. Dies ist der wesentliche Inhalt des Buchs, soweit es als Roman auftritt, und so einfach er ist, so hätte er doch durch scharfe, kräftige Zeichnung und lebendige Bewegung der Hauptpersonen einerseits und andererseits durch Erfindung von Zwischenereignissen und bedeutenden Nebenpersonen sich zu einem artigen romantischen Gemählde gestalten können. Jenes ist dem Verfasser nicht gelungen; seine liebende Reisegesellschaft ist schwächlich und unthätig. An diesem aber hat es der Verfasser zwar nicht fehlen lassen; statt daß aber seine Begebenheiten und Personen mitten in der Fabel stehen und zu ihrer fortschreitenden Entwickelung mitwirken sollten, schleichen sie schwerfällig und hemmend nebenher und hindern alle Theilnahme. Das Höchste, was sie erregen, ist Neugierde, und auch diese bleibt unbefriedigt, ja es begegnet dem Verfasser, die ältere Schwester entführen und durch den Ritter retten zu lassen, was zu einer recht lebendig und wirksam gezeichneten Nachtscene Veranlassung gibt, ohne daß der Leser jemals erfährt, wer der Urheber dieser Entführung und was sein Zweck gewesen sei, sowie denn auch eine Schaar von Bösewichtern und Intriganten auftritt, die beständig drohen, nachstellen, lauern und machiniren, ohne daß der Leser über ihre Absichten auch nur zu der entferntesten Muthmaßung gelangen kann. Das Historische des Buches umfaßt einen zu geringen Zeitraum und einen zu unwichtigen Geschichtsmoment, um interessant zu sein. Der Hof der beiden Monarchen, ihre Umgebungen, politischen Verhältnisse und einige Begebenheiten dieser merkwürdigen Reise werden, wennschon höchst weitläufig, doch nicht ohne Talent und Erfolg geschildert; allein sie stehen mit dem Schicksal der Liebenden in dem losesten völlig äußerlichen Zusammenhange, sodaß aus dem unendlichen Gewühle der Figuren durchaus keine Hauptgruppe hervortritt und weder ein Vor- noch ein Hintergrund sich absondert. Karl V. wird

seinem Karakter zuwider einigemal sehr schwatzhaft. Walter Scott ist offenbar das Vorbild dieser mißglückten Nachahmung, aber leider ist nur die äußerste Oberfläche, sind nur die Fehler seiner Manier darein übergegangen. Breite Beschreibungen von Personen, Kleidungen, Häusern u. s. w., so unnütz als langweilig, unendliche Gespräche, Monologen und Reflexionen machen das Ganze zu einer ermüdenden Lecture, und wenn hin und wieder einiger Witz und Humor, einige originelle und gut gezeichnete Karaktere, einige lebendige Bilder und Scenen hervortreten, so bedauern wir nur um so mehr, daß der Verfasser sein nicht gewöhnliches Talent in einer so übelgeordneten Masse untergehen ließ. Hätte er die eine Hälfte seines Buches gestrichen und die andere besser verarbeitet, so hätte er Glück machen können. Aber so weit geht der Haß unserer Schriftsteller gegen die Censur, daß sie sich selbst verabscheuen würden, wenn sie in ihren Arbeiten auch nur eine Zeile mit eigner Feder strichen. Der anonyme Autor kennt und beschreibt übrigens kein Ding so genau und gründlich als das Pferd und Alles, was zu dessen Führung und Behandlung gehört, weshalb Referent ihn für einen Kavalerieoffizier zu halten veranlaßt wird. Um so mehr mußten einige sehr liberale und sogar antimonarchische Aeußerungen desselben auffallen. So läßt er z. B. einen Höfling sagen: „Ist es doch beinahe nothwendig geworden, einen doppelten Eid einzuführen, — den zweiten, daß man den ersten halten und sich nicht davon dispensiren lassen wolle. Man könnte diese neue Einrichtung gleich mit dem Krönungseide beginnen, sodaß jeder König schwören müßte, niemals sein Gewissen erweitern zu lassen. Vielleicht wäre es nicht einmal überflüssig, sich erst durch einen Eid zu versichern, daß der zu Salbende nicht schon eine Dispensation für künftige Eidbrüche in der Tasche hat". — Ei, Ei! schleicht sich das Gift des Liberalismus auch schon in unsere Romane ein? Doch, nur ruhig, ihr Wächter der Throne, von so

homöopathiſchen Giftmiſchern, wie dieſer, iſt nicht viel zu fürchten.

---

## VII.

### Andeutungen über Ludwig Tieck und ſeine neuern Novellen.

Immerhin mag man es Grübelei oder Chimäre nennen, oder wie man ſonſt will: den vollen Genuß poetiſcher Kunſtwerke habe ich immer erſt dann zu empfinden, dann erſt ſie rein in mich aufgenommen und ganz verſtanden zu haben geglaubt, wenn ſie mir in Beziehung auf den Dichter klar wurden, wenn ich herauszufühlen glaubte, wie ſie aus ſeinem geiſtigen Leben, aus der Entwickelung und Fortbildung ſeines poetiſchen Karakters nothwendig hervorgegangen. Dieſe genetiſche Betrachtungsweiſe der Poeſie mag nun die rechte ſein oder nicht, ſie hat immer den Vortheil für mich gehabt, daß ich ſelbſt mittelmäßige und ſchlechte poetiſche Produkte nicht ohne Intereſſe betrachtete, indem ich mir das Weſen des Autors und deſſen Zuſammenhang mit ſeinem Werke daraus zu entwickeln ſuchte. Bei der echten Poeſie aber kann ſie den Genuß nur erhöhen, denn das Schöne offenbart ſich als ſolches ſchon von ſeiner Wurzel aus. Kein reiner intellektueller Genuß iſt denkbar ohne vollſtändiges Bewußtſein, ohne klare Erkenntniß bis in die erſte Faſer des Keims, und je dunkler und unverſtandener ein Gefühl iſt, deſto näher grenzt es an das bloß irdiſche, rein-animaliſche Leben. Auch haben große Dichter dies Bedürfniß gefühlt und ſind, wie Goethe, dem Wunſch der Mitwelt entgegengekommen, indem ſie ihr Leben und wie ſich ihre Werke daraus erzeugten, mithin ſich ſelbſt als ihr eigenſtes, freieſtes Kunſtwerk darſtellten. Die Theilnahme, mit welcher die brieflichen Mittheilungen bedeutender Schriftſteller aufgenommen werden, beweiſt nicht minder, daß ein ſolches Bedürfniß naturgemäß und wirklich

Univ. Bibl. München

vorhanden ist. So habe ich denn auch die poetische Wirksamkeit unsers Tieck, dessen hoher Werth erst, wenn das Geschrei der Parteien einst verschollen ist, ganz erkannt werden wird, von früher Jugend an mit aufmerksamer Liebe begleitet und gebe das Folgende nicht als Resultate gründlicher Forschung, sondern nur als Blicke und Andeutungen, wie man sie in der Konversation sich mittheilt. Was sich Tieck's poetischer Anschauung zuerst aufdrang, war die innere Werkstatt der Leidenschaften. Mit scharfem Auge faßte er ihren Gährungsprozeß im menschlichen Gemüthe auf, betrachtete ihn in seinen Metamorphosen und stellte ihn in einem wilden, lebhaften Bilde im „William Lowell" auf. Wie viele Dichter können sich eines Jugendwerkes von solcher Kraft und Gestaltung rühmen? Wer hat den innern Seelenkampf, die Dialektik und Sophistik der Begierden und Sünden so objektiv zergliedert, so keck und ergreifend hingestellt? Mit Unrecht hat man dies frühe Werk des Dichters gemißachtet und vergessen; mir scheint es nicht nur als ein Moment seiner Entwickelungsgeschichte, sondern auch an sich von hoher Bedeutung, und könnte neben vielen gepriesenen Moderomanen des In- und Auslandes, die seitdem verschlungen worden sind, mit unverdunkeltem Glanze dastehen, wenn die Deutschen ihren Reichthum kennen und genießen wollten; wenn sie nicht gewohnt wären, wie reiche Adelige ihre Güter zu vernachlässigen und in fremden Hauptstädten von geborgtem Gelde zu leben. Eine andere Geistesrichtung des Dichters zeigte sich im „Peter Leberecht". Er faßt das Triviale des gewöhnlichen deutschen Lebens von seiner lächerlichen Seite ironisch auf und schafft durch die einfache Nachbildung des Armseligen und Nüchternen in treuherziger Naivetät ein satyrisches Bild von bester Wirkung. Einzelne Scenen aus dem gemeinen Land- und Bürgerleben bekunden den Pinsel des geborenen Menschenmalers schon in seinen früheſten Uebungen. Ob die Verbindung mit den Gebrüdern Schlegel vor-

theilhaft auf Tieck gewirkt habe, kann hier nicht entschieden werden. Dem Genie schlägt endlich Alles zum Vortheil aus; der Wirkung Tieck's auf seine Zeit aber hat sie gewiß geschadet. Sie stellte ihn in die Mitte einer Partei und verschloß ihm dadurch den Eingang bei einem großen Theile der litterarischen Mitwelt. Der Dichter gehört nicht in das Gewühl der Schulen und Parteien; er soll sich nicht nach einer gegebenen, sondern nach einer genommenen, innerlich nothwendigen Richtung entwickeln. Wir wissen nicht, inwieweit die seinige den Impuls von jener Schule hernahm, aber Alles, was von ihr Befreundeten erschien, betrachtete man damals solidarisch als ihr Produkt, wobei Tieck nicht anders als verlieren konnte. Daß diese Schule durch ihre etwas burschikose Kritik zur Wegschaffung von Vorurtheilen, zur Umstürzung schlechtbegründeter Renommeen und schwächlicher Ansichten, zum würdigen, verständigern Studium älterer Meisterwerke des Auslandes, zur treuern Nachbildung derselben und dadurch zur Bildung und Bereicherung der Sprache beigetragen habe, ist nicht zu leugnen. Fragt man aber, was sie zur Bereicherung der deutschen Litteratur durch eigne Kunstwerke gewirkt, so kann man zur Antwort immer nur auf die damaligen Werke Tieck's hinweisen. Dieser aber war schon vorher da und würde ohne sie vielleicht auf noch eignere, unbefangnere Weise, frei vom Widerspruch gereizter Gegner und erhöht durch allgemeinere Anerkennung, gewirkt haben. Dieses dahingestellt, finden wir Tieck um diese Zeit in einer zweiten Entwickelungsperiode, wo sich in ihm die Poesie in ihrer Entzweiung mit der zeitigen Wirklichkeit, deren Unpoesie und Afterpoesie, also in der Gestalt des Kampfes offenbarte. Dieser Richtung seines Genius verdanken wir „Zerbino", den „Gestiefelten Kater", „Die verkehrte Welt", den „Kleinen Däumling" u. a., wo, in fast bis zum Eigensinn gesteigerter Freiheit der Form und mit polemisch endender Verwerfung alles Herkömmlichen und Veste-

benden, die Geistesarmseligkeit und prosaische Pedanterie der damaligen litterarischen Gewerksmeister in genialen Zügen mit unnachahmlicher Laune und Wahrheit lächerlich gemacht wird. Die Figuren, die er hier mit leichter Feder umrissen hat, werden für alle Zeiten als komische Masken einer zunftmäßigen Litteraturbildung dastehen, und aus ihnen wird ein künftiger Geschichtschreiber deutscher Litteratur die treffendsten Züge und Nachrichten schöpfen können. Während er hier das Negative der Poesie im Wege der Komik verfolgt, zeigt sich andererseits die positive Seite seines Dichtergeistes in der „Genoveva", dem „Fortunat" und „Kaiser Oktavian". Den großen episch-romantischen Stoffen, die ihm hier gegeben sind, gibt er sich mit jugendlicher Liebe hin. So schön und ergreifend aber diese Werke auch sind, so zeugt doch die Gestaltung derselben mehr von der Tiefe und Fülle seiner Begeisterung, von der Richtigkeit und Reinheit seines Gefühls und von seiner Gewandtheit in der Behandlung des Verses und der Sprache als von einer sichern Herrschaft über die Form. Es offenbart sich darin mehr die Wirkung des Stoffes auf den Dichter, als die seinige auf den Stoff, weshalb er die Gestalten denn auch dramatisch, sowie sie vor seinem geistigen Auge sich bewegten, wieder hinstellt. Die Grundsätze der neuen Schule begünstigten eine unbeschränkte Freiheit der Form, welcher der jugendliche Dichtergenius so gern sich hingibt. Das Element des Dichters ist nun zwar allerdings die Freiheit, allein, diese selbst ist nichts Anderes als das Erkennen der Nothwendigkeit, und vornehmlich der dramatische Dichter muß seine Freiheit selbst beschränken und mit den Forderungen des Zeitgeistes zu vereinigen wissen. Er ist gleichsam ein konstitutioneller Dichterkönig, der vorschlagen und leiten, doch nicht nach eigner Willkür herrschen kann. Während der lyrische und der epische Dichter ihre Leser bei sich erwarten, um sie mit ihren Gaben zu erfreuen, muß der dramatische die seinigen in den Schauspielsaal bringen,

wo er die Zuschauer schon versammelt findet. Gesetze und Bedingungen sind gegeben, und nur so weit, als er diese erfüllt, darf er Gehör und Beifall erwarten. An dieser Beschränkung sind die begabtesten Genien gescheitert, und Tieck's freier Dichterflug hat es nicht vermocht, sich ihr zu fügen. Dagegen hat er sich in der lyrischen und epischen Form unvergängliche Kränze errungen. Von einer lyrischen Muse spreche ich hier nicht; sie hat ihn auf allen Wegen seines Lebens begleitet, und was er in diesen Tönen sang, war mir immer, als wäre es nur der natürliche, kunstlose Laut seiner eignen Seelenstimme. In seinen epischen Erzeugnissen aber, in seinen Novellen (denn Roman und Novelle sind nun einmal das Epos des modernen Zeitalters) tritt seine Kunst am deutlichsten hervor, und dies ist die Region, in der wenige Deutsche ihm nahe kommen, vielleicht nur einer ihm gleichzustellen ist. Schon in den frühern Novellen, deren Stoff aus der romantischen Sagenwelt entnommen ist, der „Melusina", dem „Getreuen Eckhart", dem „Blonden Eckbert" u. A., die noch in die so eben angedeutete Periode fallen, entwickelte er eine so eigenthümliche Kunst, so tiefen Sinn und reizende Anmuth, daß sie allgemeine Anerkennung finden und auch die erklärtesten Widersacher der neuen Schule sie von der allgemeinen Verdammniß lossprechen mußten.

Einige andere im „Phantasus" aufbewahrte Novellen bilden gleichsam den Uebergang zu der Kunstweise, welcher Tieck sich etwa seit zehn Jahren zugewandt hat. In dieser letztern Periode nun zeigt sich der Dichter in der vollen Kraft und Gewandtheit seines Genius; er ist Herr geworden über seine Stoffe und behandelt sie mit der Sicherheit und Ruhe der zur unbedingten Freiheit erhobenen Meisterschaft. Seine Novellen aus dieser Zeit sind echte klassische Kunstwerke, und wenn dem Mitlebenden in Sachen der Kunst eine Prophezeihung erlaubt wäre, so würde ich behaupten, daß sie auch den kommenden Zeiten als solche gelten werden.

Hier gibt der gereifte Dichter die reiche Ernte einer lange fortgesetzten, ernsten Beobachtung der Welt und des Lebens im heitersten Gewande und in den mannichfaltigsten Formen. Die Philosophie erscheint als Poesie, und tiefe Lebensweisheit nimmt die Gestalt der leichtesten Erzählung an; der Dichter ist nicht mehr, wie er es früher war, Organ der Poesie, sondern sie ist das seinige geworden. So schwebt er über der Zeit, aus ihr entnimmt er seinen Stoff, ordnet, belebt ihn und verwandelt die flüchtige Wirklichkeit in festes, poetisches Leben. Hierin nun ist sein Verfahren dem Goethe'schen entgegengesetzt, da dieser Meister die Gestalten zuerst in seiner Phantasie erschafft und dann zur lebendigen Wirklichkeit hinüberführt. Jede der zu dieser Reihe gehörenden Tieck'schen Novellen ist ein magisches Spiegelbild aus unserm heutigen geselligen Leben in seinen tiefsten Beziehungen. Die Gesinnungen und Ansichten, die Denk- und Gefühlsweise der Zeitgenossen über bestimmte Regionen der Sittlichkeit, Religion und Kunst, wie sie in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft walten und sich in mannichfachen Richtungen kundgeben, werden dargestellt. Als Repräsentanten derselben treten seine Personen auf, nicht so jedoch, daß diese nur leere Schattenbilder der Abstraktion oder personificirte Denkarten wären, vielmehr sind sie wahrhafte Karaktere, an deren wirkliches Leben der Leser zu glauben gezwungen wird, und überall wird es klar, wie die ausgesprochenen Ansichten und Gesinnungen aus ihrer Natur hervorgehen. Das Ganze wird zusammengehalten durch eine oft sehr einfache, doch stets originelle Fabel, erklärt durch den Zauber des anmuthigen Styls, der so leicht und luftig scheint und doch so kunstvoll ist und belebt durch heitere Laune und glänzenden Witz. So ist nun in den „Gemählden" die Malerei Gegenstand der Novelle. Die verschiedenen Bestrebungen, Irrthümer und Ansichten der Künstler, Kenner, Liebhaber und Sammler, ihre Neigungen, Leidenschaften, Kunstgriffe, ihre Freuden

und Leiden, Alles was ihr Leben ausfüllt, wird in dem klaren Bilde poetiſch vorgeſtellt. Wir ſehen den alten, gewandten, ſchalkhaften und lebensklugen Praktikus im Gegenſatz mit dem jungen überſchwänglichen, deutſch-frommen und ungeſchickten Kunſtjünger, den reichen Kunſthändler, den verbiſſenen Sammler, den fürſtlichen Kunſtliebhaber und den kunſtverachtenden Millionnair in vielfachen Beziehungen und Verhältniſſen einander gegenübergeſtellt und zur Anknüpfung und Löſung der anmuthigen Fabel thätig, die ſich in ruhiger Harmonie allmälig entfaltet und mit einer trefflichen Epiſode über den Genuß und die Wirkungen des Weins geſchmückt iſt. In der „Verlobung" iſt die Denkweiſe der Zeit über Religion und das Unweſen, das mit der affektirten Frömmigkeit leider jetzt ſchon in einem höhern Grade als zur Zeit, da dieſe Novelle erſchien, getrieben wird, in einem lebendigen Bilde abgeſpiegelt. Auch hier zeigt es ſich deutlich, daß bei Tieck die klare innere Ueberzeugung, die vollkommene Durchdringung der Idee in die Stelle der frühern, mehr im Gefühl gegründeten Auffaſſung getreten iſt. In den „Reiſenden" erſcheint der Wahnſinn mehr in ſeinen verſchiedenartigen äußern Erſcheinungen als in Beziehung auf ſeinen innern Urſprung aufgefaßt. Doch wird auch dieſer im Vorübergehen berührt und namentlich der leiſe Uebergang aus dem Zuſtande des freien vernunftmäßigen Denkens in den des willenloſen Gedankenſtrudels mit Geſchick und Wahrheit gezeigt und erſcheint als ein unwiderſtehliches Gelüſte, den Geiſt von den feſten Denkregeln und der Nothwendigkeit der objektiven Anſchauung zu befreien, ein Gelüſte, dem reizbare und weichliche Gemüther aus Weichlichkeit und Mangel an Willenskraft nachgeben und ſo ſtufenweiſe in den Abgrund des Wahnſinns verlockt werden. Dem bunten und durch die Verſchränkung mehrerer Fabeln etwas verworrenen Bilde fehlt es zwar nicht an Intereſſe, doch iſt dieſes zu ſehr vereinzelt und der Gegenſtand ſelbſt von der Art, daß man

einige Scheu empfindet, ſich dem darin herrſchenden Humor ganz unbefangen hinzugeben. Die Wirkung des Ganzen iſt daher weniger rein und ergreifend als in den übrigen Tieck'ſchen Novellen, wiewohl man im Einzelnen die Hand des Meiſters zu erkennen wohl genöthigt iſt. In dem „Alten vom Berge" iſt die ſittliche Gewalt des irdiſchen Reichthums auf Menſchen von verſchiedenen Klaſſen und Karakteren, wie er ihnen bald Mittel, bald Zweck wird, ſie gleichſam dämoniſch umgeſtaltet und beherrſcht und wechſelnd ſie erniedrigt und erhebt, in einer ſinnreichen Erzählung vortrefflich dargeſtellt. „Die Geſellſchaft auf dem Lande" gibt uns ein durchaus eigenthümliches Bild preußiſchen Landlebens. Der innere Geiſt, der die durch den weiten Raum deutſcher Länder und Volksſtämme verbreiteten Preußen zu einem beſondern Volke macht und feſt zuſammenhält, iſt mit ſo viel Geiſt und Tiefe und zugleich ſo beluſtigend wohl niemals dargeſtellt worden, und wer vermöchte dies wie Tieck! Auch wie ſich dieſer Geiſt in den verſchiedenen Ständen verhält und heraustritt, iſt in meiſterhafter Entwickelung der Karaktere hervorgehoben. Dagegen zeigt ſich in dem „Gelehrten" das wiſſenſchaftliche Leben, wie es ſich in der wunderlichen Iſolirung geſtaltet, die in Deutſchland ſo gewöhnlich iſt. Sein Verhältniß zum Familienleben, und wie es in dieſem ſeine nothwendige Ergänzung finden muß, iſt mit einer ruhigen Anmuth und Klarheit gezeichnet, die den durch die Kunſt der Darſtellung wie magiſch feſtgehaltenen Leſer vollkommen befriedigt entläßt. Das neuſte Geſchenk, womit uns Tieck in dieſer Gattung erfreut hat, iſt die in der „Urania" für 1830 abgedruckte Novelle: „Das Zauberſchloß". Wie oft iſt der Zerſtreute ſchon der Gegenſtand poetiſcher Schilderung geweſen, und wie iſt doch Freimund unter der Hand des Meiſters zu einer ſo neuen eigenthümlichen Geſtalt geworden. Nicht bloß einzelne komiſche Züge ſind es, die uns hier ergötzen, ſondern es iſt gleichſam der Witz der Zerſtreuung, der einen

ſonſt tüchtigen Mann und ſeinen Familienkreis in die wunderlichſten Irrſale verwickelt, die nur durch die dreiſte, heitere Thatkraft des Generals wieder gelöſt werden. Jeder Auftretende hat ſein eignes lebenswahres Gepräge, und während wir ſie alle als längſt bekannte und vertraute Perſonen begrüßen möchten, müſſen wir ſie dennoch wie Portraits eines genialen Meiſters, als ſeine Werke, als ſolche erkennen, die durch ihn aus der Wirklichkeit in die Poeſie hinübergeführt und dadurch erſt poetiſch geſchaffen ſind. Wer wollte nicht ſchwören, den mürriſchen Schwieger, den humoriſtiſchen Mansfeld, die innig-zutrauliche Dichterin ſchon gekannt zu haben, ſo beſtimmt und lebendig ſtehen ſie vor uns, während wir den Nebelgeſtalten anderer Novellenſchreiber entweder gar keinen oder nach Belieben tauſend verſchiedene Menſchen unterlegen können. Hier iſt nun die Art, wie in unſern Tagen Spuk- und Zauber-, die Schickſals- und Geiſterwelt in modiſcher Weiſe gedacht und empfunden wird, mit Ironie und Laune eingewebt und das Ganze mit ſo viel Witz und einer komiſchen Kraft durchgeführt, die uns nicht aus dem Lachen kommen läßt. Die Fabel ſelbſt ſcheint auf der lockerſten Grundlage gewöhnlicher Romanenverhältniſſe mit beinahe muthwilliger Willkür angelegt und iſt dennoch ſo künſtlich und eigen verknüpft, daß wir über der Genialität der Erfindung die Unwahrſcheinlichkeit gänzlich vergeſſen und uns mit dem leiſeſten Schimmer der Möglichkeit gern zufriedenſtellen laſſen. Die eingelegte Novelle beruht auf der Darſtellung einer durch iſolirte Ausbildung einer Seite des weiblichen Karakters zum Sonderling gewordenen Engländerin und iſt um ſo pikanter, je mehr man in einer ſo wunderlich abnorm erſcheinenden Perſönlichkeit die innere Wahrheit doch erkennen muß.

Einer unſerer vielgeleſenen und geprieſenen Schriftſteller behauptet, wir Deutſche könnten keine Romane haben, weil uns nichts Merkwürdiges begegne; weil wir nie den Stand

verlaſſen, in welchem die Wiege unſerer Aeltern geſtanden; weil wir kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt — und was weiß ich Alles nicht hätten, kurz, weil wir zu klein wären, um Großes zu erleben und darzuſtellen. Als Beiſpiel hält er uns, nachdem er Walter Scott zuvörderſt paradiren laſſen, die breiten Romane von Cooper triumphirend entgegen und will uns damit beſchämen, daß ſelbſt die Amerikaner, ein noch ſo junges Volk, es in dieſer Kunſt uns ſchon zuvorgethan hätten. Für denjenigen, der Tieck geleſen hat, bedarf dieſer konfuſe Tadel weiter keiner Widerlegung. Als Bilder unſers geſelligen Zuſtandes haben ſeine Novellen einen der Hauptvorzüge der Werke Walter Scott's, und als Dichter ſteht er unendlich höher als dieſer, denn er ſchafft, wo dieſer kopirt.

Auf einzelne Schönheiten dieſer Werke aufmerkſam zu machen, wäre bei der Fülle derſelben leicht, wenn der Raum es geſtattete; doch kann ich der Verſuchung nicht widerſtehen, folgendes ſo wahre als tiefe Wort über den Adel hier auszuheben. „Es bleibt aber immer eine merkwürdige Anſtalt um dieſen Adel. Ein ganzes großes Inſtitut, unzählige Menſchen, die an einer fixen Idee leiden, und die doch eben nicht gefährlich werden oder in das eigentliche Raſen verfallen, weil die Geſunden ſo halb und halb in ihre Ideen einzugehen ſcheinen, ja ſich zuweilen Dieſer und Jener mit freiem Entſchluſſe in die nämliche Anſtalt aufnehmen läßt.“ Auf jeder Seite begegnet man ſolchen Zügen, einem glänzenden Witz, einer feinen Bemerkung, einer kunſtreichen Wendung, einer lebendigen Schilderung, und dieſe Fülle der Schönheiten lebt in einem harmoniſchen Ganzen. Ja, wahrlich, wir haben Dichter, aber leider auch Patrioten, die uns mit einem Cooper beſchämen wollen.

## VIII.

Hahn und Henne. Liebesgeschichte zweier Thiere. Von Karl Herloßsohn. Leipzig 1830. 8.

---

Herr Herloßsohn gibt sich zwar auf dem Titel als Biograph des Hühnerpaars zu erkennen, kann jedoch nicht als der eigentliche Verfasser des Buches gelten, denn er erzählt nur die sehr einfache Veranlassung desselben, durch welche sie bewogen werden, eine Reise durch das menschliche Leben zu machen. Die Begebenheiten dieser Reise theilen sich die liebenden Hühner in einer Reihe von Briefen mit. Herr Herloßsohn ist also eigentlich nur Herausgeber und hat sich hierdurch allerdings das Verdienst erworben, die in vieler Hinsicht merkwürdigen Ansichten dieser Thiere über den Menschen bekanntgemacht zu haben. Ihm hat also die Kritik in Beziehung auf dieses Buch nichts vorzuwerfen, sie trifft als wahre Verfasser desselben allein das schreibende Vieh, und da dessen Autorsünden reinthierische sind, so wäre es nicht menschlich, sie den Herausgeber entgelten zu lassen. Hahn und Henne begegnen sich an der Ecke eines Bauerhofes. Sich sehen und lieben ist eins. Sie hätten sich auch sofort heirathen können, was bei den Hühnern bekanntlich wenig Schwierigkeiten hat; aber dazu ist dies Vögelpaar zu großartig. Sie wollen sich zuvor noch bilden und reinigen; sie wollen einander verdienen, und dazu ist es nothwendig, daß sie einige Jahre als Menschen leben und leiden. Base Schlange, die Zauberin, gibt ihnen eine Wundersalbe, mit deren Hülfe sie sich nach ihrer Wahl in Menschen jeden Standes verwandeln und nach Belieben die Hühnergestalt wieder annehmen können. Diese Einmischung der Schlange ist wohl nicht ohne Bedeutung, sie tritt an vielen Stellen des Buches nur allzu sichtbar hervor. Nachdem die Hühner in mannichfacher Gestalt das Menschenleben durchgekostet und

ſich mit genugſamem Ekel dagegen erfüllt haben, treten ſie in ihren Naturzuſtand zurück und genießen im Hühnerſtall das reinſte thieriſche Glück. Dies die Fabel. Fabel? Nein, dieſe Geſchichte muß wahr ſein, denn für die Erfindung eines Dichters wäre ſie zu armſelig und zu verbraucht. Haben wir nicht ſchon die Geſchichte eines Sophas, eines Shawls, eines Guldens, die, mit Erkenntniß- und Sprache begabt, von Hand zu Hand gehen und die geheimen Sünden ihrer Beſitzer offenbaren; und ſind dieſe Erzählungen nicht bei weitem geiſtreicher und unterhaltender als die langweiligen Mittheilungen dieſes ſentimentalen Federviehs? Gewiß, dieſe Vögel ſind wahrhafte lebendige Hühner; ſie piepen, gackern und krähen ſo natürlich, ihre Empfindungen und Geſinnungen ſind der thieriſchen Natur ſo angemeſſen, ſie leiden ſo ſtark an dem Pips der Gemeinheit, ſie ſind ſo jämmerliche Spaßvögel, daß ſie als Geſchöpfe der Poeſie nicht auftreten können. Hahn und Henne ſind zu gebildet, um nicht Schriftſteller, und zu ſchlechte Schriftſteller, um nicht Thiere zu ſein.

In jedem Buche kann der aufmerkſame Leſer irgend eine Stelle finden, die ſeine Tendenz, ſeinen geiſtigen Gehalt ausſpricht und gleichſam die Wurzel ſeiner Exiſtenz iſt, und ſo kräht denn auch der Hahn als Mitverfaſſer des vorliegenden Buches das Weſen deſſelben gar deutlich und klar in folgenden Worten aus: „O meine Geliebte! das Schlechte hat auch ſein Gutes. Wenn es nicht wäre, wie vieler Stoff ginge doch verloren, worüber man ſprechen und ſchreiben kann. Viele Poeten leben bloß davon, daß ſie über das Schlechte ſchreiben, was die Leute auch intereſſirt.“ Zu dieſer Klaſſe gehören unſere Hühner, und die angeführte Stelle iſt der Schlüſſel zu ihrem Buche. Wenn man das gewöhnliche alltägliche Treiben der Maſſe, den gemeinen Verkehr der verſchiedenen Menſchenklaſſen in ſeinen Einzelheiten betrachtet, ſo wird dem Beobachter natürlich Gutes und

Schlechtes aufstoßen. Je nachdem ihn nun die eigne Natur und Stimmung leitet, je nachdem mehr die guten oder die schlimmen Züge des Lebens auf ihn wirken und bei ihm haften, wird er geneigt sein, die Menschen im Ganzen gut oder schlecht zu finden. Nichts ist leichter, als aus solchen einzelnen Zügen ein Bild des Lebens zu entwerfen und es in diesem Bilde nach Willkür gut oder schlecht, erhaben oder niedrig erscheinen zu lassen. Aus einem solchem Bilde aber den wahren Werth des Lebens beurtheilen zu wollen, wäre thörig, da das Bild ja eben nur aus einzelnen willkürlich herausgehobenen Zügen bestehen kann und also nothwendig einseitig sein muß. Nichts kann man daraus erkennen als nur des Darstellers eigenthümliche Anschauungsweise. Das Leben ist nicht, wie der Betrachtende es anschaut, sondern dieser ist so, wie er das Leben anschaut. Wenn nun aber unsere Hühner dasselbe als einen Abgrund aller Unvernunft, Verworfenheit und Gemeinheit betrachten und sonach die Schlechtigkeit als das positive Princip der Menschheit aufstellen, so sind sie darum nicht zu verdammen, denn daran ist Niemand Schuld als die Schlange mit ihrer Wundersalbe. So oft sich die armen Thiere in Menschen verwandeln, werden sie grade in die Hefen aller menschlichen Verhältnisse und Stände hineingeschickt. Wo es ein schlechtes Exemplar der Gattung gibt, müssen sie seine Karikatur als Gestalt annehmen, und wo es kein solches gibt, wird es expreß für sie geschaffen. Sie fühlen sich unglücklich, gekränkt, und da sie die Begebenheiten, die sie erleben, mit dummen Hühneraugen ansehen, so werden diese von ihnen übertrieben, verzerrt, entstellt, verschoben, mit sentimentalem Wortglanz überfirnißt, und das thierische Bild der Menschheit ist fertig. Ihr Widerwille gegen die Schlechtigkeit der Menschen ist natürlich und ungeheuchelt, die Schlange aber hat ihre Lust daran und verletzt ingrimmig mit ihrem Giftzahn die Personen, unter deren Gestalt und Namen sie ihre Hühner auf-

treten läßt. Nebenher iſt ſie aber auch habſüchtig. Sie ſpekulirt auf das Wohlgefallen des gemeinen Leſepöbels am Skandal und böſem Leumund und denkt mit Hülfe der Hühner ein bedeutendes Honorar in ihre Höhle zu ſchleppen. Darum verleitet ſie das arme Vieh zur Schriftſtellerei, ſtellt ſich aber ganz unſchuldig dabei und legt ihnen das Motto in den Mund:

Ich bitt' euch doch um Gotteswillen,
Macht mir aus den Thieren nicht etwa Leute,
Und wenn ich von Schafen und Eſeln ſprech';
Sagt nicht, daß es Euch oder Andre bedeute.

Das iſt aber lauter Heuchelei. Referent iſt mit den Klatſchereien der Litteratur und des öffentlichen Lebens ſehr wenig bekannt und daher nicht im Stande, überall genau zu erkennen, auf welche Perſonen und Begebenheiten das gefiederte Paar in ſeinen Zerrbildern hindeutet; es iſt aber dennoch nur zu augenſcheinlich, daß es wirkliche Geſchichten und lebende Menſchen in Nebelbildern des Skandals dem Leſer vor Augen ſtellen will. Einige der aufgeſtellten Verhältniſſe ſind ſo bekannt, daß auch dem unbefangenſten Leſer über die niedrigen Abſichten der Schlange kein Zweifel übrigbleiben kann, und Namen wie: Henn'riette, Weinhahn, Feſthahn, Hahnenfrank (die Druckfehleranzeige täuſcht nicht), Vogthenne und viele andere ſind in dieſem Sinne erfunden und deuten auf Perſonen, von denen einige auf irgend eine Weiſe ſich den Unwillen der Schlange zugezogen haben müſſen und mit denen ſie nun im eigentlichſten Sinne ein Hühnchen pflücken will. Der Buchhändler Hahnenfrank z. B. iſt nach ſeiner perſönlichen Erſcheinung, Dialekt und äußern Verhältniſſen ſorgſam portraitirt und karikirt; wenn aber die angeblich von ihm gedrückten und tyranniſirten Autoren ihm keine beſſern litterariſchen Eier legen als dieſe Hühner, ſo kann ihm nur vorgeworfen werden, daß er ihnen noch zu viel gibt. Für ſolche Handwerker iſt jeder Lohn zu hoch und ihre Handlan-

gerei würde in jedem andern Gewerbe nützlicher sein als in der Büchermanufaktur.

Der Hahn, der zuerst als Diplomat am „Bundeskongreß" auftritt, greift mit unverständigem Tadel eine Behörde als unthätig, langsam und bedeutungslos an, deren eigentlichen Zweck er völlig verkennt. Wenn dieser kein anderer ist als Schutz nach Außen und Erhaltung des Friedens im Innern, so sollte das Federvieh nicht vergessen, daß ein thätiges Eingreifen dieser Versammlung nur unter Umständen erfolgen kann, die für das Land ein Unglück sein würden. Als Schauspieler, als Minister, Geistlicher, Kaufmann, Advokat und Wucherer fällt der Hahn eigentlich ganz aus seiner Rolle, indem er hier als wiederkäuendes Thier auftritt. Die Fehler und Laster, die diesen Ständen millionen Mal vorgeworfen worden sind, werden in langweiligen pathetischen Tiraden abermals durchgekäut, und so läßt sich denn auch die Henne als Sängerin Henriette durch Alles, was über den durch die berühmte Künstlerin erregten überspannten Enthusiasmus im Guten und Bösen geistreich und flach nun endlich so oft wiederholt ist, daß die bloße Erwähnung davon schon den tiefsten Ekel erregen muß, keineswegs abhalten, dasselbe Thema in aberwitziger Weitschweifigkeit nochmals abzuleiern. Als Kaufmann Rothhahn gibt der Hahn seinen Wunsch nach Reichthum nicht undeutlich zu erkennen, und der Stand des Millionnairs scheint ihm endlich doch der wünschenswertheste zu sein. Referent gönnt ihm solchen von Herzen, denn wäre dieser in der Realität für ihn erreichbar, so wäre das Publikum sicher, daß er keine Zeile mehr schreiben würde. Als Arzt heißt der Hahn Doktor Hahnenfuß und macht die Homöopathie in seiner flachen Manier zur Fratze. Ein Doktor Festhahn (nach der Druckfehleranzeige Pesthahn) wird von zwei einander anfeindenden Regierungen in ihre gegenseitigen Gebiete hin und wieder geschickt, um sich durch Entvölkerung zu schaden. Auf diesen Hühnerwitz ist eine Masse des er-

müdendſten Unſinns gepfropft. Als Philolog Hahnelius ſcheint wieder ein beſtimmter Gelehrter gemeint zu werden, der in die Kenntniß der Accente den höchſten Werth der Wiſſenſchaft legen und Jeden, dem dieſe Kenntniß abgeht, tief verachten ſoll. Als Modeſtutzer iſt der Hahn auf herkömmliche Weiſe fade und albern, als Soldat gemein, als Bauer dumm, als Dichter erbärmlich. In der letztern Eigenſchaft ſchildert er die Noth, d. i. die Geldnoth der Poeten im jämmerlichſten Tone. Der Herzog von Sachſen-Meiningen iſt der einzige Fürſt, von dem der Hahn weiß, daß er einem Dichter einen Jahrgehalt ohne Hof- und Kanzleidienſt ausgeſetzt hat. Man ſieht, wie genau ſich das Thier in der heutigen Litteraturwelt umgeſehen hat. Dieſes Kapitel ſchließt mit einigen Verſen, die hinreichend ſind, die deutſchen Fürſten zu rechtfertigen, daß ſie den Dichter Hahn mit keiner Penſion bedacht haben. Als Schulmeiſter wird ihm ein Braten vorgeſetzt. O Schrecken! ſein Blut gerann, ſein Athem ſtockte u. ſ. w. Es war ein Hühnerbraten. Mit dieſem Schlußwitz ſagt er dem Menſchenleben Ade und zieht ſich in ſein ſtilles Hühnerglück zurück. Die Henne gibt als adeliges Fräulein noch das beſte Kapitel; denn wenn auch die Verachtung des Bürgerſtandes im wirklichen Leben niemals ſo ſchroff und bizarr hervortritt, als ſie in der beliebten Uebertreibungsmanier der Hühnerpoeſie geſchildert wird, ſo muß doch die in unſern geſelligen Verhältniſſen gewiſſermaßen verdeckte und verkleidete innere Abſurdität ſolcher Standesunterſcheidungen, wenn man ſie ſich in einem ungebildeten oder verbildeten Gemüth als folgerecht geſteigert denkt, nothwendig zu Reſultaten führen, die den hier ausgeſprochenen an Tollheit nahe kommen. Auch als Gouvernante ſagt die Henne manches Wahre, doch freilich ohne Geiſt und Witz. Beide fehlen dem Buche gänzlich; eine ähnliche Sterilität bei der höchſten Anſtrengung der Kräfte iſt Referenten niemals vorgekommen. Auf 321 Seiten kein einziger Einfall, über

den man lachen könnte, kein treffender Vergleich, kein frappanter Gedanke. Die ganze Substanz ist lauwarme Hühnerbrühe in endloser Verdünnung. Dieses Hühnerpaar hat seine Bestimmung sehr schlecht erfüllt. Der Hahn, der die Menschheit erwecken sollte, schläfert sie ein und erweckt nichts als Langeweile und Ekel; die Henne, die nahrhafte Eier legen sollte, producirt nur Windeier. Beide lamentiren endlos über die Schlechtigkeit der Menschen und retten sich aus ihr nur dadurch, daß sie wieder Thiere werden. Wie sind sie doch so glücklich! Hätte ein Mensch, ein lebendiger Autor, diese trostlose Ansicht des Lebens, was könnte ihn bewegen, in einem solchen Hospital der Unheilbaren auch nur noch eine Stunde zu weilen; wäre er einen Schuß Pulver werth, so müßte er ihn an sich wenden, denn die Pforte in die unschuldige Thierwelt steht ihm nicht offen.

Genug von diesem Buche; es ist schlecht, aber merkwürdig für die Kunde der Thierwelt in moralischer und psychologischer Beziehung. Herrn Herloßsohn gebührt das Lob, die Urschrift aus dem Thierischen vortrefflich und mit höchster Treue ins Deutsche übersetzt zu haben, und da, wo er selbst spricht, hat er die Sprache der Hühner sehr glücklich nachgeahmt.

---

## IX.

Das gerettete Malta. Episches Gedicht in zweiundzwanzig Gesängen. Von A. E. Lindenhan. Zwei Theile. Altona, Aue 1829. 8.

---

„Die Welt ist zu alt und zu kalt geworden für die Dichtkunst, insonderheit für die epische," so beginnt Herr Lindenhan seine Vorrede, und leider mußte Referent ihm beistimmen; denn der leise Schauder, mit welchem derselbe das im korpulenten Großoktavbande als Lese- und Relationspensum

vor ihm liegende „Gerettete Malta" betrachtete, ließ ſich nicht wegleugnen. Es fehlte ihm der heiße Muth, ſich ſofort in den poetiſchen Abgrund zu ſtürzen; vorſichtig maß er die gähnende Tiefe zuvor mit dem Senkblei und fand, daß ſie genau 11,849 hexametriſche Verſe betrug. Alter und Kälte haben alſo auch dich ſchon ergriffen, warf Referent ſich vor, und nur der Gedanke, daß er doch ſeinen Homer, ſeinen Dante, ſeinen Taſſo, Arioſto, Goethe und Byron noch mit warmer Luſt und junger Liebe wiederleſe, beruhigte einigermaßen ſein aufgeregtes Gewiſſen. Die echten Dichter, inſonderheit die epiſchen, ſo fuhr er ſelbſtvertheidigend fort, ſind wohl zu allen Zeiten ſelten geweſen, haben aber immer eine gute Aufnahme gefunden, und wenn aufſtrebende Talente nicht ſogleich durchdringen, ſo darf man der Zeit darum keinen Vorwurf machen. Sie mußte wohl mißtrauiſch und grämlich werden durch die Menge der mißlungenen und dennoch ewig wiederholten Verſuche, durch die Maſſe des Schlechten und Mittelmäßigen, die dem Freunde der Poeſie fortwährend aufgedrungen wird, und jene ſo hart verklagte Kälte iſt der ſtärkſte Damm gegen die überſchäumenden Wogen der Afterpoeſie. Referent kann nicht leugnen, daß er ſich zum Leſen neuer poetiſcher Werke, wenn ſie ihm nicht durch bewährte Kenner als trefflich empfohlen werden, nur mit Abneigung entſchließt. Muß er der Pflicht, wie hier, das Opfer bringen, ſo erfreut es ihn dann um ſo mehr, wenn ihm Mühe und Zeit durch den Genuß belohnt wird, und dankbar übernimmt er dann gern die Empfehlung und Anerkennung. Referent trat ſeine Fahrt mit Entſchloſſenheit an, beendigte ſie mit Ausdauer, und kann nun dem auf bequemem Polſter ruhig abwartenden Publikum von dem Ergebniß treue Kunde bringen.

„Beſchränkte Anſicht iſt es", ſagt der Verfaſſer, „zu behaupten, der Stoff eines epiſchen Gedichtes müſſe national oder von welthiſtoriſcher Wichtigkeit ſein. Des Epikers Werk

auß den Menſchen, nicht den Staatsbürger anziehen. Mißlingt ihm jenes, ſo kann es auch nicht dieſes. „Er hat Recht, denn überhaupt iſt es nicht der Stoff, der dem Gedichte ſeinen Werth gibt; auch den geringfügigſten Stoff vermag der echte Dichter zum Meiſterwerk zu geſtalten. Daß Herr Lindenhan La Valette's tapfere und glückliche Vertheidigung von Malta gegen Soliman zum Stoff nahm, bedurfte daher keiner andern Vertheidigung, als der einer glücklichen dichteriſchen Behandlung. Dieſe Begebenheit gehört, wenn nicht extenſiv doch intenſiv zu den herrlichſten Momenten der Geſchichte, und die Begeiſterung, aus der ſie hervorging, iſt es werth, durch den Mund des begeiſterten Dichters verherrlicht zu werden. Auch iſt unſer Dichter von der Größe ſeines Gegenſtandes ergriffen und durchdrungen; er ſtellt die verſchiedenen Ereigniſſe des gewaltigen Kampfes mit Kraft und Leben hin. Viele Momente, Beſchreibungen von Gefechten, Angriffs- und Vertheidigungsanſtalten, Schilderungen des Muths, der Aufopferung und Hingebung, wie von Naturereigniſſen und dergleichen, ſind ihm wohl gelungen. So ſind z. B. die Rückkehr La Cerda's zur Pflicht und Ehre, die Aufnahme, die dies bei Valette findet, das Erbieten des Konſtantin Kaſtriotes zur Vertheidigung von S.-Elmo, der Ueberfall dieſer Feſte, deren Beſchießung und Fall, der Tod Lorenzo's und ſeines Sohnes vortreffliche epiſche Bilder. Auch das eigentlich geiſtige Princip des Gedichts, das vorzüglich in Valette hervortritt, ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit, und die koloſſale Geiſteskraft, mit der er die Seinigen beſeelt und ihren ſinkenden Muth immer neu zu beleben weiß, iſt von dem Dichter wohl erkannt und dargeſtellt. Daß nun dieſer Held als Hauptfigur der epiſchen Gruppe daſtehen mußte, verſteht ſich; ebenſo nothwendig war es aber auch, um dieſer Gruppe harmoniſch lebendige Bewegung, Fülle und Mannichfaltigkeit zu geben, ihm bedeutende Nebenfiguren beizuordnen. So bildete Homer, der Vater des Epos, oder wenn

man lieber will, die griechiſche Volkspoeſie, die ſich in ihm und den Rhapſoden verkörperte. So erſcheint in der „Ilias" Achilleus nie unbegleitet von einer abwechſelnden Fülle bald [illegible]rer und mächtiger, bald reizender und lieblicher Nebengeſtalten, die ſo wenig unbedeutend ſind, daß ſie vielmehr an ſeine naturgöttliche Größe hinanragen und zu der hohen epiſchen Wirkung wetteifernd beitragen; und in der „Odyſſee" ſehen wir den göttlichen Dulder aus einer Gruppe in die andere treten, die jederzeit ihre eigenthümlich bedeutende Geſtalt und Bewegung hat. Dieſe Geſtaltung der Nebenfiguren nun iſt Herrn Lindenhan zu wenig gelungen. Die ſeinigen verſchwinden, wiewohl in großer Anzahl vorhanden, neben der Hauptfigur durch ihren Mangel an eigenthümlichem Karakter und unabhängigem Leben. Um in die Monotonie und Trockenheit der Handlung Abwechſelung und Mannichfaltigkeit zu bringen, glaubte ſich Herr Lindenhan verpflichtet, nicht nur Nebenſachen umſtändlich auszumalen, ſondern auch eine Menge von Epiſoden einzuſchalten. Hierdurch hat er aber, eben weil er zu viel that, ſeinem Werk geſchadet und die harmoniſche Wirkung durch Ueberladung und bunten Farbenſchillen geſtört. Von ſeinen unzähligen Epiſoden ſind zwar einige mit Gefühl kräftig und gefällig ausgemalt, und daher an ſich nicht ohne Wirkung, was aber die Erfindung derſelben betrifft, ſo iſt dieſe faſt durchgängig weder neu noch glücklich, oft ſehr unbedeutend, und überall fehlt die nothwendige Verbindung mit der Haupthandlung. Bei der, man kann wohl ſagen, angeflickten Epiſode von Salvago und Filandella hat ihm Taſſo's Rinaldo und Armida zu lebhaft vorgeſchwebt, ſowie denn bei dieſem Gedicht überhaupt, was Erfindung, Ausführung, Versbau und Sprache betrifft, der Leſer beſtändig unwillkürlich an ſchon Bekanntes erinnert wird. Der Anſicht des Verfaſſers, daß der Hexameter keineswegs von der deutſchen Poeſie auszuſchließen ſei, muß Referent beiſtimmen und glaubt, derſelbe ſei wegen der großen

Abwechſelung, deren er fähig iſt, und die jedem Dichter erlaubt, ihn auf ſeine individuelle Weiſe zu behandeln, ſehr zu empfehlen. Von dieſer Erlaubniß hat aber unſer Dichter zu wenig Gebrauch gemacht. Augenſcheinlich hat er auf Sprache und Versbau großen Fleiß verwandt; beide aber tragen zu ſehr die Spuren dieſes Fleißes. So vollendet muß die Arbeit des Dichters ſein, daß ſie als ſolche gar nicht mehr erſcheint und ihr Produkt als reine Naturgabe daſteht. Voß's Sprache und Hexameter haben dem Verfaſſer unverkennbar zum Muſter gedient: wie es aber bei der Nachbildung jeder Manier zu gehen pflegt, die Fehler derſelben werden um ſo viel auffallender als ihre Vorzüge weniger erreicht ſind. Der Hexameter an ſich, beſonders der deutſche, tritt ſchon mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf und zwingt zur epiſchen Ruhe. Dieſe Tendenz der Versart muß der Dichter durch ſeine Behandlung zu mildern ſuchen, um nicht geſchwätzig und ſchleppend zu werden. Herr Lindenhan hat dieſelbe im Gegentheil noch künſtlich und übermäßig zu erhöhen geſucht, und iſt dadurch in ſteife, anmuthloſe Redensarten, in gewiſſe hexametriſche Kanzleiwendungen, die nichts als verkappte Proſa ſind, in pausbackigen Versprunk, in leere Wort- und Versmalerei verfallen. Dahin gehören Wendungen, wie „des ſüßen Wunſches Verfehlung" — „zur Ertragung jeglichen Schickſals" — „jähabſprudelnder Bergſtrom" — „Geklag (ſtatt Klagen) des verzweifelnden Vaters", was einen unedeln Eindruck macht. Wenn ein ermüdetes Mädchen betet und einſchläft, ſo drückt Herr Lindenhan dies in ſeiner epiſch-hexametriſchen Umſtändlichkeit ſo aus:

— — Bald und nachdem ſich der ſchirmenden Obhut
Gottes die Fromme befahl im Gebete, ſchließen die Lieder
Leiſe ſich zu, umweht von des Schlafs ruhſäuſelndem Anhauch.

Zu dieſem Geſchlecht unangenehm gezierter tropiſcher Wendungen gehört auch folgende:

— — — Verlieblichteſt weiſe und ſchonend
Du ‚nicht die bittere Frucht heilſamen verſtändigen Tadels
Durch vielſchmeichelnden Lobs ſinnkitzelnde ſüße Verzuckrung.

Iſt dies nicht, als wollte Jemand den ehrenwerthen Voß noch im Grabe parodiren? So weit aber geht die Wortmahlerei, daß die einfache Finſterniß nicht hinreicht, ſondern zur „finſtern Finſterniß" werden muß, um finſter genug zu ſein. Von der metriſchen Tonmahlerei des Dichters gibt Referent ein Beiſpiel in folgendem fugirten Herameter:

Singt Halleluja, ruft Halleluja, jauchzt Halleluja.

Auch in der Bildung neuer Worte iſt Herr Lindenhan nicht glücklich. „Ernſtvoll" iſt ein unnöthig gedehntes ernſt, und „Genoſſam" für Genoſſenſchaft wird nicht in die Sprache übergehen, da es weder Analogie noch Sprachbedürfniß für ſich hat. In Hinſicht der antiken Metrik erklärt ſich Referent für einen Anhänger der laxen Obſervanz, und iſt daher nicht geneigt, dem Verfaſſer Verſtöße aufzumutzen. Aber „umdunkelnd eu'r helles Gedächtniß" hat ſeinem Ohre doch weh gethan. Dieſes aus zwei Sylben zuſammengezogene „eu'r" hielt ſich zu lange darin auf, um ihm für einen kurzen Versfuß zu gelten.

Für die Darſtellung des bloß äußern Handelns fehlt es dem Dichter nicht an plaſtiſcher Kraft und Kunſt. Daß ſeine Beſchreibungen von Kämpfen, Naturereigniſſen, Lokalitäten und dergleichen gelungen ſind, ward ſchon erwähnt; dagegen iſt er nicht glücklich in der Karakterzeichnung der auftretenden Perſonen. Im Epos müſſen dieſe mehr aus ihren Handlungen als aus ihren Reden erkannt werden. Die ſeinigen reden, wie der Dichter ſelbſt, eine philoſophiſch-moraliſch reflektirende Sprache, und geben ihre ſchätzbaren aber leider zu allgemeinen Maximen und Geſinnungen in ſentimentalem Wortgepränge kund. Die Länge ihrer Reden iſt oft unerträglich, um ſo mehr, als ſie nichts Neues ſagen, und

die Situation doch meist so dringend ist, daß man sie fortjagen möchte, um zu handeln. Wenn Homer den alten Nestor in der Versammlung der Fürsten und sonst ziemlich gedehnt sprechen läßt, so ist dies dem Karakter der Person angemessen. Das Alter hüllt seine Weisheit gern in lange Redegewänder. Die Personen im „Geretteten Malta" aber überschreiten alles Maß, und sind, alt oder jung, in diesem Punkte sämmtlich ausschweifende Nestorianer. Ebenso überfließend ist der Dichter selbst in vielfach eingestreuten endlosen moralischen und psychologischen Betrachtungen. Viele seiner Gesänge leitet er mit solchen ein oder schließt sie damit, statt in unbefangener epischer Ruhe fortzuschreiten, wodurch denn die durch lebendige Darstellung so eben hervorgebrachte gute Wirkung oft sogleich wieder aufgehoben wird. Hinweisungen auf die heilige Schrift und Anwendung von Stellen aus derselben sind ungemein häufig, und wiewohl gegen diese fromme Tendenz in einem auf das Christenthum basirten Gedichte nichts einzuwenden ist, so sollte der Dichter doch solche Mittel nur für die Momente der höchsten Wirksamkeit aufsparen und mit poetischer Weisheit gebrauchen, um nicht in den Ton der versificirten Predigt zu verfallen. Immer ist es ein Unglück für ihn, wenn er seinen Lesern zu wenig zutraut. Das Erkennen des Geistigen und Sittlichen in dem Dargestellten ist Sache des Lesers, er will darauf nicht hingewiesen werden, und grade darin besteht des Epikers Kunst, das Geschehende so darzustellen, daß der Geist desselben unmittelbar und unausgesprochen in den Leser übergeht. Auch die, wenngleich oft gelungene, Beschreibung von Nebenwerken, Bildern, Kleidung und dergleichen trägt zur übermäßigen Dehnung des Ganzen Vieles bei.

Was den Gebrauch des Wunderbaren betrifft, so läßt Referent die Ansicht des Verfassers hierüber unangefochten, und ist der Meinung, daß der geistreiche Dichter dasselbe nach Belieben schaffen, anwenden oder entbehren könne. Die

Art aber, wie der Verfaſſer Gott, verſchiedene Apoſtel und Heilige zur Rettung Maltas hinzutreten läßt, verfehlt die Wirkung. Grade die Kraft, die das Chriſtenthum ganz und allein von Innen heraus bis zum höchſten Triumph hier ſo mächtig entwickelt, war des Verfaſſers Thema, und darum freute es denn auch Referenten nicht, Johannes den Täufer hier zuerſt als ausgezeichneten Feuerwerker und Artilleriſten kennen zu lernen. Doch — Dehnung und Weitſchweifigkeit iſt unſers Dichters Hauptfehler: Referent muß ſich vor Anſteckung hüten; er reſumirt ſich ſchnell. Der Verfaſſer hat unermüdlichen Fleiß, warmes Gefühl, glückliche Anlagen zur beſchreibenden Poeſie und iſt für Religion und Sittlichkeit begeiſtert. Wer um des achtungswerthen Strebens willen gegen untergeordnete Leiſtungen in der Poeſie tolerant iſt, wer ſich für eine mühſame Lektüre durch ſchöne Stellen und gelungene Einzelnheiten hinlänglich entſchädigt findet, wird mit dem „Geretteten Malta" nicht unzufrieden ſein. Um ein Meiſterwerk hat es die deutſche Poeſie nicht bereichert.

---

## X.

Egeria. Sammlung italiäniſcher Volkslieder, aus mündlicher Ueberlieferung und fliegenden Blättern, begonnen von Wilhelm Müller, vollendet, nach deſſen Tode herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen verſehen von Dr. O. L. B. Wolff, Prof am Gymnaſium zu Weimar. Leipzig 1829. 8.

---

Wenn man unter Volksliedern, dem ſtrengen Begriffe folgend, nur ſolche verſteht, die unmittelbar aus dem Gefühl und dem poetiſchen Bedürfniß des Volkes hervorgegangen und in ſeiner Sprache gedichtet ſind, ſo geben uns dieſe das klarſte und zugleich das ſchönſte Bild ſeines Lebens. Solche Dichtungen haben einen eigenthümlichen Reiz, weil ſie der Natur und dem wirklichen Leben ſo nahe ſtehen, und je

kräftiger, unbefangener und freier dieſes Leben iſt, je mehr werden jene uns anſprechen und hinreißen. Aus demſelben Grunde ſind ſie faſt bei allen Völkern an beſtimmte Perioden gebunden, in welchen ihre Kraft ſich am mächtigſten entfaltete. Solchen hiſtoriſchen Entwickelungsperioden verdanken wir jene kraft- und anmuthsvollen Erzeugniſſe der ſpaniſchen, ſchottiſchen und ſerbiſchen Volkspoeſie. Aber nicht allen Völkern wird es ſo gut, daß ihnen dieſe ſchönen Monumente erhalten werden, und namentlich haben die Bewohner Italiens ſchon von den älteſten Zeiten her das Unglück gehabt, daß ihre einheimiſche Poeſie von fremder Gelehrſamkeit verdrängt worden iſt, die ſich für die Beachtung und Erhaltung ſolcher Geiſtesblüthen zu vornehm dünkte. Ueberhaupt ſteht es da, wo ſich eine Litteratur bildet, um die Volkspoeſie gewöhnlich ſchon ſehr übel: denn neben der Litteraturpoeſie vermag jene nur mühſam zu beſtehen und noch ſchwerer ſich zu erhalten. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich für den Sammler auf dieſem Felde der italiäniſchen Poeſie eine ſehr ergiebige Ernte nicht erwarten, um ſo weniger, als den italiäniſchen Völkern ſchon eine Hauptbedingung der Volkspoeſie, der geſchichtliche Stoff, ſo gut als ganz abgeht: denn auf dem Schauplatz der italiäniſchen Geſchichte ſehen wir ſeit dem Untergange der Römer faſt nur fremde Völker und Helden handelnd auftreten, die Italiäner aber ſich mehrentheils leidend dabei verhalten: ein Zuſtand, der nicht beſonders günſtig für die Poeſie iſt. Und ſelbſt da, wo ſie handelnd auftraten, war ihre Thätigkeit mehr ein Werk politiſcher Noth als begeiſterter Vaterlandsliebe, und ſelten zeigte ſich bei ihnen eine gemeinſame ächt nationale Entwickelung und Wirkſamkeit. Die italiäniſche Volkspoeſie konnte daher ihren Stoff nur aus Verhältniſſen und Zuſtänden des geſelligen Lebens und den Gefühlen und Anſichten entnehmen, die aus dieſen entſpringen. Dieſes Leben an ſich hat aber keinen bleibenden Beſtand in der Geſchichte, es iſt vergäng-

lich und veränderlich, und wie der Italiäner nur für den freien und vollen Genuß der Gegenwart lebt, ſo iſt auch ſeine Volkspoeſie nur ein Produkt des Augenblicks und vergänglich wie er. Sein Lied iſt ſeine Luſt und ſein Schmerz, ſeine Liebe und ſein Haß, ſeine Laune und ſein Spott, ſein Witz und ſein Humor, nie ſeine That. Eine Sammlung italiäniſcher Volkslieder iſt alſo auf die Erzeugniſſe der Gegenwart beſchränkt, da ſich aus ältern Zeiten nur wenige und etwa ſolche erhalten, die einer bekannten und beliebten Melodie anpaſſend, auch durch ihren Inhalt eine tägliche Anwendung geſtatten. Hierzu kommt, daß dem Italiäner, bei dem tief in ſeiner Natur gegründeten Sinn für die Muſik und ſeiner beinah angeborenen Geſchicklichkeit zu ihrer Ausübung, bei ſeinen Liedern der Geſang die Hauptſache iſt, welchem er entweder einen bekannten Text ohne beſondere Rückſicht auf deſſen poetiſchen Werth unterlegt, oder dieſen, wie ihn Umſtände und Gefühle eingeben, gleich ſelbſt erfindet, was ihm in ſeiner wohllautenden, dem poetiſchen Ausdruck ſo leicht ſich hingebenden Sprache nicht ſchwer wird. So tragen die venetianiſchen Schiffer, wie uns Goethe erzählt, lange Reihen von Stanzen aus dem Taſſo, die gewiß nicht Volkslieder zu nennen ſind, in einem ganz eigenthümlichen, tiefen Eindruck hervorbringenden Wechſelgeſange vor, und ſo läßt der gemeine Römer in wildem Geſchrei ſein Ritornell erſchallen, zu welchem die Stimmung oder der Gedanke des Augenblicks ſofort einen Text liefert. Beide Beiſpiele aber zeigen, daß bei den italiäniſchen Volksliedern in dem Geſange viel mehr als in der Poeſie das eigentlich Volksmäßige liegt.

Der fleißige und geſchmackvolle Wilhelm Müller hatte ſchon in dem im Jahre 1820 von ihm herausgegebenen Buche: „Rom, Römer und Römerinnen", eine italiäniſche Volksliederſammlung in allen Volksdialekten herauszugeben und dabei ausführliche Nachrichten über italiäniſche Volkspoeſie und Volksbücher überhaupt mitzutheilen verheißen. Er beabſichtigte

eine Unterſuchung in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form über dieſen von Goethe in ſeinen Fragmenten über Italien ſchon angeregten Gegenſtand. Mit dieſer Unterſuchung wollte Wilhelm Müller die von ihm herauszugebende Sammlung einleiten und hatte ſich bei ſeinem Aufenthalte in Italien, wie er ſagt, in den Beſitz bedeutender Materialien zu dieſer Arbeit geſetzt. Dieſe ſind nun nach Müller's Tode in die Hände des gegenwärtigen Herausgebers, Herrn Profeſſors Wolff, übergegangen. Er fand, wie er in der Vorrede bemerkt, in dem Nachlaſſe des Verſtorbenen nur die erſten Lieder, etwa dreißig an der Zahl, geordnet; alles Andere in dem ihm übergebenen Manuſcripte aber waren nur Materialien zum künftigen Bau, und auch in dieſen fanden ſich bedeutende Lücken, die er aus ſeiner eignen Sammlung und aus den Mittheilungen ſeiner Freunde ergänzte.

So entſtand dieſe Sammlung, und wenngleich aus den angeführten Gründen die darin enthaltenen Lieder ihrem poetiſchen Werthe nach gegen die Volkspoeſie anderer Völker zurückſtehen, ſo finden wir in ihnen dennoch eine Naivetät, eine Unbefangenheit und Lebensfriſche, und vor Allem einen Wohllaut, der ſie uns lieb macht. Den vornehmſten Reiz aber erhalten ſie durch ihre ſtete Beziehung auf die Sitten und Lebensweiſe der verſchiedenen italiäniſchen Volksſtämme, denen ſie angehören, und da wenigſtens ein großer Theil von ihnen ohne eine genauere Kenntniß ſolcher volksthümlichen Zuſtände und der verſchiedenen Mundarten nicht vollkommen verſtanden werden kann, und gegenſeitig dieſe wieder durch jene in ein helleres Licht geſetzt werden, ſo vermiſſen wir um ſo ſchmerzlicher die von Wilhelm Müller verſprochene Abhandlung, die bei ſeiner ebenſo gründlichen als anziehenden Darſtellungsweiſe den Werth der Sammlung ungemein erhöht haben würde.

Die mitgetheilten Dichtungen ſind nach dem wahrſcheinlich ſchon von Wilhelm Müller vorgezeichneten und dem Gegenſtande angemeſſenen Plane, theils nach ihrem Inhalt,

theils nach den Dialekten geordnet, so daß 1) Lieder in der Bücherſprache und der wenig von derſelben abweichenden römiſchen und toskaniſchen Mundart, 2) geiſtliche, 3) politiſche Lieder, 4) römiſche Haus- und Lebensregeln, ſämmtlich in denſelben Mundarten gegeben werden. Der letztern Abtheilung hat der Herausgeber eine Kanzonette und ein Sonett in der gemeinen Mundart des römiſchen Stadtvolkes beigefügt. Dann folgen 5) Volksbücher, ſämmtlich in achtzeiligen Stanzen, und 6) Lieder in venezianiſcher, mailändiſcher, bergamaskiſcher, piemonteſiſcher, ſardiniſcher, neapolitaniſcher, ſicilianiſcher und kalabreſiſcher Mundart.

Was nun die erſte Abtheilung betrifft, ſo finden viele darin enthaltene Lieder eine ſehr anziehende Erklärung in dem ſchon angeführten in brieflicher Form mitgetheilten Buche: „Rom, Römer und Römerinnen“ von Wilhelm Müller. Der Herausgeber begnügt ſich, auf daſſelbe, als in allen Händen befindlich, hinzuweiſen, und will die ganze Sammlung gleichſam nur als einen Anhang zu jenem Buche betrachtet wiſſen. Wir können ihm hierin nicht beipflichten und bemerken zuvörderſt, daß in demſelben vorzüglich nur von Rom und ſeinen Umgebungen die Rede iſt, während dieſe Sammlung das ganze Italien umfaßt. Hätte Müller ſein Werk vollenden können, ſo würde er die Andeutungen, die in ſeinen eben nicht mehr als ſo viele andere, ſelbſt berühmte Werke über Italien geleſenen Briefen enthalten ſind, weiter ausgeführt, die einzelnen Lieder, ſo weit es nöthig, mit aufhellenden Lichtern begleitet und ſie ſo zu einem anmuthigen poetiſchen Lebensbilde des römiſchen Volkes zuſammengeſtellt haben, wodurch Genuß und Erkenntniß bedeutend erhöht worden wäre. In gleicher Art hätte er die Lieder aus den übrigen Gauen der Halbinſel behandelt, und ſo hätten wir nach und nach das ſchöne Land in ſeinen poetiſchſten Beziehungen in Farben und Tönen zugleich vor uns aufblühen ſehen. Der Herausgeber hat, wie er ſagt, Italien nicht geſehen; wir ſind aber

überzeugt, daß, wer mit vollständigem Erfolg eine geistbelebte Sammlung dieser Art veranstalten will, nicht nur das Land durchstrichen, sondern auch lange, und zwar mitten im Volke, darin gelebt und es fleißig beobachtet haben muß. Immer bleibt es schätzenswerth, daß Herr Professor Wolff uns mittheilte, was ihm zu Gebote stand; an seiner Stelle hätten wir aber ohne Bedenken wenigstens die hierher gehörigen Stellen aus Müller's Buch, und was sich sonst noch in andern schätzbaren Werken über den Gegenstand findet, der Sammlung mitgegeben. Solche Auszüge sind keineswegs Plagiate, und geistvolle Kompilation ist besser als dürftige Trockenheit, die sich mit Citaten begnügt und den Leser auf andere selten zur Hand liegende Bücher hinweist, statt ihm das Vorhandene in ein gerundetes Ganze zusammengestellt zum bequemen Genusse darzubieten. Auch ist wohl zu bedenken, daß Bücher wie dieses weniger für den gelehrten und lernbegierigen Litterator als für den gebildeten Freund der Poesie bestimmt sind, der im Buche Alles zubereitet finden und nichts als die Empfänglichkeit mitbringen will. Gegen diese Beschwerde können wir auch die Entschuldigung des engen Raumes nicht gültig finden, da so manches der eigentlichen Volkspoesie Fremde mit aufgenommen ist.

So wäre dem Leser z. B. gewiß willkommen gewesen, bei der eigenthümlichen Dichtungsform der Ritornelle in kurzen Anmerkungen dasjenige zu lesen, was Müller in seinem Buche darüber anführt, das Lied: „Discendi o mia Bettina" wäre verständlicher und um Vieles anziehender geworden, wenn die von Müller beigefügte Anekdote auch hier ihm beigegeben worden wäre, und das Kastanienlied würde in seinem kecken Scherz bei weitem lebhafter hervorgetreten sein, wenn der Herausgeber nicht verschmäht hätte, ihm jene von Müller beschriebene nächtliche Volksscene in Albano zum Hintergrunde zu geben.

Unter den mitgetheilten geistlichen Liedern sind Nr. 33, 34

(welches Herr Professor Raupach nach Deutschland mitgebracht hat, siehe Hirzemenzel's Briefe aus und über Italien), 35, 36, 39 und 40 zwar sehr schön, aber als Volkslieder wohl nicht zu betrachten, so wenig als selbst unsere schönsten Kirchenlieder, wenn man sie auch häufig außerhalb der Kirche hören sollte. Anders verhält es sich mit den ununter 37 und 38 abgedruckten Liedern. Dies sind eigentlich dramatisch gehaltene Romanzen, deren Inhalt aus der heiligen Geschichte entlehnt und die zum Singen für zwei Stimmen eingerichtet sind. Beide sind ächt volksthümlich, in ihrer Naivetät höchst interessant und ganz dazu geeignet, uns die Art anzudeuten, wie das italiänische Volk die heilige Geschichte behandelt und anschaut. Das erstere ist in Goethe's Fragmenten über Italien schon abgedruckt und durch den von ihm eingeschalteten Kommentar erst zu einem leicht aufzufassenden klaren Lebensbilde für uns gemacht worden. Unbedenklich hätte der Herausgeber die wenigen Worte, die Goethe dem Liede hinzugefügt, in Form von Anerkennungen mit abdrucken lassen sollen. In Nr. 38 kommt die heilige Jungfrau mit dem Christkinde und dem heiligen Joseph nach Aegypten und findet dort eine Zigeunerin, welche die Reisenden sogleich erkennt, die Ermüdeten aufnimmt und erquickt, und indem sie ihnen ihre ganze Vergangenheit und Zukunft wahrsagend erzählt, in dieser naiven Form die evangelische Geschichte resumirt. Müller hörte dieses Lied am heiligen Dreikönigsabende von zwei Frauen auf einer Kirchtreppe vortragen. Sie theilten sich in den Dialog und wurden von zwei Kindern mit Laute und Triangel begleitet.

An politischen Liedern ist die Sammlung sehr arm und zwar wohl deswegen, weil es die Italiäner auch sind. Dieses Volk ist davon entwöhnt, sich als ein Ganzes zu fühlen. So lange es sich gedrückt fühlt, gibt es seinen Unwillen wenigstens nicht in poetischer Form kund, dagegen wird seine Freude und sein Spott wohl auch in Liedern laut, wenn der

Unterdrücker gefallen ist. Nr. 41 und 42 sind Lieder, die zur Feier und zur Verkündigung des Sieges bei Lepanto in Venedig gedichtet sind, das bei diesem Siege freilich am mehrsten interessirt war. Inhalt und Mundart zeigen, daß sie nicht vom Volk ausgegangen, wiewohl für dasselbe gedichtet sind. Nr. 43 und 44 sind allerdings volksmäßig, aber ohne Begeisterung, sie drücken im loyalsten Sinne die Freude über Napoleon's Fall aus. Das erstere ganz werthlose läßt den gestürzten Kaiser pathetisch über seinen Untergang lamentiren; das andere nimmt den Vorgang von der komischen Seite, indem es die Franzosen einzeln in den lächerlichen Situationen einer übereilten Flucht darstellt. Einer flieht in Pantoffeln, ein anderer versteckt sich an einem schmuzigen Ort, dieser in einem Sack, jener erstickt in einem Kloake. Napoleon erwacht in seinem Palast von dem Geräusch dieser übereilten Flucht und flieht im Hemde in ein Gemach, das mit einem engen Eisengitter verschlossen ist. Als er, um hinauszusehen, den Kopf durch das Gitter steckt, erblickt er einen großen Kosacken, der einen gewaltigen Lärmen macht. Jezt möchte er seinen Kopf wieder einziehen, kann ihn aber nicht durch die engen Stäbe bringen. Ein französischer General, der eine bucklichte Geliebte hinter sich auf dem Sattel führt, reitet vorbei, macht ihm Vorwürfe über das durch ihn herbeigeführte Unglück und zählt ihm zur Vergeltung mit dem Stock mehrere Streiche auf. Die Zahl derselben kann der Poet nicht angeben, versichert jedoch, daß sie nicht ohne sichtbare Wirkung geblieben. Wie Napoleon geendet, weiß der Dichter ebensowenig, erzählt aber, daß der allgemeine Ruf: „Es lebe Alexander!" erschollen, die weiße Kokarde sofort erschienen und das Reich der Freimaurer somit zu Ende gebracht sei. Die beiden übrigen Lieder dieser Abtheilung erzählen mit theilnehmender Betrübniß die Deportation Pius VII. und feiern am Schluß dessen glückliche Rückkehr, sind aber übrigens ohne poetischen Werth.

Die römiſchen Lebensregeln für Stadt und Land ſind meiſt gereimte Sprüchwörter, worunter manche treffende, witzige und lebenskluge. Von der unter Nr. 49 mitgetheilten Kanzonette geſteht der Herausgeber ſelbſt, daß ſie keinen poetiſchen Werth habe und von ihm nur gewählt ſei, um auch etwas in dem Dialekt des römiſchen Stadtvolkes zu geben. Daſſelbe ſagen wir von dem Sonette Nr. 50 und finden, daß beide füglich hätten wegbleiben können.

Die in der fünften Abtheilung abgedruckten Volksbücher gehören wohl eigentlich nicht in dieſe Sammlung, und dieſe Gattung wäre vielleicht zweckmäßiger zum Gegenſtande eines eignen Werkes gemacht worden. Urſprünglich ſind ſie nicht zum Singen beſtimmt, wiewohl ſie gelegentlich wohl auch abgeſungen werden. Dies geſchieht jedoch immer nur theilweiſe, was ſchon durch ihren Umfang bedingt wird.

Schon aus demjenigen, was Müller in ſeinem oft erwähnten Buche über dieſen Gegenſtand ſagt, geht hervor, daß die Italiäner, wiewohl ſie an ſolchen Volksmährchen großen Geſchmack finden, dennoch wenig vorzügliche Dichtungen in dieſer Gattung ſelbſt erfunden haben und alſo als nationales Eigenthum beſitzen. Der Fabelkreis Karls des Großen und die Tafelrunden ſind ihrem Stoff nach als europäiſches Gemeingut zu betrachten, und ebenſo wenig ſind die orientaliſchen Mährchen und die Stoffe aus der römiſchen, griechiſchen und bibliſchen Geſchichte aus der Volkspoeſie der Italiäner hervorgegangen. Die Form der Bearbeitung, nämlich die achtzeilige Stanze, iſt zwar ächt national, allein ſie iſt der gebildeten Litteratur entnommen und alſo wohl nicht volksthümlichen Urſprungs. Die hier mitgetheilten Dichtungen haben ſämmtlich dieſe Form und ſtreben, mit Ausnahme der beiden unten zu erwähnenden Idyllen, nach dem hohen Ton der großen italiäniſchen Epopöe, ohne ihn erreichen und aushalten zu können, was unwillkürlich eine komiſche Wirkung hervorbringt. Jederzeit beginnen ſie mit dem üblichen

epiſchen Anruf und Argumente im prachtvollſten Style, der aber bald genug zum trockenen Erzählungston und zur flachen Reimerei herabſinkt, bis er ſich ſtellenweiſe wieder zu geſchraubtem Pathos emporhebt. So hebt z. B. die unter Nr. 51 abgedruckte Geſchichte des Banditenhauptmanns Pietro Mancini gleich nach Art der Iliade und des befreiten Jeruſalems an: „Ich ſinge die Raubthaten und den Muth des großen Pietro Mancini, des Vertriebenen, zu jener Zeit, als er Bandit geweſen. Verzeiht, ihr Muſen, daß ich euch bei dieſem Werke nicht zu Hülfe rufe. Doch, da ich bloß von Kämpfen ſpreche, ſo iſt Bellona meine Muſe und Mars wird mein Apoll.“ Auch in der zweiten Stanze wird noch der Inhalt des Gedichtes im pomphaften Style kürzlich angegeben. Dann aber ſinkt der Ton zur lahmen Reimerei herab, in der die zahlloſen Ermordungen, Spitzbübereien und Mordbrennereien des Banditen, die durchaus kein poetiſches Intereſſe haben, hintereinander abgeleiert werden. Allerdings mußte der Held durch ſeine Furchtbarkeit dem Volke höchſt merkwürdig ſein, auch nimmt der Dichter, der ſich am Schluſſe der blinde Donato Martino nennt, wie natürlich die Partei des Räubers, hebt beſonders hervor, daß er vornehmlich den reichen Uebermüthigen mißhandelt und gedrückt, nur den, der ihm feindſelig entgegentrat, ermordet und ſich des armen Unterdrückten angenommen habe; daß er nie in die Hand der Juſtiz gefallen und endlich unter Anrufung der Jungfrau Maria ſelig geſtorben ſei; dennoch aber iſt in der ganzen Erzählung, den Reim abgerechnet, nicht mehr Poeſie als in unſern für das Volk geſchriebenen Erzählungen von Schinderhannes und andern bekannten Räubern. Die Liebesklage des Cecco da Varlungho und Maſo da Lecore, der ſeine Braut heimführt, Nr. 52 und 53, ſind in florentiniſcher Bauernſprache, aber doch von gelehrter Hand geſchriebene Idyllen; das Volksthümliche darin iſt alſo nicht urſprünglich, ſondern in der Reflexion aufgefaßt und nachgebildet, unge-

fähr wie in unſern Hebel'ſchen Gedichten, die aber bei weitem poetiſcher und doch zuletzt keine Volksgedichte ſind.

Nr. 55 iſt die ſchreckliche (im Volksbuche heißt ſie eine „neue und ſehr ſchöne") Geſchichte von der grauſamen Violante, die ihren eignen Sohn zur Blutſchande verführt und aus Liebe zu ihm ihren Mann ermorden läßt. Derſelbe Sohn verführt dann auch ſeine Schweſter; die beiden Kinder, die hieraus entſtehen, werden von ihren Müttern verbrannt. Alle dieſe Verbrechen werden entdeckt und die drei Verbrecher hingerichtet. Dieſer Inhalt, in ſehr hochtrabende achtzeilige Stanzen pomphaft eingekleidet und mit moraliſchen Betrachtungen vermiſcht, hat kein anderes Intereſſe als das der in ihm liegenden Scheußlichkeit. Dies mag für ein ungebildetes, nach ſtarken Eindrücken begieriges Volk allerdings anziehend ſein: volksthümliche Poeſie liegt aber keineswegs darin, vielmehr iſt hier nur ein gräßlicher Stoff einem nicht ungeſchickten und mit dem hohen Styl des italiäniſchen Epos vertrauten Verſemacher in die Hände gefallen, der ihn in dieſer Form gangbar machte.

Nr. 56 führt den Titel: „Anmuthiger Contraſt zwiſchen den Städten Neapel und Venedig". Apoll, der das Hochzeitfeſt des Kaiſers Leopold mit einer ſpaniſchen Prinzeſſin feiern will, ladet alle italiäniſchen Städte zu einem glänzenden Feſte. Auch die vornehmſten Dichter Italiens erſcheinen, und nachdem Berni auf Apollos Geheiß einige burleske Lieder vorgetragen, bittet Neapel um Erlaubniß, mit Venedig in einem Wettgeſange auftreten zu dürfen, in welchem jede dieſer Städte abwechſelnd in einer Octave ihre eignen Vorzüge und Herrlichkeiten hervorhebt, bis ſie dann endlich am Schluß auch gegenſeitig ihre Trefflichkeit einander rühmend zugeſtehen; die ganze Geſellſchaft bricht in den lauteſten Beifallsjubel aus; Braten, Torten, Paſteten und Konfekte werden vom Balkon herab dem unten ſich neugierig drängenden Volke zugeworfen. Auch der Dichter ſucht einen

Leckerbissen von Apollos Tafel zu erhaschen, muß jedoch mit einem zerbrochenen Teller, der ihm an den Kopf fliegt, abziehen *). Das Gedicht ist geistreich, anmuthig und launig, aber, wie das vorhergehende, ganz in der vornehmen Sprache der italiänischen Stanzenpoesie gedichtet, voll von mythologischer, litterarischer und anderer Gelehrsamkeit, und also in keiner Beziehung als Volksgedicht zu betrachten. Dasselbe gilt von dem unter Nr. 57 mitgetheilten bekannten Gedichte: „Orpheus mit der sanften Leier". Die bekannte Fabel ist hier als ein kleines Epos behandelt und der Dichter hat den Styl der berühmten italiänischen Epiker, freilich mit einem schwachen Bestreben und geringem Erfolge zu erreichen gesucht.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl dadurch, daß diese Gedichte ihrer äußern Form nach als Volksbücher erscheinen, uns über ihren Werth und Ursprung nicht irre führen lassen.

Der Buchhandel ist in Italien gedrückt, unbehülflich und beschränkt. Es fehlt an Leihbibliotheken, Lesezimmern, Lesezirkeln und andern solchen Instituten. Die Bücher sind theuer; der Mittelstand ist arm und hat doch auch sein litterarisches Bedürfniß. Natürlich wird von untergeordneten Litteraten auf diese Weise für die Befriedigung desselben gearbeitet. Diese Bücher sind Volksbücher, weil sie wohlfeil sind. Litteratur und Poesie nehmen die wunderlichsten Wege, um die Masse zu durchdringen. Während sie bei einem Volke von der geringern Klasse ausgehen, und von da aus veredelt und gereinigt, oft auch verbildet, zu den höhern Ständen hinaufsteigen, gehen sie bei einem andern von den höhern Klassen allmälig abwärts bis zu den untersten Stu-

---

*) Im Vorbeigehen müssen wir hier auf einen Druckfehler aufmerksam machen. S. 173, Z 1 v. u. muß statt Dappoi offenbar Napoli gelesen werden. Bei dem Abdruck aus solchen von Druckfehlern wimmelnden Volksbüchern ist große Aufmerksamkeit auf den Text erforderlich.

sen. Darum möchten wir den größten Theil dieser Produkte nicht eben als Volksdichtungen gelten lassen. Unsere Litteratur scheint jetzt vermittelst der Zweigroschenausgaben einen ähnlichen Weg zu gehen, und doch werden wir die Walter Scott'schen Romane nicht Volksbücher nennen, wenn gleich sie ihren Weg in die Vorzimmer, Handwerksstuben und Obstbuden schon gefunden haben, und auf dem Kutschbock des herumfahrenden Arztes, während dieser seinen Krankenbesuch macht, von dem eifrigsten Leser verschlungen werden.

Von den in der sechsten Abtheilung mitgetheilten Gedichten in den von der Bücherſprache sehr abweichenden Dialekten gilt im Allgemeinen das oben schon Angeführte. Einige darunter sind ächte, sehr artige, mehr oder minder bekannte Volkslieder, die wir gern beisammen finden, andere von geringerm Werthe sind als Volkslieder gleichwohl willkommen. Von mehreren, wenngleich ganz artigen Dichtungen, möchten wir gänzlich bestreiten, daß sie Volkslieder sind. Daß der Herausgeber, um Proben des bergamaskischen und kalabresischen Dialektes zu geben, mehrere in diese Dialekte übertragene Stellen aus Tasso's befreitem Jerusalem aufgenommen hat, können wir nicht billigen, da die Verbreitung der Kenntniß der italiänischen Dialekte ein dem Buche fremder Zweck zu sein scheint, der auf einem ganz andern Wege zu verfolgen sein würde, sowie wir auch die Aufnahme vieler ganz unbedeutenden und werthlosen Dichtungen, bloß um die aufgestellten Rubriken zu füllen, keineswegs gutheißen können.

Noch haben wir zu bemerken, daß diejenigen der hier mitgetheilten Lieder, welche in den von der Bücherſprache sehr abweichenden Dialekten geschrieben sind, viel sorgfältigerer und reichlicher gespendeter Erläuterungen bedurft hätten, als ihnen von dem Herausgeber mitgegeben worden sind. Das Buch ist nicht für den tiefern Kenner der italiänischen Sprache, nicht für den Gelehrten allein geschrieben, der sich bei Schwierigkeiten allenfalls Rath zu schaffen weiß. Es kommt aber

eine Menge von Redensarten, Ausdrücken und Wörtern darin vor, bei denen man von allen Wörterbüchern und Hülfsmitteln verlassen wird, und die, bei der großen Menge und Abweichung der italiänischen Dialekte, selbst von gebildeten Italiänern gewiß nicht ohne Erklärung verstanden werden. Die mitgetheilte Fernowsche Tafel der Dialekte und die vom Herausgeber hinzugefügten Noten sind aber beiweitem nicht zureichend, manche derselben dagegen wieder unnöthig.

Im Ganzen ist die Unternehmung, wiewohl ihr an Reichthum und Zweckmäßigkeit noch Vieles fehlt, dennoch löblich. Sie eröffnet uns einen schätzbaren Blick in Poesie und Volksleben der Italiäner, und der Herausgeber hat sich um die Kenntniß beider durch die Erhaltung, Ergänzung und Bekanntmachung dieses Müller'schen Nachlasses, wenn auch nur anregend und anknüpfend, kein geringes Verdienst erworben. Wir wünschen ihr daher eine günstige Aufnahme, wodurch künftige Fortschritte auf diesem Wege erleichtert werden würden. Bei einer sehr anständigen äußern Ausstattung und verhältnißmäßig geringem Preise enthält sie viel Reizendes und Beachtenswerthes, was der Freund dieser Litteratur ohne sie entbehren oder nur mühsam zusammenbringen würde, und ist ihm also eine willkommene Gabe, für welche dem Herausgeber, der, was ihm zu Gebote stand, bereitwillig und fleißig darbot, Dank gebührt. Auch die Musikbeilagen sind eine angenehme Zugabe.

---

## XI.

Schlesische Gedichte von Karl von Holtei. Berlin, 1830. 8.

---

Der Dichter, der in einem bestimmten Volksdialekte producirt, befindet sich auf einem sehr günstigen Terrain: denn an die Eigenthümlichkeit der Mundart schließt sich sogleich auch die des Volks und seines ganzen Lebenskreises bis in die klein-

ſten Einzelnheiten, und ſo wie er die erſtere anwendet, wird ſich die klare Anſchauung der letztern unwillkürlich und nothwendig ihm aufdrängen und in ſeine Geſtaltungen übergehen. Der Vortheil iſt groß, denn wie die Wiſſenſchaft das Allgemeine, ſo ſucht die Poeſie das Beſondere. Der genialiſchen Benutzung dieſes Vortheils verdankt der treffliche Hebel den großen Erfolg ſeiner Dichtungen, durch welche Herr von Holtei nach ſeiner eignen Aeußerung zu den vorliegenden Gedichten angeregt worden iſt. Letztere kann man aber darum, weil Hebel zuerſt auf dieſem Felde der Poeſie auftrat, nicht Nachahmungen nennen: ſie ſind des Dichters eigenthümliche Schöpfungen. In der Welt des Gefühls hat Jeder ſeine eigne Heimath. Das Land, in dem wir unſere Jugend verlebt, das Haus, der Menſchenkreis, in dem wir erwacht ſind zu Luſt und Schmerz, liegt unſerem Herzen am nächſten. So hört und redet denn auch unſer Gefühl am liebſten die Sprache, die uns zuerſt erklang; Ton und Ausdruck unſerer Provinz, unſerer nächſten Umgebungen behalten einen unausſprechlichen Reiz. Ja nicht bloß jede Landſchaft und Stadt, ſondern jedes Haus und jeder Familienkreis hat ſeine ganz beſondere Weiſe für die Mittheilung der innern Lebensregungen, und wie dem Dichter die heimathlichen Anſchauungen den erſten poetiſchen Stoff zuführen, ſo bildet dieſe Mittheilungsweiſe die erſte Grundform ſeiner künftigen Darſtellung. Wenn er dann ſpäterhin, um in größerer Ausdehnung zu wirken, freilich gezwungen iſt, ſich der allgemein angenommenen Sprachweiſe zu bedienen, ſo wird er, wenn auch unbewußt, immer aus jener ſeiner beſondern Urſprache überſetzen. Lyriſche Gedichte, denen eine ſolche Wurzel fehlt, ſind wie gemachte Blumen, ohne Duft und Schmelz. Herr von Holtei hat in frühern aus der Tiefe des Herzens erklungenen Liedern ſchon bewieſen, daß Gefühl und Sprache der Poeſie aus dem Jugendkeim in ihm erwachſen ſind, und daß er in der Gemeine der Dichter nicht zu den Heimathloſen gehört.

In der Sammlung, die er uns hier darbietet, tritt er dieſer Quelle ſeines Dichterlebens wieder näher; er verſetzt ſich in ſein geliebtes Vaterland und läßt die Bilder und Töne, die ſeine Jugend erfüllten, in ſeinem Herzen aufwachen. Ein durch ſeltene Naturſchönheit ausgezeichnetes Land, belebt von einem gemüthlichen, treuherzigen Menſchenſchlage, ſtellt ſich dar; die Bewohner offenbaren uns ihre Gebräuche und Sitten, ihre Gewohnheiten, Beſchäftigungen und Feſte in ihrer eignen naiven Ausdrucks- und Sprachform. Schärfe der Auffaſſung und treue Nachbildung, wie ſie nur dem liebenden und geliebten Landeskinde möglich ſind, geben dieſen Lebensbildern den Reiz der Wahrheit, und ein reiner, gebildeter [illegible]inn, gleich entfernt von roher Trivialität und gezier[illegible]findſamkeit, verleihen ihnen zugleich den höhern poe[illegible]erth, den ſie, ſelbſt entkleidet von dem Gewande [illegible]athlichen Mundart, nicht verlieren würden. Hierdurch hat der Dichter den doppelten Vorzug, den gebildeten Freund der Poeſie zu erfreuen und ſein Vaterland poetiſch heraufzubilden. Denn daß ſeine Dichtungen in Schleſien auch beim Volke Eingang finden und als Lieblingslieder erklingen werden, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, als der Dichter ihnen leichtfaßliche und angenehme Melodien mitgegeben hat, die zu unmittelbarer Anwendung einladen, wie denn auch viele von dieſen Liedern, die früher einzeln im Druck erſchienen, jetzt ſchon beliebt ſind und häufig geſungen werden. Eine launige, derbe Lebensfreudigkeit, ein gewiſſer behaglicher Leichtſinn und doch auch wieder ein ungekünſteltes inniges Gefühl, treuherzige Theilnahme und ächte Liebe athmen in dieſen Dichtungen. Kleine Romanzen und Idyllen, aus dem Quell des ländlichen und ſtädtiſchen Lebens geſchöpft, verkörpern ſich zu einer friſchen kräftigen Gegenwart und verſetzen uns täuſchend mitten in die Provinz und unter Menſchen, deren Umgang und Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit ſo wohlthuend iſt. Das Idiom iſt für den Norddeutſchen leicht verſtändlich und

wir haben des beigefügten, für den Sprachforscher schätzbaren Wörterverzeichnisses nur wenig und meist nur da bedurft, wo es auf die Erklärung lokaler Gewohnheiten und Beziehungen ankam. Eine Zueignung an Goethe eröffnet die Sammlung, und da derselbe die ihm schon früher mitgetheilten Proben mit Beifall aufgenommen und in „Kunst und Alterthum" empfohlen hat, so werden Freunde der Poesie einer weitern Einladung zum Genusse nicht bedürfen.

---

## XII.

**Oeuvres complètes de Paul Louis Courier. Paris, 1829. 4 Vols. 8.**

---

Ein Mann, bekannt zwar bisher in der litterarischen Welt, doch nur in dem weniger ausgebreiteten Kreise der griechischen Philologie und in einem untergeordneten Range, der sein der Kriegslaufbahn gewidmetes Leben auf den geringern Stufen des Officierstandes, also auch hier in Dunkelheit, zugebracht hatte, wird, fast schon funfzig Jahre alt, zuerst durch persönliche Verwickelungen veranlaßt, einige Flugschriften von sehr geringem Umfange in die Welt zu senden. Zwei bis drei derselben erwerben ihm den ausgezeichnetsten Ruf. Er stirbt ermordet, nachdem vielleicht zwölf bis funfzehn dieser Blätter erschienen sind, als einer der gepriesensten Schriftsteller Frankreichs. Diese Schriften gelten für klassisch, und mit Recht; man stellt ihn neben Pascal, man vergleicht ihn mit Rabelais, Lafontaine und Voltaire; in Frankreichs Litteratur ist ihm eine bleibende, eine hohe Stelle gesichert. Solcher Ruhm war die Frucht von acht bis zehn größtentheils heimlich gedruckten, unter der Hand verbreiteten, mit großer aber vergeblicher Anstrengung unterdrückten, von der Typographie übel ausgestatteten, aus dem großen Verkehr des Buchhandels verwiesenen, in einer vollständigen Sammlung erst lange nach

seinem Tode erschienenen kleinen Bogen. Diese Erscheinung zeigt, was von der Gewalt des Preßzwanges zu halten sei. Die Ergießungen der Feder sind zu fein, um gehemmt zu werden; ihre Wirkungen sind atmosphärisch; gegen die Contagion aus der Luft hilft keine Quarantaine, und Isolirung ist unmöglich.

Paul Louis Courier, der Sohn eines Gutsbesitzers in Touraine, von seinem Vater für die militairische Laufbahn bestimmt, wurde von diesem selbst in den alten Sprachen und in der Mathematik unterrichtet. In beiden erlangte er schon in früher Jugend bedeutende Kenntnisse; mit vorzüglicher Liebe aber ergab er sich der Philologie; und dieser wissenschaftlichen Richtung blieb er sein ganzes Leben hindurch, selbst auf seinen Kriegszügen, treu; auch erwarb er sich durch Uebersetzungen und Herausgabe einiger griechischen Autoren einen nicht unbedeutenden Ruf unter den Philologen Frankreichs. Im Jahre 1792 als Artillerie-Officier angestellt, wurde er bald zum Escadronchef befördert. Muth und Talent hätten ihn, da er beide in hohem Grade besaß, zu den höchsten Stellen erheben können, aber seine unüberwindliche Liebe zur Unabhängigkeit, seine nie zu unterdrückende Freimüthigkeit und die unverhohlene Verachtung, mit der er der Schlechtigkeit, selbst in Vorgesetzten und Heerführern des höchsten Ranges, entgegentrat, mußten ihm eine Laufbahn verschließen und verleiden, deren Ziel nur unter der Bedingung der strengsten Unterordnung zu erreichen ist. Im Jahre 1809 erbat er den von seinen Obern mit eifriger Bereitwilligkeit ertheilten Abschied, nahm jedoch, als der Krieg gegen Oesterreich von neuem ausbrach, sogleich wieder Dienste, machte die Schlacht von Wagram wegen Krankheit nur theilweise mit, und verließ darauf, in allen Erwartungen getäuscht, alsbald die Armee und den Dienst, und zwar ohne seine Entlassung abzuwarten, indem er seine Anstellung, die noch durch keine förmliche Ausfertigung bestätigt war, als nicht geschehen be-

trachtete. Dieſer eigenmächtige Schritt zog ihm dann ernſtliche Verdrießlichkeiten zu, denen er aber leichten Muthes trotzig die Stirn bot und mit ſeltnem Glück entging. So wenig bewog ihn auch die höchſte Gefahr, ſein Urtheil zu verbergen, daß er einſt von einem Packwagen, auf dem mit großer Schrift Cäſar Berthier als Eigenthümer bezeichnet war, den Namen Cäſar mit ſeiner Degenſpitze vertilgte, weil dieſer General Tages zuvor im Gefechte nach Courier's Meinung den Muth eines Römers keineswegs bewieſen hatte. „Sage deinem Herrn," rief er dem Wagenführer zu, „er möge ſich hinfort nur Berthier nennen; den Namen Cäſar aber verbiete ich ihm zu führen." Stand ſein Regiment dem Feinde nicht gegenüber, ſo verließ er es häufig ohne Befehl oder Urlaub, um irgend eine Bibliothek Italiens zu durchſuchen. Auf einem dieſer Ausflüge entdeckte er auf einer Bibliothek zu Florenz in einem Manuſcript des Longus die in allen Ausgaben fehlende Stelle des erſten Buches. Als er dieſe ſpäter im Jahre 1810 abſchrieb, hatte er das Unglück, einige Zeilen des aufgefundenen Fragments mit Dinte zu beflecken und dadurch unleſerlich zu machen. Dieſer Zufall verwickelte ihn in eine ſehr bekannt gewordene litterariſche Fehde und zog ihm mancherlei Verdruß und Anfechtungen zu. Nachdem er ſich vier Jahre hindurch in Italien mit philologiſchen Arbeiten beſchäftiget, kehrte er 1814 nach Frankreich zurück, wo er die inzwiſchen eingetretene Reſtauration der Bourbons mit Theilnahme aufnahm und ein eifriger Anhänger der Charte wurde. Aber die im Jahre 1815, beſonders in ſeinem Departement, mit gehäſſiger Heftigkeit hervortretenden Reaktionen der ultraroyaliſtiſchen Partei erlaubten ihm nicht, ein ſchweigender Zuſchauer zu bleiben. Im Namen der Einwohner von Luines richtete er eine Bittſchrift an beide Kammern, die den glücklichſten Erfolg hatte. Denn der Miniſter Decazes bediente ſich derſelben zu einem Werkzeuge gegen die Ultraroyaliſten; die Verfolgungen hörten auf, und Courier

ſchwieg. Erſt im Jahre 1819 vermochten ihn einige durch ſeine freimüthig geäußerte Geſinnung hervorgerufene Chikanen der Behörden, wieder öffentlich aufzutreten. Er gewann ſeinen Proceß gegen dieſe mit dem glänzendſten Erfolge, der ſogar höhern Orts von Dienſtanerbietungen begleitet wurde. Dieſe lehnte er jedoch mit der Aeußerung ab, daß er keinen Anſpruch mache und ſich keine Fähigkeit zutraue. Nur einmal ging er von dieſem Grundſatze ab, indem er in Folge eines ſeinem Schwiegervater Clavier an ſeinem Sterbelager gegebenen Verſprechens, ſich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Dieſe Bewerbung hatte zwar nicht den beabſichtigten, aber dennoch einen günſtigen Erfolg, indem ſie ihn veranlaßte, ſeinen Brief an die Mitglieder der Akademie herauszugeben, eine Schrift, in welcher er dem Leſer aus den Vorräthen akademiſcher Lächerlichkeiten den feinſten Genuß bereitete. Einige in der Zeitſchrift „Le censeur“ abgedruckte Briefe erregten die Aufmerkſamkeit der Behörden. Man entzog ihm ſein Wahlrecht, das er jedoch durch ſeine Adreſſe an den Präfekturrath zu Tours ſich wiedererrang. Ein Verſuch, ihn als Deputirter in die Kammer zu bringen, mißlang, weil er ſich nie einer beſtimmten Faktion anſchloß, worauf er in einem andern Briefe das Treiben in den Wahlkollegien darſtellte. Bis dahin war Courier weder mit großer Heftigkeit verfolgt, noch von irgend einer Partei mit großem Lobe hervorgehoben worden; der Kreis ſeiner Leſer war beſchränkt. Als aber der Miniſter des Innern einen Aufruf an die Nation ergehen ließ, im Wege der Subſcription die Domaine Chambord zum Geſchenk für den Herzog von Bordeaux zu kaufen, ließ Courier ein Pamphlet unter dem Titel „Einfache Anrede an die Mitglieder der Gemeine Veretz“ (in welcher er anſäßig war) drucken, worin er das Unpolitiſche und die mannichfachen Nachtheile dieſer Maßregel ſchonungslos und in einem Style angriff, der die ſchärfſte Satyre mit der treuherzigſten Naivetät des Ausdrucks kunſtvoll und geiſtreich ver-

band. Deshalb wurde er „wegen Verletzung der öffentlichen Moral" vor Gericht gezogen, zur Haft und Buße verurtheilt. Dieser Prozeß wurde ihm Veranlassung zu mehreren ähnlichen Pamphlets. In einem derselben, unter dem Titel „Anrede an die frommen Seelen der Gemeine Vereß", empfiehlt er sich ihrem Gebete für seine Lossprechung, und in einem andern stellt er seinen Prozeß mit allem, was dabei vorgefallen, mit ebensoviel Laune als Beredsamkeit dar. Diese Schriften, deren Interesse durch die seiner Angelegenheit gegebene Oeffentlichkeit aufs höchste gesteigert wurde, fanden den allgemeinsten Beifall; sie wurden mit Begierde verschlungen und führten ihn in die Kreise der ausgezeichnetsten Männer seines Vaterlandes. Ein so glänzender Erfolg lehrte ihn seine schriftstellerische Kraft in dieser Gattung kennen. Der Reiz des Widerstandes gegen eine Partei, die ihn zu unterdrücken suchte, und die steigende Liebe zu einer Wahrheit, für die er gelitten hatte, vermochte ihn zur lebhaftesten Fortsetzung dieser Thätigkeit, die er bis an sein Ende verfolgte. Kaum aus dem Gefängnisse entlassen, richtete er eine gedruckte Bittschrift für die Landleute, denen die Priester im Eifer der Frömmelei das Tanzen untersagten, an die Kammern und wurde abermals vor Gericht gestellt, kam jedoch diesmal mit einem Verweise davon. Von nun an sah er ein, daß für ihn die Freiheit der Presse nicht vorhanden sei, und seine spätern Flugschriften: „Antwort an die Anonymen", „Paul Louis's Notizenbüchlein", „die Dorfzeitung" und die „diplomatische Urkunde, unterzeichnet Louis und weiter unten de Villèle" sind alle heimlich gedruckt worden, ohne daß man jemals hätte erforschen können, wie und wo dies geschah. Selbst seinen vertrautesten Freunden antwortete er auf ihre Fragen hierüber nur lachend: „Ich schreibe zwei, drei Seiten und werfe sie auf die Straße. Ehe man sich's versieht, sind sie gedruckt." Die letzte seiner Flugschriften war das „Pamphlet der Pamphlete", an Sprache und Gehalt ein Meisterwerk. Auf die-

sen fünf und zwanzig Seiten ist alles, was über Bedürfniß und Heil der freien Presse, was über die unabweisliche Pflicht, die Wahrheit, und sei es mit Gefahr des Lebens, bekannt zu machen, gesagt werden kann, mit gefälliger Kunst und gründlicher Tiefe, einfach, kurz und witzig dargelegt. Die Schrift erschien im Jahre 1824; im Anfange des folgenden Jahres ward Courier wenige Schritte von seinem Hause ermordet. Alle Bemühungen, die Thäter zu entdecken, waren bisher fruchtlos geblieben, und erst ganz kürzlich hat einer derselben, der bei einer frühern Untersuchung freigesprochen worden und hierdurch vor der Strafe sicher ist, als solcher selbst sich angegeben und seine Mitschuldigen genannt. Gegen diese ist der Prozeß von neuem eingeleitet, und hoffentlich wird sich nun ausweisen, ob Courier, wie der Verdacht verbreitet, auf Anstiften einer feindlichen Partei den Tod gefunden, und wie weit seine Vorahnung begründet war, mit der er in seinem Notizenbüchlein die Worte niederschrieb: „Paul Louis, die Scheinheiligen werden dich tödten."

Die unberechnenbare Wirkung solcher Flugschriften hat sich in der Revolution von Nord-Amerika gezeigt, und Benjamin Franklin mißt ihnen an der Befreiung seines Vaterlandes den größten Antheil bei. Courier's fliegende Blätter geben einen neuen Beweis davon. Allen Verurtheilungen und Konfiskationen zum Trotz erregten sie allgemeines Interesse, leiteten die Richtung der öffentlichen Meinung und dienten einer heilsamen Hemmung heftiger Reaktionen zur Veranlassung und Stütze. Diese mächtige Wirksamkeit solcher Schriften ist es, die ihnen die Freunde der Ordnung und des Friedens abgeneigt macht; man vergesse aber nicht, ihnen den Maßstab der Zeit und der Verhältnisse anzulegen, in denen sie erscheinen. Eine Sprache, wie sie Courier führt, könnte in einem festbegründeten und ruhig fortschreitenden Staatsleben frevelhaft und gefährlich scheinen; wo aber alle Zweige der Verwaltung von feindseligen Parteien mit Haß

und Heftigkeit erſtrebt und mißbraucht werden, iſt ſie eine Waffe, deren Gebrauch durch die Umſtände zur Pflicht werden kann. Den großen Rednern, die in den gewaltſam bewegten Staaten des Alterthums ihre Kunſt übten, zollen wir unſere Bewunderung. Jene Kunſt hat durch das Wunder der Preſſe einen erweiterten Wirkungskreis erworben und verdient in dieſem nicht mindere Verehrung. Man würde ſich eines Unrechts gegen Courier ſchuldig machen, wenn man ihn als einen Aufwiegler und Unruhſtifter betrachten und des Mißbrauchs der Preſſe beſchuldigen wollte. Weder in der Zeit der Republik, noch in der des Kaiſerreichs hatte Ehrgeiz oder Eigennutz ihn verleitet, perſönlichen Einfluß zu ſuchen, vielmehr hatte er ſich bei allen Gelegenheiten mit Verachtung der Gefahr gegen diejenigen erklärt, die ſolchem Einfluß ihre Erhebung verdankten. Man kannte ſeine Geſinnung, und dennoch blieb er unangefochten. Der einzige ihm daraus entſtehende Nachtheil war der Mangel an Beförderung. Durch ſein Auftreten als politiſcher Schriftſteller hatte er keine verlorenen Vortheile wieder zu erringen, keine erlangte zu vertheidigen, und diejenigen, die man ihm anbot, ſchlug er aus. Ueber das Alter heftiger Leidenſchaften war er hinaus, ſeine Schriften haben den Ton der ruhigen Betrachtung. Sein Vermögen war das ſchon vor der Revolution vorhandene Erbtheil ſeiner Väter, reichlich genug, um ihn gegen Geldvortheile gleichgültig zu machen, die bei dem geringen Umfange ſeiner Schriften und der Art ihrer Bekanntmachung ohnehin nicht bedeutend ſein konnten. Es iſt keine Veranlaſſung da, ihm Motive der Leidenſchaft unterzulegen. Nie erſchien er als Söldling oder Führer einer Partei. Seine Beſcheidenheit iſt ſo groß als ſeine Freimüthigkeit. Er ſchrieb, weil er es für ſeine Pflicht, und dann erſt, als er ſchweigen für Unrecht hielt. „Laß ſie reden," ſagt er in dem Pamphlet der Pamphlete, „laß dich tadeln, verurtheilen, einkerkern, laß dich hängen, aber publicire deine Meinung. Nicht

ein Recht iſt es, nein, eine Pflicht, die ſtrengſte Verbindlichkeit für jeden, der einen Gedanken hat, ihn zu offenbaren, ihn ans Licht zu ſtellen für das allgemeine Beſte. Die Wahrheit iſt ganz das Eigenthum aller. Was dir Nützliches, für jedermann Wiſſenswerthes bekannt iſt, darfſt du mit gutem Gewiſſen nicht verſchweigen." In einem Lande, wo mit gleicher Uebertreibung der Herrſchaft geſchmeichelt und dem Eigennutz gehuldigt wird, kann es nicht befremden, wenn der Widerſtand ſich leidenſchaftlich äußert. Courier's Schriften ſind dennoch frei von Heftigkeit; einfach und ruhig bis zur Naivetät, verwunden ſie nur durch die Schärfe der Wahrheit, treffen nur durch die Feinheit des Urtheils, durch die Kraft der Ueberzeugung und die Gewandtheit der Darſtellung.

Die Aehnlichkeit Courier's mit Pascal's Art und Kunſt iſt augenfällig, aber ſie iſt nicht durch Nachahmung entſtanden. Sie liegt in der Verwandtſchaft ihrer Karaktere und in der Gleichartigkeit der Ausbildung. Den mathematiſchen und philologiſchen Studien, denen er ſich ſo leidenſchaftlich wie Pascal hingab, verdankt Courier dieſelbe Schärfe der Dialektik, dieſe Ründung und Kürze des Ausdrucks, wodurch ſein Styl ſo anmuthig wird und ſo kräftig zugleich. Aber auch das Feuer ſeiner Wahrheits- und Rechtsliebe, ſein jede Gefahr verachtender, zu jeder Aufopferung bereitwilliger Muth ſtellen ihn jenem ältern franzöſiſchen Klaſſiker gleich, der die Zuneigung der Deutſchen vor allen verdient, weil ſeine glänzenden Eigenſchaften aus der Tiefe des Gemüths hervorgehen.

Alle ſeine Schriften nun, auch die früher verbotenen und ängſtlich verfolgten, finden wir hier zu einer vollſtändigen Ausgabe vereinigt. Vorzüglich ſchätzbar und wichtig für die Beurtheilung ſeines Karakters und ſeiner Wirkſamkeit iſt die darin enthaltene Sammlung der Briefe, die Courier an ſeine Aeltern, Verwandte, Freunde und Kriegskameraden, an Gelehrte und Künſtler, an viele durch Stand und Bildung ausgezeichnete Perſonen ſeiner Zeit, die ihn der größten

Achtung würdigten, geſchrieben hat. Wir nennen beiſpielsweiſe die Namen Clavier, Sainte-Croix, Akerblad, Schweighäuſer, Sylveſtre de Sacy, Herr und Frau von Humboldt, Boiſſonade. Von den Antworten ſind nur zwei oder drei, nicht von weſentlicher Bedeutung, mit abgedruckt. In dieſer Korreſpondenz ſtellt er ſein ganzes Leben von ſeinem funfzehnten Jahre bis an ſein Ende, ſeine Geſinnungen, Anſichten, Schickſale und Gefühle lebhaft und unbefangen dar. Die ganze Liebenswürdigkeit und Offenheit ſeines Karakters ſpiegelt ſich in dieſen gewiß nicht mit der Ausſicht auf eine künftige Bekanntmachung geſchriebenen Briefen, und ſie nehmen dadurch die Theilnahme des Leſers noch mehr in Anſpruch, als durch die intereſſanten Situationen, in denen der Verfaſſer ſich befand, und durch die Merkwürdigkeit der Gegenſtände, die ſich ſeiner Beobachtung darboten. Zu allem, was wir oben über ihn geſagt haben, enthalten ſie zahlreiche Belege. Vorzüglich haben uns die ſcharfen Blicke angezogen, mit denen ſein gewiß unparteiiſches, von jenem Götzen Frankreichs, der ewig wiederholten gloire, völlig unbeſtochenes Auge die Fäden betrachtet, aus denen Napoleon's Siegespanier gewoben war, und mehrere ſeiner Briefe enthalten von dem Treiben in großen und kleinen Hauptquartieren jener berühmten Armee belebte Bilder, die man als die Rückſeite gewiſſer Bulletins betrachten kann. Von außerordentlicher Laune und Schärfe iſt ſein kurzer Bericht über die Abſtimmung in ſeiner Truppenabtheilung wegen der Kaiſerwürde Napoleon's. „Un homme comme lui“ ſagt er am Schluſſe, „Bonaparte, soldat, chef d'armée, le premier capitaine du monde, vouloir, qu'on l'appelle majesté! être Bonaparte et se faire sire! Il aspire à descendre! Il aime mieux un titre, qu'un nom.“

Von den in der Sammlung enthaltenen Originalarbeiten Courier's zeichnen wir noch ein in Form und Inhalt vortrefflich behandeltes „Geſpräch bei der Gräfin Albany“ über

den Werth der schönen Künste im Vergleich mit der Kriegskunst aus. In seinem „Rath an einen Obristen" zeigt er, wie im Kriegerstande, auch selbst in Napoleon's gepriesenen Heeren, die höhern Stufen nicht immer von dem Talent und der Geschicklichkeit, sondern sehr oft von der nicht ohne Absicht und Grundsatz begünstigten Mittelmäßigkeit erstiegen wurden. Einige andere kleinere Aufsätze, obgleich dem Inhalte nach von geringerer Bedeutung, empfehlen sich dennoch durch die Vorzüge des Styls und einer stets geistreichen Behandlung.

Auch seine Uebersetzungen griechischer Autoren sind in diese Gesammtausgabe aufgenommen worden. Insbesondere ist hier die Ampot'sche von Courier durchgesehene, überarbeitete und mit kritischen Anmerkungen versehene Uebersetzung des Longus, die einiger Fragmente aus Herodot, des Perikles von Plutarch und der Abhandlungen Xenophon's über die Anführung der Kavallerie und über die Reitkunst namhaft zu machen. So hoch diese Arbeiten aber auch geschätzt werden, so mußten wir uns doch ihrer Beurtheilung, die dem Philologen vom Fach gebührt, billig hier enthalten, wo es vornehmlich darauf ankam, den Autor in seiner Wichtigkeit als französischer Klassiker darzustellen.

Sehr erwünscht ist es, daß Courier's Schriften so früh gesammelt worden, und nun in ihrer Vollständigkeit genossen und aufbewahrt werden können. Er ist dessen vor vielen seiner gleichzeitigen Landesgenossen würdig, weil er in seinen Werken mehr dem innern Werth, als dem äußern Glanze nachstrebt, weil seine Vorzüge mehr noch in der Tiefe und Reinheit seines Karakters, als in seinem ausgezeichneten Talente wurzeln, und weil seine Tendenz, wiewohl polemisch, dennoch frei ist von aller Leidenschaft und Sophistik des Parteigeistes.

## XIII.

Geſchichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Vivar. Nach den Quellen bearbeitet von V. A. Huber. Bremen 1829. 8.

Welch ein Geiſt weht uns an; welch ein Leben blüht vor uns auf, wenn wir jene begeiſterten, ſüßen, kraft- und liebevollen Volkslieder leſen von den Thaten des Cid Campeador! Er iſt der Typus echt chriſtlichen und ſpaniſchen Ritterthums; aller Löwenmuth, alle Selbſtbeherrſchung und Selbſtverleugnung, aller Stolz und alle Großmuth, alle Liebe und Treue des romantiſchen Weltalters ſind in ihm verkörpert. Kein Zug, der nicht großartig und bedeutend, keiner, der nicht ihm ganz eigenthümlich, der nicht in ſeinem Karakter, wie die Poeſie ihn darſtellt, wurzelfeſt begründet wäre. Eine tiefe innere Wahrheit lebt in dieſem Bilde, eine Wahrheit, die dem rein menſchlichen Sinne ſonnenklar und felſenfeſt ſich einbildet, die keine Zweifelswolke zu trüben vermag, denn ſie beruht auf der harmoniſchen Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt und mit dem ewigen Princip des Edeln und Schönen; ſie iſt die höchſte, mit einem Worte, die poetiſche Wahrheit. Was geſchieht? Die Wiſſenſchaft ergreift das Bild mit ihrer kalten, ruhig zerlegenden Hand, ſie prüft es mit ihrem ſcharfen, auflöſenden Blick; ſchon erlöſchen die hellen, glänzenden Farben, aber noch ſteht es da, das Bild, in ſeinen edeln, einfachen, feſten Konturen. Nicht lange mehr; ſie ſtreicht uns, was ſich nicht ableiten und erweiſen läßt aus dem, was ſie die Quellen nennt. Sie ſtreicht uns alles, alles. Der Cid hat nicht, faſt noch ein Knabe, die Schmach ſeines ergrauten Vaters an dem mächtigſten der kaſtiliſchen Großen gerächt; er hat nicht die Tochter des gefallenen Widerſachers durch Schönheit und Tugend aus einer racheglühenden Feindin in ſeine liebende Gattin umgewandelt; er hat nicht fünf mauriſche Könige gefangen und ſeinem

Herrscher geschenkt; nicht seinem Könige das Unrecht gegen seine Brüder, der Ritterpflicht getreu, mit strenger Warnung vorgehalten und ihm dennoch mit unverbrüchlicher Treue gedient: die Liebe der Infantin Uraka zu unserm Helden ist nichts als ein Mährchen, die Verpfändung der mit Sand gefüllten Kasten an die reichen Juden eine Fabel, die Vermählung der beiden Töchter des Cid mit den Grafen von Carrion, die Furcht der Letztern vor dem Löwen, ihr Verrath, ihre Strafe, an allem diesen ist kein wahres Wort. Das schöne poetische Bild ist dahin, rein weggewischt von der Hand der Wissenschaft. Und was gibt sie uns dafür? Eine Geschichte des Kampfes der Mauren und Christen in Spanien, so weit sie verflochten ist mit dem Leben eines kräftigen, thatenreichen Helden, sowie es deren in der Historie hunderte und wieder hunderte gibt. Was darin vorkommt, ist zwar interessant, belegt durch die Zeugnisse historischer Quellen, nachgewiesen durch genaue kritische Untersuchungen, aber es kann uns nicht ersetzen, was wir verloren haben, die Blume des Ritterthums — den Cid.

Schon Johannes von Müller, angezogen durch das herrliche poetische Bild, hat sein Leben beschrieben und daraus so vieles weggeschnitten, was er vor der Strenge der wissenschaftlichen Erkenntniß nicht verantworten zu können glaubte. Was dadurch verloren ging, suchte er in seiner etwas pretiösen Manier historischer Malerei durch moralische und politische Reflexionen und Maximen zu ersetzen. Aber bei seinem lebendigen Sinn für poetische Wahrheit hatte er manchen schönen Zug wegzulassen sich dennoch nicht entschließen können, wenngleich er in den Chroniken und Geschichtsbüchern nichts davon gefunden, und so waren denn, wiewohl nicht ohne einige in Anmerkungen aufduckende Gewissensskrupel, die Geschichten von den Juden und den Grafen von Carrion stehen geblieben. Vor der unbarmherzigen Hand des Herrn Huber aber mußten auch diese Blüthen des schönen

Baumes hinſinken. Was nicht in den Chroniken ſteht, was die ſpaniſchen Mönche und die arabiſchen Geſchichtſchreiber nicht niedergeſchrieben, was nur aus dem Munde von tauſend Mitkämpfern und Augenzeugen in Sagen und Geſängen auf die Nachkommen überging und in den begeiſterten Tönen eines kräftigen Volkes fortlebte, wird ohne Weiteres verworfen, und keine geſchichtliche Wahrheit iſt ihm heiliger als die von dem Mönche Risco herausgegebenen „Gesta Roderici Campidocti“. Wie aber muß ihm zu Muthe werden, wenn er nun erfährt, daß eine noch ſchärfere kritiſche Scheere ihm auch dieſen letzten Faden abſchneidet, mit welchem der poetiſche Cid an dem Boden der Geſchichte feſtgebunden war! Masdeu, ein ſehr gelehrter Geſchichtforſcher, den Herr Huber nicht benutzt zu haben ſcheint, läßt ſich, obgleich er ein Spanier iſt, durch keinen Patriotismus abhalten, den Pater Risco, den würdigen Herausgeber der „Gesta Roderici“, für einen Schalk und dieſen dem Herrn Huber ſo werthen Urquell ſeiner Geſchichte für ein untergeſchobenes Machwerk zu erklären; ja, er geht in ſeinem hiſtoriſchen Proteſtantismus ſo weit, die Geſchichte des Cid als eine Fabel gänzlich zu verwerfen: nach ihm hat es einen ſolchen Helden niemals gegeben. So lebe denn wohl, theurer Held; deine Bande ſind gelöſt; der ſchwere Dunſtkreis hiſtoriſcher Realität engt dir nicht länger die Bruſt ein; frei erhebſt du dich, ein glänzendes Luftbild, in den Himmel der Poeſie, wo kein Geſchichtforſcher dir nachſtellt und Achill dich willkommen heißt! Scherz bei Seite! Gern erkennt Referent Herrn Huber's Forſchungen ihr Verdienſt zu, er hat viel Wiſſenswerthes von ihm gelernt. Der Verfaſſer hat den Vortheil ſeines Aufenthaltes in Spanien ſo redlich als glücklich benutzt; ſein Buch iſt ein rühmliches Denkmal ſtrengen Fleißes, ſorgfältiger Prüfung und großen Scharfſinnes, auch iſt daſſelbe ganz angenehm und fließend geſchrieben. Den wiſſenſchaftlichen Werth deſſelben hier näher zu erörtern, war nicht

nöthig, da dies von Aſchbach ſchon mit größter Gründlichkeit geſchehen iſt. Hier kam es vorzüglich darauf an, es von der Seite der zum Grunde liegenden Anſicht und der Kunſt zu betrachten. Ein Anderes iſt der Geſchichtforſcher, ein Anderes der Geſchichtſchreiber. Dem letztern darf es nicht an künſtleriſcher Darſtellungsgabe, aber auch jenem nicht an dem Sinne für die Wahrheit fehlen, die in den poetiſchen Denkmalen eines Volkes liegt. Für uns ſind Volksſagen und Dichtungen als hiſtoriſche Quellen vom höchſten Werthe, und was in ihnen ſich ſelbſt und andern unverwerflichen hiſtoriſchen Zeugniſſen nicht gradezu widerſpricht, was ohne Störung des hiſtoriſchen Zuſammenhanges in der Geſchichte ſeine Stelle finden kann, darf darum, weil die Chroniken darüber ſchweigen, nicht daraus verwieſen werden, und wer uns den trojaniſchen Krieg erzählen will, der darf, Herr Huber ſage was er wolle, dem Homer nicht den Mund verbieten.

---

## XIV.

Ein treuer Diener ſeines Herrn. Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Franz Grillparzer. Wien 1830. 8.

---

Wenn von den dramatiſchen Dichtern unſerer Zeit die Rede iſt, ſo wird der Name Grillparzer unter den erſten genannt. Auch haben ſeine Stücke bedeutende Vorzüge. Expoſition und Anordnung des Plans ſind einfach und zweckmäßig; die Handlung ſchreitet ruhig und doch lebendig vor, auch fehlt es nicht an bedeutenden Situationen und Ereigniſſen. Der Ausdruck der Gefühle und Leidenſchaften iſt naturgemäß und kraftvoll, die Sprache edel, enthaltſam, frei von unnützem Wortprunk und überflüſſiger Bilderfülle. Mehrere ſeiner Karaktere ſind glücklich gezeichnet. Dennoch ſcheint ihm die höhere Gabe der poetiſchen Konception in ihrer ganzen Fülle, das eigentlich ſchaffende Dichtervermögen in ſeiner Urkraft,

nicht zu Theil geworden zu ſein, welches darzuthun, da es nur durch eine vollſtändige Analyſe ſeiner frühern Produktionen geſchehen könnte, hier nicht der Ort iſt. Auch in dem vorliegenden Drama finden ſich dieſe Eigenſchaften wieder; allein, obgleich daſſelbe vor vielen dramatiſchen Erzeugniſſen unſerer Tage ſich auszeichnet und des Dichters der „Sappho" nicht unwürdig iſt, ſo bekundet es doch keinen Vorſchritt in der Entwickelung ſeines Talents, muß vielmehr den frühern Tragödien des Verfaſſers nachgeſetzt werden. Grillparzer ſelbſt hat uns durch dieſe zu hohen Forderungen berechtigt, auch gibt ihm ſein wohlerworbener Ruhm ein Recht auf ernſte Beachtung und ſorfältige Prüfung. Dieſe Blätter werden hierzu den nöthigen Raum und die Leſer ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagen dürfen. Ein gutes Drama kann, wenn man ſeinen Inhalt in erzählender Form darſtellt, nur verlieren; dies iſt jedoch bei dem gegenwärtigen weniger als bei andern der Fall, vielmehr ſcheint ein guter Novellenſtoff darin enthalten, der durch die dramatiſche Behandlung verloren hat. Es darf daher die Erzählung der zum Grunde liegenden Handlung nicht geſcheut werden, um ſo weniger, als ſie unumgänglich nöthig iſt, um die Beurtheilung des Stückes daran zu knüpfen.

Akt 1. Banchanus, einer der Großen des Reichs und Rath Königs Andreas von Ungarn, hat, ſchon in hohem Alter, Erny, die junge und ſchöne Tochter eines Jugendfreundes, die dieſer an ſeinem Sterbebette ihm verlobte, ganz mit ihrem Willen und ihrer Neigung geheirathet. Sie ehrt und liebt ihn treu; aber Herzog Otto von Meran, der Königin Bruder, ein leichtſinniger, leidenſchaftlicher, junger Prinz, hat auf die ſchöne Frau ſein Auge geworfen und ſcheut ſich nicht, dieſe unreine Neigung offen und ſchamlos kund zu geben, auch den würdigen Greis vor aller Welt mit Neckereien und Spott zu verfolgen. Der König, im Begriff, einen fernen Kriegszug anzutreten, ernennt die Kö-

nigin zwar zu seiner Stellvertreterin und zur Vorsitzerin im Reichsrathe, Banchanus aber zu ihrem ersten Rath und Gehülfen, sodaß die vollziehende Gewalt in seine Hände gelegt wird. Da die Königin, von blinder Liebe zu ihrem Bruder geleitet, diesem dies wichtige Amt zuzuwenden, vergebens bemüht gewesen, so findet Banchanus auch bei ihr nur Abneigung und verachtenden Stolz, trägt aber dennoch die Last dieser widrigen Verhältnisse mit gelassener Festigkeit und unterzieht sich den Geschäften der Regierung mit treuem Eifer. Akt 2. Kaum hat der König sich entfernt, so wird bei Hofe zum Geburtstage seines Sohnes ein Fest veranstaltet, zu welchem auch Erny gezogen wird, während Banchanus gleichsam spottweise im Vorzimmer mit Empfang der Bittschriften beschäftigt wird. Indeß nun der Herzog beim Feste sein Weib umschwärmt, verlachen ihn nicht nur die Hofleute, sondern selbst die Diener. Sein Bruder und Schwager, über die offene Schmach erbittert, reizen ihn zum Zorn, er aber läßt sich in seinen Verrichtungen dadurch nicht stören, ja, er sendet selbst seine Gemahlin, die sich vor der Zudringlichkeit des Herzogs ängstlich zu ihm flüchtet, zum Fest zurück. Durch einen von dem letztern zum Schein erregten Streit zwischen seinen und Banchanus Dienern wird dieser in den Schloßhof gelockt, und der Herzog benutzt seine Abwesenheit, um Erny im Vorzimmer zu bedrängen. Da er vor ihr niederkniet, verspricht sie ihm in der höchsten Angst und um seiner Zudringlichkeit endlich los zu werden, eine Unterredung, und daß sie ihm Zeit und Ort durch ein Blättchen bestimmen wolle. Als der Herzog sie verlassen hat, tritt Banchanus wieder ein und findet sie in der höchsten Verwirrung und Seelenangst. Sie gesteht ihm die Ursache, worauf er sie beruhigt und ihr räth, dem Prinzen zwar nicht zu schreiben, ihn aber auch durch offenbare Verachtung und Beleidigung nicht zu sehr zu reizen. Er werde sie binnen kurzem zu ihrer Sicherheit auf eines seiner Schlösser

entſenden. Jetzt tritt der Hof, der ſich nach beendetem Feſt entfernt, in das Zimmer. Der Herzog fordert von Erny leiſe den verſprochenen Brief, worauf ſie ihm mit lauter Stimme antwortet: „Geht, ich verachte Euch!“ und zu ihrem Gatten eilt. Herzog Otto will durch die Gäſte wüthend zu ihr dringen, die Königin aber hält ihn zurück, bis Erny ſich entfernt hat, worauf jener ſich wie ein Raſender zur Erde wirft. Akt 3. Der Herzog iſt durch den gefundenen Widerſtand und die ihm widerfahrene Beleidigung in einen der Raſerei ähnlichen krankhaften Zuſtand gerathen, den die Königin anfangs für Verſtellung hält und ihn mit Feſtigkeit zur Beſinnung zu bringen ſucht. Endlich aber, da ſie ſein Uebel wirklich gefährlich findet und er ſie zu verlaſſen droht, gibt ſie, von Liebe und Mitleid überwunden, ſeinen Bitten nach und geſtattet, daß Erny unter der Vorſpiegelung, daß ſie zur Königin berufen ſei, in ſein Zimmer beſchieden werde. Er verſpricht ihr, nichts Sträfliches gegen Erny zu unternehmen und nur Erklärung und Rechenſchaft von ihr zu fordern, weshalb ſie ihn verachte. Es wird ausbedungen, daß die Königin hinter einer Tapetenwand, ſo lange die Unterredung dauern werde, ohne jedoch dieſe mit anzuhören, zugegen bleiben ſolle, um ſolche, ſobald es ihr nöthig ſcheine, ſogleich unterbrechen zu können. Der Herzog ſucht nun die zu ihm hingelockte und durch ſeine unerwartete Gegenwart überraſchte Erny von neuem durch Ueberredung und heuchleriſche Liſt ſich geneigt zu machen und, wo nicht zur Liebe, doch zum Mitleid zu bewegen; da ſie jedoch ſeiner Bewerbung mit gleicher Strenge begegnet und ihm abermals ihre Verachtung bezeigt, ſetzt er ſie durch Drohungen in Schrecken. Sie will entfliehen, findet aber die Thür hinter ſich verſchloſſen. Sogleich treten Gewaffnete hinter einem Vorhange hervor, denen der Herzog befiehlt, ſie zu ergreifen und nach einem ihm zugehörigen Schloſſe auf geheimen Pfaden zu entführen. Die Königin pocht an die Thür und will hin-

eintreten, wird aber von ihrem Bruder ebenfalls ausgeschlossen. Erny ergreift einen auf dem Tische liegenden Dolch, stößt sich denselben, da Bitten und Gegenwehr fruchtlos sind, in die Brust und stirbt. Ihr Bruder und Schwager, die sie inzwischen vermißt haben, dringen, Verrath ahnend, mit Gewaffneten in das Schloß, sprengen die Thür und finden sie ermordet. Banchanus, der ihnen gefolgt ist, sieht sein Weib in ihrem Blute liegen. Die Brüder wollen auf den Herzog eindringen, die Königin aber nimmt ihn in Schutz, indem sie erklärt, sie selbst habe Erny getödtet, weil diese sich schwer an ihr vergangen habe. Akt 4. Banchanus sucht seine Verwandte, die laut um Rache schreien und von der Königin die Auslieferung des Mörders mit gewaffneter Hand ertrotzen wollen, zu beruhigen, jedoch vergebens. Der Herzog ist in Wahnsinn verfallen. Die Empörer beginnen, da ihnen die Auslieferung verweigert wird, den Sturm. Banchanus hat sich inzwischen heimlich in das Schloß geschlichen und erbietet sich gegen die Königin, sie und ihren Sohn auf geheimen Pfaden zu retten. Da sie nur unter der Bedingung darauf eingehen will, daß auch ihr Bruder gerettet werde, willigt er auch darin ein. Auf ihr Verlangen geht der Herzog voran, um auf einem kleinen Kahn, der nur eine Person auf ein Mal über den Schloßgraben tragen kann, zuerst übergesetzt zu werden. Banchanus folgt ihm mit dem kleinen Prinzen. Der Herzog wird gerettet, aber ehe der Kahn noch zurückkehren kann, dringen die Rebellen schon ein; die Königin flieht in einen dunkeln Gang; Graf Peter, Erny's Bruder, wirft der Fliehenden, die er in der Dunkelheit für den Herzog hält, seinen Dolch nach und tödtet sie. Banchanus, der den Ausgang schon besetzt gefunden hat, kehrt mit dem jungen Prinzen zurück, und während die Ungarn mit den Kriegsleuten des Herzogs in dem Saale kämpfen, versteckt er das königliche Kind, indem er sich mit ihm niederlegt und in einen dunkeln Mantel verhüllt. Akt 5.

Vanebanus erſcheint mit dem glücklich geretteten Kinde, das er ſeinem Vater zuführen will, erſchöpft nach mehrtägiger Wanderung. Der wahnſinnige Herzog, den er vergebens von ſich wegzutreiben geſucht hat, iſt ihm fortwährend gefolgt, und jetzt, da das Heer der Aufrührer ſie ſchon erreicht, und Vanebanus vor Müdigkeit nicht weiter fortkommen kann, muß er dem Blödſinnigen das Kind anvertrauen. Er weiſt ihn an, was er zu thun habe, um daſſelbe zu retten. Er ſelbſt will nach der Stadt zurückkehren, um noch einen Verſuch zur Beruhigung des Aufruhrs zu machen, ſtößt aber auf das Heer der Empörer, die den fliehenden Herzog verfolgen, worauf dieſer mit dem Kinde von einem Felſen herabſpringt. Jetzt kehrt der König mit ſeiner Armee zurück. Die Rebellen wollen nur auf Zuſicherung völliger Verzeihung die Waffen niederlegen, wogegen der König unbedingte Ergebung verlangt. Schon will ſich dieſer zum Angriff rüſten, als Vanebanus, der endlich den Aufruhr geſtillt und die Mißleiteten zur Unterwerfung bewogen hat, an der Spitze des Volkes hervortritt und ſeinen Schwager und Bruder gefeſſelt und kniend ſeinem Könige vorſtellt. Auf ſeine Fürbitte werden ſie begnadigt; dem Könige wird ſein mit dem Herzoge wiedergefundener Sohn zurückgebracht; Jener erlangt, da ihm Vanebanus verzeiht, auch vom Könige Vergebung und wird, nachdem er zuletzt noch Erny's Unſchuld bekundet, in ſeine Heimath zurückgeſandt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß das Stück durch das Zuſammendrängen bedeutender faktiſcher Maſſen und ſchweren Unheils Intereſſe erregt. Heftige Leidenſchaften ſind in Bewegung; gewaltſame, gräßliche Thaten geſchehen; ein junges, ſchönes, blühendes Weib bringt ihr Leben der weiblichen Ehre, ein ehrwürdiger Greis bringt mit unerſchütterlicher Ruhe und Standhaftigkeit jedes Gefühl und jedes Lebensgut der Treue gegen ſeinen König zum Opfer und ſteht zuletzt in anſpruchloſer Demuth als Sieger über jede Leidenſchaft und

jedes Unglück da. Hierdurch macht das Stück beim ersten Lesen allerdings einen lebhaften Eindruck. Dieser Eindruck ist aber weder wehmüthig noch erhebend, es ist der der reinen Spannung, und sobald der Leser zu einer nähern Betrachtung des Einzelnen übergeht, findet er sogleich, daß die Begebenheiten seine Aufmerksamkeit anzogen, während ihre dramatische Behandlung ihn abstieß, und daß er an den auftretenden Personen nicht wegen ihrer Karaktere, sondern wegen ihrer Schicksale Antheil genommen. Erny's Selbstopfer, der Tod der Königin, die Gemüthsverwirrung des Herzogs, alle diese eigentlich tragischen Elemente des Stoffes sind nicht als solche, nicht als Gegenstand und Zweck der Darstellung behandelt, sondern nur als Mittel, um Banchanus, den Helden des Stücks, seine selbstverläugnende Treue entwickeln zu lassen. Auf diese Weise wird das Tragische des Stoffes absichtlich zur Seite geschoben und paralysirt, um uns ein Muster höchst loyaler Gesinnung, ein Sittengemälde im modernsten Legitimitätsgeschmack vor Augen zu stellen. Aus diesem Grundfehler entwickeln sich denn alle übrigen. Bei der heftigsten Bewegung der Handlung fehlt es dem Stück an einer eigentlichen Katastrophe, diesem Herzen der Tragödie. Wo sollen wir sie in diesem Drama suchen? Erny's Tod erscheint als solche viel zu früh; er ist der eigentliche Hebel des Stücks und tritt doch als solcher wieder viel zu spät ein. Mit dem Tode der Königin und des Herzogs Wahnsinn ist alle Schuld gebüßt, und das Stück wäre sonach mit dem vierten Akte zu Ende, wenn nicht für Banchanus noch eine Nachlese von Heroismus und Großmuth zu halten und Vieles, was der Dichter in Bewegung gesetzt, noch zu schlichten und zu versöhnen wäre. Die Personen halten miteinander, der Dichter hält mit dem Zuschauer die Schlußabrechnung und zahlt ihm den moralischen Saldo klingend aus. Das gibt aber einen ungemein schwachen fünften Akt: eine Klippe, an der so viele Dramen dicht vor dem Hafen scheitern, weil

grade hier der nun ſchon mürbe Zuſchauer, von dem Dichter mit feſter Hand ergriffen und gekräftiget, entlaſſen ſein will. Auch läßt die Fülle der Handlung dem Dichter nicht Raum genug, um die Karaktere gehörig zu entwickeln, und dieſe ſelbſt haben zu wenig beſtimmte Eigenthümlichkeit. Weder die Gefallenen noch die Ueberlebenden erregen Liebe oder Mitleid in ſolchem Grade, als die dramatiſche Wirkung erfordert. An Erny ſelbſt, die uns am meiſten intereſſiren ſollte, lernen wir nichts kennen als ihre mehr kindliche als weibliche Treue gegen den abgelebten Gatten und ihren Abſcheu gegen den Verſucher; ja, ſelbſt dieſer Abſcheu äußert ſich auf eine ſchroffe, nichts weniger als liebenswürdige Weiſe. Sie iſt nicht, und der Dichter ſelbſt denkt ſie ſich nicht liebenswürdig; denn läßt er nicht die Königin zu dem Herzoge von ihr ſagen:

Wie kann nur Leidenſchaft für dieſes Weſen,
Kaum ſchön, von ſchwachem Geiſt und dürft'gen Gaben,
Halb thöricht und halb ſtumpf, Dich nach ſich zieh'n?

Und der Herzog ſtellt auch alles dieſes nicht in Abrede, indem er erwiedert, er wolle ſie nun eben aus Eigenſinn lieben:

Weil ſie nicht will, und weil ſie's nicht verdient!

Sagt nicht Banebanus ſelbſt in dem Augenblick, wo er von ihrer Beſtattung zurückkehrt, von ihr, ſie ſei „ruſchlich" geweſen? Ihr dramatiſches Leben beſteht allein in ihrem Tode, und der Zuſchauer muß ſich auf die ganz allgemeine Theilnahme beſchränken, die er an jedem Weibe nehmen wird, das ſeine Ehre dem Leben vorzieht. Die Königin iſt ſchwach aus überſpannter Bruderliebe. Sie weiß, daß ihres Bruders Leidenſchaft nicht einmal Liebe iſt, ſondern gekränkte Eigenliebe, hartnäckiger, kindiſchtoller Eigenſinn, der, aller Vernunft und Sitte zum Trotz, um jeden Preis beſitzen will, was ihm verſagt wird; ſie ſieht, daß ſeine Krankheit, ſein verſtellter Halbwahnſinn nur in dieſem Ingrimm des Verſchmähtſeins

seinen Grund hat, und dennoch läßt sie sich blos durch die Drohung, daß er sie verlassen wolle, so albern als ungeschickt in die Falle locken; eine Unvorsichtigkeit, die nicht nur der armen Erny, sondern auch ihr selbst das Leben kostet. Der dramatische Fehler des Dichters bei der Aufstellung dieser Karaktere liegt nicht darin, daß sie unwahr wären, vielmehr sind sie nur allzuwahr, weil sie nicht eigenthümlich, weil sie aus der großen Masse gewöhnlicher Menschen gegriffen sind. Tausend und wieder tausend Individuen würden in gleicher Lage handeln wie dieser Herzog und diese Königin. Ob Frauen wie Erny im Leben selten sind, muß, weil solche Ehrenproben nicht häufig vorkommen, unentschieden bleiben; auf der Bühne aber gibt es schon so viele Exemplare dieser Gattung, daß ein Dichter wenig mehr mit ihnen ausrichtet. Solche Personen nun, die nicht durch sich selbst, sondern nur durch ihre Verhältnisse ausgezeichnet sind, erregen in dem Zuschauer höchstens Aufmerksamkeit, Theilnahme niemals. Die übrigen Nebenpersonen sind vom gewöhnlichsten Bühnenschlage, und es bleibt daher nur noch von der Hauptperson des Stücks, von Banchanus, zu reden. Alle Anstrengungen und Vorbereitungen des Dichters, alle Unthaten und Grausamkeiten, die er gleichsam verschwendet, haben keinen andern Zweck als den, diesen Heros der Dienertreue im glänzendsten Licht zu zeigen. Aber wenn dies nun auch im vollsten Maß gelungen wäre, ist solcher Effekt denn ein tragischer? Kein Zuschauer, und wären Logen und Parterre von loyalsten Staatsbeamten zum Erdrücken voll, wird eine Thräne vergießen für den treuen Graukopf; keinem wird er mehr abzwingen als den pflichtmäßigen Zoll der kalten Achtung. Der Dichter selbst hat zu viel gethan, um den Eindruck seines Helden zu schwächen. Banchanus hat eigentlich mehr einen zähen als einen starken Karakter und zeigt sich offenbar zu schwach für die Last, die ihm sein König und sein Schicksal auferlegen. Ein abgelebter Greis schon, hat er die einfache, blutjunge

Wasse geheirathet, um sie desto sicherer zu schützen und zu bevormunden. Die Anfechtungen und den Spott des Hofes erträgt er, um den Frieden des königlichen Hauses nicht zu stören, im Vertrauen auf die Treue seiner Gattin mit Ruhe und Geduld, weiß aber weder dem Schwarm der Höflinge zu imponiren, noch sich dem drückenden Verhältniß zu entziehen. Nach der Schlußscene des zweiten Akts mußte er seine Gemahlin gar nicht mehr an den Hof gehen lassen; er mußte sie sogleich entfernen. Warum dies unterblieben, deutet der Dichter mit keinem Worte an. Aber freilich, wo wäre denn das Stück geblieben? Ein inneres Gefühl hat der Held gar nicht zu überwinden; der eiskalte Greis, der über das Alter der Leidenschaften längst hinaus ist, handelt mühelos nach den Principien einer seit langen Jahren in ihm festgewachsenen, man möchte sagen, verknorpelten Gesinnung. Er sieht die Angst seines vom Herzoge bedrängten Weibes und schickt die Arme fast mit Zwang zum Tanz zurück, um Anstoß zu vermeiden. Er sieht sein ermordetes Weib im Blute vor sich liegen, und wenige, fast gelassene Worte sind der ganze Ausdruck seines Gefühls. Kein Gefühl, keinen Gedanken der Rache hat er zu überwinden, denn ein solcher fällt ihm nicht einmal ein. Jede Versuchung zur Ungesetzlichkeit ist so fern von ihm; wie kann es ihm schwer werden, den Anreizungen seiner Verwandten zur Rache zu widerstehen? Als er diesen aber wehren will, versagt ihm gleich die körperliche Kraft. Jetzt soll die List ihm helfen, die königliche Familie zu retten; aber auch dieser Plan scheitert an der Schwäche, mit der er dem Verlangen der Königin, ihren Bruder zuerst zu retten, ohne allen Widerstand nachgibt. Auch im letzten Akt noch wird uns Banchanus in der Hinfälligkeit seines schwachen Alters zur Schau gestellt; nicht seine Kraft vermag den jungen Prinzen zu retten, eine Art von Wunderwerk muß ihm zu Hülfe kommen: der Sprung eines Wahnsinnigen von einem hohen Felsen.

So geſchieht im ganzen Stücke nichts durch ihn; denn da er zuletzt noch die Empörten zur Unterwerfung ſtimmt, muß wohl der Macht des Königs zugeſchrieben werden. Kurz, Banchanus iſt nichts als — ein treuer Diener ſeines Herrn. War es des Dichters Abſicht, den Helden ſo ſchwach und hinfällig als möglich darzuſtellen, um die Kraft der Geſinnung und des Willens in um ſo hellerm Licht zu zeigen, ſo iſt er von einem falſchen Schimmer mißleitet worden, denn ungleich mächtiger wäre der Eindruck geweſen, wenn er uns den kräftigen Mann gezeigt hätte, der von dem heftigſten Schmerz, von Wuth und Rache ergriffen, dennoch, durch feſten Willen ſolche Leidenſchaft beſiegend, ein ächter Diener der Treue geblieben wäre. So wie er nun daſteht, läßt er den Zuſchauer kalt. Sein Sieg koſtet ihm ſelbſt zu wenig, und von dem lächerlichen Licht, in welchem er bei Hofe erſcheint, fällt leider durch die ungünſtige Behandlung des Dichters auf den Helden auch in den Augen des Zuſchauers ein nachtheiliger Schatten. Daß übrigens Banchanus am Schluß des vierten Akts mit dem Prinzen, der ſchon gerettet ſein konnte, nochmals auftritt, um uns die Scene mit dem Mantel darzuſtellen, hat zu ſehr das Anſehen eines abſichtlichen Theatercoups, um von entſchiedener Wirkung zu ſein.

Inhalt und Behandlung dieſes Dramas erinnern an die Form und Tendenz der Stücke des Lope de Vega, in welchen irgend ein ſittliches Thema auf eine ſolche Weiſe dramatiſch geſtaltet wird, daß Perſonen, Familien oder Staaten durch Verletzung eines moraliſchen Geſetzes in Unglück und Bedrängniß gerathen, während der Held des Stücks, indem er ſich demſelben ohne Rückſicht auf die für ihn ſelbſt und ſeine Theuerſten daraus entſpringenden Leiden, ja ſeiner innern Neigung und Ueberzeugung zum Trotz, unterwirft, im höchſten Glanz der Tugend erſcheint. Der ſpaniſche Dichter hat eine große Geſchicklichkeit in der Erfindung und Behandlung ſolcher Stoffe; er weiß ſie gefällig zu ründen, die

Kontraste durch den Zauber des Styls, der Metrik und der Bilder zu erheben und zu verschönern, und hat dabei den Vortheil, daß ihm der Nationalkarakter die Wirkung erleichtert, dessen allbekannte spröde Hartnäckigkeit auch die widernatürlichste Selbstverläugnung im Interesse eines einmal für gültig angenommenen Princips, wenn nicht zur alltäglichsten, doch zu einer sehr glaubwürdigen Erscheinung macht. Solche Stücke können, da sie die Poesie nur als Mittel zu moralischen Zwecken gebrauchen, freilich den höchsten Rang nicht einnehmen, doch aber, wie Lope gezeigt, mit großer Anmuth ausgestattet werden. Grillparzer, der hier den gleichen Weg genommen, hat zwei moralisch-politische Grundsätze in seinem Drama anschaulich machen wollen. Den einen spricht der König gegen das Ende des Stücks in folgenden Versen aus:

Unsittlichkeit, du allgefräß'ger Krebs,
Du Wurm an alles Wohlseins tiefsten Wurzeln,
Du Raupe an des Staates Lebensmark!

Den andern empfiehlt Bancbanus dem jungen Prinzen in folgenden Versen:

Bezähm' dich selbst; nur wer sich selbst bezähmt,
Mag des Gesetzes scharfe Zügel lenken.

Diese Absichtlichkeit aber hat dem anerkannten Talent des Dichters Fesseln angelegt, die es in seiner sonst freien und schönen Bewegung gehindert haben.

In einem Geschichtschreiber hat Referent übrigens die zum Grunde liegende Handlung ganz abweichend erzählt gefunden. Hier heißt es: Während König Andreas auf einem fernen Kreuzzuge abwesend gewesen, sei die Frau des Bancbanus absichtlich von der Königin in den Palast gelockt worden, um hier von ihrem Bruder entehrt zu werden. Der beschimpfte Gatte, der von dem Könige zu seinem Stellvertreter als Regent des Reichs mit allen königlichen Rechten

über Leben und Tod eingesetzt gewesen, habe die Königin hierauf richten und mit dem Tode bestrafen lassen, worauf er sogleich dem Könige nachgereist sei und ihm von seiner Handlung Rechenschaft abgelegt habe. Dieser habe sich die Entscheidung bis zu seiner Rückkunft vorbehalten und, nachdem dieselbe erfolgt, nach genauer Untersuchung Banchanus freigesprochen. Diese Darstellung liegt den Sitten jenes Zeitalters und Landes bei weitem näher, und in der Handlungsweise des Königs liegt eine sittliche Kraft und Selbstbeherrschung, die der des Grillparzer'schen Banchanus vielleicht noch überlegen ist. Der dramatischen Gestaltung des Stoffes nach dieser Version dürften aber ebenso schwer zu überwindende Hindernisse entgegenstehen als diejenigen, welche unser Dichter diesmal nicht zu seinem Vortheil bekämpft hat.

---

## XV.

Vermischte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gustav Schwab. Mit Müller's Bildniß. Fünf Bändchen. Leipzig, 1830. 16.

---

In unserer Zeit, die an Poeten so reich und an Poesie so arm ist, thut es vor allem Noth, die Erzeugnisse der wenigen ausgezeichneten Dichter vor der Versplitterung und dem Untergange in der Masse durch Aufbewahrung in Sammlungen zu retten, und unter den wenigen, denen diese Ehre gebührt, steht Wilhelm Müller in der vordersten Reihe. Diese fromme Pflicht hat Gustav Schwab, er selbst einer unserer ersten Lyriker, an seinem zu früh dahin geschiedenen Freunde erfüllt, und aus seiner treuen und kunstreichen Hand empfangen wir die schöne Gabe mit doppelter Freude. Am Eingange empfängt uns der Herausgeber mit einer schlichten, aber wohlgeschriebenen Lebensbeschreibung des Verstorbenen.

Das Leben eines deutschen Gelehrten ist selten merkwürdig, wer aber den Dichter liebgewonnen hat, wird auch seine äußern, wenngleich einfachen Lebensumstände mit Theilnahme lesen. In Müller's Leben gibt sich der Adel seiner geistigen Natur sogleich in dem Umstande kund, daß er, schon von frühester Jugend an von zärtlichliebenden Aeltern, vollkommenster Willensfreiheit überlassen, seine tüchtige, reine Ausbildung ganz allein auf selbstgewähltem Wege erwarb und vollendete. Erwägt man die Menge und Trefflichkeit seiner litterarischen und poetischen Arbeiten, und daß er sein Alter nur auf dreiunddreißig Jahre brachte, so muß man nicht nur die Kraft und Ausdauer, womit er seinem Ziel entgegenstrebte, sondern auch die Gründlichkeit und Gediegenheit bewundern, die in seinen Werken sich zeigen, obgleich sein Geist in der ihm gestatteten Freiheit sich, wie es Reiz und Neigung fügten, nach den verschiedensten Richtungen ausbreitete.

Daß Müller durch einen wahren innern Drang zum Dichter bestimmt war, erkennt man aus dem frühen Erwachen seines poetischen Triebes und aus der anhaltenden Dauer desselben in einem Alter, wo der Mensch so leicht mit den Gegenständen seiner Lust zu wechseln und wo das Reingeistige ihn so selten auf lange Zeit zu fesseln pflegt, denn schon in seinem vierzehnten Jahre hatte er einen ganzen Band von Dichtungen: Elegien, Oden, Lieder, und sogar ein Trauerspiel wie zum Drucke fertig geordnet. Diejenige Region der Poesie, in welcher Müller vorzüglich glänzt, nämlich die Lyrik, war es denn auch, welche er zuerst in sich ausbildete. Durch sie erwarb er sich sogleich einen Ruhm und ward bei seinem ersten Auftreten schon durch wohlverdiente Kränze zu muthigem Fortschritt angefeuert, woraus denn wohl zu erkennen ist, mit welchem Unrecht man die Deutschen beschuldigt, daß sie das aufstrebende Talent durch hartes Mißurtheil oder Gleichgültigkeit von der Bahn zu verscheuchen pflegen. Der

lyriſchen Form, in welcher ſein ſchönes Talent ſich am liebſten und freieſten bewegte, blieb er bis an ſein Ende treu, aber ſeine reflektive Natur und der verſtändige Sinn, mit welchem er die Fülle mannichfaltiger Anſchauungen als ein Allgemeines in einen einfachen Spruch zuſammenzufaſſen wußte, führte ihn nothwendig auch in das Gebiet der Gnomen und Epigramme. Der Erfolg ſeines Strebens war auch in dieſer Gattung nicht minder ausgezeichnet, und er würde bei fortdauernder Entwickelung auch hierin noch Bedeutendes geleiſtet haben. So hat uns Wilhelm Müller denn eine Fülle lyriſcher und eine nicht unbedeutende Zahl epigrammatiſcher Dichtungen hinterlaſſen, welche in einer vollſtändigen Sammlung das vorliegende Werk eröffnen und darin zwei ſtattliche Bändchen ausfüllen.

In der epiſchen Poeſie dominirt die Phantaſie, ſie ſchafft den Gegenſtand; in der lyriſchen Poeſie herrſcht das Gefühl vor, ſie findet den Gegenſtand. Jene ſtellt das Objekt, dieſe das Gefühl dar. In der Praxis aber finden ſich beide Elemente ſelten ganz rein geſchieden, und ſo finden wir denn auch den lyriſchen Dichter auf zwei entgegengeſetzten Wegen wirkſam. Entweder ſtellt er ſein eignes Gefühl in reinem Wiederklange dar und reproducirt es auf dieſe Weiſe in ſeinem Leſer, oder er ſtellt den Gegenſtand in ſolcher Weiſe, wie er ſein Gefühl erregte, dar und erzeugt dadurch in dem Leſer das nämliche Gefühl. Zu der letztern Gattung der Lyriker, die man objektive nennen könnte, gehört nun Wilhelm Müller. Seine Lyrik beſteht in einer Neigung, das Gefühl in einer fremden, poetiſch gedachten Individualität auftreten, es in dem Karakter derſelben ertönen zu laſſen. Wenn er von Uhland ſagt, daß ihm eine objektive Einkleidung des Gemüths natürlich ſei, ſo bezeichnet er hiermit ſehr nahe ſeine eigne Darſtellungsweiſe, und ſteht, obgleich ſehr weit von Nachahmung entfernt, doch nach dieſer Richtung mit Uhland in enger Verwandtſchaft. Seine Poeſie

aber entfernt ſich noch um einen Schritt weiter von der reinen Lyrik, indem er Perſonen erfindet, ſie in erfundene Situationen verſetzt und in dieſen ihr Gefühl ausſprechen läßt, ſodaß ſich in ſeinen Dichtungen das lyriſche Element des Drama in reiner Abſonderung darſtellt. Wenige ſeiner lyriſchen Gedichte ſind von der Gattung, in welchen der Dichter ſein eignes inneres Gefühl ausſpricht. Sobald ſich aber irgend ein zur poetiſchen Behandlung geeigneter Gegenſtand darbietet, ſo leiht er demſelben den lyriſchen Ausdruck und verwandelt ihn in ein poetiſches Bild, das bald durch gefällige Form und Ründung anſpricht, bald durch den heitern Ausdruck friſcher Lebensluſt anzieht, bald durch den ungekünſtelten Ton des tiefſten Gefühls den Leſer hinreißt, ohne daß der Dichter ſelbſt auch nur mit einem Blick hervorſchaute. Hierin iſt er zur wahren Meiſterſchaft gelangt. „Die ſchöne Müllerin", dieſes liebliche, in ſo friſchen, tiefergreifenden Liedern, in den reinſten Naturtönen voll naiver Innigkeit durchgeführte lyriſche Idyll, iſt, wie unter des Dichters Erzeugniſſen dieſer Gattung das vollkommenſte, auch in dieſer Sammlung vorangeſtellt. Dieſe Lieder, von unſern beſten Meiſtern durch glückliche Melodien dem Geſange geeignet, ſind ſo allgemein gekannt und geliebt, daß zu ihrer Bezeichnung hier nichts geſagt zu werden braucht. Wer ſie lieſt, der ſchaut das dunkle Laub, der athmet den friſchen, kräftigen Hauch der heimiſchen Wälder und lebt mit in dem Gefühl ihrer Bewohner. Müller liebte es, auf dieſe Art eine Reihe von Liedern zu einem idylliſchen Ganzen zu verknüpfen, und ſo finden wir denn in dieſer Sammlung noch mehrere ſolche Liederfolgen. In „Johannes und Eſther" iſt die Liebe eines Chriſten zu einer ſchönen Jüdin und der Schmerz über das zwiſchen ihnen liegende Hinderniß des Glaubens ergreifend ausgedrückt. Dieſes Thema, das in ſeiner Novelle „Debora" ſpäter in größerm Umfange ausgeführt iſt, ſcheint den Dichter lebhaft und dauernd beſchäftigt

zu haben. Dann folgen die „Wanderlieder eines rheinischen Handwerksburschen", worin die Liebe von einer etwas leichtern Seite, gewissermaßen auf einer niedrigern Stufe ihrer Erscheinung und im tiefern Volkstone als in den Müllerliedern genommen ist. Sie haben nicht die ergreifende Gefühlstiefe der letztern, denen sie auch an Kunstwerth nachstehen, dennoch aber gibt ihnen der glücklich getroffene Volkston und der treuherzig naive Ausdruck des Gefühls einen ungemeinen Reiz. In einem seiner kritischen Aufsätze sagt Wilhelm Müller: „Keiner Dichtungsart liegt es mehr ob als der lyrischen, zeitgemäß zu sein, denn ihr Genuß und ihre Wirkung, am weitesten von jedem Studium getrennt, gehen lebendig von Mund zu Mund und haben keine Zeit zu Erklärungen." Diese Regel hat der Dichter in ihrem ganzen Umfange befolgt: er hat die Gefühls- und Ausdrucksweise des Volks, sowie sie gegenwärtig hervortritt, kräftig und richtig aufgefaßt, oft gleichsam abgelauscht, dann aber, von jeder Beimischung des Alltäglichen und Gemeinen gereinigt, in einfach schönen Formen und in solcher Veredelung wiedergegeben, daß nicht nur der höher Gebildete nach den Forderungen unserer Zeit seinen Genuß darin finden, sondern auch der Mensch des Volkes auf der Stufe rein elementarischer Bildung, sofern er nur unverdorbenen Gemüthes ist, sein eignes Gefühl darin wiederfinden, sich daran erfreuen und erheben kann. Nur auf diesem Wege kann dem gebildeten Dichter das ächte Volkslied gelingen, und wohl wäre es zu wünschen, daß viele von Müller's Liedern Melodien fänden, durch welche sie in der Masse des Volks in weitern Kreisen verbreitet würden. Denn die Melodie ist es vorzüglich, die guten Liedern sofort allgemeinern Eingang verschafft; schafft sie ihn oft doch schlechten, und wenn die Poesie zur Bildung und Erhebung des Volkes bisher so wenig beizutragen vermochte, so liegt dies vornehmlich in dem Mangel angenehmer und beliebter Melodien zu den bessern Liedern.

Die Dichter sollten daher wohl eingedenk sein, daß ihre Lieder doch eigentlich für den Gesang bestimmt sind und von ihm erst ihr volles Leben erwarten, und sollten also nicht versäumen, jedes Lied einer bekannten oder neuen Melodie anzupassen und diese dabei zu bemerken, sowie es von den vorzüglichsten französischen Liederdichtern seit lange unveränderlich geschieht, die sich daher auch einer unvergleichlich größern Popularität als die unsrigen zu erfreuen haben. Von dieser Digression zurückkehrend, bemerkt Referent, daß er in Müller's volksthümlicher Lyrik zuweilen, wiewohl nur selten, doch einen falschen Ton angeschlagen findet, der ihren aus einer vornehmern Bildungssphäre hervorgehenden Ursprung zur Unzeit verräth und des Dichters subjektive Ansicht ungehörig hervortreten läßt. Hierher gehört z. B. das „Abendreihn" überschriebene Gedicht im ersten Bande, Seite 90, worin im Ganzen eine gewisse gemachte Volksnatürlichkeit vorzuwalten scheint und besonders die letzte Strophe mißfällt:

Dies Liedchen ist ein Abendreihn,
Ein Wandrer sang's im Vollmondschein;
Und die es lesen bei Kerzenlicht,
Die Leute verstehn das Liedchen nicht,
Und ist doch kinderleicht.

Eine solche Polemik des einfachen Gefühls gegen den vornehmen Dünkel der feinen Gesellschaft ist dem Volk und seiner Poesie völlig fremd; nur dem Dichter, der diesen Dünkel näher kennt und würdigt, kann dergleichen einfallen. Das Volk aber bleibt von den Gesinnungen und Ansichten der höhern Kreise, was die Regungen des Herzens betrifft, ganz unberührt und denkt sich solche entweder als mit sich dem Inhalt nach übereinstimmend oder läßt sie ganz auf sich beruhen. Nie fällt es ihm ein, sich selbst ein tieferes oder reineres Gefühl zuzuschreiben, und noch weniger, daß seine Sprache nicht sollte verstanden werden können. Ebenso ist das siebente und achte Lied in diesem Kranze zwar an sich

sehr schön, beide aber scheinen als Empfindungsausdruck eines rheinischen Handwerksburschen zu zart und künstlich, und der Gesell geräth in Verdacht, in der Schweiz wandernd mit Geßner's Schäfern verkehrt und Einiges von ihrer Bildung angenommen zu haben, wogegen er denn im achten Liede sein gutes Naturell glücklich wiederhergestellt hat. Wie nun ein einfaches, die Seele ganz beherrschendes Gefühl, von dem äußern Natur- und Menschenleben berührt, der Aeolsharfe gleich, immer nur denselben Accord, diesen aber in unendlicher Abwechselung der Tonfolge bald in der wildesten, bald in sanfterer Bewegung ertönen läßt, diese Erscheinung der Gemüthswelt hat Wilhelm Müller mit besonderer Schärfe aufgefaßt und kunstreich in seinen Liederreihen wiederzugeben verstanden. Ein Beispiel dieser Art ist die „Winterreise". Ein Jüngling, der im Frühling die Stadt betreten hat, sieht sich in den schönen Hoffnungen, die freundlicher Empfang und liebreiches Zuvorkommen in ihm erregt und genährt hatten, beim Eintritt des Winters getäuscht und begibt sich im Trotz der Verzweiflung auf die Wanderschaft durch Schnee und Eis. Die äußere Natur, mit seiner Stimmung harmonirend, unterhält und steigert dieselbe, und so bietet jeder neue Gegenstand, der sich darstellt, zu einem neuen Gedanken, zu einem Bilde Anlaß, in welchem immer dasselbe Gefühl in anderer Wendung sich kräftig herausstellt. Als Beispiel dieser Gattung möge das folgende kleine Gedicht hier eine Stelle finden:

### Gefrorene Thränen.

Gefror'ne Thränen fallen
Von meinen Wangen ab:
Und ist mir's denn entgangen,
Daß ich geweinet hab'?

Ei Thränen, meine Thränen,
Und seid ihr gar so lau,
Daß ihr erstarrt zu Eise,
Wie kühler Morgenthau?

Und bringt doch aus der Quelle
Der Bruſt ſo glühend heiß,
Als wolltet ihr zerſchmelzen
Des ganzen Winters Eis.

Es folgen nun zwei Reihen „Ländlicher Lieder", ſämmtlich idylliſch-lyriſche Geſtaltungen, friſch und reizend durch naiven, kunſtloſen Ausdruck des einfachen Naturgefühls, unter welchen nur ſelten einmal ein manierirter oder gekünſtelter Ton laut wird. Der „Frühlingskranz aus dem plauenſchen Grunde" iſt eine andere Reihe von Gedichten, worin der Lenz in ſeinen Wirkungen auf eine reizende Natur in lebendigen Farben geſchildert wird. Man ſieht, wie der Dichter die Schönheit der Natur in vollen Zügen in ſich aufnimmt und von ihr zu warmen, lebenvollen Geſängen begeiſtert wird; aber auch hier ſpricht er, ſeiner Kunſtweiſe getreu, nicht unmittelbar ſein Gefühl, ſondern vielmehr ſeine Anſchauung aus, wie ſie, von ſeiner Phantaſie mit Geſtalt und Farben bekleidet, als poetiſches Bild hervortritt. So erſcheint denn der Frühling bald als ein muthwilliger Götterjüngling, der mit ſeinem luſtigen Gefolge den Winter austreibt, bald als fröhlicher Knabe, der, mit den Kindern ſpielend, ſeine Gaben verſtreut, bald als Bräutigam, die Erde, ſeine Braut, beſuchend, bald als ein munterer Geſell, der den Dichter aus dem Morgentraume weckt, bald als Peripathetiker, der, mit ſeinen Schülern Flur und Hain durchſtreifend, Lebensweisheit lehrt, und bald als Gaſtgeber des reichen Frühlingsfeſtes. Auch aus dieſem ſchönen Kranze möge ein Gedicht als Probe hier folgen:

### Das Brautkleid.

Die Flur hat angezogen
Ein grünes ſeidenes Kleid,
Die leichten ſchillernden Falten
Umfliegen ſie weit und breit.

Und unter der flatternden Hülle
Schlägt ihre warme Bruſt,
Die Winde wollen ſie kühlen
Und verglühen ſich ſelber in Luſt.

Es zucken die Sonnenſtrahlen
Herunter mit blitzendem Brand,
Als möchten ſie gern ihr verſengen
Das neidiſche grüne Gewand.

Sie ruft: Ihr Strahlen, ihr Winde,
Mein Kleid laßt unverſehrt!
Es ward von meinem Liebſten
Zum Brautſchmuck mir beſchert.

Der Mai, ſo heißt mein Liebſter,
Er gab es zu tragen mir,
Er ſprach: Du ſollſt es tragen,
So lang' ich bleibe bei Dir;

Und wenn ich von Dir ſcheide,
So werd' es gelb vor Gram;
Dann laß es von den Menſchen
Dir ausziehn ohne Scham,

Und leg' als nackte Witwe
Dich nieder in deinem Leid,
Bis daß ich wiederkehre
Und bring' ein neues Kleid.

Auf gleiche Art weiß der Dichter allem, was auf ſeinen Reiſen Natur- und Menſchenſitte ſeiner Beobachtung darbietet, Handlung und Geſtalt zu geben und es in poetiſche Bilder umzuſchaffen. So hat ſich denn auch auf ſeiner Wanderung nach der Inſel Rügen ein Liederkranz gebildet, in welchem einfache Reiſebemerkungen durch ſeine Kunſt ſogleich in reizende Gedichte verwandelt ſind. Aus folgendem Beiſpiel wird des Dichters Verfahren hierbei deutlich werden. Die Erbtöchter auf Mönkgut wählen oder wählten vor Zeiten ſich ihren Bräutigam ſelbſt. Zu dieſem Behuf ward ein-

Schürze aus dem Fenſter des Hauſes der Heirathsluſtigen herausgehängt. Auf dieſes Zeichen zogen die jungen Burſche des Dorfes oder der ganzen Halbinſel vorüber, und die Erbtochter erſah ſich einen derſelben zu ihrem Eheherrn. Dieſem ſchickte ſie in der folgenden Nacht ein ſeidenes Tuch zum Pfande ihrer Wahl; die Annahme deſſelben war ſein Jawort. Der Dichter nimmt nun an, daß eine ſolche Jungfrau, ihrem verſtorbenen Geliebten treu, nicht heirathen wolle, die Mutter aber darauf dringe und wider ihren Willen die Schürze hinaushänge, und ſo entſteht ihm folgendes Gedicht:

## Bräutigamswahl.

Meine Schürze hat Mutter ans Fenſter gehangen,
Da ſind viele Burſche vorübergegangen;
Sprach Mutter: Jetzt hole Dir einen ins Haus!
Ich ſeufzte, ich weinte und ſah nicht hinaus.

Er iſt ja doch nicht mit vorübergegangen,
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung weit über das Meer
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?

Ich möcht' an den Maſt meine Schürze binden,
Ich möchte ſie geben den Wogen und Winden;
Und ſäh' er ſie wehen von fern in der Luft,
Er würd' es wohl ahnen, wohin ſie ihn ruft.

Und ſoll dem Erwählten mein Tüchlein ich ſenden,
Ich trag' es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf' es ins wogende Meer hinab:
Schwimm', Tüchlein, und ſag' ihm, wie lieb ich ihn hab'!

Und iſt er nicht über den Fluthen zu ſehen,
So mußt du tiefer hinuntergehen;
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh',
Da breite dich über und deck' ihn mir zu.

Und ruft ihn ein Engel zum jüngſten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf ſeinem Geſichte

Und merket in seinem erwachenden Sinn,
Wie treu ich im Tod' ihm gewesen bin.

Aehnliche idyllische Liederkränze sind die: „Lieder aus dem Franzensbad bei Eger", und: „Die schöne Kellnerin von Bacharach und ihre Gäste", von denen der letztere besonders den Referenten gefällig anspricht, indem er voll der heitersten Dichterlaune den einfachen Gedanken in immer neuen Bildern lieblich vervielfältigt. In der „Berenice", einer Reihe erotischer Gedichte auf das goldene Lockenhaar der Geliebten, ist der Gegenstand ebenfalls scherzhaft, doch mehr epigrammatisch behandelt, immer aber bleibt der Dichter sich gleich an geistvoller Mannichfaltigkeit reizender Wendungen und Bilder. Einen großen Theil seiner Kunst, den reinen Geschmack und die fleißige Vollendung der Form, die einfache, ruhige, klare Gestaltung verdankt Müller unstreitig der Liebe und dem Fleiß, die er von früher Jugend an auf das Studium der Alten wandte. Seine Weise erinnert oft an Anakreon und oft an die römischen Elegiker; immer aber hat er sich weislich fern gehalten von der Nachahmung antiker Formen, eingedenk seines schon erwähnten Grundsatzes, daß der Lyriker zeitgemäß sein müsse. Auch jene obenberührte Eigenschaft seiner Lyrik, daß dieselbe nämlich, dem Epos und dem Idyll sich annähernd, das Gefühl in objektiver Gestalt anzuschauen und darzustellen strebt, deutet auf eine genaue Verwandtschaft mit antiker Art und Kunst. Die Weise aber, wie er den Geist der klassischen Poesie in romantische Formen hinübergedichtet, gehört zu seinen größten Verdiensten. Bei seiner Neigung zur objektiven Darstellung scheint es ihm an Talent zur erzählenden Dichtung dennoch gefehlt zu haben. Die einzige Romanze, die sich in der Sammlung findet: „Der Glockenguß zu Breslau", ruht auf einem unglücklich gewählten Stoffe.

Im zweiten Bändchen schreitet eine beträchtliche Zahl von Trinkliedern voran, die zu den vorzüglichern gehören.

Bei unſerm Ueberfluß an ſchlechten und dem Mangel an guten Tafelliedern ſind ſie ſinnigen Genoſſen fröhlicher Liedertafeln zur geiſtigen Genußerhöhung ſehr zu empfehlen. Sie bekunden des Dichters Liebe zum Geiſte ſo ſehr als ſeinen Reichthum daran. Zu den „Liedern aus dem Meerbuſen von Salerno" mögen theils Geſänge, die der Dichter dort vernommen, theils Bilder, die er dort geſchaut, den erſten Anklang gegeben haben; und ſo finden wir auch in den Ritornellen, die in der „Egeria", einer von Müller hinterlaſſenen und von Dr. O. L. B. Wolff nach ſeinem Tode herausgegebenen Sammlung italiäniſcher Volkslieder enthalten ſind, hin und wieder die Keime zu den Gedichten, die hier unter der Aufſchrift: „Ständchen, in Ritornellen aus Albano", mitgetheilt werden. Jene italiäniſchen Ritornelle beſtehen aber meiſtens aus einer, ſelten aus zwei und mehreren Strophen und enthalten größtentheils nur ſchnell vorübergehende, mehr angedeutete als ausgeführte Gedanken, während Müller die ſeinigen ſämmtlich in drei zuſammenhängenden Strophen erotiſchen Inhalts reizend ausgebildet und auch hier gezeigt hat, wie er jede Form ſinnig für ſich zu gewinnen und auf eigenthümliche Weiſe geiſtig zu erfüllen verſtand. Die „Reime aus den Inſeln des Archipelagus", zum Theil nach griechiſchen Originalen frei bearbeitet, ſchließen ſich an Müller's frühere ſo bekannte als treffliche Bearbeitung der von Fauriel mitgetheilten neugriechiſchen Volkslieder an. Sie athmen wie jene den Geiſt der Poeſie, der in den Griechen unvertilgbar fortlebt und ſchon allein für ihre volksthümliche Wiedergeburt Bürgſchaft leiſten würde, wenn auch noch keine Thaten dafür ſprächen. In der vorliegenden Bearbeitung hat der Dichter ihnen den Glanz und Duft ihrer Heimath in voller Friſche zu erhalten gewußt.

Und ſo ſind wir bei der Durchſicht dieſes reichen poetiſchen Nachlaſſes nun zu den „Griechenliedern" gekommen, gewiß den ſchönſten unter den vielen Kleinodien, die er ent-

hält. Seiner Kunstweise ist auch hier der Dichter treugeblieben, indem er überall nicht in seiner Person spricht, sondern immer die Griechen selbst in den verschiedenen Verhältnissen ihres Freiheitskampfes auftreten läßt; aber grade hier ist diese Behandlung die glücklichste, die für den Stoff gewählt werden konnte, da sie ihn am reinsten und treusten in einer Wirksamkeit darstellt, die von der subjektiven Begeisterung des Dichters allein niemals zu erwarten ist. Diese Begeisterung fehlt aber keineswegs, sie zeigt sich hier vielmehr im strengsten Ernst, in männlicher Würde, kräftiger und heißer als in irgend einer andern poetischen Produktion des Dichters, und die objektive Hülle, in der sie auftritt, bringt nicht nur ihr Dasein, sondern auch zugleich den Quell, aus dem sie entspringt, zur unmittelbaren Anschauung und reißt den Leser, indem er das Gefühl des Dichters als wohlbegründet und gerechtfertigt erkennen muß, unwiderstehlich zu gleichen Gefühlen hin. In der Form sowohl als in der Auffassung der Stoffe nähert sich hier der Dichter, so viel als es die Forderungen deutscher Kunst und Sprache und die Bewahrung seiner poetischen Eigenthümlichkeit zulassen, den Vorbildern der neugriechischen Poesie, wodurch der Reiz und die poetische Wahrheit dieser Dichtungen in hohem Grade vermehrt wird. Es sind dieselben aber dem gesammten Vaterlande zu bekannt, allen Freunden Griechenlands und der Poesie zu lieb, die Stimme des allgemeinen Beifalls, mit der sie bei ihrem ersten Erscheinen begrüßt wurden, ist zu laut geworden, als daß es hier zu ihrer Karakteristik mehr als dieser kurzen Andeutungen bedürfen sollte. Nur dem Wunsche sei noch Raum gegeben, daß irgend eine kunstreiche Hand diese Lieder in die Sprache der Neugriechen übertragen möchte, wozu sie nach Inhalt und Form so wohl geeignet sind. Sie würden das schönste Angebinde sein, das Deutschland der verjüngten Hellas bei ihrer Wiedergeburt zu bringen vermöchte und bei ihr vielleicht treuere Aufbewahrung und

ſorgſamere Pflege finden, als den Gaben der Muſe in Deutſchland gewährt zu werden pflegt.

Es bleibt noch von den Epigrammen des Dichters zu ſprechen, welche, dreihundert an der Zahl, den zweiten Band beſchließen. Sie ſind nicht Epigramme im modernen Sinn, nicht gereimte Witzworte, ſondern meiſtens Gnomen, treffende Sinnſprüche, kurze Lebensregeln, richtige Bemerkungen, Vergleichungen und heitere Scherze ohne Anſpruch, leicht und gemüthlich, in bequemer, aber anmuthiger Form hingeworfen, mehr Epigramme des Herzens als des Verſtandes. Keines iſt ſchief oder ſchielend, keines bitter und verletzend, und in allen ſpricht ſich der reine, liebevolle Sinn, der klare Blick und freie Muth des Dichters aus. Hat uns in den lyriſchen Gedichten ſeine Kunſt ergriffen, ſo gibt in dieſen Sprüchen der Dichter ſich ſelbſt zu erkennen und gewinnt unſere Freundſchaft durch ſeinen Karakter.

Der poetiſche Theil dieſes Nachlaſſes hat den Referenten lange beſchäftigt, denn von dieſer Seite vorzüglich verdient Wilhelm Müller die ſorgſamſte und liebevollſte Betrachtung. Was über ſeine in den folgenden Bänden enthaltenen Erzählungen und kritiſchen Arbeiten zu ſagen iſt, bleibt, weil der Raum es erheiſcht, einem zweiten Artikel vorbehalten, und es ſei hier nur noch erwähnt, daß die zierliche und geſchmackvolle äußere Ausſtattung dieſer Sammlung dem Werth des Dichters völlig entſprechend iſt. Das Titelkupfer, nach einer Zeichnung unſers trefflichen Krüger, gibt uns ein angenehmes Bild des Verewigten in ſeinem Jünglingsalter. Die ſpätern Jahre, in welchen Referent ihn kennen lernte, hatten die Aehnlichkeit mit dieſem Bilde ſchon größtentheils verwiſcht.

## XVI.

1. Rübezahl. Ein dramatiſches Mährchen, von Wolfgang Menzel. Stuttgart 1829. 8.
2. Narciſſus. Ein dramatiſches Mährchen, von Wolfgang Menzel. Stuttgart 1830. 8.

---

Das Mährchen, obgleich es dem erſten Blick als eine leichte Aufgabe für den Dichter erſcheinen möchte, gehört, genauer betrachtet, zu den ſchwerſten. Wo die Form von jeder Beſchränkung frei iſt, wo die Phantaſie, von jedem Geſetz realer Möglichkeit entfeſſelt, ihren Flug durch das unendliche Reich poetiſcher Willkür nehmen darf, da tritt um ſo ſtrenger der unerläßlichſte, der höchſte Anſpruch an die Poeſie, die Forderung der Schönheit ein. Wo auf alle natürliche Wahrheit Verzicht geleiſtet wird, muß die poetiſche ſich um ſo reiner darſtellen; wo die Gaben der Laune und des Witzes mit ausſchweifender Verſchwendung ausgeſtreut werden ſollen, müſſen ſie in um ſo größerer Fülle und Trefflichkeit vorhanden ſein, kurz, wo die Umarmung der Kraft mit der Zartheit aller Förmlichkeiten einer äſthetiſchen Ehe überhoben iſt, da wollen wir ſie in der ganzen Jugendfriſche ihrer urſprünglichen Natur verbunden ſehen. In dem Mährchen erwarten wir alſo den tiefſten Ernſt, den heiterſten Scherz, den durchdringendſten Schmerz, den treffendſten Witz, und der Dichter, der alle dieſe Elemente in ſeinem Werke vereint, wird uns am höchſten ſtehen. Der Verfaſſer der vorliegenden Mährchen hat ſeine Aufgabe in dieſem Sinne aufgefaßt und ihrer Löſung ein nicht gemeines Talent gewidmet. Es ſtehen aber der Ausführung ſolcher Werke einige in der Dichtungsart ſelbſt liegende Schwierigkeiten entgegen wie Klippen, an denen Verſuche dieſer Art nicht ſelten zu ſcheitern pflegen. Einmal überhebt ſich der Dichter in dem Bewußtſein der ihm zuſtehenden Freiheit leicht der Mühe, an die Vollendung der Form den gebührenden Fleiß zu wenden. Hiernächſt begeg-

net es ihm leicht, daß er, um in ſeinem Mährchen eine philoſophiſche Idee in ihrer ganzen Tiefe zu verkörpern, in Trockenheit und Schwere verfällt, daß er ermüdet und anſtrengt, wo er Geheimniſſe der Natur- und Geiſterwelt uns poetiſch anſchaulich machen will. Endlich begibt ſich nicht minder häufig, daß er, um ſeinem Schiff eine volle Ladung von Witz und humoriſtiſcher Laune mitzugeben, es mit allzuleichter und wohlfeiler Waare überfrachtet. Je freier aber die Form iſt, um ſo reiner ſoll ſie vollendet ſein; je tiefer der Sinn iſt, um ſo klarer und faßlicher ſoll er ſich darſtellen, je feſſelloſer die Laune iſt, um ſo eigner und ungezwungener ſoll ſie erſcheinen, und je rückſichtsloſer der Witz ſein darf, um ſo feiner und treffender wird er verlangt. Der Leſer braucht nur an Shakſpeare, an ſeinen „Sturm" und „Sommernachtstraum", und demnächſt an Gozzi und an Tieck erinnert zu werden, um die Richtigkeit dieſer Forderungen zu fühlen und von der Möglichkeit ihrer Erfüllung überzeugt zu werden. Referent, der dieſen „Rübezahl" mit unbefangener Hingebung durchlas und ſich durch den ernſten und lyriſchen Theil deſſelben öfters angezogen fühlte, fand ſich dennoch durch vieles darin abgeſtoßen und konnte ſich, indem er den Grund davon erforſchte, nicht verhehlen, daß dieſer eben in den angeführten drei Fehlern lag, die der Dichter nicht ganz vermieden hat. Die alte anziehende Sage vom Rübezahl iſt hier wohl benutzt, um den wunderbaren Eigenſinn der Liebe anſchaulich zu machen und zu zeigen, wie dieſelbe in der natürlichen Anziehung entgegengeſetzter und in der Abſtoßung gleichliegender Pole zu ſuchen ſei. Die Verſchmelzung dieſer Idee mit der alten Fabel iſt glücklich koncipirt und der Plan genial entworfen. Der Ausführung im Einzelnen aber fehlt die Uebung und Sicherheit, der Fleiß und der reine Sinn des ausgebildeten Dichters, der von dem Gegebenen vieles geſtrichen und das Beibehaltene ſorgfältiger ausgearbeitet haben würde. Die Prinzeſſin, von einem Heer

heirathsluſtiger Prinzen belagert, weiſt in launiſcher Sprödigkeit alle Bewerber zurück. Von den letztern werden uns fünf als Repräſentanten der verſchiedenen Gattungen vorgeführt, die, als ſolche glücklich gewählt, in der Darſtellung aber mit einer überladenen, zu ſehr ins Niedrige fallenden Komik ausgemalt ſind. Prinz Türkenfreſſer, der den Preis der Liebe durch überwiegende perſönliche Kraft und Tapferkeit zu gewinnen hofft, ſagt:

Ja, des Halbmonds beide Zacken
Schlag' ich mir um meine Backen,
Und verzehr' ihn aus der Mitte
Wie der Hund die Butterſchnitte (!).

Hiernächſt tritt Prinz Caſanova auf, der ſich durch ſeine bekannten Erfolge in der Liebe geltend machen will, dann Prinz Siegwart, der durch ſentimentale Schwärmerei, Prinz Firlefanz, der durch ſtutzerhafte Zierlichkeit und Tanzfertigkeit, endlich Prinz Gottfried, der Schmecker und Vieleſſer, der durch vollkommene eheliche Reſignation den Sieg zu erringen hofft. Endlich erſcheint Rübezahl, das zaubermächtige Naturkind, und fordert, als verſtände ſich dies ſchon von ſelbſt, ſeiner hohen Schönheit vertrauend, Erwiederung ſeiner Liebe, nimmt, als er mit Erſtaunen zur Sittlichkeit und zum Anſtande verwieſen wird, die Prinzeſſin in ſeinen mächtigen Arm und entflieht mit ihr durch die Lüfte. Alle ſeine Bemühungen, die Schöne zur Liebe zu bewegen, ſind indeß vergeblich. Unter andern Zauberſpielen, womit er ſie zu ergötzen ſucht, läßt er auch die erſten Dichter aller Zeiten vor ihr auftreten und jeden die Kraft der Liebe in einer Strophe ausdrücken. Homer, Sappho, Oſſian, Dante, Taſſo, Petrarca, Dſchami, Gottfried von Straßburg, Calderon, Shakſpeare, Schiller, Goethe und Voß laſſen ſich vernehmen. Einige dieſer Sinnſprüche ſind zart und bedeutend, andere verfehlt, die letzten beiden, die hier folgen mögen, parodiſch.

Goethe.

Liebe ward, nebſt andern Gaben,
Hier uns feſſelnd, dort begleitend,
Für den jung und alten Knaben
So anmuthig als bedeutend.

Voß.

Liebe, die romant'ſche Puppe,
Liebt' ich nur in der Familie
Wie in meiner Waſſerſuppe
Grünes Laub der Peterſilie.

Der Ausfall auf Voß iſt, abgeſehen von ſeiner innern Plattheit, auch als nachäffende Wiederholung deſſen, was ſchon vor dreißig Jahren mit Recht mißfallen hat, widerwärtig. Die Prinzeſſin entzieht ſich der Macht Rübezahl's endlich durch Liſt, indem ſie eine ſeiner Zauberrüben, während ſie ihm die Zählung der neuanwachſenden Saat aufträgt, in den Pegaſus verwandelt und auf dieſem entflieht. Nun ſtößt ſie auf den Prinzen Rattibor, einen Mann von ſolcher Häßlichkeit, daß jedes Frauenzimmer von ſeinem Anblick ſtirbt, der ſich aber damit tröſtet, daß ſeine Mißgeſtalt nur äußerlich, dagegen aber ſein Inneres nur um ſo wohlgebildeter iſt. Er ſagt:

Es läßt inwendig die Natur
Sich täglich meine Gaben mehren;
Da muß nun in Karikatur
Sich Alles wieder auswärts kehren.
So fährt mein flammendes Genie
Zum Kopf heraus in rothen Haaren u. ſ. w.

Prinz Rattibor will ſich ihr nicht zeigen und warnt die Prinzeſſin vor ſeinem tödtlichen Anblick. Sie aber beſteht darauf, ihn zu ſehen, und bleibt, zu ſeinem Erſtaunen, nachdem er ſich ihr gezeigt, am Leben. Ja, ſie wählt ihn, von ſeiner Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit gerührt, ſofort zu ihrem Gemahl. Rübezahl, im Grimm der Verzweiflung, läßt ſeine

Wuth im Sturm der Elemente austoben. Die zur Belustigung seiner Geliebten gesäeten Rüben verwandelt er, im höchsten Zorn, in dreizehn mißgeschaffene Recensenten, die nicht ermangeln, ihn, ihren Schöpfer, sogleich zu bekritteln, zu schmähen und durch den Spottnamen Rübezahl zu verscheuchen. Der dreizehnte von ihnen platzt vor Hochmuth, nachdem er sein Brüderdutzend verschlungen hat. Daß in einem Tageserzeugniß dieser Art den Recensenten übel mitgespielt werden mußte, versteht sich von selbst, und der Verfasser konnte dies um so unbefangener thun, da er zu ihrer Gilde gehört. Der Narr des Stücks, der darin eigentlich die philosophischen Honneurs macht, dem es aber dabei an ächter Lustigkeit und Witz gar sehr gebricht, versucht es endlich, den Berggeist durch ethisch-humoristische Betrachtungen zu beruhigen, was ihm denn auch wider Erwarten sogleich gelingt. Rübezahl söhnt sich mit dem Leben aus, faßt für sein künftiges Zauber- und Geisterleben die besten Vorsätze und schließt mit den Worten:

> Die wahre Liebe rächt mit Haß sich nicht,
> Sie rächt sich, ob gekränkt, doch nur mit Liebe.

Der darauf folgende Schlußgesang der Elfen ist sehr schön.

Das Ganze ist durchwebt mit komischen Gestalten und Scenen. Ein simpler Reisender, ein reisender Enthusiast mit seinem Verleger, ein Konsistorialrath als großer Geist, ein Hofrath als Philosoph, ein Pfarrer mit seiner verliebten Tochter, nebst dazu gehörigem Kandidaten, eine dicke Jüdin mit einem Stallmeister, Regierungsrath und Räthin, gebildetes Fräulein und roher Lieutenant, kurz, der ganze Gesellschaftspöbel der heutigen Bäderwelt wird in Rübezahl's Zauber verflochten und geneckt. Aber dieser Krieg mit den Philistern ist schon so oft und so glücklich geführt worden, daß wenig neue Lorbern darin zu ernten sind. Tieck, Robert, von Eichendorff und Andere haben darin schon so viel Treffliches

geleiſtet, daß nur das Ausgezeichnetſte in dieſer Gattung noch willkommen ſein kann. Solches bringt Herr Wolfgang Menzel nun aber nicht; ſeine Leiſtungen gehen nicht über das Gewöhnliche hinaus, und er verfällt zuweilen in das Gemeine. In dem Lande, wo ſeine Prinzeſſin zu Hauſe iſt, wird jede Hahnreiſchaft mit zwanzig Thaler Strafe gebüßt; ein unglücklicher Hahnrei tritt verzweifelnd auf und ſagt: „O daß ich doch nie ein Mann geweſen wäre! Warum bin ich denn nicht unter die Kapaunen gegangen?" — „Ein Frauenzimmer," ſagt der Narr, „iſt eine Roſe, wenn ſie noch jung iſt, wenn ſie aber alt wird, heißt man ſie Hagebutte. Ihr könnt an jedes alte Weib ſchreiben: An Madame Hagebutte, geborene Roſe." Soll einmal eine dicke Jüdin auftreten, ſo iſt es nicht genug, ſie jüdeln und ſich in einen Sumpf niederſetzen zu laſſen, und die hagere Regierungsräthin, die ihren Mann „eine abgekaute Kanzleifeder" nennt, wäre auch beſſer vom Schauplatz geblieben. Dieſe mißlungene Komik iſt um ſo widriger, als ſie ſich ungemein breit macht und wohl zwei Drittheil des Raumes verſchlingt. Was dann für den würdigern Theil des Werks, für den eigentlichen Grundſtoff übrig gelaſſen iſt, wird dem Leſer auch noch durch des Verfaſſers vorherrſchende Neigung zum Philoſophiren verkümmert, die ſich nicht ohne Ermüdung in mühſeliger Reflexion und weitläufiger Auseinanderſetzung deſſen läſtig macht, was in der Poeſie nur angeſchaut, aber nicht erklärt werden ſoll.

Herr Wolfgang Menzel hat ſich als Litterator und Kritiker ſchon einen Ruf erworben, den er verdient, denn ſeine Anſichten und Urtheile, wenngleich nicht immer wohlbegründet und ſelten frei von kecker Anmaßung, ſind mehrentheils originell und geiſtreich. Referent hielt ſich daher verpflichtet, über ſeinen „Rübezahl" mit einiger Ausführlichkeit zu berichten und wollte dieſen Aufſatz eben ſchließen, als ihm auch das zweite Mährchen: „Narciſſus", zur Hand kam. Bei der

Beurtheilung desſelben kann auf das oben Geſagte Bezug genommen werden. Dieſe Dichtung iſt zwar mit größerer Sorgfalt, aber nicht mit beſſerm Erfolg als „Rübezahl" behandelt, vielmehr ſcheint der letztere mehr friſches, poetiſches Leben zu enthalten; er iſt natürlicher und weniger abſtrakt. Der Gegenſatz der Liebe und Eigenliebe, und daß beide im Manne und Weibe Eines werden müſſen, dies iſt die Idee, die in dem Mährchen durch Narciſſus und Armide dargeſtellt werden ſoll. Jener repräſentirt die Eigenliebe, dieſe die Liebe in höchſter Potenz. Die Zauberin, die den Jüngling durch alle ihre Bitten und durch alle Lockungen ihrer Reize nicht zur Liebe zu bewegen vermag, reicht ihm endlich einen Zaubertrank, doch nicht heimlich, ſondern gleichſam als Ausforderung, es zu verſuchen, ob er durch ſeine Willenskraft dem Zauber widerſtehen werde. Er nimmt ihn an und fühlt die Neigung in ſeiner Bruſt erwachen; aus Furcht aber, daß dieſe ſich einem fremden Gegenſtande zuwenden möchte, ſtürzt er ſogleich vor den Spiegel und wird nun mit einer leidenſchaftlichen Liebe zu ſeiner eignen Perſon erfüllt. Die getäuſchte Zauberin ergreift nun das Mittel, die Geſtalt des Narciſſus anzunehmen, während ſie ihn in Armiden verwandelt. Jetzt haben ſie die Rollen vertauſcht; er verfolgt ſeine außer ſich hingeſtellte Perſönlichkeit mit der höchſten Glut der Leidenſchaft und findet in ihr denſelben, wiewohl verſtellten Widerſtand, den er früher Armiden entgegenſetzte. Erſt als ſeine Liebe bis zur Verzweiflung geſteigert iſt, als er den Dolch ergreift, um ſie und ſich zu ermorden, löſt ſie den Zauber; Narciſſus iſt überwunden und Beide ſind in gegenſeitiger Liebe glücklich. Iſt hierdurch nun das Räthſel gelöſt? — Sei es ſo! Wenn der Dichter nun auch gezeigt hat, daß die Liebe einerſeits in der völligen Hingebung an die fremde Perſönlichkeit und andererſeits in dem Glück beſtehe, in dieſer die Neigung zu der eignen Perſönlichkeit zu finden, wie denn Liebe und Eigenliebe hierin allerdings zu-

sammenfallen, so bleibt doch dieses immer nur ein Philosophem. Sollte dieses poetisch gestaltet, so mußte es so verhüllt werden, daß es als solches gar nicht hervortrat. Die Geschöpfe des Dichters dürfen nicht als personificirte Lehren oder Ansichten auftreten, sonst verlieren sie ihre poetische Unschuld. Die Poesie muß aus ihrem Eden entweichen, sobald sie vom Baum der Erkenntniß nascht. Hierdurch ist denn auch dieses Werk ohne poetische Wirkung. Narcissus und Armide können uns zu keiner Theilnahme anziehen, denn sie sind völlig körperlos, sind nur als Scheinmenschen auftretende Gegensätze einer philosophischen Idee, die einander bekämpfen, bis sie ihre Einheit demonstrirt haben, und der Leser findet in der ganzen, wenngleich in poetische Sprache, mit anscheinender Leidenschaftlichkeit geführten Verhandlung keinen andern Reiz, als den der Dialektik. Die äußere Form nur ist poetisch, der Inhalt nicht. Daß die Diener der beiden Hauptpersonen, Truffaldino und Smeraldina, die Mohrin, in ihrer Weise dieselben Verwandlungen durchlaufen müssen, gibt zu einigen artigen komischen Scenen Anlaß. Die Komik steht in diesem Stücke zwar etwas höher als im „Rübezahl," ist aber dennoch eine Pflanze, die auf dem Boden dieses Dichters nicht recht gedeihen will. Diesmal hat er seinen Schauplatz mit den komischen Masken der Italiäner bevölkert und ihnen den ehrlichen, gutmüthig ungeschickten deutschen Hanswurst in untergeordneter Stellung zugesellt. Ihrer Regsamkeit fehlt aber die ursprüngliche, lebendige, nationale Laune. Die komische Darstellung der Freimaurer, wie sie, hohen Veredlungszwecken folgend, zu Werkzeugen fremden Eigennutzes gemißbraucht werden, ist gut gedacht, aber nicht fein und ohne ächten Witz ausgeführt. Der Gedanke, sie jede Aeußerung ihres Meisters durch Posaunenstöße bekräftigen zu lassen, ist aus der Zauberflöte entnommen, wo er durch den feierlichen Ernst unwillkürlich eine

komische Wirkung hervorbringt. Schon der verstorbene E. T. A. Hoffmann pflegte sich hieran häufig zu belustigen.

## XVII.

### Taschenbuchslitteratur für 1831.

Warum nehmen die Taschenbücher jetzt eine so bedeutende Stelle in unserm litterarischen Verkehr ein? In einer Zeit, wo, nach einstimmiger Versicherung der Buchhändler, schöngeistige Schriften die schlechtesten Verlagsartikel sind, erscheinen jährlich vielleicht vierzig bis fünfzig dieser bunten, glänzenden, goldgesäumten Schmetterlinge. Blast ihnen den Farbenstaub weg, und die mehrsten von ihnen werden euch als fahle mißgestaltete Insekten in der Hand bleiben; wenige als weißbeschwingte Genien, die auch ohne Farbenschimmer durch Geist und Form noch reizen. Und doch wird ihre Erscheinung belohnt durch die willkommenste Aufnahme, durch den reichlichsten Absatz; das beweist ihre unausgesetzte, bei vielen schon seit zwanzig, dreißig Jahren wiederholte Rückkehr. Woher diese Erscheinung? Sie erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die Taschenbücher ein wirkliches Bedürfniß befriedigen oder doch beschwichtigen. Viele Tausende von Lesern ergreifen ein Buch ohne irgend einen andern Zweck als den der Zerstreuung. Sie sind ermüdet von den Arbeiten, abgespannt von der Langweile des Lebens; sie wollen nicht angestrengt, nicht belehrt, nicht veredelt, nicht höher gestimmt, nichts wollen sie sein als unterhalten. Wohin sollen sie greifen? Sie senden in die Leihbibliothek und erhalten Bücher auf Bücher. Dies ist zu ernst, jenes zu trocken, eines zu lang, das andere zu tief, manches zu schwer, zu ermüdend, zu langweilig oder schon bekannt. Gewiß gibt es Tausende von Büchern, die ihrem Bedürfnisse genügen würden so gut und besser als viele Taschenbücher. Aber sie kennen sie nicht; wer soll

sie ihnen nennen? Die Verlegenheit ist da, die Langweile steigt. Da erscheint das Taschenbuch. Elegantester Einband, zierlicher Titel, feinstes Papier, scharfer Druck, goldener Schnitt, niedliche Kupferchen, leichte Erzählungen, wenige und kurze Gedichte, flüchtige Reiseberichte und Beschreibungen, einige Anekdötchen, mit einem Worte, alles was glatt ist und leicht. Der Leser weiß, daß er dies und nichts anderes darin finden wird und kann. Mehr hat er nicht gewünscht; er beschaut, er liest, die lästige Stunde ist ausgefüllt und seinem Wunsch ist genügt. Dieser nach einem vorhandenen Bedürfniß sehr enge aber ganz genau begrenzte Kreis des Inhalts, verbunden mit dem Umstande, daß es sich durch diesen und durch seine äußere Form vorzüglich zu angenehmen Geschenken eignet, sichert dem Taschenbuche den reichlichsten Absatz und erklärt zugleich die Erscheinung, daß die beste Aufnahme gerade solchen Taschenbüchern zu Theil wird, die sich mit ihrem Inhalt am nächsten an die Masse der nicht-denkenden und nicht-urtheilenden, blos nach Zerstreuung jagenden Leser anschließen. Fragt man nun, ob es der Würde der Poesie denn auch angemessen sei, einer so leichtfertigen Richtung der Menge zu folgen und zu dienen, so wird man nur antworten können, daß sie dies nothwendig thun muß und soll, denn so göttlichen Ursprungs sie ist, kann sie auf die Zeit nicht anders wirken, als indem sie ihrem Gange folgt, sich desselben bemächtigt und von da aus die Menschheit einem höhern Ziele zuzuführen sucht. Die ersten Geister aller Zeiten und Völker haben sich bequemen müssen, die Bedingungen anzunehmen, unter welchen allein ihnen eine Wirkung auf ihre Zeitgenossen zugestanden wurde, und so wird denn auch unsern Schriftstellern, die mit Talent begabt sind, nicht nur zu gestatten, sondern dringend zu rathen sein, dasselbe zur Heraufbildung ihrer Mitwelt auf diesem Wege anzuwenden, denn die Taschenbücher sind eines der Hauptmittel, um Erkenntniß und Kunstsinn zu verbreiten unter einer Masse von Men-

ſchen, die für beide ſonſt nicht zugänglich wären. Aus gleichem Grunde aber wird auch die Kritik mit dieſem wichtigen Zweige der Litteratur ſich ernſtlich und gründlich zu beſchäftigen haben. Jeder Weg, den die Kunſt nimmt, iſt nothwendig, aber auf keinem wird ſie ohne die Begleitung der Kritik bedeutend vorſchreiten. Da dieſe litterariſchen Erſcheinungen von den Kritikern bisher häufig mit einer gewiſſen ironiſch lächelnden Nachſicht und Flüchtigkeit behandelt worden ſind, wie ſie etwa hübſchen Kindern vorübergehend zu Theil wird, ſo ſchien es nothwendig, mit obigen Worten die hier gewählte Behandlungsweiſe zu begründen und einzuleiten. Referent wird dieſe Kinder der Zeit nach der Reihenfolge betrachten, in welcher ſie ſich bei ihm einſtellten.

## Urania.

Einfach, mit leichten aber ſichern Schritten, die jugendliche Schönheit in das feine, ſchlichte, milchweiße Gewand hüllend, tritt ſie auf, und wahrlich mit köſtlichen Gaben. „Der griechiſche Kaiſer", eine Novelle Ludwig Tieck's von bedeutendem Umfange, eigentlich ein kleiner Roman, tritt zuerſt auf. Die Geſchichte jenes Abenteurers, der ſich für den als griechiſcher Kaiſer in die Gefangenſchaft der Bulgaren gerathenen Grafen Balduin ausgab und dadurch in Flandern bedeutende Unruhen veranlaßte, bildet den reichen Hintergrund zu einem bunten, von zahlreichen Figuren erfüllten romantiſchen Gemälde. Man bewundert hier weniger die bedeutungsvolle Tiefe, die Tieck's Novellen ſonſt auszeichnet, als die Sicherheit und Feinheit, mit der die große Fülle mannichfacher Einzelnheiten in bequemer Ruhe und fleißiger Ausführlichkeit behandelt iſt, und wenn auch nicht von dem mächtigen Eindruck eines das tiefſte Gefühl erregenden Ganzen ergriffen, wird man doch immer von neuem angezogen durch den Geiſt und die Kunſt, mit der das romantiſche Leben des Mittelalters in den verſchiedenſten Verhältniſſen

und Perſonen in ſeinen vielgeſtaltigen Erſcheinungen zur Anſchauung gebracht iſt. Hof, Adel und Geiſtlichkeit, Bürgerſchaft und Landvolk bewegen ſich in aufgeregter Leidenſchaft, und der Dichter läßt uns die unruhigſte Welt im ſchön geordneten ruhigen Ueberblick betrachten. Wer dieſe Novelle mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird auch hier die Eigenthümlichkeit des Meiſters bewundern, der ſeinen Geſtalten die größte dramatiſche Kraft und Lebendigkeit zu geben und zugleich ſich ſelbſt die beſonnenſte epiſche Ruhe zu erhalten weiß. Seine Karaktere ſind hier wie immer neu, eigenthümlich und wahr gezeichnet, und der tiefe Humor, dieſes weſentliche Element des Tieck'ſchen Genius, verbreitet auch über dieſes Werk ſeinen eignen Zauber. Sowie aber Kato allen ſeinen im Senat gehaltenen Reden die Worte hinzufügte: übrigens aber ſtimme ich dafür, daß Karthago zerſtört werden müſſe, ſo möchte Referent jedesmal, wenn er veranlaßt wird, über ein neu erſchienenes Werk von Tieck ſich auszuſprechen, mit den Worten ſchließen: ich aber bin der Meinung, daß vor allen Dingen „Der Cevennenkrieg" zu beendigen ſei.

Hiernächſt iſt „Die Düvecke", eine Erzählung von Leopold Schefer, zu erwähnen. Ein köſtlicher Stern in Uraniens Kranze! Wenige Dichter verſtehen es wie dieſer, das Herz ſeiner Leſer mit den brennenden Schmerzen des Gefühls zu durchdringen und in dieſem Feuer zu läutern. Zwei zarte, lichthelle Frauenſeelen, deren Inneres wir in ihrem feinſten Geäder belauſchen, läßt er Faſer für Faſer von der eiſernen unerbittlichen Hand eines kalten, ſchleichenden, ſelbſtſüchtigen Tyrannen langſam vor unſern Augen zerpflücken; er füllt uns den Becher mit ihren in ſtiller Hingebung vergoſſenen Thränen und läßt uns ihn leeren bis auf den Grund; wir müſſen ihr ſterbendes Leben begleiten bis zum lange verzögerten Ende und können nicht loskommen, weil er das ſchmerzlichſte Gefühl zum höchſten Genuß zu erheben weiß. Leopold Schefer hat eine große poetiſche Kraft, er iſt ſehr

glücklich in der Erfindung frappanter Situationen, kunstreich in der Schilderung äußerer Erscheinungen, vornehmlich aber versteht er, das innerste Gemüthsleben gleichsam pragmatisch darzustellen. Allein, er ist nicht frei von Manier, oft gesucht und ungehörig spielend mit dem Witz des Ausdrucks, wobei man nicht selten Jean Paul als Vorbild oder Reminiscenz erkennen möchte, auch tritt er häufig reflektirend, erklärend und belehrend mit seiner Person als Autor hervor, wodurch die Wirkung gestört wird. Wie gern aber übersehen wir solche kleine Flecken, wo uns ein Genuß wie dieser bereitet ist!

Zwischen diese beiden Novellen ist eine dritte, „Scharfenstein" von Friedrich von Heyden, man kann wohl sagen, eingeklemmt; denn wird ein, wenn auch nicht schlechtes, doch wenig bedeutendes Bild zwischen zwei so ausgezeichneten Kabinetstücken ausgestellt, so erscheint es ganz eigentlich in der Klemme. Der Eindruck des griechischen Kaisers herrscht noch mächtig im Gemüthe, wenn man den ermüdenden Weg zu den kahlen Ruinen von Scharfenstein hinaufklimmt. Der Anblick, den man oben gewinnt, ist wenig belohnend; man macht sich verdrießlich auf den Rückweg und eilt, um zu der holden Düvecke zu gelangen, bei der man jede Mühe, aber auch jeden Eindruck von Scharfenstein so leicht als gern vergißt.

Die Fabel der Novelle „Scharfenstein" beruht auf der Wunderlichkeit eines Justizraths von Wörtner, der nicht nur ein leidenschaftlicher Verehrer des Mittelalters ist, sondern auch eine Wohlthat, die einem seiner Vorfahren von einem Scharfenstein schon zur Zeit des Kreuzzuges Kaiser Friedrichs I. erzeigt worden, nach so vielen Jahrhunderten noch dankbar vergelten möchte, wozu sich denn endlich die langersehnte Gelegenheit darbietet, als sich ein junger dilettirender Maler unter einem angenommenen Namen bei ihm einfindet, seine und seiner einzigen Tochter Liebe gewinnt, und in diesem dann der letzte noch lebende Sprößling des Hauses Schar-

fenſtein entdeckt wird. Nicht zu gedenken, daß der Leſer die Entwickelung viel zu früh vorausſieht, ſo iſt auch die auf dieſer Verkehrtheit des Juſtizraths aufgebaute Erfindung ſchwach und unwahrſcheinlich. Sollen wir eine Verkehrtheit, wie ſie hier als wirklich angenommen wird, als die Wurzel einer Novelle gelten laſſen, ſo müſſen wir wenigſtens einen ſtarken, dichtbelaubten, fruchtbeladenen Baum daraus erwachſen ſehen. Hier treibt ſie einen dürftigen Strauch, an dem nichts wächſt als eine gewöhnliche Romanenheirath; ein verarmter, vertriebener Graf, der Satisfaktion erhält; ein verſchollener Geſchlechtsname, der erhalten wird; eine Ruine, die dem Abbruch entgeht; eine leere Ehrfurcht vor mittelalterlicher Art und Kunſt, die nicht eben würdig dargeſtellt iſt, und viel unergiebiges Kunſtgeſpräch. Durch ſolche Erfindungen wird die Kraft jener großen Zeit nicht wieder belebt werden, und wohl wäre zu wünſchen, daß dies unfruchtbare Schönthun mit dem Leichnam der Feudalzeit einmal aufhören möchte.

Es bleibt noch von einigen Dichtungen Victor Hugo's zu ſprechen, die uns Guſtav Schwab in Ueberſetzungen mittheilt. Warum er ſie „Orientalen" nannte, wird nur bei zweien, die „Das Kind" und „Das Feuer vom Himmel" überſchrieben ſind, und deren Inhalt dem Orient entnommen iſt, klar. Die übrigen behandeln Gegenſtände, die dem weſtlichen Europa angehören; und was Form und Styl, Gedanken und Wendung anbetrifft, ſo iſt an allen nichts weſentlich Orientaliſches zu entdecken. Möglich iſt es, daß ihm die urſprünglich oder dem Beſtreben nach darin herrſchende Gluth der Phantaſie als orientaliſch vorſchwebt. Die Originale ſind Referenten nicht bekannt, die Ueberſetzungen aber machen ganz den Eindruck von Originaldichtungen und ſind alſo in dieſer Hinſicht vortrefflich. Man könnte dieſe Gedichte romantiſche Studien nennen, wie denn alles, was die Franzoſen jetziger Zeit in dieſem Sinne dichten, als willkommene Vorarbeit zur Entwickelung einer freien National-

poesie zu betrachten ist. Der erste und bis jetzt der einzige Vortheil, den sie aus dieser neuen Richtung gewonnen haben, ist die Erkenntniß, daß jedes Kunstwerk das Gesetz, nach welchem es gebildet wird, nicht von außenher zu empfangen hat, sondern in sich selbst trägt. Wie nun aber dieses Gesetz immer ein durchaus nothwendiges, und jedes Gedicht bis in seine fernsten Glieder hinab demselben entsprechend gebildet sein müsse, dafür scheint ihnen der Sinn noch nicht vollständig aufgegangen zu sein.

Victor Hugo, der vorzüglichste Repräsentant der neuen französischen Schule, liefert hiervon in seinen größern dramatischen und epischen Dichtungen den vollständigen Beweis. Glücklicher ist er in seinen lyrischen Gedichten, in denen Phantasie und Gefühl sich in schönen Formen bewegen. Dennoch scheint auch hier seine Poesie weniger aus ursprünglicher Naturanlage als aus einem durch die Betrachtung großer ausländischer Vorbilder angeregten Gefühl und der Erkenntniß, die er sich aus ihnen abstrahirt hat, hervorzugehen. Seine Kraft ist die der Anstrengung, sein Gefühl das der absichtlich in sich selbst erregten Stimmung, und sein Effekt ist sichtlich vorbereitet und gesucht. Jedes einzelne der von dem Uebersetzer hier mitgetheilten Gedichte bestätigt dies Urtheil, wovon der Leser durch ein Beispiel leicht überzeugt werden könnte, wenn der Raum dies nicht wegen ihres zu großen Umfanges verböte. Höchst dankenswerth ist es, daß Gustav Schwab durch seine trefflichen Nachbildungen uns diesen Dichter in seiner Eigenthümlichkeit vor Augen stellt, und daß er hierzu Stücke wählte, die zu diesem Zweck vorzüglich geeignet sind, wie er sich denn ein gleiches Verdienst schon früher durch seine glückliche Uebertragung von Lamartine's Gedichten erworben hat. Ist nun hierdurch die Kenntniß der neuen poetischen Kunstschule Frankreichs bedeutend gefördert, so ist es nicht minder die seiner neuern Malerschule durch die sechs dem Taschenbuche mitgegebenen köst-

lichen Stahlſtiche von Schuler d. j., nach Gemälden von Beaume, Ronche, Revoil, Laurent, Pernot und Schwebach. Man kann nichts Feineres, Zarteres und Lieblicheres ſehen als dieſe Bilderchen, wo im kleinſten Raume die Urbilder mit größter Treue, Wahrheit und Genauigkeit abgeſpiegelt ſind. Vorzüglich anſprechend ſind: Der Abſchied des Rekruten, Heinrich IV. mit ſeinen Kindern ſpielend, und die ſchottiſche Ruine. Das Titelkupfer gibt uns ein Bild Peters von Cornelius, das Referent, obgleich er den großen Maler nicht perſönlich kennt, für ähnlich hält, weil es im höchſten Grade ſprechend iſt. In dieſen kräftig-ernſten Zügen offenbart ſich derſelbe Geiſt, der uns aus ſeinen Werken anweht.

So iſt die Urania denn mit den ſchönſten Gaben der Muſen reichlich ausgeſtattet und könnte, wenn ſie den „Scharfenſtein" nicht mitbrächte, ein klaſſiſches Taſchenbuch genannt werden. Eine Nachfolgerin, der es gelänge, ſie zu überbieten, müßte eine wundervolle Erſcheinung ſein. Sehen wir denn zunächſt, was

## Minerva

im Schilde führt. Zuerſt von den Kupfern. Der eingeführte Gebrauch, die Werke unſerer großen Dichter in ihren Hauptſcenen bildlich aufzufaſſen und ſo nach und nach eine kleine Galerie zu ſchaffen, in der die Phantaſie ſich unter bekannten und geliebten Geſtalten heimiſch fühlt, iſt ſehr zu billigen. Nur muß dies mit der größten Sorgfalt und Beſonnenheit ausgeführt und die bildliche Darſtellung nur ſolchen Künſtlern anvertraut werden, die den Geiſt des poetiſchen Kunſtwerkes in ſeiner ganzen Tiefe aufzufaſſen und ſeine Geſtalten auch ächt künſtleriſch ihrem wahren Karakter gemäß zu verkörpern wiſſen. Dies iſt nun dem zierlichen Ramberg in den vorliegenden acht Blättern auch nicht im entfernteſten Sinne gelungen; ja, es ſcheint faſt, als habe ſein Stift den unglücklichen Werther parodiren wollen. In

den Stellungen und Bewegungen deſſelben tritt uns nirgends das tiefe, den Jüngling übermannende Gefühl, ſondern ſtatt deſſen eine bis zur Lächerlichkeit überſpannte theatraliſche Geſtikulation entgegen, und Lotte erſcheint in der Brunnenſcene, wie in der Klavier-, Abſchieds- und Piſtolenſcene, beſonders in der letztern, als eine ächte Theaterprinzeſſin. Hierzu kommt, daß beide Perſonen auf den verſchiedenen Blättern gar nicht dieſelben ſind. Der Faun unter dem Sopha und der Amor unter dem Aktenſchrank ſind höchſt ungehörig angebracht. Die bekannte Ramberg'ſche Katze wird uns zwar hier nicht aufgedrungen, ihre Stelle nimmt aber ein munteres Hündchen ein, das den wunderlichen Spektakel mit vollem Rechte anbellt. Das Ganze macht den widrigſten Eindruck, und der Beſchauer wird, um ihn wieder los zu werden, nichts Beſſeres thun können, als ſeinen Werther einmal wieder durchzuleſen. Der Erklärer der Kupferſtiche, dem es nicht hat gelingen wollen, den in ihm aufſteigenden Tadel ganz zu unterdrücken, verbirgt ſeine Verlegenheit ungeſchickt genug unter einem völlig unverſtändlichen, neuphiloſophiſchen Gallimathias.

Mit dem Trauerſpiel: „Karl der Große", von Oehlenſchläger, hat ſich Referent, trotz der geharniſchten Vorrede, nicht zu befreunden und den Verfaſſer des „Correggio" nicht darin wiederzuerkennen vermocht. Ein Aggregat dialogiſirter, geſchichtlicher Ereigniſſe gibt noch kein Drama, und wollte der Dichter uns nur eine merkwürdige Zeit lebendig vor Augen ſtellen, ſo hätte er auch die Farbe und Geſtaltung dieſer Zeit treuer und objektiver darſtellen ſollen. Karl der Große erſcheint hier nicht als der kräftige, eiſerne, mit unerſchütterlicher Feſtigkeit einem als nothwendig erkannten Ziele zuſchreitender Herrſcher, ſondern als ein gemüthlicher, heftiger, dem Impuls des Moments folgender, durch grobe Täuſchung zu wilder Uebereilung hingeriſſener, ſich ſelbſt und dem Bilde, das in der Geſchichte von ihm lebt, völlig un-

gleicher Mann. Iſt es nun ſchon betrübend, einen rühmlich bekannten Dichter ſich in dieſer Tragödie einem ſo gänzlich verfehlten Streben hingeben zu ſehen, ſo muß man mitleidig erſtaunen, den Namen deſſelben unter einem Gedichte: „William Shakſpeare" betitelt, zu erblicken, das er eine Romanze nennt, das aber in der That nichts weiter als ein wahres Bänkelſängerlied iſt. Um den Ton zu zeigen, in welchem daſſelbe abgefaßt iſt, mögen von den ſechs und zwanzig Strophen, die das Leben des dramatiſchen Heros ableiern, die beiden letzten hier ſtehen:

Heil ſei Diana! ſie zeigte den Hirſch,
Und hätte ſie nicht gerufen: „Birſch!"
Nie hätte die Welt ihn gewonnen;
In Armuth hätt' er ſich abgequält.
Den beſſern Webſtuhl hat er gewählt,
Und größere Fäden geſponnen!

Und Teppiche hat er gewirket ſchön,
Wie Rafael's herrlich anzuſehn,
Noch friſcher die Farben blitzen!
Nie werden ſie mürb', nie werden ſie bleich;
Mehr ſind ſie werth als ein Königreich;
Und der Aermſte kann ſie beſitzen!

Und dieſe Verſe ſind bei weitem noch nicht die trivialſten, die in dem Gedichte vorkommen, denn in einem andern muß der arme William Shakſpeare ſich gar gefallen laſſen, als „eine ehrliche gute Haut" karakteriſirt zu werden.

„Das Turnier zu Worms" iſt eine Erzählung von Karoline Pichler, worin eine Begebenheit, die zur Zeit des Kaiſer Maximilian's vorgefallen ſein ſoll, ganz ſo behandelt iſt, als ob ſie zwiſchen Damen und Herren der heutigen Romanenwelt ſich zutrüge. Ihr Werth erhebt ſich nicht über den Mittelpreis unſers Novellenmarktes, ſie iſt leicht und angenehm geſchrieben und unterhaltend genug, um eine Stunde heiter und unſchuldig auszufüllen. Daß aber Herr

Ludwig Storch in die fluthbedeckten Trümmer von Wineta untergetaucht ist, um uns einen solchen Schlangenknäuel von Völkermord, Vatermord, Muttermord, Brudermord, Kindermord, Unzucht, Ehebruch, Blutschande und anderweiten Greuel herauszufischen und uns einen langgedehnten Ekel zu erregen, der durch kein reines Gefühl auch nur einen Augenblick gemildert wird, das mag er vor Minerven und ihren Lesern selbst verantworten. Dieses Scheusal von Erzählung wäre besser von den Fluthen der Ostsee bedeckt geblieben.

Die Gedichte von Neuffer sind unbedeutend, und die „Reiseerinnerungen" der Frau Johanna Schopenhauer enthalten, außer einer artigen Beschreibung von Adersbach, wenig Erhebliches. Diesmal hat die Minerva gethan, was ihres Amtes ist: sie hat Eulen nach Athen gebracht.

## Cornelia

gehört zu den bessern Erscheinungen der Taschenbücherwelt. Zwar sucht sie zunächst der großen Masse der gewöhnlichen Leser zu gefallen und schmeichelt ihrem Geschmack durch solche Novellen, deren Reiz vorzüglich in dem Interesse der erzählten Begebenheiten liegt; diesen freilich nicht hochliegenden Zweck aber verfolgt sie mit Konsequenz und erreicht ihn mit Glück. Das Titelkupfer zeigt uns in einem sehr fleißig und brav gearbeiteten Stich das von einem gleichzeitigen Künstler gemalte Portrait der berühmten Augsburgerin, Philippine Welser, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, von welcher in der Erklärung ein kurzer Lebensabriß beigefügt ist. Man befreundet sich mit diesem auf den ersten Anblick nicht sehr einnehmenden Gesicht, je länger man es anschaut, mehr. Auch das folgende, eine Scene aus ihrem Leben darstellende Bild ist geschmack- und ausdrucksvoll von Kininger gezeichnet. Die übrigen Bilder leiden an Flüchtigkeit und Manier.

Vier Novellen bilden den Inhalt des Büchleins, denn die dazwiſchen liegenden, mit Verſen bedruckten Blätter ſcheinen faſt nur, wie das weiche Papier zwiſchen Kupferſtichen, zur Verhütung der Reibungen eingelegt. Dieſe Novellen nun können füglich als Repräſentanten ebenſo vieler jetzt vorkommenden Hauptgattungen dieſer Dichtungsart angeſehen werden und verdienen, als ſolche, eine etwas genauere Betrachtung. Die erſte iſt: „Marie von Lancaſter", hiſtoriſche Erzählung von A. von Tromlitz. Dieſer Novellendichter nimmt irgend ein hiſtoriſches Faktum, läßt ſeine äußere Erſcheinung, ſowie er ſie in der Geſchichte findet, ſtehen, dichtet innerhalb deſſelben Verhältniſſe, Motive, Leidenſchaften und Perſonen hinzu und malt nun das Ganze mit großer Ausführlichkeit in Begebenheiten und Geſprächen aus. Dieſe Ausmalung geſchieht mit Konſequenz und Geſchicklichkeit, ſodaß die Zuſtände in natürlicher Folge, ohne Verletzung der Wahrſcheinlichkeit, ruhig und dennoch belebt genug bis zu ihrer Entwickelung an uns vorüberſchreiten. Die Karaktere ſind zwar nicht in ihrer innerſten Tiefe, aber in ihren allgemeinen äußern Umriſſen folgerecht dargeſtellt und die Geſpräche den Karakteren und Verhältniſſen angemeſſen eingefügt. Die genauere Kenntniß der Sitten, Lebensweiſe und Koſtume, wie wir ſie an Walter Scott bewundern, läßt der Verfaſſer vermiſſen, doch ſo, daß er nicht auffallend dagegen verſtößt, indem er ſich alles dieſes nach allgemeinern Vorſtellungen in ſeiner Phantaſie ausbildet. So findet ſich der Leſer denn zwar keineswegs gewaltſam ergriffen durch die Kraft der Begebenheiten, oder lebhaft erregt von tiefen Gefühlen, wohl aber angezogen und angenehm unterhalten; auch iſt die Erinnerung und Wiederbelebung geſchichtlicher Verhältniſſe für viele Leſer belehrend. In dem hier gezeichneten Kreiſe bewegt ſich Herr von Tromlitz mit einer Fertigkeit, die er ſich durch die Produktion einer unzähligen Menge ähnlicher Arbeiten erworben hat. Ein Fortſchritt ſeines Talentes wird von dem Leſer mit Vergnügen

bemerkt werden: er hat an epischer Ruhe und Sicherheit gewonnen und sich von einem gewissen geisterhaften, mondscheinartigen, sentimentalen Helldunkel losgemacht, das über mehrere seiner frühern Arbeiten einen Nebelflor verbreitet und den Effekt verhindert, indem es ihn sucht. In der gegenwärtigen Erzählung ist die dem Verfasser verliehene Gabe in ihrem ganzen Umfange, aber, wie es scheint, auch in ihren Grenzen erkennbar, denn bei genauer Betrachtung dessen, was er in seiner großen Produktivität bisher geleistet, kann man nur bezweifeln, daß er zu einer größern Kraft und Tiefe der poetischen Konception, besonders in Hinsicht der Karakterzeichnung, jemals gelangen werde. Aber auch in diesen Grenzen kann eine harmonische Ausbildung, ein Fortschreiten in der Benutzung der historischen Quellen zur Darstellung sittlicher und geselliger Zeitverhältnisse und Kostume, in Vermeidung überflüssiger Breite und in besserer Ründung sehr wohl stattfinden und der Erfolg durch Ablegung einiger hin und wieder wohl noch vorhandener Nachlässigkeiten in Styl und Ausdruck befördert werden. Das dem Verfasser günstige Novellenpublikum kann sich daher von seiner glücklichen Fruchtbarkeit noch manchen Genuß versprechen.

Auf demselben, von dem vorhergehenden Erzähler betretenen Wege finden wir Friederike Lohmann in ihrer Erzählung: „Luitgard von Meißen"; doch hat sie der wohlkombinirten Fabel mehr von ihrer eignen Erfindung hinzugethan. Auch sie sucht den Leser durch das äußere Auftreten der handelnden Personen, durch Darstellung lebhaft bewegten Welt- und Staatslebens und durch Scenerie zu unterhalten, mehr aber noch geht ihr Bestreben auf die Vorbildung der Karaktere und innern Zustände ihrer Personen. Für beide Richtungen fehlt es ihr nicht an feinem richtigen Sinn, wohl aber an der nöthigen Kraft und Geschicklichkeit in der Ausführung. So hätte z. B. die Belagerung und Einnahme der Burg Wallbeck, in welcher Luitgard mit ihrem Gatten

und seiner Mutter eingeschlossen sind, mit gehöriger Lebendigkeit und Ausführlichkeit ausgemalt, zu Scenen von großer Wirksamkeit benutzt werden können. Hierzu gehören aber Züge, die nur aus der Wirklichkeit oder einer lebhaften Vorstellung derselben entnommen werden können, und dazu ist die weibliche Feder nicht geschaffen. Bei der Darstellung der Gesinnungen und Gefühle begeht die Verfasserin den Mißgriff, dem Leser zu erzählen, was in dem Gemüth der handelnden Personen vorgegangen, statt daß er solches selbst in den eignen Handlungen und Reden derselben hätte anschauen sollen. Man sieht also nur, wie die Verfasserin sich die Personen gedacht hat, nicht wie sie wirklich waren, und der Eindruck bleibt daher unvollkommen, obgleich die Fabel gut erfunden, die Karaktere bestimmt aufgefaßt und konsequent gehalten, die Erzählung geschickt aneinander gereiht, Styl und Ausdruck fließend und würdig sind.

Ganz anders benimmt sich der dritte Erzähler, Herr Wilhelm Blumenhagen, in seiner Novelle: „Die Heilquelle". Hier sind es schreckliche, außerordentliche Begebenheiten, vorgefallen in dem Kreise des feinen Gesellschaftslebens; hier sind es die wunderbaren Werke des Zufalls, die von der Hand des Novellendichters zu einer Art von Schicksal umgestaltet werden, um den Leser zu reizen und zu unterhalten. Ein Mann, dem seine Braut kurz vor der Hochzeit entführt werden soll, ertappt seinen Nebenbuhler und wird von ihm niedergestochen. Während dieser mit der Braut entflieht, wird der Bräutigam, für todt gehalten, in einem Gartenhause niedergelegt und findet sich, als er zur Besinnung erwacht (die Scene ist in England), in den Händen dreier Auferstehungsmänner, die seinen Leichnam für einen Anatomen stehlen wollen. Bei seinem Erwachen entfliehen zwei der Bösewichter, während er den dritten festhält und sich von ihm zu einem nahen Freunde führen läßt. Er beschließt, schon fünfzig Jahre alt und seiner bisherigen Ver-

hältniſſe müde, der Welt für todt zu gelten und in fremden Ländern unerkannt ein neues Leben zu beginnen. Ein junger reicher Major beſucht vierzig Jahre ſpäter eine deutſche Heilquelle und trifft hier den alten Sonderling, zugleich aber auch ein ſchönes Mädchen, in das er ſich verliebt, und den Vater derſelben, einen andern Sonderling, von tiefſinnigem, menſchenfeindlichem Karakter, der ſeine rechte Hand fortwährend in einem ſchwarzen Handſchuh trägt. Als beide wunderliche Perſonen zufällig zuſammentreffen, ergibt ſich, daß der Jüngere der Sohn des Alten, zugleich aber der Nebenbuhler und Brauträuber iſt, der jenen bei der Entführung niedergeſtochen hat. Beide hatten ſich bei der Entführungsſcene erkannt und daher ein ſo auffallend ſonderliches Leben ſeitdem geführt. Beide ſterben an der Gemüthserſchütterung, die ihr unerwartetes Zuſammentreffen herbeiführt, und der Major, der ſich bei dem Vorfalle theilnehmend und hülfreich erwieſen, wird durch die Hand ſeiner Geliebten beglückt. Die großen Unwahrſcheinlichkeiten und das Widerſtrebende eines ſo herben Stoffes hat der Verfaſſer durch die Heiterkeit der Behandlung zu verdecken geſucht und ſein Beſtreben darauf gerichtet, daß der Leſer, wenn auch mit wenig erregtem Gefühl, doch in guter Laune von ihm ſcheiden ſolle. Von künſtleriſcher Geſtaltung und Entwickelung der Karaktere, von tieferm Eindringen in die Abgründe der Gemüthswelt, kurz, von einer wahrhaft poetiſchen Behandlung des hierzu ſo wohl geeigneten Stoffes iſt keine Rede. Den bittern Inhalt durch ſüße Zuthat zu einer pikanten Leckerei für den unterhaltungsſüchtigen Leſer zu machen, dies war die Abſicht des durch ſo viele gleichartige Arbeiten längſt beliebten Verfaſſers. Aber bei einem gründlichen, richtig fühlenden Leſer muß er dieſe Abſicht völlig verfehlen. Daß das Geheimniß der Entwickelung ſchon lange vor dem Schluß der Erzählung durch das Aufheben des ſchwarzen Handſchuhes verrathen wird, ſoll nicht als ein Fehler gerügt werden. Auch hierin liegt eine

Art von zarter Gefälligkeit für den Novellenleser, der dadurch Gelegenheit erhält, durch die frühzeitige Entdeckung der Art, wie der Knoten sich lösen werde, seiner Eigenliebe zu genügen. Dagegen wäre ein starker chronologischer Fehler hier, wo die Begebenheiten so nahe liegen, wohl zu vermeiden gewesen. Der alte Herr nämlich war zur Zeit seiner Verwundung, die während des 1792 ausgebrochenen Revolutionskrieges erfolgte, schon fünfzig Jahre alt und durfte daher bei seinem Erscheinen an der Heilquelle nicht für einen Neunziger ausgegeben werden. Diese kleine Prahlerei mit seinem nestorischen Alter mag ihm verziehen werden; daß aber er, den der Verfasser wegen seiner Herzensgüte rühmt, seinen einzigen Sohn, der ihn erst nach der Verwundung als seinen Vater erkannte, vierzig Jahre lang in der Gewissensmarter eines Vatermörders fortleben lassen konnte, ohne auch nur ein einziges Mal an dessen Aufsuchung und Enttäuschung zu denken, ist empörend, und daß der Verfasser verlangt, man solle, bestochen durch den Reiz frappanter Begebenheiten, über diese widrige Verletzung des Gefühls so leicht wie er selbst hinwegsehen, zeigt nur zu deutlich, auf welche Klasse von Lesern die heutigen Novellendichter rechnen, und wie wenig sie geeignet sind, ihr Publikum heraufzubilden.

Frau **Amalie Schoppe**, geborne Weise, behandelt einen vielmal dagewesenen abgenutzten Stoff, nämlich die durch Gewinnsucht veranlaßte Vertauschung zweier Kinder verschiedenen Geschlechts und Standes bei ihrer Geburt, in der gangbarsten Manier. Die geborene Gräfin wird als Landmädchen in den Alpen erzogen, während der Sohn des Landmanns, zum Grafen gestempelt, dem Besitz einer reichen Herrschaft entgegenreift. Beide sehen sich zufällig und lieben sich. Seinen Aeltern zu Liebe heirathet er zwar, verliert aber sehr bald seine Frau und trägt nun, da auch sein Vater indessen gestorben ist, Marien seine Hand an, die sie natürlich nicht ausschlägt. Ehe aber die Verbindung geschlos-

sen werden kann, entdeckt der reuevolle Landmann auf dem Sterbelager den verübten Betrug, und daß Marie ihrem Bräutigam nun Gleiches mit Gleichem vergilt, daß sie es ist, die ihn zu sich hinaufhebt, dies ist die eigentliche Pointe. Einige nicht sehr bedeutende Zwischenereignisse zur Ausschmückung anzubringen, war leicht. Die Landleute sprechen und handeln im Ton der empfindsamen Bücherwelt; die Gefühle offenbaren sich in herkömmlichen Romanenphrasen, und das Ganze ist ein Almanachsgericht nach bekanntem Recepte.

Die Gedichte aus dem Nachlasse Max von Schenkendorf's sind köstliche reine Töne, die aus dem frommen Gemüth dieses viel zu wenig gekannten und gepflegten Dichters hervorgegangen sind. Eine vollständige Sammlung seines hin und wieder zerstreuten poetischen Nachlasses würde allen Freunden ächter Poesie die willkommenste Gabe sein. Was aber sein hier wieder aufgenommenes Gedicht: „Die Tafel am Rhein", betrifft, so hat der ihm leider im Tode schon nachgefolgte Wilhelm Müller dasselbe bereits in diesen Blättern bei Gelegenheit einer Taschenbücherschau und zwar, wenn Referent nicht irrt, als Probe aus einem frühern Jahrgange der Cornelia abdrucken lassen. So ist es denn auch in den fünften Band von Müller's „Vermischten Schriften" mit übergegangen, und Referent kann von Glück sagen, daß er dieses wußte, sonst hätte es ihm begegnen können, es als eine Probe der poetischen Verdienstlichkeit der Cornelia seinen Lesern hier zum vierten Male darzubieten. Das Beste, was man von den übrigen Gedichten sagen kann, ist — nichts. „Die Mütze", von Neuffer, verdient aber doch so leichten Kaufs nicht abzukommen. Ein eifersüchtiger Ehemann will seinen vermeintlichen Nebenbuhler durch einen Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen. Da er aber in der Verwirrung aus Versehen die Mütze seines Schlachtopfers aufsetzt und damit auf die Straße geht, so hält der Mörder ihn für jenen und ersticht ihn, worauf der Neben-

buhler seine Witwe, die er schon früher liebte, heirathet. Diese unpoetische Begebenheit wird in vierundsechszig Strophen in folgendem Hopsmetrum vorgetragen oder vielmehr abgeleiert:

Sir Borton, der Seemann, war trefflich geborgen
Und lebte gemüthlich, ein Hans ohne Sorgen,
Zwar über den Lenz schon des Lebens hinaus,
Doch hielt er in London ein glänzendes Haus.

Die Zeit ist vorüber, wo dergleichen Reimerei sich für Poesie ausgeben durfte. Und wie oft soll man es noch sagen? Niemals setzt der Engländer sein Sir vor den bloßen Familiennamen. Er sagt Sir Thomas Borton, oder Sir Thomas, aber nimmermehr Sir Borton. Will man einen Landesgebrauch zu poetischer Ausstaffirung benutzen, so muß man ihn auch kennen.

Referent hat sich bei der Cornelia lange aufgehalten: dies wird aber seinen Lesern und ihm zur Bequemlichkeit gereichen. Den Autoren, mit welchen bis jetzt eine nähere Bekanntschaft gemacht worden ist, werden wir noch öfter begegnen und sie dann einen jeden nach seiner Art nur flüchtig zu grüßen brauchen.

Die Ergötzlichkeiten in acht Bildern in dem Taschenbuch der Liebe und Freundschaft sind auch für den Beschauer ergötzlich. Wo Ramberg Karikatur geben will, ist er in seiner eignen Weise natürlich und nicht ohne Geist; wo er aber natürlich sein will, werden seine Gestalten unwillkürlich zur Karikatur, so sehr ist er in Manier versunken. Die begleitenden Verse vom Herausgeber sind nette, leichtironische Lebensbilder und haben, als solche, auch ohne die Kupfer, denen sie als poetische Kommentarien beigegeben sind, ihren Werth. In der Novelle: „Die letzte Liebe", ist Herr Blumenhagen noch einmal so gesund als in seiner „Heilquelle". Die Erfindung ist nicht erzwungen, vielmehr sind die Begebenheiten natürlich herbeigeführt und lebendig entwickelt. Die

Karaktere sind wahr, wenn auch nicht allzutief und etwas grell gezeichnet, und das Ganze macht, trotz dem manierirten Styl, einen lebhaften Eindruck. Daß Cecilie ihren Leopold nach des Vaters Tode viertehalb Jahr auf ihre Hand warten läßt, werden die Leserinnen nicht natürlich aber sehr schön finden. Referent stimmt für eine Abkürzung. Friederike Lohmann hat die Geschichte der Agnes Bernauerin zu einer trefflichen Erzählung gestaltet, die in zarter und doch sicherer Behandlung das Gefühl mit einer wohlthätigen Wehmuth erfüllt, und leidet an den Mängeln, die an ihrer „Luitgard von Meißen" zu rügen waren, fast gar nicht. Diese Erzählerin gewinnt bei fortgesetzter Bekanntschaft. In dem „Vogelsteller" hat Herr Karl Borromäus von Miltitz einer Maxime der Lebensklugheit durch Einkleidung in das Gewand der Erzählung Eingang zu verschaffen gesucht. Dies kann vielleicht seinen Nutzen haben, ist aber unpoetisch. Da sich gegen diese Maxime noch so Manches einwenden läßt, so könnte wohl ein anders gesinnter Schriftsteller die entgegengesetzte Ansicht in einer andern Erzählung einleuchtend zu machen suchen, und so sähen wir uns denn plötzlich auf einem ganz neuen Wege der Dialektik, wo, statt mit Gründen, mit Erzählungen gekämpft würde. Hiervon möchte aber doch wohl der Geschmack wegen der Langweiligkeit, und der gesunde Menschenverstand wegen der Unzweckmäßigkeit eines so weitläufigen Verfahrens gleich lebhaft abrathen.

Unter den Gedichten sind zwei von Chamisso, „Pech" und „Geduld" überschrieben, dann „Die Belagerung", von Simrock, als recht artig zu erwähnen.

### Frauentaschenbuch von G. Döring.

Die Novelle: „Der Sklavenhändler", von Leopold Schefer, ist beinahe traumhaft, abenteuerlich und phantastisch erfunden. Auf die wunderliche Eigenheit britischer Karaktere, deren schrankenlos willkürliche Handlungs- und

Denkweise in Konstantinopel einen fremdartigen, von dem Dichter mit dem reichsten Farbenglanz des Orients geschmückten Schauplatz findet, ist eine wunderbar verschränkte Fabel gebaut, die, wenn der Leser ihre Lösung schon mit Händen greifen zu können glaubt, durch immer neue Ereignisse fortgesponnen wird, ja unmittelbar vor dem beruhigenden Schluß noch gleichsam neckend durch ängstliche Besorgniß peinigt. Die Wunderbarkeit ist überspannt. Die Zumuthung an des Lesers Glauben ist fast zu groß, um seine Theilnahme zu gewinnen und festzuhalten. Diese Dichtung wirkt wie ein langes prachtvolles, aber durch allzu viele Sätze seinem Schlusse zugeführtes Finale, dessen letzter Akkord noch dem sich nach Ruhe sehnenden Ohr durch gedehnten Vorhalt zu lange versagt wird. Läßt aber der Dichter bei Erfindung der Begebenheiten Zufall und Willkür walten, so folgt er bei der Gestaltung seiner Karaktere strenge dem Gesetz der physischen Nothwendigkeit. Hier tritt er in die geheime Werkstelle der Gemüthswelt und läßt die schönsten Seelenpflanzen Blatt für Blatt aus dem ersten Keim vor unsern Augen sich entfalten. Darin besteht der ihm ganz eigne zarte Reiz. Wir lieben den Eigensinn dieser Briten, weil er aus edler Wurzel stammt und weil wir ihn verstehen. Dieses stete Anschauen, dieses unermüdliche Erforschen der Menschenseele ist der Kern der Schefer'schen Novellen, über welchen wir so manches spielend Gekünstelte, ja Verkünstelte der Form und des Ausdrucks, als wäre es nicht vorhanden, übersehen. Oft stoßen wir auf Bemerkungen, die, wie absichtslos am Wege gepflückte Blumen dargeboten, doch die tiefste, überraschendste Wahrheit enthalten, wie z. B. folgende: „Der Mensch verändert sich nicht. Ein Gefühl, eine Richtung beherrscht sein ganzes Leben und macht es eben erst aus. Aber er entwickelt sich, und steht dann sein Inneres herausgeblüht, so verwundern wir uns und sagen: Wie hat sich doch der Mensch verändert! Und so bleibt er veränderlich für uns!"

Oder: „Der Wille des Menschen hat eine bezaubernde Kraft, ja zugleich eine hervorzaubernde. Denn Alles, was wir von Menschenwerken erblicken, so groß es immer sei, und wäre es der Dom in Mailand, ist ein versteinerter Wille. So alle Kunstwerke."

Von den eingestreuten sehr schönen Gedichten möge folgendes Lied hier stehen:

Genug hab' ich gehofft, gestrebt,
Und auch genug geweint —
Ich seh' ihn gehn, .... mein Busen bebt,
So oft er mir erscheint.

Ach, wird er mir nicht bald vereint,
Nach dem ich so gestrebt, —
Hab' ich genug gehofft, geweint,
Und auch genug gelebt.

Nach diesem reichen farbenhellen Bilde ist nun sogleich eine zweite Novelle von unbekannter Hand: „Des Müllers Töchter", zu erwähnen, die diesem Taschenbuch zur höchsten Zierde gereicht und musterhaft genannt werden kann. Die Erfindung, welcher die Geschichte des falschen Waldemar zur Grundlage dient, ist sinnreich; die Fabel interessant und dabei natürlich; die Begebenheiten ungewöhnlich, merkwürdig und dennoch nicht unwahrscheinlich. Aufmerksamkeit und Theilnahme werden vom Anfang bis zu dem trefflichen, sittlich beruhigenden Schlusse in stets gleichmäßiger Anregung erhalten. Auch hier sind die Karaktere mit großer Wahrheit erfaßt, aber sie stellen sich im Fortgange eines tief bewegten Lebens in ruhig einfacher, schmuckloser Entwickelung dar. Die Töchter des Müllers sind zwei edle, vortreffliche Frauengestalten. Alles dieses erscheint uns in dem krystallhellen Spiegel eines festen, ruhigen, natürlichen Styls, in welchem nie die Subjektivität des Autors, nie ein gesuchter Schmuck hervortritt. Referent zählt diese Novelle zu den besten, die

ihm bekannt sind, und setzt sie ohne Bedenken den trefflichen Erzählungen Heinrichs von Kleist an die Seite.

„Der Begnadigte", von Willibald Alexis, ist wohl eher eine Skizze als eine Novelle und scheint fast nur als ein Rahmen für die darein eingewebte Kriminalgeschichte Franz Matuschek's, des vierfachen Mörders, erfunden zu sein; aber sie ist geistreich und unterhaltend, und das ist genug gethan. Auch ist es wohl heilsam, daß die darin enthaltene kriminalistische Wahrheit, so bündig und überzeugend, wie sie hier ausgesprochen ist, als ein Gegengift gegen jene falsche Empfindsamkeit, die vor der Todesstrafe mehr als vor dem Verbrechen zurückbebt, auf diese Weise in weitern Kreisen der gebildeten Gesellschaft verbreitet werde.

Des Herausgebers Erzählung: „Die Enkel", hat den Referenten nicht angesprochen. Das Leben so gemeinschlechter Menschen, denn auch die besten, die hier vorkommen, sind noch gemein gesinnt, das sich in Mord und Selbstmord endet, ausführlich abzumalen, wie kann es dem Dichter Freude, dem Leser poetischen Genuß gewähren? Wird das Gemeine und Schlechte, wird das Verbrechen dadurch poetisch, daß es in einer stärkern Dosis als im alltäglichen Leben dargeboten wird?

Die Bilder von Führich und Nicke sind nicht vorzüglich, die Ansichten aus Nürnberg recht zierlich und die Nachbildungen zweier trefflichen Basreliefs, von Peter Vischer, am St.-Sebaldusgrabmal für die Kunstfreunde sehr schätzbar.

Dies Taschenbuch ist nächst der „Urania" das beste der für 1831 bis jetzt erschienenen.

## Penelope.

Das Titelbild, nach einer Zeichnung von Ender, ist sehr brav gearbeitet. Johanna von Castilien, Kaiser Karls V. Mutter, erscheint uns in zartester Jugendblüte, ein süßes, liebliches Frauenbild. Da kein Meister genannt ist, so müssen

wir es für ein Phantasiebild halten, das seinem Erfinder Ehre macht. Die Darstellungen aus gangbaren Bühnenstücken sind von Retzsch geistreich und ausdrucksvoll gezeichnet, nur die Stellung Masaniello's ist seltsam gezwungen, Schenkel und Füße verzeichnet.

Des Herrn Ritters von Tschabuschnigg „Tag in der Weinlese" ist ein Bildchen, ein Gedänkchen, nicht ungefällig, aber ohne alle Tiefe und Bedeutung. Nicht zu mißfallen, ist bei weitem noch nicht genug, und — wer nennt dergleichen eine Novelle? — „Hannovers Catilina", von Wilhelm Blumenhagen, ist wild, bunt, bewegt, blutig, grausig und unerfreulich. Begebenheiten, Menschen, Handlungen, alles wird uns nur in seiner äußerlichen Erscheinung gezeigt; die Seele fehlt. Den Mangel an innerer Tiefe bedeckt der Firniß einer aufgeputzten Manier. Eine gewisse Geschicklichkeit läßt sich dem Verfasser nicht absprechen; sie dient ihm statt der Kunst. Wie mit befreitem Athem tritt man aus diesem beklemmenden Gewirr in die reine, liebliche Lebensgruppe, worein Friederike Lohmann in ihrer „Entscheidung bei Hochkirch" uns einführt. Diese Erzählung ist trefflich; ihre Justine ist die Krone der Mägde, ein ausgezeichnetes Karakterbild. Aber auch die übrigen Figuren sind so männlichsicher gezeichnet, selbst den großen Friedrich und den alten Ziethen läßt sie so angemessen auftreten und sprechen, alles ist so wohlgerundet, so passend gefügt, daß man kaum glauben sollte, die weibliche Hand, deren Werken wir schon zwei Mal begegnet sind, habe auch dieses dritte geschaffen. Fast sollte man meinen, der Setzer habe sich nur geirrt, diese Novelle sei von Friedrich Lohmann und die vorhergehende von Wilhelmine Blumenhagen. — „Elisabeth, Gräfin zu Holstein-Schauenburg", von Agathe S., ist eine Geschichte, die ohne Ursache anfängt, ohne Ursache aufhört und unbeschreiblich matt und langweilig ist. Referent setzt absichtlich alle Galanterie bei Seite, um den

gewiß heilſamen und wohlgemeinten Rath recht eindringlich zu machen, den er der Verfaſſerin zu geben, der Herausgeber aber ihr zu ertheilen mit Unrecht verſäumt hat: Möge ſie nie wieder drucken laſſen; das Beſte, wozu ſie es bringen kann, wird mittelmäßig ſein, und in der Kunſt iſt das Mittelmäßige ſchlecht.

Von dem nun verſtorbenen Wilhelm Waiblinger, der in den letzten Jahren ſo viel aus und über Italien geſchrieben hat, finden wir auch hier ſogenannte „Skizzen aus Italien", theils in Proſa, theils in Verſen. Was in dieſem Lande wirklich intereſſant iſt, hat man ſchon zu oft und in zu guten Schilderungen geleſen. Er hält ſich alſo an der äußern Oberfläche des alltäglichen Lebens, die nur durch eine geiſtreiche Darſtellung intereſſant gemacht werden kann. Da es ihm aber an Geiſt und Tiefe ſehr gebricht, ſo ſind auch dieſe breiten, flüchtigen Mittheilungen nicht eben anziehend. Die Epigramme haben weder durch Inhalt noch Form einen Werth, und der Versbau iſt ſo ſehr vernachläſſigt, daß ein Hexameter ſogar auf fünf Füßen durch die Welt hinken muß.

Unter den poetiſchen Beiträgen findet ſich nichts Ausgezeichnetes; doch gefällt Caſtelli's verſificirte Erzählung: „Der Blinde und ſein Sohn", durch die einfache, gemüthliche Behandlung eines rührenden Stoffes, der indeſſen auch ohne die nicht überall mit gleichem Fleiße gearbeitete metriſche Hülle uns vielleicht noch tiefer angeſprochen haben würde.

### Novellenkranz von Ludwig Tieck.

Das Titelkupfer, nach einem in dem berliniſchen Kunſtmuſeum befindlichen, dem Leonardo da Vinci zugeſchriebenen weiblichen Portrait gezeichnet, iſt ein höchſt liebenswürdiges Bild. Sechs andere von Petzl anmuthig und karaktervoll gezeichnete und von Schwerdgeburth und Meyer jun. ſauber geſtochene Bilder ſtellen Scenen aus Tieck's „Octavian" dar. In Tieck's Werken findet ſich überall ein reicher Schatz von

Stoffen, die sich für die bildliche Darstellung vorzüglich eignen und daher mehr, als bis jetzt geschehen ist, dazu benutzt werden sollten.

Die beiden Novellen, die den reichen Inhalt dieses Taschenbuchs bilden, gehören zu den vorzüglichsten des trefflichen Meisters, ja der zweite Theil des Dichterlebens, welcher eine abgeschlossene Novelle bildet, möchte leicht die Krone von allem sein, was er in dieser Gattung geleistet hat. Wie lange wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, der Welt sein Leben mitzutheilen, und wie groß war die Freude und die Genugthuung, als dieser Wunsch erfüllt und hierdurch erst ein höheres, sichreres Verständniß seiner Werke eröffnet wurde! Die Werke vielseitiger Schriftsteller können nur dann erst, wenn man sie in der Verbindung mit ihrem Leben betrachtet, als ein Ganzes erkannt und, nur wenn man ihr Verhältniß zu diesem einsieht, vollständig genossen werden. Von Shakspeare's Leben gibt die Geschichte nur dürftige, unsichere Nachrichten. Herrlich war daher der Gedanke, dieses Leben, das jene uns versagt hat, mit Hülfe der Poesie zu konstruiren und so in einer höhern, vollkommnern Wahrheit aufzustellen, als die Geschichte jemals gewähren kann. Aber auch nur ein wahrer Dichter, ein Dichter wie Tieck, war im Stande, einen solchen Gedanken in dieser Reinheit und Genialität zur Wirklichkeit zu erheben. Jene dürftigen Nachrichten von den Lebensumständen des großen Mannes, die, von pedantischen Engländern mühsam aufgelesen und trocken zusammengestellt, den Freund des Dichters trostlos und unmuthig entlassen, wußte Tieck wie trocken aufbewahrte Samenkörner in dem Garten der Poesie zum üppigsten Wachsthum emporzutreiben, und so sehen wir, wie der Druck eines engen, kleinlichen, verkümmerten Lebens die innere Gemüthswelt Shakspeare's in unaussprechlichen, vor jeder Mittheilung verschlossenen Leiden lange Zeit verschleierte, vielleicht aber eben dadurch im Verborgenen ihren Wachsthum förderte und

ſie vor den Gefahren ſchützte, die ein früherer glänzender Eintritt in die Welt ihr hätte bereiten können. Ein anderes Element zu ſeinem Bilde findet Tieck in den Werken des Dichters ſelbſt, und er hat ſich in dieſe ſo tief verſenkt, jedes Einzelne ſo vollſtändig und klar erkannt, daß er, den erzeugenden Urſprung davon bis in die Seele des Dichters verfolgend, wie durch Divination in die Geheimniſſe ſeines Lebens eindrang und im Stande war, ſie in dieſem hellen, reinen Spiegel zu enthüllen. So wird die Wahrheit jenes Ausſpruchs von neuem erkannt, daß der Geſchichtſchreiber ein rückwärts ſchauender Prophet ſei. Und auch der Geſchichtſchreiber kann ja, ſelbſt bei den vollſtändigſten Materialien, nichts Höheres leiſten, denn dieſe ſind immer nur rohe Stoffe, aus denen der Geiſt vergangenen Lebens zu entwickeln und in ſeiner Einheit klar zur Anſchauung zu bringen iſt. Hier aber iſt auf einer andern Seite freilich noch mehr, und mußte mehr geſchehen. Wenn die Geſchichte das wirkliche Leben von ſeiner idealen Seite auffaßt und darſtellt, ſo muß die Poeſie vielmehr das Ideale zur Wirklichkeit umgeſtalten, und alſo ſchaffen, wo jene das Geſchaffene nur zur Anſchauung bringt. Tieck hat uns ein Leben Shakſpeare's geſchaffen, wie wir wünſchen und glauben, daß es geweſen ſein möchte, und ſo, daß, von ihm ausgehend, ſeine unſterblichen Werke uns erklärt und erleuchtet werden, wie wir die Gedichte eines mitlebenden vertrauten Freundes in ihren innerſten Beziehungen beſſer verſtehen und mitfühlen als ein anderer, der dieſen nicht kennt. So wird uns, nachdem wir Zeugen waren von dieſer Liebe zwiſchen ihm und ſeinem jungen Freunde Southampton, keines jener wundervollen Sonette mehr dunkel bleiben, und Venus und Adonis wird uns durch ſein Verhältniß zu Roſalinen in einem neuen, hellern Lichte daſtehen. Aber auch ſeine von einem ſo unendlich wechſelnden Geiſte beſeelten Dramen, die, wenn nicht der tief geprägte Stempel ſeiner eigenthümlichen Genialität ſie

bezeichnete, kaum als Schöpfungen eines einigen menschlichen Gemüths erscheinen könnten, finden sich hier an die Stelle gesetzt, die sie in dem Gange seiner Entwickelung einnehmen. Wenn man sie aber auch ohne alle Beziehung auf Shakspeare's Werke betrachtet, bleibt dieser Novelle der hohe Reiz einer schönen, eigenthümlichen Schöpfung. Selbst ein Leser, der kein einziges seiner Stücke kennt, muß dennoch den höchsten Genuß in ihr finden, wenn er sich dem Eindruck dieser kräftigen, eigenthümlichen Karaktere hingibt, die, in so merkwürdige lebenswahre Beziehungen zu einander gestellt und auf einander wirkend, ein warmes, frisches, tief ergreifendes Sitten- und Zeitgemälde bilden. So ist, um nur dieses Einen zu erwähnen, das Verhältniß Shakspeare's zu seinen Aeltern, die Art, wie er seinem Vater Trost und Hülfe bringt, und wie dieser es aufnimmt, eine der schönsten Blumen, die ein Dichter in dem Eden menschlich-sittlicher Gefühle pflücken konnte.

In der zweiten Novelle: „Die Wundersüchtigen", zeigt sich der vielgestaltige Genius unsers Tieck abermals in einer neuen und diesmal durchaus ernsten Form. Jener bald wehmüthige, bald lächelnde Humor, jener leichte, glänzende Witz ist hier gänzlich verbannt, um der strengen, tiefen Betrachtung einer besondern Richtung des menschlichen Gemüths, des Wunderglaubens, Raum zu geben. Betrachtet man, wie die ganze Schöpfung, die sinnlich wahrnehmbare und die geistige Welt, ursprünglich Eines und, für die menschliche Anschauung dennoch getrennt, ein ewiges Wunder bleibt, das sich dem Menschen in ununterbrochener, aber unendlicher Zeitfolge Glied vor Glied offenbart, so sieht man, daß eigentlich Jedes und doch auch wieder Nichts ein Wunder ist. Als einzelnes Wunder steht nur das Unbegriffene, das Nichterkannte da. So wäre denn auch der Glaube an die mit Unrecht übernatürlich genannten Kräfte und Wirkungen, z. B. an künstliche Erzeugung des Goldes, oder Verjüngung

des körperlichen Lebens, an ſich ſelbſt völlig konſequent und keineswegs thöricht; dieſe Wirkungen erſcheinen vielmehr als möglich, da das Gebiet der Naturkräfte und das menſchliche Vermögen, ſie zu beherrſchen, ein Unendliches iſt, wie denn auch ſo vieles, was heute alltäglich geſchieht, vor tauſend Jahren als Zauberei erſchienen wäre und nach tauſend Jahren als alltäglich erſcheinen wird, was uns heut als Wunder in Schreck und Erſtaunen verſetzen würde. Der Fehler gegen Vernunft und Sittlichkeit liegt bei den Wundergläubigen aber darin, daß ſie dem Gange der Offenbarung zuvoreilen, gleichſam auf Schleichwegen ſich der Herrſchaft über die Naturkräfte bemächtigen und ſie zu dem kleinlichen, ſelbſtſüchtigen Zweck perſönlichen, weltlichen Wohlſeins ausſchließlich benutzen möchten. So entſteht die Sucht nach dem Wunder als eine Krankheit des geſelligen Lebens, die ſich durch alle Zeiten hindurchzieht, periodiſch aber mit verſtärkter Kraft und größerer Heftigkeit der Symptome hervortritt. Einzelne Menſchen, die gewiſſe Naturkräfte, bevor ihre Kenntniß allgemein verbreitet wurde, erkannt und ihre Behandlung gelernt haben, treten als Wunderthäter auf und erwuchern ſich mit ihrer Hülfe zeitliche Vortheile, indem ſie die Leichtgläubigkeit und Wunderſucht ſchwächerer Menſchen betrügeriſch benutzen, angebliche Wunder ihnen zeigend und die größten verheißend. So werden zu Zeiten auch die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft der Einwirkung ſolcher Betrüger wie im Wahnſinn zum Spielwerk hingegeben. Neue Orden werden errichtet, neue Logen geſtiftet und die Geheimnißkrämerei der ſchon beſtehenden zur Täuſchung benutzt, bis der Wundervorrath des weiſen Meiſters zu Ende, der Betrug ſeiner Entdeckung nahe, Geduld und Geldbeutel der Gläubigen erſchöpft ſind. Auch zu den Zwecken des religiöſen und politiſchen Parteigeiſtes werden ſolche Spiegelfechtereien nicht ſelten gebraucht. In einen ſolchen Kreis nun, wie er ſich gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts in Deutſchland geſtal-

tete, führt uns Tieck in der gegenwärtigen Novelle, und ältere Mitlebende werden in seinen treffenden Zügen das damalige Treiben, wie es sich vor ihren Augen gestaltete, deutlich wiedererkennen. Zwei solche geheimnißvolle Wunderthäter werden uns vor Augen gestellt, deren einer, halb betrogen, halb Betrüger, ein Werkzeug in der Hand verschmitzter Obern, neben dem Gelderwerb auch auf die Verbreitung des Katholicismus ausgeht, indem er, selbst an höhere Geheimnisse glaubend, die Mittheilung derselben sehnsuchtsvoll erwartet und nach fehlgeschlagener Hoffnung mit Selbstmord endet. Der andere verschmitztere Betrüger behandelt den Wunderglauben allein als ein Erwerbsmittel, was ihm denn auch trefflich gelingt. Wie nun beschränkte, schwache, ehrgeizige, andererseits aber auch selbst edlere, verständige Menschen sich dieser Neigung hingeben und dadurch ihr Lebensglück theils gefährden, theils selbst zerstören, und eine achtbare, glückliche, gebildete Familie nur durch zufällige Entdeckungen und durch den einfachen, unbefangenen Sinn eines jungen Mädchens, das gegen dieses widersinnige Treiben den innersten Abscheu fühlt, zuletzt noch vom gänzlichen Untergang gerettet wird, dies zeigt uns der Dichter in einer höchst anziehenden, unterhaltenden Novelle, in der alle Gestalten der Täuschung durch Wunder und der Verirrung zum Glauben an dieselben in ihren Ursachen und Wirkungen erschöpfend gezeigt werden. In dieser Schöpfung Tieck's wird es von neuem klar, daß der wahre Dichter auch zugleich der wahre Philosoph ist; denn nicht leicht kann ein philosophisches Thema so gründlich und zugleich so überzeugend und faßlich erwiesen werden, als es hier in der poetischen Form geschehen ist. Und dennoch steht der Beweis eines Lehrsatzes keineswegs als Zweck der Novelle da; denn auch abgesehen von diesem, erreicht sie den Zweck aller Kunst, das Wahre in der Form des Schönen darzustellen. Unstreitig wird es vielen Lesern auffallen, daß Tieck den einen seiner Wunder-

thäter den Lebensmagnetismus durch die Entdeckung verborgener Gegenstände zu einem Werkzeuge seines Betruges mißbrauchen läßt und somit in seiner Dichtung die magnetischen Erscheinungen als erwiesene Thatsachen zum Grunde legt. Die Gattin des Wunderthäters, Theodora, ist durch seine magnetische Behandlung in den höchsten Grad des hellsehenden Zustandes und zugleich in todesnahe Krankheit versetzt; sie sieht durch Mauern in weiter Ferne verborgene Dokumente und hilft so, als Mittel und Opfer zugleich, zum Betruge mit. Sie schaut in die Welt der Abgeschiedenen und läßt sich von ihnen Geheimnisse entdecken, ja, sie verräth selbst im Moment des Sterbens die Geheimnisse des Todes und den Zustand der Seligen. Sie ist eine Seherin von Prevorst in poetischer Gestaltung.

Referent gehört zu denjenigen, die solchen innern Erscheinungen keine objektive, sondern nur eine subjektive Wahrheit zugestehen. In Hinsicht der Geisterwelt ist dies schon dadurch erwiesen, daß die Anschauungen derselben bei den verschiedenen Hellsehenden sich ganz verschieden gestalten. Was aber ihr wundervolles Durchschauen der Körperwelt betrifft, so sind die darüber gemachten Erfahrungen bei weitem nicht zahlreich und sicher genug, um auch diejenigen zu überzeugen, die sie nicht selbst gemacht haben. Ja, die letztern selbst hätten wohl Ursache, noch eher an der Richtigkeit ihrer eignen Wahrnehmung, als an der des Wahrgenommenen zu zweifeln, wo die Ueberzeugung von dieser das Reich der Erkenntniß in seinen Grundfesten erschüttern müßte. Doch auch diese bis jetzt noch in der Gestalt von Wundern auftretenden Erscheinungen gehören, wenn sie wirklich existiren, in die Reihe derer, die ihre volle Offenbarung noch von der Zukunft zu erwarten haben. Sie absolut zu leugnen, wäre so wenig vernunftgemäß, als wenn man vor hundert Jahren die Möglichkeit der Gaserleuchtung oder der Dampfschiffahrt geleugnet hätte; und so hat sie denn der Dichter, sei auch seine

Ansicht davon, welche sie wolle, mit vollem Rechte in seiner Dichtung als wahrhaft vorhanden annehmen können, um so mehr, als die dadurch herbeigeführte Scene von einer tiefergreifenden, geisterhaften Wirkung ist.

**Vergißmeinnicht**, herausgegeben von K. Spindler.

Dies Büchlein nennt sich mit Recht „Vergißmeinnicht". Es ist unschuldig, einfach, bescheiden und hält sich gern in der Nähe des Wassers auf; auch bittet es nicht ohne Grund, es nicht zu vergessen, denn von den vier Erzählungen, die es mitbringt, gehören wenigstens zwei zu der Art, die man leicht wieder vergißt. Die Handlung der ersten, „Nenuphar" genannten, geht, man weiß nicht zu welcher Zeit, in einem Lande vor, das man weiß nicht in welchem Welttheil liegt, und unter einem Volke, von dem man nicht weiß, ob es jemals existirt hat. Alles dieses, sowie die handelnden Personen, hat der Erzähler bloß aus seiner Phantasie sehr ausführlich bunt und glänzend in rhetorischer Farbenpracht ausgemalt. Dem Ganzen fehlt Bestimmtheit, Individualität und somit alles Interesse; es ermüdet, ohne zu unterhalten. „Die Mohrin von Toledo" beruht auf der bekannten und vielbenutzten Geschichte der Maria von Padilla, also auf einem sehr ergiebigen historischen Stoff, dessen eigenthümliches Interesse denn auch hier nicht ganz zu verwüsten gewesen ist. Was der Erzähler von dem Seinigen hinzugethan, ist nicht übel erfunden, aber in dieser durch breite Rhetorik aufgestutzten Ausführung läßt das Ganze den Leser, bei aller Kraft der Situationen, doch zu keiner innigen Theilnahme gelangen. Ein schöner Stoff ist in zu schwache Hände gefallen. Dagegen sind „Engel-Lieschen" und „Furchtlos und treu" recht artige, durch anziehende Begebenheiten und wohlgezeichnete Karaktere den Leser festhaltende Erzählungen. Zu der Erfindung der letztern hat der arme Kaspar Hauser einen Antheil hergeben müssen, was jedoch, da er ganz wohl benutzt ist,

nicht zu rügen sein wird. Ueberhaupt wird man sich wohl hüten müssen, an den Werken des Verfassers viel auszusetzen, da er in seinem „Engel-Lieschen" in der Person des Dichters Guido die Kritiker hart anläßt und ihnen vorwirft, sie machten die überspanntesten Forderungen, damit sie nicht erfüllt werden sollten; ja, die väterliche Fürsorge für die Unsterblichkeit der Dichter sei nur ein heuchlerischer Vorwand der heutigen Kritik. Vernünftige Recensenten werden sonach nichts Besseres thun können, als sich aller fernern Fürsorge für die Unsterblichkeit des Herrn K. Spindler von nun an gänzlich zu entschlagen. Er werde emancipirt und sehe künftig selber zu, wie er unsterblich wird.

Das Titelkupfer zeigt uns Engel-Lieschen im männlichen Kostume eines jungen Künstlers, in einem sehr saubern und sorgfältigen Stahlstiche von Fleischmann. Die übrigen Bilder nach Zeichnungen von Schwind stellen Scenen aus den in dem Büchlein enthaltenen Erzählungen dar. Die beiden ersten sind wohlgelungen und machen in Fleischmann's zartem Stahlstich einen angenehmen Eindruck, wogegen sich die übrigen, von einem andern Künstler in etwas harter Manier behandelt, nicht über das Mittelmäßige erheben.

### Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, herausgegeben von Fr. Kind.

„Clemenze L'Hopital" ist eine recht artige Erzählung von Friederike Lohmann. Der Fleiß dieser braven Erzählerin würde bessere Früchte getragen haben, wenn er deren wenigere getragen hätte. Oft eilt sie mit zu flüchtigen Strichen über Verhältnisse hin, die gerade in sorgfältiger Ausführung einer Erzählung erst das rechte innere Leben mittheilen. Doch diese Bemerkungen kommen, da die Verfasserin uns in dieser Welt nichts mehr erzählen wird, zu spät. „Die Engelseherin" ist eine von Fr. Kind nach historischen Quellen sehr anziehend dargestellte Begebenheit. Ein

italiänischer Geisterbeschwörer und Goldmacher verstrickt durch sein teuflisches Gaukelspiel einen leichtsinnigen Fürsten, seine liebenswürdige Gemahlin und einen wackern jungen Edelmann in Sünde und Unglück. Der Verfasser liebt eine gewisse aktenmäßige Entwickelung bei seinen Erzählungen, wodurch die Darstellung zwar auf einer Seite den größern Schein der Wahrheit gewinnt, auf der andern aber an poetischer Färbung und Licht verliert. L. Kruse legt seiner Novelle: „Mesmerische Liebe", die Voraussetzung einer unumstößlichen Gewißheit der Wirkungen des Lebensmagnetismus zum Grunde. Mit diesem Hebel lassen sich freilich die ungewöhnlichsten, wunderbarsten Begebenheiten und Verwickelungen mit leichter Mühe herbeiführen, und der Verfasser hat dieselben mit vieler Geschicklichkeit in Bewegung gesetzt. Auf welche schreckliche Weise der Mißbrauch dieser geheimnißvollen Naturkraft, wenn sie wirklich eine Realität hätte, in das sittliche Leben hineingreifen müßte, wird in dieser Erzählung klar, und man müßte schaudern, wenn man bedenkt, daß es zur Verhütung dieses Mißbrauchs eigentlich gar kein Mittel gibt. Dies ist denn auch ein Grund mehr, an dieser Realität zu zweifeln, da eine allgemeinere Anwendung jener Kraft einerseits, wenn sie existirte, schon längst eingetreten sein, andererseits aber mit ihr auch die ganze geistige und sittliche Ordnung der Welt unabwendbar sogleich umgestürzt und völlig umgestaltet werden müßte. Vor der Hand möchte wohl von dem Mißbrauch der animalisch-magnetischen Kraft nichts zu fürchten sein, desto mehr aber von dem Mißbrauch, der durch die Vorspiegelung ihrer Wirksamkeit und den leichtsinnigen Glauben an ihre Existenz getrieben werden kann und leider schon getrieben worden ist. Herr Kruse gehört übrigens zu unsern bessern Novellendichtern. Die Begebenheiten und Verhältnisse in dieser Erzählung sind glücklich erfunden, geistreich verbunden, gewandt und lebendig dargestellt, die Karaktere, wenn auch nicht von großer Tiefe

und Kraft, doch wahr und natürlich, und das Ganze ist von einem Geiste sittlicher Gesinnung durchdrungen, die den Leser wohlthuend anspricht.

Von dem metrischen Gehalt des Taschenbuchs ist nichts mit besonderer Auszeichnung zu erwähnen. Die Kupfer von Ramberg sollen Scenen aus dem „Käthchen von Heilbronn" vergegenwärtigen. Wer sich aber die Personen dieses Dramas in solchen Gestalten denken kann, dem muß aller poetische Sinn unwiderruflich abgesprochen werden.

## Orphea.

„Schloß Leuenrode", Novelle von Blumenhagen, ist eine durch lebendige Handlung anziehende Begebenheit, frisch und anschaulich dargestellt und nicht so sehr als des Verfassers mehrste Erzählungen durch erkünstelte Wortgefälligkeit abstoßend. Aehnlicher Rettungsgeschichten gibt es zwar schon tausend; warum aber nicht auch tausend und eine? „Dunka", eine nationalrussische Begebenheit, scheint sich durch ihre Wunderbarkeit mehr der Volkssage zu nähern und nimmt dadurch einen poetischen Karakter an, der das leichte metrische Gewand rechtfertigt, das Friedrich Kind ihr umgeworfen hat. „Das schwarze Herz", Erzählung von L. Kruse, ist eine mühsam zusammengesuchte Erfindung, in welcher das Wunderbare zu gemacht ist, um zu ergreifen, und die Verhältnisse zu unnatürlich gespannt, um anzuziehen. Die Intrigue darin ist ohne alle Wahrscheinlichkeit und dabei so ungemein verwickelt, daß es der größten Aufmerksamkeit bedarf, um sie zu entwirren, eine Aufmerksamkeit, zu der aber der Leser durch das Interesse des Gegenstandes keineswegs geneigt gemacht wird. Unter den wenigen Gedichten findet sich nichts Bedeutendes, und selbst „Editha", von Gustav Schwab, ist zwar des werthen Dichters nicht unwürdig, doch auch nicht ausgezeichnet.

Bald hätte Referent vergessen, die Damen vor dem un-

vorsichtigen Anblick der Ramberg'schen, Scenen aus dem „Vampyr" darstellenden Kupfer zu warnen, ein Anblick, der ihnen wirklich nicht unter allen Umständen zu rathen sein möchte. Das Gräuliche und Fratzenhafte hat der Bildner, wie es scheint, mit großer Neigung zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht und diese in seiner gewöhnlichen Manier bis zur Karikatur gesteigert.

---

## XVIII.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Erster Band. Leipzig, 1831. 8.

---

Schon in frühester Jugend entstand in dem Verfasser dieser Dichtungen, wie er in dem Vorworte sagt, ein unwiderstehlicher Drang der Phantasie nach dem Orient. Dies geschah durch den Anblick eines Gemäldes, in welchem eine Scene orientalischen Natur- und Menschenlebens so lebhaft als reizend seinem Blick sich darstellte. Nie erlosch diese Neigung, wiewohl sie unter andern Bestrebungen jahrelang schlummerte, gänzlich, und eine vor wenigen Jahren unternommene überseeische Reise erweckte sie zu einer Kraft, die sich sogleich in poetischen Gestaltungen äußerte. Die Theilnahme an dem Freiheitskampf der Griechen regte sich damals lebhaft in der deutschen Poesie; und obgleich unsers Verfassers Gesang in einigen schönen Griechenliedern auch in diese Regungen wetteifernd einstimmte, so verfiel er dennoch nicht in jene der ächten Poesie so fremde Einseitigkeit, welche, die Erhitzung in einer bestimmten Parteirichtung für Begeisterung nehmend, was dieser entgegensteht, der objectiven Wahrheit und mithin der Poesie zuwider, in einem falschen Lichte darstellt. Die schönen und edeln Naturkräfte, die in dem Leben der Osmanen noch heute sich kundthun, vermochte sein ungetrübter Sinn nicht zu verkennen, und auch diese setzte er in mehreren

mit Beifall aufgenommenen Türkenliedern in Handlung. Die Neigung zu diesen Gegenständen schärfte seinen Blick für sie, sowohl wie seine Fähigkeit, sie darzustellen, und das Gelingen vermehrte rückwirkend den Trieb, in jene fremde unermeßliche Welt des Orients, dessen Hauch ihn angeweht, noch immer tiefer einzudringen und sie in poetische Bilder zu verwandeln. Diese Bilder nun haben sich, wie er durch Arabien und Persien immer weiter nach dem Osten vordrang, wie er Tibet und Kaschmir berührend, nach Hindostan gelangte, auf China und Japan seinen Blick warf, dann, rückkehrend, den Gegensatz nordasiatischer Welt gegen das südliche Asien zur Anschauung brachte, endlich das räthselhafte Aegypten aufnahm und durch Vorderasien wieder zu den Türken zurückkehrte, zu einer Sammlung von vier bis fünf Bändchen gestaltet, die auch jene frühern Türkenlieder sowohl beschränkt als bereichert wiederbringen werden.

Der Gedanke, die Karakteristik eines Volkes und Landes in der Umgrenzung dichterischer Bilder darzustellen, ist so vortrefflich als seine Ausführung schwierig, denn hier gilt es, das unendlich Mannichfaltige durch Zurückführung auf seine Elemente in ein Einfaches zu verwandeln, das im begrenzten Raume doch wieder ein Unendliches darstellen soll. Daß der Dichter bei solcher Intention das Darzustellende mit leiblichen Augen gesehen haben solle, kann ihm, obgleich es das Unternehmen sehr erleichtern würde, nicht zur Bedingung gemacht werden. Wie in der Wissenschaft die wichtigsten Entdeckungen im Studirzimmer gleichsam durch spekulative Divination gemacht und späterhin im empirischen Wege bestätigt sind, so reicht auch durch poetische Divination der geistige Blick bis in die entferntesten Welten. Dadurch wird aber die Aufgabe nur um so schwerer. Welcher Umfang von Studien und Hülfsmitteln wird nicht erfordert, um auch nur eine Seite solchen Lebens ganz zu ergreifen, und welche tiefe, besonnenste Ueberlegung, um sie in wenigen Zü-

gen rein und klar als Gedicht von neuem zu erzeugen! Und jemehr der Dichter ſich auf Hauptzüge beſchränkt, jemehr er ſein Werk abkürzt und konzentrirt, je ſchwieriger wird ſeine Arbeit, damit das Ganze nicht dürftig und haltungslos erſcheine. Unſers Dichters Abſicht kann nun wohl nicht dahin gehen, den ganzen Orient in der von ihm bezeichneten Ausdehnung in allen ſeinen Beziehungen poetiſch darzuſtellen. Man bedenke nur die Unermeßlichkeit des hier vorliegenden Raumes und die intenſive Unendlichkeit des darzuſtellenden Lebens, wobei denn freilich in hiſtoriſcher Beziehung die Unwandelbarkeit orientaliſcher Lebensformen zu einiger Erleichterung gereicht, und man wird ſich überzeugen, daß nur ein grenzenloſer Jugendmuth und ein zur Leidenſchaft gewordener Trieb ein ſo koloſſales Unternehmen für ausführbar halten konnte. Herr Stieglitz verheißt aber auch nicht eine ſo erſchöpfende Darſtellung, ſondern nur Bilder des Orients, wodurch denn jeder unbilligen Forderung des Leſers von dieſer Seite begegnet iſt. In dem vorliegenden Bändchen liefert uns der Dichter nun die Bilder, die er aus der Betrachtung arabiſchen Lebens geſchöpft hat, in zwei Abſchnitten, deren einer die vormohammediſche, der andere die nachmohammediſche Zeit umfaßt. Die Elemente, die ſich hier darbieten, ſind einfach. Ein grenzenloſes Sandmeer, von ewiger Sonnenhitze durchglüht, von des Samum verderblichem Hauch durchſtürmt; hin und wieder ſeltene Oaſen als erſehnte Ruhepunkte; im fernen Hintergrunde das unendliche Meer. Dieſen Boden durchzieht in unruhiger Wanderung ein muthiges Kriegervolk, dem unverſöhnlicher Haß und aufopfernde Liebe, unerſättliche Rachſucht und unerſchütterliche Treue, Raubſucht und Gaſtfreundſchaft angeerbt ſind von Natur und geheiligt durch Sitte. Gering ſind die Bedürfniſſe des Beduinen:

Ein leichter Sattel,
Ein gutes Pferd,

Eine friſche Dattel,
Ein ſcharfes Schwert,
Ein friſches Herz und ein froher Geſang,
So ziehn wir bei tönender Waffen Klang.

Deſto dringender aber iſt ihm das Bedürfniß der Freiheit, und darum vermag kein Glanz und keine Luſt ihn ſeiner Wüſte zu entlocken. Dieſe Elemente hat der Dichter ſämmtlich in ſeine Bilder aufgenommen, die dadurch größtentheils anmuthig und lebendig ſind. Das äußere Leben und die Sitte des merkwürdigen Volkes erſcheinen uns treu und klar in ſeinen Geſtaltungen, denen ſich allgemeine Wahrheit und poetiſche Schönheiten nicht abſprechen laſſen. Was jedoch die Schilderung des innern Gefühlslebens betrifft, ſo ſcheint dieſe mehr aus der Subjektivität des Dichters als aus ſeiner objektiven Anſchauung hervorgegangen zu ſein, und ſogar, wo die hier auftretenden Araber ihre Empfindungen ſelbſt ausdrücken, geſchieht dies in einer Sprache, die der deutſchen Poeſie näher als der ihnen eigenthümlichen, kräftig einfachen Bilderſprache liegt. Beſonders aber ſcheinen Referenten die hier dargeſtellten Frauen in einer zu zarten, allgemein weiblichen Geſtaltung aufzutreten, ſo daß ihre arabiſche Individualität ſich durch nichts als durch die Umgebung, in welcher ſie erſcheinen, kundgibt. Es wird zur Rechtfertigung dieſer Bemerkung kein Beiſpiel hier ausgehoben, um dem Verfaſſer kein Unrecht zu thun, denn dieſer erwartet ohne Zweifel, daß die beiden, durch innere Beziehungen mit einander verknüpften Dichtungskränze als ein wohlverbundenes Ganzes wirken ſollen, deſſen Eindruck geſtört werden würde, wenn man einen einzelnen Theil ſchon im voraus in Schatten ſtellen wollte. Viele, vielleicht der größte Theil der Leſer liebt es, die Gegenſtände ſo zu ſehen, wie ſie ſich in der Anſchauung des modernen Gefühlsdichters zeigen, die ihnen näher liegt als die eigenthümliche Natur des Objekts. Dieſen will Referent den Genuß nicht verkümmern, er ſelbſt aber

neigt ſich zu der Anſicht derer, die ihren Genuß vorzugsweiſe in dem reinen Eindruck des Objekts ſuchen, und von dieſer Anſicht aus ſcheint es ihm denn auch, daß der Dichter überhaupt die Karakterzüge des Arabers zu ſehr ins Schöne gemalt habe. Allerdings ſind Muth und Liebe tief in der Natur des Beduinen gegründet, aber ſie zeigen ſich ſchwerlich in ſo zarter Veredlung, als ſie der Dichter hier darſtellt. Eine ungezügelte Naturkraft ſteigert ſeine Gefühle bis zur rohen Leidenſchaft, und wenn auch die Poeſie eine Milderung zu ihrem Zwecke fordert, ſo erlaubt ſie doch nicht zum Nachtheil der objektiven Wahrheit und Kraft eine Abglättung, die nur der europäiſchen Verfeinerung eigen iſt.

In dem zweiten Cyklus will uns der Dichter die Beduinen darſtellen, wie ihre Naturen durch die Religion Mahom's, von dem elementariſchen Boden und dem rohen Sternendienſt abgelöſt, ſchon einer höhern Sonne zugewandt ſind, die ſie durchdringt und erleuchtet. Freilich iſt der Beduine, ſeinem Grundkarakter nach, noch heute derſelbe, der er vor Mohammed war; dennoch aber ſind es freundlichere, heitrere Geſtalten, die jezt in derſelben Umgebung unter den nämlichen Verhältniſſen, wenn auch mit gleichen Sitten und Beſchäftigungen, doch mit andern höhern Intereſſen, erzeugt durch eine große, aus einer unauslöſchlichen Glaubensflamme hervorgegangenen Geſchichte, auftreten ſollen. Indem nun hier der tiefeingewurzelte mohammedaniſche Glaube ausgeſprochen, des Volkes vergangene Großthaten, die Größe und Pracht der eroberten Reiche, die Werke ihrer Baukunſt in Spanien und Indien, der Glanz ihrer Dichter, endlich die Vorzüge der Nation ſelbſt in Wettgeſängen an uns vorübergeführt werden, indem der Stoff des erſten Cyklus ſelbſt als begeiſternde Volksſage hier wieder berührt wird, bilden alle dieſe Gegenſtände den reichern Hintergrund des nämlichen Schauplatzes, auf dem wir die Beduinen früherhin wahrnahmen. Unſtreitig lag es in der Intention des Dichters,

zu zeigen, wie alles dieſes in ſeiner Rückwirkung einen bildenden und veredelnden Einfluß auf ſie gehabt, und ſie zu einer höhern Lebensſtufe hinaufgehoben habe, und auf dieſer ſollen ſie ſich in der zweiten Bilderreihe, weſentlich verſchieden von den Geſtalten des erſten Cyklus, darſtellen. Referent kann indeß nicht verhehlen, daß dieſer Zweck ihm nicht vollkommen erreicht zu ſein ſcheint, denn Fitne iſt von Maiſuna, Turan von Melek durchaus durch keinen individuellen Zug unterſchieden, die Geſtalten, die wir in dem erſten Abſchnitt geſehen haben, kehren in dem zweiten, nur unter veränderten Namen, in wenig verſchiedener Thätigkeit und mit der nämlichen Weiſe, ihre Gefühle zu äußern, zurück. Beide Bilderreihen unterſcheiden ſich nur dadurch, daß die Perſonen der zweiten Reihe zum Theil als Dichter auftreten, was jedoch kein in dem Gegenſtande liegender, ſondern von dem Verfaſſer willkürlich gewählter Unterſchied iſt, da die Araber ſchon vor Mohammed der Dichtkunſt eifrig befliſſen waren, dann in dem Umſtande, daß ſie den Islam bekennen, was jedoch, da es auf die hier dargeſtellten Begebenheiten ohne Einfluß iſt, zu keiner getrennten Behandlung Anlaß zu geben brauchte, und endlich in dem ſchon erwähnten reicher ausgemalten Hintergrunde. Die weſentliche Verſchiedenheit der vor- und nachmohammediſchen Zeit kommt daher zu keiner klaren Anſchauung, und die Trennung in zwei Abſchnitte ſcheint durch nichts gerechtfertigt.

Soll uns irgend eine, vornehmlich aber die uns ſo fern liegende orientaliſche Volkseigenthümlichkeit auf eine poetiſche Weiſe anſchaulich werden, ſo möchte dies am füglichſten durch Um- und Nachbildung der Nationaldichter, wie ſie z. B. Friedrich Rückert mit höchſtem Erfolg geleiſtet hat, zu erreichen ſein. Will aber der Dichter, was er freilich mit vollem Rechte darf, ſeine Eigenthümlichkeit bewahrend, was er durch eigne Anſchauung gewonnen, auch ſelbſterzeugend wiedergeben, ſo wird er doch der Form und Farbe der frem-

den Nationalpoesie sich möglichst zu nähern suchen müssen, und dies vorzüglich da, wo er seine Personen in Handlung, Gesang und Rede auftreten läßt.

---

## XIX.

Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Zweiter Band. Leipzig, 1831. 8.

Es ist erfreulich, daß wir den zweiten Band dieses poetischen Panoramas des Orients so bald nach dem ersten, in diesen Blättern schon besprochenen begrüßen können, denn während wir dort nur in der einfachen, ungeschmückten Vorhalle von Asien standen, werden hier im Innern die Anschauungen so viel reicher, mannichfaltiger und bestimmter, daß auch der Dichter, den lebhaftesten Eindrücken mit reinem Sinn sich hingebend, eine größere Fülle wechselnder Töne vor uns ausströmen und unsere Zuneigung in höherm Maße gewinnen kann. Indem er Licht und Liebe in einem sehr schönen poetischen Vorspiel begrüßt, setzt er uns sogleich auf den Standpunkt, von welchem Persien allerdings allein poetisch richtig aufgefaßt werden kann, weil dieses wirklich die Elemente sind, aus welchen persisches Leben zu allen Zeiten in der Geschichte sich entwickelt hat. Hierin mag denn auch wohl die auffallende Aehnlichkeit liegen, die sich zwischen Persien und Deutschland in sprachlicher, poetischer und philosophischer, ja, selbst in religiöser Beziehung so deutlich offenbart, daß man Iran fast ein ins Orientalische übersetztes Germanien, oder dieses ein in das Nordeuropäische übertragenes Persien nennen könnte. Und ist denn nicht auch Iran der Sitz des orientalischen, so wie Deutschland des westlichen Protestantismus? Der Dichter führt uns zuerst zu den Ruinen von Persepolis, dem schicklichsten Orte, wo wir jene uralten Zustände, die tausendjährigen Zeitreihen verschwun-

dener höchſter Macht und Bildung, in ihrem ſcharfen Kontraſt mit den heute ihre rieſigen Trümmer überſpülenden Wogen wilder Unkultur in unſer Gemüth aufnehmen können. Die Gedichte dieſes Abſchnitts ſind ungemein anſprechend, beſonders die vier letzten, welche Lehre, Geiſt und Leben der alten Parſen in einfachen, großen Zügen vor uns aufſtellen. Folgende beide Strophen, mit welchen das Gedicht: „Die Lehre der Parſen", beginnt, ſprechen den weſentlichen Inhalt von Zerduſcht's Lehre ebenſo vollſtändig als das urſprüngliche Princip aller germaniſchen Bildung aus:

Rein iſt das Licht; ſo ſei dein Wandel rein,
Und was du auch beginnſt, dem Lichte gleich' es,
Kein Dunkel miſch' in deinen Geiſt ſich ein,
Und jedes Trübende dem Lichte weich' es!

Rein wie der Geiſt müſſ' auch der Körper ſein;
Blick' auf zum Licht! Das iſt die ganze Lehre;
Dich unabläſſig ſeinem Dienſt zu weihn,
Das ſei dein Friede, das ſei deine Ehre!

Ein zweiter Abſchnitt zeigt uns die Liebe zwiſchen dem Schach und ſeinem Schenken in ihrer orientaliſch-eigenthümlichen Geſtaltung, wo wir denn, weil dieſe Tonart jetziger Zeit in Deutſchland häufig erklungen iſt, von der Neuheit des Stoffes weniger angezogen, dem Dichter das Verdienſt einer individuellen, zarten und reinen Auffaſſung doch zuerkennen müſſen.

Ueber das Schlachtfeld von Nehawend, wo freilich der Kampf zwiſchen den einander begegnenden Schaaren der Sonnen- und Halbmondſtreiter als geſchichtlicher Uebergangspunkt nur ganz allgemein angedeutet werden konnte, ſchreiten wir nun in die Dichterhalle, wo wir Firduſi, Dſchelaleddin, Rumi, Senaji, Sadi, Hafis, Niſami, Enarari und andere perſiſche Dichter ihrer verſchiedenen Weiſe nach treffend und geiſtreich poetiſch geſchildert, hin und wieder auch karakteriſtiſche Züge aus ihrem Leben miteingewebt finden.

Der folgende Abschnitt bietet uns dann unter der Aufschrift „Liebe" mehrere Gedichte, worin dieses Gefühl, wie es in dem glänzenden Schmuck orientalischer Farben- und Blumenpracht unter dem reinen, warmen Himmel des naturbeglückten Persiens dem Dichter erscheinen muß, dargestellt wird. Auch hier sind hin und wieder persische Dichtersagen und nationale Bilder und Wendungen angewandt, auch das Kostum beobachtet; überall tritt jedoch des Dichters subjektive Anschauungsweise und Gestaltung des Stoffes herrschend hervor. Solche Behandlung nun ist zwar kein Hinderniß, daß diese Gedichte nicht vielen Reiz und unverkennbaren Werth hätten; Referenten aber scheint es doch, als wenn das Nationale in denselben mehr ein Aeußerliches wäre, und daß man sie mit einigen Veränderungen dem Inhalte nach ohne große Beschädigung in jedes beliebige Land und Volk hinübertragen könnte. Referent kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Dichter dieses mehr vermieden haben möchte, um so mehr, als der folgende Abschnitt zeigt, daß er der objektiven Behandlung seines Gegenstandes vollkommen mächtig ist. Da der beschränkte Raum nicht gestattet, längere Gedichte aus dieser Reihe hier mitzutheilen, so sei wenigstens folgenden kleinern Proben von der Gesangweise unsers Dichters eine Stelle vergönnt:

### Gasele.

Im Haine klagt die Nachtigall
Dem liebetrunknen Wiederhall;
Sie klagt mit schmeichelndem Gekose
Ihr tiefes Leid dem Kelch der Rose,
Und alles staunt und alles schweigt
Und lauscht dem wonnesüßen Schall.
So sang' auch ich mein Liebchen gern,
Die Eine in dem weiten All;
Doch ist mein Liebchen Rose auch,
Ist Strieglitz doch nicht Nachtigall

## Concertino.

Unterm Baldachin des Himmels
Auf des Wieſengrüns Smaragd
Hab' ich recht aus vollem Herzen
Heut ein Ständchen dargebracht.

Wer die Lieder mir begleitet
Mit der ſüßen Stimme Schall?
In dem nahen Palmenhaine
Turteltaub' und Nachtigall.

Wo die Herrn und wo die Damen,
Die getauſcht der Töne Klang?
Nun, ſie hing in meinen Armen,
Die mirs gab und der ichs ſang!

Schien nun der Verfaſſer in den bis hierher beſprochenen Gedichten mehr ſeinen eignen Vorſtellungen und Gefühlen orientaliſche Form und Farbe zu geben, als den nationalen Stoff in ſeinem eigenthümlichen Weſen objektiv zu machen, ſo iſt er von dieſer Darſtellungsweiſe in dem folgenden Abſchnitt zu ſeinem großen Vortheil völlig abgegangen. Hier gibt er uns unter der Aufſchrift: „Ein Tag in Ispahan", gleichſam ein belebtes Panorama dieſer unermeßlichen Stadt in ihrem heutigen Zuſtande, wo alle Menſchenklaſſen ihrer Bevölkerung, dramatiſch eingeführt, ihr Gewühl und Treiben in raſchem Wechſel karaktervoller Scenen unterhaltend und anſchaulich an uns vorübergehen laſſen. An der Hand des Dichters gehen wir aus der Karavanſerai in die Barbierbude, auf den Bazar, in die Gärten, auf den Betplatz, ins Kaffeehaus, auf den Maidan und begegnen überall ächt perſiſchen Figuren, die uns ihren Sinn und ihr Weſen in treffenden Sprüchen und lebendigem Geſpräch ergötzlich offenbaren. Vor allem aber macht ſich in dem bunten Gewühl der Luti (Luſtigmacher) bemerklich, der denn auch unſere Leſer zum Schluß noch mit zwei Liedern, die er in der Barbierbude ſingt, erheitern möge.

1.

Burſch, friſire mir das Kinn
Und barbire mich am Schopfe!
Nur ein Büſchel Haare dünn
Laß mir ſtehen auf dem Kopfe.

Wenn ich dann mich durch Gebet
Werth gemacht für ſeine Welten,
Faßt den Büſchel der Prophet,
Zieht mich auf zu ſeinen Zelten.

Dort auch iſt der Aulbend Zier
Und ein Bart mit dichten Haaren;
Laß mich denn, Prophet, zu Dir
Auf in dieſem Schmucke fahren!

2.

Der große Timur ſaß beim reichen Mahl
Und freute ſich im Kreiſe muntrer Zecher,
Und um ihn her der Diener rege Zahl,
Und fleißig bot der Schenke ihm den Becher.

Da tritt auch der Barbier in ihre Schaar,
Das glanzumſtrahlte Herrſcherhaupt zu ſcheren,
Und reicht dem Fürſten einen Spiegel dar —
Und Timur wär' zerfloſſen ſchier in Zähren.

Als aber ſeiner Thränen Strom geſtillt,
Sprach er zum Luti, der beinah zerfloſſen:
„Ich weinte, denn ich ſah mein häßlich Bild;
Was aber haſt denn Thränen Du vergoſſen?" —

„O mein Gebieter!" ſchluchzt der ſchlaue Wicht,
„Wenn Du weinſt, der Du einmal Dich geſehen,
Wie weinten wir, die ſtets Dich ſehen, nicht?" —
Und Timur wollt' in Lachen ſchier vergehen.

Möchten doch die folgenden Bände viele ſolche rein objektive Darſtellungen enthalten als dieſe, welche faſt unwillkürlich zu dem Gedanken hinleitet, daß vielleicht das Ganze,

an irgend einen, wenn auch nur ganz lockern aber doch durchgehenden epiſchen oder dramatiſchen Faden gereiht, einen reineren und entſchiedenern Eindruck gemacht haben würde.

---

## XX.

Bilder des Orients, von Heinrich Stieglitz. Dritter Band Leipzig, 1832. 8.

---

Der Verfaſſer ſcheint in dem Plane ſeiner poetiſchen Wanderung durch den Orient, welchen er in dem Vorworte zu ſeinem Werke entwickelte, eine Aenderung getroffen zu haben, indem er, ſtatt aus Perſien weiter oſtwärts nach Hindoſtan und China vorzudringen, jetzt vielmehr die Osmanen zum Gegenſtande einer neuen poetiſchen Bilderreihe gewählt hat. Referent findet dies wohlgethan, indem ſich die osmaniſche Welt und ihre Bewegung harmoniſcher an die arabiſchen und perſiſchen Bilder anreiht, die in den beiden erſten Bänden vor uns aufgerollt wurden, und auf dieſe Weiſe die dem Islam dienenden Völker ſich zu einer Gruppe bilden. In der Behandlungsweiſe iſt der Dichter ſich treu geblieben, weshalb auch die hier auftretenden Dichtungen im Werthe den früher dargebotenen gleichſtehen. Seine Darſtellung iſt feurig und glänzend, hält ſich mehr an allgemeine Umriſſe als an ſtrenge Karakteriſtik durch einzelne Züge, iſt mehr ſubjektiv als objektiv und gewinnt den Leſer durch Wohlklang der Sprache und des Versbaues. In erſter Reihe ſtehen unter der Aufſchrift: „Heldenbuch", mehrere Gedichte, worin die Thaten der Sultane aus dem Stamm Osmans raſch an dem Leſer vorübergeführt werden. Eine ſo rapide Ueberſicht erlaubt freilich keine ſehr beſtimmt begrenzte Ausbildung und Individualiſirung und wird dadurch der poetiſchen Wirkung nachtheilig. Dennoch fehlt es nicht an einzelnen ſchönen Momenten, und es können, um von der

Darſtellungsweiſe des Dichters eine ſehr zu ſeiner Empfehlung gereichende Probe zu geben, drei Strophen aus einem längern Gedichte hier ausgehoben werden, welchem das Leben Mahomed's II. zum Gegenſtande dient, indem dieſe drei Strophen, obgleich als Theile einem andern Gedichte eingefügt, doch für ſich eine ſchöne Romanze bilden:

Wer erfuhr nicht von Irene,
Jener Herzbeherrſcherin,
Deren wunderbare Schöne
So gerührt des Sultans Sinn,
Daß, in ihren Reiz verſunken,
Schwelgend ohne Ziel und Maß,
Er, vom ſüßen Taumel trunken,
Thron und Reich und Heer vergaß.

Horch, es murren deine Krieger!
Horch, das dumpfe Wort wird laut!
Da erſcheint der Weltbeſieger,
An der Hand die ſchöne Braut;
Und von ſeinem Säbelhiebe
Fällt Irenens blühend Haupt:
„So lohnt Mohammed der Liebe,
Die dem Reiche ihn geraubt!“

Spricht's und ſchaut mit grimmen Blicken
In der Krieger Kreis umher;
Aber Schreck und Schmerz erſticken
Jeden Laut im rohen Heer:
„Bei Irenens Blut! von heute
Reiß' ich euch von Schlacht zu Schlacht,
Und mit hundertfält'ger Beute
Schaff' ich Stambuls neue Pracht.“

Aus demſelben Gedichte mag auch noch die Schlußſtrophe hier mitgetheilt werden, weil ſie in kompendiöſer Form einen wichtigen Theil des großherrlichen Staats- und Familienrechtes in ſich ſchließt, wodurch die landesväterliche Fürſorge der hohen Pforte ſich im poetiſchen Lichte zu zeigen vermag:

„Daß der Zwietracht wilde Flamme
Nicht verſchlinge unſern Thron,
Leb' aus Oſman's Heldenſtamme
Immer nur ein einz'ger Sohn;
Jeden andern zu verderben,
Neffen, Brüder durch den Tod —
Hört es, meine ſpätſten Erben! —
Das iſt Mohammed's Gebot."

Wo für die Sicherung der Legitimität durch ſo milde Hausgeſetze geſorgt wird, kann es den Völkern an einer ſegensreichen Regierung nicht leicht gebrechen.

An dieſe Reihe von Gedichten ſchließt ſich unmittelbar „Sultan Selim III.", eine Tragödie in fünf Akten. Hier werden nun die neuern, ſehr nahe an die heutige Tagesgeſchichte grenzenden Zuſtände dargeſtellt, ja der jetzt noch lebende Sultan Machmud iſt eine Hauptperſon des Dramas, das mit ſeiner Thronbeſteigung ſchließt, wobei er dann mit den Worten:

Der Janitſcharen werden wir gedenken
Zur rechten Zeit; ſie ſollen einſt erfahren,
Daß nimmer ich vergeſſen den Verrath,
Den ſie verübt an ihrem beſten Herrſcher!

dasjenige ſchon ankündigt, was wir vor wenigen Jahren mit ſtaunender Bewunderung vernommen. Das Stück ſtellt den Untergang des menſchenfreundlichen und milden Selim dar, der eben durch dieſe, dem Rathe ſeiner wenigen treuen und verſtändigen Freunde zuwider und ſogar gegen die Warnung ſeiner trefflichen geliebten Mutter angewandte Milde ein Opfer der rohen Janitſcharen wurde. Der Verfaſſer erſcheint auch hier wieder in der Anwendung der dramatiſchen Form ſehr glücklich, wie denn dieſe überhaupt bei weitem günſtiger iſt zur Darſtellung der Sitten und Schickſale eines Volkes als die lyriſche. Die Karaktere ſind ſehr gut aufgefaßt und konſequent durchgeführt, die Kataſtrophe ruhig und geſchickt

herbeigeführt, die Verhältniſſe lebendig dargeſtellt, und das Ganze in einem würdigen Sinne mit großer Mäßigung und Beſonnenheit, in einer ſchönen Sprache und tadelloſen Verſen ausgearbeitet. Zur Darſtellung auf der Bühne ſcheint das Stück ſich demungeachtet nicht zu eignen, weil es die in einem größern Publikum ſchlechthin nicht zu erwartende Theilnahme an tiefer liegenden, überdies noch aus einer ſehr entfernten Region entnommenen politiſchen Verhältniſſen und Staatsintereſſen unbedingt vorausſetzt, mithin auf ein nach einer ganz ungewöhnlichen Richtung in hohem Grade ausgebildetes (alſo wie kleines!) Publikum berechnet iſt. So großes Vergnügen es dem Referenten machen würde, Stücke dieſer Art und dieſes Werthes dargeſtellt zu ſehen, ſo würde er dennoch keiner Bühne zu einem ſolchen Verſuche rathen. Die Aufführung eines Trauerſpiels von dieſem Umfange und von dieſer Eigenthümlichkeit erfordert ſo viel Sorgfalt und Fleiß, einen ſo großen Aufwand von Zeit und Kräften, daß ſie nur bei der höchſten Wahrſcheinlichkeit eines günſtigen Erfolgs unternommen werden darf, der bei der gegenwärtigen Stimmung und Bildung oder eigentlicher Verbildung des deutſchen Theaterpublikums höchſt unwahrſcheinlich iſt. Hiernächſt ſind denn auch mehrere Geſpräche und Monologen zu lang ausgeſponnen und würden jedenfalls einer beträchtlichen Abkürzung zu unterwerfen ſein. Daß Geſinnungen, Gefühle, Gedanken, Sprache und Koſtum, bei aller Kenntniß der orientaliſchen Sitten und Gebräuche, die der Verfaſſer bekundet, dennoch ſehr europäiſch gemodelt ſind, liegt in ſeiner mehr ſubjektiven Anſchauungsweiſe, und dürfte auch, da er hier unſere heimiſche dramatiſche Form vorwalten ließ, nicht leicht ganz zu vermeiden geweſen ſein. Dennoch ſcheinen die Karaktere Selim's, ſeiner Mutter und Machmud's eine zu weſtlich ſchwärmeriſche Färbung erhalten zu haben, die ihre Bilder von der urſprünglichen Wahrheit mehr als billig und nöthig entfernt.

Die Gedichte, die hier unter der Aufschrift: „Griechen und Türken", wiedererscheinen, waren größtentheils schon vor mehreren Jahren ans Licht getreten, und haben dem Dichter im deutschen Publikum verdiente Gunst erworben; hier erscheint sein Feuer und seine Farbenpracht in schönster Wirkung, und mehrere dieser Lieder, wie „Der Greis von Antakia", „Die Nacht von Tenedos", und vor allen „Bozzaris' Grab", wird der Leser als liebe Bekannte mit Freuden begrüßen und wieder hören.

Unter den hinzugekommenen Gedichten ist der schöne, im November 1831 gedichtete Epilog auszuzeichnen, in welchem die redend eingeführte Muse des Griechenvolkes ihres Volkes Schicksale und Thaten an ihrem Geiste vorüberführt und endlich in der Anschauung des damaligen und leider bis diesen Augenblick noch fortdauernden zerrütteten Zustandes in folgende Schlußstrophe ausbricht:

„Ihr Wächter in dem Tempel
Der Menschheit, schließt die heil'gen Pforten nun!
Zerschlagt der Freiheit Stempel,
Auf dem noch ungelöste Flüche ruhn!
Ein wüster Nebel legt sich in die Thale
Und bietet Hohn des Lichtes jungem Strahle.
Weh! nun zum zweiten Male breit' ich klagend
Den Grabesschleier über Griechenland —
„Hebt eine höh're Hand
Ihn wieder einst?" — die Zeit mit Zittern fragend."

Die Antwort, die jedem Sinnigen im Gemüthe schwebt, gibt der Dichter in einem darauf folgenden kurzen Spruche, freilich nur in dunkler Andeutung. Wer den Glauben an das Fortwachsen des Göttlichen in der Menschheit in sich trägt, wird sich durch keine momentane äußerliche Gestaltung der Dinge entmuthigen lassen. Er hofft nicht, nein, er weiß es, daß das Wahre und Schöne oft auch unter dem Schein des Rückschreitens unaufhaltsam vordringt, und wird

ſo wenig an Griechenlands Wiedergeburt als an Vielem, was noch unendlich höher ſteht, jemals verzweifeln. Und ſo mag dem Dichter denn auch hier ſein Scheidegruß zurücktönen:

„Muthig denn gelebt das Leben!
Friſch geſchaffen und gerungen!
Mag der Feige zagend beben,
Von der Gegenwart bezwungen —
Kein Ermatten, kein Erkalten,
Strebt nur Jeder, zu erhalten,
Was in tiefſter Bruſt erklungen."

## XXI.

Thomas Carlyle Leben Schiller's. Aus dem Engliſchen, eingeleitet von Goethe. Frankfurt a. M. 1830.

Dieſes der ſeit einem Jahre zu Berlin beſtehenden Geſellſchaft für ausländiſche Litteratur von Goethe zugeeignete Werk karakteriſirt derſelbe in ſeiner Einleitung folgendermaßen:

„Gegenwärtiges, zum Andenken Schiller's geſchriebene Werk kann, überſetzt, für uns kaum etwas Neues bringen. Der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſowie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten worden. Was aber den Verehrern Schiller's und alſo jedem Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſein muß, iſt: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schiller's Produktionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutſchen Litteratur angetrieben worden."

„Mir wenigſtens war es rührend, zu ſehen, wie dieſer rein- und ruhigdenkende Fremde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Produktionen unſers verewigten Freundes, immer den edeln, wohldenkenden, wohlwollenden Mann ge-

wahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.“

„Ich halte deshalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſein möchte; denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der: in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug, das Ideelle und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.“

Der Verfaſſer, ein Schotte, iſt ein warmer Verehrer der deutſchen Litteratur und ſucht dieſelbe in Großbritannien eifrigſt zu verbreiten. Schon hat er den „Wilhelm Meiſter“ und viele Erzählungen unſerer beſten Schriftſteller ins Engliſche übertragen, auch iſt er Mitarbeiter an denjenigen engliſchen Zeitſchriften, in welchen die Werke deutſcher Poeſie und Litteratur jetzt mit größerer Gerechtigkeit und mit vieler Aufmerkſamkeit beurtheilt werden. Dieſe Thätigkeit entſpricht den Anſichten Goethe's, der ſich für die Idee einer Weltlitteratur mit der lebhafteſten Theilnahme intereſſirt. Herr Carlyle hat das unſchätzbare Glück, ſich in ſeinen Beſtrebungen durch Goethe's Rath geleitet, durch ſeine Mitwirkung gefördert, durch ſeine Freundſchaft erhöht und belebt zu ſehen. In der That iſt dieſes Beſtreben der europäiſchen Völker, einander gegenſeitig in den Geſtaltungen ihrer Poeſie, alſo in ihrem innerſten Geiſt und Weſen zu verſtehen und aufzufaſſen, von der höchſten Bedeutung und Wichtigkeit und muß für die Bildung des Menſchengeſchlechts im Fortgange der Zeiten zu den größten Reſultaten führen.

Der Verfaſſer fügt ſeiner Lebensbeſchreibung Schiller's überall ausführliche Beurtheilungen ſeiner Werke ein, die überaus gründlich ſind, ſeinen richtigen Blick bekunden und ſich vorzüglich eignen, dieſem großen Dichter und der deutſchen Poeſie überhaupt unter ſeinen Landsleuten Eingang und Verbreitung zu erwirken. Es iſt erfreulich, wenn wir einen

Engländer von Geist und Geschmack, der ein geachtetes, kräftig mitwirkendes Glied in einem litterarischen Kreise ist, welcher auf den Geschmack und das Urtheil seiner Landsleute den bedeutendsten Einfluß hat, wenn wir diesen unsern Schiller mit seinem Shakspeare zusammenstellen, den „Tod Wallenstein's" mit „Macbeth" und „Othello" vergleichen und unsern Dichter mit folgenden Zügen bezeichnen sehen:

„Schiller's Genius ist auf gewisse Weise beschränkter als Shakspeare's Genius; allein, in dem ihm eigenthümlichen Gebiete, erhabene, ernste, innige Rührung zu erwecken, kann Keiner sich über ihn stellen. Andere mögen gewählter, durchdringender, mannichfacher, Schauder erregender sein; Schiller ist in der ihm eignen schönen Weise hinreißend."

Diese Anerkennung der deutschen Poesie müssen wir um so höher schätzen, als die Engländer, von einer eingefleischten Vorliebe für die eigne Nationalität wie von einer Felsenmauer umgeben, fremder Poesie überhaupt bisher nur wenig Eingang gestattet haben und in diesem Punkt bedeutend gegen die Franzosen zurückgeblieben sind. Die Letztern gehen in dem Bestreben, unsere litterarischen Schätze durch Studium und Nachbildung sich anzueignen, schon so weit, daß sie selbst unsere philosophischen Systeme zu verstehen und in ihr Vaterland zu verpflanzen suchen. Hiervon nun scheint man in England noch weit entfernt zu sein, wenn man hierüber aus den Aeußerungen unsers Verfassers einen Schluß ziehen darf. Indem er von dem Eifer spricht, mit welchem Schiller sich das Kant'sche System zu eigen machte und dasselbe auf ästhetische Gegenstände anzuwenden suchte, fügt er hinzu:

„Kant's geistige Vorzüge und Talente fanden allgemeine Anerkennung; die erhabenen Sätze seines Systems waren in der That solche, die man tausend Mal aufgestellt und ebenso oft mangelhaft befunden hatte; doch erregten sie immer noch Aufsehen, da sie von einem so großen Namen und so viel

Geſchicklichkeit unterſtützt waren. Das Geheimnißvolle dieſer Lehre zog den Geiſt der Deutſchen an, für welchen das Dunkle und Unbeſtimmte ſtets angenehme Eigenſchaften ſind, die furchtbare Armee von erſten Principien, der ungeheure Wald von Terminologien und Definitionen, worin der keuchende Verſtand ſchwächerbegabter Menſchen wie in einem unwegſamen Dickicht herumirrt und endlich ohnmächtig, von Anſtrengung abgemattet, von ſcholaſtiſchem Dunſt erſtickt, zur Erde ſinkt, ſchien den Deutſchen nicht ſowohl abſchreckend als vielmehr erhaben; dieſer Nation, die ſich vor keiner Arbeit ſcheut und der ein gewiſſer Grad von Dunkelheit natürliches Element ſein mag, die freilich weſentlich nothwendig iſt, um jenem grübelnden Enthuſiasmus, der einen Hauptzug ihres Karakters ausmacht, freies Spiel zu gewähren."

Man ſieht, wie der junge, wohlmeinende Engländer von unſerer philoſophiſchen Thätigkeit, dieſem eigentlichen Kern deutſcher Bildung, und von dem ſpekulativen Inſtinkt der Deutſchen, aus welchem ihre geiſtige Gewalt vorzüglich hervorgeht, ſich ein rein äußerliches Bild geſchaffen, und wie er von dem Körper hier nichts geſehen hat als den Schatten. Schon ſeine Bewunderung für Schiller, auf deſſen ſpätere Werke das Studium Kant's vom entſchiedenſten Einfluß war, hätte ihn abhalten müſſen, ſich einzubilden, das Kant'ſche Syſtem ſei ein dunkles, unbeſtimmtes, aus tauſend Mal ſchon verworfenen Sätzen errichtetes Gebäude geweſen, und eine nur ganz oberflächliche Beſchäftigung mit der deutſchen Philoſophie würde ihn belehrt haben, daß auch diejenigen, die über jenes Syſtem wie über eine Stufe ſchon längſt hinausgegangen ſind, demſelben das Verdienſt der Neuheit zu ſeiner Zeit im vollen Maße zugeſtehen. Noch größer aber iſt der Irrthum, wenn er die Dunkelheit für ein natürliches Element unſerer Nation hält, deren eigenthümlichſtes Weſen eben in der Richtung nach dem Lichte beſteht.

Auch das Theater und die Art, wie daſſelbe in Deutſch-

land angesehen und behandelt wird, gibt dem Verfasser zu einigen merkwürdigen Bemerkungen und Vergleichungen mit seinem Vaterlande Veranlassung. Da es höchst interessant ist, zu erfahren, in welchem Lichte unser öffentliches Treiben in dieser Hinsicht jenseits des Meeres erscheint, so sei es gestattet, die bezügliche Stelle hier mitzutheilen.

„In England wird das Theater als ein harmloser Zeitvertreib betrachtet, der deshalb heilsam sei, weil er des Menschen geistige, nicht seine sinnlichen Fähigkeiten in Anspruch nimmt; als eines jener vielen Fächer erdichteter Darstellungen, vielleicht eines der alleraufregendsten und flüchtigsten, das zuweilen schädlich, im Allgemeinen aber einen wohlthätigen Einfluß äußert, gerade so wie alle übrigen Zerstreuungen, doch keineswegs zu einer so außerordentlichen Aufmerksamkeit berechtigt, und in seinen Wirkungen manchen andern Zeitvertreiben, die keiner besondern Zurüstung zu ihrer Anwendung bedürfen, untergeordnet ist. Die Deutschen hingegen sprechen von ihrem Theater wie von irgend einem neuen Organ, um Geist und Herz zu bilden; einer Art von Laienkanzel, der würdige Genosse der heiligern, ja vielleicht noch mehr geeignet, unsern Gefühlen einen Aufschwung zu geben, weil die Gegenstände der erstern weit umfassender sind, und weil sie uns durch mannichfache Zugänge ansprechen; das Auge durch Pracht und Dekorationen, das Ohr durch Harmonie, und Herz und Phantasie anziehen durch den Reiz der Poesie und heroischer Thaten und Gefühle. Auf noch geheimnißvollere Einwirkungen spielt man an, wenn man sie auch nicht geradezu als solche verkündet. Eine Idee scheint dunkel im Hintergrunde gewisser abstrakten, mühseligen Spekulationen zu lauern, als ob das Theater bestimmt sei, einige von jenen erhabenen Täuschungen, welche der Fortschritt der Vernunft schnell von der Erde hinwegzutreiben bemüht ist, wieder an ihre Stelle zu setzen; als ob sein Gepränge, seine Allegorien, seine figürlichen Schattengebilde der menschlichen

Natur jene belebende Nahrung erſetzen ſollten, die wir einſt vom Aberglauben und den Mythologien dunklerer Zeitalter entlehnten. Indem ſie die Dinge von dieſem Standpunkt aus betrachten, ſo verfahren ſie auch in deren Behandlung mit dem gebührenden Ernſt. Daher ihre ſorgfältigen und ängſtlichen Unterſuchungen über den Urſprung der durch das Drama hervorgebrachten Rührung, ihre verſchiedenen Arten und Grade, ihre Unterabtheilungen von Romantik und dem Heroiſchen, und wiederum dem Romantiſch-Heroiſchen und all das andere unverſtändliche Geſchwätz, mit welchem ihre kritiſchen Schriften überladen ſind. Auch entſpricht der Eifer des Volks ganz dem ihrer Lehrer. Der Mangel wichtigerer öffentlichen Angelegenheiten trägt natürlich das Seinige dazu bei, daß dieſes ſo ſehr hervortritt, da alle Diskuſſionen über jene entweder verboten, oder doch ohne alle Wirkung ſind. Die Litteratur verſchlingt in Deutſchland faſt alle cirkulirenden kräftigen Gedanken, und das Theater iſt der große Kern derſelben."

Man muß geſtehen, daß dieſe Skizze unſers dramatiſchen und theatraliſchen Treibens einen wunderlichen Anſtrich hat. Was mit jener dunkel im Hintergrunde abſtrakter Spekulationen lauernden Idee, daß das Theater zur Wiederherſtellung von der Vernunft vertriebener Täuſchungen, zum Erſatz einer früher vom Aberglauben entlehnten Nahrung der menſchlichen Natur beſtimmt ſei, was damit eigentlich gemeint wird, iſt Referenten wenigſtens ſo unklar, als dem Herrn Carlyle irgend eine unſerer verwickelten Spekulationen jemals geweſen ſein kann. Seine Darſtellung veranlaßt indeß zu einigen Bemerkungen. Bei allen großen gebildeten Nationen wurde das Theater periodenweiſe Gegenſtand der ernſteſten, wichtigſten, allgemeinſten Beachtung und Theilnahme, ja zu einer Staatsangelegenheit. Dies war bei den Griechen, Franzoſen, Deutſchen mehr oder minder der Fall, und zwar grade in den Blüthezeiten ihrer poetiſchen Bildung. Auch England hat

dieſe Periode gehabt; und findet dies dort jetzt nicht mehr ſtatt, ſo beweiſt dies nur den Verfall des Theaters, vielleicht ſogar den der allgemeinen, wenigſtens der poetiſchen Bildung. Auch bei uns iſt jener Ernſt ſchon verſchwunden, mit dem wir, nach der Bemerkung des Verfaſſers, unſere Theateranangelegenheiten behandeln ſollen. Leider tritt an die Stelle ernſter Unterſuchung und echter Kritik fades Zeitungsgeſchwätz und beweiſt, daß unſer Theater herabſinkt in die Klaſſe leichtſinniger Zeitverkürzungen. Seiner Natur nach aber ſoll es Bildung zeugen, wie es ihr Erzeugniß iſt. Ob unſere Litteratur die cirkulirenden kräftigen Gedanken verſchlinge, oder in ſich aufnehme, fortbilde und verbreite, und in welchem Verhältniſſe dies mit unſern politiſchen Zuſtänden ſtehe, dies zu unterſuchen geſtattet weder der vergönnte Raum, noch wäre es hier an ſeiner Stelle. Davon ein andermal.

Jedenfalls iſt die Art, wie Schiller in den Kreis der engliſchen Litteratur mit Liebe und Bewunderung eingeführt und betrachtet wird, eine höchſt intereſſante Erſcheinung; ſie zeigt zugleich, auf welchem Standpunkt dieſe Litteratur jetzt ſteht, und wie heilſam und nothwendig ihr eine Erfriſchung durch Aufnahme fremder, vorzüglich deutſcher Geiſtesprodukte iſt. Ueberhaupt aber ſcheint der Zeitpunkt gekommen zu ſein, wo eine Stagnation in der europäiſchen Bildung nur durch Verſchmelzung zu vermeiden ſein möchte, welche denn auch die Vorſehung allmälig immer ſichtbarer herbeiführt. Für die Erhaltung der Individualitäten iſt durch die Natur ſchon hinlänglich geſorgt.

# XXII.

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Erster bis siebenter Theil. Hamburg 1829. 8.

---

Einzelne Verhältnisse, Ansichten und Ereignisse des politischen, litterarischen und geselligen Lebens von allgemeinerem Interesse beschäftigen diesen Schriftsteller. Die hier gesammelten Aufsätze, ursprünglich zur Bekanntmachung in Zeitschriften bestimmt und verwendet, besprechen solche Gegenstände, dieser Bestimmung gemäß, nicht auf dem Standpunkte der Wissenschaft, sondern in dem Tone geistreicher Konversation. Anregende Unterhaltung und freimüthige Erörterung erscheinen als ihre nächsten Zwecke, und diese haben sie durch ihre Verbreitung in den besten deutschen Zeitschriften vollkommen erreicht. Jetzt, da sie der Verfasser als ein Ganzes gibt, treten sie mit einem höhern Anspruch auf. Nicht mehr einzelne Blüthen und Früchte werden uns geboten, in einen Garten werden wir geladen, und haben wir jene gern als heitere Gaben angenommen, so müssen wir in diesem des Gärtners Wissen und Kunstsinn zu erkennen suchen. Der Verfasser erscheint, um eine feste Stelle in der Reihe deutscher Schriftsteller einzunehmen, und in dieser Beziehung ist er zu beurtheilen.

Sollen wir nun aus den vorliegenden Produktionen den litterarischen Karakter des Autors im allgemeinen ableiten, so finden wir, daß bei ihm Gefühl und Verstand dominiren, Erkenntniß und künstlerische Kraft aber auf einer untergeordneten Stufe stehen. Wie der Gegenstand ihn ergriffen und bewegt hat, so stellt er ihn hin, in der Frische des eben erregten Gefühls, mit der Schärfe gereizter Empfindung, mit dem Talent der Leidenschaft. Seine Darstellung ist klar und lebendig, sein Styl meist kräftig und anmuthig, sein Witz oft treffend, sein Humor eigenthümlich. Wir finden uns

angelockt und fortgezogen durch die Gewandtheit seiner Feder, durch die Glätte seiner Darstellung, wir folgen ihm willig bis zum Schluß und entlassen ihn dennoch mit einem Gefühl des Mißbehagens. Seine Wahrheit ist anziehend, aber nicht befriedigend, weil sie eben nur die seinige ist. Was er fühlt, erkennt und glaubt, sagt der Verfasser ganz und unverhohlen mit rückhaltloser Offenheit. Den Eindruck seines Gegenstandes gibt er mit unverhüllter Treue wieder, der Gegenstand selbst aber erscheint nicht in dem ruhigen klaren Lichte des Tages, sondern in der streifenden Fackelbeleuchtung seines zürnenden oder spottenden Blicks; immer betrachtet er ihn mit Leidenschaft, selten mit Liebe, nie mit Ruhe. Witz und Humor, Verstand und Scharfsinn können glänzende Produkte in der Litteratur erzeugen; der Humorist kann uns durch das Feuerwerk seines Geistes erfreuen und erleuchten: will er uns aber auch erwärmen, sollen wir mit immer gleicher Neigung zu ihm zurückkehren, so muß auch Tiefe der Erkenntniß und Milde des Gemüths in seinen Werken leben. Diese aber läßt der Verfasser, er, der Jean Paul als seinen Meister ehrt, nur selten sichtbar werden, und jene scheint nicht zu den Gaben zu gehören, die ihm die Natur zu Theil werden ließ. Während seine litterarische Wirksamkeit durch den aufrichtigen Haß, durch die offene Verachtung und den verfolgenden Spott, mit dem er allem, was ihm als schlecht erscheint, entgegentritt, unsere Achtung in Anspruch nimmt, hat sie dennoch etwas Abstoßendes, Erkaltendes, weil sie fast keine andere Bewegung hat, als die des Kampfes, weil seine Feder sich immer nur an einem gewählten oder selbstgeschaffenen Feinde übt. Trotz seinem ausgezeichneten Talente gehört der Verfasser in die Reihe derjenigen Schriftsteller, welche den Stoff, den sie in ihrer Zeit gefunden, nicht eigenthümlich zu gestalten wissen, vielmehr ihn als ein widerstrebendes Element behandeln, gegen das sie in unentschiedenem Kampf sich abmühen.

Die beiden erſten Bände der Sammlung enthalten die dramaturgiſchen Arbeiten des Verfaſſers. Seinem Karakter getreu, fängt er damit an, die darauf verwandte Zeit und Mühe zu beklagen. Einmal weil Kritik überhaupt die Kunſt nicht fördern, dann weil bei uns aus Mangel an Nationalität, an öffentlichem Leben und Karakter keine dramatiſche Kunſt exiſtiren könne. Beides halten wir für unrichtig. Kunſt iſt bewußtes Schaffen nach dem Geſetz des Schönen, und Kritik die Anwendung dieſes Geſetzes auf das Geſchaffene. Beide können, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, nur mit einander beſtehen und fortſchreiten. Die Klagen über jenen Mangel aber ſind ſo wenig neu als begründet. Nach ihnen wäre der Deutſche ſtumm, weil er nicht ſchreit, karakterlos, weil er nicht wüthet, und unnational, weil er ſeinen Tag nicht auf dem Markte zubringt. Auch hier zeigt die Geſchichte das Gegentheil. Daß das Bedürfniß dramatiſcher Kunſt bei uns vorhanden ſei, wird niemand läugnen, und im Geiſtigen wie im Leiblichen iſt das Bedürfniß eines Gegenſtandes die Wurzel ſeiner Exiſtenz. Wir wollen zugeſtehen, daß dieſe Kunſt in Deutſchland noch im Werden ſei; aber die Wirklichkeit oder gar die Möglichkeit ihres Daſeins zu läugnen, iſt eine Hyperbel, die wir, gleich ähnlichen dieſer Gattung, nur für ein von dem Verfaſſer gewähltes, ſcharfes aber wohlgemeintes pädagogiſches Mittel zur Anfeuerung des trägen Zeitgeiſtes halten.

Die dramatiſche Kritik des Herrn Börne, die er ſelbſt vielleicht ironiſch, doch richtig eine Naturkritik nennt, iſt ſeiner Eigenthümlichkeit gemäß, wo ſie es mit ganz ſchwachen und ſchlechten Produkten zu thun hat, vortrefflich. Seine Abfertigungen ſind in ihrer geiſtreichen Kürze witzig und treffend. Je höher aber das Kunſtwerk ſteht, das er beurtheilt, je ſchwächer und unſicherer wird ſeine Kritik. Es fehlt ihr gänzlich an einem leitenden Grundſatze, an einer wiſſenſchaftlichen Baſis. „Wie ein Geſchworener", ſagt er, „urtheilte

ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht.“ Und dennoch hat man kaum zehn Seiten weiter geleſen, ſo findet man folgende Stelle über Iſidor und Olga: „Ein Trauerſpiel ohne Böſewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerſpiel. Es gefällt mir ungemein, und ich würde es ſehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt“ u. ſ. w. Hier ſoll alſo doch kein Urtheil nach dem bloßen Gefühl gefällt werden, ja vielmehr gegen des Kritikers Gefühl, denn das Stück gefällt ihm ja. Er erkennt eine dramatiſche Geſetzgebung an, und zwar eine, die ſeinem Gefühl widerſpricht und ſo muß denn alſo ſein Gefühl unrichtig ſein, oder ſeine Geſetzgebung. Und wie iſt es mit dieſer nun beſchaffen? Kein Trauerſpiel ſoll ohne Böſewicht beſtehen können. Hierin ſcheint aber Shakſpeare anderer Meinung geweſen zu ſein, denn in „Timon von Athen“, in „Coriolan“, in „Julius Cäſar“ tritt auch keine Perſon als Böſewicht auf. Aber die Verderbtheit, die Schlechtigkeit der Zeit iſt das böſe Princip in dieſen Stücken. Dies hat ſeine Repräſentanten in mehreren einzelnen Geſtalten, und bildet im Ganzen das, was in der Tragödie das Schickſal heißt. So iſt es auch in Iſidor und Olga. Und iſt denn in dieſem Stücke wirklich keine Bosheit? Nun wahrlich, dann iſt die Welt ſo rein, als ſie vor Adam's Falle war. Nach unſerem Kritiker iſt des Fürſten heißes Blut ſein Mißgeſchick, nicht ſein Verbrechen, ſelbſt Oſſip iſt ihm kein Verbrecher, und Herr Börne bedenkt ſich nicht „des Mitleids goldnene Roſe ihm zu ſchenken“. Auch wir ſchenken ſie ihm, doch nicht für ſeine Unſchuld. Aus der ganzen Beurtheilung ergibt ſich, daß der Kritiker von dem Intereſſe, das bei dieſem Stück in den Verhältniſſen der Perſonen, in der Fabel liegt, eingenommen, den-

noch einen Mangel an dramatiſcher Kraft der Karaktere darin gefühlt hat. Sein Gefühl war richtiger als ſeine Kritik, und es iſt ihm nicht gelungen, daſſelbe auf die Grundſätze der dramatiſchen Kunſt zurückzuführen und aus ihnen ſein Urtheil abzuleiten. Er ſpricht am Schluß den Dichter frei von aller Schuld, die er auf die Unvollkommenheit der Zeit, ſein ſtetes Thema, wälzt. Die Menſchheit, ſagt er, ſei groß, die Menſchen klein. Dieſer Satz iſt aber entweder unwahr, oder er iſt für alle Zeiten, nicht eben ausſchließlich für die unſrige, wahr. Wir entſcheiden uns für das Erſtere. Kann irgend ein Abſchnitt der Geſchichte vorzugsweiſe eine große Zeit genannt werden, ſo wird dieſe immer in einzelnen großen Karakteren zur Erſcheinung kommen. Auch unſerer Zeit fehlt es an ſolchen nicht, und es kommt nur darauf an, daß die dramatiſche Kunſt ſich ihrer bemächtige, um ſie auch poetiſch darzuſtellen. Mit ſolchen Aeußerungen betritt Herr Börne ſeine dramaturgiſche Bahn und verfolgt ſie in gleichem Sinne an der Hand ſeines Gefühls, das, wiewohl oft richtig, doch nicht immer frei iſt von unreinem Einfluſſe momentaner Stimmung und vorgefaßter, beſonders politiſcher Meinungen. Sein Tadel, wie ſein Lob ſind oft bis zur Ungerechtigkeit geſteigert, und während er Houwald mit unziemlicher Härte behandelt, macht er den Frankfurtern Vorwürfe darüber, daß ſie Kotzebue bei ſeiner Durchreiſe ſo wenig beachtet, ja ſich verdächtig gemacht, den Eintrittspreis für ſeine Loge bezahlt genommen zu haben. „Unter Deutſchen", ſagt er bei dieſer Gelegenheit, „lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſein, als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe als die arithmetiſche." Auch der Witz, der in Herrn Börne's Kritiken dominirt, verführt ihn oft zu herben Ungerechtigkeiten, und er ſcheut ſich nicht, ſelbſt an Leſſing, bei aller Verehrung für ihn, eine kritiſche Sünde zu begehen, indem

er an seiner Emilia Galotti tadelt, daß Odoardo seine Tochter ermordet, bloß um ihre „anatomische Unschuld" zu retten. Herr Börne, der Herrn von Houwald wegen des Ausdrucks „aus Gift und Rache Farben mischen" tadelt und hinzufügt, dieses sei grade, als wolle man Mehl und Unschuld unter einander mengen, scheint hier selbst in einen ähnlichen Fehler zu verfallen, denn in seiner anatomischen Unschuld steht wirklich Substantiv und Adjektiv in keiner nähern Beziehung zu einander, als Mehl und Unschuld. Was Odoardo seiner Tochter retten wollte, wußte Lessing sehr wohl; Herr Börne aber kennt es entweder gar nicht, oder er hält es für nichts, und beides ist gleich schlimm für ihn.

Jede Kritik eines poetischen Kunstwerks soll ein wissenschaftliches Kunstwerk sein. Dieser Anforderung nun entsprechen die dramatischen Kritiken des Herrn Börne zwar nicht, dennoch sind sie, und zwar mit Recht, mit vielem Beifall aufgenommen worden. Stellen sie auch nicht überall die richtige Ansicht auf, so leiten sie dennoch als geistreiche Unterhaltungen über theatralische und dramatische Kunst zu interessanten Betrachtungen. Ihre Klarheit, ihr schneidender Witz und ihre kräftige Kürze zeichnen sie vortheilhaft aus vor dem seichten Theatergeschwätz unserer Zeitblätter, und des Verfassers Bemerkungen über die Darstellung der Schauspieler würden diesen, wenn sie solche mit der nöthigen Selbstverläugnung beachteten, zu hohem Nutzen gereichen.

Den dramaturgischen folgt zunächst eine Reihe von theils humoristischen, theils ernsten Aufsätzen über Gegenstände aus der Litteratur und Politik, in denen sich zwar viele geistreiche und treffende Bemerkungen finden, die aber mehrentheils weder den Gegenstand selbst, noch auch nur die eigentliche Meinung des Verfassers darüber in einer klaren und abgeschlossenen Gestalt zur Anschauung bringen. So widerspricht er z. B. in einem kleinen Aufsatze über Sprache und Styl dem bekannten Ausspruche Buffons: „Le style c'est

l'homme", und ſagt doch bald nachher, Cicero, der übrigens vortrefflich ſchreibe, habe keinen Styl, weil es ihm an Karakter gefehlt, wogegen Cäſar und Tacitus, welche allerdings Karakter gehabt, darum auch einen Styl hätten. Dies würde aber den Ausſpruch Buffon's nur bekräftigen. Seine Forſchungen über Sprache und Styl führen Herrn Börne zu den ſeltſamſten Gedanken und Widerſprüchen; zuletzt bleibt es unausgemacht, was beides eigentlich ſei, und das Ganze hat keinen andern Zweck, als den Herausgebern und Mitarbeitern der deutſchen Zeitſchriften den allerdings nützlichen Rath zu geben, ihrem Styl eine größere Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken. Im Eingange eines andern Aufſatzes ſagt der Verfaſſer: „Was dieſe meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwiſſende Gott jetzt ſchon; ich aber weiß es noch nicht. Nur ſo viel ſehe ich in der Ferne, daß, was ich auch ſagen dürfte, der Leſer fragen wird: hat der Verfaſſer dieſer Blätter vielleicht mehr gedacht als geſagt, und welche Abſicht hatte er, als er ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben; der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte keiner hierüber!" — Wir wollen über dieſen Satz weder zürnen noch ſpotten, finden ihn aber ſehr paſſend, um die litterariſche Regſamkeit des Herrn Börne zu karakteriſiren, die ſich oft nur als das Bedürfniß darſtellt, ſeiner Feder eine Bewegung zu machen. Oft kommt dieſe, wie es bei ſolchen Spaziergängen zu gehen pflegt, ohne ſonderliche Ausbeute nach Hauſe. Zu dieſer Reihe von Aufſätzen rechnen wir auch den mit der Ueberſchrift: „Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens". Erſt nach einem viele Seiten langen, wunderlichen und völlig zweckloſen Umwege gelangt Herr Börne zu dem eigentlichen Gegenſtande ſeiner Betrachtung. Man habe nämlich vernommen, daß Steffens ſich

von der Naturphilosophie ermüdet abgewendet habe und ein Gläubiger geworden sei. Er gesteht nun ein, daß er Steffens neueste Schriften gar nicht kenne, daß er die früher gelernte Naturphilosophie wieder vergessen, endlich, nach einer abermaligen Digression, worin die Lehr- und Lernweise der Franzosen mit der der Deutschen zum Nachtheil der letztern verglichen wird, daß er auch selbst das Steffens'sche Buch „von der wahren Philosophie und der falschen Theologie", worin dessen geistige Bekehrung eigentlich manifestirt worden, nur aus einer Beurtheilung desselben im Litteraturblatte kenne, und will nun sofort mit dem Leser über solche Erscheinungen eine Belehrung suchen, die er zu bringen nicht versprechen könne. Nachdem Herr Börne den Irrthum derer bestritten, die den Weg der Vernunft, weil sie auf demselben keine vollkommene Befriedigung und Beruhigung zu erlangen vermochten, gänzlich verlassen und auf dem Standpunkte des Glaubens stehen bleiben, ja alles Fortschreiten auf jenem Wege für irrig und sogar für sündlich erklären, gelangt er endlich zu dem Resultat: nur diejenige Philosophie sei die wahre, die, um die wahre zu bleiben, nicht nöthig habe, eine andere Lügen zu strafen; der rechte Glaube sei der, welcher, um der rechte zu bleiben, nicht gezwungen sei, einen andern irrgläubig zu finden. Dieser Satz kann dem Verfasser nur unter der Bedingung zugegeben werden, dagegen seinerseits einzuräumen, daß eine solche Philosophie und ein solcher Glaube in dieser Zeitlichkeit nicht existiren können, sondern nur da, wo Wissen und Glauben eins wird, im Schauen. Wir gestehen, daß wir die Belehrung, die Herr Börne in diesem Aufsatze für sich und seine Leser suchte, nicht darin gefunden haben, merkwürdig aber bleibt uns sein Unternehmen, diese Belehrung über den Steffens'schen Irrthum, denn als solcher erscheint ihm dessen veränderte Geistesrichtung, auffinden und mittheilen zu wollen, ohne sie in den eignen Schriften des Irrenden aufzusuchen, wo doch

der Irrthum klar zu Tage liegen muß, und ſich ſelbſt hierüber mit der kühnen Vorausſetzung abzufinden: „Steffens wird geſagt haben, was ſeine Glaubensgenoſſen früher geſagt."

In ſeinen politiſchen Aufſätzen zeigt unſer Verfaſſer nicht die tiefe Einſicht und Kraft des Feldherrn, aber die Gewandtheit und Kühnheit eines geſchickten Parteigängers. Mit den Vorurtheilen des Feudalismus, mit einzelnen Gebrechen des adminiſtrativen und ſocialen Lebens ſcharmuzirt er auf die beluſtigendſte Weiſe, und ſeine Streiche ſind treffend, beſonders da, wo nicht Zorn und Verdruß, ſondern Witz und Laune ihm die Hand führen. Seine Monographie der deutſchen Poſtſchnecke iſt in Jean Paul'ſcher Weiſe gar trefflich behandelt, und wenn dieſes Thier ſeit 1821, wo der Aufſatz geſchrieben wurde, einen raſchern Gang angenommen hat, ſo gönnen wir dem Verfaſſer die Genugthuung, daß er vielleicht durch ſeine humoriſtiſchen Peitſchenhiebe etwas dazu beigetragen habe. Vor allen andern Elementen des politiſchen Lebens aber iſt es die Freiheit der Preſſe, die er am eifrigſten mit allem Feuer ſeines Karakters, mit der ganzen Kraft ſeines Talentes verficht. Seine überall polemiſch auftretende Tendenz mußte ihn in der Zeit und den Verhältniſſen, in welchen er ſchrieb, in einen unausgeſetzten heftigen Kampf mit der Cenſur verwickeln. Dieſen Kampf beſchreibt der Verfaſſer in einem ſeiner intereſſanteſten Aufſätze, „den Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur". Der Konflikt zwiſchen der ängſtlichen Beſorglichkeit einer vor jedem Schatten der Gefahr zurückbebenden Cenſur und dem Feuereifer eines jede Schranke verabſcheuenden Zeitungsredakteurs muß überall zu den lächerlichſten Kontroverſen führen, und die hierdurch für beide Theile entſtandenen Cenſurleiden werden, trotz dem betrübenden Ernſt ihrer Veranlaſſung, durch den Witz und die pikante Darſtellung des Verfaſſers zu einer Unterhaltung, deren Reiz noch durch den Umſtand erhöht wird, daß nicht nur die geſtrichenen Stellen, ſondern auch

seine weitern Bemerkungen über deren Unterdrückung jetzt in scharfen Lettern gedruckt vor ihm liegen. Dies möge ihm denn auch zu einigem Trost gereichen, wenn er seine politischen Aufsätze noch ganz so blank zu finden klagt, als sie aus seiner Gedankenmünze hervorgingen. Da, wo er wirklich Wahrheit sprach, wird sie nicht wirkungslos verhallen.

Solche Münzen schlägt der Deutsche zum Kapital und legt sie nicht sogleich zum Hasardspiel an. Das wahre Wort wirkt nicht als ein berauschender Trank, es ist Luft, die Lebensluft, in der der menschliche Geist gedeiht, und, wenn auch langsam, wächst. Das aber darf kein Schriftsteller, auch der edelste und größte nicht, erwarten, daß sein Wort sogleich von allen Lippen wiedertönen und Millionen Hände zu rascher That bewegen werde. Die politischen Aufsätze des Herrn Börne verlieren viel von ihrem Eindruck durch zornigen Wortschwall, durch ein, vielleicht nur scheinbares, Durchschimmern gereizter Persönlichkeit und durch eine widerlich perennirende Geringschätzung deutscher Gesinnung und deutschen Lebens. In einem sonst an genialen Zügen und glücklichen Gedanken reichen Aufsatze: „Der Narr im weißen Schwan", wird der Karakter des deutschen Volks aus der Frankfurter Ober-Post-Amts-Zeitung entwickelt, einem Blatte, das vielleicht die Geißel des Verfassers in ihrer ganzen Schärfe verdient, darum aber doch nicht bedeutsam genug ist, um auch nur den Werth der deutschen Zeitungen danach zu messen, sowie denn letztere auch wieder nicht als Maßstab der Volksgesinnung gelten können. Nur zu oft geben diese Schriften dem Leser jenes peinliche Gefühl, das man in der Gesellschaft von Personen in gereizter Stimmung zu empfinden pflegt, und die richtige Bemerkung des Verfassers: „wenn man lebhaft fühlt und unerreichbare Personen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunstrednerei" möchte einen Theil seiner Werke sehr treffend be-

zeichnen. Er ſcheint ſich ſeiner Feder gern als Surrogat für jenes entbehrte Vergnügen zu bedienen.

Bei weitem anſprechender iſt des Verfaſſers Eigenthümlichkeit in ſeinen ſcherzhaften humoriſtiſchen und ſatiriſchen Produktionen. Die Aufſätze „Dioptrik", „Der Eßkünſtler", „Die Meneen" und andere dieſer Gattung werden ſelbſt diejenigen Leſer ergötzen, denen Jean Paul noch friſch im Gedächtniß lebt. Weniger glücklich iſt derſelbe in Erzählungen, in welcher Gattung er ſich ebenfalls verſucht hat. Die moraliſch-polemiſche Tendenz, in der ſie erfunden ſind, liegt zu offen da, um einen poetiſchen Eindruck zu geſtatten. „Honeſtus", ein moralphiloſophiſches Mährchen, ſoll zeigen, wie auch das Laſter zum allgemeinen Beſtande des irdiſchen Lebens nothwendig, und wie unglücklich die Menſchheit ſein würde, wenn alle plötzlich zur Tugend übergingen. Die Kalamitäten aber, die der Dichter durch den von dem Zauberer Honeſtus herbeigeführten plötzlichen Eintritt der allgemeinen Tugend entſtehen läßt, ſind von zu lächerlicher Art, um uns vor ſolcher Umkehrung bange zu machen. So ſtehen z. B. die tugendhafteſten Leute jammernd vor dem Laden des tugendhaften Bäckers, von dem ſie für ihr Geld kein Brot erhalten können, weil er es ſchon an die Nothleidenden vertheilt hat; auf den Straßen liegen hundert Leichen verhungerter Spione, die lieber ſterben als ſich länger mit Schande füttern wollten, und alle Sünder haben nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſofort aus Reue umzubringen. In einer anderen „Der Roman" überſchriebenen Erzählung tritt ein durch Muth und edle Geſinnung, Verſtand und äußere Gewandtheit ausgezeichneter, bis zum Obriſten in Napoleon's Armee emporgeſtiegener Offizier mit einem deutſchen altadeligen Fräulein in ein Liebesverhältniß, das ſchon durch öffentliche Verlobung befeſtigt iſt, als aber der Obriſt ſeine jüdiſche Herkunft kundgiebt, ſofort zerriſſen wird und für beide Theile mit der gänzlichen Zerſtörung ihres Lebensglückes endet.

Der grell gezeichnete Konflikt zwischen Seelenadel und Standesdünkel könnte von tiefem Eindruck sein, wenn dieser nicht geschwächt würde durch den Mangel an Reinheit in dem Liebesverhältnisse selbst; denn ohne diesen Mangel hätte eine so späte Entdeckung weder stattfinden, noch die Liebenden in dieser Weise trennen können.

Die im fünften Theile der Sammlung enthaltenen Schilderungen aus Paris sind in künstlerischer Hinsicht ohne Vergleich das Beste, was der Verfasser geliefert hat. Bilder voll Geist, Karakter und Leben, in denen seine Hand sich so sicher zeigt als leicht, so anmuthig als keck. Man sieht, daß er hier in einem Elemente war, das seiner Natur zusagte, und die Laune, die ihn in Paris belebt, erinnert an manche Familienväter, die in ihrem Hause nur murren und schelten, sobald sie aber den Fuß vor die Thüre setzen, ihre Stirn sofort entrunzeln und die liebenswürdigsten Gesellschafter werden. In der That übertreffen seine Pariser Lebensbilder das Beste, was Mercier und Jouy in dieser Art geleistet haben, so weit, als deutscher Geist dem französischen an Tiefe vorangeht. Hätte der Verfasser deutsches Leben und Sitte in gleicher Weise aufgefaßt und dargestellt, so würde er unter unsern besten Schriftstellern mit zu nennen sein.

Unter den im sechsten Theile der Sammlung mitgetheilten Aphorismen und Fragmenten finden sich geistreiche, witzige und treffende Gedanken. Diese Art der Darstellung sagt der Geistesbildung des Verfassers zu, indem er geübt ist, das Unterscheidende, den innern Geist eines Gegenstandes in Klarheit und scharfer Kürze hinzustellen. Aber auch hier hat er zu wenig Kritik an sich selber gewandt; Leidenschaft und Laune führen ihn oft zum Schiefen und Uebertriebenen, und selbst seichte Einfälle sind hin und wieder stehen geblieben. Gedanken wie folgende: „Vernunft verhält sich zum Verstande wie ein Kochbuch zu einer Pastete", — „Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhn-

lich einen ſtarken Karakter" — wären beſſer weggeblieben. Am widerwärtigſten aber berühret den Leſer hier wie in andern Aufſätzen des Verfaſſers ſeine verächtliche, ungerechte Herabſetzung des deutſchen Volkes und Landes, das immer zu ſeinem Nachtheil mit dem franzöſiſchen verglichen wird. Beiſpiele ſolcher Schmähungen enthalten nebſt mehreren die unter 121 und 185 mitgetheilten Fragmente. In dem letztern heißt es: „Die Deutſchen ſind ſo angeborener knechtiſcher Natur, daß, wenn ſie frei wären, ſich ihrer eignen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten, als ſie ſelbſt, ſie all ihr Thun und Laſſen, ihr Gehen und Stehen, ihr Eſſen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Geſetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menſchen verdienen gar nicht, gute Fürſten zu haben; man ſollte ſie nach Marokko ſchicken." Und was veranlaßt Herrn Börne zu dieſer wüthenden Tirade gegen ſeine Landsleute? Ein Ungenannter, der in dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen eine lächerliche Abhandlung über das anonyme Recenſentenweſen drucken ließ, worin er daſſelbe nicht nur einen das Zeitalter ſchändenden Unfug, einen litterariſchen Meuchelmord nennt, ſondern auch den Wunſch hinzufügt, daß es von obrigkeits- und rechtswegen abgeſchafft werden möchte. Um dieſer Abſurdität eines Einzelnen willen müſſen dreißig Millionen Deutſche des Verfaſſers ſchweren Zorn über ſich ergehen laſſen. So vielen Lärm um einen Eierkuchen? Und doch ſagt Herr Börne in einem andern Fragmente ſelbſt: „Die Schriftſteller ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter den Deutſchen der klare Sinn der rechtlichen Freiheit ſei."

Der ſiebente Band enthält die kritiſchen Arbeiten des Verfaſſers, die zwar ganz in gleicher Weiſe, wie ſeine dramaturgiſchen ausgeführt, dennoch aber jenen bei weitem vorzuziehen ſind: denn hier hatte er den Vortheil ſich ſein

Thema, das ihm dort von der Bühne gegeben wurde, selbst zu wählen. Er bedient sich des zu beurtheilenden Buches, um irgend ein politisches oder sittliches Verhältniß, meistens in polemischer Weise, zu entwickeln, was seiner eigenthümlichen Geistesrichtung sehr angemessen ist und seinem Talent zur freiesten Bewegung Raum gibt. So nimmt er von einem unbedeutenden aber weitläufigen Buche des Dr. Holst unter dem Titel: „Judenthum in allen dessen Theilen", das, wenn es auch mehr als drei Leser gefunden hat, doch längst vergessen ist, Veranlassung zu einer trefflichen Apologie der Juden, der wir viele Leser und bei diesen reifliche Erwägung und dauernde Erinnerung wünschen. Hier ist seine unermüdliche Kampflust, sein schonungsloser Witz, selbst seine Leidenschaftlichkeit wohlthuend, weil er die Fehde in Recht und Pflicht gegen ein unsittliches Vorurtheil erhebt, das leider nicht bloß in einzelnen beschränkten Köpfen, sondern selbst in den Institutionen des Staatslebens noch immer fortwirkt. Und doch liegen die einfachen Wahrheiten, die Herr Börne hier verficht, dem Begriff und Gefühl des unverdorbenen Menschensinnes so nahe, daß man sich fast schämen muß, soviel Witz und Scharfsinn gegen einen Feind auftreten zu sehen, dessen unläugbare Existenz kaum noch begreiflich ist.

In einer Beurtheilung der „Nouvelles lettres provinciales" entwickelt der Verfasser seine Ansicht über die Streitfrage, die den vielfachen politischen Spaltungen unserer Zeit eigentlich zum Grunde liegt, obgleich sie von den Streitenden, wie gewöhnlich, nicht erkannt wird, und bemerkt richtig, es frage sich gar nicht, ob die Regierung beschränkt sein müsse oder nicht; ob sie einem oder vielen anvertraut werden, beharren oder wechseln müsse; ob Wille des Herrschers oder Gesetz walten, ob Gleichheit oder Vorrecht gelten solle, ob die Quelle der Gewalt in der Regierung oder in Volke liege; sondern vielmehr: ob die Freiheit oder die Herrschaft als das Ursprüngliche, jene oder diese als das Bedingende anzusehen

sei, und entscheidet, daß die Freiheit der Zweck des Staates, mithin der Gesetze sei, und daß daher der oberste Grundsatz aller Regierungen in der von Montesquieu ausgesprochenen Lehre liegen müsse: il ne faut pas trop règner. Bis zu diesem Punkte seiner Argumentation kann man dem Verfasser beistimmen; keinesweges aber seiner Ansicht über den Weg, auf dem dies Ziel zu erreichen sei. Er behauptet nämlich nicht nur, daß die mindestmögliche Beschränkung der individuellen Freiheit allein durch die größtmögliche Beschränkung der Herrschaft erlangt, sondern auch, daß letztere nur dann beschränkt werden könne, wenn sie herrenlos sei, und daß mithin Freiheit nur aus Anarchie hervorgehen könne. Revolutionen seien demnach zur Erlangung der Freiheit nothwendig, und die Wahrheit dieses Satzes will Herr Börne aus den Lehren der Geschichte erkannt haben. Glücklicherweise möchte er in unserer Zeit nur noch wenige Anhänger für diese Theorie finden, denn auch sie ist jetzt mit Recht schon antiquirt. Alle Geschichte und vorzüglich die neueste hat wohl zur Gnüge gezeigt, daß Anarchie sich immer in Tyrannei endet, und sind die Franzosen auf dem Wege der Freiheit vorgeschritten, so danken sie dies gewiß nicht der Anarchie, sondern vielmehr der strengen Zucht der Erfahrung, die ihnen die Folgen der Anarchie warnend vor Augen stellte und bei ihrer neuesten Staatsumgestaltung vermeiden lehrte. Wir unsers Theils sehen sittliche und intellektuelle Bildung, diese und nichts anderes, als die Quelle der Freiheit, wie für das Individuum, so für das Gesammtleben an. Je höher diese vorgeschritten, je höher ist schon dadurch selbst der erreichte Grad der Freiheit, die Form der Verfassung sei übrigens welche sie wolle. Und da die Bildung in ihrem Vorschreiten keine Sprünge macht und nie gewaltsam zu Werke geht, so glauben wir, daß alle Revolutionen, alle heftigen Erschütterungen der Staaten den Fortschritten der Freiheit nicht förderlich, sondern vielmehr hinderlich sind. —

Die üble Gewohnheit unſerer Zeit, viele Journale zu leſen, hat ſich auch unſer ſeit Jahren bemächtigt. Nach langer Wanderung durch den ermüdenden Wüſtenſand unſerer Zeitblätter freuten wir uns oft der blühenden Oaſe, wenn wir auf einen Aufſatz von Herrn Börne ſtießen. Jetzt hat er die Oaſen zuſammengerückt, und wir finden unſern Genuß geſchmälert. Boden, Klima und Kultur ſind ungleich; der Reiz des Kontraſtes mit der Wüſte fehlt, und nur in einzelnen Gegenden noch mögen wir länger verweilen. Der Verfaſſer hat ſich geſchadet durch allzuſorgfältiges Sammeln. Strenge Auswahl und fleißige Ueberarbeitung, dies war es, was ihm noth that.

---

## XXIII.

Schauſpiele von F. von Elsholtz. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen 1830. 8.

---

Das gegenwärtige Bändchen enthält nur zwei Dramen: „Die Hofdame", Luſtſpiel in fünf, und „Komm her!" dramatiſche Aufgabe in einem Akte. Das letztere, als eine artige dramatiſche Kleinigkeit, wird nur einer vorübergehenden Erwähnung bedürfen. Die „Hofdame" aber verdient, als ein ſehr wohl gelungenes Luſtſpiel, ſowohl an ſich, als auch wegen unſers großen Mangels an guten Komödien, eine aufmerkſame Betrachtung.

Der Kampf zwiſchen Sittlichkeit und Neigung, als der allgemeine Inhalt alles Lebens, iſt auch der Gegenſtand der dramatiſchen Kunſt. Der Menſch hat aber dem Sittengeſetz entweder ſchon gänzlich abgeſagt und ſteht mit ihm gleichſam in offenſivem Kriege, oder er hält ſich auf der Defenſive, kapitulirt mit der Tugend und ſucht ſeine unſittlichen Neigungen ſophiſtiſch vor ſich zu rechtfertigen. Dieſer Krieg und

dieſe Sophiſtik, in ihren ſchrecklichen und verderblichen Wirkungen dargeſtellt, dürfte das tragiſche, in ihrer reinen Inkonſequenz und den dadurch herbeigeführten Verlegenheiten und vorübergehenden Mißgefühlen vorgebildet, das komiſche Element des Drama geben. Das Unſittliche an ſich iſt weder tragiſch noch komiſch, ſondern als Gegenſtand der Betrachtung rein abſtoßend. Die Kunſt aber will anziehen, und da ſie das Unſittliche als Inhalt des Lebens darzuſtellen nicht vermeiden kann, ſo beſteht ihre Aufgabe darin, das Abſtoßende deſſelben durch ihren Zauber aufzuheben, ſodaß ſein Eindruck auf den Zuſchauer entweder in dem Gefühl des Schmerzlichen oder in dem des Lächerlichen untergeht. Wir können es nun ſehr wohl ertragen, wenn in einem Drama der Tugendhafte leidet und der Laſterhafte den Sieg davon trägt oder wenigſtens ſtraflos entlaſſen wird, nur ſoll das ſittliche Prinzip ſelbſt nicht als gefährdet erſcheinen, und ein Drama, worin das Unſittliche als herrſchendes und ſiegendes Lebenselement erſchiene, würde trotz der kunſtreichſten Behandlung den Zuſchauer empören. Wir haben ein vortreffliches Luſtſpiel, das durch ſchärfſte Auffaſſung und treuſte Darſtellung des Lebens wie durch höchſte Vollendung der Form als Muſter daſteht, und ſich dennoch bei allen in verſchiedenen Epochen deutſcher Bildung wiederholten Vorſtellungen keines recht lebhaften Beifalls zu erfreuen hatte. Man erräth ſogleich, daß wir von Goethe's „Mitſchuldigen" ſprechen. Alle darin auftretenden Perſonen fehlen gegen das Sittengeſetz, Söller ſogar bis zum Verbrechen; ihre Handlungsweiſe und Situationen ſind in hohem Grade komiſch dargeſtellt, und das ethiſche Gefühl des Zuſchauers könnte beruhigt ſein, da ſie ſämmtlich ihr Unrecht zuletzt erkennen und gegen einander aufheben. Dennoch lehrt der Erfolg, daß für die Mehrzahl der Zuſchauer dies noch nicht hinreichend iſt. Der natürliche Widerwille gegen die dargeſtellte Unſittlichkeit des gewöhnlichen Weltlaufs iſt vielleicht durch die gegenſeitige Beſchämung

und Verzeihung der auftretenden Personen noch nicht hinlänglich beruhigt, und es scheint ein Bedürfniß des Zuschauers zu sein, die Personen am Schluß in ein reineres Verhältniß eintreten zu sehen, wovon hier die Andeutung fehlt; auch sehen wir ungern edlere Naturen durch Fehltritte in die Lage versetzt, mit der wahren Gemeinheit, selbst mit dem Verbrechen gleichsam Abrechnung halten und sich für abgefunden erklären zu müssen.

Der Verfasser des gegenwärtigen Stücks behandelt nun einen ähnlichen, wiewohl einem höhern Lebenskreise entnommenen Stoff. Er will uns zeigen, wie Menschen, die der höchsten Sphäre der Gesellschaft angehören, und deren Lebensrichtung im Ganzen dem Edeln und Wahren nachstrebt, sich über die Reinheit ihrer Gefühle selbst täuschend, auf Abwege gerathen, die sie eigner Mißbilligung und der Gefahr der Beschämung aussetzen. Auch er hat also das Leben in seinen Abweichungen von den Gesetzen der Sittlichkeit zum Gegenstande seines Drama gemacht. Der schwierige Stoff ist jedoch mit Anmuth behandelt und ihm alles Abstoßende durch die Kunst des Dichters glücklich benommen. Hier wird es nöthig, den Gang des Lustspiels kurz zu erzählen.

Ein Fürst erwartet die Ankunft einer ihm verlobten jungen Fürstin, um sein Vermählungsfest mit ihr zu feiern. Er kennt sie noch nicht, verspricht sich von der Ehe kein Glück und ist in diese Verbindung nur für das Wohl des Staates eingegangen. Durch dieses Opfer glaubt er sich mit seiner Pflicht vollkommen abgefunden zu haben. Auch soll kein Wunsch, kein Trost seiner künftigen Gemahlin versagt sein, nur soll sie nicht sein Herz begehren: für dieses will er sich vollkommene Freiheit vorbehalten. Der Empfang der jungen Fürstin ist dieser Gesinnung denn auch entsprechend, indem er ihr entgegenreitend sich durch die Jagdlust abziehen läßt. Er verfehlt sie daher, trifft später als sie im Schlosse ein, und bewillkommnet sie mit kühler Höflichkeit, wodurch auch

ſie für das Verhältniß ungünſtig geſtimmt wird. Der Fürſt wendet Aufmerkſamkeit und Neigung ſogleich auf ein im Gefolge ſeiner Braut miterſchienenes ſchönes Fräulein, Kunigunde von Holdt, und die Fürſtin auf ſeinen Vertrauten und Kammerherrn, den Grafen Adamar. Da am Abend ein Maskenfeſt ſtattfinden ſoll, ſo wünſcht der Fürſt die Verkleidung Kunigundens und die Fürſtin die des Grafen zu erfahren. Jene wendet ſich deshalb an die ihr zur Hofdame beſtimmte Roſalie von Hohenſtein, dieſer an Graf Adamar. Die letztern beiden ſind, wiewohl noch nicht öffentlich, mit einander verſprochen, und da ſie jetzt den erhaltenen Auftrag einer durch den andern zu erfüllen ſuchen, gibt dies zu Eiferſucht und gegenſeitiger Täuſchung Veranlaſſung, ſo daß dem Fürſten die Maskenkleidung der Fürſtin als die Kunigundens, und der Fürſtin die Verkleidung des Fürſten als die des Grafen Adamar angegeben wird. Während nun Fürſt und Fürſtin auf dem Maskenballe unter der fremden Hülle unerkannt ſich anziehen und näherkommen, glaubt Adamar in Roſalien die Fürſtin zu ſehen, und wird von ihr auf die Probe geſetzt, der er leider erliegt und dadurch ihre Eiferſucht rechtfertigt. Der Fürſt ladet die für Kunigunde gehaltene Fürſtin ein, am nächſten Abend die Gallerie der Statuen beim Mondenſcheine mit ihm zu beſehen, worin ſie, ihn für Adamar haltend, nach einiger Weigerung, unter der Bedingung einwilligt, daß Roſalie dabei zugegen ſei. Indeſſen hat der Hofmarſchall, durch eine gleiche Neigung für Kunigunden hingeriſſen, dieſelbe auf die nämliche Stunde nach der Gallerie eingeladen, was dieſe, da ſie ihn für den Fürſten hält, auch angenommen hat. Fürſt und Fürſtin treffen ſich in Roſaliens Begleitung, in der Dunkelheit auch jetzt noch einander verkennend, auf der Gallerie, wo ſich bald darauf der Hofmarſchall und Kunigunde ebenfalls einfinden. Beide Paare, durch die unerwartete Gegenwart fremder Perſonen erſchreckt, ſuchen ſich vor einander zu verbergen, und

während der Hofmarschall mit Kunigunden sich in das Innere der Gallerie zurückzieht, treten Fürst und Fürstin jenen ausweichend hervor. Ihre Verlegenheit wird aber aufs höchste gesteigert durch die nicht so früh erwartete Ankunft des Vaters der Fürstin, der plötzlich in Adamar's Begleitung mit Fackeln eintritt, ungemein verwundert, sie zu dieser Stunde bei Mondenschein in der Gallerie zu finden. Durch Rosaliens Geistesgegenwart wird die Verwirrung glücklich gelöst, und daß das fürstliche Brautpaar, durch den nun erkannten Irrthum beglückt, so wie auch Adamar und Rosalie versöhnt und verbunden werden, bedarf keiner Erwähnung.

Nachdem unsere dramatische Praxis mancherlei Phasen durchlaufen und die Empfänglichkeit des Publikums für das Wahre und Naturgemäße durch vielfache Verirrungen abgestumpft hat, ist sie nach und nach zu der Nothwendigkeit herabgekommen, durch Anwendung der allerschärfsten Mittel eine theatralische Wirkung hervorzubringen. So ist denn, wie in den politischen Umwälzungen das Septembrisiren, so in den dramatischen das Februarisiren, lange genug an der Tagesordnung gewesen; das Schauderhafte wird nicht mehr als Zuthat, sondern als Grundstoff des Tragischen gebraucht, und auch das komische Drama sucht, das Gemeine widrig entblößend, fast nur noch durch die karikirten Gestalten der Posse einen Erfolg zu erzwingen, der um so früher seine Grenze finden muß, je niedriger er jetzt schon steht. Es ist daher wohl Zeit, einmal wieder einzulenken und die Abirrungen des Lebens nicht mehr in fratzenhafter Uebertreibung, sondern in dem gemilderten Lichte der Kunst auf die Bühne zu bringen, so daß wir den Abweg nicht nur, sondern auch den Rückweg erkennen mögen. Dieser wenig betretenen Richtung ist der Verfasser mit entschiedenem Glücke gefolgt. Die Fabel des Stücks ist wohl erfunden und verständig geleitet. Die mit Weisheit angelegte Exposition führt uns durch lebendige Handlung sogleich in die Mitte aller Verhältnisse, und

gibt ſämmtlichen Perſonen Gelegenheit, uns mit ihrer Geſinnung und Denkweiſe bekannt zu machen. Fürſt und Fürſtin, die beide Italien früherhin beſuchten, haben dort im Genuſſe der Kunſt und im Umgange mit Künſtlern eine gewiſſe poetiſche Lebensanſicht und zugleich einen Hang zu freierem Lebensgenuſſe in ungezwungener Bewegung und Mittheilung angenommen, der mit der Etiquette kontraſtirt, welche letztere denn wieder ihren Repräſentanten in dem Hofmarſchall findet. In der ſiebenten Scene des erſten Aktes wird dieſer Konflikt muſterhaft zur Anſchauung gebracht, indem der Hofmarſchall die herkömmlich ſtrengen Anſtandsformen hitzig gegen den Fürſten und Adamar vertheidigt, die Künſtler in ihrem heutigen romantiſchen ungezwungenen Koſtum ergötzlich ſchildert, und dem vertrauten Umgange, deſſen ſie von hohen und höchſten Perſonen auch öffentlich und ohne Rückhalt gewürdigt werden, alles Unheil zuſchreibt, wogegen Graf Adamar die Künſtler und ihren Einfluß auf die Veredlung und Erhöhung des Lebens geſchickt vertheidigt, wodurch denn alles folgende höchſt angemeſſen eingeleitet, erklärt und vorbereitet wird. Die auftretenden Hauptperſonen gerathen durch allzuleichte Nachgiebigkeit gegen unſtatthafte Neigungen, die durch ihre Lage und ihren Karakter richtig motivirt ſind, genugſam in Verwickelung, wodurch fortdauerndes Intereſſe erzeugt wird; die Handlung ſchreitet mit Sicherheit und Ruhe vor, und der Schluß, der die Verwirrung befriedigend auflöſt, iſt nicht nur geſchickt und natürlich herbeigeführt, ſondern entläßt auch die Perſonen des Drama in der Erkenntniß ihres Irrthums und in einem Zuſtande ſittlichen Glücks, wodurch denn zugleich das ethiſche Gefühl des Zuſchauers vollkommen beruhigt wird. Die feine Sophiſtik des Gefühls iſt mit Kenntniß und Wahrheit dem Leben nachgebildet. Die Karaktere haben ſämmtlich eine beſtimmte, geſonderte und konſequente Geſtaltung. Ob das Hofleben treu gezeichnet iſt, können wir, als den Höfen zu fern ſtehend,

nicht beurtheilen, finden jedoch die Darstellung desselben so, daß wir sie uns gern als wohlgetroffen denken. Das Zueignungssonett, an die Hofdamen gleichsam als an eine besondere Species weiblicher Menschenklassen gerichtet, läßt vermuthen, daß der Verfasser dieses Leben aus eigener Anschauung genauer kenne, und berechtigt zu der Voraussetzung, daß Erscheinungen wie seine Rosalie von Hohenstein nicht zu den seltenen gehören, wogegen denn auch solche Exemplare, wie Künigunde von Holdt, mit billiger Nachsicht zu betrachten, und einem Hofmarschall, wie der hier auftretende, zur Erheiterung der Scene, Raum zu gönnen sein wird. Wie nun bei solchem Inhalte Ton und Ausdruck durchaus edel und würdig gehalten werden mußten, so konnte auch die Komik nur von jener feinern Art sein, die, ohne je den heftigern Ausbruch des Lachens zu erzwingen, nur ein heiteres Lächeln über den Irrthum der Gefühle und die Verlegenheiten der Irrenden erregt, niemals aber die feine Linie der Grazie überschreitet. Wir möchten daher eben nicht dafür stehen, daß das Stück auf das sehr gemischte zahlreiche Publikum der großen Hauptstädte Deutschlands, das, durch den anhaltenden Gebrauch heftiger Reizmittel verstimmt, mehr nach starken als nach milden Eindrücken verlangt, eine entschiedene und nachhaltige Wirkung hervorbringen möchte, sind jedoch überzeugt, daß es in dem engern Kreise ächter Bildung und Kennerschaft in seinem Werthe wohl erkannt und gewürdigt werden wird. Der Alexandriner ist mit Gewandtheit behandelt, er schmiegt sich ungezwungen und wohlklingend dem Gedanken an, und selten wird die Einwirkung des Reimes auf eine härtere Weise fühlbar.

Das zweite Stück: „Komm her!" gehört zwar zu der zahlreichen Gattung jener bekannten Schubladenstücke, wo eine Schauspielerin sich dem Direktor durch abgelegte Proben mannichfacher Art empfiehlt und dadurch zugleich vor dem Publikum im höchsten Glanze der Virtuosität erscheint; in

dieſer Gattung aber gehört es zu den beſten, die uns vorgekommen, und zeichnet ſich durch artige Erfindung und geſchickte Behandlung ſehr vortheilhaft aus. Auch dieſes Stück iſt in guten Alexandrinern geſchrieben.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Der Verfaſſer hat auf dem innern beſondern Titel ſeiner Stücke jedesmal die Bühnen namhaft gemacht, auf welchen ſie gegeben worden ſind, und läßt ſie, gleichſam wie mit ſo vielen Ordenszeichen geſchmückt, vor dem Leſepublikum erſcheinen. So finden wir denn, daß das kleine Drama „Komm her!" nicht nur auf allen Hof- und Stadttheatern Deutſchlands, ſondern auch ſelbſt in St. Petersburg aufgeführt worden iſt. Ueberall hat man es, wie uns bekannt iſt, mit großem Beifall aufgenommen. Solcher Ordenszeichen trägt aber die „Hofdame" nur zwei. Nur das Hoftheater von Koburg-Gotha und das Stadttheater zu Frankfurt am Main ſind hier genannt. Es ſcheint alſo, daß dieſes Stück auf den Hofbühnen Deutſchlands keine Aufnahme hat finden können, was uns bei dem Werth deſſelben und dem Ruf, den das zweite Drama ſich erworben hat, höchſt auffallend iſt. Wir können dem Gedanken nicht Raum geben, daß die Direktionen es für unſchicklich halten könnten, die menſchlichen Schwächen hoher Standesperſonen auf der Bühne darſtellen zu laſſen, denn eine ſolche Anſicht würde zu große Beſchränktheit verrathen. Die reine Tugend iſt im Leben nicht vorhanden, und kann als ein Abſolutes auch niemals Gegenſtand der Kunſt ſein. Wollen wir alſo überhaupt Menſchen auf der Bühne ſehen, ſo werden wir uns ſchon entſchließen müſſen, ſie mit ihren Fehlern auftreten zu laſſen, zu welchem Stande ſie auch gehören mögen. In unzähligen unſerer beliebteſten Dramen wimmelt es von fehlerhaften, ja verbrecheriſchen Fürſten und Großwürdenträgern, und dieſes unſchuldige Luſtſpiel, wo es bei dem folgenloſen Anfang verirrter Neigungen ſein Bewenden behält, wo Alles mit ſorgſa-

mer Verwahrung des Anſtandes vor ſich geht und das verlockte Gefühl ſo ſchonend in die Bahn der Sittlichkeit zurückgelenkt wird, ſollte Apprehenſion erwecken? Oder ſtehen jene bekannten dramatiſchen Scheuſale der heutigen Wirklichkeit zu fern, um Beſorgniſſe zu erregen, und ſollten die Geſtalten unſers Dichters ihr zu nahe ſtehen, um ſie der Menge zu zeigen? Wir glauben es nicht und nehmen nicht Anſtand, dies Stück den Bühnendirektionen zu empfehlen, die es etwa noch nicht kennen.

## XXIV.

Kaiſer Friedrich Barbaroſſa. Tragödie in fünf Akten von Grabbe. Frankfurt am Main 1829. 8.

Da geht es einmal lebendig zu! vierunddreißig mehrentheils fürſtliche Perſonen mit ihrer ganzen Heeresfolge treten auf; ganze Völker tummeln ſich vor unſern Augen herum; zwei Völkerſchlachten werden geliefert; ein mächtiges Reich wird zertrümmert; Friedrich Barbaroſſa's Leben von der Schlacht von Legnano, bis zu dem Kreuzzuge, auf welchem er ſein Ende fand, wird tragirt. Dieſes alles haben wir hier in einer Nuß; aber die Nuß iſt hart.

Wenn wir nach einer von unruhigen Träumen erfüllten Nacht beim Erwachen die verſchiedenen Traumgebilde, die ſich darſtellten, uns vergegenwärtigen, ſo finden wir, daß einzelne deutlich und lebendig, andere wild, verworren und unbeſtimmt an uns vorübergingen, daß die Wahrheit des Lebens mit der Ueberſpannung und Abentheuerlichkeit des Traumzuſtandes ſich vermiſcht hat, daß der Zuſammenhang des innerlich Erlebten gleichſam nur äußerlich und zufällig war, und daß die Phantaſie in einſeitiger Thätigkeit ihr willkürliches Spiel mit uns trieb, während Vernunft und Willensfreiheit vom Schlummer gefeſſelt lagen. Dieſes iſt der Eindruck, den alle bis jetzt erſchienene dramatiſche Dichtungen

des Herrn Grabbe auf ſeinen Leſer machen, und der ſich auch bei dieſem Stücke wiederholt. Wäre es die Phantaſie allein, die den Dichter macht, ſo könnte er ein wahrer Dichter ſein, denn dieſes geiſtige Element iſt ihm in reichlicher Gabe zugemeſſen. Aber ſeine Phantaſie iſt nicht, was ſie bei dem Dichter ſein ſoll, das gehorchende Organ, vermöge deſſen er reine, klare, lebendige Werke in herrſchender, beſonnener Bildungsfreiheit hervorbringt, ſondern eine ungezügelte Kraft ſeines Gemüths, der er willenlos zu folgen, und was ſie ihm vorbildet, ſo gut es gehen will, in einen äußerlichen ſchriftlichen Zuſammenhang zu bringen ſcheint. Es fehlt ihm keineswegs an poetiſchem Sinn, ja, er bekundet oft ſehr deutlich eine treffliche dichteriſche Auffaſſungsgabe, und es kann daher nicht fehlen, daß in ſeinen Produktionen einzelne lebendige und glänzende Scenen, Bilder und Züge ſich hervorthun. Da er aber die Fähigkeit, ſie zu einem gegründeten harmoniſchen Ganzen zu ordnen, das Gefühl des Richtigen und Schicklichen, die Mäßigung und Ruhe des Künſtlers, mit einem Worte, die göttliche Gabe der poetiſchen Darſtellung entweder wirklich nicht in ſich trägt, oder ſei es aus Ungeduld, ſei es in dem Wahn, daß Mäßigung Schwäche und Bildung unmännliche Feſſel ſei, mit Verachtung von ſich ſtößt, ſo verfällt er in Wildheit, Ueberſpannung und Nachläſſigkeit und ſtößt zurück, wo er ergreifen will. Daher kommt es, daß wir in ſeinen Werken dicht neben dem poetiſch Wahren und Tiefen das Ungehörige, Rohe und Wunderliche auftreten ſehen und oft, wenn wir im Begriff ſind, uns dem Dichter hinzugeben, uns von ihm abwenden müſſen, die glückliche poetiſche Anlage bedauernd, die von ihm ſelbſt gemißhandelt und verwüſtet wird.

Wollen wir nun die hier dargeſtellte Eigenthümlichkeit der dramatiſchen Kunſtweiſe unſers Verfaſſers aus dem Beiſpiele des vorliegenden Stücks erweiſen, ſo müſſen wir ſehen, wie er ſeine Aufgabe genommen hat, und die Art der Löſung

in dem Gange des Dramas ſelbſt verfolgen. Der in dem Leben Friedrich Barbaroſſa's liegende Sinn und Karakter offenbart ſich deutlich genug in der Geſchichte. Sein Streben war, den politiſchen Zuſtand der Länder, die er als das römiſche Reich betrachtete, durch abſolute Unordnung unter die kaiſerliche Macht zu einer Einheit zurückzuführen, wobei ihm dann einerſeits die Unlenkſamkeit und der Unabhängigkeitsſinn weltlicher und geiſtlicher Vaſallen, andererſeits der Freiheitstrieb der mächtig aufblühenden italiäniſchen Republiken, beide benutzt und geleitet von der geiſtigen Kraft und Liſt des nach einer andern Art von Herrſchaft ſtrebenden Papſtthums, entgegenwirkte. Sein Karakter zeigt ſich in der unerſchütterlichen Willenskraft, in dem bis zur wilden Grauſamkeit geſteigerten Starrſinn, in dem glühenden Heldenmuth, mit welchem er jenes Ziel, oft mit Ueberſchätzung der eignen Kraft, verfolgte. So hat Herr Grabbe den Kaiſer richtig aufgefaßt und ſucht ihn in dieſer Geſtaltung in Handlungen und Worten darzuſtellen. In Heinrich dem Löwen ſtellt er ihm einen Lehnsmann von ebenſo heftigem und kühnem Karakter entgegen, der, bisher ſein treuſter Freund, ihn nunmehr kurz vor dem Angriff der Lombarden plötzlich verläßt, weil er es müde iſt, ſeinen weitſtrebenden Planen zum ſteten Opfer hingegeben, auf immer neuen Heereszügen ihm zu folgen; weil er die durch ihn erlangte Größe ſelbſtändig genießen und im Norden Deutſchlands ein unabhängiges mächtiges Reich ſtiften will. Dieſes ſind die Hauptkaraktere des Stücks, und ihr Gegeneinanderſtreben iſt die Wurzel der Handlung, die ſich in folgender Weiſe entwickelt. Der Dichter zeigt uns zuerſt den Schmerz und Rachedurſt der von neuem gegen den Kaiſer aufſtehenden Mailänder, die in die Trümmer der von ihm zerſtörten Stadt, ſeinem Verbot zuwider, zum Wiederaufbau einziehen und von dem Kardinal Ugolini, als Legaten des Papſtes, zu Widerſtand und Rache noch lebhafter angereizt werden. Dieſe Scene iſt kräftig ge-

zeichnet und von guter Wirkung. Nun werden wir in das Lager des Kaisers auf den roncalischen Gefilden geführt. Zwei Westphalen, Lanzknechte Heinrichs des Löwen, sprechen zuförderst ihr Mißfallen an der wälschen Lebensart aus, wobei die Schlechtigkeit des italiänischen Schinkens mißfällig bemerkt, andere Irrthümer der transalpinischen Kochkunst aufgedeckt, und die westphälische Schweinezucht zum Nachtheil Italiens hervorgehoben, auch der Mangel an nürnberger Bier und Gose vom Harze mit Strenge gerügt wird. Die Gräuel der frühern Zerstörung von Mailand, die Erfindsamkeit in der Menschenquälerei werden mit jubelndem Selbstlobe erzählt, Heinrichs des Löwen Heldenmuth in fabelhafter Ausschmückung geschildert. Diese Darstellung beleidigt den guten Geschmack durch übertriebene Grellheit und Breite in der Ausführung. Der Dichter vergißt, daß die Wahrheit der Kunst eine andere, höhere sein soll als die der gemeinen Natur, und daß die letztere im Kunstwerke nur allgemein und flüchtig angedeutet werden darf, um die erstere durch den Kontrast um so reiner erscheinen zu lassen. Heinrich der Löwe, der nun auftritt, gibt seine oben schon angedeuteten Gesinnungen in einem Selbstgespräche zu erkennen. Er spricht es aus, daß seine und Friedrich's Größe nicht länger neben einander bestehen können, und beklagt den Kampf, den dies zur Folge haben muß, weil er im Herzen Friedrich mit wahrhafter Liebe ergeben ist und seine Größe bewundert. Dies Verhältniß ist mit poetischem Sinne aufgefaßt und sowohl hier als in den folgenden Scenen glücklich dargestellt. Die Reichsfahne wird aufgepflanzt; der Kaiser tritt auf. Die Lehensträger des Reichs werden aufgerufen, die erschienenen von dem Kaiser begrüßt, die ausgebliebenen theils entschuldigt, theils in die Acht erklärt. Auch die Mailänder, als sie auf den Ruf des Herolds nicht erscheinen, werden geächtet und ihr Untergang ausgesprochen. Gleich darauf erscheint der Legat des Papstes und drei mailändische

Gesandte. Letztere werden, trotz dem Einspruche des Legaten und der Fürbitte Heinrichs des Löwen, von dem Kaiser sogleich zu unverzüglicher Enthauptung verurtheilt. Daß jene westphälischen Lanzknechte hier sich sogleich zur Hinrichtung der Mailänder anbieten, um „ihnen den schlechten Schinken einzutränken", und daß Heinrich der Löwe hierbei ausruft:

Dunkle Ahnung
Spricht aus diesen Männern. Was sie fühlen,
Bei ihrer ungewohnten Speise, seh'
Ich klar; dem Sachsen ist es fremd und nutzlos,
Um dies Italien zu kämpfen!

gehört wieder in die Reihe des Unschönen und Bizarren, woran der Dichter ein so unbegreifliches Wohlgefallen findet. Auch das nachfolgende in rohes Gezänk ausartende Gespräch zwischen dem Kaiser und den ihn umgebenden Fürsten einer- und dem Legaten andererseits, wobei Otto von Wittelsbach mit dem Schwerte auf den Kardinal eindringt, um ihn zu tödten, macht bei seiner widerwärtigen Wirkung nicht einmal den Eindruck der Wahrheit, da die Heftigkeit desselben bei dem hohen Stande der Interlokutoren, auch nach dem Maßstabe jener rohern Zeiten gemessen, zu ungezügelt und stürmisch ist, und das wilde Dazwischenschreien und die in Thätlichkeiten ausbrechende Wuth der Fürsten und selbst der gemeinen Menge, in Gegenwart des Reichsoberhauptes, auch in der rohesten Zeit des Mittelalters als eine empörende Unschicklichkeit erscheinen würde. In dem nämlichen Augenblick, als der Kardinal den Bannfluch über den Kaiser ausspricht, den dieser mit einem bloßen „So!" erwiedert, tritt die Kaiserin Beatrice mit den Worten auf:

Kaiser,
Verzeihe, daß die Mücke kam, um sich
In Deiner Sonne wieder zu beleben!

worauf der Kaiser antwortet:

O Heil und überird'scher Glanz den Sonnen,
In deren Strahlen solche Mücken sich
Erfreuen!

Diese überbescheidene, von dem Kaiser noch aufgenommene und fortgesetzte Selbstvergleichung der Kaiserin mit einer Mücke mischt in die stürmisch-ernste Scene plötzlich einen Tropfen eiskalter Komik, ganz wider des Dichters Willen, der, in seinem Leichtsinn sich gehen lassend, für die Wirkung eines unschicklichen Ausdrucks durchaus kein Gefühl hat. Auch die folgende Rede der Kaiserin, worin sie ihre romantisch überspannte Sehnsucht nach dem Gemahl mit den Worten ausdrückt:

Ans Fenster drückt' ich meine Stirn, und es
Erglühte unter ihr das Glas,

erscheint in der zahlreichen Umgebung der Fürsten und des ganzen Heeres als unpassend. Beide geberden sich wie ein liebetrunkenes Brautpaar, so sehr, daß nach einigen weitern Wechselreden der Kaiser, in Gegenwart sämmtlicher hohen und niedern Anwesenden, den Arm um ihren Nacken schlingt. Aus diesem Traum weckt den zärtlichkeiterglühten Kaiser der Löwe Heinrich, indem er ihn von dem lombardischen Kriege, wiewohl vergeblich, abmahnt. So bunt es an den Höfen des Mittelalters mitunter ausgesehen haben mag, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß domestica und publica dort in so freier Weise untereinander gemischt worden wären, was denn auch jedenfalls auf ein heutiges Parterre nur mißfällig wirken könnte. Die Könige und Fürsten halten darauf nach altem Brauch die Wacht um das Zelt des Kaisers, wobei der Kardinal noch einen vergeblichen Versuch macht, Heinrich den Löwen in den Bund des Papstes und der Lombarden hinüberzuziehen. Hiermit endet der erste Akt. Im zweiten erfolgt der Abfall Heinrichs des Löwen. Seine Vasallen geben hierzu, eingedenk des schlechten Lebens in Italien, freudig ihre Zustimmung, wobei denn Jordanus Truchseß

auch an „des Greyhahns Mark und Schaum" erinnert. Die bairischen Vasallen, die dem Abfall männliche Vorstellung entgegensetzen, werden gefesselt zurückgeführt, und in dem Augenblick, als der Anzug des Lombardenheeres gemeldet wird, erklärt Heinrich der Löwe dem Kaiser, daß er ihm nicht weiter folge. In der hierauf folgenden Trennungsscene, in welcher der Kaiser den Löwen sogar kniefällig bittet, ihn nicht zu verlassen, zeigt sich wieder poetische Kraft und Wahrheit. Beide Herrscher, obgleich persönlich einander innig liebend, werden durch Verschiedenheit der Ansichten und Lebenswege unaufhaltsam auseinandergerissen. Bei ihrem letzten heftigen Scheiden droht der leidenschaftliche Wortstreit schon in allgemeinen Kampf der Heere überzugehen, was jedoch durch das besonnene Dazwischentreten der Kaiserin noch verhütet wird. Heinrich der Löwe zieht mit seinen Völkern ab. Der Erzbischof von Mainz, der so eben ankommt, ist eine von dem Dichter zwar etwas hart, doch im Ganzen kräftig und glücklich gezeichnete Figur. Sein Rath ist: „Beten und Dreinschlagen". Die übrigen Lehnsträger, vor allen der Graf von Hohenzollern, versichern den Kaiser ihrer Treue, worauf dieser, ihn umarmend, prophetisch die künftige Größe des Hauses Hohenzollern verkündet:

Gewiß, daß einst, wenn Hohenstaufen
In dieses finsteren Zeitalters Kämpfen
In Trümmern sank, der Hohenzollern sich
Bei hellern Sonnen wird erheben, das
Vollendend, was mein Haus begonnen, kühn
Der Welt den Schild vorhaltend, welcher gleich
Dem Himmel glänzt und tönet von
Der Macht, der Wahrheit und der Freiheit Blitz und Donner!
Ich ahn's, daß andre Friedriche mich einst
Ersetzen, sei's aus meinem Hause, sei's
Aus Euerm!

Dergleichen poetische Weissagungen après coup mißfallen aus drei Gründen: erstens weil sie zu leicht, zweitens weil sie,

als eine der Zeit und ihren Mächten dargebrachte captatio benevolentiae des Dichters unwürdig sind, und drittens weil sie, als zum Kunstwerk ungehörig, die reine Wirkung desselben nur stören. Es beginnt die Schlacht bei Legnano, die der Länge nach auf der Bühne dargestellt wird. Dergleichen Scenereien, besonders in der Ausdehnung, die sich Herr Grabbe hier erlaubt, können nicht anders als ins Lächerliche fallen. Das Unternehmen ist aber von so merkwürdiger Art, daß versucht werden muß, dem Leser einen anschaulichen Begriff davon zu machen, wie weit das Feuer einer übelbeherrschten Phantasie einen Dichter ins Abentheuerliche führen kann. Er stellt uns zuerst auf den Standpunkt des Anführers der Lombarden, des Konsuls Gherardo von Mailand, der seine Scharen und Banner nach der Reihe vorwärts kommandirt, wie es der Gang der Schlacht erfordert. Dies geschieht aber nicht etwa durch abgesandte Kriegsgehülfen oder Boten, sondern durch lautes Rufen, wogegen man von der andern Seite auch das Kommandiren und Rufen des Kaisers, das Geschrei der Krieger u. s. w. hinter der Scene vernimmt, wie aus folgendem Beispiel klar wird:

Gherardo (kommandirend)
Lodenser, vor!
Zu Hülf' den Paduanern!

Kaiser Friedrich (hinter der Scene).
Erzbischof
Von Mainz, entgegen den Lodensern!

Erzbischof von Mainz (hinter der Scene).
Der Bischof grüßt Euch, wälsche Kröten! (!!)

Geschrei der Lodenser (hinter der Scene).
Zurück!
Wir sind verloren — Tod und Jammer!

Nachdem diese Scene hinter der Scene noch geraume Zeit fortgedauert, werden wir in eine andere Gegend des Schlachtfeldes versetzt, um die Fortsetzung von der kaiserlichen Seite

anzuſchauen. Hier ſchlägt der Erzbiſchof mit den ſchwer zu artikulirenden Worten: „Nußknacker, knacke!“ unter die Veroneſen, worauf einer derſelben ſogleich niederſtürzt. Der Kaiſer und die übrigen Fürſten ſchreiten nacheinander über die Bühne. Die Schwaben werden von dem Kaiſer mit den Worten zum Kampfe angefeuert:

Landsleute, Schwaben, brecht los!
Nun macht mir Eure Schwabenſtreiche!

Nachdem alle in die Schlacht vorgerückt ſind und die Bühne völlig leer geworden iſt, ſpielt das Stück, indem wir die Geſpräche und das Rufen der Anführer noch immer hören, lange Zeit noch ganz eigentlich hinter der Scene weiter, bis denn nach und nach der Kaiſer und die zurückgeſchlagenen Fürſten ſich wieder auf der Bühne einfinden. Otto von Wittelsbach wankt, auf den Tod verwundet, mit der Reichsfahne herein. Er ſinkt ſterbend zu Boden, richtet ſich jedoch, als die Reichsfahne über ſeinem Haupt geſchwungen wird, noch einmal ſtark und groß auf, und erſt nachdem er ausgerufen:

Da wehte Luft
Des Ruhms, des Lebens! — o, das iſt der Hauch
Von meinem Adler! Er ſprengt Todesketten!
Ich trinke ihn und fühle mich unſterblich!

ſinkt er wieder hin und ſtirbt. Denkt man ſich die mindeſtens eine halbe Stunde ausfüllende Vorſtellung einer ſolchen größtentheils hinter der Scene vorgehenden Schlacht; erwägt man, daß alles, was darin geſchieht, aus dem Rufen der dem Zuſchauer nicht ſichtbaren Perſonen, die er an ihren Stimmen zu unterſcheiden hat, erkannt werden muß, und daß der Raum, in welchem dieſes alles hörbar bleiben ſoll, auch für das winzigſte Gefecht zu klein iſt, ſo wird man über die Abentheuerlichkeit der Dichterphantaſie erſtaunen, die dem Gelüſt zu einer ſolchen Unternehmung ſich hingab. Den

dritten Akt füllen die Unterhandlungen zwiſchen dem Papſt Alexander und dem Kaiſer zu Venedig, wo beide hohe Herren ſich ihre innerſten Gedanken, Meinungen und Anſichten mit einer naiven Offenheit und Freimüthigkeit mittheilen, die bei ſolchen Zuſammenkünften wohl nicht leicht vorkommen möchten. Kaiſer Friedrich ſagt:

Ich kämpfte für der Völker Freiheit,
Und Prieſterherrſchaft ſucht' ich zu vertilgen!

Worauf der Papſt antwortet:

Du thateſt es, doch ſpür' in Deiner Seele —
Vielleicht nur, um die Kaiſerherrſchaft an
Die Stell' zu ſetzen! Welche iſt die beſte?

Zuletzt trifft der Kaiſer unerwartet auf der Burg Hohenſtaufen bei der Kaiſerin ein. Der vierte Akt wird größtentheils durch die Feierlichkeiten des kaiſerlichen Luſtlagers bei Mainz ausgefüllt, wo denn, wie früher eine Schlacht, ſo hier ein Turnier der Hauptſache nach hinter der Scene äußerſt kleinlich abgeſpielt wird, auch unter andern Heinrich von Oſterdingen erſcheint und von dem Kaiſer mit großer Auszeichnung empfangen wird. Den Beſchluß machen die Zurüſtungen zu dem Kriege Friedrich's mit Heinrich dem Löwen. Es iſt dem Dichter keineswegs gelungen, in dieſen beiden übrigens völlig handlungsleeren Akten die Luſt und Kraft jener großen Zeit in würdiger poetiſcher Geſtaltung dem Leſer lebendig vor Augen zu ſtellen.

Im fünften Akt wird uns denn abermals eine Schlacht, nämlich die zwiſchen Friedrich Barbaroſſa und Heinrich dem Löwen, an der Weſer, ganz in des Verfaſſers ſchon bekannter Weiſe, vorgeſpielt. Hier ſind die Züge noch gräßlicher, wilder, die Phantaſie des Dichters gibt ſich ihrer Neigung zum Gräulichen, Barbariſchen und Abentheuerlichen gänzlich hin. Man leſe nur folgendes Beiſpiel:

Erzbiſchof von Mainz (kommt).
Blut! Blut! Den Wilden da! den Leu'n! Gegrüßt

Mit meiner Keule! — Eins, zwei, drei! Drei Schläge
Und noch zu Stücken nicht! Westphale, kein
Lombarde!

Heinrich der Löwe.

Unſre Knochen ſind ein bischen eiſern!
Erzbiſchof, danke ſehr!
(Er haut auf ihn ein.)

Erzbiſchof von Mainz (fechtend).

Ich führ's! — Mein Guter!
Der Kampf mit Leu'n und Biſchöfen iſt rar.
Wie wird er enden?

Heinrich der Löwe (ſchlägt ihn zu Boden).

So!

Erzbiſchof von Mainz.

Ja, ja, dein „So"
Es iſt der Tod! Der Teufel hol' die „So's!"
Ich ſterbe, ſterbe — Seta!

Heinrich der Löwe.

Seta! Tapfrer!

So treffen im Verlauf der Schlacht denn auch Kaiſer Friedrich und Heinrich der Löwe auf einander. Jener ſtürzt dieſem ſogleich in die Arme, wird aber von ihm mit den Worten gewarnt: „Zurück! Beſchmuz' dich nicht! Du ſiehſt, mein Blut ſtrömt aus den Adern." Nach einem ziemlich langen Geſpräch, worin ſie ſich ihrer frühern Freundſchaft aufs zärtlichſte erinnern, beginnt der Zweikampf. Heinrich wird verwundet, und der Kaiſer erkundigt ſich ſehr theilnehmend, „ob die Wunde auch ſchmerze"; worauf jener erwiedert: „Friedrich war's, der ſie mir ſchlug!" Der Kampf wird alſo fortgeſetzt, und Heinrich fällt endlich. Er bittet den Kaiſer um freien Abzug, der ihm gewährt wird. Die geſchlagenen Sachſen fliehen. Dergleichen empfindſam freundſchaftliche Unterhaltungen zwiſchen Leuten, die ſich die Hälſe brechen, ſind in der modernen Ritterpoeſie ungemein beliebt und werden in ſtarken Gaben gereicht, obgleich ihr bitterſüßlicher Geſchmack dem Natur- wie dem Kunſtſinn gleich zuwider

iſt. Heinrich und ſeine Gemahlin Mathildis erſcheinen auf ihrer Flucht an der oſtfrieſiſchen Küſte. Hier am Ufer liegend, erfaßt ihn, mitten in ſeinem Unglück, auf die frohe, von ſeiner Gemahlin ihm mitgetheilte Nachricht, daß ſie guter Hoffnung ſei, plötzlich die Ahnung der künftigen Größe ſeines Hauſes, was denn zu einer abermaligen Prophezeiung der einſtigen Macht des Hauſes Braunſchweig auf dem britiſchen Throne Veranlaſſung gibt. Den Beſchluß macht des Kaiſers Rüſtung und Abmarſch zum Kreuzzuge.

Man ſieht, daß der Dichter, der übrigens der Geſchichte im Ganzen treu geblieben, die in den Zeitumſtänden begründete Rivalität Kaiſer Friedrich's und Heinrich's des Löwen, durch welche ſie, trotz ihrer perſönlichen Freundſchaft, zerfallen und einander bis zur Vernichtung bekämpfen mußten, zum Hauptgegenſtande ſeines Dramas gemacht hat. Hierdurch hat er ſeinen richtigen Sinn für das poetiſche Element der Geſchichte bewährt. Allein, er hätte deſſenungeachtet die Rivalität des Papſtes und des Kaiſers, die ſich als die wahren Heroen jener Zeit gegenüberſtanden, keineswegs ſo flüchtig, als geſchehen iſt, behandeln ſollen, und Papſt Alexander muß in jedem poetiſchen Werke, das Friedrich Barbaroſſa zum Gegenſtande hat, mit aller Sorgfalt und Ausführlichkeit gezeichnet werden. Ueberhaupt iſt in allen hiſtoriſchen Dramen der Karakter der handelnden Perſonen die Hauptſache; dieſer muß in ſeinen ſchärfſten Eigenthümlichkeiten aufgefaßt und in ſolchen Zügen wiedergegeben werden, die entweder die Geſchichte darbietet, oder der Dichter, ihren Spuren folgend, zu erfinden hat. Herr Grabbe hat dies verſäumt. Papſt Alexander iſt, wie ſchon erwähnt, kaum angedeutet. Friedrich Barbaroſſa und Heinrich der Löwe ſind nur in ganz allgemeinen Zügen hingeſtellt, und ſehen einander daher völlig ähnlich; auch die übrigen Helden unterſcheiden ſich nicht durch beſondere Eigenthümlichkeit. Sie ſind wahre Dutzendhelden, und was der eine von ihnen ſagt,

hätte ebenſowohl dem andern in den Mund gelegt werden können. Nur der einzige Erzbiſchof von Mainz macht hierin eine Ausnahme. Herr Grabbe hat ſeine Hauptperſonen nur dadurch geſchaffen, daß er die Idee, nach welcher ſie handelten, aus der Geſchichte abſtrahirte und ſie dieſe gegen einander ausſprechen ließ. Es iſt aber klar, daß hierdurch kein Karakter, viel weniger eine Perſönlichkeit zu Stande kommen kann, und ſeine Perſonen haben daher auch nur ein Scheinleben. Zu einer genauern, beſtimmtern Ausführung derſelben blieb ihm auch nicht Raum genug, indem er dieſen mehr als zur Hälfte verwandt hat, um ſeine Leſer mit Schlachten, Turnieren und anderm Gepränge zu unterhalten. Wenn aber der Dichter große welthiſtoriſche Begebenheiten auf die Bühne bringen will, ſo hat er das rein Aeußerliche derſelben ſo kurz als möglich abzufertigen und ſich hauptſächlich an den innern Kern zu halten, der in der geiſtigen Eigenthümlichkeit der handelnden Perſonen liegt. Der Pomp der Aufzüge und Feierlichkeiten, das Gewühl der Schlachten, der lebhafte Ausbruch volksthümlicher Gefühle, alles dieſes kann nicht in ſeinem ganzen Umfange dem Zuſchauer ſichtbar gemacht werden. Jeder Verſuch, dies zu thun, verfällt ins Lächerliche, und nur durch einzelne, mit der höchſten Beſonnenheit gewählte oder erfundene Züge kann dergleichen wie ſymboliſch angedeutet werden.

Die rauhe Naturkraft des Mittelalters ſagt Herrn Grabbe's poetiſcher Individualität beſonders zu. Statt aber dieſe heroiſche Kraft, dieſes tiefe Naturgefühl einer unverkünſtelten Zeit in dem mildernden Lichte der Poeſie darzuſtellen, ſucht er vielmehr die Poeſie ſelbſt zu jenem an Rohheit grenzenden Naturzuſtande zurückzuführen, ein Unternehmen, das als ein Rückſchritt keineswegs Lob verdient. Aus einem ähnlichen Verfahren gingen die dramatiſirten Romane von Veit Weber, Schlenkert und Andern hervor, die vor etwa vierzig Jahren die deutſche Litteratur überwucherten.

Der Himmel verhüte, daß jene ſo mächtig floricende Sturm- und Drangperiode durch Ueberſetzung in unſere moderne Ritterthumspoeſie reproducirt werde!

Der Mangel an Sinn für das Vollendete in der Kunſt, dem Herr Grabbe, bei einer ſonſt glücklichen Anlage für die poetiſche Auffaſſung, unterliegt, offenbart ſich auch auf beſonders unangenehme Weiſe in der Form ſeiner Poeſie. Ausdruck und Styl ſind vernachläſſigt, überſpannt und ungleich; ſeine Verſe, wenn ſolche willkürlich abgetheilte, von Hiatus und widernatürlichen Eliſionen wimmelnde Zeilen noch Verſe genannt werden können, rauh, holpericht und übelklingend. Sie widerſtreben der Zunge und beleidigen das Ohr. Beiſpiele davon ſind ſchon in den obigen Citaten hinlänglich vorhanden.

---

## XXV.

Goethe aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt. Ein nachgelaſſenes Werk von Johannes Falk. Leipzig 1832. 12.

Mit Goethe's Tode ſchließt ſich in der deutſchen Poeſie eine Periode, die ſchönſte, die ſie bisher erlebt hat, und die fortan nur noch der Litterargeſchichte angehören, in dieſer aber mit ſeinem Namen am paſſendſten zu bezeichnen ſein wird. An ſeinem Grabe ſtehend, erkennen wir mit Wehmuth, daß wir von dieſem glänzenden Tage den Abend nun auch bis auf die Neige verlebt haben und einer Nacht entgegenſehen, deren Dauer ſich nicht ermeſſen läßt. Von den Dichtern, die es vermochten, ſich neben Goethe geltend zu machen, ſind nur noch Tieck und Auguſt Wilhelm Schlegel am Leben. Der letztere hat ſeine ohnehin nur an der Grenze der Philologie hingezeichnete poetiſche Laufbahn wohl ſchon beſchloſſen, und wenn dann auch jener einſt verſtummt, ſo wird die Nacht mit ihrem vielleicht von einigen Sternen hin und wieder

durchblitzten Dunkel eintreten. Mit ihrem Schweigen freilich nicht, denn des Lärmens gibt es auch in der Nacht noch genug. Dies aber iſt nur das Geräuſch der geiſtloſen Nachtſchwärmer, die ihre Wein- und Liebeslieder in hergebrachter Weiſe abplärren; der aufgeblaſenen Raufer, die ihr leeres Elend durch Gezänk, Schmähung und wildes Toben übertäuben; der girrenden Schäfer, die ihre ewig wiederkehrenden Serenaden unermüdlich ermüdend fortklimpern: kurz, aller derer, die man hört, aber nicht anhört. So werden wir denn in Erwartung der neuen poetiſchen Morgenröthe, um ſie kräftig und würdig erwachend zu empfangen, nichts Beſſeres thun können, als den verfloſſenen Tag ſorgfältig und beſonnen hiſtoriſch zu durchſchauen und kritiſch zu durchdenken: denn jeder, der auf neuen Bahnen richtig fortſchreiten will, muß von Zeit zu Zeit auf den durchlaufenen Raum zurückſchauen, und nur auf den Schultern der Vorfahren iſt den Nachkommen ein Emporſteigen vergönnt. Zur Erleichterung dieſer Arbeit, der ſich die Edelſten und Beſten unſerer Zeit, wie ſich hoffen läßt, mit Liebe widmen werden, gewährt das vorliegende Buch einen ſchätzbaren Beitrag, denn es überliefert uns Anſchauungen aus Goethe's Leben, die ein ſinniger Freund und Verehrer des großen Dichters aus dem unmittelbaren Umgange mit ihm geſchöpft und ſeinem Tagebuche eingezeichnet hat. Johannes Falk, der ſich im Beginn ſeiner litterariſchen Laufbahn, wiewohl mit geringem Glück, in der Satyre verſuchte, mag es ſeinem Aufenthalt in Weimar und ſeinem Umgange mit Goethe, der ihn, wie aus dieſer Schrift hervorgeht, mit Vertrauen und Freundſchaft begünſtigte, verdanken, daß er, von einer irrig eingeſchlagenen Laufbahn abgeleitet, eine ſeiner geiſtigen Natur angemeſſenere Richtung annahm. Er beſaß das Talent einer einfach richtigen, praktiſch verſtändigen Betrachtung des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, und eine Gewandtheit in der Behandlung derſelben, die, von Goethe's Scharfblick erkannt,

ihn an die Stelle ſetzte, die ſeiner Eigenthümlichkeit am beſten zuſagte. Was Falk aus der Sphäre der praktiſchen Lebensanſchauung in die Litteratur gefördert, wird ſeinen Werth behalten; und ſo bewährt ſich denn nicht nur durch das vorliegende Buch, ſondern auch ſelbſt durch ſeinen Verfaſſer, wie Goethe nach allen Richtungen hin das gegebene Element des Lebens in ſeiner Eigenheit zu erfaſſen und ſeiner Natur gemäß zum rechten Ziel zu leiten wußte. Nicht die Sprache allein war das Werkzeug ſeiner Dichtungskraft. Die lebloſe wie die belebte Natur und ſelbſt das Leben des ihm näher tretenden Menſchen wußte er in umwandelnder Geſtaltung veredelnd gleichſam neu zu ſchaffen. Das Vorwort zu dem Büchlein iſt ſchon im Jahre 1824 geſchrieben, deutet aber nicht darauf hin, ob es damals ſogleich oder erſt nach Goethe's Tode öffentlich zu erſcheinen beſtimmt war, weshalb es denn ungewiß bleibt, ob die Herausgabe deſſelben durch den inzwiſchen erfolgten Tod des Verfaſſers oder auf Verlangen Goethe's bisher unterblieben iſt. Wahrſcheinlich mag das letztere der Fall ſein, jedenfalls aber wäre es aber angenehm geweſen, von dem Herrn Verleger, dem das Verhältniß vielleicht bekannt iſt, etwas Näheres hierüber zu erfahren. Das Buch beſteht in getreuen Auszügen, die Falk ſeinem Tagebuch ſelbſt entnommen, hier aber zur Erleichterung der Ueberſicht nach Rubriken verſtändig geordnet hat. Dieſe Rubriken ſelbſt bilden den bequemen Leitfaden zu den nachfolgenden Mittheilungen über den Inhalt.

1. Goethe's Mutter. Die hier aufgezeichneten Karakterzüge dieſer ſchönen weiblichen Natur zeigen, wie ſich in ihr einige der weſentlichen Anlagen Goethe's vorgebildet fanden. Ihre lebensfreudige, genußliebende Heiterkeit, ihr klarer, ruhiger Verſtand, die Scheu vor gewaltſamen heftigen Eindrücken, der muthwillig naive Humor bei der gutmüthigſten Freundlichkeit, alle dieſe Eigenſchaften mußten freilich um ſo ſicherer von der Mutter auf ihn übergehen, als ſie

nur ſiebzehn Jahre älter war als er ſelbſt, und eine noch ſo jugendlich-fröhliche Mutter im Verhältniſſe zu dem bejahrtern Vater faſt wie eine ältere Schweſter neben ihrem Sohne ſtand, wie ſie denn ſelbſt auch ſcherzend zu ſagen pflegte, ſie habe ſich mit ihrem Wolfgang immer ſehr verträglich gehalten, weil ſie beide noch ſo jung geweſen.

2. **Allgemeiner Umriß von Goethe's Karakter als Menſch und Künſtler.** Als der Grundzug von Goethe's Karakter, ja als die Wurzel ſeines geiſtigen Lebens tritt hier ſein Trieb hervor, ſich mit ſeinem ganzen Weſen in die Beſchauung jedes dargebotenen Gegenſtandes ſo tief und innig zu verſenken, daß er gleichſam eins mit ihm wurde, mit Einem Worte, ſeine Objektivität, worin denn auch allerdings ſeine Größe als Natur- und Kunſtforſcher, ſowie die hohe Wahrheit ſeiner Dichtungen ihren Grund findet. Von dieſem Standpunkt aus werden denn hier zugleich zwei Hauptvorwürfe, die Goethe von ſeinen Zeitgenoſſen zu erdulden hatte, erklärt und zurückgewieſen, ſowohl der einer allzu leichten Schätzung des Sittlichen, als auch der einer gefühlloſen und ſelbſtiſchen Gleichgültigkeit gegen die philoſophiſchen und politiſchen Tendenzen ſeiner Zeit. Was den erſten Vorwurf betrifft, ſo konnte er in ſeinen Dichtungen, in Hinſicht des Stoffes, den ihm überall die in ihren Grundtiefen erkannte Natur bot, kein höheres Geſetz als die Wahrheit anerkennen, bei welcher von Sittlichkeit nicht die Rede iſt. In Betreff der Form aber galt ihm als ſolches die Schönheit, welche die Sittlichkeit niemals verletzt, vielmehr mit ihr zuſammenfällt, da alles Unſittliche auch unſchön iſt. Wer ſeine Werke als Produkte einer reinobjektiven Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe auffaßt, wird darin nichts auffinden, was ihn berechtigen könnte, in dem Dichter eine Abgeneigtheit oder auch nur eine Gleichgültigkeit gegen das Sittliche vorauszuſetzen. Es ſcheint aber der Vorwurf vorzüglich von denjenigen ausgegangen zu ſein, welchen die

Darſtellung des Sinnlichen für unſittlich gilt, welches ſie doch nur dann iſt, wenn daſſelbe als herrſchendes Princip gedacht und ihm als ſolchem vom Dichter ſelbſt gehuldigt wird. Was den zweiten Vorwurf, der egoiſtiſchen Gleichgültigkeit gegen die philoſophiſchen und politiſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit, betrifft, ſo zerfällt auch dieſer, wenn man erwägt, daß es Goethe ſeiner reinobjektiven Natur gemäß völlig unmöglich ſein mußte, in dieſer Beziehung Partei zu nehmen, er vielmehr nur die Parteien zu erkennen und ſich in ihrer Mitte den Standpunkt zu erhalten hatte, der ihn in den Stand ſezte, ſeiner forſchenden und dichteriſchen Geiſtesrichtung ungeſtört zu folgen. Jede ſubjektive Theilnahme hätte ſein Wirken als Dichter und Naturforſcher geſtört, mithin ſeine Exiſtenz unbedingt vernichtet. Ueberhaupt war Goethe, ſeinem Karakter nach, jeder Spekulation völlig fremd; ſeiner Maxime getreu, lebte und wirkte er ausſchließlich im Reiche der Erfahrungen, und nur was ſich aus dieſem ableiten ließ, erkannte er als wahr an, obgleich er ſich wohl hütete, die überſinnlichen Dinge, die er in das Gebiet des Glaubens verwies, abzuleugnen. In der Reihe ſo mannichfaltiger Produkte, ſagte er einſt zu dem Verfaſſer, ſei der Menſch gleichſam das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott halte; und in dieſer Aeußerung dürfte vielleicht der Schlüſſel ſeines Denkens und Dichtens zu finden ſein.

3. Goethe's Anſicht der Natur. Aus der ſo eben erwähnten Aeußerung Goethe's geht ſchon deutlich hervor, in welcher Weiſe er die Natur angeſchaut und erforſcht habe. Das bildende Geſetz aus der unmittelbaren Anſchauung in ihr zu erkennen, war ſein unabläſſiges Beſtreben, ſein Leben, ſeine Luſt. Die Beſchäftigung mit ihr war ihm nicht Arbeit, ſondern Genuß, ſeine Exiſtenz gleichſam ein bewußtes Mitleben, wodurch er der von ihm erforſchten Natur zur Seele ward. Daß er ſonach jener pedantiſchen Eintheilungs- und Aufzählungsweiſe, die im Wiſſen und Lehren ſich dann ſchon

genügt, wenn ſie die Naturproduktionen nach äußerlichen Kennzeichen unterſcheidet, in Rubriken einträgt, ihnen Namen aufhängt und ſo gleichſam mit dem nöthigen Etiquett verſehen, dem Schüler Stück vor Stück einhändigt, als wäre mit dieſer Ueberlieferung des Inventariums auch der Beſitz des Ganzen ſchon verbunden, von ganzem Herzen feind ſein mußte, verſteht ſich von ſelbſt. In gleicher Gegnerſchaft lebte er mit jener herkömmlichen weitläufigen Methodik, die jedes Fach des Wiſſens vereinzelt, zum halbjährigen Kurſus auszerrt und das Wort des Vorgängers ſklaviſch wiederholt, ſtatt die vorhandenen Reſultate des Wiſſens in gedrungener Kürze und im organiſchen Zuſammenhange faßlich und anſchaulich zu überliefern, wodurch dann ein weiteres Eindringen mit Hülfe des ſchon Erkannten möglich wird. In dieſer weitſchweifigen Leerheit, in dieſem Ballaſte veralteter Gelehrſamkeit, den wir als eine ſchwere Gedächtnißlaſt durch die Jahrhunderte mitſchleppen, in dieſem Einſetzen des Glaubens in die Stelle der Anſchauung ſah er den Grund des geringen Fortſchreitens der Wiſſenſchaften. Der Verfaſſer gibt uns in dieſem Abſchnitt ein gar anmuthiges Bild von Goethe's Leben in der Natur, indem er beſchreibt, wie er ihn an einem Sommerabend im Garten ſitzend fand, eine kleine Schlange in einem Glaſe, einige Cocons, das ſtets begleitende Zeichenpapier und Reisblei neben ihm; wie die Beſchäftigung mit ſolchen Gegenſtänden ihn unaufhörlich anzog, erfüllte und einer geiſt- und ſcherzreichen, immer von der Natur zur Kunſt herüber- und hinübergleitenden Unterhaltung zur unerſchöpflichen Quelle wurde. Gleichſam wie verlorene Blüthen eines ganz zufälligen Geſprächs wirft Goethe die geiſtreichſten Bemerkungen über das Leben der Pflanzenwelt hin. Die Betrachtung der Paraſitengeſchlechter führt zu der Bemerkung, daß die Natur aus dem ſchon fertig Gebildeten immer neue feinere Bildungen hervorruft, wie erſt nach vielen Jahren aus den rohen Säften des Apfelbaums

die feine Frucht mit ihrem weinigen Safte ſich hervorbildet, und endlich ſchließt Goethe mit den Worten: „Man denke ſich die Natur, wie ſie an einem Spieltiſche ſteht und unaufhörlich **au double**! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortſpielt. Stein, Thier, Pflanze, alles wird nach einigen ſolchen Glückswürfen beſtändig von neuem wieder aufgeſetzt, und wer weiß, ob nicht der ganze Menſch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele iſt?" — Ja wohl, müſſen wir Goethe'n hier zurufen, die Geſchichte lehrt, und wir wiſſen wohl, daß es ſo iſt: jede Generation iſt ein ſolcher Wurf der Natur, und auch jeder einzelne Menſch, aber ſie wird noch eine Weile werfen, bis ſie wieder ein Weſen hervorbringt, das noch höher ſteht als Goethe. Man kann hinzufügen, daß auch ſeine eignen Werke ſolche Würfe einer glücklichen menſchlichen Natur ſind. Jedes derſelben iſt gleichſam eine neue, zu höherer Ausbildung geſteigerte Aſſimilation und Geſtaltung der geiſtigen Lebensſäfte zu einem vollendeten Körper, und mögen die frühern Früchte in ihrer friſchen Vollſaftigkeit manchem Geſchmack auch beſſer zuſagen, ſo zeigt ſich doch jede folgende noch immer vollendeter in der Form und feiner in Duft und Geſchmack, ſodaß der ächte Kenner und, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, der gebildetere Kunſtſchmecker grade in den jüngſten Früchten ſeines Gartens die höchſte Befriedigung finden möchte. Welches der Goethe'ſchen Werke ſteht dem Kunſtfreunde wohl höher als dieſer köſtliche, von jedem Dufte des irdiſchen Paradieſes durchhauchte „Divan", dies Erzeugniß der ſpäten Lebensjahre des an dichteriſcher Bildungskraft bis an ſein Ende wachſenden Titanen? Mag es immerhin als Schwärmerei geſcholten werden! Wer die Fortſchritte der Poeſie in Goethe's Werken wohl betrachtete, dem konnte in der Natur nichts weniger wahrſcheinlich ſein als die Nähe ſeines Todes.

4. **Goethe's wiſſenſchaftliche Anſichten.** Die-

ſer Abſchnitt gehört zu den merkwürdigſten, weil er uns einigen Aufſchluß über Goethe's Anſichten von überſinnlichen Dingen gewährt, die wir in ſeinen Werken vergebens ſuchen. Denn was ſich in dieſen über ſolche Gegenſtände findet, erſcheint immer nur als Anſicht und Ausſpruch der Perſonen, denen er es in den Mund legt, als nothwendige Aeußerung der dargeſtellten Karaktere. Was uns Fauſt aus dieſer Region offenbart, möchte zwar zunächſt auf die Anſchauungsweiſe Goethe's hindeuten, ſtellt aber dennoch mehr die innere Entwickelung eines im Bildungsgange ſeinem Dichter verwandten Weſens dar, worin dieſer uns einen Abgrund zeigt, an welchem er ſelbſt vorübergegangen iſt. Alſo auch hier iſt die Darſtellung objektiv, und nimmt man auch an, daß das Objekt mit ſeinem Darſteller hier identiſch ſei, ſo muß doch zugegeben werden, daß der letztere ſchon in eine reifere Bildungsperiode übergetreten war, als er ſich ſelbſt in dieſer Weiſe objektivirte. Ob und wie er aber das Räthſel ſich gelöſt hatte, und wie er es uns bei etwaniger Vollendung ſeines „Fauſt" gelöſt haben würde, darüber breitet ſich ein undurchdringlicher Schleier. Ein Geſpräch Goethe's mit Falk, durch Wieland's Tod veranlaßt, gibt hierüber einen Fingerzeig und läßt erkennen, daß für ihn ein Ueberſinnliches im gewöhnlichen Sinne nicht exiſtirte, vielmehr in ſeiner Anſchauungsweiſe Natur und Gott, Körper und Seele nicht getrennt waren. Die Natur war ihm überall ein Lebendiges, ſelbſt in ſeinen urſprünglichſten Elementen vom Geiſt Durchdrungenes und Bewegtes. Sein Erkennen war ein Eindringen in die Natur, um den Geiſt in ihr zu entdecken, und ſeine Kunſt ein Schaffen nach dem in dieſer Weiſe aufgefundenen Princip. So kann er denn auch über die Fortdauer der Seele nach dem Tode natürlich nichts weiter ausſagen, als daß ſie mit ſeinen Naturbeobachtungen nicht im Widerſpruche ſtehe. Er findet als letzte Urbeſtandtheile, als Anfangspunkte aller Erſcheinungen Seelen oder lieber Monaden,

von denen die gröſsern, mächtigern, alle kleinern, die ſich ihnen nähern, in ihren Kreis ziehen und zu ihrem Dienſte verwenden. So gibt es nach ihm Weltmonaden, Weltſeelen eben ſo wie es Ameiſenſeelen, Ameiſenmonaden gibt. Jede Monas aber entwickelt ſich nach dem in ihr liegenden Geſetz, und ſie ſind ihrer Natur nach ſo unverwüſtlich, daſs ſie ihre Thätigkeit auch ſelbſt im Moment der Auflöſung nicht einſtellen, ſie vielmehr in demſelben Augenblicke wieder fortſetzen, und aus dem alten Verhältniſſe nur ausſcheiden, um ſogleich wieder in neue einzutreten. Vom Untergange ſolcher Seelenkräfte iſt ſonach ſo wenig die Rede, daſs Goethe ſogar das Sterben als einen Akt der Selbſtändigkeit betrachtet, indem die Hauptmonas eines ſterbenden Geſchöpfs in dem Augenblicke ſeines Todes die bis dahin in ihrem Dienſte geweſenen kleinern Monaden gleichſam freiwillig entläſst, um ſofort in andere Monadenverbindungen einzutreten. Auf die weitere Frage aber, ob nicht dem ganzen Weltall eine Hauptmonas eben ſo wie jene den einzelnen Erſcheinungen zum Grunde liege, antwortet Goethe nur, daſs er dieſer Vorſtellung, als Glauben betrachtet, nichts entgegenſetze, eben ſo wenig aber ſie poſitiv zu bejahen vermöge, da ihr keine ſinnliche Wahrnehmung zum Grunde liege. Dem Glauben aber ſei durchaus keine Schranke zu ſetzen, da auf einem Planeten, wo alles Wiſſen nur Stückwerk ſei, dieſes durch den Glauben allein ſeine vollſtändige Ergänzung erhalten könne. In gleicher Weiſe betrachtet auch Goethe alle Politik nur von dem Standpunkte der Geſchichte aus; auch hier zeigt er ſich als ein Feind der abſtrakten, auf leeren Spekulationen beruhenden, aprioriſchen Staatsphiloſophie, und ſieht die Staaten hinſichtlich ihrer Entſtehung als inſtinktmäſsig aus einem innern Keime ſich entwickelnde Naturprodukte an. Uebrigens ſollen ſeinem Wunſche nach dem Volke von Philoſophie, Politik und Religion die Reſultate zwar zu gute kommen, daſſelbe aber von allen Forſchungen und Erörterungen darüber fern

gehalten werden, und ſich lediglich mit Glaubensſätzen begnügen.

5. Goethe's Humor. Gar köſtlichen Scenen begegnen wir hier, indem wir dem Dichter in ſeinem täglichen Leben und Treiben nahe treten und uns den freien Geiſt in ſeinem bequem natürlichen Walten in Leidenſchaft und Ruhe, Scherz und Ernſt lebhaft vor Augen ſtellen. Von dieſem Abſchnitt darf jedoch dem Leſer durch unzeitiges Vorkoſten der Genuß nicht geſchmälert, und derſelbe hier nur durch einen Wink auf Goethe's ſogenannten Walpurgisſack, wohin er alle diejenigen ſeiner Schriften verſtieß, die vor ſeinem Tode nicht herauskommen ſollten, und aus welchem wir daher eine reiche Ausbeute noch zu hoffen haben, ſowie auf ſeine Anſicht von jenem vor etwa dreißig Jahren beſtandenen Schlegel'ſchen Litteraturterrorismus zum baldigen Genuß des Buches angereizt werden.

6. Goethe's Verhältniſſe zu ausgezeichneten Zeitgenoſſen und Urtheile über ſie. Dies iſt nun eigentlich der pikanteſte Theil des Buches, indem er die in der Ueberſchrift angedeuteten Verhältniſſe in Skizzen darſtellt, die um ſo friſcher und lebendiger ſind, als ſie, aus der unmittelbaren Gegenwart geſchöpft, ſofort in des Verfaſſers Tagebuch übertragen wurden. Mit Recht nimmt unter dieſen Darſtellungen den erſten Platz jener herrliche Erguß des edelſten Zornes ein, der nach der Schlacht von Jena durch die Beſchuldigungen der Franzoſen gegen den Herzog von Weimar in Goethe erregt wurde, und der nicht nur ein Denkmal ſeiner hohen Geſinnungen, ſondern auch ein ſeltenes Beiſpiel iſt, wie für ein ſo reines Gemüth ſelbſt im heftigſten Ausbruche der Leidenſchaft der höchſte Adel des Ausdrucks und der Sprache nicht verlierbar iſt. Zunächſt ſind die Aeußerungen Goethe's über Wieland, die eine vollſtändige und tiefe Karakteriſtik ſeines Weſens enthalten, vor allem aber das merkwürdige Portrait des Königs Ludwig von

Holland, als eine der trefflichſten Karakterauffaſſungen und Schilderungen, die auch für die Geſchichte ihren Werth behalten wird, auszuzeichnen. Die Händel mit Kotzebue bei Gelegenheit der beabſichtigten feſtlichen Krönung Schiller's, die bereits in deſſen Briefwechſel mit Goethe Erwähnung fanden, ſind hier ausführlich und unterhaltend erzählt, wobei denn Goethe's ſo richtiges als billiges Urtheil über dieſen Schriftſteller ans Licht tritt. Alle dieſe kleinen Skizzen ſind, wenn auch theilweiſe nur als Anekdoten oder geſprächweiſe hingeworfene Aeußerungen über Perſonen und Begebenheiten, bedeutend und intereſſant.

Zwei Anhänge ſind dem Büchlein beigefügt. Der erſte, ein Brief eines ſechzehnjährigen Jünglings, wird als ein Beweis, welche Einwirkung Goethe's Geiſt auf die mitlebende Jugend auch in ſeinem hohen Alter noch ausübte, das Gemüth des Leſers freundlich anſprechen. Der junge Mann, begierig und lange ſchon vergeblich bemüht, den ihm ſo theuern Dichter mit Augen zu ſehen, verſchafft ſich endlich in einem an Goethe's Garten grenzenden Nachbargarten Zutritt, und iſt nun überglücklich, den Dichter täglich ein halbes Stündchen von der Gartenmauer aus betrachten zu dürfen. Der zweite Anhang enthält einen von Falk verfaßten Kommentar über mehrere Stellen in Goethe's „Fauſt", vornehmlich über diejenigen, in welchen ſich des Dichters Anſichten vom Sinnlichen und Ueberſinnlichen in völliger Uebereinſtimmung mit ſeinen in den vorhergehenden Abſchnitten dieſes Werks vorkommenden mündlichen Aeußerungen über dieſe Gegenſtände darſtellen. Zwar ſind im allgemeinen Goethe's Dichtungen in hohem Grade faßlich, und gewiß macht ſich bei ihm das Bedürfniß eines Kommentars weniger als bei irgend einem andern Dichter fühlbar, auch deswegen ſchon, weil in allen ſeinen Werken das Einzelne durch ſeine zauberiſche Schönheit und Klarheit den gewöhnlichen Leſer dergeſtalt befriedigt und feſſelt, daß er nach dem tiefern Eindringen in den Sinn des

Ganzen keine unwiderſtehliche Begierde fühlt. Will aber ein ſinniger Leſer die Grundidee des Dichterwerks erfaſſen und die einzelnen Schönheiten, die ihn entzücken, in ihrem Verhältniß zum Ganzen, in ihrer Harmonie genießen, ſo bieten ſich ſofort bedeutende Schwierigkeiten dar, und er wird bald gewahr, daß er eines Schlüſſels bedürfe, um in das innere Heiligthum einzudringen. Dieſe Schwierigkeit tritt uns vornehmlich im „Fauſt", ſo leicht und ungezwungen er auch äußerlich auftritt, entgegen, weil in ihm der Dichter die tiefſten Sätze der Philoſophie und Theologie, und zwar fragmentariſch niedergelegt hat. Wohl mag es bei fortgeſetztem Studium eines Goethe'ſchen Werkes, bei ſorgfältiger Vergleichung der verſchiedenen Stellen, die ſich auf einander beziehen und gegenſeitig ergänzen, zuletzt gelingen, den wahren Sinn zu faſſen und ſomit des höchſten Genuſſes, den das Kunſtwerk gewähren kann, theilhaft zu werden. Zu einem ſo anhaltenden und mühſamen Studium hat indeß nicht Jeder Zeit, Luſt und Muth, und ſo kann es nur willkommen ſein und iſt dankbar zu erkennen, daß Falk den Grund zu einem künftigen Kommentar über „Fauſt" legte, indem er diejenigen Stellen, worin Goethe die höchſten Gegenſtände menſchlicher Erkenntniß in den Zauberſpiegel der Dichtkunſt bannt, ſich ſelbſt zu erklären ſuchte. Der Werth dieſer Erklärungen wird aber bedeutend dadurch erhöht, daß ſie unmittelbar aus den Reſultaten der zwiſchen ihm und Goethe gehaltenen Geſpräche hervorgingen, welche ihm über den Sinn dieſer Stellen ein neues Licht entzündeten.

Welch ein wehmüthiges Gefühl aber ergreift uns, indem wir dieſen Kommentar betrachten. Wie oft und wie vieles ſchon iſt über Goethe geſchrieben, kommentirt, geſtritten und gefabelt worden. Es waren Geſpräche der Lebenden, Mittheilungen der Zeitgenoſſen, Genuß und Freude einer tief erregten Mitwelt, von denen wir in uns aufnahmen, was uns behagte. Wenn irgend eine verkehrte Anſicht, eine ſchiefe

Auslegung, ein verwirrender Wortnebel den Glanz dieſer Dichtungen zu verhüllen, ihren Genuß zu verkümmern drohte, ſo reichte ein leicht hingeworfenes Wort, ein Wink des Meiſters hin, die Staubwolke zu verwehen. Und zudem waren ſeine Werke ein Garten, der uns um ſo lebendiger entgegenblühte und erfriſchte, als wir noch mit jedem Tage der Entwickelung neuer Blüthen entgegenſehen durften. Jetzt ſinken ſie hinab in das trübe Reich der Philologie. Das Feuerauge des Dichters iſt geſchloſſen, und furchtlos vor ſeinem Blitz wird es nun herantreten, das Heer der Scholiaſten, Kommentatoren und Entwickeler, die nicht ermüden werden, ihre Scholien und Noten, ihre Abhandlungen und Lehrbücher darüber aufzuthürmen, und was uns lebendig und ſonnenhell entgegenleuchtete, iſt hinfort nur ein Nachlaß verſtoſſener Zeiten, ein Muſeum, das beſchrieben, gemeſſen, mit mattem Licht beleuchtet, mit Noten beſpritzt werden wird. Möchte es denn nur auch richtig verſtanden, ſorglich gepflegt und würdig von der Nachwelt aufgenommen werden, denn dieſe heſperiſchen Früchte ſind nicht allein zum Genuſſe geſchaffen, ſondern ſie enthalten auch die Keime zu höhern Kunſteffenbarungen, ja zu dem Edelſten und Höchſten, wozu in kommenden Zeitaltern die Menſchheit ſich entwickeln ſoll.

---

## XXVI.

Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Erſter bis dritter Band. Berlin 1829. 8.

---

Die Anzeige Jean Paul'ſcher Briefe ſo lange aufzuſchieben, iſt ein kritiſches Vergehen, eine That oder eigentlich Unthat, deren Rechtfertigung um ſo ſchwerer wird, da ſie wirklich unmöglich iſt. Referent verſucht ſolche daher gar nicht, ſondern ſucht den geneigten Leſer vielmehr zu rühren, indem er ihn auf den ſtarren Schreck des erwachenden Ge-

wissens hinblicken läßt, womit Schreiber dieses die Jahreszahl 1829 so eben aus der Feder schleichen ließ. Einige Entschuldigung findet sein geängstetes Herz in dem Umstande, daß ein anderer nicht minder thätiger Mitarbeiter dieser Blätter in der Versäumniß schon bedeutend vorgearbeitet hatte und böse Beispiele leider zu leicht befolgt werden. Ferner ist Karl X., der schon so vieles zu verantworten hat, auch hierbei nicht ohne Schuld, indem er durch die bekannten Ordonnanzen nicht nur unzählige Federn in Bewegung gesetzt, sondern auch die des Referenten auf eine Zeitlang völlig außer Thätigkeit gebracht hat. Wie dies zugegangen, soll der Leser bei einer andern Gelegenheit erfahren, jedoch nur auf die Bedingung völliger Amnestie.

Ist inzwischen dieser Briefwechsel auch schon etwas alt geworden, so ist er doch noch recht frisch geblieben, wie denn Jean Paul seine Pflanzungen mit so viel Immergrün auszustatten pflegte, daß ein allzu frühes Verwelken nicht zu besorgen ist. Freilich naht allmälig eine Zeit heran, wo der Eindruck seiner Werke weniger allgemein und tief sein kann; der Grund davon ist aber weniger in ihrem Inhalt als in ihrer Form zu suchen, und er hat vor vielen noch lebenden, einst beliebten Schriftstellern den Vorzug, daß er doch nicht so früh als sie, daß er wenigstens nicht vor seinem Tode gestorben ist.

Die Trefflichkeit Jean Paul's beruht wesentlich auf den herrlichen Eigenschaften seines Herzens, das an warmer Liebe, kindlicher Reinheit und tiefem Gefühl nicht seines Gleichen hat; auf seiner glühenden, hinreißend lebhaften Phantasie; seinem sprühenden Witz; dann auf seiner ungemeinen Belesenheit und der Art, wie er sie zu benutzen und zu verarbeiten verstand; endlich auf dem tiefen Blick, mit dem er die innersten Gemüthsregungen des schwachen, in einer kleinen, untergeordneten Sphäre lebenden bedrängten Menschen durchschaute, und dem Talent, diese Anschauungen im höch-

ſten Schmuck und Farbenſchimmer zu lebhaften Bildern umzugeſtalten. Dieſe Eigenſchaften machten ihn zu einem liebenswürdigen, glänzenden, eigenthümlichen und tiefen Schriftſteller. Dagegen fehlte ihm, was den Stoff betrifft, die Fülle der ſelbſtangeſchauten Gegenſtände und die Ruhe der Betrachtung, und hinſichtlich der Darſtellung die Beſtimmtheit der Formen und die Kunſt harmoniſcher Anordnung. Seine Werke ſind, obwohl unendlich bunt modulirt und reich im Einzelnen, doch monoton und arm im Ganzen; vielen ſeiner nur unter neuen Namen zu oft wiederkehrenden Geſtalten fehlt die objektive natürliche Wahrheit, mehrere von ihnen leiden an krankhafter Gefühligkeit, ſie ſind nicht Geſchöpfe und Bürger des Lebens, ſondern der ſubjektiven Anſchauungswelt Jean Paul's, ſie ſind nicht umſchrieben von den reinen, ſcharf beſtimmten Linien der Natur und beleuchtet von dem hellen Lichte des Tages, ſondern umflorte, ineinanderfließende Nebelgeſtalten, von des Dichters bengaliſchem Farbenfeuer beglänzt. Ja, bei dem unendlichen Reiz des Einzelnen entbehren ſeine Werke doch den höchſten Reiz, den Reiz der plaſtiſchen, harmoniſch vollendeten Geſtaltung. Es muß daher bezweifelt werden, ob Jean Paul den Ruhm, den er bei der Mitwelt errungen, auch bei der Nachwelt behaupten werde. Er ſelbſt hat dieſer ſchon das Verſtändniß ſeiner Werke ungemein erſchwert, denn faſt immer wählte er die Gegenſtände ſeiner Darſtellung aus einer kleinen, dunkeln, zu ſeiner Zeit ſchon faſt veralteten Welt, häufte die Beſchreibungen von Zuſtänden, die aus dem Leben immer mehr verſchwinden; ſeine Anſpielungen auf tauſend vergängliche, wenig bekannte Verhältniſſe, ſeine abſichtlich wunderliche und verſchränkte Ausdrucks- und Darſtellungsweiſe werden mit jedem Tage, um den die menſchliche Geſellſchaft älter wird, dunkler und unverſtändlicher, und ſchon in der gegenwärtigen Generation müſſen viele jüngere Leſer Mühe haben, ihn ohne Scholien ganz zu verſtehen. Wer wird aber künf-

tig im Stande sein, diese Schriften zu kommentiren, wenn die Männer dieser Zeit dies versäumen? Dieses immer wachsende Scholienbedürfniß wird aber, auch wenn diese Werke der Vergessenheit entrinnen, sie dennoch mehr zu einem Gegestande gelehrter Neugierde und kritischen Gewerbfleißes als des wahren Kunstgenusses machen. Referent kann den Wunsch nicht unterdrücken, etwa nach tausend Jahren einmal die Werke Jean Paul's mit einem vollständigen gelehrten Apparat, wozu 100 Foliobände schwerlich hinreichen dürften, zu durchblättern, und glaubt, daß es für einen dann wieder auflebenden Zeitgenossen Jean Paul's nicht leicht eine belustigendere Lektüre geben kann. Auch die Reimer'sche Ausgabe wird das ihrige zu den unendlichen Qualen künftiger Kommentatoren beitragen; auch hat Referent aus den ältern Ausgaben der einzelnen Werke schon eine Sammlung der richtigen Lesarten zusammengetragen und denkt seinem Sohne, dem er nichts anderes hinterlassen kann, ein nicht ganz unbedeutendes Erbe dadurch zu sichern. Sie hat einen ansehnlichen Umfang, und schon nach dreißig Jahren wird mit diesem philologischen Schatz viel Geld zu verdienen sein.

Alles, was von Jean Paul's Eigenthümlichkeiten als Schriftsteller oben angeführt worden, hat seine Wurzel in dem Karakter desselben als Mensch. Bei keinem Autor ist beides so eng verbunden, so vollkommen eines und dasselbe als bei ihm. Alle seine Schriften sind nur Aeußerungen seines innern subjektiven Lebens, und seine Briefe können uns daher hierüber nur wenig Neues offenbaren, weshalb denn auch diese Sammlung verhältnißmäßig weniger Interesse als andere dieser Gattung darbietet. Die Theilnahme des Lesers wird durch dieselbe, wie der ungenannte Vorredner richtig bemerkt, vornehmlich in drei Beziehungen angesprochen. Sie gibt zuvörderst Auskunft über die Entstehung der hauptsächlichsten Werke des Dichters, von der „Unsichtbaren Loge" (eigentlich von „Quintus Firlein") an bis zum „Titan",

und enthält einen Austauſch der kritiſchen Verhandlungen beider Freunde über dieſe Werke; ſie bringt uns demnächſt Mittheilungen über Jean Paul's Denkweiſe, äußere Verhältniſſe, ſein ſteigendes Lebens- und Autorglück, und zeigt uns endlich in ſeiner Verbindung mit Chriſtian Otto ein Bild der reinſten, innigſten und beſtändigſten Freundſchaft. Jean Paul und Otto waren ſchon im Knabenalter Schulfreunde, die Univerſitätsjahre knüpften dieſes Band noch enger, und ſpäteres Zuſammenleben machte es unauflöslich. Jean Paul, der ſich aus einem engen, verkümmerten Hofmeiſterleben in das der Dichtung rettete, ſetzte ſeinen Freund zu ſeinem erſten Leſer und Recenſenten (avant la lettre) ein, ſandte ihm ſeine Werke, ſowie ſie entſtanden, zur Beurtheilung zu und glaubte durch Benutzung ſeiner Rathſchläge dieſelben bedeutend zu vervollkommnen.

Der Leſer wird aus dieſer kritiſchen Korreſpondenz bald inne, wie ſehr der treffliche Jean Paul, wenigſtens bei ſeinen frühern Arbeiten, ſich ſelber mißverſtand, wie wenig er ſeine eignen Vorzüge und Fehler kannte, wie mangelhaft er ſein Verhältniß zu ſeinen Werken und zu ſeinem Leſer beurtheilte. Dies iſt nun zwar nicht eben auffallend, denn wie wenige Dichter und überhaupt Menſchen haben in ihren eignen Verhältniſſen einen richtigen Blick; ſchwerer iſt aber zu faſſen, wie der Herzensfreund Jean Paul's, den er zum Beurtheiler ſeiner noch im Werden begriffenen Werke erhob, hierin ſo völlig blind ſein konnte. Beide laſſen ſich gegen einander in weitläufige Erörterungen, in ſorgfältige Berathungen ein über die Anordnung der Jean Paul'ſchen Romane, die Einführung und Karakterzeichnung der Perſonen, die Art, wie das Intereſſe der Leſer zu gewinnen und feſtzuhalten, die Expoſition zu ſtellen, was bei allem dieſem zu beachten, zu vermeiden ſei u. ſ. w. Keiner von beiden aber fühlt, daß bei einem Werke Jean Paul's dieſes alles eigentlich ziemlich unerhebliche Dinge ſind; daß bei ſeinen

Erzeugnissen auf die äußere Gestaltung gar wenig ankam; daß jedes, was er schrieb, mochte er es nun Roman, Kritik, Abhandlung, oder wie er wollte, nennen, von diesem allen nichts, sondern immer nur Jean Paul war. Eine so reiche und zugleich durchaus subjektive Natur hat mit der allgemeinen Natur den Vorzug gemein, daß man sie überall aufschlagen und fortlesen kann. Jean Paul's Werke werden wenig verlieren, wenn man sie von hinten zu lesen anfängt, und die unvollendeten „Flegeljahre" sind besser und nicht weniger vollständig als seine fertigen sogenannten Romane. Späterhin scheint er einigermaßen zum Bewußtsein dieses Verhältnisses gekommen zu sein, denn er sagt in einem der hier vorliegenden Briefe: „Im Grunde muß jede Hauptmaterie für einen Autor nur das Vehikel, das Pillensilber und der Katheder sein, um darin über alles andere zu reden." Endlich aber kam er auch zu der Einsicht, daß dieser Grundsatz nicht nur an sich fehlerhaft, sondern von ihm auch zum Nachtheil des reinen Eindrucks seiner Werke überall und bis zur höchsten Uebertreibung angewandt worden, und er bemerkt hierüber in einem andern Briefe: „Alle meine Fehler in meiner ganzen Schriftstellerei kamen nie vom Ueberfluß der Kraft, sondern von falschen kritischen Grundsätzen. Hätt' ich eiliger, mit weniger Anspannung und ohne die Manier geschrieben, alles im Repositorium oder Kopf liegende Fertige in jede Materie einschichten zu wollen, so hätt' ich längst so geschrieben als in den drei Manipeln, die ihren Werth dem Umstand verdanken, daß ich eilte wie ein fliehender Spitzbube, und daß ich also keine rechte Zeit zum Einrammen der Steinbrüche um mich gewinnen konnte. Der Referiton kommt von der Angst, er werde zu voluminös, weiter nichts." Indessen war ihm diese Art zu arbeiten schon so eigenthümlich, die angewöhnte Manier so zur verbildeten Natur geworden, daß er nicht mehr davon ablassen konnte. Er hätte, wenn er dies gewollt, seine schriftstellerische Laufbahn ganz

von vorn anfangen müssen, wozu es nicht mehr Zeit war, da seine Existenz von den Erfolgen seiner Schriftstellerei ganz allein abhing.

Es konnte nicht fehlen, daß Otto in seinen Betrachtungen über die innere Oekonomie der Jean Paul'schen Werke so manches zu tadeln fand, und wäre er in diesem Punkte strenger gewesen (was er übrigens sehr zu sein glaubte), so hätte er noch bei weitem mehr dagegen ausſetzen, ja oft den ganzen Bau verwerfen müssen; der Fehler bestand aber darin, daß er auf diesen bei seinem Freunde ganz unwesentlichen Punkt überhaupt einging. Dieser aber gab auf Otto's Urtheil so viel, daß er ihm einmal schreibt: „Ich lege Dir Deine kritischen Blätter bei, aber zur Zurückgabe, damit Du sehen kannst, daß ich Dir gehorsam war, nicht wie einem Kritiker, sondern wie der Kritik selber"; und ein ander Mal: „Dank für die Aufmerksamkeit, womit Du über meine opera richtest und durch welche Du mir schon so viele mir jetzt unausstehliche Makulaturseiten erspart hast." Es versteht sich indessen von selbst, daß ein Freund, dem Jean Paul so ganz sich hingegeben, ein Freund wie Otto, die hohen Schönheiten, an denen diese Werke so reich sind, ganz und tief empfand und das Glück, so Treffliches aus der Seele eines ihm so lieben brüderlichen Freundes hervorgehen zu sehen, in seiner ganzen Fülle genoß. Die Ergießung seiner Freude und seines Lobes über die Schönheiten des „Hesperus" gibt dem Leser ein wohlthuendes Bild von dem Werth und der Kraft dieser Freundschaft und dem Genügen, das beide darin finden mußten. Sehr schön beantwortet Jean Paul dieses überströmende Lob mit den einfachen Worten: „Dein Brief, mein Lieber, hat mich so gerührt, daß ich lieber den ganzen Tag allein sein möchte, draußen unter dem blauen Himmel, vor Dankbarkeit und stiller Freude." Sehen wir nun hier den hohen Genuß, den die Freundschaft mit und unter begabten Schriftstellern in dieser Beziehung gewährt, so wird

doch auf der andern Seite hier auch ein auffallendes Beispiel gegeben, wie unsicher und unzulänglich eine zwischen so gleich gestimmten und gesinnten Freunden bestehende Kritik ist. Auch dies fühlte Jean Paul, indem er sagt, die Zweieinigkeit ihrer Personen arte immer mehr zu Einem Wesen, sodaß er am Ende dem Urtheil seines Freundes mißtraue, weil er denke, es sei dasselbe, als wäre es sein eignes, die freundschaftliche, jedem unüberwindliche Parteilichkeit nicht einmal gerechnet. Hierin hatte er vollkommen Recht: Otto's Sinnes- und Gefühlsweise hatte schon so sehr die Gestalt der Jean Paul'schen angenommen, daß die Grundfehler, die in Jean Paul's Werken liegen, wenn sie einem von beiden verborgen waren, es auch dem andern bleiben mußten, vorzüglich aber der eigentlich untergeordnetern Natur, als welche Otto hier allerdings erscheint, wodurch denn freilich erklärlich wird, weshalb eine Rüge gegen den oben erwähnten, von Jean Paul selbst bemerkten Fehler in Otto's Briefen nicht hervortritt. Ein anderer Fehler, der den Werken dieses Dichters immer nachtheilig bleiben wird, ist die gesuchte, mühsam erkünstelte Manier des Ausdrucks. Zwar trug dieselbe viel dazu bei, den ersten Lesern seiner Schriften zu imponiren. Es schien eine natürliche Eigenthümlichkeit, ein innerer Reichthum, eine Ueberfülle von Geist darin zu liegen, daß jede einzelne Wendung, jeder Ausdruck nicht bloß als Träger des Gedankens gebraucht wird, sondern auch für sich noch etwas bedeuten soll, daß des Dichters Genius und Kunst nicht bloß in dem ganzen Gemälde hervortreten, sondern auch in jedem einzelnen Pinselstrich glänzen und sich als etwas besonderes bemerklich machen will. Offenbar aber leidet hierunter die Harmonie, das höchste Ziel aller Kunst, und dieser wenn auch geistreiche, doch immer wunderlich-schnörkelhafte Styl erregt ein Mißgefühl, das nur durch die sonstige Trefflichkeit des Gehalts überwogen wird. Man fühlt jeden Augenblick, daß man dem Autor etwas zu vergeben hat, wie

man Kindern, die sehr lebhaft und liebenswürdig sind, angewöhnte Unarten vergibt und sie wohl eben darum noch lieber gewinnt, weil diese Unarten mit ihren guten Eigenschaften zusammenhängen und bei weniger begabten Naturen gar nicht stattfinden könnten. Diesen Fehler des Styls finden wir zwischen den Freunden in den frühern Briefen nicht zur Sprache gebracht, obgleich wohl mündlich davon unter ihnen die Rede gewesen zu sein scheint. Erst später, als sie getrennt waren und Jean Paul schon auf dem Gipfel seines litterarischen Ruhmes stand, schrieb ihm Otto darüber Folgendes: „Du weißt, daß Du einmal auf den Einfall kamst, den Hesperus zu übersetzen und Deine Manier dabei ganz fallen zu lassen und zu verläugnen. Ich hing an diesem meinem eignen Gedanken mit der größten Lust, er wurde aber nicht ausgeführt. Jetzt möchte ich Dir in Rücksicht des Titans das Nämliche vorschlagen, und zwar in zwei Fällen und auf alle beide, es mag Jacobi Recht haben oder nicht. Hat er Recht, so besserst Du Dich; hat er es nicht, so vervollkommst Du Dich in Deiner eignen Manier u. s. w." Jean Paul lehnt dies bloß mit der Bemerkung ab, daß er nach keinem einzigen Urtheil mehr frage, nachdem er gefunden, wie verschieden die gefeiertsten Männer über dieselben Bücher urtheilen. So finde Herder schlecht, was Goethe und Schiller gut, und umgekehrt. Fr. Schlegel spreche Wieland alles Talent und Jakobi den philosophischen Sinn ab. Schiller finde nichts an Thümmel, Herder nichts an Schleiermacher und Tieck, Schlegel aber Alles. Herder finde seinen (Jean Paul's) Styl klassisch, Merkel schlecht. Goethe die (matte) „Genovefa" gut und den „Wallenstein" auch. Wieland Anfangs Alles zu gut, dann zu schlecht u. s. w. Man sieht, daß Jean Paul hier, ohne auf die Wahrheit und auf die Sache selbst zu achten, das ganze Ziel der Dichtkunst in den Erfolg, in die momentane Wirkung auf eine freilich nur zu oft unsicher urtheilende verbildete Mitwelt,

auf das vielköpfige Lesepublikum setzt, und findet mit Bedauern das große Talent schon auf den Stufen, die aus dem Tempel der Musen abwärts führen.

Sechs Jahre hatten diese kritischen Mittheilungen der an einem Orte zusammenlebenden Freunde fortgedauert. Mehrere seiner Hauptwerke hatte Jean Paul der Muße, die seine Hauslehrerstelle ihm übrigließ, mit unermüdlichem Fleiße abgerungen und sich nun erst die freilich nur noch spärlichen Mittel erworben, sich einer so engen, dürftigen, gedrückten Lage zu entreißen. Er konnte nun hoffen, auf eignen Füßen zu stehen und als Schriftsteller Rang und Bestehen zu finden. So sehen wir ihn denn endlich in Weimar ankommen, wo er sogleich von Herder, Wieland u. A. mit der wärmsten Freundschaft empfangen wurde und den von Lob und Anerkennung der ersten Litteraturmänner und liebenswürdigsten Frauen überschäumenden Becher mit unschuldiger Lüsternheit ausschlürfte. Doch schon mitten in diesem ersten Genuß ruft er aus: „Aber ein bitterster Tropfen schwimmt in meinem heidelberger Freudenbecher — was Jean Paul gewann, das verliert die Menschheit in seinen Augen: ach, meine Ideale von größern Menschen! — Ich will Dir's schon erklären. Aber alle meine Bekanntschaften thun beinahe nichts als den Werth meines geliebten Bruders vergrößern." Weiterhin sagt er: „Halte mich nicht für so gar glücklich, Lieber: Lob ist kein Glück und Zerstreuung auch nicht." Wenige Tage darauf schreibt er seinem Freunde schon, er habe sein dummes Vorurtheil für große Autoren, als wären es andere Leute, schon abgeworfen, denn in Weimar wisse Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel wie ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris bestehe und einigem Grün ohne Juwelennimbus. Es befremdet ihn, daß Urtheile Herder's, Wieland's und Goethe's so gut wie andere bestritten werden, ja daß die drei Thurmspitzen unse-

rer Litteratur einander meiden, und er faßt nun den Entschluß, sich vor keinem großen Mann mehr ängstlich zu bücken. Die so oft zur Sprache gekommene zurückhaltende Kälte Goethe's findet auch hier wieder Erwähnung, wobei sich denn freilich später zeigt, daß dieselbe im Laufe der interessanter werdenden Unterredung einer theilnehmenden und wohlthätigen Wärme Raum gibt. Auch Schiller erscheint ihm bei der ersten Zusammenkunft „hartkräftig, voll Edelsteine, voll scharfer, schneidender Kräfte, aber ohne Liebe". Von Kotzebue heißt es, daß seine Rede, wider Jean Paul's Erwartung, schlaff, geistlos, ohne Umfassen wie sein Auge gewesen; er aber auf der andern Seite auch weniger boshaft als fürchterlich schwach zu sein geschienen, und das Gewissen in seinem Breiherzen keinen Punkt zum Einhaken gefunden habe. Belustigend ist seine Schilderung von dem Eindruck des ihm nun in Stelle seiner frühern dürftig-einfachen Existenz bereiteten ungewohnten Wohllebens, wobei sogar der ihm als frère servant beigegebene „kehrende, wichsende und klopfende Bediente" erwähnt wird.

Bei den Bekanntschaften, die er mit so vielen liebenswürdigen und geistreichen Frauen von nun an machte, sehen wir ihn denn auch bald in mancherlei Liebesverhältnisse verwickelt, wodurch auf die Eigenheiten dieses wunderbaren Karakters ein helles Licht fällt. Daß er hier wie überall sich oftmals über seine eignen Gefühle und deren Gegenstände täuschen und seinem eignen wie fremden Herzen wehethun mußte, ist natürlich. Er war gewohnt, jede Erscheinung des Lebens nur als einen Kern zu behandeln, den seine Phantasie mit Fleisch und Farbe bekleidete, und so mußte er denn bei längerer und genauerer Betrachtung in dem, was er geliebt, von dem er das Glück seines Lebens erwartet hatte, etwas seinen Einbildungsgestalten ganz Unähnliches finden, ohne den Gegenständen derselben eine Schuld beimessen zu können. Der Faden solcher Verhältnisse zieht sich durch die

ganze Lebensperiode, die uns hier in seinen Briefen vorliegt, und er äußert sich hierüber in seiner humoristischen Weise: „Der Teufel zieht mir die verdammtesten Wolfsgruben über den Lebensweg, besonders dadurch, daß entweder nur die andere Person liebt oder nur ich; jenes ist für das Gewissen gefährlicher, dieses für das Glück.“ Diese Verhältnisse treten übrigens, da sie die Freunde einander größtentheils durch die beigefügten, aber hier nicht mit abgedruckten Originalbriefe Jean Paul's und seiner Geliebten mittheilten, auch der vorliegende Briefwechsel wahrscheinlich aus Schonung für noch lebende Personen nicht ganz vollständig zu sein scheint, in ein Dunkel, das dem Leser peinlich ist, weil ihm selbst zum Errathen und Zusammenstellen des Wahren nicht einmal hinreichende Grundlagen gegeben werden, und dennoch nehmen diese halberzählten und unverständlich besprochenen Gegenstände einen bedeutenden Raum ein, der nicht anders als mit Ermüdung durchlaufen werden kann. Die Unklarheit und Verworrenheit der Gefühle Jean Paul's bei seinem Eintritt in eine größere Welt, die übereilten Urtheile über Personen und Verhältnisse, die wir ihn fällen hören, sind leicht zu erklären. Er sah die Welt erst, nachdem er sie sich in seiner engen Umgebung schon fertig ausgemalt und in seinem Gemüth für die Wirklichkeit keinen Raum mehr gelassen hatte. Nothwendig mußte er sie nun, so freundlich und huldigend sie ihm auch entgegentrat, befremdet und getäuscht in einem fremden, unwahren Lichte erblicken. Auch fühlte er selbst, daß diese neue Welt mit ihrem Glanz und ihrer Zerstreuung nachtheilig auf sein Gemüth einwirkte, und schrieb daher: „Ach, ich war sonst (in der Stille, in meiner Einsamkeit, meiner körperlichen Dürftigkeit) anders und besser und sanfter.“ Nach dem Angeführten kann es weniger befremden, daß seine Urtheile über die weimarische Gelehrten- und Poetenwelt zum Theil ziemlich oberflächlich und mitunter schief ausfallen; doch selten sind sie hart. Nur sein kurz abspre-

chendes Urtheil über Schiller's „Wallenstein" ist wahrhaft auffallend, von dem er sagt: „Er ist vortrefflich, passabel langweilig — und falsch." Ueberhaupt ist bei ihm die Darstellung dessen, was er wirklich erlebt und gesehen, fast immer mangelhaft, wogegen er die Anschauungen seiner Phantasie mit lebensvoller Wärme und tiefer Wirkung ausmalt.

Im schönsten Lichte zeigt sich Jean Paul in dem Verhältniß zu seinem Freunde, der, wiewohl trefflich und tüchtig, doch bei weitem nicht so kernhaft-gesunden Gefühls als er selbst, und ihm auch in vielen andern Beziehungen untergeordnet erscheint. Bei der zweiten Trennung der Freunde zu Ende des Jahres 1797 tritt eine Wolke in ihr Verhältniß, die freilich von Otto ausging. Er glaubte, daß Jean Paul vom Ruhm angegriffen sei und sich von ihm und von sich selbst entferne; daß eine Art von Erkalten eingetreten sei; daß Rang und Stand auf Jean Paul Einfluß gewinne und er die Anmaßung beider, die sich dem ausgebildeten und ausgezeichneten Talente gleichsetzen wollen, dulde. Otto glaubte sich zurückziehen zu müssen. Ein Gefühl der Ungleichheit und als ob Jean Paul sich gleichsam zu ihm herablasse, ward ihm drückend. Seine Anklagen werden sogar hart und deuten selbst auf Egoismus. Jean Paul's Aufnahme und Widerlegung dieser kränkenden und kränklichen Anklage zeigt ihn in der höchsten Glorie seines Karakters. Er beruhigt, er heilt den leidenden, sich selbst quälenden Freund mit der ruhigen Milde und Schonung eines Engels, ohne eine Spur von Empfindlichkeit, und alles ist so rein und heiter als vorher. „Ich fühl' es zu wohl", schreibt er, „daß wir nur Ein Schicksal haben können, und daß, wenn Einer von uns unglücklich wäre und stürbe, der Andere auch weiter nichts zu thun hätte, als ihm nachzuahmen und zu vergehen." Otto's Brief an Jean Paul, als dieser seine Mutter verloren hatte, ist trefflich; in Jean Paul's Verhältniß zu seiner Mutter sehen wir diesen abermals in seiner wahren

Heimath, in der Region des kindlich wahren und warmen Gefühls. Bei ihrem Tode fand er ein Buch, worin sie aufschrieb, wie viel sie sonst von Monat zu Monat erspannen. „Wenn ich", schreibt er, „alle Bücher der Erde wegwerfe, so les' ich doch, gute Mutter! Deines fort, worin alle Qualen Deiner Nächte stehen, und worin ich Dich in der Mitternacht mit der keuchenden, stechenden Brust den Faden Deines kargen Lebens ziehen sehe." Er hatte so wenig für sie thun können, und sie hatte nur den kleinsten Anfang seines Glücks gesehen. Auch in dem Verhältnisse zu einem unbrüderlich gegen ihn handelnden Bruder lernen wir Jean Paul von einer musterhaften Seite kennen.

Schließlich kann Referent die Bemerkung nicht zurückhalten, daß der Genuß, den der vorliegende Briefwechsel seinem Leser bereitet, durch mancherlei Umstände verkümmert wird. In dem Zeitraum, den der erste Band umfaßt, lebten die beiden Freunde noch beisammen; sie bezogen sich daher in ihren Briefen, oft wohl auch ohne es ausdrücklich zu erwähnen, auf stattgefundene Unterredungen, auf Umstände, die ihnen bekannt waren, von denen die Leser aber nichts wissen und die sie auch nicht interessiren können. Familien- und Stadtverhältnisse (bei denen die Namen noch sorgfältig getilgt sind) werden erwähnt, besprochen, und alles dies mit halben Worten, die für die Briefsteller hinreichten, die aber der Leser weder vollständig zu deuten, noch ihnen, wenn er dies auch könnte, seine Theilnahme zuzuwenden vermag. Man denke sich, daß dieses in der eigenthümlichen, bald mäandrischen, bald abrupten, auf Otto ebenfalls übergegangenen Redeweise Jean Paul's geschieht, und man wird erkennen, warum es dem Leser dabei oft grade so unbehaglich zu Muthe wird wie einem Fremden, der, wie es wohl geschieht, in einen Familienkreis geladen, die in demselben gangbaren, ihm völlig unverständlichen Lokal- und Familienwitze und Gespräche mit anzuhören gezwungen wird, in die er nicht einzugreifen, die er sich

nicht einmal zu enträthſein vermag. In den folgenden Bänden, wo Jean Paul aus Weimar, Leipzig, Berlin u. ſ. w. ſchreibt, hat man freilich ſeine Berichte über das, was er dort erlebte. Sie ſind aber durch Zeitmangel und Zerſtreuung ſo lakoniſch und dürftig, daß er ſelbſt es oft zu entſchuldigen, ſein Freund es zu beklagen und die nähern Berichte bis zur einſtmaligen perſönlichen Zuſammenkunft geduldig zu erwarten hat. Zudem verlangt Jean Paul fortwährend Bericht von Otto über die in ſeiner Heimath vorfallenden, ſelbſt unbedeutendſten Ereigniſſe; er will, daß ſeine Briefe wahre Stadtanzeigeblätter ſein ſollen, welchem Wunſche denn auch Otto in der oben angedeuteten Weiſe nach Möglichkeit genügt. Welchen Gewinn hat aber hiervon der Leſer? Wahrlich, Jean Paul hat viele wahrhafte Freunde im deutſchen Publikum hinterlaſſen, allein von ihrer Liebe wird hier denn doch ein bedeutendes Opfer verlangt, das der Herausgeber, der ja ohnehin aus Diskretion ſo vieles weggeſchnitten, durch Abkürzung und Weglaſſung mitunter wohl ohne Nachtheil für den hochverehrten Dichter etwas zu erleichtern im Stande geweſen wäre. Referent hat dieſe Opfer ſeinem Jean Paul mit wahrer Liebe gebracht und ruft ihm wehmüthig-freundlich auch jetzt noch nach: Ave pia anima!

---

## XXVII.

Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Vierter Band. Berlin 1833. 8.

---

Warum dieſer vierte und letzte Band der zwiſchen den beiden Freunden gewechſelten Briefe den ſchon 1829 erſchienenen drei Bänden ſo ſpät nachfolgt, wird in dem Buche ſelbſt nicht erläutert, und Referent iſt nicht im Stande, den Leſern darüber Auskunft zu geben. Was über jene ältern Bände in Nr. 191 und 192 dieſer Blätter für 1832 geſagt

worden, ist Referenten so ganz aus der Seele geschrieben und paßt auf den vorliegenden so vollkommen, daß hier darauf Bezug genommen werden und eine gedrängte Inhaltsanzeige mit wenigen begleitenden Bemerkungen genügen kann. Dieser Band beginnt mit dem Jahre 1801, also wenige Monate vor Jean Paul's Vermählung, die er seinem Freunde mit den Worten meldet:

„Der Ehemann an einen! Ich habe Dir wenig zu sagen, wenn Du nicht neben mir sitzest. An Zeit ist nicht zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich eben zufrieden bin, indeß bin ich wenigstens selig."

Mit einem Billet von Jean Paul vom 20. Oktober 1825 schließt der „Briefwechsel"; es war das Letzte, was der Dichter nicht nur an seinen Freund, sondern überhaupt geschrieben. Daß nun ein so langer Zeitraum eine so geringe Briefausbeute gewährt hat, liegt in dem Umstande, daß vom Jahre 1804 an beide Freunde in Baireuth vereinigt waren und also einander nur noch während vorübergehender Trennungsperioden Briefe schrieben. Jean Paul nahm als Ehemann seinen Aufenthalt zuerst in Meiningen und war mit demselben ungemein zufrieden.

„Ich glaubte nie," schreibt er, „daß ein Fürst mein Freund werden würde; und das ist beinahe der Herzog, ob ich gleich, so oft ich will, seine zu häufigen Abendeinladungen verneine — fast sechs in jeder Woche. Er kommt oft zu uns; neulich aß er sogar bei uns, freilich ließ er, weil's schnell ging, sein Essen auch gar herholen."

Aus der Beschreibung einer Reise, die Jean Paul mit dem Herzoge nach dem Oberlande machte, hebe ich folgende artige Scene heraus:

„In Neuhaus gab uns ein Liebhabertheater von vier Bauern eine kurze Komödie; den Tag vorher wurde das Stück dreimal gegeben, weil man wegen des zu kleinen Dach- und Theaterbodens immer die ältesten Bauern hinaus- und

frische hineinlassen mußte. Das Fräulein wurde von einem Kutscher erträglich gemacht, die Bewegungen ausgenommen, wenn man scharf sein will. Am besten aber wurde der alte Baron gegeben von einem Menschen, der eher aufs Theater als ins Zuchthaus sollte, wohin er doch nach einigen Tagen, Meineids wegen, bestimmt war. Von Zeit zu Zeit wurde dem Herzoge, dem Prinzen von Hessen-Philippsthal und dem fürstlichen mit beisitzenden Gefolge ein Krug gutes Bier gebracht, das unter uns hinauf- und hinablief."

Unerachtet dieser günstigen Verhältnisse fand Jean Paul sich dennoch bewogen, im Jahre 1803 nach Koburg zu ziehen. Der Briefwechsel gibt keine Auskunft über die Ursachen, und Jean Paul sagt darüber nur:

„Der Herzog bleibt mein alter ungestörter Freund und schließt sich immer wärmer an; und es thut mir weh, daß ihm meine Flucht wehe thut, die er sich und ich ihm nicht erklären kann."

Otto war inzwischen Regimentsquartiermeister bei einem preußischen Regiment geworden, welches Verhältniß er, wenngleich es ihm eine sichere und auskömmliche Lage gewährte, dennoch wegen großer Beschränkung der ihm zu eignen Geistesarbeiten übrigbleibenden Zeit drückend fand. Auf seine darüber erhobene Klage erwiedert aber Jean Paul:

„Die Hauptsache ist, daß man Dein praktisches Talent einsehe, was bedeutender ist, als Du meinst. Es ist Deine Stärke sowie meine Lücke. Selber Dein Geschichtstalent ist dessen Kind. Jeder sollte das Heilige in sich aufsuchen, worin Gott den Schatz seiner Kräfte niedergelegt. Setze mich auf Bonaparte's Thron und schau den Lump."

Auch in Koburg stand Jean Paul sowohl mit dem Hofe als dem Minister Kretschmann in den günstigsten, vertraulichsten Verhältnissen, die sich indessen doch späterhin trübten und 1804 seinen abermaligen Umzug nach Baireuth veranlaßten. Auch hierüber äußern sich seine Briefe lakonisch

und dunkel, sodaß die eigentlichen Ursachen unbekannt bleiben. Da die Freunde nun vereinigt waren, so hört der Briefwechsel im Juni 1804 auf und fängt erst mit dem December 1806 wieder an. Hier erzählt Otto in einer Reihe von Briefen die Begegnisse, die ihn im Gefolge der Schlacht von Jena als Regimentsquartiermeister betrafen. Wie sich bei einer so furchtbaren, allgemein verderblichen Katastrophe die Schicksale des einzelnen darin Verflochtenen bald unheilbringend, bald noch günstig genug, stets gefürchtet und doch fast immer unerwartet gestalten, dies pflegt der Erzählung solcher Ereignisse einen besondern Reiz mitzutheilen, und die Darstellung Otto's gibt ein belebtes Bild solcher individuellen Formen einer allgemeinen Kalamität. Nachdem er auf seiner Flucht von Auerstedt, aller seiner Habe verlustig, allen Gefahren mühsam entrinnend, doch durch den Zufall ungehofft begünstigt, endlich nach Königsberg gelangt war, fand er hier, ohne es zu suchen, das unerwartete Glück, bei dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs, als geheimer Sekretär angestellt zu werden und in dieser Eigenschaft die verhängnißvollste Zeit in einer vor vielen andern begünstigten Lage verleben zu können, in welcher ihm persönlich nichts als der Mangel an Nachrichten von den Seinigen und von Jean Paul drückend sein konnte. Aus diesen in vielen Beziehungen anziehenden Schilderungen heben wir folgende Stelle aus, weil Otto darin eine ebenso schöne als richtige und durch spätere Erfolge bestätigte Ansicht über das zu jener Zeit hereingebrochene und von vielen damals für unheilbar erachtete Verderben ausspricht.

„Mein fester Glaube ist es, daß gegen die erstarrende Kälte des Zeitalters nichts helfen und retten konnte und kann als unendliches Leiden. Wie man aber auch die Menschen da, wo es überstanden ist, heiter, klar, beruhigt und fast heldenmüthig findet, das ist so erquickend, daß man dem

Urheber dieſer Leiden, wie er es ſelber thut, als unſerm europäiſchen Schickſale, eine Lobrede halten kann.

„Alles iſt verbeſſerlich und Untergang iſt Leben. Dieſes ahne ich im preußiſchen Staat; er wird ſich gewiß mit Kraft und Energie aus dieſer fürchterlichen Kataſtrophe herausarbeiten. Im preußiſchen Regentenhauſe herrſcht etwas wirklich unſterblich Glorwürdiges, ein wahrer königlicher Familienſtolz, an den ich immer mit Achtung denken werde. Nach dieſem gebührt es ſich für einen preußiſchen Prinzen, die und jene Aufopferung zu bringen, Wohlthaten auszuüben, daraus nichts zu machen und keinen Dank zu fordern. Aus dieſem Grunde vertrauen ſie auch darauf, daß ihr Name, als trage er die Bedeutſamkeit von Thaten in ſich, imponiren müſſe. Davon ein ſchönes Beiſpiel, das ich Dir mittheilen will.

„Als nach der Schlacht von Friedland die ganze geſchlagene preußiſche und ruſſiſche Armee im eiligſten Rückzuge begriffen war, diente ihr eine einzige Schiffbrücke in Tilſit zum Uebergange über die Memel. Es drängte ſich alles, um zuerſt hinüberzukommen, und es entwickelte ſich dabei zwiſchen beiden Parteien mancher Haß, ſo ſehr, daß ein ruſſiſcher Soldat einen preußiſchen, der den Vorſprung gewinnen wollte, niederſtieß. Der Prinz Wilhelm kam auch geritten, und ein ruſſiſcher Offizier, der ihn nicht kannte, wollte ihm den Uebergang verſagen. Der Prinz ritt ruhig fort, und die Ruſſen machten Anſtalten, ihn mit Gewalt anzuhalten, ſowie ſein Gefolge, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Kampf war im Beginnen; da wendete ſich der Prinz (Einige meinten nämlich, er ſei wohl unerkannt für ſeine Perſon, doch wenigſtens ein hoher Rang an ihm ſichtbar geweſen) und rief mit donnernder Stimme: „Ich bin ein Prinz von Preußen!“ Der ruſſiſche Offizier wollte große Entſchuldigungen machen, der Prinz aber ritt ſtillſchweigend fort und ahndete, noch gedachte er jemals des Vorfalls.

„Die glorwürdigen Thaten der preußiſchen Ahnen haben

gleichsam einen Abglanz über dieses Haus verbreitet, daß sie unter allen Verhältnissen selbstbestimmend und selbstherrschend erscheinen. — —

„An den Krieg und seine Gefahren gewöhnt man sich leicht, ja man erstarkt in beiden; fürchterlicher als der Krieg und ein Gefecht und die dabei brennenden Städte und Dörfer und das Geschrei der Plünderung, fürchterlicher als alles dieses ist die Ruchlosigkeit, wenn sich ein Staat auflöst und von den Schlechtesten als schon aufgelöst angesehen wird. Einen Tag lang sah ich nach der Flucht aus Tilsit diesem fürchterlichen Wesen in allen seinen Aeußerungen zu."

Von nun an finden wir nur noch Briefe Jean Paul's, die er in großen Zwischenräumen auf verschiedenen Erholungsreisen an seinen in Baireuth zurückgebliebenen Freund geschrieben hat. Sie enthalten manches Interessante, z. B. die Schilderung eines kurzen Zusammenlebens mit F. H. Jacobi im Jahre 1811, ein Zusammentreffen mit den beiden Schlegel 1818 u. a. m. Richter's letzte schriftliche Worte, ein Billet an Otto vom 20. Oktober 1825, lauten:

„Mein lieber Otto! Mein dem Horizonte immer mehr sich näherndes Auge erlaubt mir nichts als einen Gruß an Dich. Beistehende Frage beantworte am Rande. Sünde wär', bei diesem Wetter und bei Deiner Gesundheit, der Wunsch Deiner Gegenwart. Lebe wohl!"

Otto erfüllte die in diesen Worten enthaltene Bitte und besuchte seinen geliebten Kranken, wo sie denn ihr letztes zusammenhängendes Gespräch miteinander hatten. Otto erinnerte sich immer mit der höchsten Rührung an diesen Abend, wo Gespräche über Unsterblichkeit und andere erhabene Gegenstände den vom Leben sich Ablösenden verklärten, und an dem die Abendröthe der Vergangenheit und das Morgenroth der Zukunft für beide hereindämmerte. Hiermit war denn auch das Leben beider einander so gleichen und so lange treuen Freunde geschlossen, denn Otto vermißte den Seelen- und

Jugendfreund zu ſehr, und ſein kurzes Nachleben war von da an nur noch dem Ordnen und Herausgeben der Papiere des Verewigten geweiht.

Als Anhang finden wir noch eine Reihe von Briefen an Amöne, ebenfalls eine Jugendfreundin Jean Paul's und nachherige Gattin Otto's, die beide Freunde überlebt hat. Dieſe Briefe gehören zu dem Zarteſten und Innigſten, was aus des Dichters Feder gefloſſen iſt. Dieſer ſanften, leiſen, wohlthuenden und doch zugleich belehrend ſtärkenden und erfriſchenden Berührung eines ſo fein gewobenen und leicht verletzbaren weiblichen Karakters war nur Jean Paul's Meiſterhand, geleitet von ſeinem unergründlich liebevollen Herzen, fähig, und wir ſcheiden von dem verewigten Dichter mit dem ſchönſten Eindruck, den ſeine Feder auf uns machen konnte. Wie verſchiedene Stimmen ſich auch lobend und tadelnd über Jean Paul haben vernehmen laſſen, darin müſſen alle übereinſtimmen, daß er das edelſte, reinſte Herz war, das jemals in Deutſchland geſchlagen, und deſſen Pulſe in ſeinen Schriften wie ſüße Glockentöne durch ſein Vaterland immer wiederhallen werden.

---

## XXVIII.

**Jambes, par Auguste Barbier. Paris 1832. 8.**

Es iſt auffallend, wie bei den Franzoſen das Leben der Kunſt immer Hand in Hand gegangen iſt mit dem Leben des Staats. Unter Ludwig XIV. war das Staatsleben mit dem Hofleben eins; beide waren durch gewiſſe bis ins kleinſte Detail vorgeſchriebene und genau befolgte Normen geregelt, und ſo waren denn auch die Kunſtregeln der franzöſiſchen Poeſie in dem hochgerühmten siècle de Louis XIV nichts weiter als eine Art von Etiquette, von der kein Dichter auch nur um einen Zoll breit abzuweichen wagte. In den ge-

feiertſten Kunſtwerken jener goldenen Zeit finden wir dieſen Hoſton ſorgfältig gehalten, und er iſt es eigentlich, worin bei den Franzoſen das ſogenannte Klaſſiſche beſteht. Erſt nach hundertundfünfzig Jahren fingen einige Schriftſteller, unter welchen man Diderot und Rouſſeau nennen könnte, ganz leiſe an, ſich in freiern Formen zu bewegen, wie denn auch die Feſſel des Regierungslebens allmälig lockerer ward. Noch größere Freiheit brachte die erſte Revolution mit, aber dennoch blieb bei größern, ernſtern Kunſtwerken, vorzüglich bei der Tragödie, die alte Regel noch unangefochten ſtehen. Je mehr aber nach der Reſtauration ein konſtitutionelles Leben, eine feſtbegründete Oppoſition ſich ausbildete, je mehr man in Frankreich die Poeſie der fremden Völker kennen und ſchätzen lernte, ward auch in immer größerer Kraft eine neue Kunſtſchule gegründet, die von Tage zu Tage weitern Spielraum und lebhaftern Beifall findet. Freilich war es nicht genug, der alten Feſſeln entledigt zu ſein, vielmehr kam es nun darauf an, was an der Stelle des Weggeworfenen neu zu geſtalten ſei, und hier finden ſich für den Anfang denn freilich wunderliche Mißverſtändniſſe. Die Beobachtung groſſer engliſcher und deutſcher Muſter leitete auf die in ihnen vorhandenen wunderbaren phantaſtiſchen, myſtiſchen, ſchwärmeriſchen, melancholiſchen und humoriſtiſchen Elemente, die im freieſten Wechſel oft ſcharf kontraſtirend nebeneinander erſcheinen. Die neufranzöſiſche, ſogenannte romantiſche Kunſtſchule, Viktor Hugo an der Spitze, glaubte, daß das Weſen der romantiſchen Poeſie bloß in dieſen Elementen zu finden ſei, und es galt nun, dem Aehnliches in höchſter Potenz nachzubilden und in wunderlich regelloſer Miſchung zuſammenzuwürfeln, wodurch neben wenigem, aus dem innern poetiſchen Gemüthe rein Entwickelten eine Maſſe in künſtlich-übertriebener Zügelloſigkeit an das Wahnſinnige grenzender Produkte entſtand, die freilich von jeder Feſſel, aber auch von jedem Geſetz der Kunſt befreit erſcheinen. Die Kunſt

aber ſteht der Willkür ebenſo fern als dem Zwange. Dennoch iſt durch dieſen Schritt unendlich viel gewonnen; denn in der Poeſie, wie im Leben, iſt eine dem natürlichen, ewigen Geſetze mit Freiheit folgende Bewegung nur demjenigen möglich, der von keiner äußern Feſſel mehr gehalten wird. Aus dieſer Freiheit wird ſich auch in Frankreich eine neue, wahrhafte Poeſie entwickeln, und auch dieſes Land wird dazu mitwirken, den ſchönen Tag einer künftigen Weltpoeſie heranzuführen, deſſen Morgenröthe in Goethe's edeln Geiſt ihren erſten Schimmer warf, als er ſelbſt ſchon in den milden Strahlen ſeiner Abendröthe glänzte.

Der Dichter, der hier vor uns erſcheint, zeigt ſich, wiewohl er in der äußern Form noch den alten franzöſiſchen Versmaßen, dem gereimten Alexandriner, der vierzeiligen Stanze und dergleichen mehrentheils getreu bleibt, als ein völlig freier Geiſt, der ſich von dem veralteten Kunſtgeſchmack nicht nur losgemacht hat, ſondern ihm auch in ſeinem edeln Unwillen, oftmals nicht ohne einigen koquettirenden Cynismus, grabezu hohnſpricht. Es iſt eine merkwürdige, wahre und urſprüngliche Naturkraft, die hier vor uns auftritt, wie ſie jenſeit des Rheines ſeit langen Jahren nicht in der Poeſie erſchienen iſt, und auch bei ihm zeigt ſich ſehr deutlich der nothwendige innere Zuſammenhang, der in Frankreich zwiſchen Poeſie und Politik jederzeit ſtattfindet. Einige von den Herausgebern dieſer Gedichte entlehnte Worte werden die Beurtheilung derſelben ungemein erleichtern, indem ſie den Leſer ſogleich auf den richtigen Standpunkt zu ihrer Betrachtung führen, weßhalb Referent keinen Anſtand nimmt, ſie hier mitzutheilen.

Wir leben, ſagen ſie, wie ſchon ſeit lange bemerkt worden, in einer Epoche des Ueberganges, und alle Werke des Geiſtes müſſen das Gepräge jenes moraliſchen Siechthums anſichtragen, von dem Europa ergriffen iſt. Nach welcher Richtung ſtrebt die menſchliche Geſellſchaft hin? In unſerm

Rücken Ruinen; vor unſern Augen undurchdringliches Dunkel; in der Gegenwart eine tödtliche Unruhe! Religionen gehen zu Grunde, andere bilden ſich und wollen ſich erheben. Die Verwirrung der politiſchen und litterariſchen Meinung hat ihren Gipfel erreicht. Die Laſter einer alten Monarchie laſten auf uns; die Erinnerung vierzig ſtürmiſcher Jahre erfüllt unſere Seele mit dem tiefſten Ekel vor allen politiſchen Experimenten. Selbſt des Skepticismus ſind wir ſchon müde, und wenn dem Geſchlecht, dem wir angehören, die Energie des Verbrechens zu fehlen ſcheint, ſo befleckt es ſich darum nicht minder mit allen den läſſigen Laſtern, die aus dem Ungefühl und der Langweile entſpringen. Sagt es uns, ihr, die ihr nicht in der Zurückgezogenheit oder im Bücherſtaube eure Tage verlebt habt, ſagt es, ob nicht eine unheilbar ſcheinende Verdorbenheit, ein tiefer, nagender Krebs unter der glänzenden Hülle unſerer Sitten ſich verbirgt. Betrachtet dies Paris, und meßt ihn aus, den Schmuz, der ſich ſammelt in dieſem Abfluß der Welt; die Erſchöpfung dieſer Unzucht; die erfinderiſche Schamloſigkeit in dieſen Anſtrengungen der dramatiſchen Kunſt; zählt ſie, die verdorbenen, geſchändeten Herzen, die unter der Seide wie unter der Wolle ſchlagen; die verwilderten Geſchlechter in dieſer ſo thätigen, geiſtreichen, geputzten, geglätteten Volksmaſſe. Betrachtet dies alles, nicht auf der Oberfläche, ſondern in ſeinem tiefſten Grunde; nicht um es in leichten, geſelligen Bildern gefällig zu ſkizziren, ſondern als Weiſe, als Freunde des Wahren und Edeln. Ihr werdet zurückſchrecken! — Es geſchah aber eines Tages, daß dieſe gebildete, feurige, leidenſchaftliche, laſterhafte, großen Ideen wohl zugängliche Volksmaſſe, als ſie in ihren Neigungen, Meinungen, in ihrer Zukunft und Eigenliebe angegriffen ward, ſich erhob wie Ein Mann gegen den unvorſichtigen Angreifer, der ihr König war. Da hat ſie ihre Läſſigkeit abgeſchüttelt; da vergaß ſie Vaudeville, Kaffeehaus und Spielhaus, da griff ſie zu

Gewehr und Beil. Der Thron brach zusammen. Am dritten Tage war alles auf dem alten Platz. Das Geschlecht der Helden verschwand vor dem Geschlecht der Pariser. — Eine Dichterseele ward ergriffen von diesem Schauspiel. Nach dieser Julirevolution, nach dieser völlig bürgerlichen, nur aus der Furcht, die das bedrohte Interesse einflößt, als Resultat hervorgegangenen Umwälzung sah der noch jugendliche Dichter wie nackter Ehrgeiz, unruhige Eitelkeit in athemloser Gier den neuen Gunstbezeigungen sich nachstürzten, die eine neue Macht mit vollen Händen ausstreuen sollte. Welch Schauspiel! welche Offenbarung! Der poetische Tiefblick, der im Moment eine Welt entdeckt, enthüllte dem jungen Dichter das innere Uebel, das die Nation verzehrt. Der Wiederklang dieses Gefühls ward zur Hymne, zum Fluch, zur Verwünschung, zum erhabensten Ausruf dichterischer Wuth. Herr Barbier dichtete sein „Jägerrecht“ *).

Die Erscheinungen seiner Zeit also sind es, der Freiheitssinn, die Kraft, die Wuth, der Muth seines Volkes, aber zugleich seine Verderbniß, seine Niederträchtigkeit, seine Wollust, seine Kriecherei, seine Verkehrtheit, seine Verruchtheit und Gottlosigkeit, endlich sein Elend, seine Noth und seine Thränen, die uns der Dichter in den unerbittlichen Strafsprüchen seiner Verse darstellt. Diese Bilder würden wir als unpoetisch, als ekelhaft von uns stoßen, wenn sie nicht geadelt würden durch den gerechten Zorn des Dichters. Die Empörung des Lesers wird entwaffnet durch die des Dichters; das Aussprechen des Abscheulichsten, Gemeinsten in den von Schmerz und Ekel davor durchdrungenen, aus dem innersten, jugendlich-reinen Gemüth des Dichters gewaltsam hervorströmenden Versen hat eine schauerliche, ganz eigne, aus Abscheu vor dem Stoff und Neigung zu dem Dichter zusammengesetzte Wirkung. Wir finden in ihm den

*) „La curée.“

erfahrenen Scharfblick des Alters, gepaart mit der naiven Leidenſchaftlichkeit der Jugend. Seine Jamben ſind, wie man ſich die des Archilochos denkt, ſcharfe, dornige, glühende Geißeln, mit denen er ſein Zeitalter bis aufs Blut ſtraft, indem er ſelbſt dabei mit leidet bis zur endlichen Verzweiflung; auch iſt es karakteriſtiſch, daß er ſeine Gedichte mit der „Verſuchung" anfängt und mit der „Verzweiflung" ſchließt.

Uebrigens iſt ſein Ausdruck und ſein Vers in hohem Maße gewandt und oft ſehr ſchön; ſeine Bilder ſind frappant und richtig, nur freilich oft aus einem niedern Kreiſe gewählt, und in der ganzen Darſtellungsweiſe herrſcht eine Kraft und Naturwahrheit, wie ſie bei franzöſiſchen Dichtern ſelten gefunden werden. Unter ſeinen dichtenden Landesgenoſſen tritt er auf wie ein junger griechiſcher Heros, nackt und mit der Keule bewaffnet, mitten unter Chapeaubasmännern. Referent iſt weit entfernt von dem Verſuch, ihn wegen der kühnen Nacktheit und des rauhen Tones ſeiner Sprache zu entſchuldigen, wi. ſeine Herausgeber für nöthig gehalten haben. Wer auf dem Markte auftritt, um der verſtockten Maſſe einige Tropfen ſchamrothen Blutes auf die Wangen zu treiben, kann ſich nicht in feinen Wendungen des Putzzimmers herumdrehen. Er will nicht ſchmeicheln oder locken, nein, ergreifen; er ſucht nicht zu gefallen, und gefällt dadurch um ſo mehr. Nur an wenigen Stellen erſcheint die kühne Entblößung ſeiner Rede als geſucht, wo ſie dann freilich unſchön wird; im allgemeinen aber kann man nicht ſagen, daß er die Scham beleidige, ſondern vielmehr nur, daß er ſie überwinde um der Wahrheit willen.

Dieſe Gedichte ſind zu einfach und zu ſehr von gleicher Tonart, um einer weitläufigen Kritik Raum zu geben. Hier ſollte nur die Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt werden, die ſie in vollem Maße verdienen. Ihre Gegenſtände ſind angegeben, ihr Eindruck geſchildert; doch welch Bild von einer Dichtungsweiſe gibt die Schilderung ihres Eindrucks! So ſei

es denn verſucht, durch einige ſchwache Nachbildungen eine ungefähre Skizze von dieſen neufranzöſiſchen Kunſterzeugniſſen mitzutheilen. Um dieſer Abſicht und um der großen Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit willen, die niemals ganz gelingen kann, wird der Leſer Nachſicht damit haben.

## Jambe VII.

### 1.

Auf, Schürer, friſch herbei, und ſchaffe tüchtig Kohlen,
Schaff' Eiſen, Kupfer, Zinn heran;
Du mußt mit ſtarkem Arm, mit breiter Schaufel holen
Dem Herde Nahrung, Freund Vulkan.

Dem mächt'gen Ofen mußt du reichlich Speiſe bringen,
Willſt ſein Gebiß du regſam ſehn;
Es muß, ſoll er das Erz zermalmen und verſchlingen,
Sein Gaumen roth in Flammen ſtehn.

So recht, nun wogen, glühn und brauſen toll die Flammen
Ganz unerbittlich blutroth ab
Von dem Gewölb im Sturz und ſchmelzen raſch zuſammen,
Seitwärts erfaſſend jeden Stab.

Wie heulend, raſend ſtürzt ſich nun in wilden Sprüngen
Aufs Blei das Kupfer, und das Blei
Herab aufs Eiſen, wie ſich wälzen, ſich umſchlingen
Im Höllenpfuhl der Sünder drei.

Nun endlich iſt's gethan; die Flammen ſind gefallen;
Der Ofen raucht; der Brand hört auf;
Das Erz kocht, Schürer, nun laß durch das Thor es wallen,
Laß dem Hochmüth'gen ſeinen Lauf.

Nun, Ungeſtümer, auf, nun magſt du ſtürzen, dringen
Aus deiner Höhlung raſch hervor,
Und wie ein Quellenſtrahl in Einem Satze ſpringen
Gleich Aetnas Feuerſäul' empor.

Der Erde Schooß erſchließt ſich deinen Lavawellen;
Gib deiner Wuth in Maſſe Lauf:
In deine Stahlform, Erz, mußt du als Knecht dich ſtellen;
Als Kaiſer ſtehſt du wieder auf.

2.

Napoleon, dein Bild! Muß ich es wieder ſchauen;
Du Krieger, hart und rauh von Sinn,
Gabſt unſrer Thränen viel, viel Blut in Schmach und Grauen
Für ein paar Lorbeerzweige hin.

Für Frankreich war der Tag trüb', als das Volk am Rande
Des Säulenſtuhls voll Unmuth ging,
Von dem dein Ehrenbild, gleich einem Dieb', in Schande
An einem rohen Stricke hing.

Da ſah den Fremden man am Fuß der hohen Säule
Sich grinſend bücken ob dem Tau,
Womit er mühſam regt', laut mit Hurrahgeheule,
Des ſchweren Erzes mächt'gen Bau.

Da ſtürzt', das Haupt voran, nach tauſend Kraftvereinen,
Der ſtolze Herrſcherblock herab
Und rollte wild, als ſucht' er unter kalten Steinen,
Der ehrne Leichnam, ſich ein Grab.

Der ſtumpfe Hunne zog, unſauber, fettig, ſtarrend,
Voll niedrer Wuth in Blick und Sinn,
Am Rinnſteinrand (du ſahſt's, Frankreich, in Trauer harrend)
Die Kaiſerſtirn im Schmuz dahin.

Wer in der linken Bruſt ein Herz hat, trägt die Schwere
Des Tages wie Gewiſſenslaſt!
Auf des Franzoſen Stirn klebt dieſer Fleck der Ehre,
Der nie vor ſeinem Tod' erblaßt.

Des Feindes Wagenburg ſah ich in unſern Räumen,
Im Säulengang, am Platz, am Thor;
Die Rind' entriſſen ſie den ſchönſten Blüthenbäumen
Und warfen ſie den Pferden vor.

Ich ſah den nord'ſchen Mann mit ſeinen wilden Lippen,
Der bis aufs Blut ins Fleiſch uns hieb,
Und unſer Brot verſchlang, und unſern Trank zu nippen,
Selbſt unſerm Mund nicht ferne blieb.

Ich ſah, ihr Jünglinge, unedle Weiber ſtehen
Mit ſchönem Aug' und frecher Bruſt

Und des Koſaken Wunſch ſelbſt gern entgegengehen,
Und athmen ſeinen Hauch mit Luſt.

Nun denn! Für all die Schmach, die ich beweinen
Auf ewig muß, für all den Hohn,
Den wir erduldet, traf mein Haß nur ſtets den Einen . . .
Verflucht ſeiſt du, Napoleon!

3.

Wie war dein Frankreich doch, platthaar'ger Gorſe, prächtig
Am großen Tag des Meſſidor!
Dem Roſſe gleich drängt es, rebelliſch, übermächtig,
Frei von Gebiß und Zaum ſich vor.

Die wilde Stute, die mit unberührtem Rücken
Des Königsblutes Spur noch trägt,
Sie will zum erſten Mal frei ihre Hufe drücken
Tief in den Boden, den ſie ſchlägt.

Noch hatte keine Hand vermocht, ſie zu erfaſſen;
Noch war von Schimpf und Schmach ſie rein.
Wer wagt's, dem ſtarken Leib den Sattel anzupaſſen?
Kein Fremder bringt die Stang' ihr ein.

Jungfräulich war ihr Haar, die Vagabundin ſtreckte
Hochblickend ihren Leib empor.
Sie richtet wild ſich auf; die Welt erſchrak und deckte
Vor ihrem Wiehern ſich das Ohr.

Da kamſt und ſahſt du ſie von Schenkeln ſo behende,
Geſchmeidig und ſo leicht im Lauf;
Die Mähne da, Centaur, ergriffen deine Hände,
Geſpornt ſprangſt du dem Rücken auf.

Und dann, weil ſie erfreut des Krieges wildes Leben,
Der Trommelſchlag und Pulverdampf,
Haſt du zur Laufbahn ihr den Erdkreis ſelbſt gegeben,
Zu ihrem Zeitvertreib den Kampf.

Nun kehrt nicht Ruh, nicht Schlaf in ihre Augen wieder;
Luſt, Arbeit, keine andre Luſt;
Stets wie den ſchnöden Sand zertritt ſie Menſchenglieder,
Stets geht im Blut ſie bis zur Bruſt.

Und funfzehn Jahr' hindurch zermalmt mit harten Hufen
Die blühenden Geſchlechter ſie;
In funfzehn Jahren hört die Schäumende das Rufen,
Den Schrei zertretner Völker nie.

Dann endlich müde doch vom ruheloſen Laufen,
Das nie zum Ende ſich bewegt;
Der Weltzerſtörung ſatt, die alle Völkerhaufen
Wie Staub rings um ſie her erregt,

Verliert ſie doch die Kraft, ſie keucht, ſie kann nicht weiter;
Bei jedem Schritt ihr Knie ſchon bricht:
Da fleht um Gnade ſie den Corſen, ihren Reiter:
Doch Henker du, du hörſt ſie nicht!

Drückſt ſtärker nur ſie noch mit deinen nerv'gen Lenden,
Daß du erſtickſt ihr Angſtgeſchrei;
Willſt das Gebiß voll Schaum ihr in dem Munde wenden;
Brichſt wüthend ihr die Zähn' entzwei.

Noch einmal hebt ſie ſich, ſchleppt ſich zur Kampfesſtätte,
Beißt in den Zaum doch nicht mehr ein;
Da fällt ſie ſterbend hin auf ein Kartätſchenbette
Und bricht im Fall das Kreuz dir ein.

4.

Doch nunmehr ſteheſt du von deinem tiefen Falle,
Ein Adler, ſtrahlend wieder auf,
Und hebſt dich hoch empor, zu herrſchen über Alle;
Dein Bild ſteigt wieder himmelauf.

Napoleon iſt nicht der Räuber mehr der Krone,
Der freche Uſurpator nicht,
Der kalt und mitleidslos auf dem erſchlichnen Throne
Der Freiheit ſelbſt den Nacken bricht,

Der Sträfling nicht des Bunds, des heil'gen, der zur Buße
Auf ſchwarzem Fels ihn ſterben ließ,
Der Frankreichs Standbild ſchleppt als Block an ſeinem Fuße,
Den mit dem Stock ſein Wächter ſtieß.

Nein, nein, Napoleon iſt nicht mehr ſchmachbeſudelt,
Dank ſei's der Schmeichellieder Klang,

Der Lügendichter Brut, die lobend überſprudelt,
Cäſar hat wieder Götterrang.

Sein Bildniß prangt und glänzt in Zimmern und in Hallen,
Sein Nam' auf Markt und Straß' ertönt;
Wie man ihn ſonſt gehört in wilder Schlacht erſchallen,
Als er im Trommelwirbel dröhnt.

Vom höhern Theil der Stadt in dichten Volkshaufen
Sieht man Paris am Pilgerſtab
Zur Siegesſäule Fuß tagtäglich wieder laufen,
Da beugt's die Herrſcherſtirn tiefab.

Der Palmenzweige Laſt in ſeinen vollen Händen,
Bedeckt's mit reichem Blumenflor
Dich, Erz, von dem ſich weg der Mütter Augen wenden,
Erz, das aus Thränen wuchs hervor.

Im Handwerksrock, berauſcht vom Wirbel bis zur Sohle,
Beim Pfeifen- und Trompetenton
Tanzt nun mit frohem Fuß Paris die Carmagnole
Um ſeinen Held Napoleon.

## 5.

Geht hin denn, die ihr tragt mit Frömmigkeit die Krone,
Apoſtel ihr der Menſchlichkeit,
Ihr Weiſe, geht nur hin, denn euch wird nie zum Lohne
Ein Abglanz der Unſterblichkeit!

Erleichtert habt ihr doch des Volkes Laſt vergebens;
Umſonſt, der ſtillen Heerde gleich,
Fand es, von euch geführt, den ſteilen Pfad des Lebens
Bis an das Grab beblümt und weich.

Vermag des Lebens Glanz euch nicht mehr zu erhellen,
Wirft eurer Stern den letzten Blick,
Dann bleibt von euerm Ruf auf eurer Völker Wellen
Die leicht'ſte Furche kaum zurück.

Euch werden Säulen nicht, nicht Statuen errichtet
Und eure Namen nicht verehrt;
Es ehret dies Geſchlecht nur Den, der es vernichtet
Mit dem Geſchütz und mit dem Schwert.

Es liebt den Arm nur, der auf blutdurchweichten Auen
Zum Faulen hinſtreckt ſein Gebein;
Es liebt nur Den, der ſtolz ſein Monument zu bauen
Es keuchend ſchleppen läßt den Stein.

Das Volk, es iſt — es iſt die Dirne, die in Schenken
Sich wild im Wein vertrinkt den Witz.
Die liebt den Mann, der ſie mit ſtarkem Arm kann lenken,
Den Eiſenleib, den Augenblitz!

Die freut's, in ihrem Neſt auf ſchlechtem Stroh zu liegen,
Von ſinnlich-wilder Gluth erregt,
Und liebend ſich dem Mann, dem Kühnen, anzuſchmiegen,
Der ſie bis an den Morgen ſchlägt.

Man ſieht, daß der Dichter ſich in den vorſtehenden Verſen weit von der herrſchenden Anſicht ſeiner Zeit entfernt, wie er ihr denn überall feindlich entgegentritt. Dadurch aber haben ſeine Gedichte, neben dem poetiſchen, auch noch den Werth, daß man die Phyſiognomie ſeines Landes und Volkes in einem keineswegs geſchmeichelten Konterfei deutlich darin erblickt. Möchten ſeine wahrhaften, aber ſchrecklichen Bilder denn auch etwas dazu beitragen, die Sympathie und Sehnſucht, mit welcher viele von uns nach den Zuſtänden jenes Landes hinüberblicken, ein wenig abzukühlen.

Die barbariſche Geſtalt, in welcher der Dichter in dem Gedichte unter 2 die „Fremden" darſtellt, wird Niemand wehe thun, der die beſchränkten Nationalanſichten und den Eigendünkel der Franzoſen in dieſer Beziehung kennt. Auch bei uns fehlt es ja nicht an ſolchen einſeitig-leidenſchaftlichen Anſichten. Man denke nur an Arndt, Jahn und andere aus dieſem Kreiſe. Es iſt immer intereſſant, zu ſehen, wie ſich in der poetiſchen Redaktion der Franzoſen dergleichen ausnimmt. Niemand möge daher dem Ueberſetzer die Mitaufnahme dieſer Verſe zum Vorwurf machen. Steht es ja doch Jedem frei, den von Barbier hingeworfenen poetiſchen Fehdehandſchuh aufzunehmen und ihm mit gleichderben Jamben-

ſtößen zu antworten, wodurch denn die deutſche Poeſie um einige kräftige Verſe reicher werden wird.

---

## XXIX.

Beiträge für das Königſtädter Theater. Von Karl von Holtei. Zwei Bände. Wiesbaden 1832. 8.

---

Diejenigen, welche in England Häuſer aufführen laſſen, tragen vornehmlich Sorge, nicht etwa daß das Gebäude recht feſt und dauerhaft gebaut werde, was bei der bekannten Solidität der Engländer ſonſt wohl zu erwarten wäre, ſondern vielmehr dafür, daß ſolches möglichſt bald daſtehe, wenig koſte und ſo leicht, dünn und vergänglich errichtet werde, daß es nach Verlauf von höchſtens hundert Jahren keinen erheblichen Werth mehr habe. Eine gefällige Außenſeite und die möglichſte Berückſichtigung des allgeliebten Komfort wird hierbei nicht ausgeſchloſſen, ſondern ſorgfältig wahrgenommen. Der Grund dieſes auffallenden Verfahrens liegt in dem übermäßig hohen Preiſe des Bodens, welcher eben deshalb von den Eigenthümern mit ſolcher Zähigkeit feſtgehalten wird, daß man ihn zur Errichtung von Gebäuden gar nicht kaufen, ſondern nur auf hundert Jahre erpachten kann, und zwar dieſes nur unter der Bedingung, daß nach Ablauf der Pachtzeit alle darauf errichteten Gebäude dem Grundherrn zufallen. Dieſes ſtatiſtiſche Datum nimmt ſich zwar ſonderbar aus am Eingange eines Berichts über eine Sammlung von Dramen, paßt aber demungeachtet hierher, weil ſich unſere heutigen dramatiſchen Dichter in einer ähnlichen, aber freilich noch viel ſchlimmern Lage befinden wie die britiſchen Bauherren, die auf gepachtetem Grunde bauen. Sobald der Autor ein jämmerlich-kärgliches Honorar für ſein mühſam angebrachtes Werk einmal eingeſtrichen hat, iſt es dem Grundherrn der Bühne verfallen und an eine weitere Benutzung für den

Dichter nicht zu denken. Wenn Idealiſten dieſe oft wiederholte Beſchwerde mit der eben ſo oft wiederholten Erwiederung abweiſen wollen, daß der ächte Dichter, zeitlicher Belohnung uneingedenk, bloß für den wohlverdienten Beifall des beſſern Publikums oder gar einer gerechtern Nachwelt zu arbeiten habe, ſo kann man nur antworten, daß es unter ihnen ſonach wohl keine ächten Dichter geben müſſe, weil ſie bis jetzt wenig dergleichen zu Stande gebracht; übrigens aber gebe es eigentlich gar kein beſſeres und kein ſchlechteres, ſondern eben nur ein Publikum, für welches man arbeiten müſſe, wenn man beklatſcht oder auch nur beſchaut werden wolle; der dramatiſche ſei aber noch mehr als jeder andere Dichter darauf hingewieſen, für ſeine Mitwelt zu arbeiten, weil er aus ihr ſeine ganze geiſtige Nahrung ſauge, auch nur aus der Wirkung, die er auf ſie hervorbringt, ſeine Bildung und Vervollkommnung ableiten könne, kurz überhaupt gar nicht lebe, wenn nicht in ſeiner Zeit, durch ſie und für ſie. Es würde zu weitläufig und, da es ſchon ſehr oft geſchehen, auch völlig überflüſſig ſein, die mannichfachen Schädlichkeiten hier aufzuzählen, die unſere dramatiſche Poeſie von oben, unten und allen Seiten her in ihre gegenwärtige Trübſeligkeit hineingedrängt haben, und Niemand wird ſich wundern, wenn auch das Königſtädter Theater in Berlin auf alle Weiſe von dieſen Uebeln ergriffen worden iſt; leider aber ſind noch einige andere beſondere Umſtände, namentlich aber die officielle Beſchränkung ihres Repertoires, dieſer Bühne, die bei ihrer Entſtehung zu den glänzendſten Erwartungen berechtigte, ſo verderblich entgegengetreten, daß ſie einen Glanzpunkt ihrer Exiſtenz nur zu erreichen vermochte, indem ſie zugleich ihren Ruin umarmte. Wegen dieſes energiſchen Entſchluſſes vertheidigt Herr von Holtei ihre damals vorſtehende Behörde mit Lebhaftigkeit, und man muß ihm beiſtimmen, denn ein Haupt, das einmal vor aller Welt untergehen muß, ſoll ſich wenigſtens mit einer Strahlenkrone geſchmückt in den

Abgrund ſtürzen. Dieſes Theater hat, nachdem der kurze Glanz erloſchen war, an geiſtiger und körperlicher Auszehrung gekrankt, dergeſtalt, daß ſein Erlöſchen jeden Augenblick zu erwarten war, und die bisherige Fortdauer ſeines Lebens augenſcheinlich nur einer höhern Hand zugeſchrieben werden kann, die das dankbare Berlin bewundert und verehrt.

Den Verfaſſer der vorliegenden Sammlung konnte weder der kümmerliche Zuſtand des deutſchen Theaters überhaupt noch die beſonders ungünſtige Lage der Königſtädter Bühne dazu vermögen, ſeiner Neigung für die dramatiſche Poeſie Zwang anzuthun oder ſein unverkennbares Talent einem Schauplatze zu entziehen, dem in dem Zuſtande ſchwerer Bedrückung ſein Beiſtand willkommen ſein mußte. Er behielt aber bei ſeinen Arbeiten, das in unſern gegenwärtigen Bühnenverhältniſſen fruchtloſe Beſtreben nach idealer Vollendung von ſich abweiſend, das Bedürfniß ſeiner Zeit und des ihm angewieſenen Schauplatzes feſt im Auge. Was eben jetzt als nothwendig erſchien, was eben hier gefallen und genügen konnte, wollte er leiſten, und ſchaffte freudig und raſch eine Reihe glücklicher dramatiſcher Erzeugniſſe auf die Bretter, die allen von dem hier aufgeſtellten Standpunkte aus zu machenden billigen Anſprüchen vollkommen genügen. Ein großſtädtiſches, verwöhntes, überreiztes und leichtſinniges Publikum auf kurze Zeit feſtzuhalten, zu erheitern, ihm ein flüchtiges Lächeln, eine leichtverwiſchte Thräne zu entlocken, es allmälig zu einem richtigern Gefühle, zu einem reinern und tiefern Genuſſe zu befähigen, dies war die Aufgabe, die er ſich ſtellte, und die er meines Bedünkens erreicht hat. Eine nie ſich abſtumpfende Gemüthlichkeit, eine unvertilgbare Neigung zu ernſtern Gefühlen, die der heitern Laune nur in Zwiſchenräumen halb unwillig ſich hingibt, ein etwas empfindliches Abweiſen aller nur auf die Wirkung des Augenblicks, wäre es auch nur ſcheinbar, berechneten poſſenhaften Komik, gehören zu den Grundzügen der deutſchen Nation,

und der Dichter, der diese Züge in seinem eignen Karakter wiederfindet, kann nicht verfehlen, in seinem Publikum belohnende Anklänge zu erwecken. So hat denn auch unser Verfasser für diese und andere Erzeugnisse seiner fruchtbaren Feder erfreulichen und verdienten Beifall geerntet und ist dadurch für die hämischen Angriffe einer pöbelhaften Afterkritik reichlich entschädigt worden.

Da dem Königstädter Theater die Aufführung ernster Schauspiele durch die in seiner Konzession aufgestellten Grenzen untersagt war, so konnte Herr von Holtei solche nur unter der Form des Liederspiels auf die Bühne bringen. Diese Form ist nicht für alle Schauspiele gleich passend, und, während die eingestreuten Gesänge einige der hier vorliegenden Stücke angenehm beleben und das in jedem Drama enthaltene lyrische Element lebendiger hervortreten lassen, scheinen sie bei andern das Fortschreiten der Handlung unerwünscht aufzuhalten und den reinen Eindruck zu stören. So ist z. B. in dem „Alten Feldherrn" bei dem schnellen Vorüberschreiten einer ungemein lebhaften äußern Handlung, wo die spielenden Personen in höchst aufgeregten leidenschaftlichen Zuständen fortgerissen werden, das Ausbrechen in Gesang, der hier als Ausdruck heftigen Gefühls hervortritt, vollkommen natürlich, während in der „Erinnerung", wo die handelnden Personen am Anfangs- und Endpunkte eines langen bedeutsamen Lebens mehr selbstbetrachtend in sich hineinschauen und die Wirkungen dieses Lebens auf ihre Persönlichkeit zur Anschauung bringen, der Gesang kein passender Ausdruck ihres innern Zustandes, und wirkt hier störend und retardirend. Es wäre daher vielleicht doch zweckmäßiger gewesen, jetzt, wo das letzterwähnte Stück von seinen Beziehungen zu der Königsstädter Bühne abgelöst, dem Publikum als Gemeingut hingegeben wird, dasselbe von den ohnehin nur sparsam eingestreuten und mit der Handlung nicht tief verwachsenen Gesängen ganz zu befreien. Dieses wohl nur durch reine

Zufälligkeit als Liederſpiel auftretende Drama, das erſte in dieſer Sammlung, beſteht in zwei verſchiedenen Lebensbildern. In dem erſten werden die Hauptperſonen, die Natur und Neigung für einander beſtimmt zu haben ſchien, durch die Ungunſt des Schickſals grauſam auseinandergeriſſen, in dem zweiten aber nach funfzig Jahren wieder zuſammengeführt, wo dann die ſchreckliche Qual eines durch Konvenienzverhältniſſe zerſtörten Lebens in ihrem Endpunkte ſichtbar wird. Das Stück fängt alſo eigentlich mit einer Kataſtrophe an und endet mit einer ſolchen; Handlung iſt nicht darin, kein Kampf gegen das Schickſal, ſondern ein unbedingtes Erliegen unter ſeiner eiſernen Hand, der ſich der weibliche Karakter mit ſchöner Reſignation und hoher Leidenskraft unterwirft, während der Mann den innern Grimm zerſtörend gegen ſich ſelbſt wendet. Bei einem ſeiner Natur nach ſo undramatiſchen Stoff muß man die Geſchicklichkeit des Dichters bewundern, der ihm deſſenungeachtet ſo ergreifende Scenen abzugewinnen und in flüchtiger Skizze ſo treffliche und beſtimmte Karaktere darzuſtellen vermochte wie Eliſabeth und der Diener Gerhard. Daß er auf eine etwas grelle Bühnenwirkung hinarbeitet, iſt zwar unverkennbar, muß aber leider bei dem bekannten Zuſtande unſers Theaters auch als eine ſchlimme Nothwendigkeit anerkannt werden, der ſich zu entziehen für jetzt beinahe unmöglich ſcheint. Daß der Verfaſſer ſeinen Eugen zuletzt noch als gemeinen Soldaten ſo ganz in äußerm Elend verſunken auftreten läßt, wahrſcheinlich um den Kontraſt zu ſchärfen, iſt ihm, wie er ſelbſt ſagt, ſchon von andern Seiten her getadelt worden, und Referent geſteht, daß er ſich dieſer mißbilligenden Meinung anſchließen muß, da er in dem Karakter Eugens, ſowie er in dem erſten Akte dargeſtellt iſt, kein Motiv auffinden kann, das ſein Zurückbleiben in dieſem Stande als eigne Wahl erſcheinen laſſen könnte. Auch darin, daß Herr von Ehrenfels ſeine Tochter erſt in dem Augenblick ihrer Vermählung über die Freiheit ihres

Herzens befragt, liegt etwas Störendes, das vielleicht zu vermeiden gewesen wäre.

In den „Majoratsherren" finden wir einen anziehenden Stoff, der in einer Novelle bei sorgfältiger Behandlung die beste Wirkung nicht verfehlen kann, zu einem dreiaktigen Schauspiel verarbeitet, in welchem er sich weniger günstig zu gestalten scheint. Eine durch verwickelte Verhältnisse, unerwartete Zufälle, mannichfaltigen Intriguenkampf und überraschenden Ausgang interessante Begebenheit zwängt und behindert den Dichter, der sie in der knapp zugemessenen Zeit eines Bühnenabends vor uns aufrollen will, auf mancherlei Weise. Wo er Karaktere mahlen möchte, muß er der Begebenheit, die ihn übereilen und fortreißen will, und deren rascher Entwickelung das gewöhnliche unverständige und abgespannte Publikum mit Ungeduld entgegensieht, strengen Einhalt thun, und wo er diese fördert, muß er den Karakteren an ihrer naturgemäßen Entwickelung schaden. Herr von Holtei, der in allem, was er hervorbringt, seiner Natur nach der gemüthlichen Seite sich zuwenden muß, gibt sich auch hier mit ganzer Seele der Darstellung der Karaktere hin und ragt vor der Mehrzahl selbst unserer bessern heutigen Bühnendichter auch durch diesen Vorzug auf ausgezeichnete Weise hervor. Hier darf er sich nur gehen lassen, um einer glücklichen Wirkung gewiß zu sein. Dagegen behandelt er die Vorbereitung, Entwickelung und Auflösung der Fabel mit einiger Flüchtigkeit, und scheint, wenn er seine Personen nur in das Verhältniß gesetzt hat, in dem sie sich dem Publikum zu zeigen und auf dessen Sinn und Gefühl zu wirken haben, weniger besorgt, ob dies Verhältniß auch auf eine wahrscheinliche und ungezwungene Weise herbeigeführt und aufgelöst werde. Immer bleibt es die Sicherheit der Wirkung, die er im Auge behält, und er hat, wenn wir unsern dramatischen Zustand bedenken, in relativer Beziehung Recht. Was die eingestreuten Gesänge betrifft, so würden

ſie, da ſie durchaus nicht zum Weſen des Stückes gehören und mit demſelben nur zufällig und leicht verbunden ſind, am zweckmäßigſten daraus hinwegzunehmen ſein.

Von dem „Alten Feldherrn" iſt ſchon oben vorübergehend geſprochen worden. Der Aufführung dieſes anmuthig-lebendigen Liederſpiels hat Referent mit Vergnügen beigewohnt. Es muß als ein ſehr liebliches und leicht auszuführendes Spiel allen Bühnen willkommen ſein, und wird bei guter Aufführung ſeine wohlthuende Wirkung nicht verfehlen.

Der zweite Band enthält zwei Stücke, die ihren Stoff aus der Geiſterwelt mit ihren Wundern, Schaudern nnd Schreckniſſen entlehnen. Daß dieſe Welt und die Vorſtellung ihrer Verbindung mit dem realen Leben ſich in dramatiſcher Form vortrefflich behandeln laſſe, davon ſind wir durch Goethe's „Fauſt" überzeugt worden; es muß aber nach den bisherigen Erfahrungen bezweifelt werden, daß ſolche Dramen auf der Bühne, zumal auf der heutigen, mit Erfolg fixirt werden können. Shakſpeare läßt ſeine Geiſter, Hexen nnd Kobolde mit großer Weisheit in einen dunkeln Hintergrund nebelhaft zurücktreten und bedient ſich geiſterhafter Wirkungen in ernſten Stücken mit zurückhaltender Mäßigung. Wir Deutſche, die wir in allen Dingen ganz klar und genau zu ſehen lieben und eigentlich nur beim helſten Lichte der Reflexion genießen, führen ſelbſt den Teufel bis an die Lampen des Proſceniums und laſſen ihn ſich ſelbſt analyſiren, wobei weder er noch das Drama bedeutend gewinnen können. Der Teufel iſt am Ende immer ein Abſtraktum, und es muß ihm daher, beim Lichte beſehen, an einer realen Perſönlichkeit, alſo an der erſten Bedingung des dramatiſchen Lebens fehlen. Es iſt zwar wahr, daß Jeder ſeinen Teufel in ſich trägt, daß es ſonach eben ſo viele verſchiedene Teufel als Perſonen gibt, und auf dem Wege dieſer Betrachtung iſt es denn auch Goethe gelungen, ſeinen Mephiſtopheles zu individualiſiren; dies iſt aber ein Kunſtſtück, das ihm nur der

Teufel nachmachen kann. Herr von Holtei ist in seinem melodramatisirten „Faust" der bekannten Volkssage ziemlich treu geblieben, mußte aber, wie die von ihm erwählte Dichtungsform und der herrschende Geschmack es forderte, grade den entgegengesetzten Weg, den Goethe wählte, einschlagen, und die Volkssage, statt sie zu vergeistigen, vielmehr versinnlichen. Margarethe ist eine Magd, die in Faust's Diensten steht, unbeachtet und unbemerkt von ihm, dem ganz in seinen Studien Versunkenen, bis Mephistopheles, um ihn im Netze der Sinnlichkeit zu fangen, ihn auf ihre Schönheit aufmerksam macht und sofort zur heftigsten Begierde reizt. Philipp, ein Goldschmiedslehrling, den sie in Ehren liebt, wird, da er sie besucht, und beide durch den als einen alten Diener Faust's auftretenden Wagner überrascht werden, von ihr in Faust's Schlafgemach versteckt, und Mephistopheles spiegelt dem letztern vor, der Jüngling habe ihn aus Eifersucht tödten wollen, worauf Faust jenen in blinder Wuth ermordet. Margarethe, die hiervon nichts weiß, vielmehr ihren Geliebten durch das Fenster entkommen glaubt, erliegt endlich den durch ein Eheversprechen unterstützten Bewerbungen Faust's, während Mephistopheles auf dem Thron als Fürst der Finsterniß aus dem Boden steigt und von den ihren Glasschränken entsteigenden Gerippen knieend verehrt wird. Im zweiten Akte zeigt sich Faust in der Glorie seiner Wunderkünste am Hofe des Herzogs zu Parma. Wagner, der nicht wie bei Goethe als lernbegieriger Famulus, sondern als ein schon vom Vater ererbter, treu ergrauter Diener auftritt, sagt sich von ihm los, als er endlich überzeugt wird, daß seine Kunst aus einer Verbündung mit dem Höllenfürsten hervorgeht, und bettelt sich nach Wittenberg zurück, um dort Nachtwächter zu werden. Am Hofe zu Parma entspinnt sich eine andere Intrigue. Gräfin Helena (eine, um Faust zu bestricken, der Unterwelt entstiegene Wiedergeburt der schönen Helena des Alterthums), die von dem Herzoge

geliebt wird, verliebt ſich ihrerſeits in Fauſt, der zu ihr von unwiderſtehlicher Leidenſchaft hingeriſſen wird. Er läßt vor dem verſammelten Hofe die Geſtalten Alexanders des Großen und des Ariſtoteles erſcheinen, dann die heilige Cäcilia. Zuletzt verlangt der Herzog die Hinrichtung eines Mörders zu ſehen, und durch Mephiſto's Hinterliſt erſcheint die Hinrichtung der Kindermörderin Margaretha. Fauſt ſtürzt ab mit dem Ausruf: Ich bin verloren! Der Herzog hält ſich nun für überzeugt, daß Fauſt ein mit dem Böſen verbündeter Zauberer ſei, und verbannt ihn. So wollte Mephiſtopheles das Spiel enden, um Fauſt durch Verzweiflung in ſeine Gewalt zu bringen; er verläßt ihn mit der Ankündigung, daß jetzt das Probejahr um ſei, und er nun, wenn er ihn abermals rufe, ſich ihm ganz ergeben müſſe. Margaretha hat inzwiſchen vergebens auf Fauſt's Rückkehr gehofft und erſcheint jetzt im dritten Akte der Verzweiflung nahe, als Wagner zu ihr eintritt und meldet, daß Fauſt wirklich mit dem Böſen im Bunde ſei. Ihr Vater, der erfahren, daß ſie Mutter geworden, verflucht ſie. Helena ſtellt ſich ihr als Fauſt's Geliebte dar und fordert den Knaben von ihr, und die Unglückliche, von Eiferſucht, Verzweiflung und Wuth übermannt, tödtet ihr Kind mit Gift und wird in den Kerker geworfen. Fauſt, der nun arm und troſtlos nach Wittenberg zurückkehrt, erfährt dies durch Wagner, und ſinkt, von Kummer und Anſtrengung überwältigt, in Schlaf. Noch einmal verſucht Helena, ihn durch den Zauber ihrer Reize an ſich zu ziehen, aber Mephiſtopheles hindert dies, indem er ihn Margaretha's Stimme aus dem Fenſter des Kerkerthurmes hören läßt. Als er ſie nun zur Hinrichtung führen ſieht, und ſie ihn ganz mit der vorigen Liebe umfaßt, ruft er, um ſie zu retten, den Teufel wieder herbei, ſie aber ſtößt ihn und die Rettung von ſich und geht zum Tode, obgleich ſie durch Mephiſtopheles' Hülfe die ſichere Flucht ſich eröffnet ſieht. Mephiſtopheles will nun dem Pakte gemäß

Faust mit sich zur Hölle hinabziehen. Aber plötzlich öffnet sich der Hintergrund. Hoch oben steht ein großes flammendes Kreuz, vor welchem Margaretha auf den Knien liegt. Mephistopheles versinkt. Faust springt auf, wird aber sogleich vom Blitz getroffen, ruft: „Tod! — Gnade, Versöhnung! (zum Kreuze gewendet) Erlösung! (zusammenstürzend) Gott!!" — Die Musik schließt. Das Ganze ist in Prosa mit wenigen eingestreuten Versen verfaßt, nach Art des Melodrama flüchtig skizzirt und vorzüglich auf Bühnenwirkung berechnet. Diese mag es denn auch allerdings erreichen, aber an einem tiefern poetischen Eindrucke muß Referent zweifeln, trotz der vortrefflichen, theils in dem Stoffe, theils in der Anlage des Stücks liegenden Motive. Es mußte entweder poetisch mit besonderer Sorgfalt und größerer Ausführlichkeit behandelt werden, wodurch es sich dann aber einestheils den Bedingungen der Bühne entzogen, anderntheils aber mit dem freilich nur als Fragment dastehenden Meisterstücke Goethe's in eine gefährliche Konkurrenz getreten wäre, oder es hätte, was vielleicht das Rathsamste gewesen wäre, mit bedeutender Abkürzung ganz zur reinen Oper umgeformt werden müssen, wo dann die Musik es völlig in das Gebiet des Gefühls, wozu die Motive sich vorzüglich eignen, hinübergetragen hätte. Einen trefflichern Stoff hätte der Genius eines Mozart sich nicht wünschen können.

Das letzte Stück der Sammlung: „Robert der Teufel", ist in jeder Beziehung das beste. Ein vortrefflich angelegter Plan ist mit sorgfältigem Fleiße und dichterischer Geschicklichkeit in sehr guten Versen durchgeführt, sodaß er alle von dem Stoffe dargebotene Glanzpunkte in ihr hellstes Licht setzt. Das Werk kann bei einer guten Darstellung nicht ohne Wirkung bleiben, dennoch aber ist sehr zu bezweifeln, daß es sich als ein Lieblingsstück eine bleibende Stelle auf der deutschen Bühne erwerben werde. Die plötzliche Bekehrung Robert's durch die aus dem Munde seiner Mutter empfan-

gene Nachricht über die Art ſeiner Entſtehung iſt ein inneres Wunder, das man freilich glauben muß, weil man es ſieht. Was ſich aber von der Gemüthswelt auf der Bühne offenbart, will nicht bloß geglaubt, es will begriffen ſein. Vielleicht wären wenige Worte hinreichend geweſen, zu zeigen, wie die überraſchende Kunde Robert unmittelbar zur Bekehrung führt; dieſe Worte aber waren durchaus nothwendig und hätten nicht fehlen dürfen. Was von da an auf der Bühne vorgeht, beruht auf Motiven, die nur in der Vorausſetzung des katholiſchen Wunder- und Legendenglaubens wirken können, und daher in dem heutigen Bühnenpublikum einen eingewurzelten Widerſtand zu überwinden haben. In dieſer Region ſetzt ſich unſer ohnehin ſchon zu viel reflektirendes Publikum ſofort auf die Hinterfüße und bleibt kalt, der Dichter mache, was er will. Es nimmt keinen Antheil an den dargeſtellten Gefühlen, weil es ihre Entſtehung in Wundern ſieht, die ihm keine Bühnentäuſchung als wahre zu begültigen vermag.

Daß der Verfaſſer übrigens ein wahres, großes Talent für die dramatiſche Dichtkunſt hat, bekundet ſich in jedem ſeiner Stücke, und gewiß wird er zu dem Ziele gelangen, durch daſſelbe die Bedingungen der Zeit und die Forderungen der Kunſt zugleich und in gleichem Grade zu erfüllen. Schon die Ausdauer, mit welcher er den von beiden Seiten andringenden Schwierigkeiten ſich ſelbſt opfernd entgegentritt, iſt dafür eine ſichere Bürgſchaft.

---

## XXX.

Max von Schenkendorf's poetiſcher Nachlaß. Berlin 1832. 12.

---

Die erſte Sammlung der Gedichte Max von Schenkendorf's, die 1815 erſchien, enthält wenig mehr als patriotiſche Lieder aus der Zeit des damaligen Befreiungskampfes. Die

Begeiſterung jener ſchönen Jahre hatte das jugendlich innige, reine Gemüth des Dichters tief durchdrungen und trieb eine Fülle poetiſcher Blüthen daraus hervor, die von einer gleichgeſinnten Mitwelt hochgünſtig aufgenommen, ihm allgemeine Liebe und Beifall erwarben. Jetzt, wo jene Stimmungen, vor andern Richtungen der Bewegung zurückweichend, faſt nur noch als hiſtoriſche Erſcheinungen mit ruhiger Prüfung, hin und wieder auch wohl mit einer herben Gemüthsaufregung betrachtet werden, kann man von dieſen Dichtungen, deren Wärme nicht in ihnen allein, ſondern mit in der allgemeinen Nationalatmoſphäre lag, nicht mehr ſo ergriffen werden als bei ihrem erſten Erſcheinen, und man iſt geneigt, ſich ſelbſt zu ſchelten, wenn man ſie um ſo viel Grade kühler aus der Hand legt. In der That aber findet ſich darin eigentlich nur wenig ächte ſchaffende Kraft: ſie ſind reine Ausſtrömungen einer frommen, edeln, tapfern, treuen, liebevollen Geſinnung, in mannichfachen Formen einfach und wohlklingend nicht ohne einige Monotonie ſich reproducirend. Den Grundton bildet ein zunächſt auf die Befreiung des Vaterlandes, dann auf die Wiederherſtellung eines etwas mittelalterlichen, von einem Kaiſerthron beſchatteten Deutſchlands gerichtetes Glauben, Sehnen und Hoffen. Mitunter verfällt der Ausdruck des Gefühls ein wenig in Spiel und Wortverſchwendung. Jenes aber waren nur die Blüthen des poetiſchen Baumes, während uns hier eine Sammlung gereifter und erquickender Früchte geboten wird. Jene mehr nach außen gerichteten Beſtrebungen haben nun ihr Ziel gefunden; der Dichter, dem zwei in den Waffen durchlebte Jahre, wie die von 1813 und 1814, bedeutende Schätze des Lebens zugeführt hatten, ſchaut tiefer als bisher in ſein Inneres, es bildet ſich die in ihm liegende Sehnſucht nach dem Göttlichen, ſein tief religiöſer Sinn, ſeine ruhige, wohlthätig erwärmende Liebe zu höherm Bewußtſein aus, und dieſes ſind die Elemente der hier geſammelten, mit wenigen

Stücken aus einer frühern Zeit untermischten Dichtungen. Auch in ihnen findet sich keine Spur von eigentlich künstlerischer Erfindung, von sinnreicher oder neuer Gedankenwendung, oder von ergreifender Kraft und Glanz des Ausdrucks, dagegen aber eine Unschuld, Wahrheit und Innigkeit des Gefühls, die uns, während wir des Dichters vergessen, zu dem Menschen unwiderstehlich hinzieht. So wird z. B. jedem, der das folgende Gedicht liest, wenn er sich in der Phantasie eine Vorstellung von dem Verfasser desselben machen will, wohl nicht das Bild eines großen Dichters, gewiß aber das eines sehr liebenswürdigen Menschen vor der Seele schweben.

### Die gefangenen Sänger.

Vöglein, einsam in dem Bauer,
Herzchen, einsam in der Brust,
Beide haben große Trauer
Um die süße Frühlingslust;

Um das Wandern, um das Fliegen
In dem Thal von Zweig zu Zweig,
Um das Wiegen, um das Schmiegen
An die Liebste warm und weich.

Vöglein, singe deine Klagen,
Bis die kleine Brust zerspringt,
Herz, mein Herz, auch du wirst schlagen,
Bis dein letzter Ton verklingt.

Die Sammlung ist sehr sinnig und vollkommen erschöpfend in drei Abtheilungen unter den Ueberschriften: „Leben und Liebe", „Vaterland" und „Glaube" geordnet, wodurch dem Leser zugleich die Richtungen, in welchen sich die Seele des Dichters bewegte, vollständig offenbart sind. Aus der ersten Abtheilung ist oben schon ein Gedicht mitgetheilt worden, und es möge hier noch ein zweites aus derselben nachfolgen, das neben seinem großen poetischen Werth auch noch

den hat, daß es uns einen tiefen Blick in Schenkendorf's herrliches Gemüth gestattet.

### Das Bad Ems.

Den leichten Morgenträumen
Enteil' ich froh und schnell,
Und nahe sonder Säumen
Dem wunderbaren Quell.

Zur Tiefe steig' ich nieder,
Da quillt es reich und warm,
Da senken sich die Glieder
In milden Liebesarm.

O Liebesfüll', o Gnade,
Wie selig, wer euch schaut,
Wenn ihr auf unsre Pfade
Die süßen Wunder thaut.

Was bricht aus Felsenklüften?
Was blüht an manchem Strauch?
Was weht in milden Lüften?
Der ew'gen Liebe Hauch.

O Quell, ich muß dir danken,
Genesen will ich hier,
Die seligsten Gedanken
Erfüllen mich bei dir.

Und soll der Leib versinken
In dunkle Grabesnacht,
Vom Wasser will ich trinken,
Das ewig lebend macht.

Dieses Gedicht, durchweht von einer stillen, bis zur Heiterkeit ergebenen Vorahnung des ihn wirklich bald darauf plötzlich, aber sanft ereilenden Todes war das letzte des Dichters.

In der „Vaterland" überschriebenen Abtheilung finden sich noch einige Gedichte aus dem Jahre 1814, die in der

frühern Sammlung fehlen. Die vortrefflichsten darunter sind: „Mutterſprache", „Das Lied vom alten Helden" und „Andreas Hofer". Das erſtere würde Referent als Probe hier mittheilen, wenn es nicht ſchon ein Lieblingslied der Deutſchen geworden, alſo allzu bekannt wäre. Denn wer erinnert ſich nicht ſogleich des herzlichen lieben Liedes, wenn er nur die Anfangsverſe vernimmt: „Mutterſprache, Mutterlaut, Wie ſo wonneſam, ſo traut!" Das dritte aber kann ich mir hier einzurücken nicht verſagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß es einigen unſerer Leſer ſchon bekannt wäre.

## Andreas Hofer.

Als der Sandwirth von Paſſeier
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Die Studenten, ihm zur Feier,
Mit den Geigen Mittags kommen;
Laufen alle aus der Lehre,
Ihm ein Hochvivat zu bringen,
Wollen ihm zu ſeiner Ehre
Seine Heldenthaten ſingen.

Doch der Held gebietet Stille,
Spricht dann ernſt: Legt hin die Geigen,
Ernſt iſt Gottes Kriegeswille,
Wir ſind all' dem Tode eigen.
Ich ließ nicht um luſt'ge Spiele
Weib und Kind in Thränen liegen;
Weil ich nach dem Himmel ziele,
Kann ich ird'ſche Feind' beſiegen.

Kniet bei euern Roſenkränzen,
Dies ſind meine frohſten Geigen;
Wenn die Augen betend glänzen,
Wird ſich Gott der Herr drin zeigen.
Betet leiſe für mich Armen,
Betet laut für unſern Kaiſer,
Dies iſt mir das liebſte Carmen:
Gott ſchütz' edle Fürſtenhäuſer!

Ich hab' keine Zeit zum Beten,
Sagt dem Herrn der Welt, wie's stehe,
Wie viel Leichen wir hier säten
In dem Thal und auf der Höhe,
Wie wir hungern, wie wir wachen,
Und wie viele brave Schützen
Nicht mehr schießen, nicht mehr lachen:
Gott allein kann uns beschützen!

Die dritte „Glaube" überschriebene Abtheilung kann nicht besser als mit des Dichters eignen Worten karakterisirt werden:

Kein hoher Psalm! Nur Liebe, Reu' und Sehnen
Und Schmerzenfreude spricht aus diesen Tönen.

Es ist ein einfacher, kindlicher, sehnsuchtathmender Ton, der, aus einem gläubigen Herzen entspringend, auch auf ein solches nur zu wirken vermag. Diese Lieder möchten daher wohl eigentlich nur in einer engern Gemeinde sinnverwandter Seelen ihre rechte Geltung finden. Diejenigen, welchen diese Richtung fehlt, werden sich darauf beschränkt sehen, sich des reinen treuherzigen Gemüths, das darin sich offenbart, zu erfreuen; sie werden den frommen Sänger lieb haben, auch da, wo seine Liederweise in ihrem Herzen keinen tiefern Anklang findet.

Damit der Leser auch von den Liedern dieser Abtheilung eine Probe erhalte und den Ton, aus welchem sie erklingen, ungefähr erkenne, läßt Referent das folgende Gedicht hier einrücken:

## Christ, ein Gärtner.

Nach einem alten Bilde.

Ein Gärtner geht im Garten,
Wo tausend Blumen blühn,
Und alle treu zu warten,
Ist einzig sein Bemühn.

Der gönnt er ſanften Regen,
Und jener Sonnenſchein:
Das nenn' ich treues Pflegen,
Da müſſen ſie gedeihn.

In liebenden Gedanken
Sieht man ſie fröhlich blühn,
Sie möchten mit den Ranken
Den Gärtner all umziehn.

Und wann ihr Tag gekommen,
Legt er ſie an ſein Herz,
Und zu den Sel'gen, Frommen
Trägt er ſie himmelwärts;

Zu ſeinem Paradieſe,
Zu ſeiner ſchönen Welt,
Die nimmermehr, wie dieſe,
In Staub und Aſche fällt.

Hier muß das Herz verglühen,
Das Weizenkorn verdirbt,
Dort oben gilt ein Blühen,
Das nimmermehr erſtirbt.

Du Gärtner treu und milde,
O laß uns fromm und fein
Zum himmliſchen Gefilde,
Zum ew'gen Lenz gedeihn.

Der Herausgeber verdient den warmen Dank aller Freunde der deutſchen Poeſie für die Veranſtaltung dieſer Sammlung, wodurch er einem allgemein und wiederholt ausgeſprochenen Wunſche entſprochen und ſo viele ſchöne, überall zerſtreute Blüthen vor dem Untergange geſchützt hat. Schenkendorf wird uns und unſern Nachkommen ein ewig werther Dichter und ein lebendiger Beweis bleiben, daß die ächte Liebe zu allem geſchickt macht. Die Ausgabe entſpricht durch einfache Zierlichkeit und Korrektheit dem Werthe und Karakter des Inhalts.

## XXXI.

Sämmtliche Schriften von Johanna Schopenhauer. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Vierundzwanzig Bände. Leipzig und Frankfurt am Main 1830—32. 16.

---

Referent gehört nicht zu der Zahl der Eiferer, welche die Schriftstellerei der Frauen verabscheuen und verurtheilen, und ihre Thätigkeit auf Küche und Waschhaus, auf die ämsige Sorge für das körperliche Bedürfniß beschränken möchten. Das Leben der Menschheit bildet sich immer mehr zu einer überwiegend geistigen Existenz heran, an der die weibliche Hälfte derselben Theil zu nehmen befugt und berufen ist. Auch sie muß dazu gebildet werden, und dieses kann auf keine leichtere und bessere Weise geschehen, als wenn vorzüglich begabte, geist- und kenntnißreiche Frauen das, was sie von dem allgemeinen Schatz des Wissens und der Kunst zu ihrem Eigenthum gemacht, ihrem Geschlechte durch den Druck zugänglich und erfaßlich machen. Den Frauen fehlt es im allgemeinen so wenig als den Männern an einer feinen und scharfen Beobachtungsgabe, ja sie besitzen sie oft in einem höhern Grade als diese, und sie wissen das Angeschaute nicht minder richtig und gefällig darzustellen, wenngleich die eigentliche poetisch schaffende Kraft bei ihnen nicht so häufig als bei den Männern gefunden wird. Mag auch den bessern Schriftstellerinnen immerhin das Vermögen fehlen, Werke der Kunst aufzustellen, die durch alle Zeiten bewundert werden, so werden sie doch vorzüglich dazu geeignet sein, für die weibliche Mitwelt als Vermittlerinnen aufzutreten, durch welche diese mit feinem Gefühl und richtigem Takt in das Gebiet des Schönen und Wissenswerthen eingeführt und heimisch gemacht wird. In dieser Sphäre hat Johanna Schopenhauer in einer langen Reihe von Jahren sich ungemeine Verdienste und einen unbestrittenen Ruf in unserer Litteratur

erworben, weshalb wir die gegenwärtige Sammlung ihrer Schriften fröhlich und freundlich willkommen heißen.

Der weiblichen Lesewelt vorzüglich möchte Referent dies anmuthige Körbchen empfehlen, worin die schönen Frucht- und Blumengaben einer treuen, fleißigen und verständigen Gärtnerin so zierlich und geschmackvoll geordnet zu einem ebenso angenehmen als heilsamen Genuß einladen. Weil aber die schönen Leserinnen aus kluger Vorsicht nicht leicht nach einer dargebotenen Gabe die Hand ausstrecken, ohne zuvor etwas näher zu betrachten, was ihnen gereicht wird, so wird es zweckmäßig sein, alles einzeln herauszunehmen und ihnen den Inhalt und seine guten Eigenschaften anzudeuten.

Die ersten beiden Bändchen enthalten das „Leben Karl Ludwig Fernow's". Dieser Gelehrte hat sich durch seine trefflichen Werke über die bildenden Künste und deren Geschichte, sowie durch seine tiefe Kenntniß der italiänischen Litteratur und Sprache, die er durch seine Grammatik und die Herausgabe der italiänischen Klassiker bekundete, einen dauernden Ruhm erworben. Aber dies ist es nicht allein, wodurch die Geschichte seines Lebens die höchste Theilnahme gewinnt, sondern vornehmlich durch die Festigkeit und Liebenswürdigkeit seines Karakters, die ihn, den Sohn eines armen Bauern, durch vielfache Drangsale eines von allen Seiten beengten Lebens zu diesem schönen Ziele führte, und ihn in den höhern und höchsten Kreisen des Lebens warme und hülfreiche Freunde finden ließ. Zu diesen gehörte die Verfasserin, die durch diese Lebensgeschichte nicht nur ihm, sondern auch sich selbst ein schönes Denkmal setzte. Das Buch ist in einem reinen und angenehmen Style geschrieben, belebt von der Wärme des Gefühls, von welchem die Verfasserin durch ihre Freundschaft für Fernow erfüllt war, und hat dadurch, daß es großentheils aus den eignen Tagebüchern, Briefen und mündlichen Mittheilungen des Verstorbenen zusammengestellt ist, das Verdienst der Genauigkeit, Vollständigkeit und Lebendig-

keit in hohem Grade erreicht, wodurch es für Gebildete und selbst Solche, die Fernow nicht kannten und seinen Bestrebungen weniger nahe standen, stets von großem Werthe bleiben muß. Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß dieses Werk das erste ist, mit welchem Johanna Schopenhauer öffentlich auftrat und sich des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte; daß also die Pietät gegen einen geliebten Freund ihr zuerst die Feder in die Hand gab, die sie seitdem mit so glücklichem Erfolge zu führen wußte.

Der dritte Band enthält unter dem Titel: „Ausflucht nach dem Rheine", die Beschreibung einer Reise, welche die Verfasserin im ersten Jahre nach dem in Deutschland wiedererblühten Frieden in jene schönen Gegenden unsers Vaterlandes unternahm. Heiterkeit und sinnige Beobachtung begleiten sie überall; Naturschönheiten, geselliges Leben und Gegenstände der Kunst, vorzüglich der Mahlerei, werden aufmerksam betrachtet und anspruchlos, aber lebendig dargestellt, so daß der mit jenen Gegenden noch Unbekannte sich ein Bild derselben zu entwerfen, und dasselbe als einen Leitfaden für künftige Reisen zu benutzen, der Dortgewesene aber sich das schon Bekannte in der Erinnerung wieder aufzufrischen vermag.

Im vierten und fünften Bande finden wir unter dem Titel: „Johann van Eyck und seine Nachfolger", eine skizzirte Geschichte der deutschen Mahlerkunstschule, die, von Johann van Eyck anfangend, die Lebensumstände und Hauptwerke der vornehmsten Meister aus dieser Schule, eines Hemling, Albrecht Dürer, Lukas von Leyden, Schoreel, Holbein, Lukas Kranach und anderer, bis zu Karl von Mander herab, im Abrisse darstellt, und somit als ein Kompendium dieses Theils der Kunstgeschichte zu betrachten ist, woraus angehende Freunde dieses Studiums neben dem Vergnügen einer sehr anziehenden Lekture eine feste Grundlage zur Fortsetzung ihrer Forschungen gewinnen können. Die Verfasserin hat zwar, wie sie bemerkt, bei der Ausarbeitung dieses Werkes vorzüg-

lich den Gebrauch im Auge gehabt, der von Frauen, die gleich ihr die deutſche Kunſt liebgewonnen, davon gemacht werden könnte; gewiß aber werden auch männliche Kunſtfreunde, deren Lebensverhältniſſe ein tieferes Eindringen in die vaterländiſche Kunſtgeſchichte nicht geſtatten, und die ſich mit einem geiſtreichen Ueberblick begnügen, hier eine vollſtändige Befriedigung finden. Freilich hat Frau Schopenhauer ſich vor allem trockenen Notizenkram, vor unergiebigen Forſchungen zur Feſtſtellung von Namen und Daten, vor Anhäufung von Citaten, ſowie vor jeder Polemik, kurz vor allem, was einem Werke den Anſtrich tiefer Gelehrſamkeit zu geben vermag, ſorgfältig gehütet; dies iſt es aber auch grade, was das Buch zum Gebrauch und Genuſſe derer vorzüglich eignet, die ihre Belehrung da zu ſuchen gewohnt ſind, wo ſie von der Langweile am weiteſten entfernt liegt. Ausgezeichnete Künſtler kommen durch ihre Wanderungen, durch ihren Umgang mit vorzüglichen und hochſtehenden Perſonen in mannichfache, oft höchſt intereſſante Situationen, und einzelne Begebenheiten ihres Lebens grenzen an das Romanhafte. Die Art, wie ſie ſich in ſolchen benehmen, gibt wunderbare Aufſchlüſſe über ihren Karakter, jedenfalls aber reichen Stoff zum Nachdenken. Solche Begebenheiten nun hat die Verfaſſerin häufig eingewebt, und da ihre Darſtellung die Gegenſtände in voller Lebendigkeit wiedergibt, ſo wird der Leſer auch von dieſer Seite angezogen und ergötzt.

Mit dem ſechsten Bande treten wir in die eigentliche Künſtlerwerkſtatt der Verfaſſerin, denn Roman und Novelle ſind diejenigen poetiſchen Formen, denen ſie vorzugsweiſe ihr Talent mit Glück und Liebe zugewandt. Ein Novellencyklus: „Die vier Jahreszeiten", füllt dieſen Band. Die Liebe, wie ſie ſich in einem edeln, intereſſanten Manne im Lenz und Sommer, im Herbſt und ſelbſt noch im Winter ſeines Lebens geſtaltet, iſt Gegenſtand der Darſtellung. Die Lebensverhältniſſe und Begebenheiten, in welche er hineingeführt

wird, um die Wirkungen dieses Gefühls in einem reinen männlichen Karakter zu zeigen, sind nicht künstlich verwickelt und frappant, sondern einfach und natürlich. Es herrscht darin eine gewisse ruhige Heiterkeit, ein stilles Fortschreiten bis zu der mit Mäßigung und Sicherheit herbeigeführten Entwickelung. Denn die Verfasserin will nicht durch heftige Eindrücke reizen und bewegen, sondern durch eine ruhige aber scharfe Auffassung des Sittlichen, besonders von der Seite des Gefühls vergnügen und bilden, und hält sich mit weiser Beschränkung in diesem Kreise der Poesie, der den Frauen als ihr eigenthümliches Gebiet angewiesen ist. Diese Region aber beherrscht sie vollkommen, und man kann wohl sagen, daß sie der Liebe, sowohl in Frauen als Männern, in den verschiedensten Lebensaltern und Lebenskreisen ihre innersten leisen Bewegungen, ihre zartesten Regungen mit feiner Beobachtung abgelauscht hat, und sie mit anmuthiger Lebendigkeit, im reinsten sittlichen Lichte darzustellen versteht. Besonders tragen ihre weiblichen Karaktere den unverkennbaren Stempel der Wahrheit; so ist in diesen Novellen z. B. Emilie Lichtfeld das lebenswarme und höchst interessante Bild einer Künstlerin, die zur Kunst wie zur Liebe mit gleichem Drange hingerissen, ein Opfer beider wird, weil sie keiner von beiden zu entsagen vermag.

In den nächsten acht Bändchen finden wir die größern Romane der Verfasserin: „Gabriele", „Sidonia" und „Die Tante". Das Publikum und die Kritik haben diese ihnen längst bekannten Werke mit Anerkennung aufgenommen und mit Vorliebe genossen. Sie sind im eigentlichsten Sinne Frauenromane zu nennen und als solche vortrefflich, indem in jedem eine Frau als Heldin erscheint, deren Karakter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ergriffen und in seinen feinsten Schattirungen dargestellt wird. Gabriele ist ein zartes weibliches Wesen, das, durch Verhältnisse schon in frühester Jugend unterdrückt, in eben diesem Druck eine so große-

Uebung ihrer Seelenkräfte, eine ſo unüberwindliche Feſtigkeit des Gemüths erlangt, daß ſie in allen fernern Bedrängniſſen eines unentfliehbaren, fortwährend auf ihr laſtenden Mißgeſchicks immer als Siegerin, Tröſterin und Helferin daſteht, und ſelbſt der Liebe, deren unwiderſtehlicher Macht ſie ſich freilich nicht zu entziehen vermag, keine andere Einwirkung auf ihr Gemüth einräumt als die der ſittlichen Verklärung und Erhöhung. Man glaube indeſſen nicht, daß es hier auf die Darſtellung einer überſpannten Tugendheldin abgeſehen ſei. Die Verhältniſſe geſtalten ſich vollkommen menſchlich und natürlich, und die Tugend erſcheint um ſo anziehender, da ſie als ein in wiewohl ſchwierigen, doch häufig genug im geſelligen Leben vorkommenden Verhältniſſen erreichbares und beſeligendes Gut in hoher Reinheit und vollkommener Anſpruchloſigkeit vorgebildet wird. Auch die Verirrungen und ſittlichen Verkrüppelungen der höhern Stände, der feinern Geſellſchaft werden ohne parteiiſche Verzerrung und Uebertreibung in ruhiger Wahrheit als das, was ſie wirklich ſind, als Schwächen und Krankheiten dargeſtellt, deren kontagiöſen Wirkungen die höhern Kreiſe ſich ſchwer entziehen können. Den Begebenheiten fehlt es nicht an dem Reiz intereſſanter Verwickelung und frappanter Kataſtrophen, auch iſt das unheimliche dämoniſche Element, deſſen der Roman unſerer Zeit nicht wohl entbehren kann, zwar nicht ganz ausgeſchloſſen, jedoch mit weiſer Mäßigung und dergeſtalt benutzt, daß es immer noch auf dem Boden des realen Lebens ruht, und nicht etwa, wie bei dem ſonſt trefflichen und genialen Hoffmann, in karikirtes Phantaſieſpiel ausartet. Der Karakter der Heldin iſt die mit dem größten Fleiß und künſtleriſcher Liebe ausgemahlte Hauptfigur, um welche ſich freilich weniger genau, aber doch im allgemeinen treu und glücklich gezeichnete Nebenfiguren lebendig und gefällig gruppiren. Unter den letztern iſt Hippolit als eine Männergeſtalt auszuzeichnen, die ſich nur der Phantaſie eines kunſtbegabten

weiblichen Weſens in ſolcher Reinheit zu offenbaren vermochte. Sehen wir nun in Gabrielen das Bild einer Frau, die durch ein unerbittliches Schickſal in die härteſten Feſſeln der Konvenienz geſchmiedet, mit heldenmüthiger Reſignation ihre tiefſten, innigſten Gefühle zu beherrſchen und dennoch bis zum Tode zu bewahren, und ſelbſt dieſem mit lächelnder Hingebung zu begegnen verſteht, ſo finden wir dagegen in Sidonien eine anſcheinend kräftigere, aber darum nicht glücklichere Frauenbildung, die dem äußern Druck der Verhältniſſe mit Anſtrengung und Glück widerſteht. Sie opfert der Konvenienz kein Gefühl, keine Geſinnung, ſelbſt keine Meinung auf. Indem ſie aber aus dem Kampf mit dem Weltlauf, mit den Alltagsmeinungen, mit dem Eigennutz und den Intriguen der Philiſtergemeinheit äußerlich immer als Siegerin hervorgeht, rettet ſie zwar die Freiheit des Handelns, den Genuß ſchöner Momente, verliert aber auf der andern Seite die den Frauen ſo nöthige Verbindung mit dem allgemein angenommenen, unverletzbar herrſchenden Syſtem der geſellſchaftlichen Meinung und wird dadurch in einen Strudel von Unglück und Schmerzen geriſſen, den die Verfaſſerin nicht mit ihrem Tode ſchließt, ſondern vielmehr den Ausweg wählt, ſie aus den Augen des Leſers verſchwinden zu laſſen, ohne ihm das Ende ihrer Laufbahn zu offenbaren. Auch in dieſem Roman finden wir, und ſelbſt noch häufiger als in der „Gabriele", ergreifende und gewaltſam erſchütternde Scenen, und ſie ſind ſogar noch mit größerer Wahrſcheinlichkeit und Natürlichkeit herbeigeführt als dort. Der Mahler Robert, Belmont und Georg von Falkenburg ſind eigenthümliche und trefflich gezeichnete Karaktere, und die Tendenz des Romans, die Ungleichheit des Kampfes des Individuums, vornehmlich des weiblichen, mit der öffentlichen Meinung und der angenommenen Sitte, ſelbſt wo dieſe ſchief und verdorben iſt, darzuſtellen, iſt im Ganzen wie im Einzelnen meiſterlich durchgeführt. Es ſcheint ſonach der letztere Roman,

was die Kunſt betrifft, dem erſtern voranzugehen; und wenn vielleicht „Gabriele" auf die mehrſten Leſer einen ſchönern Eindruck hervorbringt als „Sidonia", ſo liegt dies gewiß in dem Stoff, da jene dem ſchönen Ideal der weiblichen Natur näher liegt, und dort der Weg der Wahrheit, hier aber der des Irrthums gezeigt werden ſollte. Beiden genannten Romanen ſteht, nach des Referenten Gefühl, „Die Tante" bei weitem nach. Wiewohl ſich im Einzelnen auch hier das Talent der Dichterin nicht verkennen läßt, ſo tritt doch im Ganzen in der überkünſtlichen Verſchränkung und Verwickelung der Begebenheiten einiger Zwang hervor, dem dadurch, daß die Verfaſſerin ſich deshalb ſelbſt ironiſirt, ſeine üble Wirkung nicht benommen werden kann; die Karaktere ſind weniger natürlich; die mehrſten der auftretenden Figuren haben etwas Gemachtes und ſind keineswegs ganz frei von romanhaftem Aufputz. Die Hauptperſon Anna ſelbſt iſt zwar ein ſchönes Bild kraftvoller und zugleich reſignirter hülfreicher Weiblichkeit, tritt aber als bloße Lenkerin der Ereigniſſe zu ſehr in den Hintergrund. Bei der großen Maſſe der vorkommenden Begebenheiten, die im engen Raume zuſammengedrängt erzählt werden, konnte bei einzelnen Partien eine gewiſſe Trockenheit und Flüchtigkeit nicht vermieden werden. Demungeachtet bietet auch dieſer Roman durch viele lebendige Schilderungen und ſcharfe Blicke in das menſchliche Leben, durch einen mannichfachen Wechſel intereſſanter Ereigniſſe vielen Reiz und würde, wenn er nicht ſo ſchöne Vorgänger als „Gabriele" und „Sidonia" zu Nebenbuhlern hätte, für ſich allein der Verfaſſerin den Ruhm einer vorzüglichen Dichterin in dieſer Gattung unfehlbar geſichert haben. Im Allgemeinen muß über dieſe Romane noch bemerkt werden, daß ſie ſich vor vielen andern durch eine ſeltene Erhebung des ſittlichen Gefühls, durch die tiefſten Blicke in das Gemüthsleben, vorzüglich der Frauen, und durch einen Reichthum an lebendigen Schilderungen geſelliger Zuſtände, von Ländern, Natur-

schönheiten und Kunstgegenständen auszeichnen, der nur durch wiederholte Selbstanschauung, mühsame Forschung und eine wohlbenutzte Erfahrung erworben, und nur durch angeborene Geisteskraft und gebildeten Geschmack überall so kunstreich und glücklich in die Anlage des Ganzen erworben werden konnte. Beispielsweise kann hier auf die Schilderung des Lebens in Marseille und die Darstellungen aus Schottland, die in der „Sidonia" nicht bloß beschrieben, sondern lebendig in Scene gesetzt werden, ferner auf die in der „Tante" vorkommende Beschreibung des geselligen Lebens, wie es in Deutschland vor etwa siebzig bis achtzig Jahren sich gestaltete, und auf die Bemerkungen über die deutsche Poesie der nämlichen Zeit hingewiesen werden. Wenn es allerdings wahr ist, daß die übertriebene Neigung zur Romanenleserei durch die gewöhnlich so schlechte Behandlung dieser Dichtungsart eine verderbliche Wirkung auf unsere Jugend haben muß, so kann doch andererseits der Roman, wenn er von so reiner und kunstreicher Hand, wie die der Verfasserin, behandelt wird, als ein vorzügliches Bildungsmittel des Herzens und des Verstandes, besonders der weiblichen Jugend empfohlen werden. Referent hält es sonach für Pflicht, die Leserinnen darauf aufmerksam zu machen, daß sie in Johanna Schopenhauer eine Freundin finden werden, die sie nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren, nicht bloß belehren, sondern auch rühren, erfreuen, erheben und bessern wird, und all dieses auf einem blumigen Pfade, wo es an dem, was die Jugend erfreut, an Konzerten, Bällen, schönen Kleidern, Speisen, Zimmern, Meublen, Equipagen, an Gesängen und Gemälden, an dem bunten Wechsel bedeutender Ereignisse, kurz an allem, was das Leben erheitert, belebt und verschönt, so wenig fehlt, als an der süßen Thräne der Rührung und dem stillen Troste für den verborgenen Schmerz.

Die nächsten vier Bände enthalten die Reisen der Verfasserin durch England und Schottland, sowie von Paris

aus durch das ſüdliche Frankreich. Die Reiſende hat das Eigenthümliche und Merkwürdige in dem Natur- und Volksleben dieſer Länder mit ſcharfem Blick und unbefangenem Auge beobachtet, und gibt es in anſpruchloſer aber lebensvoller Darſtellung wieder. Ihre Behandlungsweiſe könnte vielen Reiſenden zum Muſter empfohlen werden, die den trockenen Inhalt ihrer weitläufigen Reiſetagebücher vor uns auskramen, und deren unbedeutendes Ich in ihren Beſchreibungen immer als die Hauptfigur hervortritt. Unſere Reiſende dagegen hat von den Gegenſtänden, die ſie geſehen, immer diejenigen ausgewählt, die für die gebildete Welt von allgemeinem Intereſſe ſind und die ſie dann im gefälligen Umriſſe ſchildert. So werden wir von einem bedeutenden und intereſſanten Gegenſtande zum andern geführt, ohne durch den dazwiſchenliegenden oft keiner Beſchreibung würdigen Weg ermüdet zu werden, und erfreuen uns mühelos der Reſultate einer aufmerkſamen Betrachtung, die wir in den bändereichen Berichten ſo vieler Reiſenden erſt mühſam und oft ohne beträchtliche Ausbeute herauszuſuchen gezwungen werden. Dadurch, daß dieſe Reiſebilder ſchon vor einer langen Reihe von Jahren entworfen wurden, haben dieſelben wenig oder nichts von ihrem Intereſſe und ihrem Reize verlieren können, denn was die Verfaſſerin uns ſchildert, iſt entweder aus der Natur- und Kunſtwelt oder aus dem Kreiſe des geſelligen und volksthümlichen Lebens entnommen, deſſen Karakter durch politiſche und andere Veränderungen keine bedeutende Umgeſtaltung erleidet. Iſt dies aber bei einzelnen Gegenſtänden auch wirklich der Fall, ſo erhalten dieſe eben dadurch wieder ein geſchichtliches Intereſſe, indem es bei vielen Dingen wichtig und angenehm iſt, ihren vorigen Zuſtand mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Der blühende, lebhafte und ungezwungene Styl der Verfaſſerin verleiht ihren Schilderungen übrigens den Reiz einer immer anregenden und leichten Lekture.

Die letzten ſechs Bände füllen Erzählungen und Novellen, von denen im Allgemeinen dasjenige gilt, was oben über die Romane der Verfaſſerin geſagt worden iſt. Alle ſind anmuthig und reizend, einige bedeutend und ergreifend, keine ermüdend und farblos; das ſchönſte und unbeſtrittenſte Lob aber, das dieſen Dichtungen zu Theil werden muß, iſt dies, daß ſie, unverkennbar einem reinen edeln Gemüth entſprungen, unfehlbar zum Herzen ihrer Leſer ſprechen, und daß für das feinſtgebildete ſittliche Ohr niemals ein Ton in ihnen erklingt, der auch nur die leiſeſte Disharmonie erwecken könnte. Dieſer Vorzug iſt in unſern Tagen ſelbſt bei weiblichen Schriftſtellern ſelten, und um ſo ruhmwürdiger, als dieſe ungetrübte ſittliche Reinheit mit einem Glanz und einer Kraft gepaart erſcheint, die auch bei unſern männlichen Schriftſtellern leider nicht allzu häufig mehr angetroffen werden. Da dem Referenten außer den hier abgedruckten Novellen der Verfaſſerin noch mehrere bekannt ſind, ſo darf dieſe Sammlung noch nicht als geſchloſſen betrachtet, vielmehr gehofft werden, daß die fehlenden in einer künftigen Lieferung noch hinzutreten werden.

---

## XXXII.

Drei Reiſen nach Italien. Erinnerungen von C. F. v. Rumohr. Leipzig 1832. 8.

---

Der durch ſeine kunſtgeſchichtlichen Arbeiten und durch ſein ſchriftſtelleriſches Talent in weiten Kreiſen bekannte und geſchätzte Verfaſſer gibt uns in dieſen Blättern einige Mittheilungen, nicht allein über ſeine Reiſen in Italien, ſondern auch über die Art, wie ſich ſein Leben und ſeine Bildung in Beziehung auf die Kunſt geſtaltet haben, worauf denn dieſe Reiſen freilich von bedeutendem Einfluß waren. Er thut dies jedoch ſo, daß nicht eine zuſammenhängende Er-

zählung oder Rechenschaft von seinen Beobachtungen und seiner Thätigkeit als Absicht hervortritt, sondern nur Andeutungen, Darstellung einzelner Momente, die ihm eben interessant, wichtig oder unterhaltend schienen. Das Ganze ist bunt untermischt mit Bemerkungen über Kunst, Länder, Personen, Volks- und Gesellschaftsleben, kurz über alles, was die Aufmerksamkeit eines gebildeten Reisenden auf sich zieht; dann wieder mit Anekdoten aus seinem und seiner Freunde und Bekannten Leben, Beschreibungen von Bildern, vieler Polemik und manchem andern. Alles dieses kommt gleichsam nur diskursive zum Vorschein, und macht den Eindruck, als unterhielte man sich mit einem erfahrenen und gebildeten Mann, der an dem Faden seiner Reisen das Gespräch, zwar scheinbar unwillkürlich, doch nicht ohne Absicht bald hier bald dorthin führt, um gelegentlich manches, was ihm eben am Herzen liegt, zur Sprache und an den Mann zu bringen. Diese Form ist für die Unterhaltung vortrefflich, und bei einer guten Unterhaltung kann auch Belehrung nicht ausbleiben; wer aber die letztere zu seinem Hauptzwecke macht, wie es bei dem Eifer, mit welchem sich der Verfasser namentlich über die Kunsttheorie verbreitet, sein Fall zu sein scheint, dürfte sich dazu doch ein anderes Gerüst zu bauen haben. Denn was aus diesem Gebiete hier gegeben wird, sind immer nur Ansichten, die öfter zum Widerspruch als zur Beistimmung Gelegenheit geben, zur Ueberzeugung aber selten vorgerichtet sind, denen jedoch das Verdienst ersprießlicher Anregung nicht abzusprechen ist.

In dem ersten, zur „Vorbereitung und Einleitung" dienenden Abschnitt erzählt Herr von Rumohr, wie er durch Einwirkung seiner äußern Lage zum Kunstliebhaber und Kunstkenner geworden sei. Wenn nämlich, sagt er, für den Künstler sowohl, wie für den eingreifenden, leitenden und fördernden Kunstgönner die Gabe, richtig zu sehen und das Gesehene stark zu empfinden, eine durchaus nothwendige Eigen-

ſchaft ſei, ſo hätte ihm der Weg, um eines von beiden zu werden, wohl offen geſtanden. Nun aber ſei ihm die leidige, nun auch alles und jedes verderbende Mittelmäßigkeit (nämlich die ſeiner Vermögensumſtände) auf der Bahn zu jedem dieſer Standpunkte hinderlich geweſen. Denn den Künſtler könne nur die Nothwendigkeit des Erwerbs über jenen verſtimmenden Moment hinwegheben, wo ſein Muth zu ſinken beginne, weil ſein Urtheil dem Kunſtvermögen voraneile: dieſer müſſe daher nothwendig arm ſein. Ein Kunſtgönner ſei hingegen ohne Reichthum nicht denkbar, ſo daß alſo der Verfaſſer bei der Mäßigkeit ſeiner Glücksgüter weder eines noch das andere habe werden können und ſich auf dem Standpunkte des Liebhabers und Kenners zufrieden ſtellen müſſen. Wie dem auch ſei, ſo habe doch die Gabe zu ſehen ſein Leben in der Gegenwart wie in der Erinnerung gleich ſehr verſchönert und demſelben durch das, was er ſchriftlich und mündlich mitgetheilt, auch für Andere einiges Intereſſe verliehen. Fügen wir nun auf den Grund deſſen, was wir von dem Verfaſſer geleſen haben, noch hinzu, daß ſich dieſe ſeine Gabe zu ſehen nicht bloß auf Gegenſtände der Natur und Kunſt beſchränkt, ſondern ihm auch in Beziehung auf menſchliche Karaktere und Verhältniſſe in hohem Grade verliehen iſt, und daß er zugleich das Talent beſitzt, das Geſehene auf eine anmuthige und treffende Weiſe ſchriftlich darzuſtellen, ſo haben wir ſchon einen Grundzug zu einem litterariſchen Urtheil über ihn gewonnen. Ein anderer entwickelt ſich aus ſeinen hier polemiſch gegen Winckelmann, Leſſing, Goethe und ihre Nachfolger aufgeſtellten theoretiſchen Anſichten über die Kunſt. Indem er nämlich gegen dieſe den ſogenannten Idealismus in der Kunſtlehre und das, was er die Gegenſtandstheorie nennt, lebhaft bekämpft, gelangt er endlich zu ſeiner eigenen Definition der Schönheit, die ihm nichts anderes iſt, als die Erfreulichkeit des Scheines. Dieſem Begriff ordnet er drei andere unter, nämlich: die ſinn-

liche Annehmlichkeit; die Schönheit der Größenverhältniſſe und die Erfreulichkeit von intellektuellen und ſittlichen Vorſtellungen, welche durch ſinnliche Erſcheinungen (durch Anregung der produktiven Vorſtellungskraft) mittelbar in der menſchlichen Seele hervorgerufen werden. Als dasjenige, was dieſe Vorſtellungen hervorbringt, bezeichnet er Karakter und Ausdruck. Herr von Rumohr hat aber, indem er das Erfreuliche als das Kriterium der Schönheit hinſtellt, wie es uns ſcheint, einen allgemein gültigen Begriff für dieſelbe keineswegs geſchaffen, ſondern nur eine aus dem ſubjektiven Schönheitsgefühl hergenommene andere Benennung. Das Schönheitsgefühl iſt nun aber in der unendlichen Reihe menſchlicher Individuen unendlich verſchieden. Dieſem wird ein Kunſtwerk erfreulich ſcheinen, ja ihn entzücken, das den andern empört, den dritten kalt läßt. Wenn nun ein verdorbenes Schönheitsgefühl, ein ſchlechter, unedler Geſchmack ſich der Menge bemächtigt hat, ſoll der Künſtler dieſem huldigen, ſoll er darſtellen, was die Menge und wie ſie es verlangt? Herr von Rumohr bejaht dieſes ſchlechthin, indem er behauptet, in der Kunſt ſolle man allen Streit über den beſten für ihre Darſtellungen zu wählenden Gegenſtand fallen laſſen, ſich dagegen bemühen, der Menge genehm zu werden, ſie zu gewinnen, indem man, ſtatt ihr aufzudrängen, was ſie nicht will und mag, vielmehr darſtelle, was ſie begehrt und wie ſie's begehrt, denn hier heiße es mit Recht: vox populi, vox Dei. Dies alſo iſt der Standpunkt, auf welchen der Verfaſſer in der Kunſttheorie ſich ſtellt, und auf dieſem Standpunkte finden wir ihn auch in ſeiner Litteraturpraxis wieder. Die Forderungen, die er an den bildenden Künſtler macht, ſind Fähigkeit und Bildung, geſunder und geübter Blick, techniſche Fertigkeiten und die Einſichten, wodurch dieſe bedingt werden; den Gegenſtand aber hält er für wenig weſentlich und behauptet, daß auch der widrigſte Gegenſtand durch die Virtuoſität der Behandlung das Schön-

heitsgefühl zu erregen vermögend sei. Diese Virtuosität ist es, der er überall huldigt, und die ihm auch in seiner litterarischen Produktion in einer gewissen Sphäre in hohem Maße zugestanden werden muß. Seine deutschen Denkwürdigkeiten sind ein Werk nicht der poetischen Kunst, aber einer eminenten Virtuosität, und er hat durch sie allerdings den Beweis geliefert, wie durch die Vortrefflichkeit der technischen Behandlung minder bedeutende, ja selbst kleinliche Stoffe den angenehmsten Eindruck zu machen vermögen. Der Reiz einer scheinbar bequemen und ruhigen, doch immer sorgfältigen und netten Anordnung und Ausführung verleiht seinen aus ziemlich gewöhnlichen Lebenskreisen entnommenen Schilderungen mehrentheils untergeordneter, aber scharf gesehener und richtig gezeichneter Karaktere und Verhältnisse, Leben und Anmuth, wiewohl sie nur durch einen lockern Faden aneinandergereiht, zu einem harmonischen Kunstwerk durch innere Nothwendigkeit nicht verbunden und gestaltet sind. Es sind Genrebilder der besten und geistreichsten Art. Sind nun Geist und Feinheit die Hauptbestandtheile seines Talents, fleißige und sehr detaillirte Ausführung die vorzüglichsten Eigenschaften seiner Methode, so finden wir zugleich in ihm eine gewisse Neigung, diese Gaben der Natur und Uebung vorzugsweise auf alltägliche und gewöhnliche Gegenstände anzuwenden, und so ihren Werth durch Besiegung unvortheilhafter oder widerstrebender Stoffe erst in recht glänzendem Lichte zu zeigen, wie er denn schon in seinem Geist der Kochkunst ein artiges und wohlgelungenes Beispiel davon gegeben hat. Auch in dem vorliegenden Buche sind die gerühmten Eigenschaften des Verfassers nicht zu verkennen, wiewohl sie sich hier in einem weniger vortheilhaften Lichte zeigen. Denn was zuvörderst die Anordnung betrifft, so ist zwar auch hierin das Bestreben sichtbar, alles in verständiger Folge, gesondert und nebeneinander gestellt, wenn auch nicht immer zweckmäßig einander untergeordnet vorzutragen; da aber mehrere

heterogene Zwecke mit einander verbunden werden sollen, mehrere Hauptintentionen auch außerhalb des Buches zu liegen scheinen, so kommt auf einer Seite einiger Zwang und auf der andern ein bald natürliches, bald künstlich angenommenes Sichgehenlassen zum Vorschein, das den Leser zu ruhigem Genuß und klarer Uebersicht nicht kommen lassen will. Demjenigen, der sich ernstlich auf die von dem Verfasser aufgestellten theoretischen Sätze, auf seine Berichtigung angeblicher Winckelmann'scher, Lessing'scher und Goethe'scher Irrthümer einlassen und seine eigenen Ansichten darüber, sei es nun im endlichen Einverständniß oder im Kampfe mit dem Verfasser, berichtigen möchte, wird es gleichgültig erscheinen, in welcher Jahreszeit der Urheber der neuen Kunsttheorie in Neapel mit jungen Erbsen bedient oder mit Knoblauchsduft gequält worden sei. Wer aber an der anmuthigen und geistreichen Darstellung kleiner Reise- und Lebensereignisse sich ergötzt, der wird dem Verfasser ungern in die Windungen seiner gereizten und herben Kunstpolemik folgen. Dem unbefangenen Beobachter wird es zuletzt vorkommen, als sei das Ganze nur zusammengestellt, um dem heftigsten Ausbruche gereizter Empfindlichkeit über einen gegen den Autor ergangenen Tadel den Anschein einer bloß gelegentlichen Herzensergießung zu geben.

Was zunächst den kunsttheoretischen Inhalt des Buches betrifft, so wird die Beurtheilung schwierig durch ein gewisses dem Verfasser eigenes Durcheinandermischen des Polemischen und Dogmatischen, aus welchem sich weder für das eine noch für das andere recht entschiedene positive Resultate entwickeln, mithin die Kritik keine Anknüpfungspunkte findet. Herr von Rumohr verwirft alle bisherige Schönheitstheorie, indem er ihnen den Vorwurf macht, sie lehrten, das Schöne in der Kunst entstehe aus dem Wiederabdrucke des Eindruckes irgend eines außerhalb der Kunst gelegenen Schönen. Vom Schönen selbst aber habe man zwar auf sehr verschiedene

Weise aufgefaßte und ausgedrückte, doch immer nur ganz empirische Begriffe zur Hand gehabt, diese jedoch in Schwulst eingehüllt; weshalb denn auch darin so viel von Gott die Rede sei; als wenn Gott der Schönheit allein angehörte und sonst nirgendwo anzutreffen wäre. Wir wissen nicht, welches ästhetische System Herr von Rumohr hierbei im Auge hat, glauben jedoch, daß derselbe einen versteckten Angriff auf Platon beabsichtigt, welcher allerdings annimmt, daß, wie in der Natur und im Leben, so auch in der Kunst das Schöne sich offenbare, sobald dem Göttlichen Gestalt gegeben werde. Wir wollen diese Lehre, zu welcher wir uns gern bekennen, gegen den Verfasser nicht vertheidigen, sondern ziehen uns aus der Sache, wie Cicero, indem wir erklären, lieber mit Platon irren zu wollen, als mit andern Recht zu haben. Die Erfreulichkeitslehre des Herrn von Rumohr aber ist jedenfalls unzureichend, da sie das Schöne von dem Gefühl des Individuums abhängig macht. Will nun etwa der Verfasser nur dasjenige schön nennen, was dem richtigen Gefühl erfreulich ist, so wird er sich nach einer Norm für die Richtigkeit des Gefühls, und da dieses nur durch sein Objekt, also durch das Schöne erregt werden kann, nach einer Norm für das Schöne denn doch wohl umthun müssen, und dadurch, wie zu fürchten steht, am Ende auf demjenigen Standpunkte ankommen, auf welchem sich Platon, Winckelmann, Lessing, Goethe und alle seine von ihm erwählten Gegner in tiefen Irrthümern, wie er sagt, befangen, schon längst befunden haben. Goethe'n gesteht Herr von Rumohr zwar zu, daß er durch seine Stimme bedeutend auf die öffentliche Meinung gewirkt und durch Lehre und Beispiel seiner Zeit die größte Achtung für die Kunst beigebracht, daß es ihm aber doch an Mannichfaltigkeit und Zusammenhang der historischen Kenntniß und an technischer Einsicht gefehlt, und er niemals einen festen Standpunkt für die Kunst gewonnen habe, auch durch den Einfluß von niedriger gestellten Kunst-

freunden in Widerſprüche und Schwankungen gerathen ſei. Hiermit iſt denn vornehmlich auf Heinrich Meyer gezielt, dem es ebenfalls an umfaſſender hiſtoriſcher Kunde, an techniſcher Einſicht und Erfahrung, ſowie an wiſſenſchaftlichem Geiſte gefehlt haben ſoll. Den unter der Leitung Goethe's und Meyer's geſtandenen weimariſchen Kunſtfreunden wird vorgeworfen, daß ſie jene Anſicht unterſtützt, wodurch den bildenden Künſtlern der Werth ihrer Kunſt ſtreitig gemacht, und mit Hintanſetzung der techniſchen Geſchicklichkeit zuviel Werth auf Gegenſtand und Bedeutung des Kunſtwerks, überhaupt auf ſolches gelegt worden ſei, was in der Kunſt nicht der Kunſt ſelbſt angehöre. So ſchwere Beſchuldigungen gegen Goethe und ſeine Freunde hätten, um irgendwo Eingang zu finden, billig durch Stellen aus ihren Schriften belegt werden ſollen. So wie ſie hier auftreten, ſind ſie nichts als Behauptungen, zu welchen der Beweis noch erſt erwartet werden, bis wohin ihnen nur der reine Widerſpruch entgegengeſetzt werden muß. Haben ſich die W. K. F. in ihren Abhandlungen über die Kunſt vorzüglich mit dem Gegenſtande und der Bedeutung der Kunſtwerke beſchäftigt, ſo haben ſie hierin gewiß das Rechte gethan, da beide ganz eigentlich als Geiſt und Seele eines jeden Kunſtwerks und alſo keineswegs als Dinge, die außerhalb der Kunſt lägen und ihr gar nicht angehörten, zu betrachten ſind; und wenn ſie mit dem Techniſchen ſich weniger beſchäftigten, ſo geſchah dies gewiß, weil ſie dieſen Theil der Kunſt, als ſich von ſelbſt verſtehend, ſchon vorausſetzten, und ſich für berechtigt hielten, zu einer höhern Stufe der Erkenntniß und Lehre hinaufzuſteigen. Dem Verfaſſer muß dagegen der Vorwurf gemacht werden, daß er das Heil der Kunſtbildung hauptſächlich in die Ausbildung der techniſchen Fertigkeiten und frühzeitiges Studium nach der Natur ſetzt, dagegen aber alles Nachdenken über den Gegenſtand, das Aufſuchen einer höhern Idee und Bedeutung des Kunſtwerks als etwas Gefährliches und

Mißleitendes, wo nicht völlig auszuſchließen, doch möglichſt unterzuordnen, und daher den Künſtler auf einer Stufe feſtzuhalten ſucht, die zwar an ſich nothwendig iſt, jedoch nur dahin führt, wo die eigentliche Kunſt erſt anfängt. Herr von Rumohr zeigt ſich hiernächſt höchſt unzufrieden mit jenem Aufſatz der W. K. F. über die neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt, vertheidigt jedoch die darin Angegriffenen auf eine Weiſe, die ihnen ſelbſt wohl am wenigſten genehm ſein möchte, indem er verſichert, daß ihr Einfluß auf die Studien der jungen Künſtlerwelt gar nicht ſo bedeutend geweſen ſei, als die W. K. F. angenommen, wie denn überhaupt durch Schriften wenig Einfluß auf die Künſtler zu gewinnen ſei. Erſt ſpäterhin nach dem Erſcheinen jenes getadelten Aufſatzes ſoll ſich gleichſam aus Oppoſitionsgeiſt eine Neigung zum Bizarren und zur Nachahmung der ſteifen und beſchränkten Manier älterer deutſcher und italiäniſcher Meiſter gezeigt haben, und dies beweiſe, daß man den Teufel nicht an die Wand mahlen ſolle. Er geſteht zuletzt denn doch ſelbſt ein, daß die Anregungen einiger Schriftſteller, gegen welche die W. K. F. ſich auflehnten, und namentlich Fr. Schlegel's, die jungen Künſtler auf Abwege geleitet haben. Man muß bewundern, wie es Herrn von Rumohr entgehen konnte, daß dieſe ſeine verſchiedenen Behauptungen einander beſtreiten und aufheben, und daß nothwendig ſeine Leſer den feſten Standpunkt, deſſen Mangel er Goethe vorwirft, nach ſolchen Aeußerungen auch bei ihm vermiſſen müſſen. Von jenem Abwege iſt die Kunſt, wie Herr von Rumohr eingeſteht, in unſern Tagen zurückgekommen, und wenn dieſes geſchehen, wenn wir, wie die ſchönſte Morgenröthe zu verkünden ſcheint, noch einem hellen heitern Kunſttage entgegenleben, ſollten wir nicht auch davon einen Theil dem belebenden Einfluſſe Goethe's und ſeiner Freunde zu verdanken haben? Zu ſpät kommt Herr von Rumohr in jedem Fall mit ſeiner Rüge gegen Lehren und Schriften, die ihre Wir-

kung nun ſchon längſt gethan haben, und denen, wenn ſie ſchädlich waren, muthig und kräftig entgegenzutreten, vor dreißig Jahren Zeit geweſen wäre. Zu früh aber möchte es ſein, wenn wir Nachlebende uns ſchon über Goethe und ſeine Arbeiten in Beziehung auf die Kunſt erheben wollten, die gründlich verſtehen und dankbar in ſich aufnehmen zu lernen uns für jetzt noch das Rathſamſte ſein dürfte.

Auch von Leſſing behauptet Herr von Rumohr, daß er einen nachtheiligen Einfluß auf die Fortſchritte der Kunſt gehabt habe, indem er gelehrt, daß das Schöne in der Kunſt in dem dargeſtellten Gegenſtande liege, und daß die Poeſie auch unſchöne, die bildende Kunſt hingegen nur ſchöne Gegenſtände darſtellen dürfe, weil jene ihre Gebilde nur mittelbar und vorübergehend, dieſe aber unmittelbar und dauernd vor den Sinn ſtelle. Unſer Verfaſſer dagegen behauptet, daß grade das Umgekehrte der Fall ſei, indem die bildende Kunſt den Vortheil habe, das Widrige durch alle Umſtände der Erſcheinung, als Helldunkel, Form, Verſchiebung, und durch alle Vortheile der Technik zu mildern, zu beſchönigen und zu vermitteln, wogegen in der Poeſie das Widrige, Abſchreckende und Ekelhafte, da es nur durch das Medium der Sprache zur Vorſtellung gelangen könne, viel abgeſonderter und nackter vor die Imagination trete. Sich hiervon zu überzeugen ſolle man ſich nur den Gegenſtand ſo vieler holländiſcher Bilder in idylliſch-poetiſcher Behandlung denken oder z. B. den Cats leſen und dieſen mit den holländiſchen Mahlern vergleichen. —

Wir geſtehen, daß Alles, was Herr von Rumohr hier anführt, uns nicht von der Richtigkeit ſeiner Meinung überzeugen kann, ſondern nur davon, daß er den ſinnlichen Eindruck des Kunſtwerks nicht von dem ſittlichen unterſcheidet, in welchem letztern allein wir den wahren und rechten Maßſtab des Schönen zu finden vermögen. Jene holländiſchen Bilder, von welchen der Verfaſſer ſpricht, ſtehen bei aller

Vortrefflichkeit der technischen Ausführung auf einer untergeordneten Stufe der Kunst, über welche sich zu erheben, des wahren Künstlers Bestreben sein muß. Die Poesie geht ebensowohl als die bildende Kunst auf die Erregung des sittlichen Gefühls aus; sie kann sich aber hierzu bei weitem mehr als diese der Darstellung des Unsittlichen, welches in Beziehung auf die Kunst das Unschöne ist, bedienen, indem sie dasselbe entweder als Schatten dem Sittlichen gegenüberstellt oder es in der Gestalt des Komischen erscheinen läßt, wo es dann den sittlichen Eindruck mittelbar durch den Kontrast hervorbringt. Beispiele zum Beweise dieses Satzes werden sich, wenn auch nicht eben bei Jakob Cats, so doch bei unsern besten Dichtern in Menge finden lassen, und namentlich ist Jean Paul reich an Belegen für die Möglichkeit einer geistreichen und anmuthigen Behandlung der allerwiderwärtigsten Stoffe. Der zweite Irrthum Lessing's soll in der Behauptung bestehen, daß Kunstwerke der todte Abdruck ihres Gegenstandes wären. So wie der Satz hier hingestellt wird, steht er freilich als nicht zu rechtfertigen da; allein es wird sich auch in Lessing's Schriften nicht eine Stelle finden, in der diese Behauptung enthalten oder aus welcher sie heraus zu deuten wäre, und wären diese Schriften den Fortschritten der Kunst wirklich so nachtheilig gewesen, als der Verfasser behauptet, so könnte dies wohl nur der seltsamen Art, sie zu lesen und zu verstehen zugeschrieben werden, von welcher er selbst hier ein so merkwürdiges Beispiel gibt.

Herr von Rumohr hat sich durch Eifer und Liebe für die Kunst, durch seine schätzbaren historischen Kenntnisse und eine mittelst langjähriger Studien erworbene Bilderkenntniß ein Ansehen in der Kunstwelt erworben; seine Stimme kann auf den Gang der Künstlerbildung nicht ohne Einfluß bleiben, und es ist daher um so nöthiger, da, wo er mit Irrthümern auftritt, ihm bestimmt entgegen zu treten. Eine

ausführliche Widerlegung gestattet aber weder der uns hier vergönnte Raum, noch ist dieselbe bei der Form seiner vorliegenden Schrift überhaupt anwendbar, denn diese ist mehr eine Art von Manifest, ein Absagebrief, worin alle bisher anerkannten Autoritäten in der Kunsttheorie für illegitim erklärt werden, und es sind darin, wie es in Manifesten zu geschehen pflegt, die Gründe zur Eröffnung der Feindseligkeiten als positive Thatsachen hingestellt, ohne durch authentische Aktenstücke und eine folgerechte Deduktion unterstützt zu werden. Man muß sich daher vorläufig darauf beschränken, sich gegen die darin gewagten Behauptungen zu verwahren, und das Uebrige bis auf eine weitere Entwickelung der Operationen verschieben.

Sind wir dem Verfasser nun nicht ohne einige Ermüdung auf seinen theoretischen Irrgängen gefolgt, so gereicht es uns um so mehr zur Erholung, ihn auf seinen Reisen durch Italien zu begleiten; denn hier zeigt er sich als ein geistreicher und unterhaltender Reisegesellschafter von seiner liebenswürdigen Seite. Sehr zu seinem Vortheil enthält er sich jeder Beschreibung aller jener Schönheiten und Merkwürdigkeiten, mit deren Darstellung wir durch eine Unzahl von Reisebeschreibungen übersättigt sind, und theilt uns vielmehr in seiner anmuthigen und pikanten Weise die kleinen Anekdoten und Ergebnisse mit, die ihn selbst betroffen haben. Hier zeigt sich seine schon gerühmte Virtuosität in ihrer ganzen Wirkung. Die unbedeutendsten Vorfälle in Wirthshäusern und auf der Landstraße werden unter seiner geschickten Hand zu angenehmen Reisebildchen; aber auch ernstere Betrachtungen und Schilderungen werden anregend und belehrend eingeflochten, und was er über einige merkwürdige Bilder sagt, wird für die Kunstfreunde anziehend und unterrichtend sein. Die Erzählung der dem Verfasser selbst zugestoßenen Verfolgung durch Räuber gewährt außer der in der geschickten Darstellung liegenden Unterhaltung einen interessanten

Einblick in den Zuſtand römiſcher Juſtiz- und Polizeieinrichtungen; die Notizen über den Pfaerer Thaney und Fra Diavolo werden dem Hiſtoriker nicht unwerth ſein; in der Schilderung des Mahlers Horny und anderer eigenthümlicher Perſönlichkeiten, ſowie vornehmlich in dem trefflichen Portrait von Ludwig Tieck zeigt ſich der Verfaſſer als einen ausgezeichneten Karakterzeichner, und ſo können wir mit Recht ſagen, daß nicht leicht eine Klaſſe von Leſern bei dieſem Buche ganz leer ausgehen wird. Was Herr von Rumohr von ſeinen erſten beiden Reiſen erzählt, hat, wiewohl auch hier die Beziehung auf die Kunſt nicht ganz fehlt, doch mehr ein allgemeines Intereſſe; der dritten hingegen liegt ſowohl in Hinſicht ihrer Veranlaſſung als ihrer Beſchreibung kein anderes als das Kunſtintereſſe zum Grunde. Der Verfaſſer ſucht die Fehler in dem heutigen Bildungsgang der jungen Künſtler nachzuweiſen, und deutet auf eine hierin anzuwendende beſſere Methode hin, indem er dieſe an einem lebendigen Beiſpiele nachweiſt. Herr Franz Nerly nämlich, ein jetzt ſchon hoch geſchätzter, talentvoller vier und zwanzigjähriger Landſchaftsmahler, iſt von ſeinem ſechzehnten Jahre an von Herrn von Rumohr nicht nur in den erſten Anfangsgründen unterwieſen, ſondern hat auch unter ſeiner ſpeciellen Leitung alle weitern Kunſtſtufen erſtiegen, und alſo von der hier anſchaulich beſchriebenen Methode das günſtigſte Zeugniß abgelegt. Alles, was der Verfaſſer über dieſen Gegenſtand, namentlich über die frühe Anleitung zum Gebrauch der techniſchen Handgriffe und Vortheile, des frühzeitigen Arbeitens nach der Natur und des gleichzeitig zu beginnenden Studiums der Anatomie anführt, verdient gewiß die ernſteſte Beherzigung, nur bleibt dabei auch zu bedenken, daß Herr von Rumohr ſeinen Schüler hiermit immer nur erſt über die freilich ſteilen Stufen des Kunſttempels hinan in deſſen Vorhallen geführt hat. Den rein techniſchen Theil der Kunſt, den Herr von Rumohr immer für die Hauptſache der Kunſt.

zu nehmen geneigt scheint, indem er auf das Geistige und Ideale, auf den ethischen Theil derselben, meistens mit Ironie als außerhalb der Kunst liegend hindeutet, hat der junge verdienstliche Künstler unter seiner Leitung gewiß zu seinem Glück sich angebildet. Die höhere Stufe der eigentlichen Produktion aber soll von ihm, nach dem was von seinen Werken bis jetzt zur Oeffentlichkeit gelangt ist, noch erst erreicht werden. Die technische Unterweisung ist gewiß von hoher Wichtigkeit und einer zu verbessernden Methode so bedürftig als würdig, doch hüte man sich wohl, den Werth dieses Theils des Kunstweges auf Kosten des höhern, geistigen, des Theils, wo der Körper der Kunst erst seine Seele empfängt, wo die Unterweisung aufhört und die Bildung anhebt, auf eine ausschließliche und einseitige Weise zu überschätzen. Denn auch diese Richtung hat wie in allen, so auch in den bildenden Künsten schon unendlichen Schaden angerichtet, und möge es diesen dann nicht ergehen wie der Musik, in der wir bei der Ueberfülle glänzender Virtuosen bald keine Musik mehr haben, und wie der Orchestik, von der als Kunst schon gar nicht mehr die Rede ist.

Der noch übrige Theil des Buches handelt nur von den persönlichen Beziehungen und Einwirkungen des Verfassers auf die berliner Kunstsammlung und auf die Anordnung des Museums, und hier kommen wir zu einem Abschnitt, dem die Rumohr'sche Erfreulichkeit des Scheines in keiner Weise beiwohnt.

Herr Hofrath Hirt hatte in einer in diesen Blättern abgedruckten Recension des dritten Theils der italiänischen Forschungen des Herrn von Rumohr in Hinsicht mehrerer darin enthaltenen Angaben über das Leben und die Werke Raphael's von dem Verfasser abweichende Meinungen aufgestellt, und jene Angaben als irrig bezeichnet; er hatte bei dieser Gelegenheit geäußert, daß in dem berliner Museum mehrere Bilder als Werke Raphael's aufgestellt wären, die

nicht nur von diesem großen Meister nicht herrührten, sondern zum Theil auch von sehr geringem Kunstwerth wären, und hatte zugleich bedauert, daß eine so schlechte Auswahl und Aufstellung bei einem Institute stattgefunden, an welchem er den lebhaftesten Antheil genommen. Ueber den Werth oder Unwerth von Kunstwerken und über die Bestimmung der Meister, von welchen sie herrühren, haben sich von je an die widerstreitendsten Meinungen geltend gemacht. Irrthümer sind hierbei möglich, ja unvermeidlich. Das Urtheil über Gegenstände dieser Art ist aber niemals einer Beschränkung unterworfen worden, auch würde eine solche der Kunst nur zum höchsten Nachtheil gereichen können. Der von Herrn Hofrath Hirt ausgesprochene Tadel war allerdings freimüthig und scharf, allein er hielt sich, mochte er nun gegründet sein oder nicht, in den Grenzen der erlaubten Erörterung und Beurtheilung; er traf die Sachen, ohne die Personen zu berühren; wenigstens nicht unmittelbar, denn mittelbar lagen allerdings auch gegen diese manche bittre Vorwürfe im Hintergrunde. Daher auch die Wirkung im Publikum heftiger war, als man hatte vermuthen dürfen. Die Verhandlung erhielt eine ganz ins Persönliche gehende Richtung. Einige gewechselte Streitschriften geben davon bedauernswerthes Zeugniß. Herr von Rumohr nahm, wie es scheint, erst spät von der Sache Notiz, und noch später Theil an dem Streit; letztere anfangs nur scherzhaft, in dem vierten Theile seiner deutschen Denkwürdigkeiten. Allein er fand sich in manchem Betracht zu hart verletzt, als daß er nicht auch in ernsthafter Weise hätte auftreten sollen. Er war bei der Auswahl der in dem Museum aufgestellten Bilder und bei der Aufstellung selbst zu Rathe gezogen, und seine Rathschläge, wie er zu verstehen gibt, auch angenommen worden. Hier galt es demnach mehr als ein litterarisches Interesse zu vertheidigen; es war eine persönliche Wirksamkeit zu rechtfertigen. In seinem Unwillen, den wir nach

Beschaffenheit der Umstände im Ganzen als motivirt zugeben dürfen, läßt er sich aber ebenfalls zu der getadelten Herbheit des persönlichen Angriffs fortreißen, die dem Interesse der Sache am wenigsten förderlich ist; er erklärt hier seinem Gegner, Gleiches mit Gleichem erwiedernd, daß er ihn äußerst geringschätze; er nennt ihn einen litterarisch-ästhetischen Tartüffe; er fragt ihn, ob er das Ding: „Gewissen" kenne; er legt ihm die Absicht unter, die höchsten Behörden und Personen in Schriften anzugreifen, denen zum Karakter solenner Schmähschriften gar wenig abgehe; die Absicht, sie auf das gröbste öffentlich zu beschimpfen, indem er eine Auswahl und Aufstellung von Bildern tadele, die zwar auf den Rath des Herrn von Rumohr erfolgt, doch von ihnen gebilligt worden sei.

Referent steht mit keiner der streitenden Personen in irgend einer Beziehung; er sieht die Sache völlig unbefangen an und würde sie auch so beurtheilen, wenn Urtheil hier am Orte, wenn es nöthig wäre. Hier aber ist bloßer Bericht schon Urtheil und Abkürzung des Berichtes gereicht zu Gunsten beider Theile. Dieser Gegenstand tritt aus dem Bereich der wissenschaftlichen Kritik hinüber in den der sittlichen, und diese ist nicht unsers Amtes. —

---

## XXXIII.

**Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832, von Friedrich von Müller. Weimar 1832. 8**

Wer könnte uns über das innere und äußere Leben des großen Abgeschiedenen bessere Kunde geben als der Verfasser dieser kleinen Schrift, der durch eine so lange Reihe von Jahren sein Mitarbeiter, sein Freund, sein täglicher Lebensgenosse war. Die Aufgabe aber, eine Erscheinung wie Goethe

nicht nur nach der äußern Physiognomie seines Lebens, sondern auch seinem innern Karakter nach in der Totalität seines Wollens und Wirkens darzustellen, erklärt der Verfasser selbst für zu schwierig, um sie jetzt schon lösen zu können. Er fordert daher alle, die hierzu befähigt sind, auf, zur Vorbereitung eines solchen Werkes einzelne Züge zu sammeln, wahrheitstreue Studien darzubieten, und liefert selbst einen Beitrag hierzu, indem er, aufgefordert von der in der Ueberschrift bezeichneten Versammlung, deren Mitglied auch Goethe war, zu dessen Andenken zu sprechen, die Eigenthümlichkeit der rastlosen praktischen Thätigkeit desselben darzustellen sucht.

Referent wird abkürzend dem Gange der Rede folgen und einzelne interessante Züge herausheben. Der Redner deutet zuerst auf zwei schon früh in Goethe sichtbare, einander widerstrebende Eigenschaften hin: eine überschwenglich produktive Einbildungskraft und einen kindlich reinen Natursinn, dem überall ein Lebendiges begegnet und der überall thätig ins Leben einzugreifen strebt. Diese Liebe zur Natur, welche die unruhige Thätigkeit seines Geistes zum Realen hinlenkt, wird ihm zum Heilmittel der Leidenschaften und bewahrt ihn unter Abwegen vor Verirrung, mitten unter Abenteuern vor abenteuerlicher Richtung. Schon als Knabe zur Gestaltung einer mährchenhaften Welt, zu poetischen Fiktionen geneigt, zieht ihn dennoch das Lebensgewühl seiner Vaterstadt als ein Reales an, er gibt sich der Anschauung und Erkenntniß menschlicher Thätigkeit hin, strebt danach, sich jede imposante Naturerscheinung zu enträthseln; was er erblickt, wird ihm zum Bilde. Das Zeichnen wird ihm Organ des Verständnisses und Symbol der innern Anschauung. Aufgeregt später durch die Probleme der sittlichen Welt, findet er den Frieden durch die Erkenntniß allgemeiner Naturgesetze; er fühlt die Wahrheit, daß alle Kunst durch Naturanschauung bedingt ist. Lebhaft strebend nach dem Lorbeerkranz des Dichters und schon bewußt des großen Eindrucks seiner ersten

Dichtungen, fühlt er dennoch, unverführt von den Reizen des ungebundenen Dichterlebens, daß die Schöpfungen des Dichters ſich auf praktiſche Wirkſamkeit und Erfahrung ſtützen müſſen. Der Dichter des „Werther" und des „Götz" tritt, dem Rufe ſeines fürſtlichen Jugendfreundes folgend, unmittelbar in den Staatsrath eines regierenden Fürſten. Hier nun entfaltet ſich ſein Trieb zur Naturerkenntniß auf das angemeſſenſte, indem ſeine Neigung zur Pflicht wird und dieſe ſeine Thätigkeit ſteigert. Aus ſeinen botaniſchen Studien, durch fröhliches Jagdleben angeregt, durch Umgang mit Sachkundigen und das Gefühl der Unzulänglichkeit des bisherigen Syſtems gereift, geht ſpäter ſeine „Metamorphoſe der Pflanzen", die er als eine Herzenserleichterung bezeichnet, hervor. Auch andere Studien der Natur und Technik verfolgt er mit Eifer und ſchreitet ſogleich zur Anwendung der gewonnenen Kenntniſſe beim Berg-, Straßen- und Waſſerbau zu mannichfachem Vortheil des Landes, wobei denn der hohe Sinn ſeines Fürſten ihn nicht nur begünſtigt, ſondern auch dafür ſorgt, daß durch Berufsgeſchäfte die Freiheit des Dichters und Naturforſchers nicht verkümmert werde. Goethe's dankbares Gefühl ſpricht ſich hierüber in ſeinen aus Rom an den Herzog von Weimar gerichteten Briefen aus, von denen der Redner einige ſehr ſchöne Stellen auszugsweiſe mittheilt. Er bittet den Herzog, ihn künftig das thun zu laſſen, was Niemand als er thun könne, das Uebrige aber andern aufzutragen. Dieſer Wunſch findet Erfüllung; von dem Präſidium der Kammer und der Kriegskommiſſion entbunden, konnte Goethe nach ſeiner Rückkehr aus Italien ſich nach freier Neigung bald den Muſen, bald praktiſcher Wirkſamkeit widmen. In dieſe Periode fällt ſein Verhältniß zur Univerſität Jena und die Uebernahme der Theaterdirektion, die auf die deutſche dramatiſche Kunſt ſo bedeutend einwirkte. Der Redner geht nun zu der von vielen Freunden und Lebensgenoſſen Goethe's bemerkten Umwandlung

seines Weſens nach ſeiner italiäniſchen Reiſe über und bemerkt, daß er damals einigen als erkaltet, andern als verſchloſſen, ſelbſtſüchtig, den meiſten als räthſelhaft erſchienen ſei. Er erklärt dies dadurch, daß Goethe reicher und reifer, zugleich aber geſammelter und beruhigter zurückgekehrt ſei; daß er ſich überzeugt habe, daß man, um das Möglichſte zu leiſten, ſich vor dem Erſtreben des Unerreichbaren, vor Zerſplitterung der Kräfte und Gefühle zu hüten habe. Gegen die zudringlichen Anforderungen, die er nach der Rückkehr aus jenem damals den mehrſten noch in einem Zauberlichte vorſchwebenden Lande erwarten mußte, war er genöthigt, ſich zur Behauptung ſeiner Selbſtändigkeit zu verſchließen und ſein Inneres zu verſchleiern. Von Rom her datirt ſich die ernſte Maxime der Entſagung, die er während ſeines ganzen ſpätern Lebens unausgeſetzt übte.

Der Zauberkreis der Kunſt aber vermochte nie, ſeiner Liebe zur Natur Eintrag zu thun, und auch hierüber wird eine ſehr ſchöne Stelle aus ſeinen römiſchen Briefen an die Großherzogin Louiſe von Weimar angeführet, die mit den Worten ſchließt: „Bei den Kunſtwerken iſt viel Tradition, die Naturwerke ſind immer wie ein friſch ausgeſprochenes Wort Gottes". Der Vortheil, den Goethe in ſeinen Naturſtudien für die Poeſie und in dieſer wieder für ſeine Auffaſſung der Naturwiſſenſchaft fand, wird erwähnt, und gerühmt, wie keine Zerſtreuung, keine Geſelligkeit, kein Kunſtgenuß, ſo lockend er ſein mochte, ihn von ſeinen Naturſtudien abziehen konnte, die er inmitten der bewegteſten Welt- und Kriegszuſtände, ja ſelbſt unter Gefahren unerſchütterlich fortſetzte. An die Theilnahme Goethe's an den Verſammlungen der jenaſchen naturforſchenden Geſellſchaft knüpft ſich ſein Freundſchaftsbund mit Schiller, der eine ſeiner ſchönſten Lebensepochen begründet. Der blühende Zuſtand der Univerſität Jena, wie Goethe auf ihn und derſelbe wieder auf Goethe einwirkte, wird geſchildert und der fruchtbare

Umgang mit Alexander und Wilhelm von Humboldt erwähnt, dann ſein Einfluß auf das weimariſche Theater dargeſtellt. Bei dem Verluſte Schiller's ſucht und findet Goethe nur in den Naturſtudien ſeinen einzigen Troſt; nach der Schlacht von Jena überarbeitet er die „Metamorphoſe der Pflanzen" und weiß ſich immer bei ſchmerzlichen oder bedrohlichen Ereigniſſen durch irgend eine neue geiſtige Schöpfung oder anſtrengende Unternehmung am beſten zu helfen. Es wird nun erzählt, wie bei dem plötzlichen Abgange der wichtigſten Lehrer von Jena und der Entführung der „Allgemeinen Litteraturzeitung" Goethe durch kräftigſte Gegenwirkung ſofort ein neues, dem bedrohten ganz ähnliches Inſtitut hervorgerufen und die abgehenden Lehrer durch neue und tüchtige erſetzt hat, woraus dann die geiſtreichſten Recenſionen jener Epoche, namentlich die vortrefflichen Karakteriſtiken der Gedichte von Voß, Hebel und Grübel hervorgingen. Die Ordnung und Zuſammenſtellung der jenaſchen Bibliotheken zu einem überſichtlichen Ganzen in neuerbauten heitern Sälen, die durch Beſiegung vielfacher Hinderniſſe in kurzer Friſt gelang; die Errichtung der Sternwarte, die Einrichtung der Veterinairſchule, die Leitung des weimariſchen Schloßbaues, die Stiftung der Zeichenſchule zu Weimar, die Herausgabe der „Propyläen", die Ausſetzung der Preisaufgaben für bildende Künſtler werden zunächſt vorübergeführt. Goethe wird ſodann vertheidigt gegen den Vorwurf der Theilnahmloſigkeit an der politiſchen Geſtaltung ſeines Vaterlandes, des Schweigens in großen Momenten patriotiſcher Aufregung und der Abneigung gegen die Entwickelung freiſinniger Ideen. Er wollte, ſagt der Redner, das reine Element ſeines Denkens und Schaffens nicht trüben laſſen durch die wirren Erſcheinungen des Tages, noch weniger ſich zum Wortführer irgend einer Partei aufwerfen, wenngleich Gall das Organ des Volksredners in höchſter Ausbildung an ihm entdeckt haben will.

Goethe war überzeugt, daß dem Menſchen weniger von

außen als von innen heraus zu helfen ſei, und ihm erſchien als tyranniſch nur das, was den Fortſchritt ſittlicher und intellektueller Bildung aufzuhalten droht. Die Freiheit des Gedankens hat er immer ſtandhaft vertheidigt und ſeine Beobachtungen über die Gebrechen und Heilmittel öffentlicher Zuſtände in ſeinen Schriften bald verhüllter und ſymboliſch, bald offen niedergelegt. Dagegen war ihm alles nutzloſe Radotiren und leidenſchaftliche Parteinehmen in tiefſter Seele verhaßt. War er mit irgend einem wichtigen Werk beſchäftigt, ſo verſagte er ſich auf mehrere Monate alles Leſen öffentlicher Blätter. „Es fällt einem doch mitunter auf", ſchrieb er an Zelter, „daß man von dem Vergangenen ſo viel weiß als ein anderer auch, und daß man durch die Kenntniß deſſen, was der Tag bringt, nicht klüger und nicht beſſer wird. Dieſes iſt von größter Wichtigkeit. Denn genau beſehen, iſt es von Privatleuten doch nur eine Philiſterei, wenn wir demjenigen zu viel Antheil ſchenken, worin wir nichts wirken können. Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr ſagen: ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. Alſo wollen wir uns, ſo lange es Tag iſt, nicht mit Allotrien beſchäftigen." Bei einer andern Gelegenheit ſchreibt er an einen jüngern Freund: „Es iſt ganz gleichviel, in welchem Kreiſe ein edler Menſch wirke, wenn er nur dieſen Kreis genau kennen zu lernen und völlig auszufüllen weiß. Wofür aber der Menſch nicht wirken kann, dafür ſoll er auch nicht ängſtlich ſorgen, nicht über Bedürfniß und Empfänglichkeit des Kreiſes hinaus, in den ihn Gott und die Natur geſtellt, anmaßlich wirken wollen. Alles Voreilige ſchadet, die Mittelſtufen zu überſpringen iſt nicht heilſam, und doch iſt jetzt alles voreilig und jedermann ſprungweiſe zu verfahren geneigt. Thue nur jeder an ſeiner Stelle das Rechte, ohne ſich um den Wirrwarr zu bekümm-

mern, der fern oder nah die Stunden auf die unſeligſte Weiſe verdirbt, ſo werden Gleichgeſinnte ſich bald ihm anſchließen und Vertrauen und wachſende Einſicht von ſelbſt immer größere Kreiſe bilden,

Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme."

Um ſich her wußte Goethe alles zu beleben, und ſeinen Umgebungen und Gehülfen drückte er einen eigenthümlichen Stempel auf, wußte jeden in beſchränkter Sphäre zu tüchtigen Leiſtungen aufzuregen und ſeine Bildung zu entwickeln. Der Herzog hatte alle Muſeen, wiſſenſchaftliche und Kunſtinſtitute unter ſeine Oberleitung geſtellt, wodurch er dann ſeine praktiſchen Zwecke planmäßig verfolgen konnte. Er befolgte den Grundſatz, lieber aus kleinen Anfängen jedes Inſtitut allmälig heranwachſen zu laſſen, als mit zu großer Anſtrengung nach dem Impoſanten zu ſtreben, und hat hierdurch Bedeutendes geleiſtet. Ernſten Beſtrebungen war er gern beförderlich, zog ſich aber entſchieden zurück, ſobald er ein vages, willkürliches Herumtappen oder ſchrankenloſes Wollen bemerkte. Der Polemik war er abhold und ſuchte nur durch erneutes Aufſtellen und Ausüben des Wahren und Rechten zu wirken. „Es gibt nur zwei Wege", behauptete er, „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leiſten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zur Gegenwirkung auf und iſt überhaupt nur wenigen Begünſtigten verliehen; Folge aber, beharrliche, ſtrenge, kann auch vom Kleinſten angewendet werden und wird ſelten ihr Ziel verfehlen, da ihre ſtille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltſam wächſt. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgeſetzt Einfluß üben *kann*, iſt es gerathener, gar nicht wirken zu *wollen*, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in ſich ſelbſt Heilmittel mit ſich führet, ſtört, ohne für die beſſere Richtung Gewähr leiſten

zu können." Die Zeit wußte er wie Keiner zu nutzen. Einſt hat er ſich, als der Beſuch eines erhabenen Königs ihn beglückte, mitten aus den anziehendſten Geſprächen auf einige Minuten weggeſchlichen, um ſchnell für ſeinen „Fauſt" eine eben in ihm aufgetauchte Idee niederzuſchreiben. Seine Ordnungsliebe ging ins Unendliche; über jede ſeiner Unternehmungen, ſelbſt über die angeordneten Maskenzüge legte er ſich Aktenhefte an und entwarf periodiſche Tabellen über die Ergebniſſe ſeiner Thätigkeit. Alle ſeine Arbeiten wurden vorher ſchematiſirt. Dabei mußte ſelbſt das Unbedeutendſte reinlich und zierlich geſchrieben und beſiegelt ſein. Nichts in ſeiner Umgebung durfte die Harmonie des Eindrucks ſtören. Wechſel der Thätigkeit war ihm die einzige Erholung, und bei der Unzahl von Arbeiten aller Art im höchſten Lebensalter wußte er dennoch einige Stunden täglich für beſuchende Freunde zu gewinnen. Wiewohl er ſich auf Zeiten ſtreng vor der Welt abſchloß, hielt er ſich doch in Kontakt mit ihr. „Melde mir ja", ſchreibt er an Zelter, „vom Alten und Neuen, auch vom Augenblick Mannichfaches: denn wenn ich gleich meine Zugbrücken aufziehe und meine Fortifikationen immer weiter hinausſchiebe, ſo muß man doch zuweilen auch wieder Kundſchaft einziehen." Mit irgend einem Gegenſtande beſchäftigt, lehnte er alles ſeinem Ideengange Fremde ſtandhaft ab. Gelang ihm dieſe Koncentration nicht, ſo ſchritt er oft zu den extremſten Mitteln und ſchnitt plötzlich alle Kommunikation nach außen gewaltſam ab. Kaum aber hat die Einſamkeit ihn von der Fülle ſeiner Ideen entbunden, ſo wird er neuen Intereſſen zugänglich und ſchwimmt in dem friſchen Elemente ausgebreiteten Daſeins. Bei der unzählbaren Menge der an ihn gerichteten Sendungen, und da er dem Grundſatz treu blieb, nichts zur unrechten Zeit zu thun und zu genießen, behielt er manches monatelang unentſiegelt und blieb oft lange mit ſeinen Antworten im Rückſtande, nahm jedoch ſpäter gern Veranlaſſung zu wohlwollen-

der Ausgleichung und überraschte manchen, der an seiner Theilnahme schon verzweifelt, unvermuthet durch ein liebevolles Blatt. Er ward aber auch oft auf die zudringlichste Weise belästigt, nicht nur durch angehende Musenjünger, die Rath und Urtheil begehrten, sondern selbst durch ganz fremde Personen, die sich in den wunderlichsten Fällen, z. B. wegen Heirathen, Wahl eines Berufs, Häuserbau, Kollekten u. s. w., an ihn wendeten. Seine Theilnahme an Erfindungen, Industrie, Technik und Naturkunde steigerte sich noch im höchsten Lebensalter. Von Unternehmungen wie der Eriekanal, der Tunnel und dergleichen verschaffte er sich Risse. Die halleschen Missionsversuche beschäftigten ihn lebhaft, man fand ihn oft über Daub's, Creuzer's, Paulus' und anderer Schriften; unter seinen Papieren fand sich die Skizze zu einer Kantate auf die Reformation. Einem französischen Geistlichen, der ihn besuchte, entwickelte er unvermuthet im Umriß die letzten drei Jahrhunderte der französischen Kirchengeschichte. Die verewigte Großherzogin Louise sowohl als die jetzt regierende Großherzogin Maria besuchten ihn wöchentlich zu bestimmten Tagen und Stunden, wobei er ihnen dann eingegangene interessante Litteratur- und Kunstgegenstände vorzeigte und erläuterte, und diese regelmäßig wiederkehrenden Tage machten ihn sehr glücklich. Es war ihm Bedürfniß, jeden Zustand, jedes Ereigniß in einen Begriff zu verwandeln. Seine Fertigkeit hierin war das Fundament seiner praktischen Lebensweisheit und erhielt ihn unter allen Umständen im Gleichgewicht. Zur Zeit der Julirevolution schrieb er beruhigend an Zelter: „Man bedenke, daß mit jedem Athemzuge ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden und Sorgen kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt. Hierin bekräftigt mich das mir eben wiedererneuerte Wort jenes Alten: „Ich lerne immerfort, nur daran merk' ich,

daß ich älter werde". Darf ich mich doch nicht beklagen, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen. Friede mit Gott, und ein Wohlgefallen an wohlwollenden Menschen!" In diesem mehr als dreißigjährigen Briefwechsel mit Zelter legte er alles nieder, was ihn freute und quälte; die Briefe wechselten beinahe regelmäßig allwöchentlich. Wie er sich bei Unglücksfällen benahm, ersieht man aus folgenden nach dem Tode seines einzigen Sohnes an Zelter gerichteten Worten: „Hier nun kann allein der große Begriff der Pflicht aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich im Gleichgewicht zu erhalten. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen." So greift er, um den Schmerz zurückzudrängen, zu einer lang verschobenen Arbeit, „sich ganz darin zu absorbiren". In vierzehn Tagen hat er den vierten Band seines Lebens fast ganz vollendet, als die bekämpfte Natur sich rächt und ein Blutsturz ihn an den Rand des Grabes führt. Kaum genesen, bestellt er sorgsam sein Haus, ordnet seinen litterarischen Nachlaß und bemüht sich, mit der Welt völlig abzuschließen. Aber indem er seine Leistungen überblickt, verdrießt es ihn, den „Faust" unvollendet zu hinterlassen; in der zweiten Abtheilung fehlt noch der größte Theil des vierten Aktes; er ergänzt ihn und darf am Vorabend seines letzten Geburtstages die Aufgabe seines Lebens für vollendet erklären. An seinem Geburtstage eilt er nach Ilmenau, erfrischt sich und kehrt dann zu seinen Naturbetrachtungen zurück. Zur Erholung läßt er sich den Plutarch vorlesen, nimmt zugleich die neuere französische Litteratur, diese „Litteratur der Verzweiflung", wie er sie nannte, mit Geduld und Eifer vor, gewahrt dabei, wie der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire über den Urtypus der Thierwelt seine eigne Lieblingslehre berührt, und spricht sich noch einmal keck und frisch darüber aus; er sendet sei-

nen Aufſatz an Varnhagen von Enſe, läßt an dem nämlichen Tage noch Briefe reichſten Inhalts an Wilhelm von Humboldt, Zelter, Graf Kaspar von Sternberg und andere abgehen: — da naht unerwartet der ſtille Genius, und inmitten heiterſter Thätigkeit, liebevollen Schaffens und Waltens ſehen wir ihn abgerufen zu höherm Wirken, auf daß ſein eignes großes Loſungswort erfüllt werde:

Es gilt am Ende doch nur vorwärts.

Der Inhalt der Vorleſung iſt, wie der Leſer aus dem obigen treuen Auszuge ſieht, eine geiſtreiche und genaue hiſtoriſche Ueberſicht der gewaltigen Lebensthätigkeit Goethe's von ihrem erſten Urſprunge bis an das Ende. Bis auf einige Briefſtellen und Wortanführungen iſt dieſelbe jedoch aus ſchon bekanntem Stoffe geformt. Der Leſer aber wünſcht natürlich mehr ſpecielle, karakteriſtiſche Lebensäußerungen und Züge, und zwar vorzüglich neue zu erhalten, und jedem wäre es gewiß erfreulich geweſen, wenn der Herr Verfaſſer, dem hierzu die Quellen reichlich fließen müſſen, der von ihm am Eingange erlaſſenen Aufforderung zur Sammlung ſolcher Züge gleich ſelbſt zu entſprechen, einen kleinen Anfang gemacht hätte. Die Falk'ſche Schrift hat durch Mittheilungen einer Menge intereſſanter, bis dahin noch völlig unbekannter Anekdoten, Geſpräche und Urtheile Goethe's mit vollem Recht allgemeine Theilnahme erworben; gewiß aber müſſen diejenigen, die ſo glücklich waren, zu ſeinen nähern Umgebungen zu gehören, noch einen reichen Schatz ſolcher Blüthen bewahren, deren Mittheilung das Publikum mit Sehnſucht erwartet. Hoffen wir denn, daß der Herr Verfaſſer, dem es an Stoff dazu nicht fehlen kann, hierin nicht zurückbleibe, jedenfalls aber werden künftige Sammler wohlthun, wenn ſie die in dieſer kleinen Schrift in trefflicher Anordnung gegebenen Andeutungen gleichſam als Kapitelüberſchriften benutzen und daran dasjenige, was die Zukunft bringen wird,

in regelmäßiger Folge anreihen, woraus dann ein ſchönes und vollſtändiges Bild des großen Geiſtes allmälig gleichſam von ſelbſt erwachſen wird.

---

## XXXIV.

Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit. Zweiter Beitrag zu ſeiner Karakteriſtik, von Friedrich von Müller. Weimar 1832. 8.

---

Wie Goethe Welt und Menſchheit in ſich aufnahm, ihre Wirkungen empfand, erkannte und zur Anſchauung brachte, dies hat er ſelbſt in ſeinen Werken uns offenbart; wie aber er hinwiederum den Mitlebenden, den in weitern und engern Kreiſen von ſeiner Wirkſamkeit Berührten erſchien, in welcher Weiſe er auf ſie einwirkte, davon müſſen wir die Kunde von denjenigen erwarten, die des Vorzuges theilhaft wurden, ſeinen perſönlichen Umgang zu genießen, zu ſeinen Beſtrebungen mitzuwirken oder durch ihn in den ihrigen gefördert zu werden, kurz von allen, die einer direkten geiſtigen Mittheilung von ihm ſich zu erfreuen hatten. Möge jeder, der es vermag, das Seinige hierzu beitragen, denn den nachlebenden Geſchlechtern wird jeder Zug zu dem Bilde erſehnt und willkommen ſein, in welchem eine ſo große Exiſtenz in ihnen fortleben wird. Vor kurzem erſt hat Herr Kanzler von Müller einen ſchönen Akt reinſter Pietät erfüllt durch die Mittheilung der in Erfurt über Goethe's praktiſche Wirkſamkeit geſprochenen trefflichen und gehaltreichen Worte, und ſchon erfreut er uns von neuem durch eine von der tiefſten Liebe zu ihrem Gegenſtande durchdrungene Darſtellung Goethe's in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit. In den kurzen Raum einer in der Trauerverſammlung der Freimaurerloge zu Weimar am 9. November 1832 gehaltenen Rede drängte derſelbe die Hauptmomente zuſammen, in welchen er das

Leben ſeines großen Freundes in ſittlicher Beziehung aufgefaßt hat, und da auch hier wieder durch manche Thatſachen und von dem Redner aus ſeiner Erinnerung mitgetheilte mündliche Aeußerungen des Gefeierten der Vortrag belebt und dieſer gleichſam in die Verſammlung ſeiner Brüder zurückgeführt wurde, ſo wird es dem Leſer nicht unwillkommen ſein, wenn wir, dem Gange des Vortrages folgend, deſſen bedeutſamen Inhalt im Umriſſe hier mittheilen.

Nachdem zuvörderſt daran erinnert, wie vor zwanzig Jahren Goethe an derſelben Stelle Wieland's Todtenfeier ſo würdig und herrlich begangen und dadurch gleichſam einen Wink gegeben habe, wie auch ſein Tod nicht mit Symbolen der Trauer, ſondern mit Blumen und Kränzen zu feiern ſei, dann, was er in jenen zwanzig Jahren, was in ſeinem Leben überhaupt geleiſtet, im raſchen Ueberblick vorübergeführt worden, leitet die Betrachtung ſeines Todes natürlich auf Goethe's eigene Anſicht vom Tode. So wie denſelben die Beobachtung ſeines eigenen Entwickelungsganges und ſeiner innern Kämpfe zu dem Princip der Metamorphoſe in der organiſchen Welt hinführte, und wie er dies auch auf alle ſittlichen Zuſtände in der Geſchichte und im Leben anwandte, ſo erblickte er auch im Tode nichts anderes als Metamorphoſe. Sein lebendiger Blick ſah im ganzen Univerſum nur Leben und Thätigkeit. Stillſtand, Aufhören, Nichtſein waren ihm Worte ohne Sinn und Bedeutung. So rief er dem Redner einſt in nächtlicher Stunde zu: „Glaubt ihr, ein Sarg könne mir imponiren? Kein tüchtiger Menſch läßt ſeiner Bruſt den Glauben an Unſterblichkeit rauben!“

Die Geſchichte von Goethe's Jugend und erſter Ausbildung, die wir von ſeiner eigenen Hand beſitzen, wird in wenigen Monaten, bis zu ſeinem erſten Auftreten in Weimar fortgeführet, uns noch tiefere Blicke in die Geheimniſſe ſeines im Kampf mit keiner Leidenſchaft erliegenden Herzens

thun lassen. Aus Motiven edler Selbstverleugnung enthielt er sich gleicher Ausführlichkeit bei der Darstellung seines frühern Lebens in Weimar, die er in wenige Blätter kursorisch zusammendrängte. Auf die ihm hiergegen von seinen Freunden gemachten dringenden Vorstellungen erwiederte er: „Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Mährchen darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen — ernstliche Studien neben verwegensten Unternehmungen und heiterste Mittheilungen trotz abweichenden Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles miterlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde vielen weh, vielleicht wenigen wohl, mir selbst niemals Gnüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im einzelnen zugegangen, bleibt mein eigenstes Geheimniß."

Wenn wir aber die Entbehrung solcher für Goethe's Leben bedeutsamster Mittheilungen beklagen müssen, so tröstet uns Herr von Müller durch die Nachricht, daß Großherzog Karl August durch Aufbewahrung des schönsten Theils handschriftlicher Dokumente aus jener Zeit noch am Vorabende seines Scheidens dafür gesorgt habe, daß diese köstlichen Reliquien in späterer Zeit öffentlich kund gemacht werden, und dann werde die Welt den ganzen seltenen Werth, die ganze Karakter- und Gemüthsgröße des Mannes kennen lernen, den kleinlicher Neid und blöder Stumpfsinn so oft aus dem Gesichtspunkte der Gemeinheit zu lästern, und, wo sie die Uebermacht seines Geistes nicht anzufechten vermochten, wenigstens in seiner sittlichen Würde zu entstellen versuchten. Mit Begeisterung faßt hier der Redner alle Größe, die Goethe in seinen Werken erreicht, den Ruhm, den er erworben,

ſo daß ihn ſelbſt das Ausland den ſtaunenswürdigſten Mann ſeines Jahrhunderts genannt, zuſammen, um den Brüdern dann mit edlem Stolze zuzurufen: „Uns war er mehr".

Nunmehr zu den einzelnen perſönlichen Eigenſchaften Goethe's übergehend, bemerkt Herr von Müller, daß deſſen ganze Liebenswürdigkeit, die ganze harmoniſche Fülle ſeines Daſeins erſt im nähern perſönlichen Umgange hervorgetreten ſei. Von der Natur mit großer Empfänglichkeit und Reizbarkeit ausgeſtattet, hatte er von früh an jedes leidenſchaftliche Uebergewicht in ſich zu bekämpfen geſucht. Er fühlte, wie leicht ihn jedes Nachgeben hierin über das richtige Maß hinausführen könne, und durch ſchmerzliche Erfahrungen vor den Folgen zu raſcher Hingebung gewarnt, machte er ſich ſpäterhin die Bewahrung des innern und äußern Gleichgewichts zur wahren Kunſtaufgabe, wodurch denn ſeine äußere Erſcheinung einen Schein von Kälte erhielt, der von Fremden zuweilen für Stolz ausgelegt wurde, während für Freunde und Vertraute die Milde ſeines Gemüths um ſo reiner hervortrat. Jedes tüchtige Wollen und Wirken, auch ohne ausgezeichnete Geiſtesgaben, fand bei ihm Unterſtützung, jedes Talent, jede nützliche Fertigkeit, die er in ſeiner Nähe gewahrte, Anregung oder Förderung. Eine gewiſſe ernſte Richtung, Stetigkeit und Folge wußte er allen ſeinen Umgebungen mitzutheilen, daher denn auch Hausgenoſſen oder auch nur zu öftern Dienſtleiſtungen ihm Nahende eine unzerſtörliche Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ihn behielten. Die Dankbarkeit für empfangenes Gute äußerte er immer auf die ſinnigſte und zarteſte Weiſe, indem er durch die Wahl des rechten Augenblicks durch Form und Bedeutſamkeit die Gegengabe zu erhöhen wußte. Am Morgen nach ſeiner funfzigjährigen Jubelfeier ſandte er, um ſein dankbares Gefühl für die unaufgefordert ſtattgefundene nächtliche Erleuchtung der von ihm bewohnten Straße auszudrücken, ſein Enkelpaar, die zarten Knaben, von Haus zu Haus, um den

Mitbürgern zu danken. Fremdes Verdienſt zu verkennen, war ihm verächtlich; jeden entſchiedenen Karakter ließ er in ſeiner Eigenthümlichkeit gelten und ſelbſt mit an Denkart und Bildung weit von ihm abſtehenden, wenn ſonſt nur tüchtigen Perſonen, vermochte er ſich aufs beſte zu vertragen. Wie heftig er ſich gegen litterariſche und andere Gegner auch äußern konnte, nie hat er Verdienſt und Talente auch am Feinde ſelbſt verkannt, und pflegte mit höchſter Milde die Karaktereigenthümlichkeit ſolcher Perſonen, die ihm früher entgegengewirkt, und weshalb ſie ihrer Richtung nach ihm abhold ſein mußten, auseinanderzuſetzen. Seinen Einfluß hat er nie zu eigenem Nutzen oder anderer Schaden, vielmehr ſtets zur Förderung des Verdienſtes und der Redlichkeit benutzt. Auf Untergebene ſuchte er weniger durch Befehl und Vorſchrift, als durch Belebung ihres Sinnes und ihrer Liebe zur Sache zu wirken, ließ den Tüchtigen innerhalb ihrer Grenzen Spielraum, ſelbſt Fehler und Schwächen ihnen duldſam nachſehend. „Jedes Geſchäft — ſo ſchrieb er ſeinem Fürſten in einem ausführlichen Vortrage über die jenaiſchen Muſeen im Jahre 1817 — jedes Geſchäft wird eigentlich nur durch ethiſche Hebel bewegt, daher alles auf die Perſönlichkeit ankommt, die jede auf eigenthümliche Weiſe behandelt ſein will. Iſt man der Liebe des Individuums zu ſeinem Geſchäftszweige gewiß, ſo verfahre man läßlich, doch Ordnung fordernd, und erhalte verdiente Männer bei gutem Humor. Daraus entſtehen nun freilich ſo viele kleine Welten als Individuen.“ — Wie anregend ſeine Perſönlichkeit auf diejenigen, die unter ſeiner Leitung ſtanden, wirkte, wird vornehmlich von den dramatiſchen Künſtlern, die dies an ſich ſelbſt erfuhren, enthuſiaſtiſch bekundet.

Die Maxime, daß große und edle Zwecke nur durch treues Zuſammenwirken der Gleichgeſinnten zu erreichen ſeien, jede höhere Wahrheit eines ſinnlichen Symbols, jede gemeinſame Thätigkeit geordneter Formen und Regeln bedürfe, ging

aus seiner Ueberzeugung hervor, und ward von ihm auch im Maurerbunde bethätigt. Er war es, der den Großherzog Karl August den maurerischen Hallen zuführte, und mit Herzog Ernst von Gotha unterhielt er langjährige maurerische Verbindung. Das Geheimniß hatte überhaupt für Goethe einen besondern Reiz, vorzüglich weil es würdige Bestrebungen vor Entweihung sichert, ihr Gelingen erleichtert und die Willenskräfte steigert. So konnte er die herrlichsten Erzeugnisse seines Geistes Jahre lang verbergen und ließ den zweiten Theil des Faust bis zu seinem Tode versiegelt. Hiermit hing dann auch seine bis zum Extrem geübte Verschwiegenheit und seine Neigung zum Räthselhaften zusammen, die ihn zu der Behauptung führte: ein Kunstwerk, das nichts zu errathen übrig lasse, sei kein wahres, vollwürdiges, denn es liege in dessen Bestimmung, den Beschauer oder Leser zum Nachdenken und zur ergänzenden Nachschaffung zu zwingen. Jeden seiner Freunde wußte er auf die grade für diesen passendste Weise zu ehren und zu erfreuen. Seine Ueberlegenheit machte er nur in höchst seltenen Fällen und auch dann nur im Gewande humoristischer Ironie geltend. Die Liebenswürdigkeit seiner Unterhaltung überbot an Witz, Geist, Weisheit und Tiefe noch die hinreißende Darstellungsgabe, die seinen Schriften eigen ist. Aber es bedurfte erst längern ungestörten Gesprächs, ehe die Fülle dieser Liebenswürdigkeit sich entfaltete.

Der Redner berührt hierauf noch das Verhältniß Goethe's zu dem Fürstenhause, dem er sich geweiht hatte. Wiewohl in Naturell, Erziehung, Lebensrichtung und Sinnesweise sehr verschieden, trafen Karl August und Goethe gleichwohl in Gefühl und Anerkennung des rein Menschlichen dergestalt zusammen, daß von dem ersten Zusammentreffen an keiner von dem andern jemals mehr lassen konnte. Es wird in dieser Beziehung folgende mündliche Aeußerung Wieland's angeführt: „Und wenn ich jemals noch so sehr mit Goethe

zu zürnen veranlaßt werden, mich von ihm oder ſeiner Handlungsweiſe noch ſo ſehr verletzt fühlen könnte, und es fiele mir ein — was niemand beſſer als grade ich wiſſen kann — welche unglaubliche Verdienſte er um unſern Herzog in deſſen erſter Regierungszeit gehabt, mit welcher Selbſtverleugnung und höchſten Aufopferung er ſich ihm gewidmet, wie viel Edles und Großes, das in dem fürſtlichen Jüngling noch ſchlummerte, er erſt zur Entwickelung gebracht und hervorgerufen hat, ſo möchte ich auf die Knie niederſinken und Meiſter Goethen dafür mehr noch als für alle ſeine Geiſteswerke preiſen und anbeten." — Karl Auguſt und Goethe hatten wechſelſeit ſo große Achtung vor einander, Jeder wußte des andern Karakter und Eigenthümlichkeit ſo zu würdigen und zu ſchonen, daß ſie ſich mit unbedingter Offenheit vertrauten, und dennoch, wie Großmächte, immer mit einer gewiſſen zarten Vorſicht behandelten. Einſt, als in den erſten Jahren nach der Schlacht bei Jena die große Freimüthigkeit des Herzogs in politiſchen Urtheilen und Aeußerungen und ſeine unverhohlene Anhänglichkeit an die Krone Preußen ernſthafte Beſorgniſſe erregten, beruhigte Goethe Herrn von Müller mit den Worten: „Seien wir unbeſorgt! Der Herzog gehört zu den Urdämonen, deren granitartiger Karakter ſich niemals beugt und die gleichwohl nicht untergehen können. Er wird ſtets aus allen Gefahren unverſehrt hervorgehen; das weiß er recht gut ſelbſt, und darum kann er ſo vieles wagen und verſuchen, was jeden andern längſt zu Grunde gerichtet hätte." Wie dagegen der Großherzog ſeinen Goethe ehrte und liebte, davon geben jene einfachen Worte Zeugniß, die er dem Freunde als Dank für deſſen Glückwunſch zu ſeinem Geburtstage am 3. September 1809 zurückſchrieb: „Meinen beſten Dank für Deinen Antheil an dem heutigen Tage ſtatte ich Dir ab. Wenn Du thätig, froh und wohl biſt, ſo lange ich noch mit Dir gute Tage erleben

kann, ſo wird mir mein Daſein höchſt ſchätzbar bleiben. Leb wohl. Karl Auguſt."

Nachſchrift. Wen an Goettling's Stelle? Doch einen ſehr bedeutenden?" (Es war Döbereiner, der in die Stelle trat.) Zuletzt deutet der Redner noch auf Goethe's ſchönes Verhältniß zu den Fürſtinnen Anna Amalia, Luiſe und Maria Pawlowna, auf ihr Wohlwollen, auf ſeine treue ehrfurchtsvolle Huldigung und Erkenntlichkeit hin, und ſchließt mit den ſchönen Worten, die Goethe einſt am Grabe der Herzogin Anna Amalia ausſprach.

Es iſt ein reines, klares, belebtes Bild, in welchem Herr von Müller die Perſönlichkeit ſeines großen Freundes raſch an uns vorüberführt. Zwar ſind es nur allgemeine Grundzüge, die der kurze Raum einer ſolchen Rede geſtattet, aber ſie ſind großartig entworfen, harmoniſch gegliedert und vollſtändig zuſammengefügt. Mögen ſie denn als Kapitelüberſchriften dienen für alle diejenigen, die bereitwillig und im Stande ſind, uns Reliquien des großen Abgeſchiedenen mitzutheilen, ſo wie für ſolche, die, ſeinen Werth erkennend, in emſiger Liebe ſammeln, was immer ſie an That und Wort von ihm zu erkunden vermögen. Die Mittheilung ſolcher Reliquien aber iſt Pflicht; denn was aus Goethe's Geiſt hervorging, iſt hinfort für jeden nur anvertrautes, für alle Gemeingut.

---

## XXXV.

Cabanis. Roman in ſechs Büchern von W. Alexis. Sechs Bände. Berlin 1832. 8.

---

Das Erkennen und die Darſtellung der Weltbegebenheiten in ihrer Kauſalverbindung iſt die große Aufgabe des Hiſtorikers, und wie ſchwer iſt ſchon dieſe zu löſen. Wieviel feine Fäden müſſen aufgeſucht, verfolgt, entwirrt und wieder ver-

knüpft werden, um eine klare Darstellung zu schaffen von den Erscheinungen einer bedeutenden Geschichtsperiode. Und dennoch werden uns, wenn das Werk gelungen ist, nur die allgemeinsten, nur die öffentlichen Gestaltungen des Menschenlebens vor Augen gestellt. Freilich sehen wir ihn vor uns aufwachsen, den Baum der Geschichte, vom ersten Keim bis zur völligen Entwickelung, bis er dasteht in der ganzen Kraft seines Stammes, in der Pracht seiner Blüthen und Blätter; dann wieder, wie er allmälig abnimmt, verdorrt und verschwindet. Die eigentliche geistige Kraft aber, die dieses Wunder erzeugt, bleibt uns fast immer unsichtbar. Sie liegt in dem Boden des Privat- und Familienlebens, und wie Antäus seine Kraft dem Erdboden entnimmt, den er berührt, so können auch die Helden der Geschichte nur aus dem Boden des Volks emporwachsen, dem sie angehören. Ihr Leben und ihre Thaten sind Blüthen und Blätter, welche die innere geistige Kraft dieses Bodens in ihnen emportreibt, und die herabfallend ihn wieder zu neuer kräftiger Vegetation befruchten und düngen. Wie aber die Geschichte solcherweise mitgelebt, mitempfunden und mitbereitet wird in Volksklassen, Familien und Einzelwesen, wie sie in individuellen Bildern in ihnen sich abspiegelt, dies beruht auf Eigenschaften und Wirkungen, die zu fein sind für die messenden und wägenden Forschungen des Historikers, zu unkörperlich für seine plastische Darstellung. Nur das Organ des Dichters vermag sie zu entdecken und zu behandeln, und da sie als Thatsachen in Wort und Schrift begrenzt sich nirgend kundgeben, so muß der Dichter solche Thatsachen theils den Ueberlieferungen und Volkssagen entnehmen, theils auch sie selbst erfinden, um an diesen ihr Dasein als vorhanden aufzuzeigen. Ist aber dieses geschehen, so ist ihre Wirklichkeit nicht minder deutlich und erkennbar als die des historischen Faktums, und der Geist vergangener Zeiten wird der Gegenwart verständlich in seinen geheimsten innersten

Regungen. Dies iſt die Aufgabe, die dem Dichter des hiſtoriſchen Romans geſtellt iſt. So hat ſie der große brittiſche Geſchichtsdichter verſtanden, ſo hat er ſie nach den verſchiedenſten Richtungen hin in immer neuen Kombinationen ſich vorgelegt und faſt immer befriedigend gelöſt. Unter den deutſchen Schriftſtellern, die nach einem ſo großen Vorbilde dieſe ſchwierige Laufbahn zu betreten wagten, hat keiner noch ſo wohlverdienten Preis errungen als der Verfaſſer des vorliegenden Romans. Sein erſtes Werk in dieſer Gattung war dergeſtalt im Sinn und Styl des berühmten Meiſters gearbeitet, daß es ſo lange für deſſen eigene Schöpfung gelten konnte, als der Verfaſſer die ſcherzhaft kühne Täuſchung walten ließ, ja daß jener ſelbſt der glücklichen Kühnheit die rühmlichſte Anerkennung nicht verſagen konnte. Sein zweites Werk in dieſer Dichtungsart hatte ſich nicht mindern Beifalls zu erfreuen. Hier aber liegt ein drittes umfaſſenderes vor uns, das unſere Aufmerkſamkeit um ſo viel mehr in Anſpruch nimmt, als der Gegenſtand deſſelben unſerer Liebe und Bewunderung in Zeit und Raume näher, ja ſo nahe liegt, daß die Wahrheit und Tiefe der Darſtellung durch Vergleichung mit unſern eigenen Wahrnehmungen, wenigſtens mit den Erzählungen und Nachklängen, die in unſere Jugendzeit herübertönten, geprüft werden und ihr Werth durch unmittelbare Mitempfindung ſich geltend machen kann. Die Zeit Friedrich's des Großen und wie ſein Volk in Gefühl und That, von ſeinem Geiſt durchdrungen, belebt und fortgebildet wurde, wird uns hier in einem ausgedehnten von mannichfachen Figuren und Gruppen erfüllten Gemälde vor Augen geſtellt. Die Aufgabe erſcheint als ſchwierig in vielfacher Beziehung, wenn man bedenkt, daß dieſe Zeit, ſo reich auch an großen Thaten und mächtigen Wirkungen, dieſes doch nur war durch die urkräftige Geiſtesmacht des Herrſchers und alſo im Ganzen poetiſche Gefühle anzuregen wohl geeignet iſt, in ihren einzelnen Elementen aber und beſonders

in ihren geſelligen Verhältniſſen wenig Stoff zur poetiſchen Geſtaltung darbietet. Die untern Klaſſen wären roh und durch die Natur des Bodens zu ſchwerer Arbeit verurtheilt; die mittlern in ſpießbürgerlicher Beſchränkung feſt- und von aller Mitwirkung am öffentlichen Leben ferngehalten; die höhern nach unerreichter franzöſiſcher Bildung hinſtrebend und die dem Könige nach ſeiner Geiſtes- und Bildungsrichtung zunächſt ſtehenden Perſonen ebenfalls dem fremden Volke angehörig, alſo nicht national; alle aber mehr belebt und in Handlung geſetzt durch den Willen des Regenten als durch innere Eigenthümlichkeit. Wahrlich, einen ſo ſterilen Boden, ſo dürftige Elemente hat wohl ſelten ein Romandichter mit der poetiſchen Wünſchelruthe berührt. Woher ſollte der Verfaſſer den Helden ſeiner Dichtung, woher die Figuren zu ſeinem Bilde nehmen? Daß es ihm dennoch gelungen iſt, einem ſo ſpröden und kalten Stoffe den poetiſchen Funken zu entlocken und ein ſo glänzendes ächt volksthümliches Leben daran zu entzünden, iſt ein Sieg, zu dem wir ihm aus vollem Herzen Glück wünſchen. Sehr glücklich nimmt Herr W. Alexis ſeinen Standpunkt, indem er dem Helden ſeinen Urſprung bei den Refügiés in der ſogenannten franzöſiſchen Kolonie in Berlin anweiſt, ſo jedoch, daß derſelbe durch ſeinen Pflegevater auch mit dem deutſchen Bürgerſtande in Verbindung tritt; indem er ihm ferner zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich's des Großen ein neunjähriges Alter gibt, und endlich dadurch, daß er ihn durch die ſpätere Enthüllung ſeiner Geburt dem Adel zugeſellt, wodurch der Verfaſſer ſogleich eine Reihe der größten Vortheile für ſeine Dichtung erntet und uns in den Stand ſetzt, die Zeit nach allen Richtungen hin zu überſchauen und zu erkennen. Wie in allen monarchiſchen Staaten, ſo iſt auch bei uns Preußen, bei aller Verſchiedenheit des Volkskarakters in den Provinzen, die eigentliche Phyſiognomie des Staates doch am deutlichſten in der Hauptſtadt zu erkennen, und man kann ſagen, daß,

wer Berlin nicht durchgelebt hat, von Preußen wenig wiſſen wird. In der Phyſiognomie von Berlin aber war die, jetzt freilich in das allgemeine Leben weniger erkennbar übergegangene franzöſiſche Kolonie bis vor nicht allzulanger Zeit noch ein karakteriſtiſcher, im Portrait der Spreeſtadt unentbehrlicher Zug. Das eng zuſammenhaltende, ſich ſtreng bewachende, vornehm abgeſonderte und doch durch Höflichkeit entgegenkommende Benehmen dieſer in geſellſchaftlicher Bildung und äußerer Politur dem umgebenden Volke bedeutend vorangeſchrittenen Klaſſe hat auf die innere und äußere Geſtaltung Berlins die größte Einwirkung gehabt, und das Leben derſelben iſt hier in ſeinen Berührungen mit dem urſprünglich deutſchen Stadt- und Familienleben vortrefflich dargeſtellt. Durch ſeinen Urſprung in dieſer Kolonie iſt nun der Held des Romans ſchon einer höhern Bildung überhaupt, dann aber dem auf der damaligen Bildungsſtufe ſo einflußreichen und dem Könige und ſeinen nächſten Umgebungen ſich anſchließenden franzöſiſchen Elemente bedeutend näher gerückt und ihm eine weitere Bahn zum Leben und Handeln eröffnet. Da der Knabe Cabanis ſeinem vermeintlichen Stande nach zur Bürgerklaſſe gehört, ſo führt er natürlich einen nicht unbeträchtlichen Theil ſeines Lebens auf der Straße, wodurch uns denn auf dieſe und ihre Bevölkerung, ſo wie auf die mit Recht berühmte berliner Straßenjugend und ihre genialen Unternehmungen ein freier Blick geöffnet wird. Auch die, wie damals alles Preußiſche, gar ſtrenge Kinderzucht iſt in ihrer Erſcheinung und ihren Wirkungen wohl geſchildert. Die Strenge war von jeher ein Grundzug preußiſcher Nationalität und zeigte ſich im Regiment und im Volke gleich ſtark, ſo daß ſchwer zu ſagen iſt, in welchem von beiden ſie eigentlich ihren Urſprung hatte. Gewiß aber ward ſie durch Wechſelwirkung beider verſtärkt und befeſtigt, und hatte in der Regierungsperiode Friedrich Wilhelm's I. ihren Kulminationspunkt erreicht. Neben dieſer Strenge und durch ihren

Einfluß vermehrt zeigen ſich dann drei andere Züge des preußiſchen Nationalkarakters, die je nach der Verſchiedenheit der Naturen als Vorzüge oder Fehler, nämlich als Ehrgefühl, Feſtigkeit und Gewandtheit, oder als Stolz, Trotz und Pfiffigkeit ſich offenbaren. Dieſe preußiſche, auf ſtarren Moralprincipien gegründete, und jene koloniefranzöſiſche, mehr auf Ehrgefühl und Socialpolitik beruhende Strenge, werden hier in ihren Wirkungen auf das Familienleben gezeigt, und wie ſich aus der unverſtändigen Anwendung derſelben auf die Erziehung des jungen Cabanis und ſeines vermeintlichen Bruders Gottlieb die Karaktere beider und zwar in der oben angedeuteten Weiſe ſo ganz verſchieden hervorbilden, wird in den mit pſychologiſchem Sinn erfundenen Begebenheiten entwickelt. Dabei treten denn nun Figuren, Bilder und Scenen hervor, die durch ihre innere Wahrheit zwar jeden Leſer anziehen, den ältern Bewohner Berlins aber zunächſt als unmittelbar aus dem Leben gegriffen anſprechen müſſen. Daß den erſten der vorliegenden ſechs Bände, und er iſt nicht der kleinſte, die Geſchichte des Knabenalters unſers Cabanis ganz einnimmt, iſt ein in der Romanenlitteratur vielleicht ungewöhnliches Beiſpiel, zugleich aber ein Beweis davon, daß ächt künſtleriſche Behandlung für jeden Gegenſtand die Theilnahme des Leſers zu gewinnen weiß. Zwar treten hier noch Kinder als Hauptfiguren in dem Gemälde auf, worin die Geſtalt und die Verhältniſſe unſerer Vaterſtadt ſo ſicher und ſcharf umgrenzt ſich darſtellen; grade dadurch aber gewinnt daſſelbe für uns bedeutend an anziehender Kraft, indem die Begebenheiten und Zuſtände in der eigenen Erzählung des Helden in der ganzen Friſche und Naivetät wiedergegeben ſind, mit welcher die tiefe Empfänglichkeit und ſcharfe Beobachtung des kindlichen Gemüths ſie, unvertilgbar für das Gedächtniß und genau bis in das kleinſte Detail, in ſich aufzunehmen pflegt, wobei ſich denn ſogleich das Kunſtwerk von ſeiner vortheilhafteſten Seite, nämlich von der pſychologiſchen, dar-

ſtellt. Der Karakter des Helden wird uns nicht nur in ſeiner Naturanlage, ſondern auch in ſeiner Fortbildung durch nationale Erziehung und Umgebungen als ein Produkt der Nothwendigkeit gezeigt. Wenn derſelbe dann ſpäterhin durch die Entwickelung ſeines Familienverhältniſſes in eine höhere Region emporgehoben wird, ſo erſcheint uns ſein Handeln um ſo mehr als ein nothwendiges und naturgemäßes, wobei wir dann zugleich in die Welt- und Kriegsbegebenheiten, in welche er als thätig einwirkend mit verwickelt wird, und in das damalige Leben der höhern Stände einen tiefern Einblick gewinnen. Am Ende des erſten Bandes ſehen wir den heranwachſenden Knaben Cabanis der übel angewandten Strenge trotzend aus dem väterlichen Hauſe entweichen. Schon iſt der erſte ſchleſiſche Krieg ausgebrochen, und der Knabe, verſtimmt und verletzt durch innere und äußere Einflüſſe, fühlt einen Widerwillen gegen das preußiſche Weſen, gegen ſein Vaterland, ſelbſt gegen Friedrich, und eine Art romantiſch-kindliche Begeiſterung für Maria Thereſia, die ſeinem Gefühl nach unritterlich Angegriffene. Der Zufall führt ihn ſeinem wirklichen Vater, dem Marquis von Cabanis, zu, der ſich ihm jedoch noch nicht als Vater zu erkennen gibt, wiewohl er ihn als Sohn erzieht. Dieſer geiſtreiche Sonderling, durch eine von Friedrich Wilhelm I. wegen ſeines Rücktritts zur katholiſchen Religion erlittene perſönliche Mißhandlung in der eigenen Meinung ſeiner Ehre beraubt und hierdurch unglücklich gemacht, mit dem bitterſten Haß gegen Preußen und Friedrich erfüllt und in die mannichfachen gegen die Perſon des Königs geſponnenen Intriguen und Machinationen verwickelt, weiß es einzuleiten, daß ſein inzwiſchen in den öſterreichiſchen Kriegsdienſt getretener Sohn zum Werkzeug bei der kurz vor der Schlacht bei Hochkirch verſuchten Gefangennehmung Friedrich's gebraucht werden ſoll. Der junge Cabanis aber, in welchem indeſſen das Gefühl der Vaterlandsliebe und die Begeiſterung für Friedrich durch deſſen

Heldenthaten erweckt und aufs höchste gesteigert ist, und der deshalb schon mehrmals seinen Abschied aus den kaiserlichen Diensten nachgesucht, ja dieselben zuletzt förmlich gekündigt hat, warnt und rettet Friedrich aus der drohenden Gefahr und geht zugleich zu den Preußen über. In dieser Situation finden wir ihn nach einem Zwischenraum von achtzehn Jahren im zweiten Bande wieder, wo sich zugleich ein Liebesbündniß zwischen ihm und einer jungen Gräfin anknüpft, die er am Schluß des Romanes heirathet. Dieses durch die Ereignisse der Zeit vielfach durchkreuzte Liebesverhältniß, die Thaten und rastlosen, aber lange vergeblichen Anstrengungen des jungen Mannes, sich die Anerkennung des Monarchen zu erwerben, bilden den epischen Faden, an welchem das Werk mit immer steigendem Interesse in lebhafter Handlung und in steter sehr kunstreicher Verknüpfung mit den bedeutendsten Ereignissen jener denkwürdigen Zeit bis zu dem befriedigenden Schlusse fortgeführt wird. Scenen aus dem Hof- und Kriegs- wie aus dem Familienleben sind mit großer Wahrheit und Lebendigkeit ohne Zwang und Unwahrscheinlichkeit eingewebt, und durch die dramatische Behandlungsweise des Dichters dergestalt zur Anschauung gebracht, daß wir überall den Ereignissen beizuwohnen glauben können. Unter der reichen Fülle der Schilderungen, die uns in dieser Weise zu Zuschauern machen, verdient die Darstellung des Ueberfalls bei Hochkirch, welche durch die ächt künstlerische Behandlung des mit größter Treue und Genauigkeit benutzten historischen Stoffes von ergreifender Wirkung ist, besondere Auszeichnung. Der Ueberfall des gräflichen Schlosses durch eine von Gottlieb, dem vermeinten Bruder des Helden, geführte Räuberbande, die Wiedererkennungsscene zwischen Gottlieb und Cabanis im dritten Bande, das Zusammentreffen des letzteren mit dem russischen General Tottleben, die Scenen in Berlin zur Zeit der Anwesenheit der Russen und Oesterreicher im vierten, die Rückkehr der Truppen nach dem

hubertsburger Friedensſchluß im ſechsten Bande und viele andere Bilder jenes ſtürmiſch bewegten Lebens, deren Eindruck durch ihre geſchickt ausgeführte Verbindung mit dem Leben der handelnden Perſonen erhöht wird, ſind nicht minder kräftig und anziehend. Dieſe Vorzüge, wodurch das vorliegende Werk den beſten Leiſtungen dieſer Gattung an die Seite tritt, ſind hoch zu würdigen, doch hat hierin der Verfaſſer auch andere mehr oder minder glückliche Nebenbuhler. Sein vorragendſtes Verdienſt aber beſteht in der pſychologiſchen Geſtaltung und Entwickelung der Karaktere. Sein tiefer Blick in die innern Regungen der Gemüthswelt, die glückliche Auffaſſung und Darſtellung ihrer Erſcheinungen eröffnen uns ein Schauſpiel, das unſere Theilnahme auf eine höhere und feinere Weiſe beſchäftigt als jene glänzenden Schilderungen der bewegten Außenwelt. Dies Verdienſt iſt ein wirklich nationales, und hier iſt mehr als Walter Scott. Dieſer, der bei ſeinen Darſtellungen von den geſchichtlichen Studien ausging, ſchematiſirt ſich die Karaktere nach den Andeutungen der Geſchichte, und wo er ſie erfindet, dienen ſie ihm nur zu Trägern, an welchen die allgemeine Geſtalt und Farbe eines beſtimmten Zeit- und Weltabſchnittes zur Erſcheinung gebracht wird. Sie ſind gleichſam Perſonifikationen allgemeiner Sitten- und Geſinnungszuſtände eines Volkes, und mehrentheils Figuren, wie es deren viele gibt. Ihre beifällige Wirkung beruht auf ihrer ſcharfen Ausprägung und leichten Erkennbarkeit. In der Darſtellung menſchlicher Gefühle verfällt Walter Scott oft genug in gewöhnliche Sentimentalität. Unſer Verfaſſer hat ſeine Karaktere auf andere Weiſe gebildet, indem er ſie an der innerſten Wurzel auffaßte, und dann ihre Gemüthsentwickelung, wie ſie unter den gegebenen Umſtänden erfolgen mußte, durch alle Situationen ihres Lebens begleitete, wodurch ſie ſich denn nothwendig zu wahrhaft individuellen Geſtalten ausbildeten. Unter den hier auftretenden Perſonen iſt keine, die nicht auf

ſolche Weiſe durch natürliche Wahrheit und pſychologiſche Nothwendigkeit zur beſtimmteſten Geſtaltung gelangt, keine, die durch Uebertreibung verzerrt oder durch Unbedeutſamkeit läſtig wäre, und es ſind dem Verfaſſer nicht nur die feinern und höhern geiſtigen Bildungen, wie Cabanis, Eugenie, Fräulein Amelie, ſondern auch die einer niedrigern Lebensſtufe entnommenen Perſonen, wie Gottlieb, der Inſpektor Bohm, dann die ſchwächeren Karaktere, wie der Graf Meroni, der Kammerherr von Kurz und andere, auch die Figuren aus der rohern und niedrigſten Volksklaſſe vortrefflich gelungen. Der alte Marquis von Cabanis, ein Karakter, der bei ſeiner phantaſtiſchen Sonderbarkeit doch als naturwahr und dabei höchſt ergötzlich erſcheint, dürfte der einzige ſein, bei welchem der Verfaſſer ſich in einzelnen Zügen zur Ueberladung hat verleiten laſſen. Dagegen iſt Fräulein Amelie, die naive raffinirte Realiſtin, eine ganz eigenthümlich intereſſante Geſtalt. Selbſt die Nebenperſonen, von denen bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit keine als überflüſſig erſcheint, treten ſo weit als nöthig individualiſirt und immer als ächte Repräſentanten ihrer Gattung hervor. Die übermäßige Breite in der Schilderung äußerer Gegenſtände und Beiwerke, die ſelbſt in den berühmteſten neuern, vorzüglich engliſchen Romanen dem Leſer ſo läſtig fällt, und ſich ſelbſt über Kleidung, Wohnung, Geräthſchaften, Speiſen und dergleichen weitſchweifig ausdehnt, iſt in dieſem Romane glücklich vermieden; dagegen wendet der Verfaſſer, der darum keineswegs in ungeduldiger Haſt von Begebenheit zu Begebenheit forteilt, die Muſe, die er dem Leſer auf den Ruhepunkten der epiſchen Entwickelung zuwendet, mehr auf Geſpräche zwiſchen den auftretenden Perſonen, die freilich zuweilen von großer Ausdehnung ſind.

Dem gewöhnlichen Leſer, der im Roman nur das Vergnügen der Spannung durch frappante Ereigniſſe und ungewöhnliche Verwickelungen aufſucht, könnte dieſer dialogiſche

Theil des Werkes allerdings etwas breit vorkommen. Wir unsererseits gestehen, daß wir in eben diesen Regionen desselben den größten Theil des darin enthaltenen Genusses gefunden haben, indem hier die Hauptpersonen die eigenthümlichen Richtungen ihres Gemüthslebens, wie sie durch Zeit und Verhältnisse sich gestalten und fortbilden, vor uns enthüllen, und das Belauschen solcher Mittheilungen ist eben der feinere Reiz der Romandichtung. Hier ist die eigentliche Werkstätte des Künstlers, worin das Kunstwerk sein inneres Leben empfängt, denn durch die Offenbarung der Gemüthswelt unterscheidet sich der Roman als das moderne Epos von dem antiken, in welchem das geistige Leben des Individuums vielmehr zurücktritt und die Verschiedenheit der Karaktere sich nur in ganz allgemeinen Gestaltungen äußert, Handlung und Begebenheit aber den Grundstoff des Kunstwerks bilden. In der glücklichen Erfindung und kunstreichen Ausbildung jenes psychischen Grundstoffes nun erkennen wir das schönste Verdienst des vorliegenden Werkes. Was zunächst das Bild der Zeit und des Volkes betrifft, das uns hier entgegentritt, so finden wir Wahrheit und Würde auch hier vereint. Preußischer Sinn und preußisches Volksleben treten in allen ihren Beziehungen als Elemente des Werkes frisch und ächt hervor; die durch die schwersten Lasten und Leiden nie unterdrückte, der größten Opfer fähige, vertrauende Hingebung und Begeisterung des Volks für Friedrich, wie sie in Stadt und Feldlager sich bewährte, in lebendigen Bildern und Scenen zur Anschauung gebracht, zeigt sich in der Kraft überzeugender Wahrheit. Man wird es inne, wie in diesem Volke unter anscheinend prosaischen Formen, unter der dünnen Eisdecke kalter Reflexion und nüchterner Verständigkeit, ein tiefes und edles Gefühl still und beinah unbewußt fortlebt, das, wie es die spätere Geschichte bewiesen hat, wenn die Zeit es erweckt, nicht nur in helle Flammen der Begeisterung aufzulodern, sondern auch mit nachhaltiger

Wärme ausdauernd zu beleben vermag. Das militairiſche Leben iſt ſowohl äußerlich als in ſeinen Wirkungen auf Gemüth und Geſinnungen ebenfalls lebendig, im Ganzen auch zeitgemäß aufgefaßt und glücklich dargeſtellt, nur möchte man in die Karakterzeichnung der als bedeutendere mitwirkende Perſonen aufgeführten Offiziere etwas zu viel von der Bildung der heutigen Zeit hineingetragen finden, eine Bemerkung, die auch auf andere auftretende Hauptperſonen, beſonders die weiblichen, auszudehnen, dabei aber wohl zu bedenken iſt, daß jeder Autor bei ſeinen Dichtungen unter der Potenz ſeiner eigenen Zeit ſteht, und, auch abgeſehen von der unbewußten Einwirkung ihres Geiſtes, um ſeine Mitwelt nicht abzuſtoßen, die ſtrenge Wahrheit des Stoffes, der ſich ſonſt zu roh darſtellen würde, in die Form und Sinnesweiſe ſeiner Zeit herüberbilden muß. Wir haben zunächſt die, obgleich mit aller Freiheit und Beſtimmtheit der Karakterzeichnung, doch mit großer Beſonnenheit und weiſer Mäßigung durchgeführte Art zu loben, wie die perſönliche Erſcheinung des großen Königs in manchen bedeutenden Situationen und in ihrer Einwirkung auf die Begebenheiten des Romans dargeſtellt wird. Dieſe gewaltige und eigenthümliche Perſönlichkeit tritt ganz dem Bilde entſprechend auf, das in beſtimmten und kräftigen Zügen durch die Geſchichte fortlebt, und die Wahrheit der Darſtellung hat in dieſer Hinſicht eine ſcharfe Probe glänzend beſtanden, indem ſie, verglichen mit der gleichzeitig erſchienenen trefflichen Geſchichte Friedrich's des Großen von Preuß, ſtatt in dem hellen Lichte der Hiſtorie zu erbleichen, vielmehr darin ihre Beſtätigung findet und gleichſam den ſcharfen hiſtoriſchen Umriß durch die poetiſche Färbung dem Leben noch näher führt. So wird denn nicht minder lebendig auch Ziethen, ſo wird Tottleben und manche andere hiſtoriſche Perſon, auf anziehende Weiſe in die Handlung verflochten, ſo Ramler als epiſodiſche Erſcheinung ergötzlich eingeführt. Ueberall ſind die vorhandenen

Ueberlieferungen ſo ſorgfältig als glücklich benutzt, und finden wir ſogar viele, wenn auch nur den ächten Söhnen Berlins bekannte Stadtverhältniſſe und Anekdoten hineingezogen und als Beiwerke verwandt, ſo macht dies dem der Quelle näher Stehenden die Dichtung nur um ſo heimiſcher und lieber, während es für den Fremden ihren Reiz durch Reichthum und Wahrheit bedeutſamer Lokalbeziehungen erhöhen muß.

Der Styl des Werkes iſt mehr dem Stoffe nachgebend als ihn beherrſchend, weniger durch epiſche Ruhe und Abrundung, als durch Lebhaftigkeit, maleriſche Kraft und ſcharfe Bezeichnung anziehend und durch letztere Eigenſchaften von guter Wirkung. Auch hierin zeigt ſich deutlich die nationale Färbung. Zuweilen ſind, wo es darauf ankommt, das lokale Kolorit recht genau zu treffen, ächt berliniſche Ausdrücke und Wendungen gebraucht, wie z. B. „Der kann was von (etwas davon) erzählen.“ — Paſſen Sie acht!“ — „Da iſt gar kein Geheimniß bei.“ — „Hätte (wäre) ich ihm doch noch begegnet.“ — „Den Taubenſchlag hübſch mit (damit) ausſchmücken“ und dergleichen. Solche Redewendungen finden ſich jedoch nicht immer bloß im Munde der handelnden Perſonen, ſondern ſind zuweilen wohl unwillkürlich auch in die Erzählung mit übergegangen, was vielleicht zu vermeiden, ſowie überhaupt hin und wieder der Gebrauch der familiairen Redeweiſe etwas mehr zu beſchränken geweſen ſein möchte.

Der Verfaſſer hat die deutſche Litteratur, die nicht reich iſt an ächt nationalen Romanen erſten Ranges, durch dieſe dichteriſche Belebung eines bedeutenden Zeitabſchnittes der vaterländiſchen Geſchichte mit einem ausgezeichneten Werke bereichert, das ſeiner Geſinnung und ſeinem Talente gleiche Ehre macht. Die allgemeine Anerkennung würde in Frankreich oder England unter gleichen Umſtänden verbürgt ſein. In Deutſchland, in Preußen, muß ſolche gehofft und er-

wartet werden, weshalb wir denn lebhaft wünſchen, daß dieſe Anzeige das Ihrige hierzu beitragen möge.

## XXXVI.

Die letzte Krankheit Goethe's, beſchrieben und nebſt einigen andern Bemerkungen über denſelben mitgetheilt von Dr. Karl Vogel, Großherzoglich Sächſiſchem Hofrath und Leibarzt zu Weimar. Nebſt einer Nachſchrift von C. W. Hufeland. Berlin, 1833. 8.

Höchſt erfreulich iſt es, daß die Männer, die in Goethe's nächſter Umgebung zu leben das Glück hatten, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, fortfahren, uns durch Bekanntmachung ihrer in einem ſo bedeutſamen und erhöhten Lebenskreiſe gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen an den Vortheilen ihrer Stellung ſo viel als möglich Theil nehmen zu laſſen. Herr Hofrath Vogel, der ſich ſechs Jahre lang als Arzt und ſpäter als Amtsgehülfe im täglichen freundlichen Umgange durch Goethe's Wohlwollen und Vertrauen beglückt fühlte, gibt uns in dieſen Blättern eine Beſchreibung von deſſen letzter Krankheit, die neben dem arzneiwiſſenſchaftlichen auch ein hohes allgemein menſchliches und geſchichtliches Intereſſe in ſich ſchließt. Denn auch hierin fehlt es nicht an hervortretenden Zügen, in denen die hohe Kraft und die klare Beſonnenheit dieſer vorragenden Natur in ihren letzten Regungen noch vor uns hintritt. Niemals hat ein großartiges Leben ſo offen, klar und anſchaulich vor den Augen der Welt gelegen wie dieſes, und von dem erſten Erwachen des kindlichen bis zum letzten Hinüberſchlummern des ſcheidenden Bewußtſeins enthält jeder Moment die Fülle der von innen heraus ſich ſelbſt beſtimmenden und beherrſchenden Thatkraft. Goethe's Leben iſt nicht minder als ſeine Werke ein freies, in ſich vollendetes Kunſtwerk, dem er durch einen Tod, wie ihn jeder ſich wünſchen und erſtreben ſollte,

ſelbſt den Schlußſtein fügte. Man ſage nicht, daß äußere zufällige Umſtände, ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen günſtig entgegentretend, den bedeutendſten Antheil hieran gehabt haben. Goethe's Karakter war durch fortreißende Kraft und maaßhaltende Schonung, durch ſcharfſinnige Einſicht und fügige Gewandtheit ſo entſchieden überlegen, daß er alle Verhältniſſe beherrſchend von jedem gegebenen Punkte aus auf den Gipfel gelangt wäre, den er erreicht hat.

Indem wir den Inhalt dieſer Schrift verfolgen, heben wir, das rein Pathologiſche und Therapeutiſche zur Seite laſſend, nur dasjenige heraus, was in phyſiſcher und ethiſcher Beziehung allgemeinerer Theilnahme entgegenkommt.

Goethe hatte ſich, ſagt Herr Hofrath Vogel, nach ſeiner Wiederherſtellung von einem heftigen Lungenblutſturz, der ihn im December 1830 befiel, bis in die Mitte des März 1832 einer vorzüglich guten Geſundheit erfreut und namentlich auch den letzten Spätherbſt und Winter, eine ihm ſonſt immer feindliche und verhaßte Jahreszeit, ganz ungewöhnlich heiter und ohne irgend bedeutende körperliche Anfechtung durchlebt. Stellten ſich auch Schwächen des Alters, beſonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtniß für die nächſte Vergangenheit, zeitweiſe Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblick mit Klarheit ſchnell zu überſehen und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, ſo genoß er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greiſen ſeines Alters, noch einer ſolchen Fülle von Geiſtes- und Körperkraft, daß man ſich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch ſeine Gegenwart erfreuen, mit Zuverſicht hingeben durfte.

Da wurde der Verfaſſer am 16. März 1832 zu ungewöhnlich früher Stunde zu Goethe beſchieden, den er bedenklich krank fand. Es werden nun die verſchiedenen Krankheitsſymptome mit großer Genauigkeit aufgeſtellt und unter andern auch das ganz eigene reſignirte Weſen erwähnt, das bei Goethe während der letzten Jahre ſeines Lebens in allen

Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrauſenden Unmuths getreten war und ſich häufig in den Worten ausſprach: „Wenn man kein Recht mehr hat, zu leben, ſo muß man ſich gefallen laſſen, wie man lebt.“ — Es trat jedoch nach den angewandten Mitteln bald eine merkliche Beſſerung ein, ſo daß Goethe ſchon am folgenden Abend den gewöhnlichen Beſuch des Hofrath Riemer annahm und ſich durch denſelben einige Zeit von Sprachſtudien unterhalten ließ.

In den nächſten Tagen überließ er ſich ſchon wieder heitern Geſprächen und Scherzen und pries beſonders in einem langen launigen Sermon die trefflichen Eigenſchaften des ihm als Heilmittel gereichten Goldſchwefels, nach deſſen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er ſich umſtändlich erkundigte. Bald beſchäftigte er ſich mit der Muſterung von Kupferſtichen, beſichtigte die berliner CholerameDaille, über welche er ſich in witzigen Bemerkungen ausließ, machte ſpaßhafte Entwürfe zur Darſtellung deſſelben Gegenſtandes und freute ſich vornehmlich darüber, daß er am folgenden Morgen im Stande ſein werde, ſein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen. — Leider war es anders beſchloſſen.

„Seit dem Ableben ſeines einzigen Sohnes,“ fährt der Verfaſſer fort, „und ſeit dem Lungenblutſturz, welcher ihn einige Wochen ſpäter den Pforten des Grabes ſo nahe brachte, hatte Goethe ſeines Endes, als nun nicht mehr weit entfernt, gegen mich öfters mit Ruhe Erwähnung gethan, und beſonders mehrmals Veranlaſſung genommen, mir „der ich doch länger als er dabei wirkſam ſein würde“, die von ihm gepflegten Anſtalten und vorzüglich auch einzelne bei denſelben Angeſtellte zu empfehlen. Im Laufe der heutigen Unterhaltung kam er auf dieſe Angelegenheiten zurück und theilte mir nochmals ſeine darauf bezüglichen Abſichten, Pläne und Hoffnungen im Zuſammenhange mit. Wer ihn da, ſowie

bei frühern Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugniß enthaltenden Akten offen ſtünden, wer endlich wie ich ſo mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antriebe und Vermögen Hülfsbedürftigen, beſonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler geweſen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der ſo häufige als liebloſe Vorwurf, der Verblichene habe ſich um das Wohl und Wehe anderer, namentlich auch ſeiner Dienſtuntergebenen, höchſtens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung oder von der habgierigſten Unverſchämtheit erſonnen ſein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er, — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimniſſes — bei Austheilung ſeiner Wohlthaten jede Oſtentation. — Froh, daß ein Leiden überſtanden, ahnten wir beide in dem Moment nicht, daß Goethe ſo eben ſeinen wirklich letzten amtlichen Willen kundgegeben habe. Doch hat er nach dieſen Eröffnungen noch eine einzige halb willenloſe Amtshandlung verrichtet, indem er am 20. März, zwei Tage vor ſeinem Hinſcheiden, die Anweiſung zur Auszahlung ſeiner Unterſtützung an eine, ihrer künſtleriſchen Ausbildung in der Fremde obliegende, talentreiche junge Weimaranerin, für welche er ſtets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand ohne mein Vorwiſſen unterzeichnete. Das Blatt wird unter mehreren andern, dem Andenken Goethe's geweihten Sachen auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar ſorgfältig aufbewahrt."

Von dieſem Tage, dem 20. März an, trat in Goethe's körperlichem Zuſtande eine plötzliche mit reißender Schnelligkeit fortſchreitende Verſchlimmerung ein. Zwar gab es in Folge zweckmäßig angewandter Mittel auch kurze Zeiträume der Erleichterung; Goethe ſprach einiges mit Ruhe und Beſonnenheit und bezeigte ſichtliche Freude, als ihm der Ver-

faſſer erzählte, daß im Lauf des Tages ein höchſtes Reſcript eingegangen ſei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er ſich angelegentlich verwandt hatte, gebetenermaßen verwillige. Bald aber gewannen alle Erſcheinungen von neuem ein ſehr bedenkliches Anſehen, und die Vorzeichen des zu erwartenden Endes wurden bemerkbar. In ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, das Haupt nach der linken Seite geneigt, antwortete Goethe noch zuweilen und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren der Arzt indeſſen, um jede bloß die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens ſtörende Aufregung zu verhüten, nur wenige zuließ. Er ſchien von den Beſchwerden der Krankheit kaum noch etwas zu empfinden. Aeußere Eindrücke wirkten auf das mit den Sinnen des Geſichts und des Gehörs gewiſſermaßen iſolirt fortlebende Gehirn noch lange und zum Theil lebhaft und angemeſſen, ſowie die eigentliche Geiſtesthätigkeit vielleicht erſt mit dem Leben ſelbſt erloſch. Die Phantaſie ſpielte beinahe, und mit angenehmen Bildern. Schwerlich hatte Goethe in dieſen Momenten ein Vorgefühl ſeiner nahen Auflöſung; vielmehr gab er in ſeinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweiſe von Hoffnung auf Geneſung und zwar unter Umſtänden, — namentlich bei faſt völlig abweſender Beſinnlichkeit, — welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen zu beruhigen beabſichtigt, als ganz unwahrſcheinlich darſtellen müſſen. Die Sprache wurde immer mühſamer und undeutlicher. „Mehr Licht!“ ſollen die letzten Worte des Mannes geweſen ſein, dem Finſterniß in jeder Beziehung ſtets verhaßt war. Als ſpäter die Zunge den Gedanken ihren Dienſt verſagte, mahlte er, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenſtand ſeinen Geiſt lebhaft beſchäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erſt höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über ſeinen Schooß gebreitete Decke. Mit Beſtimmtheit unterſchied der Verfaſſer einigemal den Buchſtaben W und Interpunktions-

zeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte ſich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnſtuhls, und es währte lange, ehe den Umſtehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entriſſen ſei.

So machte ein ungemein ſanfter Tod das Glücksmaß eines reichbegabten Daſeins voll.

Goethe war groß, ſtark und von regelmäßigem Knochenbau; nur die untern Gliedmaßen hätten, um eines ſchönen Verhältniſſes zum Rumpfe willen, ein Geringes länger ſein dürfen. Wahrſcheinlich trug dieſer Mangel dazu bei, daß ihm, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, das Schließen zu Pferde weniger gelingen wollte, als ſeinen Mitſcholaren auf der Reitbahn. Noch in den letzten Jahren hielt er ſich mit etwas vorragendem Unterleibe und rückwärts gezogenen Schultern ſehr gerade, ja etwas ſteif, und ſchob dies auf die von ihm behufs beſſerer Ausdehnung der Bruſt, frühzeitig angenommene und auch andern zu gleichem Zwecke häufig empfohlene Gewohnheit, die Hände möglichſt viel hinter dem Rücken vereinigt zu tragen. Seine Bruſt war breit und hoch gewölbt, der Athem meiſtens ruhig und kräftig, dann und wann mit Seufzern untermiſcht. Das greiſe Haupt war mit ſeideweichem, grauem, täglich ſorgfältig gekräuſeltem Haar dicht beſetzt. Der Hals fiel durch bedeutende Toroſität auf. Den ganzen Körper, mit Ausnahme des Kopfes, bekleidete reichliches Fleiſch. Geſicht, Geruch, Geſchmack und Gefühl blieben bis zum Tode ſehr fein und ſcharf; das Gehör ſagte dagegen immer mehr ab, und beſonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft ſehr laut ſprechen, wenn man von Goethe gehörig verſtanden ſein wollte. Die Geiſtesverrichtungen, mit Ausnahme des Erinnerungsvermögens, zeigten ſich noch kräftig. Die früher ſo große Beweglichkeit der Gedanken nahm, wie die Leichtigkeit der Muskelaktionen, von Jahr zu Jahr ſehr merklich ab. Es wurde Goethe'n, der, von ſeiner frühen Jugend

abgesehen, vielleicht jederzeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höhern Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigenthümlichkeit, die er gradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, daß er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genöthigt gewesen sei, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deshalb, weil dem Arzte nie erlaubt sei, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der andern Seite übertraf ihn wohl nicht leicht jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit in der Ausführung des einmal Beschlossenen, wobei er als Geschäftsmann die päpstliche Kommissorialformel: „Non obstantibus quibuscunque" gern im Munde führte und vorkommenden Falles danach zu verfahren liebte. Waren schnelle Entschließungen nicht zu umgehen, häuften sich gar die Veranlassungen dazu in kurzer Zeit zusammen, so machte ihn das leicht grämlich. Dies war besonders der Fall, als er nach dem Tode seines Sohnes die Verwaltung seiner weitläufigen Privatangelegenheiten von neuem übernehmen mußte. Arbeiten gingen ihm nicht mehr geläufig von der Hand. Er klagte in spätern Jahren öfter, daß er sich selbst zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jetzt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft, er habe sich zur Geistesthätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, seit dreißig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. Diese Aeußerung erregte jedoch Besorgniß, weil die vermehrte Produktivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affektion seiner produktiven Organe endigte, und er nach längerem geistigen Produciren fast immer eine bedeutende Krankheit davontrug.

Goethe's Phantasie blieb bis zum letzten Moment empfänglich und wirksam. Das Schöne und Heitere machte sein, das ganze Leben hindurch mit unablässigem Streben entwickeltes eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles

Häßliche und Düſtere. „Es verdirbt mir die Phantaſie auf lange Zeit," pflegte er bei Ablehnung ſolcher Gegenſtände entſchuldigend zu äußern. Seinem Schönheitsſinn Widerſtrebendes vermochte er nur dann aufmerkſam ins Auge zu faſſen, wenn er für den in ihm noch regern Trieb zur Bereicherung ſeines Wiſſens Befriedigung erwartete. Durch ſein Naturell gezwungen, ſich in die ihm bekannt gewordenen Zuſtände anderer lebhaft und oft zu großem eigenen Nachtheil zu verſetzen, ſtrebte er vorſichtig und fortwährend, unerfreuliche Nachrichten von ſich abzuhalten.

Krankheiten hielt Goethe für das größte irdiſche Uebel. Kranke durften auf ſein thätigſtes Mitleiden vorzugsweiſe rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er; — und ſchmückte es ſich nicht für ihn mit allen ſeinen Reizen? Schmerzen waren ihm von allen körperlichen Uebeln am peinlichſten, nächſt ihnen afficirten ihn am meiſten entſtellende Uebel. Im Preiſen der Schmerzloſigkeit wetteiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten ſich bis in das höchſte Alter in gutem Zuſtande erhalten.

Ueber ſeine Geſundheitsumſtände ſprach ſich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine ſpecielle Nachfrage nach ſeinem Befinden aus bloßer Theilnahme konnte ihn, vornehmlich wenn er ſich in dem Augenblick wirklich nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrießlich machen. Oft äußerte er launig, es ſei gradezu unverſchämt, einen Menſchen zu fragen, wie er ſich befinde, wenn man weder die Macht noch die Luſt habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeugungen, zumal wenn ſie umſtändlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigner Angſt und Sorge hat man in ſolchen Fällen ſchon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, iſt mir wenigſtens

ganz unmöglich," fuhr er dann wohl heraus, ſobald die ihn beläſtigende Perſon nicht mehr zugegen war.

Die Heilkunſt und ihre ächten Jünger ſchätzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, mediciniſche Themata zum Gegenſtand ſeiner Unterhaltung zu wählen. In ſeinem Tagebuche findet man den Inhalt ihn beſonders intereſſirender mediciniſcher Unterredungen, die der Verfaſſer mit ihm hatte, nicht ſelten angemerkt. Er war ein ſehr dankbarer und folgſamer Kranker. Gern ließ er ſich in ſeinen Krankheiten den phyſiologiſchen Zuſammenhang der Symptome und den Heilplan auseinanderſetzen. Dies war auch bei ſeinen bedeutenden Einſichten in die Geſetze der Organiſation weder beſonders ſchwierig, noch übte es auf die Kur einen hemmenden Einfluß.

Durch die lebendige Darſtellung des Verfaſſers an Goethe's Krankenbett geführt, haben wir gleichſam als Zeugen das letzte Aufglimmen und Erlöſchen jener Lebensflamme geſchaut, die zweien Menſchenaltern reichlich Licht und Wärme ſpendete, und indem wir dieſes ſchreiben, liegt tröſtend zugleich und Wehmuth erregend der zweite Theil des Fauſt, jenes glänzende Meiſterſtück vor uns, das Goethe der Nachwelt zum Vermächtniß erſt vor einem Jahre noch vollendete, zur ewigen Beſchämung derer, die ſich ſo lange ſchon abmühten, auf der Stirn ſeiner Muſe ein Altersfältchen zu erſpähen. Wir konnten uns nicht verſagen, die Hauptmomente der kleinen Schrift den Leſern mitzutheilen und fügen zum Schluß noch die trefflichen Worte hinzu, mit welchen Herr Staatsrath Hufeland ſie in einer Nachſchrift begleitet.

„Ich rechne es zu den größten Vorzügen meines Lebens und zu den ſchönſten Seiten deſſelben, daß es mir vergönnt war, dieſem großen Geiſte, dieſem Heros der deutſchen Geiſterwelt eine lange Reihe von Jahren hindurch perſönlich nahe zu ſtehen und ſie mit ihm zu verleben, ſo daß ich ihn als einen weſentlichen Beſtandtheil meines eigenen Lebens betrachten

kann. „Als Knabe und als Jüngling schon sah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostum in der Darstellung seiner „Iphigenia" machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen weimarischen Welt hatte. — Nachher hatte ich das Glück, zehn Jahre lang (von 1783 bis 1793) als Arzt und Freund seines nähern Umganges zu genießen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu thun, seine Gesundheit war in der Regel, wenige vom Einfluß der Atmosphäre herrührende rheumatische und katarrhalische Beschwerden und besonders die schon damals vorhandene Disposition zu katarrhalischer Angina abgerechnet, vortrefflich; aber desto lieber unterhielt er sich mit dem Arzte als Naturforscher, und so genoß ich bei ihm manche Stunden der interessantesten Mittheilung, Belehrung und geistiger Erweckung."

„Was seine physische Natur betrifft, so kann ich nur das, was der geistreiche Herr Verfasser dieser ihres Gegenstandes so würdigen Schilderung gesagt hat, bekräftigen. Es ist mir nie ein Mensch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geistig in so hohem Grade vom Himmel begabt gewesen wäre und auf diese Weise in der That das Bild des vollkommensten Menschen darstellte. Aber nicht bloß die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in so außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, sondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, was sich sowohl über die physischen als geistigen Funktionen ausbreitete und die schöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, so daß keines, wie so oft geschieht, auf Kosten des andern lebte oder es störte." „Man

kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſes hauptſächlich ſeinen Geiſt auszeichnete, daß alle Geiſteskräfte in gleich hohem Grade und in der ſchönſten Harmonie vorhanden waren, und daß ſelbſt die bei ihm ſo lebendige, ſo ſchöpferiſche Phantaſie durch die Herrſchaft des Verſtandes gemäßigt und gezügelt wurde. Und eben dies gilt von dem Phyſiſchen; kein Syſtem, keine Funktion hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichſam zuſammen zur Erhaltung eines ſchönen Gleichgewichts. — Aber Produktivität war der Grundkarakter ſowohl im Geiſtigen als Phyſiſchen, und im letztern zeigte ſie ſich durch eine reiche Nutrition, äußerſte ſchnelle und reichliche Sanguifikation und Reproduktion, kritiſche Selbſthülfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkriſen und das Bedürfniß des Aderlaſſes."

„Solche Erſcheinungen gehören zu den ſeltenſten Geſchenken des Himmels. Es iſt Freude, zu ſehen, daß die Entſtehung ſo vollkommener Menſchennatur auch noch in unſern Zeiten möglich iſt, die ſo manche für eine Periode der Abnahme des Menſchengeſchlechts halten."

„Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!" — Ihm iſt es nun geworden. — Wir wollen es uns geſagt ſein laſſen, als Nachruf, zur Ermunterung und Belebung."

---

## XXXVII.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. (Als Handſchrift.) Berlin 1833. 8.*)

---

Daß die Frau, aus deren Briefen und Denkblättern dieſes Buch entſtanden, und unter deren Namen bis jetzt noch

---

*) Neumann hatte eine gründliche Analyſe dieſes Buches beabſichtigt, — wie ſpäter Theodor Mundt in den „Berliner Jahrbüchern

eingreifend, ſuchten ihre Nähe und wurden heimiſch in ihrem kleinen Geſellſchaftszimmer. Männer wie Gentz, Friedrich Schlegel und beide Humboldt, Ludwig und Friedrich Tieck, Hans Genelli, von Brinckmann, Veit, von Burgsdorff, von Gualtieri, Fürſt von Ligne, Graf von Bernſtorff, Navarro, von Cuhn, und ſo viele andere Diplomaten, Gelehrte und Künſtler, brachten und fanden hier geiſtige Belebung und Anregung. Viele von ihnen ſammelten in dieſem Kreiſe, und, nach ihrem eignen Geſtändniß, in Rahel's Unterhaltung, ſo manchen Keim, der in ſpätern Welt- und Kunſtgeſtaltungen als Frucht hervortrat. Solche Geſelligkeit, in der Rahel den erfreulichſten Lebensgenuß fand und mittheilte, wurde nur unterbrochen, oder eigentlich nur nach andern Schauplätzen verlegt durch kleine Reiſen, die nach Freienwalde, Leipzig, Schleſien, Karlsbad, Töplitz und Pyrmont unternommen wurden, und den Kreis ihrer Anſchauungen, ihrer Lebens- und Menſchenkenntniß erweiterten.

Unter manchen Bewerbern hatte ſich um 1797 ein junger Mann ausgezeichnet, deſſen Neigung erwiedert wurde. Er gehörte einer der vornehmſten Familien des Landes an; ſein Vater war Staatsminiſter. Als die Heirath ſich entſcheiden ſollte, regte ſich das Adelsgefühl der Familie, die doch übrigens vorurtheilsfrei genug war, und dies auch in der Folge durch viele ihrer eingegangenen Verbindungen bethätigte; man widerſetzte ſich nicht gradezu, aber man hoffte abzulenken. Der junge Mann begann einen Augenblick zu ſchwanken, und Rahel, die den Schwankenden leicht herüberziehen und durch ein Wort für immer beſtimmen konnte, entſchied nun den Bruch, zu ſtolz und zu rein, um etwas zu wollen, das nicht vollſtändig aus ſich ſelbſt alles das wäre, was es ſein mußte, um Aechtes und Beglückendes zu ſein. Nach dieſer Wendung, die einem Karakter, wie dem ihrigen, als eine große Schickſalskränkung erſchien, machte ſie mit einer Freundin, Gräfin von Schlaberndorf, eine Reiſe nach Pa-

tis, wo sie auch mit Frau von Humboldt zusammentraf. Nach einem Aufenthalt von ungefähr einem Jahre kehrte sie über die Niederlande und Holland, wohin ihre jüngste Schwester inzwischen sich verheirathet hatte, nach Berlin zurück. Hier wurde sie von einer schweren und langwierigen Krankheit befallen, von welcher sie langsam genas. Damals erfüllte eine neue Leidenschaft ihr Gemüth, die nach den darüber vorhandenen Andeutungen an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Besungene übertraf. Rahel, die sich selbst und solchen, die ihres Vertrauens werth waren, ihr Inneres frei zu enthüllen strebte, hat auch über dieses Geschick ihres Lebens sich mündlich, wie in Briefen und Denkblättern, offen und ohne Rückhalt ausgesprochen. Diese Papiere, das schönste Denkmal ihres innern Lebens, sind leider verschwunden, weshalb wir weiteres hierüber zu vernehmen für jetzt nicht hoffen dürfen. Die Unglücksfälle, die im Jahre 1806 über Preußen hereinbrachen, trafen Rahel nicht nur in ihrer Liebe zum Vaterlande, sondern auch in ihren eigensten innern und äußern Lebensverhältnissen auf das schmerzlichste. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldische Mann, der in ihrer Freundschaft seine reinsten Empfindungen, seine edelsten Erhebungen genährt, der ihr jede Regung seines Geistes und Herzens vertraut hatte, war bei Saalfeld geblieben; der ganze Kreis von ausgezeichneten, theilnehmenden Freunden zerrissen und zerstreut. Ihre durch das allgemeine wie durch besonderes Unglück zerrütteten Vermögensumstände zwangen zu strenger Beschränkung und schreckten mit größern Besorgnissen, zu einer Zeit, wo ihre schwankende Gesundheit sorgfältige Beachtung gebot. All dieses Mißgeschick, so tief es ihr Gemüth ergriff, konnte dennoch niemals ihre rege Theilnahme am Leben, an Wissen und Kunst, an den Weltereignissen, an dem Wohl und Weh des kleinen Kreises der noch nahe gebliebenen Verwandten und Freunde unterdrücken, und wer damals mit ihr umging,

konnte dieſelbe Fülle urſprünglichen Geiſteslebens genießen, die ſie jetzt wie früher unerſchöpflich ausſtrömte.

Im Frühjahr 1808 lernte Varnhagen von Enſe, ihr nachheriger Gatte, ſie näher kennen, gewann bald ihr volles Vertrauen und ihre Zuneigung, und faßte, von der unvergleichlichen Tiefe und Anmuth ihres Weſens ergriffen, ſchon damals ihren Beſitz als höchſtes Ziel ſeines Strebens ins Auge. Um aber dieſes zu erreichen, mußte er zuvor eine feſte Stellung im Leben gewinnen, und ſo war Trennung für den Augenblick geboten, während welcher die innigſte Verbindung durch unausgeſetzten Briefwechſel unterhalten wurde. Als 1813 Preußen ſich gegen den Druck der fremden Herrſchaft erhob, war Rahel eine der erſten und thätigſten unter den Frauen, die durch Fürbitte, Rath, Krankenpflege und Hülfsleiſtung jeder Art das große Werk beförderten. Während des Waffenſtillſtandes begab ſie ſich nach Prag, wo ſie dieſelbe Thätigkeit mit unaufhaltſamem Eifer, obgleich von Krankheit ergriffen, mehrere Monate hindurch fortſetzte. Unzählige verwundete, erkrankte und hülfsbedürftige Preußen, die durch die Kriegsereigniſſe nach Prag verſprengt waren, konnten, durch ihre Unterſtützung und Pflege aufgerichtet, wieder zum Heere abgehen. Im September 1814 ging ſie nach Berlin zurück, wo ſie ſich mit Varnhagen von Enſe verheirathete, bald darauf aber denſelben nach Wien begleitete, wo ſie während des Kongreſſes, und ſpäter, während ihr Gatte dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Paris folgte, bis zum Juli 1815 blieb. Hier wie überall war ſie mit den ausgezeichnetſten Männern und Frauen in fortgeſetzter geſelliger und geiſtiger Verbindung. Im Auguſt 1815 traf ſie in Frankfurt am Main mit ihrem Gatten wieder zuſammen, und zog mit demſelben, als er zum preußiſchen Geſchäftsträger, dann zum Miniſter-Reſidenten am Hofe zu Karlsruhe ernannt wurde, dahin, wo ſich denn ebenfalls die angenehmſten und belebteſten Verhältniſſe gar

bald entwickelten. Im Sommer 1819 ging sie mit ihrem Gatten, der von seinem Gesandtschaftsposten abberufen worden, nach Berlin zurück. Von da an lebte sie still in einem kleinen, aber gewählten Kreise geistreicher Personen, immer betrachtend, die schönste Geselligkeit erschaffend und belebend, in zunehmender Kränklichkeit durch die Gesundheit des jugendlich gebliebenen Geistes sich aufrecht haltend. Einige Reisen nach Töplitz, Dresden und Baden wurden in den Jahren 1821, 1822 und 1825 zu heilsamer Erfrischung durch den Wechsel der Eindrücke, im Jahre 1829 eine abermalige Reise nach Baden zur Erholung nach einer schweren Krankheit unternommen. Als 1831 Berlin von der Cholera heimgesucht wurde, konnte Rahel dem ihr inwohnenden menschenfreundlichen Triebe, obgleich von Körperleiden bei abnehmenden Kräften immer härter bedrängt, so wenig als in frühern Zeiten widerstehen. Eifrig und thätig, wiewohl still und ungenannt, spendete sie Trost und Hülfe in nähern und fernen Kreisen, und suchte, soweit ihre Kräfte reichten, dem allgemeinen Unheil zu wehren. Zu jeder Zeit ihres Lebens hatte Rahel in den Thatsachen der geistigen Welt, in den Beziehungen des Irdischen auf ein höheres Leben die liebsten Gegenstände ihrer Betrachtung gefunden, in ihren letzten Jahren aber trat diese Richtung nach dem Unsichtbaren immer entschiedener hervor und nahm gegen das Ende ihrer Tage noch mehr den Karakter fester Ueberzeugung an, sodaß endlich ihr Tod, wie sie ihn sich gedacht hatte, als das Bewußtwerden des Unendlichen erscheinen mochte.

Wir sehen in Rahel ein seltenes Beispiel von der siegreichen Macht unabhängiger Selbstentwickelung und unverbrüchlicher Wahrheitsliebe. Aller Einfluß durch Stand und Namen, durch Schönheit und glänzende Verhältnisse, durch künstlerische oder schriftstellerische Verdienste war ihr versagt: dennoch hat sie unglaublich auf die umgebende Welt gewirkt, den Besten ihrer Zeit gleich und nahe gestanden, eigenthüm-

lichen tiefen Eindruck gemacht, die allgemeinſte Aufmerkſamkeit, Achtung und Wohlgeſinnung erworben, und all dies durch ihr einfaches tägliches Leben, durch das unbefangene Walten ihrer ſtets wahren, gütigen, erweckenden Perſönlichkeit. Sie ergründete durch eigne Forſchung ſich ſelbſt, die Menſchen und die Welt bis zur innerſten Wurzel, und ſtellte das Erkannte dar in ſelbſtgefundener, ſcharf beſtimmender, treu abbildender Sprache. Was ſie ſchrieb und ſagte, war ihr volles Eigenthum, ihr urſprüngliches Erzeugniß. Nie hörte oder las man von ihr, auch über die alltäglichſten Gegenſtände, irgend einen Ausſpruch, der nicht entweder durch überraſchende Wahrheit, treffenden Witz, durch Neuheit des Gedankens oder des Ausdrucks, durch geiſtigen Inhalt oder glückliche Wendung etwas Beſonderes enthalten und dennoch anſpruchlos als friſchgepflückte Gabe der Natur ſich dargeboten hätte. Wort und Ausdruck waren ſtets ſowohl dem Gegenſtande als dem augenblicklichen Verhältniß, unter welchem ſie hervortraten, aufs richtigſte angepaßt. Wahrheitsliebe fand den Gedanken, und Menſchenliebe ſprach ihn aus; ſo kam ihm Form und Inhalt. Aus dieſer zwiefachen Liebe entſprang in ihr alles: Strenge gegen eigne, mehr noch als gegen fremde Fehler; Aufrichtigkeit über beide, bei nie mangelnder Schonung und ſtets erneuerter Geduld; freudige Anerkennung fremder und würdiges Bewußtſein eigner Vorzüge; aufopfernde Hingebung und unvertilgbare Verſöhnlichkeit; ſchärfſte Auffaſſung und eigenthümlichſte Darſtellung; hohe Kraft im Unglück und freudiger Genuß des Glücks beim tiefſten Gefühl für beide. Jenes war bei ihr faſt immer ein Werk des äußern, und dies ihres innern Lebens. Dies wiſſen von Rahel diejenigen, die ſie kannten. Was aber weiß von ihr die Welt, die Geſchichte, die Litteratur? Auch dafür iſt geſorgt. Jenes ſtete Bedürfniß, ſich und andern klar zu werden, fand nicht im Geſpräch allein Befriedigung, auch der ſchriftliche Ausdruck mußte dem Bewußtſein und der

Mittheilung unabläſſig zu Hülfe kommen, und ſo entfielen ihrer Hand unzählige Briefe, einzelne Blätter, Bemerkungen, Zettelchen, ſtets friſche Denkblätter inhaltreichen Lebens. Das meiſte ihrer Korreſpondenzen iſt, theils durch abſichtliche Vernichtung, theils durch Unbeachtung, zwar verloren gegangen, doch aber Vieles und Wichtiges noch vorhanden, wovon freilich nur der kleinſte Theil für jetzt zur Mittheilung geeignet iſt. Nie ſchrieb ſie etwas für den Druck, nie auch nur in dem Gedanken daran, immer nur einzig für die beſtimmte Abſicht des Augenblicks mit freier Hingebung, ganzer Aufrichtigkeit und reinſter Naivetät, die niemals durch das immer vorhandene klare Bewußtſein, auch im Alter nicht, geſtört wurde. Sie hat den ſchriftſtelleriſchen Ruhm nicht geſucht und nicht erlebt; der Ruhm aber ſucht ſie und wird ſie überleben. Unter dem Titel: „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", hat ihr Gatte aus jenen Briefen und Blättern eine reiche Auswahl der Welt erhalten.

Jede treue Selbſtdarſtellung, auch des einfachſten Menſchen ſchon, iſt eine werthe Gabe; wie ſehr aber erhöht ſich dieſer Werth hier, wo die ſchönſte, gediegenſte Menſchennatur ſich mit Bewußtſein als eignes Kunſtwerk in der Schrift abſpiegelt, mit allen Umgebungen ihrer Zeit und ihres Schauplatzes! In dieſem Buche wird man Rahel abſichtlos von ſich ſelbſt gezeichnet wiederfinden, wie ſie hier geſchildert iſt. Poeſie und Geſchichte erſcheinen darin in vollkommener Identität, indem ſie ihr Leben durch die Wahrheit der Darſtellung zur Poeſie erhoben, und die ihr inwohnende Poeſie durch ihr Leben in wahrhafte Realität verwandelt hat. So wird es auf die Nachwelt übergehen. — In Folge dringender Aufforderungen wird das Buch „Rahel" 1834 auch in öffentlicher Herausgabe, und zwar bis auf drei Bände (über hundert Druckbogen) vermehrt, erſcheinen. Der vollſtändige Briefwechſel, ſoweit er noch erhalten iſt, würde, wie man

versichert, mehr als zehn Bände ausmachen. Der Inhalt soll jedoch die Mittheilung erst in spätern Jahren gestatten. —

Aber schon jetzt ist das Buch „Rahel" aus der beschränkten stillen Gestalt, in der es zuerst dargeboten worden, durch die Kraft seines Inhalts unmittelbar zu der seltensten und glänzendsten Oeffentlichkeit emporgestiegen. Durch ganz Deutschland wurde es gelesen, in die entlegensten Länder begehrt, und allgemein war der Eindruck des Staunens, der Bewunderung, der liebevollsten Aneignung. Merkwürdig ist es, daß der Eindruck vorzüglich als ein religiöser sich zeigte, und das Buch wie ein Erbauungsbuch wirkte. Ein bedeutender Geistlicher sagte in diesem Sinn von Rahel: „Man sieht es wohl, daß, wie dem Stammgeschlechte nach, so auch dem Geiste nach, sie aus den Regionen ist, woher uns die Bibel gekommen." Ihre prophetische Sehergabe dringt in vielen ihrer allgemeinen, feurigen und kolossalen Aussprüche in das innerste Wesen der Dinge und Verhältnisse ein; gibt sich aber auch im Einzelnen oft auf die überraschendste Weise kund, z. B. in der frühen Vorhersagung über Thiers, und wirkt als mächtiger Einfluß oft da, wo man es am wenigsten erwartet. So mit dem bedeutenden Briefe an Gentz, vom 7. Februar 1831. Wie eine tiefe, gründliche, auf ursprünglicher Anschauung und lauterm Lebensgefühl ruhende Einsicht sich Bahn bricht und unabweislichen Einfluß gewinnt auf die Wendungen der Weltgeschichte, zeigt der Erfolg dieses Briefes. Wir sehen einen hochgefeierten Mann, der vierzig Jahre hindurch im Rath der legitimen Staatenlenker thätig mitgewirkt, dessen Stimme eines der beliebtesten, wohltönendsten und glücklichsten Organe des Stabilitätssystems gewesen, durch die eingetretenen Zeitereignisse in einem Zustande der Entmuthigung, ja der Verzweiflung, weil er diese vierzig arbeitsvollen, äußerlich zwar mit Erfolg gekrönten Jahre doch zuletzt ohne befriedigendes Resultat für die Wirksamkeit seines Princips, wie für sich selbst als verloren an-

ſehen muß. Seine Klagen wenden ſich an Rahel, die kleine, ſtilldenkende, unſcheinbare Beobachterin, die Freundin und Rathgeberin ſeiner Jugend. Wie ſie ihm Rath und Troſt gewährte, ſehen wir aus ihren Briefen. Und nun leſe man unmittelbar nach dem obigen Briefe den aus Gentz's Feder gefloſſenen Artikel: „Von der Donau" in der „Außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung", vom 27. und 28. September 1831, und man wird mit Erſtaunen wahrnehmen, welche Richtung jener Brief dem Politiker am Donauſtrom gegeben hat! Mit der Geſchicklichkeit des ächten Meiſters weiß der Korreſpondent von der Donau, an jedem Schein der Inkonſequenz leicht und leiſe vorüberſchiffend, dem konſtitutionnellgeſinnten Zeitgeiſt die diplomatiſche Friedenshand zu bieten. — —

Was ein vertrauter Freund Rahel's, der ſie von frühſter Zeit gekannt, nach ihrem Tode als Zeugniß für ſie niedergeſchrieben, faßt die Hauptſeite ihres Karakters ſo rein und wahr auf, daß wir uns nicht verſagen können, den gehaltvollen Ausſpruch hier beizufügen, für deſſen Mittheilung wir den Dank vieler Leſer zu gewinnen hoffen! „Soll unter den vielen großen und ſeltnen Eigenſchaften — ſo äußert ſich der Freund —, die man hier aufzählen kann, durchaus eine als die wichtigſte und urſprünglichſte ausgezeichnet und benannt werden, aus der alle andern fließen und ſich nähren, ſo werde ich nicht anſtehen, die ehrlichſte Wahrheitsliebe als dieſe Eigenſchaft aufzuſtellen. In der That war dieſe der Grundtrieb all ihres Denkens, Empfindens und Handelns. Die unſchuldige Offenheit, mit der ſie nicht nur jeden neuen Gegenſtand, ſondern auch jeden neuen Moment ſchon bekannter Gegenſtände immer wieder rein und klar in ſeinem eignen Werth auffaßte, ungeirrt durch Vorurtheil oder Schein, machte es dem Scharfſinn leicht, der in ihren Urtheilen und Wahrnehmungen ſo oft bewundert wurde, ſich im beſten Lichte zu zeigen, denn die ärgſten der Hinderniſſe,

die dem Menſchen verwehren, klar zu ſehen und klug zu urtheilen, eigenſüchtige Zwecke und vorgefaßte Meinungen, waren für ſie gar nicht da. Sie wußte dies ſelber ſo gut, daß ſie oft äußerte, jederman könne es hierin ihr gleich thun, weil jeder dazu nur ehrlich und wahr zu ſein brauche, was ja keinem verſchloſſen ſei. Wenn ſie Mangelhaftes und Widerwärtiges nicht zu beachten ſchien, Fehler und Untugenden nicht rügte, ſo war es nie deshalb, weil ſie ihr entgingen (im Gegentheil, niemand ſah dergleichen ſchärfer, fühlte es empfindlicher, war öfter und tiefer davon verletzt), ſondern weil ihr edler und reiner Sinn, ſo lange man es ihm nur erlaubte, ſich gern von allem Widrigen abwandte, und mit liebevoller Güte ſich dem Guten zukehrte, von dem ſie auch den kleinſten Keim entdeckte und ſchätzte, und deſſen noch ſo ſtarke Hüllen und Beimiſchungen ſie immer zu durchdringen wußte. Ihre Thätigkeit war dann unmittelbar dieſe, daß ſie in jedem Menſchen das entdeckte Beſſere durch ihre Lebenswärme ſofort erregte und erhöhte, wo denn das Schlechtere von ſelbſt zurücktrat, ſodaß man ſagen konnte, unter ihren Augen und Händen waren die Menſchen leicht das Beſte, was ſie zu ſein fähig waren, ſo klug, ſo gut und ſo liebenswürdig, wie ſie ſelber wohl nur ſelten ſich zu fühlen pflegten. Kein Wunder, daß man ſich gern in ihrer Nähe befand, daß ihr Umgang und Geſpräch von den verſchiedenartigſten Naturen geſucht wurde, und jederman bei ihr ſich bereichert fühlte, die wenigen ausgenommen, die leider nichts in ſich hatten, was durch Licht und Wärme gedeihen konnte! Wirklich ſah ſie auch bei allen Bekanntſchaften und geſelligen Verhältniſſen immer zuerſt den Menſchen ſelbſt, nicht Stand, Namen, Talent, Ruf und ſonſtiges Aeußere, das ſie zwar auch ſehr wohl kannte und beachtete, aber nie zur Hauptſache werden ließ. Dies war beſonders auffallend bei Perſonen der unterſten Klaſſen, alle waren für Rahel eben auch, was die Vornehmſten, alle zuerſt immer Menſchen; jeden

berührte ſie gütig, behandelte ihn als einen Gleichen, ſetzte Verſtand und guten Willen bei ihm voraus, ſagte ihm das Wahre und Richtige, und dachte ni-, das ſei zu hoch oder zu fein für die untergeordnete Bildungsſtufe. Daſſelbe that ſie aber auch mit den Perſonen des höchſten Ranges, die man hinſichtlich deſſen, was ſie zu vernehmen haben, ſo gar oft als Untergeordnete zu behandeln pflegt, ihnen gewiſſe Dinge gar nicht, andre nur halb oder verſchleiert ſagt; auch von dieſen achtete ſie keinen zu gering oder zu unwiſſend, um das Beſte zu verſtehen und anzunehmen. Sie hatte dabei ein beſonderes Glück, eine herrliche Begabung, aus der gütigen Hand der ſchaffenden Natur: redend und handelnd folgte ſie jedesmal auf der Stelle den erſten Regungen ihres Innern; ſie verleugnete nichts, ſie heuchelte nicht. Das war ihr aber leicht gemacht, denn ihr Inneres erzeugte nur Schönes und Gutes, es ging in ihr nichts vor, was ſie hätte unterdrücken müſſen, und ſie war alles, was ſie hätte ſcheinen mögen! Wie ſchlimm würden die meiſten Menſchen, auch die Beſten unter ihnen, oft erſcheinen, wie albern, wie dumm, wie gemein und frevelhaft, wenn ihre erſten Regungen gleich in Worten daſtünden! Die meiſten Menſchen müſſen ſich erſt zuſammennehmen, ihre Regungen beherrſchen, ſichten, ordnen, ehe ſie ſie zeigen. Rahel hatte das nicht nöthig; bedacht und erwogen hatte ſie meiſt alles längſt voraus, und zur tiefſten Ueberzeugung ausgebildet; in dieſer ſprach und handelte ſie dann aus dem Stegreif, oft ſich ſelbſt überraſchend, und daher entſtand das Urſprüngliche und Schnelle, welches in ihrer Unterhaltung ſo ſehr reizte und feſſelte. — Aus ihrer Wahrheitsliebe kam auch ihre tiefe, ſelbſtſuchtloſe Beſcheidenheit. Erkannt, anerkannt zu werden, war ihr wohl die größte Freude, war ihr ein humanes Bedürfniß, kann man ſagen, wobei der Andre doch ebenſo gut in Betracht kam, als ſie ſelbſt. Aber ſich irgend eine Anerkennung zu erwirken, anders als dadurch, daß ſie ſich

unbefangen in ihrem Weſen zeigte, überhaupt ſich irgend eine Stellung oder Rolle in der Welt zu machen, das lag außerhalb ihrer Fähigkeiten, wie außerhalb der Möglichkeit ihres Wollens. Nie ſuchte ſie den Glanz, das Anſehen, die Vortheile der Andern für ſich, ſie konnte ſich dergleichen Zugabe gefallen laſſen, ſie mit genießen, aber weiter nichts. Die größten Verhältniſſe jeder Art hat ſie verabſäumt, entweder ſchweigend vorübergehen laſſen, oder ſie nur in der Stille gepflegt, und einzig diejenige Befriedigung dabei bezweckt, die auch in den unſcheinbarſten Verhältniſſen zu gewinnen war. Auch blieb ſie immer, ja faſt allzu ſehr bereit, jede Verbindung, wo Glanz und Eitelkeit im Spiele ſein konnten, bei dem geringſten Anlaß aufzugeben, warf jede immer aufs neue in das Probefeuer der Aechtheit. Wollte jemand ſie verleugnen, ſich von ihr zurückziehen, ſie war es gleich zufrieden, und erleichterte ihm den Schritt. Sie ſelbſt hingegen wandte ſich von niemand eigenwillig ab, auf ſie konnte man immer rechnen, nach jahrelanger Vernachläſſigung ſie immer als die nämliche wiederfinden. Wohl iſt dieſe Eigenſchaft, immer ſich ſelbſt und nie den andern einzuſtellen, ſelber alles zu leiſten und nichts für ſich zu fordern, eine der edelſten und ſchönſten; doch ſag' ich mit Recht, daß Rahel darin faſt zu weit gegangen. Denn wie würde ihre ganze Lebenserſcheinung geſtiegen ſein, ihre gute Wirkung ſich ausgebreitet haben, wie viele perſönliche Leiden, wie viel Mißlingen und Entbehren hätte ſie ſich erſpart, wenn ſie im Stande geweſen wäre, ihre geſellſchaftlichen Vortheile von den Nachtheilen abzuſondern, dieſe letztern klug zu entfernen, und neben der innern Befriedigung ihres großen Gemüths und Geiſtes auch die Herrſchaft eines dieſem dienſtbaren äußern Lebens zu wollen! Doch jene genügte ihr. — Ich wiederhole es, Wahrheit, und nächſt ihr Redlichkeit und Güte, waren der Grund ihres Weſens; die heitre Naivetät, der raſche Witz, die anmuthige Laune, der große Verſtand, die

in ihr immerfort rege blieben, waren nur die natürlichen Früchte, die auf diesem Boden hervorwuchsen." — So weit diese Freundesworte, die wir, was die Bestätigung derselben betrifft, durch vieljährige eigne Erkenntniß wohl berechtigt sind, auch für die unsrigen auszugeben. —

## XXXVIII.

Scipio Cicala. Vier Bände. Leipzig 1832. 8.

Der vorstehende Titel verschweigt nicht nur den Namen des Verfassers, sondern auch, daß das anzuzeigende Buch ein Roman ist. Das Letztere erfährt der Leser aus der Zueignungsschrift „an Herrn Walter Scott, Baronet in Schottland", die zugleich als Vorrede dient und in apologetischer Form über Entstehung, Zweck, Stoff und Behandlung des Werkes, sowie über die obwaltenden Anonymitätsgründe ausführlich Rechenschaft gibt.

Die Entstehung des Buches schreibt der Verfasser dankbar und ehrfurchtsvoll der Belehrung, Erhebung und Begeisterung zu, die er in den Werken des großen brittischen Romanendichters gefunden hat. Zu einer Zeit, wo er in einem Zustande tief zerrütteter Gesundheit unter der Last der furchtbarsten hypochondrischen Uebel litt, nach verschiedenartiger Lektüre umhergreifend, las er, obschon Romanen abgeneigt, auf den Wunsch einer ihm theuern Person den „Waverley", fand sich, nachdem er die ersten Seiten mühsam überwunden, bald ergriffen, erweicht, erschüttert und vermochte sich von einem Werke Walter Scott's nur loszureißen, um zu einem andern überzugehen, so daß er sie in einem Paar Jahren alle zweimal und öfter gelesen hatte. So wohlthätig wirkte der Eindruck dieser Schriften, so sehr war dem Verfasser das Leben in jener poetischen Welt zum Bedürfniß geworden, daß er in einer Zeit, wo er mit den

gröſten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, auf den Einfall gerieth, das vorliegende Buch zu ſchreiben, welche Beſchäftigung ihn denn in ſeinen Bedrängniſſen aufrecht erhielt. So ſehr wir auch dem Verfaſſer zu dieſer heilſamen Wirkung Glück wünſchen, ſo finden wir doch, daß dieſe Art der poetiſchen Erzeugung durch eine Anregung von außen her etwas Mißliches hat, nothwendig die Originalität gefährden muß, und ſeinem Buche wirklich nachtheilig geworden iſt. Wir geben zu, daß die Bewunderung eines großen Dichters ein poetiſches Gemüth zu trefflichen Werken zu erwecken vermag. So erkennt Virgil in Homer, Dante in Virgil ſeinen Meiſter; in beiden aber ſucht man vergebens eine Spur des Nachtretens auf den von ihren Vorgängern gebahnten Pfaden. Durch ungeheure Zeiträume, durch eine völlig veränderte Welt- und Sittengeſtaltung von ihren Vorbildern getrennt, von eigenthümlicher Dichterkraft belebt und von der Bildung ihrer Zeit und ihres Volkes durchdrungen, waren ſie, um auf dieſes zu wirken, zu urſprünglichen Schöpfungen unwiderſtehlich genöthigt. In einem ganz andern Verhältniſſe ſteht Sir Walter zu unſerem Verfaſſer. Jener ſchafft eine Welt von Geſtaltungen, der Bildung, dem Sinn, der Auffaſſungsweiſe ſeiner Zeitgenoſſen zuſagend. Unſer Verfaſſer fühlt ſich von dieſen Geſtaltungen erfüllt und begeiſtert; er lebt und webt in dieſer Welt und empfindet das Bedürfniß, in ihr fortzuwirken, ſie mit, wenn auch neuen, doch gleichartigen Geſtalten zu beleben. Zeit und Mitwelt ſind die Nämlichen, auf die auch Walter Scott gewirkt. Kann er andere Elemente dazu wählen, als die ſein Meiſter ihm dargereicht; kann er in einer andern Form auftreten, als die, worin er ſeinen Geiſt hineingebildet hat? Als ein gläubiger, von unbedingter Bewunderung durchdrungener Jünger ſich darſtellend kann er nicht anders erſcheinen, als beherrſcht von dem Einfluſſe ſeines Meiſters; ſeine Poeſie kann nichts anderes ſein, als ein Werk der Schule. Den Maßſtab zur

Beurtheilung deſſelben werden wir alſo in Walter Scott's Dichtungen zu ſuchen, und die ſeinige wird für die Welt ſoviel Werth haben, als ſie in dieſer Schule und die Schule in der poetiſchen Welt hat. Betrachten wir nun die Methode des engliſchen Dichters, ſo finden wir, daß er das Leben eines Volks in irgend einem beſtimmten Abſchnitt der Geſchichte in ſeinen verſchiedenen Hauptbeziehungen dergeſtalt zur Anſchauung zu bringen ſucht, daß es gleichſam als ein Erlebtes an uns vorübergehe. Dies iſt der Stoff ſeiner Romane. Durch eine bloße Beſchreibung würde der Zweck lebendiger Geſtaltung nicht erreicht werden. Der Dichter erfindet alſo Perſonen und Begebenheiten, in denen ſein geſchichtlicher Stoff ſich entwickelt. Für den bloß inſtruktiven Zweck wäre dies hinreichend; allein er will noch mehr. Sein Werk ſoll nicht bloß den Reiz des Neuen, des Belehrenden und Unterhaltenden haben, es ſoll durch ſeine Schönheit das Gemüth anziehen und erheben, eine Idee ſoll darin hervortreten; mit einem Wort, es ſoll ein poetiſches Kunſtwerk ſein. Da nun eine auf beliebige Weiſe verflochtene Reihe von Perſonen und Begebenheiten noch keine Dichtung iſt, ſo bildet er ſeinen Stoff zu einer harmoniſchen Einheit, indem er eine Perſon, oder eine Gruppe von Perſonen als Hauptgeſtalten in bedeutenden Handlungen und Schickſalen ſich bewegend vor uns auftreten läßt, an die ſich alle übrige Perſonen und Ereigniſſe in untergeordneter Mitwirkung anſchließen, ſodaß ſeiner Abſicht nach ein künſtleriſches Ganze entſtehen ſoll, in dem kein nothwendiger Theil fehlt und kein vorhandener überflüſſig iſt. Indem wir dies als Princip von Walter Scott's Methode aufſtellen, ſagen wir nicht, daß er daſſelbe in allen ſeinen Werken gleich glücklich oder auch nur in einem vollſtändig durchgeführt habe. Auch liegt in dieſem Princip ſelbſt eigentlich ſchon eine Sünde gegen die Poeſie, indem daſſelbe die Belehrung zum Hauptzweck macht und dieſen der poetiſchen Schöpfung nur ſcheinbar unterordnet, ſodaß durch

eine Umkehrung des richtigen Verhältniſſes das Ganze dem Theile dient. Daher geſchieht es denn, daß in Walter Scott's Werken das innere Gemüthsleben der Perſonen, als die eigentliche Seele des Romans, nur ſelten in künſtleriſcher Vollendung hervortritt. Hier fehlt es ihm oft an der poetiſchen Feinheit und Tiefe, die nur ſo wenige Dichter zum vollen Eigenthum beſitzen. Eben daraus entſteht die unverhältnißmäßig genaue und weitläufige Ausführung des Einzelnen, die allzu bequeme Breite in Schilderungen und Geſprächen, das der Geduld des Leſers ſo oft beſchwerliche Aufhalten der fortſchreitenden Handlung. Dagegen beſteht der Hauptreiz dieſer Dichtungen in der feinen und ſchönen Ausführung und vor allem in der überraſchenden Wahrheit der Scenerie, und da die große Mehrzahl des unabſehbaren Romanenheeres gerade an dem entgegengeſetzten Fehler der Unbeſtimmtheit und Unklarheit in Raum und Zeit von je gelitten hat, ſo darf uns der unermeßliche Beifall nicht in Verwunderung ſetzen, der in und außer Europa den Werken des ſchottiſchen Barons entgegenrauſchte. Wollen wir nun unterſuchen, inwiefern unſer Verfaſſer die Methode ſeines Meiſters ſich angeeignet und in Hinſicht der Wirkung ihn erreicht hat, ſo müſſen wir den faktiſchen Inhalt des Romans im kurzen Umriß an uns vorübergehen laſſen.

Scipio Cicala, ein neunzehnjähriger Jüngling aus einer der erſten neapolitaniſchen Familien, eine hohe, kräftig freie, ſchöne Naturgeſtalt, geiſtig und körperlich zum Eintritt in die Welt ſorgfältig und glücklich vorbereitet, iſt von ſeiner Mutter Renata beſtimmt, in den Malteſer-Orden einzutreten. Sein Vater, früher ebenfalls Mateſer-Ritter, hatte dieſe, die Tochter eines vornehmen Türken, eine Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit, beim Sturm von Modon vom Tode gerettet, zum Chriſtenthum bekehrt und, nachdem ſein Ordensgelübde vom Papſt gelöſt worden, geheirathet, wenige Jahre nachher aber durch einen unglücklichen Zufall ſein Le-

den verloren. Durch dieſes Unglück, welches Renata als eine Strafe des Himmels für das Austreten ihres Gemahls aus dem geiſtlichen Stande anſah, wurde ſie beſtimmt, ihren Sohn gleichſam als Erſatz dem Orden zu widmen. Jetzt aber, wo dies eben zur Ausführung kommen ſoll, findet ſich, daß zwiſchen ihm und einer mit ihm aufgewachſenen und von Renata als Tochter geliebten Verwandtin, Porzia Serſale, ein Band der Neigung ſich geknüpft hat, das nur mit Aufopferung ihres beiderſeitigen Lebensglücks getrennt werden könnte. Die Liebe zu ihrem Sohn und zu Porzia überwindet jede andere Betrachtung. Renata entſchließt ſich, in die Verbindung der Liebenden zu willigen und hält bei Porzia's Mutter um ſie an. Die adelſtolze Spanierin aber, die ihre Tochter ſchon einem Grande von Caſtilien beſtimmt hat, auch Scipio derſelben nicht für ebenbürtig hält, verweigert ihre Einwilligung, und nun gilt es, da der beſtimmte Bräutigam, von welchem Porzia bisher durchaus nichts wußte, ſchon angekommen iſt, ihre Verlobung mit dieſem durch eine raſche Maßregel zu verhindern. Es wird daher der von Renata ſowohl als von Porzia gebilligte Entſchluß gefaßt, daß Scipio ſeiner Geliebten beim Heraustreten aus der Kirche in Gegenwart aller Verwandten und des Volkes öffentlich einen Kuß geben ſolle. Man muß wiſſen, daß nach der in Neapel damals herrſchenden ſtrengen Volksſitte ein ſolcher Kuß die Empfängerin deſſelben entehrte, dergeſtalt, daß ſie nur durch eine Heirath mit demjenigen, der ihn gegeben hatte, wieder zu Ehren gebracht werden konnte. Man kann leicht denken, daß dieſe Sitte nicht nur von der verzweifelnden Liebe, ſondern auch von Rachſucht, Eigennutz und andern Leidenſchaften oft mißbraucht wurde, und daß ein Schimpf dieſer Art blutige Rache gegen den Beleidiger und unauslöſchliche Familienfeindſchaften hervorrief. Gleich nach der Ausführung dieſes Entſchluſſes ſollte Scipio den gewaltigen Eindruck, den eine ſolche That hervorbringen mußte, benutzen,

um ſich auf das eben im Golfe von Neapel liegende, unter den Befehl befreundeter Führer ſtehende Ordensgeſchwader zu begeben. Der ſpätere Rücktritt aus den Dienſten des Ordens konnte, ſo lange kein Gelübde abgelegt war, nicht ſchwierig ſein und wurde, ſo wie die Verbindung mit Porzia, der Zukunft vorbehalten. So ward es ausgeführt. In dem Augenblick ſeiner Abfahrt von Sorrento, wo dieſer Auftritt ſtatt fand, wird aber Scipio in eine neue Verwickelung hineingeriſſen. Ein ſpaniſcher Zollbeamter hatte eine junge Neapolitanerin mit dem Schaft ſeines Speeres zu Boden geſchlagen, ſo daß der umherſtehende Volkshaufe ſie für todt hielt und in Geſchrei und Verwünſchungen gegen den Spanier ausbrach. Als Scipio, der, um ſein Boot zu beſteigen, ſo eben nach dem Ufer hinabging, die Urſach des Lärmens erfuhr, rief er aus: „Und das ertragt ihr geduldig, ihr Niederträchtigen? So ſteht ihr da und begnügt euch mit Schreien und Schelten?“ Und da er in demſelben Augenblick ſeinen Degen zog, ſo wuchs allen ſo ſchnell der Muth, daß ſie augenblicklich gegen den Spanier anſtürzten und ihn ſogleich ermordeten. Da nun aber das geſchlagene Mädchen ſich inzwiſchen erholt hatte und nun wieder lebend vor ihnen erſchien, ſo ward die Maſſe ebenſo plötzlich von Furcht, als vorher von Wuth ergriffen und zerſtreute ſich eiligſt nach allen Richtungen. Scipio begab ſich auf die Ordensflotte; obgleich er aber von dem Großprior von Piſa ſowohl, als von dem Großbaillif von Deutſchland ſehr freundlich aufgenommen wurde, auch in der nächſten Nacht Gelegenheit fand, ſich beide durch Rettung ihres Lebens vor einem türkiſchen Ueberfall im höchſten Grade zu verbinden, ſo konnten die malteſiſchen Oberbefehlshaber es doch nicht über ſich nehmen, ihn auf der Flotte zu behalten, da der ſpaniſche Vicekönig Don Pedro de Toledo, der wegen des erregten Aufruhrs ſchon ein Todesurtheil gegen ihn ausgeſprochen hatte, ſeine Auslieferung verlangte und offener Schutz für

den Verurtheilten eine Feindſeligkeit des Ordens gegen die Krone Spanien geweſen wäre.

Sie mußten ſich daher darauf beſchränken, ihn mit Hülfsmitteln verſehen heimlich ans Land zu ſetzen und dem Schutze vertrauter Perſonen bis dahin zu empfehlen, wo es ihnen gelungen ſein würde, durch ihren Einfluß bei dem Vicekönig die Aufhebung des Todesurtheils und ſeine fernere Sicherſtellung zu erlangen. Die Perſonen, denen er empfohlen wurde, waren aber, mochte dies nun den malteſer Oberen bekannt ſein oder nicht, mit dem Plan beſchäftigt, ihr Vaterland von dem Druck der ſpaniſchen Herrſchaft zu befreien. Der Prinz von Salerno war der Mächtigſte und Angeſehenſte in dieſem Bunde; mannichfache Verbindungen im Innern des Landes wie nach außen hin waren angeknüpft, und ſelbſt Uludſch Aly, der kühne türkiſche Seeräuber, ſpielte eine Rolle in dieſem Unternehmen und ſtand mit den Unzufriedenen zu Theilnahme und Hülfe im beſten Vernehmen. Scipio wurde dem Fürſten von Salerno zu Schutz und Dienſt empfohlen. Dieſer nahm ihn mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit auf und es koſtete keine Mühe, den jungen Mann, der die Tyrannei der Spanier ohnehin aus tiefſter Seele haßte, in die Unternehmung zu verwickeln, die freilich, leichtſinnig angelegt, ungeſchickt ausgeführt und auf allzukünſtlichen Kombinationen beruhend, nicht gelingen konnte. Narziſſa, eine Tochter Uludſch Aly's, eine wunderbare phantaſtiſche Erſcheinung, die der Verfaſſer mit der ſchalkhafteſten Liebenswürdigkeit und den höchſten ſinnlichen Reizen ausſtattet, ſtreift von einer abenteuerlich eigenſinnigen Laune getrieben an den Küſten umher. Scipio findet ſie bei dem Fürſten in Salerno, der ihm aufträgt, ſie verkleidet unter ſeinem Schutze ſeiner Gemahlin nach Neapel zuzuführen. Sie wird von Liebe zu dem Jüngling hingezogen, und Scipio, wiewohl ſein beſſeres Selbſt noch immer an Porzia hängt, wird doch von ihrer Anmuth unwillkürlich

hingeriſſen, fällt, da die von Gewiſſensangſt ergriffene Porzia den Schleier genommen hat und der Befreiungsplan völlig geſcheitert iſt, zuletzt in ihre Netze, und folgt ihr zu ihrem Vater Uludſch Aly, wo er den Islam annimmt. Erſt nach einem Zeitraum von eilf Jahren ſehen wir ihn als Muſelmann unter dem Namen Sinan Paſcha wieder auftreten. Er iſt zu hohem Rang emporgeſtiegen, und ein bedeutender Theil der unter Piale Paſcha an Neapels Küſten kreuzenden Flotte ſteht unter ſeinem Befehl. Wie ſich ſein Verhältniß zu Narziſſa geſtaltet oder aufgelöſt hat, erfahren wir nicht, aber ſeine Neigung zu Porzia iſt wieder erwacht, und er unternimmt es jetzt, ſie mit einer Schar von Türken aus ihrem Kloſter zu entführen. Dies Kloſter und der ganze Wohlſtand der überfallenen Stadt Sorrento geht, wiewohl gegen ſeinen Willen, dabei zu Grunde; er ſelbſt wird durch einen Zufall ſchwer verwundet, und obgleich es ihm gelingt, Porzia, die Priorin des Kloſters und einige andere Nonnen gewaltſam zu entführen, ſo entziehen ſich dieſe doch ſämmtlich durch eine kühne Flucht der Gefangenſchaft. Späterhin macht er noch einen Verſuch, ſeine Mutter, die inzwiſchen ein Kloſter geſtiftet hat, zu verſöhnen und zu überreden, ihm nach dem Orient zu folgen; aber auch dieſer Verſuch ſcheitert an ihrer unerſchütterlichen Frömmigkeit. Bald darauf beſteht die türkiſche Flotte ein Gefecht gegen die malteſiſche; die Türken ſiegen, der Großprior von Piſa und der Großbaillif von Deutſchland fallen von Scipio's Hand. Von der Zeit an ſtieg dieſer, wie der Verfaſſer uns am Schluſſe noch kürzlich mittheilt, unter dem Namen Tſchigalaſade von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Groß-Veziers und beſchloß ſeine Laufbahn in hohem Lebensalter als oberſter Feldherr auf einem Kriegszuge gegen Perſien.

Der faktiſche Grundſtoff an ſich iſt, wie man ſieht, ſo dürftig, daß er kaum zur Ausſtattung einer kurzen Novelle hinzureichen ſcheint, und das erſte nothwendige Element des

Romans, nämlich eine bedeutende abgeſchloſſene Handlung als epiſche Grundlage, fehlt ſo gut wie ganz. Der Verfaſſer hat daher, um Abwechſelung und Bewegung hineinzubringen, eine Menge von Zwiſchenbegebenheiten erfunden, wozu ihm die Gefahr Gelegenheit gibt, in welche der Held durch ſein Verhältniß zur ſpaniſchen Regierung gerathen iſt. Wirklich wird derſelbe von dem Augenblick an, wo er zu der Ermordung des ſpaniſchen Zollbeamten Veranlaſſung gibt, bis dahin, wo er zu den Türken übergeht, in einen ſolchen Strudel von Lebensgefahren und Bedrängniſſen hineingeriſſen, daß weder er ſelbſt, noch der Leſer einen Augenblick zur Ruhe gelangt. Hier iſt er nun nothwendigerweiſe mehr Amboß als Hammer, welches für einen Romanhelden kein vortheilhaftes Verhältniß iſt. Auf den Fortgang und die Entwickelung der Begebenheiten hat Scipio durchaus keinen Einfluß, bleibt vielmehr fortwährend in untergeordneter Stellung, und wo er nicht in der Macht ſeiner Feinde iſt, wird er von ſeinen Freunden immer geleitet, ohne jemals recht in Thätigkeit zu kommen. Freilich wird er durch ſeine mannichfachen Fährlichkeiten auch viel zum Handeln genöthigt, aber dieſe abgedrungene Aktivität iſt mehrentheils eine rein äußerliche. Bald muß der Held dem Strome der auf ihn eindringenden Begebenheiten nachgeben, und er zeigt ſich dann, wenn auch nicht ſchwach, doch wenigſtens rein paſſiv, bald wieder überwindet er die ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe, wo er dann allerdings Muth, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit und neben einigem Stolz auch Großmuth und hingebende Aufopferung entwickelt; dieſe an ſich zwar trefflichen Eigenſchaften ſind aber doch wohl zu allgemeine Bedingniſſe des männlichen Karakters, um zur Karakteriſtik einer ausgezeichneten Individualität hinzureichen. Als eine ſolche erſcheint Scipio Cicala nicht, und ſo fehlt dem Romane denn auch das zweite ſeiner nothwendigen Elemente: die Darſtellung eines merkwürdigen und bedeutenden Karakters als Hauptperſon und deſſen pſychologiſche Entwickelung.

Wie das Loslaſſen von ſeiner Jugendliebe, von ſeiner Mutter, von der abendländiſchen Welt und Bildung, die ja nach des Verfaſſers Darſtellung tief in ihm wurzelt, von allem, was ſeiner Seele das Theuerſte ſein mußte, wie das Hingeben an Narziſſa und das ſich Hineinſtürzen in die rohe türkiſche Welt in Scipio's Gemüth als pſychiſche Nothwendigkeit ſich ausbilden konnte, dieſes faktiſch darzuſtellen, wäre die würdigſte Aufgabe des Dichters und um ſo nothwendiger geweſen, als die unmotivirte Entwürdigung des Helden den Roman auf die ungünſtigſte Weiſe abſchließt, und der Leſer ſich verletzt fühlen muß, eine ſo lange Reihe bis zum Unglaublichen wunderbarer Handlungen und Begebenheiten zu nichts führen zu ſehen, als zum moraliſchen Verſinken des Helden, der, man weiß nicht wie und warum, aus einem hochherzigen und hochgebildeten jungen Edelmann plötzlich ſich ſelbſt zu einem blutgierigen rohen Türken macht. Ebenſo wenig ſahen wir in der Mutter und in der Geliebten Scipio's neue und originelle Karakterbildungen auftreten. Dagegen ſind in der zahlloſen Menge von Nebenfiguren, die der Verfaſſer an uns vorüber gehen läßt, einige ſehr wohl gelungen, in welchen verſchiedenartige Geſtaltungen des ſpaniſchen und italiäniſchen Nationalkarakters glücklich zur Anſchauung gebracht werden. So ſind z. B. Don Pedro de Toledo, der Fürſt von Salerno, der gefangene Greis Pomponius Gauricus, der hundert und zwanzigjährige Abt des Camaldolenſer Kloſters, der Lazarusritter Don Taddeo Pellegrini und mehrere andere theils hiſtoriſche, theils erfundene Perſonen, wiewohl in Walter Scott'ſcher Weiſe ſehr ins Einzelne und Kleinliche ausgemahlt, doch durch beſtimmte Züge und lebhaftes Kolorit mit dem Reiz lebendiger Wahrheit begabte Karakterbilder. Andern Figuren aber hat der Verfaſſer aus einer gewiſſen Vorliebe für pſychologiſche und hiſtoriſche Kurioſitäten eine ſo wunderbar phantaſtiſche Geſtaltung gegeben, daß ſie mehr in den Kreis des romanti-

ſchen Epos als in den des hiſtoriſchen Romans gehören, in welchem letzteren Perſonen und Ereigniſſe, wenn auch merkwürdig und ungewöhnlich, doch die Grenze des Wahrſcheinlichen ſelten, die des Möglichen niemals überſchreiten dürfen. Figuren aber, wie die griechiſche Amme Melantho und jener republikaniſch ſchwärmende Nachkomme Johanns von Procida, bedürfen, um für wahr oder auch nur für möglich zu gelten, einer ſo entſchloſſenen Reſignation des Glaubens, wie man ſie heut zu Tage bei keinem verſtändigen Leſer zu finden hoffen darf. Jene gibt mit ihren leeren Augenſchalen und ihrer krankhaften magnetiſch-prophetiſchen Seher- und Zaubergabe ein widriges Bild, und dieſer, der überdies noch der eigentliche Hebel des ganzen Romans iſt, wird durch die ihm beigelegte übermäßige Verſtellungsgabe, zu deren Anwendung ein rechter Zweck nicht einmal ſichtbar wird, ein leeres Schattenbild. Er gilt nämlich der geſammten ihn umgebenden Welt jahrelang für drei Perſonen, indem er bloß durch Toilettenkünſte bald als Kommandant von Iſchia, bald als Hauptmann der Küſtenwächter und bald als verzückter in achttägigem todtenähnlichen Schlaf liegender Camaldolenſermönch erſcheint, und nach ſeinem Belieben für eine dieſer drei Perſonen von Jedem, ja ſelbſt von dem Vicekönige von Neapel gehalten wird, vor dem er doch in den erſtern beiden Eigenſchaften öfter erſcheinen muß.

Haben wir nun die Geſtaltung des Werks als eines Ganzen betrachtet und daſſelbe weder den Forderungen, die an einen Roman überhaupt zu machen ſind, entſprechend, noch mit den Vorzügen der Walter Scott'ſchen Technik ausgeſtattet, dagegen aber die Fehler derſelben, jene oft ſo läſtige als unnöthige Breite und Weitſchweifigkeit in der Behandlung von Nebendingen und Aeußerlichkeiten und jenes Vorherrſchen des Einzelnen über das Ganze in vergrößertem Maßſtabe darin gefunden, ſo wenden wir uns nun zur Anſchauung des Einzelnen und finden hier den Verfaſſer mit ſo glück-

lichen Gaben ausgestattet, daß wir um so mehr bedauern müssen, seinen guten natürlichen Wuchs durch ein fremdes Modekleid verunstaltet zu sehen. Es ist augenscheinlich, daß derselbe die Länder, Gegenden, Menschen, Institutionen und Verhältnisse, die er beschreibt, theils aus eigener Anschauung, theils durch fleißiges Studium und ausgebreitete Belesenheit genau kennt und richtig aufgefaßt hat; daß eine lebhafte und anmuthige Darstellungsweise vollkommen in seiner Gewalt steht, und daß er die Geschicklichkeit besitzt, den erworbenen Stoff zu bedeutenden und anziehenden Lebensbildern verschönend und belehrend zu verarbeiten. In vielen dieser Bilder offenbart sich eine nicht gewöhnliche Phantasie, ein Schönheitssinn, der nur auf falsche Bahn gerathen ist durch unbedingte Hingebung an eine fremde Manier, durch langjähriges, ausschließliches Insichaufnehmen jener ausländischen Dichtungsweise, deren Neigung zum Grellen und Ueberladenen dem eigenthümlich deutschen Sinn für ruhige Maßhaltung und geistige Tiefe eigentlich fremd ist. Betrachten wir die mannichfachen, in reicher Fülle und Abwechselung aneinander gereihten Scenen und Ereignisse als Bestandtheile eines Romans, so finden wir wenige darunter, die zur Harmonie des Ganzen nothwendig wären, die nicht ohne sonderliche Störung wegbleiben könnten, viele sogar, die den freien Gang und Eindruck der Hauptbegebenheit hemmen; betrachten wir sie aber jedes für sich, so erblicken wir in vielen eigenthümliche und neue Gestaltungen einer fremden Welt voll Reiz und vielartigen Lebens. Ist die alte Amme Melantho nach Walter Scott'scher Weise in das Wunderſüchtige und Geisterheimliche hinein karikirt, und dieses zwar ohne wie Meg Merilies ein nothwendiger Hebel zur Bewegung des Ganzen zu sein, so geben doch ihre prophetischen Ahnungen, ihre zaubergläubigen Anstalten und Cerimonien ein interessantes Bild neugriechischen Nationallebens. Ist jene abergläubige Dreigestalt des Bruder Spe-

cantius, der zugleich Feſtungskommandant und Hauptmann der Küſtenwächter iſt, auch ein unwahrſcheinliches, ja unmögliches Phantom, ſo ſind doch die Scenen in den Grotten und Gemächern von Ischia, im Wachtthurm, im [illegible]maldeſer- und im Franziskanerkloſter, in welche durch ſein Treiben und Wirken der Held verwickelt wird, von mannichfachem Reiz und kräftigem Eindruck. Iſt der Fürſt von Salerno auch als mitwirkende Perſon für die Fortbewegung der Handlung von geringer Bedeutung, im Verhältniß zu ſeiner Wichtigkeit aber, wie ſo viele andere Auftretende, viel zu genau und ausführlich gezeichnet, ſo gibt uns doch die Schilderung ſeiner Haus- und Hofhaltung ein anſprechendes Bild von dem damaligen Leben der großen Lehnsherren, und manche geſchichtliche Perſonen jener Zeit, wie der gelehrte Don Agoſtino Niſo de' Medici und der Räuberhauptmann Marco Sciarra werden uns, wiewohl wieder mit einiger Vorliebe für das Kurioſe, in artiger Portraitzeichnung dargeſtellt. So folgen wir dem Helden, wie er ſeinem launenhaften Schickſal, bald in Hofgemächer, bald in Trinkſtuben, in Wachthäuſer und Gefängniſſe, in das Marktgewühl des aufgeregten Volkes und in die einſamen Kloſterzellen, wir ſehen ihn mit Wohlgefallen im glücklichen Kampfe mit den Gefahren des Meerſturmes, der Land- und Seegefechte, der Vergiftung, des Meuchelmords, der Hinrichtung und des Abſturzes von der mühſam erkletterten Felswand. Vielfache Natur- und Kunſtſchönheiten jenes Paradieſes von Europa werden uns genau und lebhaft in einer Reihe poetiſcher Panoramen vor Augen geſtellt, und auch ſeine damaligen Bewohner aller Klaſſen und Gegenden gehen in ihren regen Beſchäftigungen, Vorurtheilen und Leidenſchaften in vielartig kräftiger Bewegung an uns vorüber, wobei denn freilich mitunter auch der Ueberfluß ermüdet, manches kürzer und manches weg zu wünſchen bleibt.

Wäre das Buch als eine Sammlung ſolcher Bilder,

als ein Gemählde von Neapel im ſechzehnten Jahrhundert behandelt und angekündigt, ſo könnten wir uns nach beliebiger Auswahl bald hier bald dort aufſchlagend oder überſchlagend daran ergötzen, was denn auch dem künftigen Leſer als beſte Genußmethode für dieſen Fall hiermit empfohlen, ja ſelbſt von dem Autor hin und wieder halb anrathend freigeſtellt wird. Da daſſelbe aber nach Intention, Anlage und Geſtaltung mit den Anſprüchen und Verpflichtungen eines Romans auftritt, ſo ſind wir genöthigt, es ſtets in dieſer Beziehung fortzuleſen und finden uns dadurch überall geſtört, gehemmt und endlich völlig getäuſcht, indem es als Roman nichts iſt, als eine Reihe mehr oder minder intereſſanter Epiſoden. So legen wir das Werk denn mit dem Eindruck aus der Hand, mit dem wir eine überfüllte und unvortheilhaft geordnete Gemählde galerie verlaſſen, wo neben ſchönen und intereſſanten Bildern auch manches Unbedeutende und nicht dahin Gehörige aufgeſtellt iſt, die uns aber von dem dienſtbefliſſenen Galerieinſpektor in vorgeſchriebener Reihefolge gezeigt, ſorgfältig und weitläufig erklärt wird. Müſſen wir nun die kräftige Phantaſie, die gewandte Darſtellungsweiſe, die reiche Beleſenheit und den emſigen Fleiß des Verfaſſers gebührend anerkennen, ſo haben wir zugleich doch lebhaft zu bedauern, daß er ſeine Kraft und ſein ſchönes Talent, ſtatt ſie in eigenthümlich freier Bewegung walten zu laſſen, in die ſtereotypen Formen des Walter Scott'ſchen Kunſtgebrauches eingezwängt hat.

Was endlich noch die von dem Verfaſſer angeführten Anonymitätsgründe betrifft, ſo könnten wir dieſe, da ſie auf das Werk keinen Einfluß haben, unberührt laſſen; der Verfaſſer nöthigt uns jedoch, darauf einzugehen, indem er über ein in der deutſchen Litteratur beſtehendes Verhältniß eine Anſicht aufſtellt, die, wenn ſie begründet wäre, oder auf ſeine Autorität hin für begründet angenommen würde, den Fortſchritten der litterariſchen Bildung entſchiedenen Nach-

theil bringen müßte. Daß er die anſehnliche Zahl von Menſchen, mit welchen er in täglichen perſönlichen Beziehungen ſteht und von welchen die meiſten von ſeinem Buche mit ihm zu reden für unvermeidlich, ja es zu loben ſich für verpflichtet halten möchten, vor dieſer Verlegenheit bewahren will, laſſen wir als einen Beweis zugleich von Beſcheidenheit und Humanität gelten; auch daß er, falls das Buch als trefflich anerkannt und in Folge deſſen berühmt würde, den Verlegenheiten der Celebrität, dem läſtigen Gefühl, hinter ſich ſagen zu hören: „Das iſt der berühmte Verfaſſer des Scipio Cicala!“ durch die Anonymität zu entgehen ſucht, iſt als eine löbliche Vorſicht anzuerkennen, die ſich auf alle Fälle vorbereitet. Daß er uns Deutſche aber bei Sir Walter Scott eines Vorurtheils, einer Beſchränktheit anklagt, die uns dieſſeit und jenſeit des Meeres wenig zur Ehre gereichen würde, dürfen wir nicht ſtillſchweigend vorübergehen laſſen. Seiner Angabe nach würde nämlich uns Deutſchen, die wir einmal gewohnt ſein ſollen, alles wie ein Handwerk anzuſehen, ein Geſchäftsmann, der ein Dichter iſt, wie ein Hufſchmidt vorkommen, der zugleich Barbier ſein wollte. Wenn in Deutſchland jemand in ſeiner öffentlichen Stellung einigen Ruf als Geſchäftsmann genieße, ſo ſei es, ſagt er, in den Augen ſeiner Landsleute ſchon im voraus entſchieden, daß er unmöglich einen guten Roman ſchreiben könne, und wenn ein Staatsbeamter ein Buch von vier Bänden ſchriebe, ſo würde man es für unmöglich halten, daß er ſich nur im geringſten mit ſeinen öffentlichen Geſchäften befaßt haben könne, wogegen jedermann es natürlich finden, ja für einen Beweis größerer Anſtrengung in Berufsarbeiten halten würde, wenn derſelbe Geſchäftsmann ſich Nächte hindurch mit Tänzerinnen und Schauſpielerinnen herumtriebe. Ja, ſogar über einen Gegenſtand aus der Sphäre ſeiner Berufsarbeiten ein Buch herauszugeben, will dem Verfaſſer zu gewagt ſcheinen, weil man auch alsdann noch ſagen würde, er habe entweder

zu wenig in ſeinem Amte zu thun, oder hänge es an den Nagel, und weil er fürchtet, jeder werde dann glauben, den Schlüſſel ſeines Karakters und ſeines Syſtems in Händen zu haben und ſein öffentliches Leben mit dem Buche in der Hand kontroliren zu können. Es würde, meint er, darauf gefaßt ſein müſſen, jeden ſeiner Sätze, je nachdem man ihn vorwärts zu treiben oder zu hemmen gedächte, gegen ſich ſelbſt gekehret zu ſehen und ſonach übler daran ſein, als derjenige, der bei den alten Lokriern ein neues Geſetz vorſchlagen wollte, welches nur mit dem Strick um den Hals geſchehen durfte, womit der Proponent, falls das Geſetz nicht durchging, ſofort erdroſſelt wurde. Wären dieſe Behauptungen begründet, ſo hätten wir billig Bedenken tragen müſſen, über das vorliegende Buch zu berichten. Können wir in Abrede ſtellen, uns ernſtlich und anhaltend damit beſchäftigt und ihm einen anſehnlichen Theil unſerer Muße zugewandt zu haben? Sollten Kritiken über poetiſche Werke der von dem Verfaſſer für herrſchend gehaltenen Beurtheilungsweiſe weniger anſtößig erſcheinen als dieſe Werke ſelbſt, und hätten wir nicht ſonach durch unſere kleinen parerga critica unſere beſcheidene amtliche Stellung mit Recht für gefährdet zu halten? Nachdem wir uns aber durch einen Blick in das Handbuch des preußiſchen Hofes und Staates geſtärkt haben, worin wir unter den Beamten aller Behörden, in den höchſten wie in untergeordneten Stellen, Namen erblicken, die in Poeſie und Wiſſenſchaft mit Ruhm genannt werden, und zwar zum Theil in Gebieten der Litteratur, die ihren Berufsgeſchäften nicht weniger fremd ſind als die wiſſenſchaftliche Kritik den unſrigen, ſo faſſen wir friſchen Muth und bleiben der freudigen Ueberzeugung getreu, daß bei uns Preußen die Tüchtigkeit der Staatsdiener nicht nach ihren außeramtlichen Beſchäftigungen, ſondern nach ihren dienſtlichen Leiſtungen billige Beurtheilung findet und daß eine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Bildung des Beamten, auch wenn

ſie auf die Erfüllung ſeiner Berufspflichten keinen unmittelbaren Einfluß hat, als eine ehrende und empfehlende Zugabe betrachtet wird. Suchen wir aber die Zuſtände, deren Druck der Verfaſſer ſo ſchwer beklagt, in andern deutſchen Gebieten auf, ſo vermögen wir ſie dort ſo wenig als hier zu entdecken; vielmehr zeigt uns ein Blick in den leipziger Meßkatalog ſogleich eine große Anzahl von Namen geachteter und fleißiger Dichter und Schriftſteller, die in allen zum deutſchen Bunde gehörigen Ländern mehr oder minder wichtige Staatsämter bekleiden und unter den von dem Verfaſſer geſchilderten Verhältniſſen keineswegs zu leiden ſcheinen, da ſie ihre litterariſche Thätigkeit ſeit längerer Zeit ſchon emſig fortſetzen. Möge derſelbe ſich daher auch von dieſer Beſorgniß, die vielleicht nur ein kleiner Reſt älterer Hypochondrie iſt, losmachen und befreit von dieſer, wie von den Walter Scott'ſchen Feſſeln, das Vorurtheil, das ſeine Anklage gegen Deutſchlands litterariſchen Bildungszuſtand leicht erregt haben könnte, wieder zu vertilgen ſuchen, indem er ein ſelbſtändiges Werk ſeiner freien Muſe mit geöffnetem Viſir uns darbringt.

## XXXIX.

**Characteristics of Goethe. From the german of Falk, von Müller, etc. with notes, original and translated, illustrative of german literature, by Sarah Austin. 3 Vols. London 1833. 8.**

Die Verfaſſerin dieſer Sammlung, eifrig beſchäftigt mit dem Studium der deutſchen Litteratur und deſſen Beförderung in England und ſchon bekannt durch andere dahin einſchlagende Werke, namentlich durch eine Ueberſetzung der „Briefe eines Verſtorbenen", begann die vorliegende Arbeit nur in der Abſicht, die kleine Schrift von Falk: „Goethe, aus näherem

perſönlichen Umgangs dargeſtellt" ins Engliſche zu überſetzen. Mannichfache hierin vorkommende Bezugnahmen auf Goethe's Werke veranlaßten zur Ueberſetzung und Mittheilung einzelner ihren Landsleuten noch unbekannter Abſchnitte und Stücke aus denſelben, die in reicher und glücklicher Auswahl als Proben und Erläuterungen anmerkungsweiſe folgten, und gleicherweiſe wurden merkwürdige Perſonen und Werke, die in Falks Schrift erwähnt ſind, dem engliſchen Publikum durch Skizzen ihres Lebens und ihrer Schriften, oft ſelbſt durch Proben aus den letztern näher gebracht. Hierauf kam der Verfaſſerin die kleine Schrift des Herrn Kanzler von Müller „Goethe in ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit" zur Hand, und ſie fand ſich durch den Werth des Inhalts und der Darſtellung veranlaßt, auch von dieſer eine Ueberſetzung ihrem Werke beizufügen, und dieſelbe zur Beſtätigung und Erläuterung mancher darin enthaltenen Züge mit Stellen aus Goethe's Tag- und Jahresheften in Noten zu belegen. Da ſolche von ſeinen Landsleuten für Goethe abgelegte Zeugniſſe aber für parteiiſch gehalten werden könnten, fand Frau Austin angemeſſen, auch das eines Ausländers hinzuzufügen, und ſie wählte hierzu eine in der bibliothèque universelle de Génève abgedruckte Denkſchrift über Goethe's Leben und Werke von Herrn Soret, einem genfer Geleheten und Mineralogen, der in Goethe's letzten Lebensjahren ſeines perſönlichen Umganges genoß. Da Goethe's litterariſche und ſociale Wirkſamkeit unzertrennlich erſcheint von der Perſönlichkeit ſeines fürſtlichen Freundes, des Großherzogs Karl Auguſt, und der hohen Gemahlin deſſelben, ſo wurden die von Herrn von Müller auf dieſe durch Geiſt und Karakter weit über ihren weltlichen Rang erhobenen Perſonen verfaßten Denkſchriften der Sammlung gleichfalls einverleibt, und ſomit auch der Schauplatz, auf welchem der große Dichter ſeine Thätigkeit entfaltete, durch das, was ihn in höchſter Potenz belebte und adelte, auf die würdigſte Weiſe nach

ſeinem vollen Werth geſchildert. Um zu zeigen, wie das größere litterariſche Publikum in Deutſchland nach ſeinen verſchiedenen Standpunkten und Richtungen über den Dichter denkt und urtheilt, wurde der Artikel über Goethe aus dem Konverſations-Lexikon in einiger Abkürzung entlehnt. Eben glaubte die Verfaſſerin ihre nun ſchon zu bedeutendem Umfange angewachſene Sammlung mit Auszügen aus dem nach Goethe's Tode erſchienenen Heft von „Kunſt und Alterthum" ſchließen zu können, als ihr auch noch die kleine Schrift des Herrn Kanzler von Müller „Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit" zukam, aus welcher denn ebenfalls noch die wichtigern Stellen herausgehoben und hiermit das Werk als beendigt angenommen wurde. Auf ſolche Weiſe iſt denn eine Sammlung entſtanden, wie ſie auch ein Deutſcher zu allgemeinerem Ueberblick über Goethe's Leben und Wirken ſich wohl zuſammenſtellen möchte, dem britiſchen Publikum aber, das an unſerer Litteratur und ihrem erſten Dichter lebhaften Antheil nimmt, zu den nothwendigſten Elementen ſolcher Kunde jedoch nur durch Vermittelung ſprachkundiger und verſtändiger Ueberſetzer und Sammler gelangen kann, in hohem Grade willkommen ſein muß. In der That hat ſich eben aus dieſer faſt zufälligen Art der Entſtehung und Erweiterung des Werkes ein wenn auch nicht vollſtändiger, doch ungemein erleichternder und reizvoller Einblick in unſere Litteratur für den Engländer eröffnet, der, wenn er von dieſer eine richtige und genügende Ueberſicht erlangen will, gewiß nichts Beſſeres thun kann, als mit Goethe anzufangen, ihn zum Grunde zu legen und von dieſem Kern und Mittelpunkt aus die Radien nach Bedürfniß und Neigung zu verfolgen. Auf dieſe Weiſe wird ihm nichts Wichtiges oder Nothwendiges entgehen, nichts Ueberflüſſiges ihn aufhalten, nichts Unächtes verlocken oder ſtören.

Denn wie Goethe in ſeinen vielartigen poetiſchen Werken wie in divergirenden Strahlen das Licht ſeines inneren

Lebens in der Nation verbreitete, ſo nahm er andererſeits alles, was in ihr ſich Großes und Schönes entwickelte, lebhaft und liebevoll in ſich auf, und nicht leicht dürfte ſich in dem geſammten Kreiſe der deutſchen Litteratur irgend eine wichtige oder merkwürdige Erſcheinung auffinden laſſen, die in ſeinen Werken nicht beurtheilt, beſprochen oder mindeſtens angedeutet wäre, und zwar in ſolcher Weiſe, daß durch das Ergreifen und Verfolgen ſeiner Anſicht der Weg zu ihrer nähern Kenntniß eröffnet und erleichtert wird. Iſt nun eine ſolche Gabe, wie ſie hier geboten wird, der britiſchen Litteratur, der eine Erfriſchung von außen her grade jetzt und eben aus ſolcher Quelle nicht anders als heilſam ſein kann, in hohem Grade werth und wichtig, ſo iſt ſie für uns als ein abermaliges Anerkenntniß des Werths unſerer Litteratur und als ein Beweis fortſchreitender Theilnahme an derſelben von Seiten einer dagegen ſonſt ſo verſchloſſenen Nation nicht minder erfreulich. Es iſt uns, wir geſtehen die Schwäche, ein wohlthuender Anblick, die Karakteriſtik eines unſerer Dichter in drei ſtarken, mit an Luxus grenzendem typographiſchen Komfort ausgeſtatteten, mit ſeinem wohlgetroffenen, im Stahlſtich trefflich ausgeführten Bildniß geſchmückten Bänden den litterariſchen Faſhionables als ein wünſchenswerthes Beſitzthum angeboten zu ſehen, wobei wir denn freilich bedauern müſſen, ſeine eigenen Werke nicht anders als in dem bis zur Demuth einfachen deutſchen Bücherneglige beſitzen zu können. Die Wahl und Zuſammenſtellung der Materialien iſt, wie wir geſehen haben, einſichtsvoll und glücklich; die eben ſo treue als geſchmackvolle und fließende Ueberſetzung zeugt von gründlichſter Kenntniß der deutſchen Sprache; wir haben ſehr wenige Stellen gefunden, wo der Ueberſetzerin, vielleicht nur durch zufälliges Ueberſehen, der Sinn des Originals entſchlüpft iſt. Indem wir die Entſtehung des Werkes erzählt, haben wir Form und Inhalt deſſelben zugleich angegeben, und da der letztere mit wenigen

Ausnahmen in Deutſchland hinlänglich bekannt iſt, ſo könnten wir hiermit unſere Anzeige ſchließen. Die Verfaſſerin hat jedoch manche mündliche und ſchriftliche noch ungedruckte Mittheilungen über Goethe in ihr Werk verwebt, die auch für uns von hohem Intereſſe ſind, auch dürfte einiges in der Denkſchrift des Herrn Soret Enthaltene bei uns noch nicht allgemein bekannt ſein, und endlich hat Fr. Auſtin, obwohl ſie ſich jedes eigenen Urtheils über Goethe's Karakter und Werke mit liebenswürdiger Beſcheidenheit enthält, in ihrer Vorrede einige Bemerkungen über die Verhältniſſe niedergelegt, die dem vollſtändigen Verſtändniß dieſes Dichters in England noch entgegenſtehen, — Bemerkungen, die für die Beurtheilung des litterariſchen und ſocialen Zuſtandes jenes Landes wichtig ſind. Wir dürfen daher auf Entſchuldigung hoffen, wenn wir bei dieſer Erſcheinung noch etwas länger verweilen.

Die Eigenſchaft, ſagt die Verfaſſerin, welche denen, die Goethe perſönlich kannten, oder ſeine Werke ſtudiren, am mehrſten auffällt, iſt ſeine Univerſalität, womit aber nicht etwa die Menge der Gegenſtände gemeint iſt, die er auffaßte oder producirte. Dieſen Vorzug würde er mit mehreren gemein haben, z. B. mit Voltaire; und doch verdient niemand weniger das Lob der Vielſeitigkeit als Voltaire; denn ſei es in Proſa oder in Verſen, in Geſchichte oder Dichtung, überall werden wir denſelben Ideenverbindungen, Meinungen und Vorurtheilen in allen ſeinen Werken begegnen. Goethe hingegen hatte die eigenthümliche Gabe, ſich mit ſeinem Gegenſtande in geiſtige Identität zu verſetzen, das was er betrachtete oder darſtellte ſelbſt zu werden, anderer Weſen Gedanken und Gefühle zu denken und zu fühlen. Die Befähigung, ihm auf ſeinen unendlich ausgedehnten Wanderungen in jedes Gebiet des Wirklichen und Möglichen zu folgen, — alle Fragen, welche die Menſchheit beſchäftigen und bewegen, mit vollkommener Selbſtentäußerung (oder

nach Locke's Ausdruck: Indifferenz) zu betrachten — ſetzt eine ebenſo bewegliche Einbildungskraft, eine ebenſo unparteiiſche Gemüthsſtimmung, eine ebenſo tiefe Einſicht voraus, als er ſelbſt beſaß. Wo ſind dieſe zu finden? Den mehrſten Menſchen (und dies vornehmlich in einem Lande, wo die Unterſchiede der Klaſſen und Sekten ſo ſtreng bezeichnet ſind, als in England) würde es wohl nicht weniger unmöglich ſein, ſich körperlich in die äußere Form eines andern zu verwandeln. Solche Menſchen können ſich keinen Schriftſteller frei von der Abſicht denken, ſei es offen oder verdeckterweiſe die Meinungen, Abſichten oder Karaktere irgend einer Partei anzugreifen oder zu vertheidigen. Und doch kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß Goethe keiner Partei angehörte. Sein Wirken war Beobachtung und Darſtellung. Und ſeine Kraft, ſich mit jedem Zuſtande, jeder Bildungsform menſchlichen Daſeins zu identificiren, war keineswegs auf diejenigen Geſtaltungen beſchränkt, die es ſchon hervorgebracht hat. Seine Einbildungskraft konnte mit gleicher Wahrheit und Lebendigkeit neue Zuſtände, neue Wirkungskräfte und neue Reſultate in ihm zur Anſchauung bringen, wovon viele Beiſpiele angeführt werden könnten. Es iſt aber ein gänzliches Mißverſtehen, dieſe Forſchungen über mögliche Veränderungen der geſellſchaftlichen Formen für Argumente zu ihrer Empfehlung zu halten. Ebenſo unglaublich ſcheint es mir, daß er, wie Einige behauptet haben, gleichgültig geweſen wäre gegen die fortſchreitende Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts und den Umfang menſchlicher Glückſeligkeit. Es iſt ſchwer zu begreifen, welche Motive, wenn dies der Fall wäre, einen Mann, belaſtet mit Jahren und Ehren, in geſichertem Ueberfluſſe lebend, bewogen haben könnten, bis zu ſeiner letzten Lebensſtunde in Arbeiten wie die ſeinigen zu beharren. Untheilnehmend an vielen jener Fragen, die jetzt ſo heftig erörtert werden, mochte — oder vielmehr mußte — er wohl ſein, denn ſein weittragender prophetiſcher Blick

reichte weit hinaus über das Streben der Gegenwartsſtunde. Denjenigen, die hierin ſeine Theilnahme begehrten, durfte er wohl antworten:

„Mortale est, quod quaeris opus; mihi fama perennis
Quaeritur“ —

und nicht bloß ewigen Ruhm, ſondern auch deſſen unzertrennlichen Begleiter, ewig fortwirkenden Nutzen — Nutzen, der von dankbaren Geſchlechtern erkannt werden wird, wenn lange ſchon die Wogen, die heut den Ocean des Lebens aufregen, ſich gelegt und andern — oder, wenn dies jemals geſchehen kann, der Ruhe Platz gemacht haben werden. Grundſätze der tiefſten, ernſteſten, erweitertſten Humanität, gütevolle Duldſamkeit gegen Gebrechlichkeit, Vorbilder und Hoffnungen der Verbeſſerung; Ermunterungen zur Arbeit für das Heil der Menſchheit ſind dicht verſtreut in ſeinen Werken: haben wir denn alſo ein Recht, ihn der Apathie und Selbſtſucht anzuklagen, weil er Scheu trug vor gewaltſam krampfhaften politiſchen Bewegungen; weil er Mißtrauen hegte gegen die Heilſamkeit plötzlicher Veränderungen in dem Mechanismus der Regierungen? Gewiß war er nicht gleichgültig gegen die Wohlfahrt der Menſchheit, aber er hielt es für eine verderbliche Täuſchung, Heilung in Quellen zu ſuchen, aus welchen ſie ſeiner Ueberzeugung nach niemals entſpringen konnte. Seine Arbeiten zur Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts waren unermüdlich, ruhig, ſyſtematiſch. Wenn aber die politiſche Neutralität, die er beharrlich beobachtete, ihm ſchon von vielen ſeiner Landsleute die heftigſten Anklagen zuzog, ſo wird dieſelbe für engliſche Leſer noch empörender ſein. Und doch iſt es jedenfalls unverſtändig, den nämlichen Ernſt und Eifer zur Unterſtützung einer Sache oder eines Syſtems von einem Manne zu erwarten, der daſſelbe in allen ſeinen Beſchränkungen, mit allen möglicherweiſe daraus entſpringenden Uebeln durchſchaut, als von demjenigen, welcher nur die Vortheile davon wahrzunehmen vermag. Derſelbe

klare, heitere, weitreichende Blick, der ihn befähigte, „die Seele der ew'gen Güte selbst in dem Böſen" zu erkennen und ihn dadurch zur Duldſamkeit und Nachſicht ſtimmte, enthüllte ihm auch das Uebel, das inmitten der anſcheinend größten Güter lauert, wodurch denn ſeine Erwartungen gemäßigt, ſein Eifer gekühlt wurde.

Noch ein anderes Hinderniß ſtellt ſich dem Verſtändniß von Goethe's Anſichten und Werken in dieſem Lande mit bedeutender Kraft entgegen. Ich meine die hier vorwaltenden Begriffe von Kunſt und der Mangel einer äſthetiſchen Erziehung. Goethe wurde vorzugsweiſe der Künſtler genannt, und dieſer Titel erfreute ihn; er war ſtolz darauf und dies mit Recht. Wir müſſen aber eingedenk ſein, daß er die Kunſt nicht als die Dienerin der Sinne, der Einbildungskraft oder der Laune und andererſeits eben ſo wenig als die bloße Maske oder Vergoldung betrachtete, um damit das ehrwürdige und abſtoßende Antlitz der Moral oder der Wiſſenſchaft zu bedecken und dieſelben der menſchlichen Schwäche und Trägheit anzuneigen; ſondern vielmehr als ihrem Weſen nach, an und für ſich ſittlich, menſchheitbildend, wohlthätig — als die Selbſtgeſtalterin des Schönen und Guten. Seiner Anſicht über dieſen Gegenſtand nach konnte kein gemeinerer Irrthum ſtattfinden, als die hier herrſchende Vermiſchung deſſen, was in das Gebiet der Ethik und in das der Aeſthetik gehört. Einerſeits iſt eine Abneigung gegen alle rein didaktiſchen Werke entſtanden. Es ſcheint allgemein angenommen zu ſein, daß jetzt niemand die großen Lehrer der Philoſophie und Moral mehr lieſt. Andererſeits will man den Schein der Gelehrſamkeit nicht gern ablegen und begehrt daher von Schriftſtellern der dichtenden Klaſſe, daß ſie in ihre Werke ſo viel Läppchen unterrichtenden Stoffes verweben, als eben hinreichen, um die angenehme Täuſchung erlangter Kenntniſſe zu unterhalten. Die Kinder werden in dieſer Ideenverwirrung auferzogen. Arbeit, die hohe Pflicht und

Bedingung des Lebens, und Kunſt, die es reinigt, tröſtet, beſeligt; beide werden entwürdigt; jene betrachtet man als einen Feind, dem man ausweichen muß, dieſe als nutzlos, unbedeutend, wo nicht ſchädlich an ſich, doch willig zum Betrug ſich hingebend. Freilich kann man ein Kunſtwerk gebrauchen, um (wie man es gemeiniglich nennt) eine Moral einzuſchärfen, oder eine wiſſenſchaftliche Wahrheit zu lehren — grade wie ein Schneider ſich des Apollo von Belvedere zur Kleiderpuppe bedienen könnte — iſt aber dies das Ziel der Kunſt?

Die Hinderniſſe, deren Miſtreß Auſtin als der Verbreitung Goethe'ſcher Poeſie in England entgegenſtehend erwähnt, ſind wahrlich ſehr zu beklagen, nicht bloß weil ſie Goethe, ſondern weil ſie jeder höhern Bildung, Wiſſenſchaft und Kunſt im Wege ſtehen. Leider nehmen Geſinnungen dieſer Art jetzt auch in Deutſchland überhand, wo man nur zu geneigt iſt, den Werth des Schriftſtellers nach ſeiner politiſchen Farbe zu beurtheilen, und wo man zur Bildung auf minder beſchwerlichem Wege als dem des Studiums gelangen möchte. Dieſe Krankheit ſcheint daher nicht bloß britiſch, ſondern vielmehr europäiſch, ja faſt telluriſch und eine Wirkung des Zeitgeiſtes zu ſein, der frei ſein will nicht bloß von äußerem Zwange, ſondern auch von dem innern ſelbſt auferlegten, der doch die Bedingung der Freiheit iſt.

Einzelne Mittheilungen der Frau Auſtin über Goethe aus Geſprächen und Briefen. Im Jahre 1810 ſah ich bei meinem Freunde Aldebert in Frankfurt eine Karikatur von Kraus aus Weimar in Waſſerfarben ausgeführt, erfuhr jedoch ſpäter von Herrn von Knebel, daß dieſelbe von Goethe erfunden war. Sie enthielt eine Menge Figuren, deren ich mich nur noch unvollkommen erinnere. Eine Gruppe beſtand aus einer Proceſſion von jungen Leuten, die einem Leichenwagen folgten; jeder eine Piſtole an den Kopf haltend. Dieſe bedarf keiner Erklärung. Eine

andere Gruppe bildeten zwei junge Männer in altdeutſchem Koſtum auf zwei ſich bäumenden, am Vordertheil wirklichen Pferden, deren in den Schatten tretende Hintertheile aber in langen Brettern endeten. Die Helden ritten alſo wie Kinder auf Steckenpferden. Dies waren, wie man mir ſagte, die beiden Grafen Stolberg, die in ihrer Jugend als patriotiſche Dichter bekannt waren. Eine dritte Gruppe bildete eine Eule, auf einer deutſchen Eiche ſitzend, unter welcher eine Ente ſtand, die das, was herabfiel, gierig verſchlang. Dies war, wie ich erfuhr, eine Anſpielung auf ein von Ebers zu abgöttiſcher Verehrung Klopſtock's geſchriebenes Buch unter dem phantaſtiſchen Titel: „Er, und über ihn". Ich glaube mich zu erinnern, daß dieſe Worte mit kleiner Schrift bei dem, was die Ente ſo munter verſchlang, auf der Erde geſchrieben ſtanden. H. C. R.

„Der gemeine Mann in Weimar nannte Goethe nicht anders als „unſer guter alter Herr". Als er hierher (nach Frankfurt am Main) kam, beſuchte er alle ſeine Jugendfreunde, die noch am Leben waren. Auch ſuchte er alle die Perſonen auf, die ſeiner Mutter Theilnahme bewieſen hatten und dankte ihnen allen."

Herr Felix Mendelsſohn hat der Verfaſſerin folgende merkwürdige Worte mitgetheilt, welche Goethe vor etwa zwei Jahren, als Herr Mendelsſohn ſein Gaſt war, im Lauf der Unterhaltung über Schiller gegen ihn äußerte.

„Er hatte ein furchtbares Fortſchreiten. Wenn ich ihn einmal acht Tage lang nicht geſehen hatte, ſo ſtaunte ich und wußte nicht, wo ich ihn anfaſſen ſollte und fand ihn ſchon wieder weitergeſchritten. Und ſo ging er immer vorwärts bis ſechs und vierzig Jahre, — da war er denn freilich weit genug."

Aus der Denkſchrift des Herrn Soret über Goethe. In einer jener Unterhaltungen unter vier Augen, die bei Goethe ſo tiefes Intereſſe gewährten, ſprachen wir

mit Bedauern von der Abreiſe einer liebenswürdigen jungen Perſon, die einige Monate hindurch der Geſellſchaft in Weimar viel Anmuth mitgetheilt hatte und mit der Jugendgeliebten des Dichters nahe verwandt war. „Wie bedaure ich," ſagte er, „daß ich ſie nicht öfter geſehen — daß ich es aufgeſchoben habe, ſie zu mir einzuladen, um mit ihr allein zu ſprechen und zu verſuchen, mir einige der lieben Züge ihrer Verwandten zu vergegenwärtigen! Ihre Beſchreibung ruft mir jenes Bild in mancher Beziehung zurück." Dies öffnete den Weg zu einigen Fragen über die Fortſetzung ſeiner Memoiren und die Urſachen, die Goethe von deren Bekanntmachung abhielten. „Der vierte Band iſt fertig, ſagte er, und wird bald erſcheinen; ich hätte ihn ſchon längſt herausgegeben, wenn mich nicht manches Bedenken zurückgehalten hätte, das ſie und nicht mich betraf. Ich würde ſtolz darauf ſein, der ganzen Welt zu ſagen, wie herzlich ich ſie liebte, und ich denke, ſie würde ohne Erröthen geſtanden haben, daß meine Liebe erwiedert wurde. Hatte ich aber ohne ihre Einwilligung ein Recht, dies zu ſagen? Ich wollte ſie fragen: — nun", ſetzte er ſeufzend hinzu, „iſt das nicht mehr nöthig. Die Theilnahme, mit der Sie mir von dem jungen Mädchen ſprechen, das uns jetzt verlaſſen, hat alle meine alten Erinnerungen wieder aufgeweckt; ich lebe wieder in einem andern Alter, ihr nah, die ich zuerſt liebte mit einer eben ſo tiefen als wahren Liebe — ihr, die vielleicht die letzte war — denn die Gefühle dieſer Art, die mich ſpäterhin berührten, waren leicht im Vergleich mit jenem. Das Zartgefühl, das mich abhielt, der Welt von ihr zu ſagen, was ich von mir ſo gern hätte ſagen können, war der einzige Grund, die Bekanntmachung meiner Memoiren zu verzögern; aber als ich die Feder ergriff, um ihre Einwilligung zu erhalten, hielten mich andere Bedenklichkeiten wieder zurück."

„Niemals", fuhr er fort, „war ich dem Glück ſo nahe;

ja, ich liebte ſie ſo zärtlich, als ſie mich liebte: es war kein Hinderniß da, was unüberſteiglich geweſen wäre*); — und doch konnte ich ſie nicht heirathen! Dies Gefühl war ſo eigen, ſo zart, daß es auf den Styl meiner Mittheilungen einwirkte: wenn Sie dieſe leſen, ſo werden Sie nichts darin finden, das den Darſtellungen von Liebe in irgend einem Romane gleicht. Ach mein lieber Freund, wir müſſen lernen, uns dem Leben zu bequemen, ſo gut wir können, uns fähig machen, es zu ertragen, nicht von ihm uns niederwerfen zu laſſen."

Dies waren ſeine Worte; und ſo zeigte ſich Goethe gelegentlich in vertrauten Geſprächen, wenn ſein Vertrauen unaufgefordert eintrat; wenn irgend eine Saite berührt wurde, die ihre Schwingungen ſeinem Herzen, ſeinem Gemüth mittheilte, und wenn er in ſeinem Geſellſchafter eine innere Bewegung entdeckte, die mit ſeiner eigenen übereinſtimmte und mit Neugierde nicht gemiſcht war.

Gegen Kritiken, die aus Bosheit, Neid oder Albernheit entſprangen, bezeigte er ſeinen Abſcheu mit einer Heftigkeit, die an Ungeſtüm gränzte, nicht weil ſie gegen ihn gerichtet, ſondern weil ſie an ſich ſchlecht waren, denn ſeine Entrüſtung war eben ſo groß, wenn ſie andere trafen. Uebrigens beklagte er ſich niemals öffentlich darüber, ſondern beſtrafte ſeine Tadler durch Stillſchweigen — eine Mäßigung, die von der beleidigten Selbſtliebe nicht immer beobachtet wird. Kritiken aber, die von Freundſchaft eingegeben oder ihm in paſſender Weiſe mitgetheilt wurden, nahm er, wie ſeine nächſten Umgangsgenoſſen wiſſen, mit auffallender Folg-

*) Wir wiſſen aus ſicherer Quelle, daß Lili geneigt war, Goethe nach Nord-Amerika zu begleiten, um dieſe Schwierigkeiten zu beſeitigen. Obgleich berechtigt zu näheren Mittheilungen in Betreff der gegenſeitigen Opfer, halten wir es doch für beſſer, uns auf dieſe Andeutung zu beſchränken. Anmerkung des Verfaſſers.

samkeit auf, selbst wenn sie seine höchsten litterarischen Ansprüche zu berühren wagten; — nur bei wissenschaftlichen Gegenständen war er reizbar. Einer seiner Freunde, Hofrath Riemer, in Deutschland als gelehrter Hellenist und als Dichter bekannt, blieb, nachdem er Erzieher seines Sohnes gewesen war, in einer Verbindung solcher Art mit dem Vater, wodurch unsere Behauptung unterstützt wird. Goethe schrieb nichts, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, ging alle seine Werke mit ihm durch, und nahm seine grammatischen Verbesserungen mit einer Unterordnung (wenn das Wort erlaubt ist), mit einer Nachgiebigkeit an, die sich immer gleich blieb und deren er sich, gestützt auf einen durch sechzig Jahre befestigten litterarischen Ruhm, wohl hätte entschlagen können, während die jungen Pindare unserer Tage sich jede Freiheit gestatten und geschützt von dem Zujauchzen des großen Haufens aller Kritik Trotz bieten. Wir haben hier auch des Dr. Eckermann zu erwähnen, der im Jahre 1824 von Goethe nach Weimar berufen wurde, um ihm bei der Redaktion seiner Handschriften und bei der Gesammtausgabe seiner Werke behülflich zu sein. Mehr als einmal bewog dieser junge Litterator den Patriarchen der deutschen Poesie zu bedeutenden Abänderungen in seinen Werken, und nie setzte Goethe, in dessen Macht es stand, mit einem Worte durchzugreifen, bei solchen Gelegenheiten einen gereizten Widerstand entgegen. Der Verfasser dieser Schrift hat bei der Herausgabe der Metamorphose der Pflanzen ähnliche Versuche gemacht, und mit Leichtigkeit die Weglassung einiger Stellen erlangt, die ihm der Mißdeutung fähig schienen, obgleich Goethe denselben Wichtigkeit beilegte. So zeigte sich dieser große Mann bei Gegenständen, die mit den sichersten Quellen seines Ruhmes so eng verbunden waren; nur mußte sein Rathgeber ihn verstehen, aus Ueberzeugung sprechen; mußte das Gute bewundern, nicht weil er es schrieb, sondern weil es den Stempel der Wahrheit trug; mußte das Schwache tadeln,

nicht mit der Miene des Rechthabers, oder um ſich das Anſehen eines unfehlbaren Richters zu geben, ſondern bloß aus Achtung vor der Wahrheit.

In Hinſicht der Verhältniſſe Goethe's zu dem großherzoglichen Hauſe bemerkt Herr Soret Folgendes: Goethe genoß der vollkommenſten Unabhängigkeit. In keiner von ſeinen Neigungen oder Gewohnheiten fand er ſich gehemmt; bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde er um ſeine Meinung befragt; ſeine Wünſche wurden faſt immer erfüllt; ſeit mehr als funfzehn Jahren war er nicht mehr bei Hofe erſchienen, und alle Forderungen der Etiquette wurden ihm, ſoweit er es wünſchte, erlaſſen. Miſtreß Auſtin fügt hierbei in einer Anmerkung folgende Anekdote hinzu. Als Goethe einſt bei Hofe war, befand er ſich zufällig in einem Zimmer und der Großherzog in einem andern. Nach und nach hatte ſich die ganze Geſellſchaft um den Dichter her verſammelt und den Fürſten beinahe allein gelaſſen. „Kommen Sie", ſagte dieſer mit dem beſten Humor zu einem, der ihm zur Seite ſtand, „wir wollen es machen wie die Anderen und Goethe unſern Reſpekt bezeigen." — Goethe wußte, fährt Herr Soret fort, daß ſein Benehmen nur als das Bedürfniß betrachtet wurde, welches er als ein arbeitſamer alter Mann fühlen mußte, ſich der Ruhe und Zurückgezogenheit zur Erhaltung ſeiner Geſundheit und zur beſtmöglichen Benutzung ſeiner noch übrigen Lebenstage zu bedienen. Seine Verbindung mit dem regierenden Hauſe wurde hierdurch um nichts loſer, vielmehr nur noch vertrauter, da alle Glieder deſſelben die größte Beeiferung zeigten, ihn in ſeinem eigenen Hauſe zu beſuchen und Stunden darin zu verleben, die ſeine Geſellſchaft abkürzte. Goethe war glücklich in ihrer Gegenwart und ſeine Unterhaltung wurde, durch das Vergnügen belebt, dann beſonders intereſſant. Auch die fremden Prinzen, die durch Weimar kamen, richteten ſich gern nach ſeinen Gewohnheiten.

Auch politiſche Werke nahmen in ſeiner gewöhnlichen Lektüre eine Stelle ein und das letzte Buch dieſer Gattung, welches er las, waren die souvenirs de Mirabeau von dem Schweizer Dumont. Er las ſie zum zweitenmale und äußerte zwei oder drei Tage vor ſeiner letzten Krankheit wieder die lebhafteſte Theilnahme an dem Buche ſowohl, als an den verſchiedenen in franzöſiſchen Zeitſchriften darüber erſchienenen Kritiken. Bei dieſer Gelegenheit finden wir uns veranlaßt, ein Geſpräch, das wir über dieſen Gegenſtand mit ihm hatten, mitzutheilen, nicht nur weil es ehrenvoll für Dumont iſt, ſondern auch weil Goethe's Anſicht über das, was man Genie nennt, und ſeine Gerechtigkeit gegen alle, die mittelbar oder unmittelbar zu ſeinen eigenen Werken beigetragen hatten, darin hervortritt. Die souvenirs von Dumont waren ihm im Juni 1830 mitgetheilt worden. In einem zu Anfange deſſelben Monats von ihm geſchriebenen Briefe ſagt er: „Was ſoll ich Ihnen über Dumonts Memoiren ſagen? Ich habe nur noch wenige Blätter davon zu leſen, und ſende Ihnen das Werk jedenfalls morgen zurück. Es iſt im höchſten Grade intereſſant. Man ſieht ſich mit einemmale hinter die Scene und in das foyer verſetzt, aus dem das Ungeheuer hervorbrach. Wir ſind dem Verfaſſer die größte Dankbarkeit dafür ſchuldig, daß er uns in Beſitz ſetzt von Mirabeau's tiefſten Geheimniſſen; und überdies rührt die Mittheilung von einem Manne her, ausgezeichnet durch Talent wie durch Wohlwollen, ſo thätig als erleuchtet. Ich könnte Seiten ausfüllen, um Ihnen mein Vergnügen und meinen Beifall auszudrücken.“ Am folgenden Tage, als Goethe das Buch zurückſandte, fügte er hinzu: „Empfangen Sie mit dieſen Blättern nochmals meinen Dank. Des Verfaſſers Eröffnungen behalten gleichen Werth bis zum Schluß. Ich werde Sie nach einiger Zeit bitten, mir das Buch noch einmal zu leihen, damit ich es genauer ſtudiren kann.“ Die Julirevolution verzögerte die Herausgabe des

Werks. Erſt nach zwanzig Monaten konnte ihm der Herausgeber ein Exemplar überſenden, das die Beſtimmung erhielt, ihm bis zu ſeinem Lebensende eine angenehme Beſchäftigung zu gewähren. Während er es gegen Ende des Februars zum zweitenmale durchlas, ging Goethe, gereizt durch die in den franzöſiſchen Blättern über die souvenirs erſchienenen Kritiken, in die genaueſte Prüfung des Geiſtes, aus welchem dieſe feindſeligen Bemerkungen entſprangen, und deſſen, was er als den realen Typus oder Karakter des Genie's betrachtete, ein. Wir wünſchten alles Merkwürdige dieſer Unterredung mittheilen zu können, aber ein Theil davon kann der Oeffentlichkeit nicht angehören, das Uebrige muß abgekürzt werden. Wir theilen mit, was wir davon noch an demſelben Tage in unſerem Tagebuche aufzeichneten. „Ich habe", ſagte Goethe, „alle die Kritiken dieſer würdigen Journaliſten geleſen. Sie hielten dies in der That für einen Verſuch, ſie der ganzen Glorie ihres Mirabeau zu berauben, weil der Verfaſſer die Geheimniſſe ſeiner Fruchtbarkeit enthüllte, und einen Theil der Federn, mit denen er ſich geſchmückt hatte, für andere in Anſpruch nahm. Welche Thorheit! Hätten ſie nicht Dumont danken ſollen für ſo unwiderlegliche Beweiſe von dem Genie ihres großen Redners? Die Franzoſen verlangen, daß Mirabeau ein Herkules ſein ſollte. Sie haben Recht — ein Herkules muß aber hinreichend mit Nahrung verſehen werden. Die guten Leute vergeſſen, daß der Koloß aus Theilen beſteht, daß der Halbgott ein kollektives Weſen iſt. Das größte Genie wird nie etwas werth ſein, wenn es ſich auf ſeine eigenen Hülfsquellen beſchränken will. Was iſt denn Genie anderes, als die Fähigkeit, alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der ſich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor, dort Erz zu nehmen und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Wäre ich nicht überzeugt, daß Mirabeau die Gabe, die Kenntniſſe und Gedanken

der ihn Umgebenden ſich anzueignen, im höchſtmöglichen Grade beſaß, ſo würde ich alles das, was man von ſeinem Einfluſſe erzählt, nicht glauben. Der originellſte junge Mahler, der alles ſeiner Erfindung zu verdanken glaubt, kann, wenn er wirklich Genie hat, nicht in das Zimmer kommen, worin wir jezt ſitzen, und die Gemählde betrachten, die darin hängen, ohne, wenn er es verläßt, ein ganz anderer Menſch zu ſein, als da er eintrat, und einen neuen Zuwachs von Ideen mitzunehmen. Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn dieſe Art der Aneignung die Genialität gefährden ſollte? Was habe ich gethan? Ich habe alles, was ich geſehen, gehört, beobachtet habe, geſammelt und verwendet; ich habe die Werke der Natur und der Menſchen in Anſpruch genommen. Jede meiner Schriften iſt mir von tauſend verſchiedenen Perſonen, tauſend verſchiedenen Dingen zugeführt worden; der Gelehrte und der Unwiſſende, der Weiſe und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen. Gröſtentheils ohne es zu ahnden, brachten ſie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen: oft haben ſie das Korn geſäet, das ich erntete. **Mein Werk iſt eine Vereinigung von Weſen, die aus dem Ganzen der Natur entnommen ſind; — es führt den Namen: Goethe.** — Und ſo war Mirabeau; er hatte das Genie des Volksredners, des Beobachters, das Genie der Aneignung; er entdeckte das Talent, wo es auch ſein mochte, pflegte, erzog es zur Reife, und das Talent ſchmiegte ſich ihm an. Er brachte jedes Ding in Anwendung, das er für nüzlich oder angemeſſen hielt, ohne ſich zur Angabe ſeiner Quellen für verpflichtet zu halten; ſeine Hauptkunſt beſtand darin, eine groſe Menge von Federn in Bewegung zu ſetzen. Herr Dumont war von dieſen eine der wirkſamſten; in ſeinem Buch iſt nicht eine Seite, die nicht die Gröſe, die Erhabenheit von Mirabeau's Genie eben durch die Umſtände beweiſe,

deren Wahrheit dieſe Journaliſten ſo ängſtlich beſtreiten. Abgeſchmackte Menſchen! Ihr macht es wie gewiſſe Philoſophen unter meinen Landsleuten, die ſich einbilden, wenn ſie ſich dreißig Jahre in ihr Studirzimmer einſchlöſſen, und ſich ausſchließlich damit beſchäftigten, die Ideen, die ſie aus ihrem eigenen armen Hirn herausziehen, zu ſieben und zu beuteln, ſo würden ſie einen unerſchöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt ihr, was dabei herauskommt? Wolken; nichts als Wolken! Ich war lange genug ſo thöricht, mich mit allen dieſen Abgeſchmacktheiten zu quälen, daß mir in meinen alten Tagen wohl geſtattet werden mag, mich darüber luſtig zu machen."

Ich machte einſt, erzählt Herr Soret, als ich bei Goethe war, einige Ausſtellungen gegen ein kleines bronzenes Modell von Michel Angelo's Statue des Moſes, und bemerkte unter andern, daß die Arme des Geſetzgebers unverhältnißmäßig lang wären. Da die ſchönen Künſte kein Gegenſtand waren, worüber ich zu urtheilen berechtigt war, ſo rief Goethe mit großer Lebhaftigkeit aus: „Haltet Ihr Michel Angelo für einen Thoren? Mußte nicht Moſes die Geſetztafeln tragen? Glaubt Ihr, daß er das ganze Volk der Juden hätte umfaßt halten können, wenn er ſolche Arme gehabt hätte, als Ihr — Ihr Hofleute, die Ihr euch herausnehmt, Michel Angelo zu kritiſiren?" — Ein anderes Mal fiel das Geſpräch auf die damals in der Geſellſchaft um ihn her herrſchenden Moden. Es waren nicht mehr Zuſammenkünfte, um das Vergnügen unterhaltenden Geſprächs zu genießen, oder um jungen Leuten die ihrem Alter angemeſſenen Beluſtigungen zu verſchaffen. Zwar gab es viel Bälle, nebenher aber ewige routs, wo faſt unbärtige Jünglinge und jugendliche ſchöne Mädchen die ſtrengen Regeln von Whiſt und Boſton miteinander erörterten. Goethe betrachtete dieſe Art, ſich zu vergnügen, faſt mit Entſetzen; plötzlich aber ergriff er ihre Vertheidigung gegen uns und rief aus: „Ehrt ihre Kartenſpiele; dies iſt eine Art von konventioneller Ord-

nung, die auf den Trümmern der öffentlichen Ordnung errichtet iſt. Seitdem die Völker ſich damit beluſtigen, Throne umzuſtürzen, iſt es ganz billig, daß ſie die uns allen beiwohnende Neigung zur Unterwürfigkeit dadurch zu erkennen geben, daß ſie die Feſſeln von Carreau König tragen."

„Die Natur", ſagte er einſt, indem er von Theoretikern ſprach, „iſt wie eine Kokette, die mit ewiger Jugend und Schönheit begabt iſt; ſie zieht uns durch fortwährende Lockungen an ſich, ermuthigt uns durch Entgegenkommen, aber in dem Augenblick, wo wir ihrer ſicher zu ſein glauben, entſchlüpft ſie aus unſern Armen, und läßt einen Schatten darin zurück."

Die Schrift des Herrn Soret zeigt ihn als einen feinen und glücklichen Beobachter und als einen warmen Freund Goethe's. Sein mehrjähriger Umgang mit demſelben gibt ſeinen Mittheilungen den Werth des Selbſterlebten. Sie beſtätigen und ergänzen die Nachrichten, die uns von andern Freunden aus Goethe's nächſter Umgebung über ihn gegeben worden ſind, und es wäre wohl zu wünſchen, daß die Denkſchrift durch beſondern Abdruck im Original oder überſetzt in Deutſchland bekannt gemacht würde.

---

## XL.

Jean Paul Friedrich Richter. Ein biographiſcher Kommentar zu deſſen Werken von Richard Otto Spazier, Neffen des Dichters und Mitgliede der polniſch-litterariſchen Geſellſchaft in Paris. Erſter Band. Leipzig, 1833. 8.

---

Poetiſche Werke ſollten eigentlich keines Kommentars bedürfen, indem wie aller Kunſt, ſo auch der Poeſie die Aufgabe geſtellt iſt, durch ihre Schöpfungen ohne erklärendes Medium unmittelbar auf den Geiſt zu wirken. Je vollkommener alſo ein Gedicht iſt, um ſo mehr wird es alle zu ſeinem Ver-

ſtändniß nöthigen Elemente ſchon in ſich enthalten. Dieſer Grundſatz wird jedoch nicht überall in abſoluter Strenge und höchſtens für die Zeitgenoſſenſchaft des Dichters gelten können. Je weiter aber der Leſer durch Zeit und Raum von dem Dichter entfernt iſt, jemehr wird ſich für ihn die Nothwendigkeit von Studien herausſtellen, um die Hinderniſſe einer ihm fremden Sprache, unbekannter Geſchichts-, Sitten- und anderer Verhältniſſe hinwegzuräumen und ſich ſo auf einem künſtlichen Wege der Gegenwart des Dichters ſo viel als möglich zu nähern. Solchem Bedürfniß kommen denn gute Kommentatoren und Scholiaſten, die uns des Dichters Leben und Verhältniſſe, die Zuſtände ſeiner Zeit und die Eigenthümlichkeiten ſeiner Sprache und Darſtellungsweiſe erläutern, zu willkommener Hülfe, und die größten Dichter der Vorzeit können ohne kritiſchen und erklärenden Apparat nicht mehr verſtanden und genoſſen werden. Jean Paul hat mehr als irgend ein anderer deutſcher Schriftſteller in einer Manier gearbeitet, die für die Nachwelt das Bedürfniß eines Kommentars hervorruft. Perſönliche Lage ſowohl als Vorliebe führten ihn zu Darſtellungen aus einem kleinen, engen, verſteckten Stillleben, deſſen Eigenthümlichkeiten der allgemeinen Beobachtung fern liegen. Aus einer allzuängſtlichen Furcht vor der Heerſtraße des Gewöhnlichen warf er ſich bis zur Verirrung auf die entgegengeſetzte Bahn des Sonderbaren und Wunderlichen, und bildete ſich, um nichts ſo wie ein anderer zu ſagen, eine Sprache, die niemand ſchreibt und nicht jeder verſteht. Durch Erziehung und Umſtände zu einer unſyſtematiſchen Studienweiſe geleitet und dennoch von dem brennendſten Durſt nach Erkenntniß getrieben, ſammelte er eine grenzenloſe Maſſe verſchiedenartiger und aphoriſtiſcher Kenntniſſe und Notizen aus den fernliegendſten Gebieten des Wiſſens, die er mit einer Art von eigenſinnigem W' in ſeine Darſtellung verwebte, ſo daß jüngeren Mitlebenden ein vollkommenes Verſtändniß ſeiner Schriften ſchon jetzt bei

kurſoriſchem Leſen nicht mehr ganz leicht ſein dürfte. Nach funfzig Jahren wird er den Deutſchen kaum noch ohne Kommentar verſtändlich, und bald dürfte es Zeit ſein, dieſen vorzubereiten. Ein ſolcher Kommentar liegt jedoch nicht in der Abſicht des Herrn Spazier. Vielmehr behandelt er die Elemente, auf die ſich Jean Pauls Poeſie zurückführen läßt, und die Form, die er ihnen gab, als Phänomene, deren Entſtehung er aus des Dichters Karakter, Erziehung und Schickſalen abzuleiten ſucht. Auch ein ſolcher biographiſcher Kommentar kann auf mannichfache Weiſe belehren und anziehen. Wie vieles in Goethe's Werken wird durch die Aufſchlüſſe und Winke, die er in den Darſtellungen aus ſeinem Leben gibt, dem Gefühl und der Erkenntniß erſt recht nahe gerückt, und wie viel inniger und eindringlicher ſprechen z. B. die Gedichte, die aus ſeinem Verhältniſſe zu Lili entſtanden, jetzt zu unſerem Gemüth, da wir ſie in ſeine Darſtellung dieſes Lebensabſchnitts eingewebt finden.

Sondern wir bei der Betrachtung von Jean Paul's Werken das Objektive von dem Subjektiven, ſo finden wir in jenem eine Region des Wahren, Lebenentſproſſenen, Selbſtgeſchauten und eine andere zwar farbenglänzende, blendende, aber durchaus unwahre, phantaſtiſche und wunderliche, der keine Anſchauung wirklichen Lebens zum Grunde liegt oder entſpricht. Betrachten wir das Subjektive, ſo zeigt ſich uns ein Weſen, dem wenige gleich ſind an Freiheit und Kraft der innern Anſchauung, an Feinheit und Tiefe des ſittlichen Gefühls; ſeine Blicke in die Gemüthswelt ſind eigenthümlich und tief eindringend bis zum Sublimen. Doch ſind ſie vereinzelt, obgleich unendlich zahlreich; ſeine Anſchauung der geiſtigen Welt verbindet ſich nicht zu einem klaren, harmoniſchen, vollſtändigen Ganzen. Es iſt, als habe ihm eine lange Gewitternacht mit zahllos wiederholten Blitzen, kein heller heiterer Tag bei ſeinen Betrachtungen geleuchtet. Zum Verſtändniß aller dieſer Eigenheiten hat er ſelbſt uns den

Schlüssel in seiner Lebensbeschreibung überliefert; denn was er davon ausgearbeitet und zur Verarbeitung gesammelt hat, ist, wiewohl unvollendet, doch in Verbindung mit seinen Briefen, vollkommen hinreichend, um uns den Karakter seiner Schriften und ihren genetischen Zusammenhang mit dem seinigen zu erklären. Wenn man Jean Paul's Leben liest, so erkennt man deutlich, wie ihn das Schicksal zu dem erzog, was er geworden ist. Auf mühsam erklommenen Stufen führte ihn das Leben aus der armuthbegrenztesten Enge hinaus in die Weiten und auf die höhern Glanzpunkte menschlichen Daseins. In dem dürftig kleinen Hause seines Vaters, eines armen Landpfarrers im Fichtelgebirge, geboren und erzogen, blieb er bis in sein dreizehntes Jahr in dem beschränktesten Lebensraum in einem Zustande, der den feinen Sinn für die kleinsten unscheinbarsten geistigen und leiblichen Genüsse und Verhältnisse wach und scharf erhielt, während doch Stand und Bildung der Aeltern nicht zuließen, daß selbst in solcher Beschränkung seine Natur in Rohheit oder Unempfindlichkeit übergehen konnte. Mit Recht sagt er am Eingange seiner Selbstbiographie, daß es ein Vortheil sei, in einem Dorf, höchstens in einem Landstädtchen geboren zu sein, weil an dem in einer großen Stadt Geborenen das Leben sich schon in seiner Knabenzeit erschöpft und er nur nach dem Anblick und Genuß des Größten für Wunsch und Phantasie nichts übrig behält, als eben das Kleinere, nämlich Ländlich- und Dörflichkeiten, die ihm dann aber beschränkt und kleinlich erscheinen, wenn er sie wirklich betritt. Noch größer aber ist der Vortheil des Jugendlebens in einem Dorfe für die Bildung des Gefühls, denn in der Stadt geht der jugendliche Mensch täglich und stündlich an der gedrängten Menge ihm völlig unbekannter Menschen, gleichgültig und untheilnehmend, wie sie selbst es sind, vorüber, während er im Dorfe das ganze Dorf liebt und kein Säugling da begraben wird, dessen Namen, Krankheit und Trauer

man nicht wüßte. Hier bildet ſich, wie er ſagt, durch das Hineinwohnen und Hineingewöhnen jedes Einzelnen in Alle, durch dieſes herrliche Theilnehmen an Jedem, der wie ein Menſch ausſieht, und das daher ſogar auf Fremde und Bettler übergeht, eine verdichtete Menſchenliebe, eine erhöhte Schlagkraft des Herzens aus. Und wenn der Dichter dann aus ſeinem Dorfe wandert, ſo bringt er jedem Begegnenden ein Stückchen Herz mit und muß weit reiſen, ehe er ſein ganzes Herz ausgegeben hat. Glaubt man nicht in dieſen wenigen Worten die feinen Wurzelfaſern aller jener zahl- und ſchrankenlos emportreibenden Gefühlspflanzen zu erkennen, die Jean Paul's Werke gleichſam zu phantaſtiſch poetiſchen Gebirgswäldern machen? Aber nicht bloß auf das von Gebirgswänden eng umſchloſſene Dorf wurde Jean Paul's Knabenleben beſchränkt. Selbſt die enge ärmliche Hütte durfte er nur ſelten verlaſſen. Die wunderliche Erziehungs- und Unterrichtsweiſe ſeines Vaters bannte ihn den größten Theil des Tages in den beſchränkten Raum der kleinen Stube, wo er mit ſeinem Bruder Regeln und Vokabeln aus Langens Grammatik auswendig lernen mußte. So genoß er denn in den ſeltenen Stunden, die er im Freien oder in weiterer Umgebung zubringen durfte, Natur und Geſelligkeit mit um ſo heißerer Liebe und ſehnſuchtgeſchärfterem Sinn. Jedes Einzelne ward ihm Gegenſtand neugieriger genauerer Betrachtung und prägte ſich um ſo tiefer in ſein Gedächtniß. Karg geſtatteter Umgang mit einfachen wohlwollenden Menſchen ward zum Ziel lebhaften Begehrens, zur willkommenen Befriedigung eines innern liebevollen Triebes, woraus denn ſpäter jene reizvollen hinreißenden Darſtellungen ländlichen Stillebens hervorgingen, die in ſinnlicher und geiſtiger Beziehung ſo innig und wahr, ſo fein und doch ſo einfach ſind. Eine andere Beſchränkung noch, die auf Jean Paul's Bildungsgang den bedeutendſten Einfluß hatte, war der durch das wunderliche Verfahren ſeines Vaters gewaltſam zurückgehaltene Lerntrieb. Während

unſerer beklagenswerthen Jugend zum traurigen Erſatz für die Beraubung jeder ſinnlichen Anſchauung der Natur und des Lebens eine Maſſe abſtrakter Begriffe, todter Sprachformen und gedruckter Weltbeſchreibungen aufgedrungen wird, womit ſie in langen Tagesſtunden bis zur Erſchöpfung ſich abquälend, Verſtand und Gedächtniß verwirrend überfüllen und ſtatt farbenheller Wirklichkeit intellektuelle Schattenbilder in ſich aufnehmen muß, litt der arme Knabe Jean Paul an dem entgegengeſetzten Uebel, weil ihm jede von außen kommende Geiſtesnahrung aufs kärglichſte zugemeſſen, ja beinahe ganz verſagt wurde. Mit dem Lernen der trocknen Sprachregeln und Vokabeln war er bei ſeinem trefflichen Gedächtniß bald fertig, und nun trat die heftigſte Begierde nach Gegenſtänden der Erkenntniß ein, die nur durch äußere Anſchauung oder durch Lektüre hätte befriedigt werden können. Beides aber war gleich ſtreng verſagt, indem er das Haus nicht verlaſſen und Bücher aus ſeines Vaters Vorrath nur heimlich und in Uebertretung ſtrenger Geſetze leſen durfte. Sein Leſedurſt ward, wie er erzählt, dermaßen hierdurch geſteigert, daß er die colloquia aus Langens Grammatik ſich deutſch weiſſagte aus Sehnſucht nach ihrem Inhalt. Kein Wunder war es, daß Jean Paul die Leere, die unter ſolchen Umſtänden in ſeinem Gemüth entſtehen mußte, durch Spiele der Phantaſie auszufüllen ſuchte; daß dieſe Seelenkraft vorzugsweiſe in ihm ausgebildet wurde und daß er ſich allmälig gewöhnte, bei dem Mangel einer realen Weltanſchauung ſich eine künſtliche zu erſchaffen, die, mit aller Glanz- und Farbenpracht geſchmückt, doch ihren rein ſubjektiven Urſprung in einer gewiſſen krankhaften Ueberſchwenglichkeit verkündet. Noch manche andere Eigenſchaften ſeines Karakters finden hierin die Erklärung ihres Urſprungs. Völlig entfernt in ſeinem Knabenalter von jedem Anblick verderbter Sitte und Geſinnung, konnte in ſeinem Herzen die reinſte Unſchuld, die tiefſte Liebe zu ſolcher Feſtigkeit empor-

wachsen, daß sie bei seinem späten Eintritt in eine größere Welt jedem Angriff zu widerstehen vermochte. In der engbegrenzten Umgebung seiner Knaben- und Lehrjahre konnten nur wenige Personen, seine Aeltern, Geschwister, der Dorfschulmeister, einige spätere Lehrer und Kameraden seinem Blick und seinem Herzen nahe treten. Diese durchschaute er in allen Eigenthümlichkeiten ihres innern und äußern Lebens so vollkommen, ihre körperlichen und geistigen Gestalten drückten sich so genau und tief in sein Gedächtniß ein, daß sie auch in seinen Werken mit allem, was sie umgab, in kräftigen, frischen Lebensbildern sich abspiegeln mußten, und Eindrücken solcher Art verdanken wir denn Gestalten, wie sein Fibel, Wutz, Fixlein und so viele andere.

Auch die ihm eigene Neigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen, die er sich selbst zuschreibt, und um deren willen er allen andern Jahreszeiten den Herbst vorzog, entsprang gewiß aus dieser jugendlichen Gewohnheit, im engen stillen Raume mit Bildern der Phantasie zu spielen. Er mochte, sagt er, sich so gern behaglich in sein Schneckenhäuschen zurückziehen, nur mußte es offen bleiben, damit er die Fühlfäden seiner Phantasie bis zu den Sternen hinauf strecken konnte. Derselbe Hausſinn zeigte sich schon in seinen Knabenphantasien und Spielen. Darum pries er das Glück der Schwalben, weil sie in ihrem ummauerten Nest so heimlich saßen, fand sich heimisch in dem Taubenhause voll enger Taubenhöhlen und baute sich einen Fliegenpalast aus Thon mit vielen Treppen und zahllosen Kämmerchen, in denen er durch die Glasfensterchen mit unendlichem Vergnügen die kleinen Bewohner auf und abwärts umherziehen sah. Sinnige Freunde Jean Paul's und seiner Werke (beides ist bei ihm gewiß unzertrennlich) werden keine Seite in seiner Selbstbiographie lesen können, ohne auf Bemerkungen und Betrachtungen wie die vorstehenden ganz von selbst geführt zu werden. Dennoch bleibt die Unterscheidung

mung des Verfaſſers verdienſtlich, indem er auf manche Beziehungen aufmerkſam macht, die dem Leſer vielleicht entgangen ſein können, oder in denen er gern eine Uebereinſtimmung mit ſeinen eigenen Anſichten und Gefühlen wahrnimmt. So ſpricht z. B. Jean Paul in ſeiner Biographie nur flüchtig und ſcherzend von dem Umſtande, daß er am 21. März, alſo zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, auf der Schwelle des Frühlings geboren wurde. Herr Spazier aber, der, mit dem Dichter verwandt, in deſſen vertrauteſtem Umgange lebte, fügt hinzu, daß dieſer Umſtand in dem Leben deſſelben die tiefſte Bedeutung gewann, daß der Frühling ihm dadurch eine doppelt heilige Erſcheinung, daß der 21. März gleichſam der Mittelpunkt ſeines Fühlens und Denkens wurde, der Tag, an dem er mit jedem Jahre ſeine innere Jugend wiedergebar. Alles ging ihm von da aus, ſtrebte danach hin und drückte ſeiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf ſeine Familie, Bekannten, Umgebung, kurz auf alles über, was nah und fern mit ihm in Berührung ſtand. Es wird hierbei hingedeutet auf den Brief Victors im Hesperus über die Feier des Liebefeſtes und die Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsſtunde des Frühlings auf jene Inſel verlegt, wo er ſeine liebſten Menſchen verſammelt. An die Aufmerkſamkeit Jean Paul's auf dieſen Umſtand ſchließen ſich ſo manche ſeiner Betrachtungen an; in ſeinen Dichtungen findet ſich gleichſam ein Kultus dieſer Jahreszeit verbreitet, und ſeine ſtete genaue Beachtung dieſes Zeitpunkts führte ihn zu fortgeſetzten Beobachtungen aller meteorologiſchen Vorzeichen, die einen Einfluß auf die Beſchaffenheit des zu erwartenden Frühlings zu haben ſchienen, ſo wie er auch aus den Eigenſchaften des Wetters zur Zeit des Aequinoktiums die Natur des bevorſtehenden Sommers vorher zu erkennen ſuchte, wobei man ſich denn gern an die geiſtreiche

Selbſtironie erinnert, mit welcher er ſich in ſeinen Werken wiederholentlich als unglücklichen Wetterpropheten darſtellt.

Von den Lebensumſtänden Jean Paul's, die Herr Spazier in dieſem Bande bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahre, oder dem Abgange zur Univerſität verfolgt, wird hier nur ſehr weniges, was nicht ſchon anderweitig bekannt wäre, und dieſes zwar mehrentheils mit den eigenen Worten des Dichters mitgetheilt, dann die Bemerkungen des Verfaſſers daran angeſchloſſen oder hineingewebt, die, wenn auch nicht durchgehends von eindringender Tiefe und glänzender Originalität, doch mehrentheils verſtändig und anregend ſind. Der eigentlichen Lebensbeſchreibung geht in einem vierzig Seiten langen Kapitel eine chorographiſch-ſtatiſtiſch-ethnographiſche Beſchreibung des Fichtelgebirges und ſeiner Bewohner voran, die von dem Schauplatz, auf welchem Jean Paul die liebſte und längſte Zeit ſeines Lebens zubrachte, zwar ein anſchauliches Bild gibt, doch aber für den vorliegenden Zweck wohl viel zu ausführlich gerathen iſt, und den Leſer durch Ermüdung um ſo ſchwerer drückt, da ſie nicht durch ſichtbare Anknüpfungspunkte mit dem Folgenden verbunden iſt, vielmehr für ſich allein ganz trocken daſteht. Möglich iſt indeſſen, daß ſich im Fortgange des Werkes noch Beziehungen entwickeln, durch welche ſich die gewählte Form und Ausdehnung als nothwendig rechtfertigt.

Das Ganze eröffnet ein langer, an Herrn Ludwig Börne in Paris gerichteter Brief, deſſen durch vielverſchlungene Gedankenwendungen etwas unklarer Inhalt zu dem Reſultate führt, daß dieſer Schriftſteller eigentlich der Vult aus Jean Paul's Flegeljahren ſei, daß der Letztere, wenn er lebte, ihn unweigerlich dafür anerkennen und ſeine Briefe aus Paris am eheſten für ſeinen Vult in Anſpruch nehmen würde. Ausdrücklich bezeichnet der Verfaſſer Jean Paul's verlaſſenen Thron als Sitz für Herrn Börne, und feiert, indem er ſolches einen verwegenen Handſtreich gegen die vornehme Ge-

lehrten- und Geſellſchafts-Ariſtokratie nennt, hierüber einen Triumph lebhafter Selbſtbewunderung. Hierbei beſtrebt er ſich zugleich, Jean Paul, im Gegenſatz zu dem, ſeiner Behauptung nach „ſo oft jeden Sinn für Freiheit, Mannheit und Oeffentlichkeit verleugnenden" Goethe als Kämpfer für des Volkes Freiheit und Glück, als Gegner des Ariſtokratismus darzuſtellen. Nichts beweiſt mehr die Befangenheit und den unreinen Sinn, mit welchem heut zu Tage Politik ſowohl als Litteratur und Kunſt betrachtet und behandelt werden und nichts iſt für beide verderblicher, als dieſes Bemühen, die Werke der Poeſie in den Kampf der politiſchen Parteien hineinzuziehen, Gunſt und Liebe dem Dichter in dem Maße zu gewähren, in welchem ſeine Werke mit politiſchen Anſichten übereinzuſtimmen ſcheinen, als ob die Elemente der Poeſie, das Reine, Edle und Schöne nicht jedem Stande, jedem Alter, jeder Denk- und Gefühlsweiſe zuſagten. Wenn Jean Paul das Leben einer äußerlich niedriger geſtellten Klaſſe und was darin ſich Edles und Schönes bildet und entfaltet, mit Liebe und Meiſterſchaft mahlt, ohne doch für ihre Fehler und Schwächen ſich blind zu zeigen, wenn er dagegen oft Perſonen aus den ihm viel weniger durch eigene Beobachtung bekannten höheren Kreiſen mit ihren Laſtern und Lächerlichkeiten darſtellt und doch auch aus dieſen Kreiſen ideale Geſtaltungen reiner und erhöhter Menſchheit entnimmt, ſo wird man wohl erkennen, daß er zu ſehr Dichter war, um ſich jemals einem beſtimmten Kreiſe der Geſellſchaft feindſelig gegenüber zu ſtellen; vielmehr ſollten diejenigen, die ſich ſeiner Liebe und Freundſchaft und ihrer beſondern Verehrung für ihn rühmen, von ihm ſelbſt am erſten gelernt haben, auf allen Stufen der Geſellſchaft das Reine und Edle zu erkennen und zu ehren. Daſſelbe gilt von Goethe, in deſſen Werken wir Menſchen aller Klaſſen mit der höchſten poetiſchen Wahrheit dargeſtellt finden und eine Spur ungerechter Vorliebe oder Abneigung nirgend zu entdecken vermögen.

Daß er aber das Gemeine, Rohe und Gewaltſame, wo er es nicht ganz ignoriren konnte, ſtreng von ſich abwies, wird ihm als Ariſtokratismus wohl nicht ausgelegt werden dürfen. Beide aber weiſen ihren aufmerkſamen Leſer deutlich genug als auf das beſte und einzige Mittel gegen ariſtokratiſche Anfechtungen jeder Art auf innere Veredlung und Ausbildung hin, und dieſes Mittel iſt ſo erreichbar für alle, ſo unabhängig von äußeren Umſtänden, ſo anwendbar für jeden und ſo unfehlbar in ſeiner Wirkung, daß, wenn es zur allgemeinen Praxis gelangte, alle Ariſtokratie ſo ſicher davor verſchwinden würde, als wir die Burgen der Raubritter vor den Wirkungen der Wiſſenſchaft und Induſtrie haben verwittern ſehen. —

# Wilhelm Neumann's Schriften.

## Zweiter Theil.

Wilhelm Neumann's

# Schriften.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1835.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Inhalt.

## Kritiken.


| | | Seite |
|---|---|---|
| XLI. | Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg. 1833. 12. | 3 |
| XLII. | Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer. Erster bis dritter Theil. Berlin 1833. 8. | 10 |
| XLIII. | Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Erster und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8. | 21 |
| XLVI. | Tutti Frutti. Zweite Anzeige. | 38 |
| XLV. | Deutsche Lieder von Karl von Holtei. Schleusingen 1834. 8. | 47 |
| XLVI. | Life of Sir Walter Scott. Edinburgh 1834. 8. | 55 |
| XLVII. | Schule der Höflichkeit. Von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart 1834. 8. | 91 |
| XLVIII. | Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Von Robert Heinrich Hiecke. Zeitz 1834. 4. | 104 |
| XLIX. | Novellen von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau 1834. 8. | 108 |
| L. | Ein Band Novellen von Rumohr. München 1833. 8. | 113 |
| LI. | Deutsche Briefe. I. Leipzig 1834. 8. | 119 |
| LII. | Gedichte von Adelbert von Chamisso. Leipzig 1834. 8. | 125 |

# Gedichte.


| | Seite |
|---|---|
| Sonett. | 143 |
| An Lina. | 143 |
| Klage. | 144 |
| Sonett | 145 |
| Epigramme. 1—3. | 145 |
| Sonett. | 146 |
| Sonett. | 147 |
| Das Lager. | 147 |
| Elementlied. | 148 |
| An meine Schwester. | 149 |
| Genesung. | 149 |
| Sonett. | 150 |
| Sonett. | 151 |
| Die Blume an die Quelle. | 151 |
| Stanze in Chamisso's Stammbuch. | 152 |
| Stanze in Fouqué's Stammbuch. | 152 |
| Stanze in Karolinens Stammbuch. | 153 |
| Stanze in Kerff's Stammbuch. | 153 |
| Sonett. | 153 |
| Sonett. | 154 |
| Variation. | 154 |
| Ballade der Reisige. | 156 |
| Erklärung. An Julie. | 157 |
| Sonett. | 158 |
| An Fichte. | 158 |
| An Varnhagen. | 159 |
| Gebet. | 161 |
| Krieg und Friede. | 162 |
| Ottavian. An Tieck. | 162 |
| An eine Rose. | 163 |
| An Karoline. | 164 |
| Meister und Jüngling. 1805. | 164 |
| Petrarca's 250stes Sonett. | 170 |
| Boccaccio's Sonett auf den Tod des Petrarca. | 171 |
| Tod der Maria Stuart. | 171 |
| Abschied. An Chamisso. | 174 |

| | Seite |
|---|---|
| Madrigale. | 174 |
| Sonett. | 175 |
| Sonett. | 176 |
| Guarini's 52ſtes Sonett. | 176 |
| Wechſel. | 177 |
| Ja und Nein. Guarini's 105ſtes Madrigal. | 178 |
| Genesung. Guarini's 132ſtes Madrigal. | 178 |
| Die beſſere Hoffnung. An Roſa Maria. | 179 |
| Lieb. | 179 |
| Treu im Tode. | 181 |
| Guarini's 23ſtes Sonett. | 182 |
| An den Tod. | 182 |
| Auf Karolinens Tod. | 183 |
| Sonett. | 183 |
| Der Deutſche und die Spanierin. 1809. | 184 |
| Stilles Leiden. | 185 |
| Grabſchrift. | 185 |
| Jon, geſpielt von Mlle. Maas. | 186 |
| Verſchwendung. | 186 |
| An eine Erziehungsſchriftſtellerin. | 186 |
| An einen muntern Schriftſteller. | 186 |
| Einziger Troſt I. II. | 187 |
| Zwiefache Richtung. | 188 |
| Vorzug der Stimme. Nach Saadi. | 188 |
| Meinem Freunde Eduard Hitzig, am 26. März 1819. | 189 |
| In Antoniens Stammbuch. | 189 |
| In Doris Stammbuch. | 189 |
| An Doris, den 18. April 1819. | 190 |
| An Adelbert von Chamiſſo. | 190 |
| Was wir wünſchen. | 192 |
| In Auguſtens Stammbuch. | 192 |
| In Minna's Stammbuch. 1. Von Neumann. 2. Von Doris. | 193 |
| An Eugenie und | 194 |
| Marie. | 195 |
| An Doris. In der Nacht zum 18. April 1820. | 196 |
| Epigramme aus der griechiſchen Anthologie. 1—3. | 197 |
| Marie an ihre Tante. | 198 |

Seite

An Heitei, am 11. März 1825. . . . . 199
In Emiliens Stammbuch. . . . . 201
Muße und Muse. . . . . 201
Musen und Grazien in der Mark, an Goethe. . . . 202
An Eugenie und Bäyer, den 7. Januar 1826. . . . 204
An Eugenie. . . . . 207
Doris, mein Glück; den 18. April 1826. . . . 209
Lieder von Béranger. In deutscher Nachbildung. I—II. . 209
Lieder zum Goethefeste, den 28. August 1826. 1—3. . . 226
Liedeskraft . . . . . 231
Verschiedene Stände beim Liederfeste in der Mittwochsgesellschaft. . . . . 232
Treue der Poesie. . . . . 234
Braut und Bräutigam. . . . . 236
Parodieen. Buch der Lieder. 1. 2. . . . . 239
An Doris, den 18. April 1829. . . . . 240
Epigramme. 1—5. . . . . 241
Goethe's Geburtstag, 1832. . . . . 242

Die Versuche und Hindernisse. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. . . . . 247

# Kritiken.

## Fortsetzung.

# XLI.

Briefwechsel zwiſchen Heinrich Voß und Jean Paul. Herausgegeben von Abraham Voß. Mit Voß's Bildniß. Heidelberg 1833. 12.

---

Schön wäre es freilich, wenn das Gebäude der Litteratur ganz von Glas wäre, damit man jeden kleinſten Betrieb darin beſchauen und nicht nur die fertigen Produkte, ſondern auch die Art ihrer Bereitung und die Eigenſchaften des Materials genauer betrachten könnte. Da dies nun nicht der Fall iſt, ſo freuen wir uns mit Recht über jedes Fenſterchen, das zum Einblick in das nimmer raſtende Getriebe ſich öffnet, und ſo iſt denn der vorliegende „Briefwechſel", wenn auch an ſich für die Geſchichte der Litteratur nicht von der größten Bedeutung, doch in ſeinem relativen Verhältniß zum Großen und Ganzen intereſſant und willkommen. Er verdankt ſeine Entſtehung der jugendlichen, bald in die innigſte Freundſchaft übergehenden Begeiſterung, die Heinrich Voß, den jüngern, eifrig anſtrebenden Freund der Poeſie, zu Jean Paul, dem poetiſch durchgebildeten Gefühlsmahler, unwiderſtehlich hinzog und von dieſem mit der ihm eignen rückhaltsloſen Liebe und offnen Herzlichkeit erwiedert wurde. Was den Karakter und die Geſinnung der Briefſteller betrifft, ſo iſt alles, was wir hier finden, vollkommen rein und edel, auch ſind dieſe Elemente durch den eigenthümlich gebildeten Ausdruck der Schreibenden zu ſchöner Geſtaltung gelangt.

Sie können daher nicht anders als wohlthätig auf das Gemüth des Lesers wirken und entschädigen dadurch für vieles, was in anderer Beziehung vermißt werden möchte. Jean Paul, der wohl nach keiner Richtung mehr ungekannt ist, gibt hier freilich weder einen neuen Theil seines Selbst, noch das Ganze von neuen Seiten; wer aber seine Weise liebt, wird auch in diesen Briefen manchen Genuß finden, wie sich im Kaleidoskop nach hundertmaligem Hineinschauen immer wieder von neuem gefällige Gestaltungen zusammenfügen. Hier wie überall ist er durch und durch Gefühlsmensch, der aber sein Gefühl durch unablässige Reflexion nicht nur zum klarsten Bewußtsein in sich gebracht, sondern es auch so zum willigen Instrument seiner Kunst gemacht hat, daß er ihm nach freiem Willen jeden Grad der Stärke und jede Form der Erscheinung zu geben vermag. Am liebsten läßt er es in Witzkrystallen farbig strahlen, und dieser Gestalt ist wohl ein großer Theil seiner Wirkung auf die Leserwelt zuzuschreiben. In einer Zeit, wo das Sentimentale verrufen war und der Verstand als das Höchste geschätzt wurde, gab es kein besseres Mittel, um dem Gefühl noch Eingang zu verschaffen, als es in das Gewand des Humors und des Witzes zu kleiden, weil man sich weicher Thränen weniger schämte, wenn einiger Verstand dazu gehörte, sie zu vergießen. Diese Gefühlsreflexion war Jean Paul so habituell geworden, daß ihm die sinnreichen Aussprüche derselben unwillkürlich in die Feder liefen, wie es denn auch hier nicht selten geschieht. In ähnlicher altbekannter Weise treten gewisse ihm eigen gewordene Wunderlichkeiten hervor. So seine Wetterprophezeihungen und die darauf angewandte Selbstironie; so das Ausstoßen des verbindenden s in zusammengesetzten Wörtern, wobei er in Hinsicht des letztern bemerkt, daß es in dem Worte „Reichstag" beibehalten werden müsse, weil vom Reich nichts weiter übriggeblieben sei als dieses. Gleicherweise zeigt sich wieder eines aus dem Briefwechsel mit Otto schon bekannte Mißtrauen

in ſeine eignen Arbeiten und dieſelben wiederholten Aufforderungen an ſeinen Freund, zu tadeln und zu verbeſſern. Jean Paul's Antheil an dieſer Korreſpondenz iſt übrigens nach Umfang und Gehalt der kleinere; man ſieht es ſeinen Briefen an, wie ſehr unabläſſige litterariſche Arbeiten und Geſelligkeitsanſprüche aller Art den Umfang ſeiner brieflichen Mittheilungen ſchmälerten. Welches Maß von Liebe und Zutrauen er aber ſeinem jungen Freunde zuwandte, ergibt ſich ſchon daraus, daß er ihn, wie er ſich ausdrückt, „zum unumſchränkten Ordner, Chorizonten und Herausgeber ſeines ganzen litterariſchen Schreibnachlaſſes feierlich ernannte". Gewiß würde auch Herr Voß dieſes Geſchäft mit Einſicht und Eifer ausgeführt haben, wenn er nicht ſchon vor Jean Paul mit Tode abgegangen wäre. Der „Briefwechſel", der von 1817—1823 reicht, berührt alles dasjenige, was die beiden Freunde in dieſem Zeitraum für die Leſewelt ſchrieben und aus der Schreibwelt laſen; denn auf dieſe beiden Richtungen blieb freilich ihre Lebensthätigkeit und Lebenstheilnahme mehrentheils beſchränkt. In Heinrich Voß erkennen wir einen in Amt und Leben tüchtigen, treuen, bis zum Uebermaß der Anſtrengung fleißigen, feſten und dennoch warm und leiſe fühlenden Mann, der ſich den Freunden, mit denen er in der Gegenwart, und den Dichtern der Vorzeit, mit denen er als Philolog in der Vergangenheit lebte, mit leidenſchaftlicher Vorliebe hingab und vielleicht eben deshalb als Ueberſetzer und Ausleger nicht ſo viel Ruhe und Gleichgewicht, als nöthig war, erlangte. Der vorliegende „Briefwechſel" beſtätigt, was aus Heinrich Voß's Arbeiten ſchon klar wird, daß, wenn es einerſeits ein unſchätzbarer Vortheil iſt, von einem gelehrten, berühmten, kräftig eingreifenden Vater in die litterariſche Thätigkeit eingeführt zu werden, andererſeits doch leicht die ſelbſtändige Schöpferkraft darunter leidet. Denn was die Söhne von Johann Heinrich Voß zu Tage gefördert, iſt doch größtentheils nur als gleichartige und ſeinen

Einfluß deutlich bekundende Mitarbeit und Fortsetzung seiner philologischen Leistungen und poetischen Nachbildungen zu betrachten, die bei anderweitigen großen Verdiensten und bei dem unbestrittenen Werth, den sie als Hülfs- und Lernmittel haben, doch durch ungelenke Härte und willkürliche Sprachmißhandlung für den poetischen Sinn ungenießbar sind. Wir finden hier dieselbe als Grundsatz auftretende, eigensinnig einseitige Neigung, gewisse Formen als schlechthin normal aufzustellen und keine andern daneben gelten zu lassen, dieselbe mosaikartige Nachbildungsweise, die den Eindruck des Originals mittels ängstlichen Wiedergebens des einzelnen Worts durch ein völlig gleichbedeutendes, wäre es auch aus der entlegensten Polterkammer des deutschen Sprachvorraths hervorgesucht, und durch hartnäckige Beibehaltung der fremdsprachlichen Wortstellung, wenn auch die deutsche Wortfügung aufs martervollste dabei verrenkt würde, zu reproduciren gedenkt. Heinrich Voß manifestirt dieselbe ungerechte Abneigung gegen die südeuropäische romantische Poesie und ihre symmetrisch-klangreichen Formen, sodaß ihm Sonette, Terzinen (die er Terzerinen nennt) und anderes dergleichen Zeug, wie er sich ausdrückt, ein Grauen macht, und Calderon gegen Shakspeare natürlich übel wegkommt.

Ich fühle es nur zu sehr — sagt er —, daß ich der sogenannten klassischen Welt angehöre und eigentlich nur mit dem großen Zeh in der sogenannten Romantik fuße. Doch genügt mir das, mir ganz herrliche Genüsse zu verschaffen, die der entbehrt, der die ganze Romantik mit Haut und Haar von sich weist.

Dies Festkleben an gewissen Formen und das unbedingte Wegwerfen anderer, worin Johann Heinrich Voß zu seinem großen Nachtheil beschränkt war, ist durch Erziehung und Angewöhnung auch auf seinen Sohn übergegangen, der, wenn er sich weniger in die Richtungen seines Vaters eingelebt hätte und unabhängiger auf eigner Bahn fortgeschritten

wäre, wohl zu der Erkenntniß gelangt sein würde, daß die Poesie und mithin auch die ächte Kritik keine Form außer der leeren verwirft, und daß diejenige Form die schönste ist, die sich mit dem Stoff am vollständigsten identificirt und in der dieser am reinsten hervortritt. Derselben Befangenheit ist das in diesen Briefen wiederholentlich ausgesprochene ungerechte Urtheil über A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare zuzuschreiben, in der offenbar mehr wahre Einsicht und richtiges Gefühl sichtbar wird als in den Voß'schen Nachbildungen. Schlegel, wenn auch weniger treu gegen die Einzelnheiten des Ausdrucks, ist doch bei weitem treuer gegen den Dichter und befolgt viel konsequenter die erste Regel der poetischen Uebertragung: den Gedanken des Dichters so auszudrücken, wie es dieser gethan haben würde, wenn er sich der Sprache des Uebersetzers bedient hätte. Unter den mannichfachen Bemerkungen und Ansichten über Shakspeare, die Heinrich Voß seinem Freunde mittheilt, findet sich zwar viel Richtiges und wohl Gesehenes, namentlich über die Einmischung des Komischen zur Milderung allzu heftiger Eindrücke, über Romeo und Julie, Desdemona, König Lear und Makbeth, dagegen aber auch manches Verfehlte. So wird über den schon so oft beleuchteten und zergliederten Karakter Hamlet's die Meinung aufgestellt, es sei falsch, daß er seinen Wahnsinn bloß spiele, vielmehr sei er wirklich wahnsinnig, und nur dadurch lasse sich erklären, daß er Ophelien mit Härte begegne, seine Schulfreunde hinterlistig aufopfere und Laertes in Opheliens Gruft feindselig angreife. Diese Hypothese erweist sich aber sofort als unrichtig, wenn man beachtet, mit welcher Besonnenheit und Ueberlegung Hamlet, sich selbst rettend, Rosenkranz und Güldenstern, die er als untreue Freunde erkannte, dem gewissen Tode entgegensendet. Hamlet ist nicht wahnsinnig, sondern verletzt, zerrissen, ja, innerlich vernichtet durch das, was er erlebt hat. Daher kann er, obgleich zu jeder That fähig, doch zu keinem

Entschluß kommen und thut eben nur das, wozu er augenblicklich veranlaßt wird, bis er, von dem allgemeinen Verderben fortgerissen, mit zu Grunde geht.

Unter andern aus dem Leben der Voß'schen Familie zur Sprache kommenden Verhältnissen wird auch der bekannte Streit, den Johann Heinrich Voß mit Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg führte, mehrfach erwähnt, wobei wir erfahren, daß Voß, der Vater, seine Kinder von jeder Ahnung eines zwischen ihm und Stolberg bestehenden Mißverhältnisses, so lange sie in Eutin zusammenlebten, fern hielt.

Meine Aeltern ließen mich — schreibt Heinrich Voß —, als ich unter Stolberg's Augen aufwuchs, nie in die Kehrseite seines wahrhaft liebenswürdigen Wesens blicken. Alle Verhetzungen dieses Mannes, alle unfrommen Ausbrüche dieses Zeloten wurden mir und meinen Brüdern sorgfältig verhehlt. Man wollte mir nicht den Glauben an einen Mann nehmen, der stets so väterlich gegen mich war und auch so gut gegen meinen Vater, so oft es die Leidenschaft gestattete.

Dieser aus der Kindheit herstammenden Liebe zu Stolberg ist es zuzuschreiben, daß bei Heinrich Voß die oft erneuerte Erwägung des Gegenstandes immer wie Selbstberuhigung auftritt und bei dem bald darauf erfolgten Tode Stolberg's noch mehr diesen Karakter annimmt. Man sieht, daß der herbe Kampf seines Vaters mit dem väterlichen, gütigen, geliebten Freunde drückend auf seinem Herzen lastet. Auf einige trübe Aeußerungen hierüber entgegnet Jean Paul:

Stolberg's Tod hätte doch am Ende Deinen edeln Vater nicht mehr bekümmern dürfen als Jacobi'n Mendelsohn's Tod; sonst müßte man, bevor man gegen Einen schriebe, bei dessen Arzte ein Gesundheitszeugniß einholen.

Ueber gleichzeitige litterarische Erscheinungen theilen sich die Freunde ihre Ansichten und Meinungen häufig mit, wobei

es aber selten zu einem tiefern, gründlichen Urtheil kommt. Vielmehr gibt Jean Paul in seinen flüchtig hingeworfenen kritischen Aeußerungen oft einen großen Mangel an Sinn für die poetische Kunst zu erkennen. Einen Beweis davon finden wir in folgender Stelle:

Der Verfasser der falschen „Wanderjahre" hat — obwohl als Künstler nicht glänzend — doch über Goethe's moralisch-anbrüchige Karaktere vieles Recht und trifft sehr mit Herder's Tischreden zusammen. Welch ein anderes Bethlehem von großen, reinen und doch wahren Karakteren ist nicht Walter Scott's Gebährhaus gegen Goethe's heidnisch-sinnliches Heroum! — Aber Scott ärgert mich wieder durch die in Brüche zerstückte Einheit des Interesse, wiewohl in Goethe's „Wanderjahren" auch Brüche genug vorkommen. Eine so späte Kritik soll aber nicht dem alten, nun unschmelzbaren Meister helfen, sondern nur der ganzen Welt, die Goethe'n nicht scharf genug nimmt. Er und Byron theilen sich in die titanische Natur, die mein „Titan" bekämpfen will.

Diese Kritik hat nur das Verdienst, daß sie die ganze oberflächliche Ansicht der halbgebildeten Menge über Goethe, Walter Scott und Pustkuchen, mit allem Schiefen, Unbegriffenen und nicht Zusammengehörigen, was darin enthalten ist, mit Jean-Paul'scher Kunst in wenige Worte zusammendrängt. So auffallend nun dieser Mangel an Kunstsinn neben einem so tiefen und feinen sittlichen Gefühl erscheint, so tritt doch dieselbe Erscheinung auch in Jean Paul's eignen Werken nicht minder deutlich hervor und dient denselben in manchem Betracht zur Erklärung. Hier wie dort aber entschädigt uns Jean Paul für solche Mängel durch die poetisch verklärende Gestaltung des zartesten Gefühls. Bei dem Tode seines Freundes Heinrich Voß schreibt er an dessen Mutter:

Seine Liebe war die eines Starken, die fest vertrauende, die fort opfernde, nicht die eines Weichlings zufälliger Aufwallungen; sein elastisches Herz schlug ebenso stark *wider*

als für. O du unerſetzlicher Heinrich! — Aber eben dieſes Lieben verbürgt dir und uns das Wiederſehen, weil ohne dieſes alle Liebe nur eine von einem Nichts gegen ein Nichts ſein würde. Die Wiſſenſchaft braucht zu ihrem Genuſſe keine Unſterblichkeit, aber die Liebe braucht zu ihrem die des Gegenſtandes.

Der hier ausgeſprochene Gedanke behält, auch wenn man den über die Wiſſenſchaft darin enthaltenen Irrthum abrechnet, ſeine ächt Jean-Paul'ſche Schönheit, und ſolche Gedanken ziehen uns, ſo oft er uns auch abſtoßen und peinlich verengen mag, doch immer wieder zu dem Dichter hin.

Der Herausgeber dieſes in mannichfacher Beziehung der allgemeinen Theilnahme würdigen „Briefwechſels" verdient noch dafür beſonderes Lob, daß er, was darin friſch und dreiſt geſchrieben worden, ebenſo frei und unumwunden der Preſſe überliefert und ſich durch falſche Schonung nicht hat bewegen laſſen, Aeußerungen auch herbern Tadels gegen ſociale und litterariſche Notabilitäten wegzuſtreichen, denn Oeffentlichkeit iſt die beſte Pflegerin des Urtheils und der Sitte.

---

## XLII.

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich Sächſiſchem Hofrathe und Bibliothekar. Erſter bis dritter Theil. Berlin 1833. 8.

Hätten wir das merkwürdige Buch, deſſen erſte Hälfte hier vor uns liegt, auch nur als eine Ergänzung der Denkwürdigkeiten aus Goethe's Leben zu betrachten, die der Welt bekannt ſind, ſo nähme daſſelbe ſchon dadurch allein die höchſte Theilnahme und Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Es enthält aber noch bei weitem mehr: denn indem die beiden Freunde ſich nicht allein die Ereigniſſe und Verhältniſſe ihres

eigenen Lebens, ſondern auch alles, was ſonſt in den Kreis ihrer Beobachtung und Beurtheilung fiel, offen und getreulich mittheilen, geben ſie uns mit ihrer eigenen zugleich eine Geſchichte des deutſchen geſellſchaftlichen Lebens, die ſich über alle Kreiſe und Zuſtände deſſelben verbreitet und ſowohl durch ihren Inhalt als durch die Eigenheit der Darſtellung das höchſte Intereſſe gewährt. Daß wir hier objektive und ſubjektive Wahrheit den lauterſten Quellen entſchöpfen, dürfen wir nicht bezweifeln, wenn wir die Briefſteller als Männer erkennen müſſen, die geneigt und im Stande waren, die Gegenſtände ihrer Betrachtung mit unbefangenen Blicken aufzufaſſen, die in der gegenſeitigen offenſten Mittheilung derſelben befriedigenden Lebensgenuß fanden, denen durch ihre Stellung das Wichtigſte und Mannichfaltigſte offen vor Augen lag, denen irgend etwas zu entſtellen oder umzugeſtalten um ſo weniger in den Sinn kam, als ihre Briefe urſprünglich nicht für den Druck beſtimmt waren, und die endlich beide im höchſten Maße das Talent beſaßen, das Angeſchaute in objektiver Lauterkeit und Schärfe darzuſtellen. Zu der Zeit, als dieſer Briefwechſel angeknüpft wurde, war Goethe's Stellung in Poeſie, Kunſt und Litteratur ſchon beſtimmt und entſchieden, ſeine wichtigſten Werke ſtanden da als anerkannte Denkmäler der Blüthenperiode unſerer Dichtkunſt und ſein noch übriges Leben, wie er ſelbſt es verſtand und fortbildete, ſchien vornehmlich dazu beſtimmt, den Geiſt, aus dem jene Werke entſprungen waren, in dem aufblühenden Geſchlecht zu verbreiten, dieſem die Richtung für Auffaſſung und weitere Ausbildung der Kunſt zu geben, kurz eine Bahn zu ebnen, die immer ſteiler und mühſeliger wird, je höher ſie hinaufgeht. Der größte Genius aber iſt nichts durch ſich allein: tüchtige, nachſtrebende, liebende und verehrende Genoſſen ſammeln ſich um ihn her; bewußt und unbewußt werden ſie von ihm angeregt, gelenkt, beſchäftigt und gefördert; indem ſie die Früchte ihrer Thätigkeit ihm

freudig widmen, empfangen ſie von ihm den Stoff und die Richtung zu neuer Wirkſamkeit; ohne Nachtheil für ihr eignes ſelbſtändig thätiges Leben werden ſie zugleich Organe des ſeinigen, und aus dieſer Wechſelwirkung erſt entſpringt das wahre Daſein lebendiger und allbelebender Kunſt. So iſt der Name Goethe nicht mehr bloß der eines ausgezeichneten Mannes, es iſt der Kern einer Zeit, das Centrum immer weiter ausgedehnter Bildungskreiſe, der kürzeſte Ausdruck einer fortſchreitenden Idee. Unter den trefflichen Männern, die als Organe des hier bezeichneten Lebenskreiſes zu betrachten ſind, ſteht unſer Zelter nun in erſter Reihe. Auch er hatte, als er zu der näheren Verbindung mit Goethe den erſten Faden anknüpfte, eine auf feſter Grundlage ruhende, ſichere und glücklich fortſchreitende Exiſtenz im Leben und in der Kunſt ſich ſchon errungen. Mit einer Kraft, wie ſie wenigen Sterblichen eigen iſt, hatte er einem ſchweren und rauhen Handwerk, das er durch Einſicht, Geiſt und Studium zur Kunſt zu erhöhen wußte, nicht nur hinreichende Mittel zur Erhaltung des materiellen Lebens, ſondern auch die Muße abgerungen, um einer unwiderſtehlichen Neigung zur Tonkunſt folgen und eine natürliche Anlage zu dieſer bis zum vollendeten Talent ausbilden zu können, ſo daß er in der Lage war, für die Kunſt leben zu dürfen, ohne von ihr leben zu müſſen. Auch dieſe hatte er mit dem ihm eigenen Ernſte in ihren wiſſenſchaftlichen Tiefen durch ſtrenges Studium ergründen wollen, und wenn auch das Gefühl als leitendes Princip anerkennend und gern demſelben folgend, war er dennoch weit entfernt, von dieſem allein nach Dilettantenart ſich tragen und fortreißen zu laſſen, vielmehr ſuchte er von allem, was er auf dieſem Wege that, ſich ſelbſt die ſtrengſte Rechenſchaft zu geben und jedes zu Leiſtende in ſich zum vollkommenen Bewußtſein zu bringen. So war ihm denn auch ſeine Liebe zur Kunſt nicht bloß die des Virtuoſen, der die erlangte Kraft und Fertigkeit allein zum erhöhten und ver-

ſchönerten Genuß des Augenblicks für ſich und andere zu verwenden pflegt, ſondern die nachhaltige Liebe des ächten Künſtlers, der ihre Wirkungen auf möglichſt weite Kreiſe der Gegenwart zu verbreiten und ihre Dauer für die entfernte Zukunft zu begründen ſucht. In dieſer Richtung wirkend hatte er ein von Faſch geſtiftetes Inſtitut für die Einführung und Ausbildung des Geſanges in gebildeten Geſellſchaftskreiſen durch gemeinſamen Unterricht und Uebung mit einem jedes Hinderniß überwindenden Eifer erhalten, ausgedehnt und dergeſtalt befeſtigt, daß ſolches jetzt als ein Theil des öffentlichen Kunſtunterrichts, auf die Sorgfalt des Staats und die Kunſtliebe des Publikums geſtützt, unerſchütterlich daſteht. Wie Zelter dieſes Inſtitut auffaßte und behandelte, ſieht man aus folgender Stelle eines Briefes an Goethe: „Der Hauptgrund aber, weswegen ich jetzt Sie hier wünſchte, iſt rein idealiſch. Unſer Chor iſt immer noch nichts weiter, als ein großes Organon, das ich mit meiner Hand ſpielen laſſen und ſtellen kann, wie einen Telegraphen, womit ich große Sachen andeuten und klar machen kann. Sähen und hörten Sie ihn nur ein einziges Mal, ſo würde Ihnen ein Licht aufgehen, was noch keinem aufgegangen iſt, auch nicht mir. Eine Orgel, in der jede Pfeife ein vernunftfähiges, willig lenkſames Weſen iſt, kann das Allerhöchſte werden, aber es verlangt auch den allerhöchſten Geiſt, der es beherrſcht. Er findet die ſchönſte und beſte Jugend einer nicht ganz verderbten großen Reſidenz beiſammen, die jedes gute Wort gern faßt und ſtillſchweigend darauf ausgeht, eine Schule der Weisheit zu ſtiften; ihre Mittel ſind endlich Poeſie, Harmonie und Geſang. Ich ſage es noch einmal: „Sie würden finden, was keiner noch gefunden.“ Eine in piquanter Weiſe kurzgefaßte Geſchichte des Inſtituts und ſeines Verhältniſſes zur muſikaliſchen Außenwelt, die Zelter (dritter Theil Seite 124 ff.) entwirft, iſt für den uns vergönnten Raum zu lang, wird aber Freunde der Muſik und dieſer

Anſtalt höchlich erfreuen. Was Zelter's muſikaliſche Kunſtproduktion betrifft, ſo hatte er dieſe vorzüglich in der Kompoſition des Liedes geübt, und daß eine kunſtſinnige Richtung ſeines Talents ihn hier vorzüglich auf Goethe's lyriſche Dichtungen führen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Einige Melodien zu Liedern aus Wilhelm Meiſter, die Zelter im Jahre 1796 Goethe'n zukommen ließ, fanden deſſen vollkommenen Beifall und die Aeußerung deſſelben gab die erſte Veranlaſſung zu dem vorliegenden Briefwechſel, der jedoch erſt nach einem dem Dichter von dem Tonkünſtler im Jahre 1802 abgeſtatteten Beſuch lebhaft und weniger unterbrochen fortgeſetzt wurde. Der perſönliche Eindruck Goethe's war für Zelter's Leben und Wirken entſcheidend und man kann wohl ſagen, daß von dieſer Zeit an ſeine Freundſchaft mit Goethe das begeiſternde Princip ſeines Lebens wurde. „Die Erinnerung dieſer Tage", ſagt Zelter, „wird nur mit meinem Gedächtniß aufhören. Ein neuer Geiſt iſt in mir durch die Berührung erweckt, und wenn ich je etwas hervorbringe, das der Muſen würdig iſt, ſo weiß ich, daß es Gabe iſt und woher ſie kommt." Dieſem Anerkenntniß von Seiten des Tonkünſtlers kann man füglich das Folgende des Dichters entgegenſetzen: „Es iſt das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß ſie wieder hervorbringend iſt: denn wenn meine Lieder Sie zu Melodieen veranlaßten, ſo kann ich wohl ſagen, daß Ihre Melodieen mich zu manchem Liede aufgeweckt haben und ich würde gewiß, wenn wir näher beiſammen lebten, öfter als jetzt mich zur lyriſchen Stimmung erhoben fühlen". — Wie nun nach einer zweiten Zuſammenkunft Vertrauen und Zuneigung wachſen, ſo wird auch der Inhalt des Briefwechſels inniger, reichhaltiger und abwechſelnder. Gegenſtände aus mannichfachen Gebieten der Kunſt und Litteratur, wie Zeit und Beſchäftigung ſie darbieten, werden kurz und treffend, oft auch umfaſſender und tiefer eindringend, immer aber geiſtreich und belehrend berührt. Beſonders geben thea-

tralische Erscheinungen zu vielfachen interessanten Erörterungen und Urtheilen Veranlassung, wobei wir denn oft Gelegenheit haben, Zelter's sicheren Kunstsinn und scharfe Beobachtungsgabe, so wie die keck entschiedene humoristische Ausdrucksweise wahrzunehmen, in der er eine wohl motivirte Beurtheilung nach berliner Art in einen derb sarkastischen Spruch zusammen zu fassen weiß. Hierbei führt nun freilich seine Neigung, das Wahrgenommene sofort als entschiedenes Resultat hinzustellen, mitunter einige Härte herbei, er ist aber doch immer gerecht genug, sein erstes Urtheil zu berichtigen und zu mildern, wenn bei einer zweiten Beobachtung des Gegenstandes sich Gründe hierzu ergeben. Da die Veranlassung zu solchen Mittheilungen mehrentheils aus der Tagesgeschichte entnommen ist, so bieten sie dem, der sie zu benutzen weiß, eine reiche Quelle von Materialien, sowohl zur Theorie als zur Geschichte der Kunst und Litteratur, eine Quelle gleich unschätzbar durch ihren innern Werth, als durch die Länge und Wichtigkeit des Zeitraums, über welchen sie sich ausdehnt. Denn die sechs und dreißig Jahre, die uns neu verjüngt fast in der Frische unmittelbarer Wahrnehmung hier entgegen treten, berühren mit ihrem Endpunkt die allernächste Jedem noch gegenwärtige Vergangenheit, während ihr Anfangspunkt über das bewußte Leben der meisten heutigen Leser wenigstens nicht allzuweit zurückreicht. Aber auch für die Kunstpolitik ist für den Lebensverständigen so manche wichtige Lehre hier zu finden, die weder mißdeutet noch mißachtet werden darf, wenn man sich doch gestehen muß, daß leider selbst die Kunst, wo sie im praktischen Leben gefördert sein will, der Politik nicht ganz entbehren kann. Wenn nun auch bei der Lebensrichtung beider Freunde Kunst und Litteratur die Grundlage ihrer schriftlichen Dialoge bilden, so verbreiten sich doch ihre Unterhaltungen mit der Zunahme ihres freundschaftlichen Vertrauens nach und nach über alles, was sich im täglichen Leben als beachtenswerth und merkwür-

dig geltend machte, und wir genießen ihrer erfreulichen Gegenwart bei Hofe, bei Feſten und Gelagen, im Familienkreiſe, wie im ſtillen Studirzimmer, in Bädern, auf vielfachen Reiſen, im Gewühl der Stadt wie auf der Landſtraße, immer angeregt zu theilnehmender Beſchauung. Wir durchleben mit ihnen von neuem die trüben Jahre feindlicher Invaſion und die frohe Zeit der glücklichen Befreiung freilich wohl auf beſſere, rüſtigere und gefaßtere, weniger bekümmerte Weiſe, als manchem von uns ſolche Zeiten zu durchleben vergönnt war. So wächſt denn dieſes briefliche Doppeltagebuch nach und nach zu einer Sammlung origineller und geiſtreicher Skizzen, in denen die Geſchichte ſo vieler ereignißvoller Jahre von kunſtreicher Hand zur Poeſie erhöht zu neuem Leben erwachend uns erheitert und verjüngt. Sind nun Goethe's Berichte oft nichts weiter als bedeutende Summarien einer innerlich reichen, äußerlich aber nur angedeuteten Ergebniß- und Thätigkeitsfülle, ſo haben dagegen Zelter's Mittheilungen faſt überall den hohen Reiz einer dem Freunde zu Liebe mit Luſt und Freude ſorgfältig ausgeführten, immer naiven, unbefangenen, ganz eigenthümlichen Darſtellung, vollkommen würdig des ausgezeichneten Leſers, für den ſie beſtimmt waren. Meiſterhaft ſind in dieſer Beziehung beſonders die im dritten Theile enthaltenen Berichte über ſeine Reiſen nach Wien, Prag und Presburg, nach Stralſund und Danzig, nach Holland und den Rheingegenden, nach Herrnhut und Dresden. Aus dieſen trefflichen Reiſebildern tritt dem Leſer die Nationalität und Lokalität im Ganzen, ſo wie einzelne Figuren und Erlebniſſe in vollkommenſter Reinheit und Schärfe und in der eigenthümlich geiſtreichen derben Darſtellungsweiſe Zelter's höchſt ergötzlich entgegen und Goethe legte denſelben ſo hohen Werth bei, daß er ſie in ſaubern Heften abgeſchrieben ihrem Verfaſſer zu ſorgfältiger Bewahrung und ſtetem Andenken wieder zuſandte, und namentlich in Betreff der Schilderung von Herrnhut

erklärte, daß er eine früher beabsichtigte Reise nach diesem Orte nunmehr ganz aufgebe, da die Darstellung seines Freundes vollkommen die Stelle der eigenen Anschauung vertrete.

Daß der Liederdichter und der Tonkünstler, wenn sie für und miteinander wirken sollen, durch ihre sittliche und künstlerische Natur einander möglichst nahe stehen müssen, wofern nicht das Werk des einen in dem des andern untergehen soll, liegt in der Sache selbst begründet, und wie nahe sich Goethe und Zelter in dieser Beziehung standen, beweisen ihre Werke. Dies würde jedoch bei weitem nicht hinreichen, um die Entstehung einer Freundschaft zu erklären, die trotz der Verschiedenheit der Bildung, der Kenntnisse, des Ranges und des Talents zu einer wahrhaften Verbrüderung, zu einer so großen Liebe anwuchs, daß die Gefühls- und Anschauungsweise des einen fast identisch wurde mit der des andern, daß die gegenseitige Mittheilung für beide zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß wurde, ja daß Zelter mit Goethe's Tode sein Leben für geschlossen erachtete und es nun gleichsam durch einen Akt des eigenen Willens fallen ließ. Ein solches Phänomen weist nothwendig auf eine höhere Seeleneinheit hin, die über alle, selbst die geistigsten zur irdischen Erscheinung kommenden Verhältnisse weit hinausliegt und alle äußerlichen Verschiedenheiten ausgleicht. Hierin läßt sich zugleich die hohe Trefflichkeit und Reinheit beider Karaktere vollständig erkennen. Goethe's Karakter liegt in seiner ganzen Größe der Welt vor Augen. Was uns hier von ihm überliefert wird, entspricht jeder Erwartung, die wir von ihm haben konnten; überall tritt sein Scharfsinn, seine Genialität, sein Wohlwollen, seine Festigkeit und Liebe in immer neuer Gestaltung hervor. Daß dies alles aber so sein müsse und nicht anders sein konnte, war voraus zu sehen und in so fern ist diese Erscheinung nicht neu. Die des anderen Freundes hingegen ist wirklich unerwartet und überraschend. In ihm finden wir auf die erfreulichste Weise

dargethan, wie eine willenskräftige Menschennatur ohne alles gelehrte Handwerkszeug und ohne die Hülfe viel gepriesener Bildungsmittel zur vollsten Reife, zur schönsten Entwickelung gelangen kann. Er studirte lebend, wie andere studirend leben. Jene in den beiden Freunden liegende höhere Seeleneinheit aber war vorhanden in ihrer ursprünglich gleich schönen, gleich kräftigen, sittlichen und intellektuellen Natur, und die Verschiedenheit in der Erscheinung entstand nur durch die verschiedenartige Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse, von denen Goethe unausgesetzt begünstigt und gefördert, Zelter fast immer bedrückt und gehemmt wurde. Wäre das letztere nicht der Fall gewesen, hätte er nicht den größten Theil seiner Kraft zur Ueberwindung solcher Hindernisse verwenden müssen, so dürfte er in der Musik zu einer Höhe gelangt sein, wie Goethe sie in der Poesie erreichte. Durch jene fortdauernde Nothwendigkeit, entgegenstehende Hindernisse durch höchste Anstrengung der Kraft zu besiegen, wurde diese Anstrengung zuletzt habituell und so erklärt sich jene oft rücksichtslose Derbheit, die ihm so manche Mißbilligung zuzog und seinem in der That liebevollen, keineswegs unzarten Gemüth nicht selten den Schein der Härte und Unfreundlichkeit mittheilte. Es war etwas von mittelalterlicher Kraft in ihm, die, was sie ergreift, eher zerdrückt, als sich entschlüpfen läßt. Der innerste Kern seines Gemüths war aber so edel und zart, als kräftig und fest, wie es sich in diesen Briefen, theils in dem Ausdruck seiner Liebe und Verehrung für Goethe, theils in den Aeußerungen über seine eigenen Lebensverhältnisse und namentlich bei dem Verlust seiner Gattin und seines Sohnes im schönsten Ausdruck eines tief eindringenden und mit männlicher Standhaftigkeit ertragenen Schmerzes kundgibt. Bei solchen Gelegenheiten tritt bei Goethe das liebevolle Mitgefühl nach seiner Weise gemäßigt in Worten, desto kräftiger aber und immer auf die zarteste Weise durch die That hervor, indem er bei dem ersteren

Anlaß äußert, daß er gern seinen Sohn, der damals noch ein Knabe war, als Abgesandten dem Freunde zusenden möchte, weil die Gegenwart eines neuen freundlichen und liebenden Wesens in solchem Schmerze heilsam wirken möchte, in dem letzteren Falle aber den Freund unerwartet mit dem vertraulichen Du anredet, und ihm, „der sich auf dem schwarzen Probierstein des Todes als ächtes, geläutertes Gold aufgestrichen," bei dem Verlust seines Sohnes sich selbst als Bruder darbietet. Zwei so großartig schöne, markige Naturen konnten, nachdem sie sich gefunden, nicht anders als in unauflöslicher Wechselbeziehung fortleben und das Verhältniß zwischen beiden mußte um so fester sein, da sich Zelter in tief gefühlter Verehrung seinem größeren Freunde, wie ein jüngerer Bruder, in Liebe unterordnete, all sein Leben und Handeln in steter Beziehung auf ihn zu führen sich gewöhnte, Goethe aber in jenem gleichsam die Ergänzung seiner eigenen Natur, eine Anwendung der ihm eigenthümlichen Art der Auffassung und Einwirkung auf ein von ihm selbst nicht betretenes Kunstgebiet erkannte, und so mit seinem Freunde gemeinsam den ganzen Kreis menschlicher Kunst und menschlichen Lebens, so weit dies in der Zeit als möglich erschien, zu umfassen vermochte. Auf solchen Verhältnissen ruhte eine Freundschaft, die uns als ein Muster dasteht, wie Freunde in voller Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit sich mit Bewußtsein uneingeschränkt einander hingeben, jeder auf den anderen wirken, des anderen Wirkung in sich aufnehmen, gemeinsam ihre Kräfte nach außen richten und was sie von der Außenwelt ergreifen, sich gegenseitig zuwenden sollen.

Die ersten beiden Theile umfassen die Jahre 1796 bis 1818, also zwei und zwanzig Jahre, während in dem dritten Theile nur der sechsjährige Briefwechsel von 1819 bis 1824 enthalten ist. Hier, wo die Mittheilung schon mehr ins Breite und Einzelne geht, gewinnt auch Inhalt und Darstellung ein erhöhtes Interesse, und da für die noch fehlenden

drei Theile nur noch die unſerer Gegenwart zunächſt liegenden acht Jahre übrig bleiben, ſo dürfen wir von denſelben die inhaltreichſte Ausbeute um ſo ſicherer erwarten.

Einzelnes aus dem mannichfaltigen und reichen Inhalt hier zur Probe mitzutheilen, wäre zwar leicht, auch für unſere Leſer gewiß intereſſant geweſen; demohngeachtet haben wir uns deſſen, auch abgeſehen von der Rückſicht auf den beſchränkten Raum, enthalten, weil jedes einzelne bei ſeinem an und für ſich zwar ſelbſtſtändigen Werth doch immer erſt durch ſeine Beziehung auf das Ganze und unter gehöriger Berückſichtigung des Vorhergehenden und Nachfolgenden ſeine volle Geltung erhält, mithin durch Trennung von demſelben nur verlieren könnte. Die eigenthümliche Perſönlichkeit der beiden Briefſteller waltet durch das Ganze fort und darf bei jeder einzelnen Mittheilung, wenn man ſie recht erkennen und genießen will, niemals aus dem Auge gelaſſen werden. Ueberdies ſtehen in der Briefſammlung ſelbſt die verſchiedenartigſten Einzelnheiten durch die Gelegenheit herbeigeführt an ihrer rechten Stelle, wogegen ſie abgeſondert gleichſam vom Zaun gebrochen erſcheinend, ſofort ihre richtige Haltung verlieren würden.

Was endlich noch die Redaktion betrifft, ſo finden wir, daß die Berückſichtigung und Schonung noch lebender Perſonen ſo weit beobachtet iſt, als dies geſchehen durfte, ohne die freie Meinungsäußerung der Briefſteller zu beeinträchtigen und ohne den Inhalt zu entſtellen oder die Darſtellung zu entfärben, wodurch den Briefen wie dem Leſer unnöthig Abbruch geſchehen wäre. Niemand wird ſich durch das hier Mitgetheilte in ſeinem Karakter verletzt fühlen. Anſichten und Richtungen in der Kunſt und ſelbſt im Leben aber können, ſobald ſie ſich einmal der öffentlichen Beobachtung hingegeben haben, wenn ſie ächt ſind, den Tadel ertragen, wenn ſie es nicht ſind, auf Schonung keinen Anſpruch machen.

## XLIII.

Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Mit dem Motto: De mortuis nil nisi bene. (Zur Beherzigung für alle Recenſenten.) Erſter und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8.*)

---

Schon darin, daß der Verfaſſer der vorliegenden Sammlung ſeine litterariſche Thätigkeit erſt nach ſeinem Tode begonnen hat und fortſetzt, muß man einen Beweis ſeiner ſicheren Weltbeurtheilung erkennen; denn die Vortheile, die ein verſtorbener Autor vor einem Lebenden voraus hat, ſind, auch abgeſehen von dem Umſtande, daß Deutſchland ſeine größten Schriftſteller erſt nach ihrem Tode ſchätzen lernt, vollkommen einleuchtend. Abſolute Unabhängigkeit, kühle Parteiloſigkeit und unverwundbare Seelenruhe bilden die Lebensatmoſphäre eines abgeſchiedenen Autors, der jenſeits weiter ſchreibt, und heben ihn auf einen Standpunkt, deſſen Höhe in dieſem Leben ſelbſt bei den größten geiſtigen Vorzügen nicht zu erreichen und auf welchem im Urtheil die kühnſte Freimüthigkeit mit der weichſten Milde vereinbar iſt. Muß er mit den Unvollkommenheiten dieſes zeitlichen Lebens in einen freilich oft unvermeidlichen Konflikt treten, ſo treffen uns ſeine Ausſprüche aus einer Region, die unſeren Waffen unerreichbar bleibt und jedes ſtrengere Urtheil über den Inhalt ſeiner Bekenntniſſe wird durch die gebotene und von unſerem Autor auch auf dem Titel ausdrücklich in Anſpruch genommene

---

*) Neumann gab bisweilen von demſelben Buche zwiefach Anzeige, wo ſich denn ſein Urtheil in der Hauptſache als daſſelbe, aber nach Verſchiedenheit des Ortes und Publikums in beſondrer Weiſe ausſprach. Wir geben, als Probe ſeines Sinnes und Taktes hiebei, die Doppelrecenſion eines Buches, deſſen wahre Würdigung ihm ſehr angelegen war. Dieſer erſte Aufſatz erſchien in den Berliner Jahrbüchern mit ſeinem Namen, der nachfolgende zweite in den Leipziger Blättern mit bloßer Ziffer bezeichnet.

Pietät gegen die Todten entwaffnet. Ueberdies aber weiß unser seliger Anonymus die anticipirten Vortheile des jenseitigen Lebens, wie man gestehen muß, mit den bequemen Einrichtungen des Zeitlichen gar geschickt zu vereinigen. Er unterhält eine lebhafte Korrespondenz mit bedeutenden und liebenswürdigen Lebenden beiderlei Geschlechts, ist von allem, was sich seit dem Erscheinen seines brieflichen Nachlasses auf der Oberwelt begeben hat, wohl unterrichtet und tritt den Tadlern desselben mit seinem Spott entgegen. Mit den in der diesseitigen Welt bestehenden Gesetzen nimmt er es nicht allzugenau; wenigstens erscheint es uns als eine „ungewöhnlich starke Benutzung der einem Verstorbenen zustehenden Rechte," wenn er den Schreibtisch des Fürsten von Pückler-Muskau (nach seinem eigenen Geständniß) eröffnet hat, um in dem vorliegenden Buche einen Theil von dessen Memoiren herauszugeben. So schwer es uns nun bei so sichtbaren Kennzeichen des Lebens auch wird, den Verfasser für todt zu halten, so sind wir doch gezwungen, einen Geist in ihm zu erkennen. Einem verstorbenen Schriftsteller solcher Art gegenüber ist ein armer lebendiger Kritiker, der sich von den Gebrechen und Fesseln der Zeitlichkeit noch keineswegs frei gemacht hat, in der bedenklichsten Lage. Wollten wir uns, um mit dem Verstorbenen auf einen gleich freien Standpunkt zu treten, etwa auch für todt erklären, so müßten wir diesen Aufsatz, der nicht anonym erscheinen darf, geradezu als unser litterarisches Testament unterzeichnen, wovon uns, aufrichtig gestanden, ein gewisses Grauen vor dem Unheimlichen des Todtenreichs, wäre es auch nur ein litterarisches, zur Zeit noch abhält. Um diese gemischten Geistesfrüchte noch bei unseren Lebzeiten eben so frei und unbekümmert um herrschende Meinungen, als sie geschrieben sind, zu beurtheilen, würden wir also ein anderes Gebiet aufzusuchen haben. Nun ist ein dazu geeignetes diesseits des Grabes zwar schwer zu finden, indessen gibt es hienieden doch wenigstens eine Region,

wo parteiloſe Prüfung und unabhängige Beurtheilung nicht nur, wie im Reiche der Todten, erlaubt, ſondern ſogar geboten ſind, nämlich die der Wiſſenſchaft. Die Rückſicht, daß der Ernſt wiſſenſchaftlicher Kritik mit dem liebenswürdigen leichten Sinn, der das Buch ſo anmuthig durchweht, ſchwerfällig kontraſtiren könnte, darf uns nicht abhalten, die Betrachtung des Gegenſtandes auf dieſem Gebiet zu verſuchen; denn da alle Kritik möglichſt objektiv ſein ſoll, ſo wird die Beurtheilung, wenn ſie anders gelingt, doch etwas von der Farbe und Geſtalt des beurtheilten Objekts wiedergeben, und wir dürfen uns alſo die Hoffnung geſtatten, unſeren kritiſchen Ernſt von den flüchtigen Streiflichtern der Geiſterwelt wenigſtens ſo lange erleuchtet und erheitert zu ſehen, als wir den Verſtorbenen recenſiren. Herkömmlicherweiſe hätten wir nun zunächſt die Fragen nach Form und Inhalt des Buchs recht gründlich zu beantworten. Dieſe Fragen ſind aber eigentlich für den Gegenſtand viel zu pedantiſch; auch haben wir auf beide nur eine Antwort. Die Form iſt — Konverſation und der Inhalt — auch Konverſation. Wir erklären uns näher. Das ganze Werk erſcheint vom Anfang bis zu Ende in der Form einer gebildeten, anmuthigen und eigenthümlichen Konverſation, wie die große Welt ſie eingibt und wenn auch nicht vertragen will, doch grade, weil ihre innerſte Natur ſich darin abſpiegelt, wohl vertragen muß. In dieſer Konverſation wechſelt das Erzählen des Erlebten mit der Reflexion darüber, wodurch denn Geſinnungen, Anſichten und Gefühle, bald ernſt bald ſcherzhaft gefärbt, in ſchnellem Wechſel vorüber eilen, Gewandtheit, Witz, Laune, kurz alle Vorzüge einer glücklichen Darſtellungsgabe im hellſten Licht erſcheinen, und der Leſer, wo ihn der Pfeil nicht etwa ſelber trifft, in der beſten Stimmung erhalten wird. Es war ein bedenkliches Wageſtück, den Deutſchen eine ſo reichliche Gabe zierlich leichten Scherzes anzubieten, ihnen eine üppige, den Ernſt in Laune und Schalkheit verhüllende

Konverſation zu halten, wobei der Inhalt — wäre er auch noch ſo gediegen und mitunter reines Gold, doch nur auf der Oberfläche ſchwebend erhalten und die Form in jedem Betracht zur Hauptſache wird. Freilich können die Deutſchen ſonſt auch bloße Form gar wohl leiden, nur muß ſie mit bleierner Schwere zu Boden ſinken und ziehen. Der labyrinthiſche Periodenbau gewiſſer Proſaiſten und die ſonore Stanzenpracht vieler Dichter ſtehen ſogar, ohne weitere Rückſicht auf den Gedankeninhalt, in hohen Ehren. Ob aber der verwöhnte deutſche Leſer die in mahleriſch wechſelnden Wolkenformen leicht vorüber eilende Geſellſchaftsproſa des Verſtorbenen ſich gefallen laſſen würde, konnte allerdings zweifelhaft erſcheinen. Durch den allgemeinen Beifall, den ſeine Briefe fanden, iſt dies jedoch nun wohl entſchieden und es bliebe nur zu ermitteln, auf welche Weiſe dies gelingen konnte. Die Konverſation der großen Welt ſteht wohl nur mit Unrecht faſt allgemein in üblem Rufe. Viel zu ſehr iſt man überall der Meinung, daß es ihr Karakter ſei, aus Furcht vor Ermüdung über alles leicht und oberflächlich hinzugehen, bei keinem Gegenſtande ſich lange aufzuhalten, daher auch keinen ergründen oder ganz umfaſſen und lieber ein luftiges Nichts als ein bleiernes Zuviel ſagen zu wollen. Man irrt ſich aber. Allerdings beſteht die erſte Regel der guten Unterhaltung in dem Verbot: du ſollſt nicht langweilen, was denn wieder ſo viel ſagen will, als bei einem Gegenſtande nicht zu lange weilen. Leute, die nur dieſe eine Vorſchrift der Unterhaltung befolgen, werden nun freilich in einem Athem tauſend verſchiedene Gegenſtände zur Sprache bringen, von einem flüchtig zum andern eilen und für keinen Intereſſe erregen, wodurch die Langeweile denn nicht verſcheucht, ſondern nur anders modificirt, aus einer grauen eine bunte wird und nicht aus dem Mangel, ſondern aus der Nichtigkeit der Gegenſtände entſpringt. Es gibt aber noch eine zweite nicht ſo leicht zu befolgende Vorſchrift. Sie heißt: du ſollſt nichts

Unbedeutendes reden. Alles, was der gute Geſellſchafter ſagt, wird alſo durch Inhalt oder Form anſprechen, es wird entweder ſcharfſinnig, witzig, geiſtreich, neu oder wenigſtens in neuer Wendung geſagt, und dies zu leiſten wird um ſo ſchwerer ſein, wenn dabei die erſte Regel, die der Kürze, befolgt wird. Aus dieſen beiden Regeln wird dann eine unendliche Menge von anderen natürlich abzuleiten ſein, die wir, um die erſte nicht zu verletzen, hier übergehen müſſen. Gibt es nun in dem kleinen Kreiſe, den man die große Welt nennt, viele Perſonen, die jenen Vorſchriften vollſtändig genügen, ſo wird man das gangbare Vorurtheil gegen ihre Konverſation wohl ablegen müſſen. Daß es aber ſolche Perſonen gibt, davon iſt der Verſtorbene ein lebendiges Beiſpiel. Seine Tutti Frutti ſind ſchriftlich fixirte Konverſationsſtücke.

Er legt es nicht darauf an, ſeinen Leſer zu belehren, zu beſſern, zu rühren, zu erheben; er konverſirt mit ihm, und dies in ſolcher Weiſe, daß er, vortrefflich unterhalten, ſich in der beſten Geſellſchaft findet, wobei denn alle jene anderen Vortheile ſich von ſelbſt einfinden. Ein ſolches Ziel, wäre es dabei ſcheinbar auch nur auf die angenehme Ausfüllung einiger Stunden abgeſehen, darf man nicht für unbedeutend halten. Nichts iſt ſo förderlich für die Erkenntniß und Veredlung des Lebens, als gute Unterhaltung, und gewiß würden unſere Gelehrten und Schriftſteller weder an Erkenntniß noch an Einfluß dabei verlieren, wenn ſie weniger mit Büchern und mehr mit der großen Welt verkehren wollten und könnten. Da ſie nun hierzu in der Regel ſehr ſchwer zu bewegen ſind, ſo erwirbt ſich der Verfaſſer ein großes Verdienſt, indem er die Annehmlichkeiten ſeiner Unterhaltung durch den Druck vervielfältigt und ſie ſo in der einzigen für dieſe Klaſſe zugänglichen Form den Stubengelehrten gleichſam auf die Stube ſchickt. Gewiß iſt es wünſchenswerth, daß alles Schöne und Ausgewählte, woran ſich

die höhere Welt erfreut, auch in den weitern Kreiſen des abwärts liegenden Lebens zu veredeltem Genuſſe mitgetheilt und verbreitet werde. Dieſer Wunſch offenbart ſich deutlich genug in den Bewegungen der Zeit, nur ſind leider die Wege, die man zur Erfüllung deſſelben einſchlägt, nicht immer die richtigen. Die Gipfel der Berge ſind zu eng, um alle Welt aufzunehmen; durch das heut zu Tage ſichtbare Drängen nach der Höhe wird der obere Raum nicht erweitert und das nicht minder häufige Beſtreben, die Berge ganz abzutragen, dürfte eben ſo chimäriſch ſein. Soll alſo der allgemeine Wunſch erfüllt werden, ſo wird nichts übrig bleiben, als daß man die Wohlthat des Feuers, wenn es dort oben lodert, herabtrage und Licht und Wärme auch in den untern Räumen zu verbreiten ſuche. Der Verſtorbene, der in jenen höheren Regionen ſeine Heimath hat, wie man wenigſtens aus den Freiheiten, die er ſich mit dem Fürſten von Muskau herausnimmt, ſchließen muß, macht ſich daher auch um das größere Publikum nicht wenig verdient, indem er die Denk- und Anſchauungsweiſe der höheren Welt in ſeinen lebensvollen Darſtellungen vor uns entfaltet, wodurch wir denn in den Stand geſetzt werden, zu beurtheilen, inwiefern dort Nachahmungs- und Wünſchenswerthes auch für uns zu finden und zu erreichen ſein möchte. Daß eine Unterhaltung, wie die des Verſtorbenen, ſo leicht und ungezwungen ſie ſich auch darſtellt, doch deshalb nicht leicht zu führen ſei, geht ſchon aus dem Angedeuteten hervor. Eine ſo freigebige Ausgabe ſetzt eine reiche Einnahme voraus, eine Einnahme, die man, was auch die Natur durch angeborne Gaben und das Glück durch eine günſtige Stellung dazu beigetragen haben mögen, doch nur durch unabläſſige Uebung des Blicks, durch emſiges Sammeln der mannichfaltigſten Anſchauungen, durch immer thätige, beſonnene Behandlung gegebener Lebensverhältniſſe und ſteten Fleiß in Rede und Schrift zu ausreichender Höhe ſteigern kann. Indem der

Verſtorbene dieſe einfachen Erlebniſſe kleiner Reiſen, dieſe Bilder aus ſeinem Leben, dieſe Beſchreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kunſtwerken, Bemerkungen über Lebensverhältniſſe, Phantaſieſpiele und abgeriſſene Gedanken mancher Art, ja ſelbſt nur Erzählungen und Anekdoten, die der Zufall in ſeine Hand gegeben, mit anſcheinender Leichtigkeit vor uns ausſtreut, entfaltet er eine Fülle mannichfaltiger Kenntniſſe, reicher Anſchauungen und eine ſeltene Darſtellungsgabe. Freilich iſt von allem dieſen der Mittelpunkt er ſelbſt, dies liegt jedoch in der Natur der Sache. In der Konverſation zahlt man mit ſeiner Perſon, man zeigt ſich im möglich vortheilhafteſten Lichte und wird gewiſſermaßen ſein eigenes Kunſtwerk. Hierzu muß man ſich ſelbſt gebildet haben und man kann nicht läugnen, daß der Verſtorbene ſich als ſolches wohl gelungen iſt. Eine Bildung wie dieſe konnte freilich nicht aus ſyſtematiſchen Studien hervorgehen, ſie mußte die Frucht eines den gegebenen Lebensſtoff mitten im Genuſſe ſcharf beobachtenden, mit demſelben nach mancherlei Richtungen hin experimentirenden Lebens ſein, dem eine höchſt günſtige äußere Lage die reichſten Quellen der Anſchauung und Belehrung eröffnete. Wenn nun eine hohe Stellung im Leben den Ueberblick der Verhältniſſe erleichtert, ſo erſchwert ſie dagegen den tieferen Einblick in das Einzelne, und daher mag es kommen, daß der Verſtorbene ſeinen Sinn vorzugsweiſe für alles das geſchärft und ausgebildet hat, was Natur und Menſchheit zur äußeren Erſcheinung bringen, während ein tieferes Eindringen in die Regionen des innerſten Seelenlebens vielleicht einem minder hohen Standtpunkt der realen Exiſtenz vorbehalten bleibt, wo dem geiſtigen Auge nicht ſo viele Gegenſtände, die wenigen aber näher zur Betrachtung vorliegen. Wer ſich in der großen Welt bewegen will, muß zunächſt der Formen Meiſter ſein, und in dieſem Element bewegt ſich der Verſtorbene mit einer Sicherheit und Gewandtheit, wie ſie ſchriftſtelleriſch ausgeprägt ſich ſelten findet. Was

er uns zeigen will, lebt und bewegt sich in überraschender Wahrheit der äußeren Erscheinung. Besonders aber glückt es ihm, die komische Seite derselben aufzufassen, und er versteht es, das Komische der feineren Gattung, diesen Hauptbestandtheil der Konversation, mit graziösem Muthwillen und bei allen besonderen Rücksichten des Benehmens mit ganz ungewöhnlicher Freiheit zu behandeln, so daß manches sonst Ungesagte nur auf diesem Gebiet zu Worte kommt. Alles, und selbst das Medisanteste, was in dieser Gattung hier erscheint, würde zwar im Gesellschaftszimmer ohne Scheu gesagt und ohne Mißfallen gehört werden: schwarz auf weiß überrascht es allerdings — doch wohl nur auf den ersten Anblick. Warum sollten wir nicht auch dieser Freiheit gewohnt werden? Warum sollten wir tadeln, daß der Verstorbene die Lesewelt zum Salon macht und das Publikum, heut zu Tage eine so angesehene und einflußreiche Person, in gleicher Weise wie die vornehme Welt zu unterhalten sucht? Es erscheint bewundernswerth, daß er die Freiheit der Rede und des Urtheils, die gewisse als seine Antipoden zu betrachtende Schriftsteller auf eine widerwärtige Weise nur durch verächtliches Zerbrechen aller anständigen Formen sich anmaßen, durch vollkommene Beherrschung derselben sich zu sichern weiß.

Betrachten wir die Hauptrichtungen, die der Verstorbene hier wie in seinen Briefen hervortreten läßt, so finden wir zunächst eine Neigung zur Aristokratie, die jedoch bei weitem weniger mit der Demokratie als mit der Administration im Gegensatze steht. Auch zeigt sich der Aristokratismus, schon wundermild und herabgestimmt, mehr in der Gestalt einer poetischen Lebensanschauung, deren verschwindendes Objekt seine Stimmung trübt. Ihn über diesen Punkt zu widerlegen scheint so wenig nöthig und möglich, als es hier am Ort sein würde. Lieber würden wir ihn darüber trösten, wenn ein so heiterer Geist, wie der seinige, des

Troſtes bedürfen könnte. Für ein unbefangenes Auge, würden wir ihm zurufen, liegt das Poetiſche in der Zukunft eben ſo ſchön und rein, wie in der Vergangenheit. Dieſes ſchwarze Vorausblicken in ein Zeitalter farbloſer induſtrieller Gleichheit iſt eine Täuſchung. Dies mächtige Vorſchreiten der Induſtrie zeigt ſich uns nur als ein aufgedrungener Kampf gegen die Noth der Zeit und wir glauben nicht, daß durch das Streben in dieſer Richtung Kunſt und Poeſie gelitten haben oder leiden könnten, wenn ſie auch, wie die Wiſſenſchaft, einen allgemeiner ſocialen und exoteriſchen Karakter annehmen ſollten. Uns erſcheint der Sinn für das Edle und Schöne als eine unvertilgbare Mitgift der Menſchheit, die nicht an eine beſtimmte Zeit gebunden iſt, durch Umgeſtaltung des geſelligen Zuſtandes nicht verloren gehen, ſondern nur in immer neuen Modifikationen wieder hervortreten kann. Alle Trauer um den Untergang beſtehender Verhältniſſe, alle Beſtrebungen, ſie mit eiſerner Beharrlichkeit unveränderlich feſt zu bannen, würden uns lächerlich erſcheinen, wenn wir die unerträgliche Langweiligkeit eines durch Aeonen fortgeſetzten gleichen Zuſtandes, einer chineſiſchen Stabilität erwägen wollten. Eben ſo wenig dürfen wir das Streben nach idealiſchen Vollkommenheitszuſtänden, weil ſie unmöglich zu erreichen ſind, ſo gradezu verwerfen. Die Menſchheit iſt einmal dazu verurth[illegible], das Unmögliche zu verſuchen, wobei denn gelegentlich auch immer einiges Mögliche erreicht zu werden pflegt. Daß das ariſtokratiſche Element, aus dem der Verſtorbene ſein Leben empfangen und fortgebildet hat, auch in ſeinen politiſchen und poetiſchen Anſichten vorherrſcht, iſt ſo natürlich, daß es keinem Tadel unterliegen kann, um ſo weniger, als er für den höheren und beſſeren Ariſtokratismus, den der Geſinnung und Intelligenz, den feinſten Sinn und auch in dieſem eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, das eifrigſte Beſtreben zeigt. Pemiſch tritt dieſe Richtung freilich nicht immer frei von

Bitterkeit und selbst von Ungerechtigkeit hervor und braucht, von dem Gewand des Scherzes leicht verhüllt, den Witz als wohlgeführte Waffe, wobei denn auch der neue Adel nicht ungeneckt bleiben konnte. Hier, wie an vielen Stellen, reizen die Tutti Frutti zu lebhaftem Widerspruch, der denn auch wohl nicht ausbleiben wird. Dies ist aber der Karakter und das Verdienst lebhafter Konversation. Sie gibt nur Ueberschriften, den kurzen Inhalt wichtiger Kapitel, die immer noch weiterer Aufklärung, bedeutender Kontroverse wohl fähig, ja bedürftig sind; hier soll der Witz den Witz, das Paradoxe seine Lösung, das Einseitige seinen Gegensatz hervorrufen, wobei die Wahrheit denn zuletzt um so reiner hervortreten und den Streit versöhnen muß. Wir unsererseits wünschen, daß dem Verstorbenen die reiche Ernte witzvollen Widerspruchs, wozu er den Samen so freigebig ausstreut, nicht mißrathen, daß er sie ruhig und fröhlich genießen möge, und daß kein künftiger Maleke von Goldberg die Bilder seiner würdigen Ahnen als alterthümlichen Schmuck oder gar als Trophäen eines mit goldenen Waffen errungenen Sieges um sich versammeln möge. — Personen, deren Ausbildung vom realen Leben ausgeht und die über dasselbe anhaltend reflektiren, werden, wenn sie ihre Betrachtung auf den geistigen Zusammenhang und Ursprung der Dinge richten, zu einer gewissen weltmännischen Philosophie gelangen, die als reines Produkt der Verstandesreflexion wohl auch eine Neigung zur Freigeisterei begünstigt. Dies wird um so mehr der Fall sein, je schärfer der operirende Verstand ist, da die Sicherheit des Urtheils in Verhältnissen des realen Lebens natürlich dazu hinführt, auch spekulative Sphären und Gegenstände mit dem Verstande abreichen und ermessen zu wollen, der doch seiner Natur nach dafür unzulänglich ist. Nicht allein dieses Bedürfniß tritt bei dem Verstorbenen deutlich hervor, sondern daneben und vielleicht unbewußt auch das Gefühl jener Unzulänglichkeit des Verstandes im Ich

der Ideen. Hieraus allein wenigſtens wird uns das geäußerte Begehren nach der Erſcheinung eines „neuen Chriſtus', erklärlich, worüber ſich der Verfaſſer in der Vorrede zum zweiten Theile näher ausſpricht. Fände ſich ein ſolcher wirklich, ſo würden wir ihn ſofort für den alten erkennen und inne werden, daß er niemals abweſend geweſen ſei, da wirklich alles, was in dieſer Region geſucht und gefunden werden kann, in ihm ſchon vollſtändig vorhanden iſt. Hierin ſpricht der Verfaſſer, ohne es vielleicht zu ahnen, gradezu das Bedürfniß des Glaubens aus, kann aber ein neuer Chriſtus nicht bringen kann, wenn ihn der alte nicht ſchon gebracht hat, entgegengeſetzten Falles aber nicht zu bringen braucht. Die Formen, in welchen chriſtliche Anſichten in Individuen und Gemeinden hin und wieder hervortreten, ſind für das Auge des Verſtandes freilich nicht immer frei von Lächerlichkeit. Das unbedingte Feſtſtellen und Feſthalten religiöſer Wortformeln zur Sicherung der Glaubenseinheit, eine gewiſſe weichliche und geſchmackloſe Phraſeologie und Bilderſprache als ſtereotyper Ausdruck chriſtlicher Geſinnungen, Anſichten und Gefühle zeigt ſich als etwas Kleinliches, da der Inhalt des Glaubens als ein Unendliches nicht in Worte gebannt werden kann. Will nun ſolche Begränzung ſich gar durch weltliche Mittel zur Herrſchaft erheben und in die Weltverhältniſſe eingreifen, ſo erhebt ſich ſofort der Zeitgeiſt zu feindſeliger Gegenwirkung und bekämpft in ſolchen Beſtrebungen die gehäſſigen und lächerlichen Elemente, die aller irdiſchen Erſcheinung beigemiſcht ſind. Auch der Verſtorbene zieht gegen Auffälligkeiten ſolcher Art mit der Geißel des ſchärfſten Spottes zu Felde, wobei mancher Angriff dem Vorwurf der Perſönlichkeit nicht entgehen wird und viele vielleicht mitunter mehr den kampfluſtigen Parteigänger, als den pflichtdurchdrungenen Kämpfer für Licht und Recht in ihm erblicken werden. Bei dergleichen Anlaß kann die Kritik weder Wirkung noch Gegenwirkung billigen, vielmehr nur

bedauern, daß beide vorhanden ſind und wünſchen, daß eine die andere aufheben möchte. Beruhigend iſt, daß der geſunde Kern des Chriſtenthums weder durch Obſkurantismus noch durch Freigeiſterei gefährdet werden kann und den Lojolas und Voltaire's aller Zeiten und Formen zum Trotz ſeine Früchte fort und fort über den Erdkreis hinſtreut.

Unter den mannichfachen Früchten, die der Verſtorbene darbietet, kehren wir immer am liebſten zu ſeinen Natur- und Lebensſchilderungen, zu denjenigen zurück, die den tieferen geiſtigen Lebensfragen weniger nahe ſtehen. Lieber ſehen wir ihn mit Phänomenen als mit Problemen beſchäftigt. Hier, wo er in ungemiſchter Stimmung und ungefärbter Meinung ſich der Natur überläßt, ſein ſcharfes Auge dem Eindruck der Objekte hingibt, ſtellt er das Bild mit wenigen leichten und kräftigen Zügen in reiner Lebensfriſche hin, ſo daß man mit ihm ſieht und lacht, genießt und ſich erfreut. Dieſes liebenswürdige Element, als der Hauptbeſtandtheil der beiden vorliegenden Bändchen, macht dieſelben zu einer reizenden und erfreulichen Gabe; überhaupt aber gehören die Schriften des Verſtorbenen zu jener wenig zahlreichen und unſchätzbaren Klaſſe von Büchern, in welchen ein menſchliches Individuum ſich unbefangen und unverholen mit allen ſeinen Eigenheiten, mögen ſie für Fehler oder Tugenden gelten, frei und offen hingibt, wodurch denn eine ſubjektive Wahrheit zur Anſchauung gelangt, die der Produktion ſchon allein einen hohen Werth geben würde, wenn auch nicht, wie es hier der Fall iſt, die Freiheit und Kraft einer meiſterhaften Darſtellung ſie in das Gebiet der Poeſie hinüberträge.

# XLIV.

Tutti Frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Erſter und zweiter Band. Stuttgart 1834. 8.

Daß der Verfaſſer ſich nicht einen Verſtorbenen, ſondern gradezu den Verſtorbenen nennt, als gäbe es keinen außer ihm, iſt nicht leere Anmaßung, wie es auf den erſten Anblick ſcheinen könnte, denn unter den vielen Lebenden, die als Leichen herumgehen, tritt er mit einer Freiheit und Geiſtlebendigkeit auf, die ihn ſolcher Auszeichnung vollkommen würdig machen und ihn wohl berechtigen, ſich κατ' ἐξοχήν den Verſtorbenen zu nennen. Die ſchriftſtelleriſche Form, die er ſich eigenthümlich geſchaffen hat, darf er als ſeinen ausſchließlichen Beſitz betrachten; auch iſt er uns durch ſeine Briefe ſchon nicht als ein Verſtorbener, ſondern vielmehr als der Verſtorbene, als eine mit dem Leſer und mit dem Leben wohlbefreundete Perſon bekannt, der man wieder zu begegnen und ſie unter dieſem Namen als eine litterariſche Notabilität anzuerkennen ſich immer freuen wird. Referent iſt ſonſt nicht geneigt, ſich mit dem Spruch: de mortuis nil nisi bene, den Mund verſchließen zu laſſen, wird aber von dem gegenwärtigen Verſtorbenen doch viel Gutes zu ſagen haben, nicht weil derſelbe todt iſt, ſondern eben weil er lebt, und zwar tüchtig und kräftig, wie es ſich für einen Mann gebühret, der ſein Leben nicht mit dem Sterbeſtündlein zu ſchließen, ſondern erſt recht anzufangen gedenkt. Zuvörderſt muß bemerkt werden, daß er ſowohl in dieſem als in jenem Leben nicht zur Unter-, ſondern zur Oberwelt gehört. Als Geiſt nämlich ſchwebt er über den zeitlichen Dingen; er betrachtet und behandelt ſie mit dem ſichern Ueberblick, den nur ein höherer geiſtiger Standpunkt gewährt. Als Schriftſteller aber, in welcher Qualität er allein noch mit dem zeitlichen Leben verkehrt gehört er zwar der Oppoſition, doch keineswegs

der liberalen, sondern vielmehr entschieden und unverhohlen der aristokratischen Seite derselben an, was ihm denn nicht zu verdenken ist, denn — il fait son métier. Geständlich ist er in der hohen Aristokratie geboren und erzogen, betrachtet sie, seiner Bildung und Ueberzeugung nach, als ein nothwendiges Element des Staats- und geselligen Lebens, ja diese Ansicht ist ihm gewissermaßen zu einer religiösen geworden, denn die Gleichheit, nach welcher der Zeitgeist so mächtig hinstrebt, erscheint ihm als ein Zustand, den Gott nicht gewollt habe. Die Offenheit, mit der er diese Meinung ausspricht und verficht, ist ehrenwerth und sein Aristokratismus, da er augenscheinlich nicht aus Selbstsucht und Stolz hervorgeht und mit der Achtung vor jedem fremden Recht und Verdienst verbunden ist, darf, wenn auch Widerspruch, doch keine Feindschaft erwecken. Gewiß würde auch der Geist unsers Verstorbenen nicht zürnen, wenn ihm erwiedert würde, daß zwar allerdings die Ungleichheit aller Geschöpfe und also auch der Menschen in der Natur begründet ist und daher in Gott ihren Ursprung hat, daß wir aber darum doch gar keine Ursache haben, diese natürlichen Ungleichheiten, die als Hindernisse des Genusses und des zeitlichen Glücks gewiß nur eingesetzt sind, um durch das Streben, sie zu überwinden, als ein Mittel zu unserer Vervollkommnung zu dienen, noch durch eine künstliche und unnatürliche Ungleichheit, nämlich durch einen angeborenen Unterschied der Stände willkürlich zu vermehren, daß vielmehr die Lehre Christi selbst, durch welche uns der Wille Gottes offenbart worden ist, darauf hinweist, daß die Menschen als Kinder Gottes, als Brüder leben sollen, wodurch denn eine ungleiche Vertheilung zeitlicher Güter und Vorzüge, soweit sie durch menschliche Institutionen künstlich erzeugt wird, schon von selbst ausgeschlossen ist.

Der Verstorbene, der übrigens sichern Kennzeichen und seinen eignen Andeutungen nach in Preußen zu Hause ist,

richtet ſeine Oppoſition zunächſt gegen die Beamtenwelt, die er der Sucht des Vielſchreibens und Vielregierens, des Hochmuths, vermöge deſſen ſie eine neue Ariſtokratie zu bilden ſuche und als eine geſchloſſene und feſt zuſammenhaltende Körperſchaft jedem Widerſtande zu begegnen wiſſe, der Parteilichkeit für den Geringern und Armen gegen den Vornehmen und Reichen, wodurch der Letztere tauſend Angriffen und Mißhandlungen ausgeſetzt werde, des Eigennutzes in der Ausübung der ihnen zugeſtandenen Entſchädigungsrechte und mancher andern Laſter anklagt. Dieſe Beſchuldigungen, die freilich zu ſcheinbarer Milderung in der Erzählung, in der ſie vorkommen, einem mürriſchen, durch vielfaches Unglück erbitterten, auf ſeinen alten Adel hartnäckig ſtolzen, alten Gutsbeſitzer in den Mund gelegt werden, ſind darum doch nicht minder ungerecht und hart. Der Verſtorbene, der ſich im Geſpräch mit dem alten Murrkopf ſelbſt redend einführt, widerſpricht ihm zwar auch und fügt die Bemerkung hinzu, der Alte ſei in ſeinem Unmuth ebenſo erhitzt als ungerecht geworden, habe das Ueble übertrieben und dagegen hunderterlei Gutes mit Stillſchweigen übergangen; indeſſen zeigt ſich doch deutlich genug, daß dieſe Beſchwichtigung bei weitem weniger ernſt gemeint iſt als die Anklage ſelbſt. Referent, der Gelegenheit gehabt hat, den Beamtenſtand in Preußen ſowohl wie in andern Ländern kennen zu lernen, mißkennt die Fehler nicht, die dieſer wie allen menſchlichen Inſtitutionen ankleben, gegen die übertriebenen und offenbar aus einem durch einzelne unangenehme Erfahrungen gereizten Gefühl hervorgehenden Beſchuldigungen des Verſtorbenen aber muß er dieſen Stand dennoch in Schutz nehmen. Der esprit de corps, der ſich bei den preußiſchen Beamten gebildet hat, wenngleich wohl, wie dies überall und in andern Ländern noch weit mehr der Fall iſt, hin und wieder in Anmaßung und Nepotismus ausartend, beruht dennoch urſprünglich auf einer ehrenhaften, ſtreng rechtlichen Geſinnung, welche die

Ehre des Standes auch nach außenhin zu vertheidigen und unangetastet zu erhalten sucht. Eigennutz, wenn er auch in einzelnen Fällen vorkommen mag, ist gewiß kein allgemeiner Fehler der preußischen Beamten, und wer die Bestechlichkeit und Habsucht der Staatsdiener aller Klassen bei unsern westlichen und östlichen Nachbarn kennen gelernt hat, wird die Uneigennützigkeit der Angestellten in Preußen auf einer hohen Stufe finden. Wenn sie wirklich den Armen auf eine partetische Weise gegen den Reichen in Schutz nähmen, so würde dies grade für ihre Uneigennützigkeit sprechen, da bei solchem Verfahren nichts zu gewinnen ist. Gewiß sind die Armen ebenso geneigt, grade das Gegentheil zu behaupten, und von unsern Radikalen hört man oft genug die entgegengesetzte Beschuldigung, woraus denn abzunehmen sein dürfte, daß die preußischen Beamten in diesem Punkt eben die richtige Mitte halten. Auch scheint es im allgemeinen nützlicher zu sein, wenn der Schutz des Armen gegen den Reichen etwas zu sehr berücksichtigt wird, als wenn das Gegentheil der Fall wäre, da der Arme dieses Schutzes im Ganzen bei weitem mehr bedarf als der Reiche, dem durch sein Vermögen schon hinlängliche Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, und der nur zu oft geneigt ist, sich für besser als den Unvermögenden und jeden Anspruch des Letztern für einen Eingriff in seine Rechte zu halten. Kann nun gleich der Angriff des Verstorbenen auf einen Stand, der im Ganzen höchst achtungswerth ist, nicht gebilligt und der Inhalt seiner Anklagen nicht zugestanden werden, so dienen doch die Gewandtheit, der Witz und der feine satirische Humor des Angreifenden als Verdienste der Form dem Leser auch hierbei zu großer Belustigung, und sollte auch den Angegriffenen selbst, die wohl wissen, daß diese Dinge in der Praxis ganz anders sind, als sie nach außenhin erscheinen, wenn sie verständig sind, mehr zur Erheiterung als zur Erbitterung gereichen. Um unsern Lesern von der tirailliirenden Kriegführung des

Verſtorbenen und zugleich von deſſen Styl eine deutlichere Anſchauung zu geben, möge nachſtehendes Schreiben deſſelben hier eine Stelle finden. Man muß wiſſen, daß in der Provinz, die der Verſtorbene bewohnte, zur Wahl eines neuen Direktors bei einem im Intereſſe der Stände beſtehenden Inſtitute geſchritten werden ſollte. Der Verſtorbene, der hierbei ebenfalls ſein Votum abzugeben hatte, reichte daſſelbe in folgender ſchriftlichen Abfaſſung ein.

„Geehrteſte Herren! Da ich als ein halber Einſiedler lebe, ſo bin ich dergeſtalt unbekannt mit den markanten Talenten unſerer Provinz, daß für mich wirklich ſo gut wie gar keine da ſind, ebenſo wie der Blinde keinen Begriff von der Farbe hat. Vielleicht hätte mir die aus Preſſau mitgenommene lange Naſe früher als Fühlhorn dienen können, aber ſie exiſtirt leider nicht mehr. Demungeachtet wünſchte ich ſehnlich, populair zu ſtimmen, um im Voraus gewiß zu ſein, mich der Mehrheit anzuſchließen, damit mir es nicht etwa ſo gehe wie dem ſeligen Grafen S... auf unſerem Landtage, der bei der Landesälteſtenwahl nur eine einzige Stimme für ſich hatte, welches ſeine eigne war. Ich werde daher meine Wahl auf eine moraliſche Perſon fallen laſſen, und darf ich nach der Analogie bisheriger Ereigniſſe ſchließen, ſo glaube ich auf dem rechten Wege zu ſein, um mir Ihren ganzen Beifall zu erwerben. Mit Einem Worte, ich gebe meine Stimme von neuem wieder niemand anders als: dem alten Schlendrian.“ Mit Zuverſicht glaubte ich nun, mich recht ſehr beliebt gemacht zu haben, aber, o Schrecken! wie umgekehrt kam es! Das Inſtitut belangte mich injuriarum, und noch ſchwebt der furchtbare Proceß.

Der Verſtorbene ſteht ferner in Oppoſition mit dem ſcheinheiligen Pietismus, der gehäſſigen Verketzerungsſucht und der affektirten Stockgläubigkeit, die heutiges Tages immer größern Raum zu gewinnen weiß und zu einer ſo furchtbaren Macht heranzuwachſen droht, daß der kräftigſte Wider-

ſtand dagegen zur Pflicht wird für jeden, dem Vernunft und Wahrheit einen Werth haben. Auf dieſem Kampfplatz ſieht man den Verſtorbenen gern die unerbittliche Geißel ſeines Witzes ſchwingen, wenngleich auch hierbei perſönliche Angriffe vorkommen, die man, wenngleich belachen, doch zugleich auch tadeln muß. So ſagt er z. B. von einem gewiſſen Profeſſor (er nennt ihn Rückwärts), den die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der Philoſophie zum Glauben, und der Glaube an den Hof geführt haben ſoll, daß, ſeitdem er dort Aufnahme gefunden, „ſelbſt ſeine Hoſen Protektorfalten ſchlagen.“ Dieſer originelle Einfall könnte unſere Kleiderkünſtler leicht auf die Erfindung eines neuen Schnittes für beſagtes Kleidungsſtück führen und Hoſen à la Cromwell in die Mode bringen. Nachdem nun die Antipathien des Verſtorbenen, wenigſtens die hauptſächlichſten derſelben, beſprochen worden, ſcheint es angemeſſen, auch von ſeinen Neigungen einiges anzuführen. Hier findet ſich nun zunächſt ein tiefliegender innerer Trieb zu unmittelbarer Anſchauung des Lebens und insbeſondere der Natur. Durch eine reichliche Befriedigung dieſes Triebes iſt er zu einer ſeltenen Schärfe der Auffaſſung gelangt, und die ſtete Uebung, das Aufgefaßte durch mündliche und ſchriftliche Mittheilung ſich und andern zum Bewußtſein zu bringen, hat ein ſeltenes Talent der Darſtellung zur höchſten Ausbildung geführt. Beſchreibungen von Gegenden, Gebäuden und Kunſtwerken liefert er in größter Vollkommenheit. Eine zweite Neigung des Verſtorbenen hängt mit der erſtern genau zuſammen, nämlich die zum Scherz und zur Satire. Wer das Thun und Treiben der Menſchen in vielfach wechſelnder Bewegung an ſich vorübergehen läßt und ſie im tauſend verſchiedenen Verhältniſſen ins Auge faßt, dem zeigen ſich zunächſt ihre Schwächen und Unvollkommenheiten. Dieſe in ihren karakteriſtiſchen Verſchiedenheiten aufzufaſſen und darzuſtellen, beſitzt der Verſtorbene ebenfalls ein durch lange Uebung erhöhtes Talent. So faßt er denn menſchliche und

geſellige Verhältniſſe mit einer gewiſſen ironiſchen Ueberlegenheit am liebſten von ihrer lächerlichen Seite auf, und ſelbſt da, wo er mit und über Menſchen in wahrer Zuneigung ſpricht, hüllt ſich dieſe gern in das Gewand des Scherzes, wogegen aber auch ſein Angriff, ſelbſt der wohlgezielte und richtig treffende mehr neckt als verwundet, mehr ſpottet als kränkt und immer als anmuthiges Spiel erſcheint, deſſen graziöſe Bewegung durch heftige Leidenſchaft niemals entſtellt wird. Der Verſtorbene zeigt ferner eine entſchiedene Neigung zu veredeltem Lebensgenuß. Dieſe Neigung iſt zwar allgemein genug verbreitet, wird aber doch wohl nur in höhern Ständen ſo ins Detail hinein als wahres Studium und Geſchäft betrieben, ſo daß ſie in bewußter Theorie bis zu den kleinſten Bequemlichkeiten und Einrichtungen hinab auf Grundſätze und Regeln gebracht wird. Hier zeigt ſich denn ſelbſt bei Dingen, die der gewöhnliche Menſch wie inſtinktmäßig und unbewußt verrichtet oder in ſich aufnimmt, reifliche Ueberlegung und Abſicht. Wenngleich nun dem gewöhnlichen Sinn ein ſolches Raffinement, auf die kleinſten täglichen Genüſſe angewandt, als etwas Kleinliches, der Betrachtung Unwürdiges erſcheinen möchte, ſo bin ich doch weit entfernt, dieſe Neigung zu tadeln, vielmehr ſcheint ſie mir als eine Aeußerung angebornen Kunſtſinnes, die den Genuß des Lebens in jedem Moment zum Bewußtſein zu erhöhen und zu adeln vermag, mit einer höhern Richtung des Gemüths ſehr wohl vereinbar zu ſein. Auch zeigt ſich der Verſtorbene nicht nur bei ſolchen Einzelnheiten, ſondern auch da, wo er Kunſtwerke, Gebäude, Anlagen und dergleichen beurtheilt, als ein Mann von feinem Geſchmack und tiefer Einſicht. Weniger begreiflich erſcheint es, wie bei dieſer der Beförderung eines bis in die kleinſten Einzelnheiten verfeinerten Lebensgenuſſes zugewandten Richtung der Verſtorbene ſich doch zugleich einer entſchiedenen Abneigung gegen die induſtrielle Richtung der Zeit hingeben kann, die doch eben in jenem Triebe zur Er-

leichterung und Verbreitung eines feinern Lebensgenusses ihren Ursprung hat. Freilich ist diese Richtung dem aristokratischen Princip diametral entgegengesetzt, da Privilegium und Industrie sich gegenseitig vernichten. Eben dieser Umstand aber läßt auch hoffen, daß der Verstorbene bei seinem sonst so scharfen Blick und seiner richtigen Einsicht in alle Lebensverhältnisse mit allen Verständigen seines Standes endlich zu der Ueberzeugung gelangen werde, daß die Stellung der Geburtsaristokratie gegen die unhemmbare Bewegung der Zeit nicht mehr haltbar ist. Jene starren Verfechter des Alten, die in ihren politischen Theorien das historische Princip gleichsam für sich gepachtet zu haben glauben, jene Kreuzprediger des Privilegiums, die auf die sogenannten papiernen Konstitutionen mit einem vornehm-verächtlichen Seitenblick herunterschauen und das Privilegium vielleicht nur darum vorziehen, weil es auf Eselshaut geschrieben ist, mögen sie auch so geschickt, so konsequent und kenntnißreich sein als die Mitarbeiter des „Berliner politischen Wochenblatts", doch werden sie die kolossale, die unwiderstehliche Macht der Industrie nicht wegleugnen können, die am Ende doch auch eine historische Thatsache ist. Sollte man doch fast glauben, daß sie die Gegenwart und die aus ihr sich genetisch entwickelnde Zukunft gar nicht zur Geschichte rechnen wollen. Darum werden auch jene französischen Politiker, die man, weil sie auf hohlen theoretischen Grundlagen, auf lebensleeren Doktrinen ihr Staatsgebäude aufrichten, mit Recht ironisch Doktrinairs nennt — darum werden auch diese vor den unaufhaltsamen Bewegungen der Zeit nicht bestehen, weil sie den Thatsachen der Gegenwart in ihren Theorien keinen Platz vergönnen. Hartnäckig erklären sie die erbliche Aristokratie für ein nothwendiges Element des Staatslebens, da sie doch in Frankreich schon ein Unmögliches ist, in Deutschland, wo sie ihre Bedeutung fast überall schon gänzlich verloren hat, bloß noch in leeren Titeln existirt und kärgliche Vorzüge nur

eben noch den zufälligen Begünstigungen fürstlicher Vorurtheile verdankt, in England aber und andern Staaten in dem Maße zurücktreten und erlöschen muß, als Intelligenz und Industrie sich in der Volksmasse weiter verbreiten. Der Verstorbene zeigt überall eine so schöne Freiheit von Vorurtheilen, ja einen so edeln Haß dagegen, daß man dem Wunsch nicht widerstehen kann, ihn auch von diesem befreit zu sehen. Warum wollte er ein Aristokrat sein, er, der dessen so wenig bedarf; er, der in allen Beziehungen etwas Besseres schon ist und zu sein strebt; er, den der Geist über alle Stände und also auch über den Unterschied der Stände längst hinweggehoben hat?

Endlich zeigt sich bei dem Verstorbenen neben vielen weltlichen Neigungen, die hier bezeichnet worden sind, auch noch eine höhere religiöse Tendenz. Sie gestaltet sich bei ihm als eine Art von Naturdienst, denn Gott offenbart sich ihm, wie er sagt, bald in der Geliebten, bald in der Pracht der untergehenden Sonne, bald in dem majestätischen Dome des von tausend Sängern belebten Waldes, bald im Genuß einer guten That, in der Entsagung aus Liebe zum Rechten, ja auch im innigen Wohlsein unbescholtener Jugend, in den Werken der Kunst und des Genies, in dem glücklichen Bewußtsein einer eignen gelungenen Schöpfung und noch in vielen andern, wenn auch sinnlichen Dingen. Das Kennzeichen dieser Innewerdung Gottes ist ihm das Gefühl reiner seliger Freude. Daß diese Seligkeit nur mit Hülfe der Bibel oder des Korans, nur in der Kirche oder Moschee zu finden sei, leugnet der Verstorbene; vielmehr sei sie überall, wo der Geist sich zum Allmächtigen erhebe, wo der Mensch gut sei, oder da selbst, wo er eben keine Opfer bringe; Kreuz und Leiden, Gerippe, Opferthier und Tod seien dazu nicht nothwendig, wohl aber Liebe zu Gott, seiner Schöpfung und sich selbst. Die wahre Religion verstatte jeden Genuß, den die Vernunft erlaubt, und verdoppele ihn durch

Heiligung auch des Geringsten. In diesen Grundsätzen ist allerdings der nothwendige Inhalt der Religion, wenngleich nicht ganz vollständig enthalten; auch widersprechen sie dem Christenthum nicht. Dieses aber steht noch um eine Stufe höher. Wenn nämlich jene Naturreligion, zu der sich des Verstorbenen freier Geist bekennt, die Seligkeit in den Momenten findet, wo wir uns Gottes mittels der Eindrücke des äußern, oder auch des geistigen innern Lebens bewußt werden, zeigt uns das Christenthum, daß eine andere Seligkeit als die in der Gemeinschaft mit Gott bestehende gar nicht existiren kann; daß aber diese, unabhängig von allem, was bloß äußerlich ist, immerdar bestehen könne und solle, der Christ also selbst mitten in Kreuz und Leiden, selbst beim schwersten Opfer und in der Stunde des Todes das Mittel zur Seligkeit in sich trage. Wenn also Kreuz und Leiden zur Seligkeit nicht nothwendig sind, so können sie doch ein Maßstab unserer christlichen Gesinnung, ja ein Mittel zur Befestigung in derselben werden, indem wir nämlich der Lehre des Christenthums gemäß auch im höchsten Erdenschmerze an Gott festhaltend uns noch selig fühlen können. Es ist hierdurch sofort begreiflich, wie auf der höchsten Stufe des christlichen Glaubens das Kreuz selbst zu einem Gegenstand der Liebe, ja von vielen für ein nothwendiges Bedingniß der Seligkeit gehalten werden kann, da die bestandene Prüfung ein Unterpfand unserer ungestörten Vereinigung mit Gott ist. Christus selbst aber ist der Urtypus dieser vollkommenen Einheit mit Gott, dieser ununterbrochenen Gegenwart Gottes im Menschen, weshalb auch der Glaube an ihn, das Einswerden mit seiner Lehre und Gesinnung als das einzige Mittel zur Seligkeit und seine Wirkung dabei als die Erlösung betrachtet wird.

Da der Verstorbene seine religiösen Ansichten ohne Nachtheil für die Unterhaltung des Lesers in sein heiteres Buch mit eingewebt hat, so durfte es wohl gewagt werden, die

vorſtehenden, vom chriſtlichen Standpunkt ausgehenden ergänzenden Betrachtungen in dieſen wiewohl auch der Unterhaltung gewidmeten, doch ernſtern Bericht aufzunehmen.

Um das Weſen unſers Schriftſtellers deutlich zu machen, iſt er hier in ſeinen Neigungen und Abneigungen, in denen ja der Karakter ſich abſpiegelt, dem Leſer vor Augen geſtellt worden, und wenn hierbei einige Polemik nicht unterdrückt werden konnte, ſo möge dieſe zugleich als ein Beweis der Achtung vor dem Verſtorbenen gelten, da nur ehrenwerthe Geſinnungen und Anſichten ernſter Beleuchtung werth ſind. Hat aber hierdurch auch die Unterſuchung einen ernſtern Karakter angenommen, ſo möge der Leſer nicht fürchten, durch das Buch ſelbſt etwa auch in eine ſeiner Stimmung und Erwartung wenig zuſagende Region trüber Betrachtungen und weitläufiger Kontroverſe geführt zu werden. Dieſes erhält ſich vielmehr vom Anfang bis zu Ende in dem klaren Licht eines heitern Gemüths und bedeckt ſchalkhaft die innere Tiefe gemüthvollen Ernſtes mit dem Schleier leichten Scherzes und unzerſtörbarer Laune.

Es bleibt für jetzt nur noch übrig, den Inhalt der reizenden Sammlung in ſeinen einzelnen Theilen näher anzugeben, wobei ſich denn zu manchen Betrachtungen wohl noch Gelegenheit findet. Der erſte Theil beginnt mit einer ehrfurchtsvollen Dedikation an den preußiſchen Staatsminiſter Fürſten zu Wittgenſtein, die vielleicht ein mit Abſicht ergriffenes Mittel iſt, um mancherlei in dem Werk enthaltene Winke über möglich ſcheinende Verbeſſerungen gleich an einen Ort gelangen zu laſſen, wo ſie den wirkſamſten Erfolg finden können, und die von dem Verſtorbenen mit dem höchſten Lobe anerkannte Humanität dieſes Staatsmannes dürfte die ſatiriſche Form, in der ſo manches vorgetragen iſt, vielleicht um des höhern Zweckes willen überſehen. In einem hierauf folgenden Sendſchreiben an Varnhagen von Enſe erkennt der Verſtorbene dankbar die Verdienſte an, die ſich dieſer geiſt-

reiche Kritiker nächst Goethe durch die günstige Beurtheilung seiner früher erschienenen Briefe um den Erfolg und die Verbreitung derselben erworben hat, und begegnet zugleich mit scharfem Spotte einigen härtern Urtheilen, die theils von erzürnten Frömmlern, theils von erbitterten Radikalen und namentlich von Börne über ihn gefällt worden sind. Hierauf folgt „Ein Besuch im Herrnhuthischen", der jenes Sektenwesen in seiner eigenthümlichen äußern Erscheinung mit komischen Zügen lebendig und geistreich darstellt. Das Ganze muß als eine gegen die heutigen Kopfhänger abgefeuerte Rakete betrachtet werden. Im Vergleich mit diesen können jedoch die Herrnhuther, die sich stets von jeder politischen Einwirkung sorgfältig fern gehalten haben, nur gewinnen. In Hinsicht der aus dem alten Gesangbuch der Brüdergemeinde hier mitgetheilten Kirchenlieder, die zur Schonung der weiblichen Leser größtentheils mit griechischen Buchstaben abgedruckt sind, muß bemerkt werden, daß sie lange schon völlig außer Gebrauch gesetzt sind und der Tadel also einen seit mehr als hundert Jahren verflossenen Zeitraum trifft. Diese Lieder sind sämmtlich von dem Grafen von Zinzendorf selbst gedichtet, der, wiewohl von ächter Religiosität tief und ganz durchdrungen, doch, in einem wunderlichen Irrthum befangen, das materielle Leben, ja dessen sinnlichste Erscheinungen auf eine mystische Weise im christlichen Sinn zu heiligen suchte und dadurch in einen Abgrund bis zur Unglaublichkeit barocker Albernheiten verfiel. Das Auffallendste ist, daß diese Lieder, welche in dem Gewande eines kindischen christlich-poetischen Jargons die krassesten Obscönitäten enthalten und alle Mysterien der Ehe bis in das kleinste Detail als christlich-sakramentalische Funktionen vorbilden, von Chören der Jungfrauen und Ehefrauen gewiß in reinster Herzensunschuld frisch von der Leber weggesungen wurden. Man muß hierüber nachlesen, was Varnhagen von Ense in seiner meisterhaften Biographie des Grafen von Zinzendorf von diesem

Gegenſtande ſagt. Der dritte Artikel enthält unter dem Titel: „Aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen", mancherlei abgeriſſene Gedanken und Betrachtungen, denen es an pikanten Wahrheiten und aufregendem Reize nicht gebricht. Das Wichtigſte hierunter und gewiß der ernſteſten Beachtung werth möchte wohl das ſein, was über die Art, wie die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe in Preußen zur Ausführung kommt, geſagt wird. Es ſcheint darin, abgeſehen von einiger, auch hier nicht fehlender Uebertreibung, doch ein ſtarker Beweis davon zu liegen, daß ſelbſt das beſte Geſetz (und gewiß iſt das preußiſche Ablöſungsgeſetz im Ganzen ein ſehr heilſames) doch nur unter gewiſſen, den jedesmaligen Lokalverhältniſſen anzupaſſenden Modifikationen zur Anwendung kommen darf. Die unter IV. mitgetheilten „Scenen und Erinnerungen aus meinen Tagebüchern" enthalten höchſt anziehende Darſtellungen, von denen einige ſchon in Journalen abgedruckt ſind. Hier finden ſich unter anderm anſprechende und wohlgerathene Portraits einiger beim Kongreß zu Aachen erſchienener markanter Perſonen, als des Fürſten von Metternich, der Herzöge von Richelieu und von Wellington, des Lord Caſtlereagh, des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg und andere mehr. Ebenſo unterhaltend iſt die Beſchreibung einer von dem Verſtorbenen 1817 gehaltenen Luftfahrt. Gegen einige darin enthaltene, freilich an ſich nicht ſehr weſentliche Angaben iſt vor kurzem von Seiten des Beſitzers des Ballons, Herrn Reichard, Widerſpruch erhoben worden. Der zweite Theil beginnt mit einem humoriſtiſchen „Brief an den geneigten Leſer", worin der Verfaſſer den Empfang mehrer, durch ſein früheres Werk veranlaßten, bei ihm eingegangenen Briefe anzeigt und ſich namentlich gegen einen der Briefſteller über ſeine religiöſen Anſichten, woran dieſer Anſtoß genommen, näher erklärt. Die hier vorkommenden Aeußerungen des Verſtorbenen beſtätigen, daß derſelbe des religiöſen Gefühls und der Frömmig-

keit zwar nicht ermangelt, doch aber das Chriſtenthum nicht aus dem richtigen Standpunkt betrachtet, indem er annimmt, daß der in dieſen Zeiten ſo deutlich hervortretende Mangel an religiöſer Geſinnung die Erſcheinung eines neuen, oder doch eines wiederkehrenden Chriſtus zur Wiederbelebung religiöſer Gefühle in der Menſchheit wünſchenswerth oder nothwendig mache. Es folgt ſodann die Schilderung einer von dem Verſtorbenen gemachten Gebirgsreiſe, die, von mannichfachen Abenteuern durchwebt, in anmuthigem Wechſel Lebensſcenen aller Art friſch und kräftig vor Augen ſtellt und nebenher denn auch wieder eine reichliche Doſis jenes launigen und ironiſchen Elements enthält, das die Produktionen des Verſtorbenen ſo anziehend macht. Ein Beſuch auf dem Schloſſe eines bekannten baroniſirten Bankiers gibt Gelegenheit, im Vorbeigehen die Eitelkeit des neuen Adels in ſeiner Lächerlichkeit zu zeigen, wie denn überhaupt dieſer Streifzug zu manchem Streifſchuſſe Veranlaſſung gibt. Unſtreitig iſt dieſer Artikel der unterhaltendſte und pikanteſte der Sammlung, weshalb Referent bedauert, durch den Raum beengt, nicht eines oder das andere Bruchſtück daraus mittheilen zu können. Der hierauf folgende Aufſatz: „Die große 10 oder die zwei heiligen Zahlen 1 und 0", bringt in einem, keineswegs reizenden poetiſchen Negligé jene Beſchwerden über die preußiſchen Oekonomiekommiſſionen von neuem zur Sprache. Als bloße Wiederholung, und da weder Form noch Inhalt anziehend ſind, wäre dieſes Stück, das ſchwächſte der ganzen Sammlung, wohl beſſer ganz daraus weggeblieben. „Der neueſte Alcibiades" hingegen enthält eine ſehr reizende Beſchreibung einer von dem jüngern Tavernier in der Walachei zur Verfolgung eines ungeheuern Bären gehaltenen Jagd. Unmittelbar an dieſe Bärenjagd ſchließt ſich etwas ominös eine briefliche Schilderung des geſellſchaftlichen Lebens in Berlin, die ſich jedoch nur über den Hof und die Vereinigungen des höhern Adels ausſpricht, die dritte Klaſſe der Geſellſchaft

aber, die des geringern Adels und des höhern Bürgerſtandes, wie es heißt, aus Unbekanntſchaft völlig unberührt läßt. Gern läßt man ſich an der Hand des Verfaſſers einmal in jene, freilich ziemlich enggeſchloſſenen Kreiſe führen, doch iſt manche darin vorkommende Anſpielung und Bemerkung nur demjenigen ganz verſtändlich, der den dazu gehörigen beſondern Schlüſſel beſitzt, wodurch denn dieſe Darſtellung für gewiſſe Cirkel noch einen beſondern Nebenreiz gewinnt.

Mag man nun über dieſes Allerlei von friſchen Früchten urtheilen, wie man will, ſo wird man ihnen das Verdienſt lebhafter Unterhaltung und Anregung und dem Verfaſſer die Gabe einer leichten und anmuthigen Schreibart nicht abſprechen können. Obgleich in vielen Beziehungen zu lebhaftem Widerſpruch und ſtrenger Mißbilligung anregend, bleibt die Perſönlichkeit des Verfaſſers dennoch als eine achtungswerthe und, was in unſern Tagen ſo viel ſagen will, als eine ſcharf beſtimmte und mit offener Unabhängigkeit auftretende Erſcheinung ſtehen, und gewiß wird kein Leſer dieſer erſten beiden Bände die folgenden ohne lebhaft gereizte Erwartung in die Hand nehmen.

---

## XLV.

Deutſche Lieder von Karl von Holtei. Schleuſingen 1834. 16.

Indem ich, ſinnend, wie der Geiſt und Sinn dieſes liebenswürdigen Bändchens unſern Leſern klar und friſch vor Augen zu ſtellen ſein möchte, daſſelbe wieder aufſchlage, öffnet ſich mir durch einen glücklichen Zufall ſogleich das folgende Lied:

### Gefunden.

Eigne Melodie von Holtei.

Es geht ein Knabe über Feld
Auf Frühlings Blumenbahnen;

Sein Buſen hebt ſich, angeſchwellt
Von liebebangem Ahnen;
Er möchte küſſen, was er ſieht,
Iſt jung und doch nicht blöde,
Iſt ſittſam, doch nicht ſpröde,
Und kurz: der Knabe iſt mein Lied.

Er lächelt hin, er lächelt her,
Möcht' in die Lüfte ſchweben,
Doch iſt er immer noch zu ſchwer,
Er kann ſich nicht erheben:
Es fehlet ihm, es quält ihn was,
Es will ihn höher treiben,
Er mag im Thal nicht bleiben,
Er flöge gern; — wie macht er das?

Da kommt ein blühend Mädchen ihm
Auf halbem Weg' entgegen,
Hat Flügel, wie die Cherubim
Vielleicht ſie haben mögen;
Iſt jung und ſchön; ja ſchön, und wie!
Umarmet ihn mit Tönen,
Will ihn mit Blüthen krönen,
Und kurz: es iſt die Melodie.

Nun fliegt das Paar ſo neu vermählt
Hoch über See und Hügel,
Denn ſie beſitzt ja, was ihm fehlt,
Denn ſie hat ja die Flügel.
Nun hebt ſie ſich mit ihm empor,
Sie hält ihn feſt umſchlungen;
Was Beide vorgeſungen,
Das wiederholt ein lauter Chor.

Sie halten ſich gar feſt im Arm,
Sie liegen ſich am Herzen,
Erzeugen bald noch einen Schwarm
Von Kindern, welche ſcherzen.
Doch auch den Ernſt beſingt dies Paar!
Ihr Feinde des Geſanges,
Komm' Einer und erlang' es . .
Wenn's keine Flügel hätt'!? Nicht wahr?

Dieſer liebliche poetiſche Mythus von dem nach ſeiner Geliebten, der Melodie, ſehnſüchtig ſuchend umherirrenden Liede beruht auf einem bei uns wohlbekannten, nur allzu wahren Verhältniſſe. Daß ein Lied nicht anders als mit der unbedingten Forderung auftreten kann, in Geſangstönen zu unſerm Gefühl zu ſprechen, iſt eine einfache, leicht erkennbare Wahrheit. Dennoch wird dies Naturverhältniß in unſerm liederreichen Deutſchlande faſt ganz außer Acht gelaſſen und zahlloſe Papierballen werden mit Liedern überſchwemmt, die, bloß für die Augen gedichtet, eine Melodie entweder nicht haben oder nicht verdienen. Das ächte Lied iſt urſprünglich Melodie und tritt als ſolche zuerſt entweder ganz wortlos oder mit den Worten zugleich, nicht aber nach ihnen in das Bewußtſein des Dichters. Ebenſo wird eine jede Melodie, die wir hören, in unſerm Gemüth zuerſt ein unerkanntes, nach ihrem Karakter ſich modificirendes Gefühl erregen, deſſen tieferer Sinn ſich dann in den Liedesworten enthüllt. Da der Dichter eine poetiſche Wirkung nur unter Befolgung der phyſiſchen und pſychiſchen Naturgeſetze hervorbringen kann, ſo ſcheint es nothwendig, daß er dieſe kenne, und ich ergreife die von dem Verfaſſer glücklich gegebene Veranlaſſung, um dieſe Geſetze in Beziehung auf das Lied aufzuſuchen und klar zu machen. Der einfache, reine, ganz wortloſe Ton der menſchlichen Stimme iſt das nächſte unmittelbare Organ des Gefühls, weshalb denn eine in der Seele plötzlich entſtehende leidenſchaftliche Aufregung ſich zunächſt in dem reinen Vokal nach außenhin Luft macht. Hierzu bedarf es noch gar keiner Worte, die ſich erſt ſpäter einfinden, wenn die erregende Urſache und deren Wirkung in das Bewußtſein tritt und von der Vernunft als ein Beſtimmtes, Beſonderes erkannt und genauer bezeichnet wird. Daß dieſe Worte, die das Gefühl in ſeiner beſondern Eigenthümlichkeit nur beſchreiben oder andeuten können, in dem, der ſie lieſt oder hört, daſſelbe Gefühl hervorbringen müſſen,

iſt keineswegs nothwendig, vielmehr iſt dieſes nur eine mittelbare, durch mancherlei Nebenumſtände bedingte Wirkung; ja, dieſe Wirkung wird nothwendigerweiſe in dem Maße unvollkommen ſein, als ein Gefühl durch Worte nur unvollkommen ausgedrückt werden kann. Der reine menſchliche Ton aber, der nach einem unwandelbaren Naturgeſetz unmittelbar aus dem Gefühl hervorquillt, iſt demſelben völlig adäquat, bringt eben deswegen auf jedes andere menſchliche Gemüth nach denſelben Geſetzen auch dieſelbe Wirkung hervor und muß daher die dem Gefühl, aus welchem der Ton hervorging, entſprechenden Mitleiden und Mitfreuden in dem, der ihn hört, unfehlbar hervorrufen. Dieſer Ton braucht nun aber, um ſeinen genauen und vollſtändigen Gefühlsausdruck und ſeine Mittheilbarkeit zu behalten, keineswegs roher Naturlaut zu bleiben. Derſelbe iſt vielmehr wie jedes Naturelement der Bildung durch die Kunſt fähig. Die Muſik, indem ſie ihn als Stoff anwendet und durch Bewegung und Maß zur Melodie geſtaltet, verſtärkt und verſchönert ſeine Wirkung auf das menſchliche Gemüth, und da ſie ebenfalls auf nothwendigen, nicht gemachten, ſondern gefundenen phyſiſchen und pſychiſchen Geſetzen beruht, die der menſchlichen Natur eingeboren ſind, ſo wird die Seele dieſe Wirkung durch das Ohr unfehlbar vollſtändig in ſich aufnehmen und mithin zu demſelben Gefühl geſtimmt werden, aus welchem der Ton entſprang. So finden wir alſo die Melodie als Verkünderin und Schöpferin, als Tochter und Mutter menſchlicher Gefühle, die in dem Sänger und Hörer gleich ſind. Eine reine Wirkung der Kunſt erfolgt alſo hier ſchon, ehe noch das Wort hinzutritt. Soll aber der Inhalt des Gefühls als ein Beſtimmtes und Beſonderes erkannt werden, ſo muß freilich das bezeichnende und beſtimmende Wort dem Rhythmus und Ausdruck der Melodie ſich anſchmiegend erſcheinen, wodurch dann das Gefühl zur reinen Klarheit des Bewußtſeins erhoben und das Lied vollendet iſt. Geſchehen

kann es allerdings, daß das Gefühl mit ſeinem muſikaliſchen Ausdruck zugleich den ſprachlichen findet und alſo Melodie und Text zugleich entſtehen. Daß aber ein ächtes Lied in der Seele des Dichters ſich erzeugen könne, ohne daß es zugleich in hörbaren oder nur gedachten Tönen in ihm erklinge, muß gradezu in Abrede geſtellt werden. Es gibt daher Aeſthetiker, welche die Lyrik von der Poeſie gänzlich ausſchließen und in die Muſik verlegen wollen. So viel iſt aber klar, daß ein bloß in Worten niedergeſchriebenes oder gedrucktes Lied ſich zu dem geſungenen verhält wie die Beſchreibung eines Bildes zu dieſem Bilde ſelbſt, oder wie der Kommentar zu einem verloren gegangenen Gedicht. Wem fällt hier nicht Goethe's ſchöne Strophe ein:

O, wie traurig ſieht in Lettern
Schwarz auf weiß das Lied mich an,
Das in deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Dieſes hülfloſe, ungenügende Daſein iſt in dem vorſtehend mitgetheilten Liede des Herrn von Holtei gar glücklich dargeſtellt. Iſt nun in der fünften Strophe deſſelben ſo wahr als ſchön ausgeſprochen, daß nur aus der innigen Vereinigung beider Elemente die Fülle trefflicher Lieder ſich erzeugen könne, ſo ſcheint doch der polemiſche Schluß, als reine Reflexion und außerhalb der Dichtung liegend, ſich minder glücklich anzufügen. Die Lyrik und das unſchuldige Lied ſelbſt haben keinen Feind und wiſſen von keinem. Der Dichter aber wird freilich von Zeit zu Zeit auf Perſonen ſtoßen, die ihr Ohr ſeinen begeiſterten Tönen nicht immer offen erhalten, welches in der Weiſe unſerer jetzigen Bildung ſeinen Grund hat. Dieſe iſt nämlich nach und nach zu einer reinen und faſt ausſchließlichen Verſtandes- und Begriffsbildung geworden. Hier ſpaltet ſich nun alles in ſtreng geſchiedene Felder, worin es jeder für ſich zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen

ſucht, ſich in demſelben Maße aber auch dem Sinn für das allgemeine entfremdet. So ſtehen denn ſelbſt die Künſte abgeſondert da, und in der allgemeinen Bildung iſt ihnen wenig Raum vergönnt. Tritt nun die Geſellſchaft zuſammen, ſo beſteht ſie aus lauter einzelnen Individuen, jedes trefflich für ſich, aber ſelten zu einer Einheit gelangend, und es zeigt ſich bald, daß in ſolcher Verſammlung Eſſen und Trinken die einzigen Gegenſtände ſind, die ſich allgemeiner Theilnahme erfreuen. Alles zerſetzt und iſolirt ſich; jeder Einzelne, in ſeinem Beruf vollkommen, aber einſeitig ausgebildet, ſucht ſich die Genoſſen, die auf gleichem oder angrenzendem Gebiet gebildet, ihn verſtehen und fördern können: ſo bilden ſich Gruppen und Paare, die für ſich exiſtiren, ohne von dem Ganzen Notiz zu nehmen. Erſcheint nun das Lied, woran ſich die Luſt der ganzen Geſellſchaft entzünden und anſchließen ſoll, ſo findet es neben einer größern Anzahl lauwarmer Theilnehmer einzelne, die, in ihrer ſeparatiſtiſchen Unterhaltung ungern geſtört, förmlich dagegen opponiren und ihm die Befugniß nicht einräumen wollen, ihre Stimmen in den ſeltenen Stunden, die ihnen ernſte Beſchäftigung zu freier Unterhaltung übrig läßt, zu beſchwichtigen. Wir kennen tüchtige, gelehrte und gebildete Männer und, wunderbar genug! ſelbſt Dichter, die, wenn in Geſellſchaft ſich Geſang erheben wollte, ſehr übel davon afficirt wurden und in ihrer Oppoſition dagegen ſtarrſinnig genug waren, ihre laute Unterhaltung dabei nicht einen Augenblick zu hemmen oder auch nur zu dämpfen. Solche Eigenheit mit Geduld zu ertragen, war denn freilich für die Sänger und Sangesfreunde allerdings eine Aufgabe, die nur von der Rückſicht auf die ſonſtige Trefflichkeit der Opponenten unterſtützt, mit Glück gelöſt werden konnte. Daß der Dichter und Sänger ſolche Liederſperre gründlich perhorreſciren muß, iſt allerdings natürlich, nur glaube ich nicht, daß eine abſolute Geſangesfeindſchaft ſelbſt in ſolchen Opponenten ſich ausgebildet habe,

daß ſie vielmehr nur die geſellige Anregung, vornehmlich bei Tafel, in andern Formen vorziehen mögen.

Sei dem nun, wie ihm wolle, ſo bleibe ich bei der Ueberzeugung, daß der Geſang als der ſchönſte und vollkommenſte Ausdruck des Gefühls ein unentbehrliches Element des geſelligen Lebens iſt und deſſen Ausſchließung ein unverkennbares Zeichen eintretender Barbarei ſein würde. Herr von Holtei verdient daher den lebhafteſten Dank, daß er uns in dieſer anmuthigen Sammlung, neben vielen ſeiner ſchon bekannten, beliebten, allgemein mit Freude und Erhebung geſungenen Lieder, auch ſo viele neu hinzugedichtete, vortreffliche Geſänge darbietet, in denen ein reines und tiefes Gefühl ſich glücklich zu Melodien geſtaltet und die Melodien in ſchönen Verſen die treueſten Dolmetſcher ihres reichen Inhalts gefunden haben. Der Ton der Innigkeit und Liebe, die edle Anmuth und naive Leichtigkeit, durch die ſich ſeine Lyrik auszeichnet, treten in den gewählten, zum Theil von ihm ſelbſt geſetzten Sangweiſen in ihrem vollen Licht hervor und müſſen jeden, der ſie ſingt und hört, erfreuen und erwärmen. Die lebhafteſte Theilnahme wird ihnen nicht entgehen, am wenigſten bei denen, welchen die Gelegenheit ſo günſtig war, mehrere derſelben von dem heitern, durch ſein eignes Gemüth beglückten Dichter ſelbſt in ſeiner lebhaften, innigen und dabei ſo anſpruchloſen Weiſe auf der Bühne oder in geſelligen Kreiſen vortragen zu hören.

---

## XLVI.

**Life of Sir Walter Scott, Bart.; with critical notices of his writings. By George Allan, Esq. Edinburg 1834. 8.**

---

Dieſe Lebensbeſchreibung des gefeierten Britten wurde urſprünglich von William Weir unternommen, demnächſt aber, da derſelbe mitten in der Arbeit durch anderweitige

Beſchäftigung davon abgerufen wurde, durch den auf dem Titel genannten Verfaſſer fortgeſetzt und vollendet. In der Ueberzeugung, daß, um Wachsthum und Bildung eines ſolchen Geiſtes darzuſtellen, man keinen Umſtand übergehen dürfe, ſo geringfügig derſelbe einzeln betrachtet auch ſcheinen möchte, hat ſich der Verfaſſer bewogen gefunden, alle Verhältniſſe und Ereigniſſe aus Walter Scott's Kinder- und Jugendleben mit einer Genauigkeit aufzunehmen, die dem deutſchen Leſer, wie groß ſeine Theilnahme an dem Dichter auch ſein möge, doch unausbleiblich ermüdend und langweilig werden muß. Man kann leicht denken, daß ſolche Umſtändlichkeit mit den zunehmenden Jahren und dem ſteigenden Ruhme des Dichters dem Verfaſſer noch viel nöthiger erſcheinen mußte, und ſo iſt denn das Ganze zu einem Umfange angewachſen, welchen vollſtändig zu umfaſſen jeglicher Geduld nicht zugemuthet werden darf. Doch dürfte bei der allgemeinen und wohlverdienten Theilnahme und Verehrung für den großen bekannten Unbekannten der nachfolgende Auszug vielleicht nicht unwillkommen ſein.

Der Vater des Dichters war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, der bei mäßigem Vermögen zehn Kinder hatte; die Mutter, Tochter eines berühmten Arztes, Namens Rutherford, hatte in einer Penſionsanſtalt eine ſorgfältige Bildung erhalten. Späterhin wurde ihre Erziehung nach damaliger Sitte in einer Weiſe vollendet, die man heut zu Tage Steifheit nennen würde. So litt z. B. ihre Erzieherin nicht, daß ihre Zöglinge beim Sitzen jemals die Lehne des Stuhls mit dem Rücken berühren durften, welche Regel Mſtrs. Scott auch in ihrem achtzigſten Jahre noch gewiſſenhaft beobachtete. Alle Geſchwiſter des Dichters ſind unbemerkt über die Erde geſchritten und werden außer der Anzeige ihrer Exiſtenz in ſeinem Leben nicht weiter erwähnt.

Sir Walter Scott wurde am 15. A[illegible]771 zu Edinburg geboren. In ſeinem zweiten Jahre durch einen

Schlagfluß am rechten Fuß gelähmt, blieb er, wie ſein groſſer Zeit- und Ruhmsgenoſſe Lord Byron, ſein Lebelang lahm. Obgleich verkrüppelt und ſchwach, wußte er doch ſchon als Knabe ſeine Rechte gegen die ſtärkern Brüder durch wirkſamen Gebrauch ſeiner Krücke mit Erfolg zu vertheidigen. An impoſanten Naturſcenen hatte er ſchon als Kind die höchſte Freude, ſodaß er ſich bei einem heftigen Gewitter im Garten auf den Rücken legte und dem leuchtenden Blitz jauchzend Beifall zuklatſchte, bis er von den beſorgten Dienern, obſchon von Regen triefend, doch zu ſeinem größten Verdruß ins Haus getragen wurde. Bald darauf wurde er zur Verbeſſerung ſeiner Geſundheit zu ſeinem Großvater väterlicher Seite, einem wohlhabenden Pachter in einer der ſchönſten Berggegenden Schottlands, gebracht. Die Eindrücke eines patriarchaliſchen Familienlebens, einer großartigen Natur und eines unerſchöpflichen Schatzes von Balladen und Legenden im Gedächtniß einer Tante, die ihn verzog, befruchteten hier den Boden ſeiner Phantaſie mit all den Keimen, aus welchen ſpäter die reichen und mannichfachen Bildungen ſeiner Poeſie emporwuchſen; ja ſelbſt das Original jener unheimlichen Zigeunerfürſtin Meg Merrilies erfüllte ſein kindliches Gemüth als ein übergroßes, im rothen Mantel verhülltes Weib mit geſpenſtiſcher Scheu. Nach dem Tode des Großvaters ging er mit der erwähnten Tante nach Kelſo, wo er die Schule beſuchte, bis er dann ſpäter, als die Nothwendigkeit des Gymnaſialunterrichts eintrat, in das väterliche Haus nach Edinburg zurückkehrte. Seine dortige Erziehung war ſtreng und dies beſonders in Hinſicht der Religion, deren Uebungen, in unausgeſetztem, unerläßlichem Kirchenbeſuch und häuslicher Andacht beſtehend, aufs pünktlichſte erfüllt werden mußten; auch war Walter Scott, wie von mehreren Zeugen bekräftigt wird, damals ein äußerſt frommer, andächtiger Knabe. Neben ſeinen faſt nur auf das Lateiniſche beſchränkten Studien gab er ſich leidenſchaft-

lich fremdartiger Lektüre hin und zog, wiewohl ſonſt munter und theilnehmend genug, dieſen Genuß jedem Knabenſpiele vor. Er las und ſtudirte gewöhnlich am Boden liegend und ſeinen lahmen Fuß als Leſepult benutzend, wobei die nöthigen Bücher und Papiere um ihn herlagen. Schon damals, er mochte zehn bis eilf Jahre alt ſein, regte ſich in ihm der poetiſche Schöpfungstrieb, indem er ein leidenſchaftlicher, unerſchöpflicher und als ſolcher bei ſeinen Jugendgenoſſen ſowohl als ſelbſt bei Erwachſenen ſehr beliebter Mährchenerzähler war, durch welche Gabe der Natur er uns an Goethe's Jugendjahre erinnert. Einige alte Hausfreunde ſeines Vaters, von originellem Karakter, prägten ſich ſo tief in des Knaben Gedächtniß ein, daß er ſie ſpäter in ſeinen Romanen als ſchätzbare Figuren nachbilden konnte. In dieſelbe Zeit fallen ſeine erſten poetiſchen Verſuche, die ſich gleichſam unwillkürlich aus ſeinem Geiſt hervordrängten. Als eine Dame in der Theegeſellſchaft ſeiner Mutter ſich über den vielen Regen beklagte, der kürzlich während ihrer Anweſenheit in den Hochlanden gefallen ſei, guckte er, der eben unartig-knabenhaft unter dem Tiſch herumſpielte, unerwartet hervor und ſagte: „das iſt Caledonia, welche die Armuth ihres Bodens beweint.“ Von ſeinem erſten Verſuch in der Poeſie erzählt er Folgendes ſelbſt:

In einer Periode meines Schulknabenlebens war ich ſo weit mir ſelbſt überlaſſen, daß ich mich einiger Verſe über ein Gewitter ſchuldig machte. Sie fanden vielen Beifall, bis die mißwillige Kritik in der Geſtalt einer gelehrten Apothekerfrau ſich dagegen erhob, indem ſie behauptete, meine ſüße Dichtung ſei aus einem alten poetiſchen Magazin geſtohlen. Dieſe Bezüchtigung konnte ich ihr nie vergeben und fühle noch jetzt einige Erbitterung gegen ihr Andenken. Sie that mir wirklich Unrecht, wenn ſie behauptete, daß ich den fertigen Beſen geſtohlen hätte, da es doch in der That nur die Ruthen waren. In jenen ſechs Verſen war freilich kein Gedanke und kein Wort original, wie es ſo frühreifen Poe-

ten zu geſchehen pflegt. Seit dieſer harten Berupfung machte ich zwar noch einen oder zwei vergebliche poetiſche Verſuche, erhielt aber von einem oder dem andern Freunde jedesmal den Rath, ſie ins Feuer zu werfen, welchen ich denn mit blutendem Herzen befolgte.

Im Jahre 1783, alſo in ſeinem zwölften Jahre, bezog Walter Scott die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Man muß wiſſen, daß die ſchottiſchen Univerſitäten in Klaſſen abgetheilt ſind, von welchen die unterſten mit unſern höhern Gymnaſialklaſſen auf gleicher Höhe ſtehen, ſo daß die Aufnahme ſo junger Studirenden uns nicht Wunder nehmen darf. Sein zunehmendes Alter erforderte ernſte Studien, aber eine gefährliche Krankheit warf ihn zurück in das Reich der Fiktionen; denn da er auf ſeinem langen Krankenlager nicht einmal ſprechen durfte, ſo blieb ſeine Beſchäftigung auf das Leſen beſchränkt, und völlig frei in der Wahl der Bücher, las oder verſchlang er alle in der von dem berühmten Allan Ramſay gegründeten Bibliothek vorhandenen alten Dramen, epiſche Gedichte und Romane, deren Zahl Legion war, wodurch er denn unwillkürlich einen unerſchöpflichen Schatz von Materialien ſammelte, die in ſeinen Werken ſpäterhin verbaut wurden. Hiervon endlich bis zum Ekel überfüllt, fing er an, in der Geſchichte, in Memoiren, Reiſebeſchreibungen und dergleichen Gegenſtände aufzuſuchen, die in Beziehung auf das Wunderbare und Außerordentliche den Gebilden der poetiſchen Fiktion ſich näherten, vor dieſen aber ein gutes Maß von Wahrheit voraushatten. Nachdem er ſeine Geſundheit bei einem wohlhabenden Onkel auf dem Lande wiederhergeſtellt hatte, auch hier alle ſeine Mußeſtunden mit Lektüre ausfüllend, trat er bei dem Notariatsgeſchäft ſeines Vaters zu Edinburg als Gehülfe ein, um ſich für dieſen Stand auszubilden. Man ſieht, daß er philologiſche Vorſtudien nur in ſehr geringem Maße, eigentliche Fakultätsſtudien gar nicht gemacht. All ſein Wiſſen beſtand in dem

Ertrag einer ausgebreiteten, mehr schöngeisterischen als gelehrten, übrigens völlig planlosen Lektüre. Dieser Ertrag war zwar nur fragmentarisch, dennoch aber durch lebhafte Neigung und ein glückliches Gedächtniß sehr reichhaltig. Der praktische Weg, den er zu seiner Ausbildung in der Rechtswissenschaft verfolgte, ist ein in England sehr gewöhnlicher, auf welchem die ausgebreitetsten Kenntnisse und die höchsten Ehrenstellen erreicht werden können, wie es dort täglich geschieht. Aber auch in diesem Verhältniß wandte er mehr Fleiß und Zeit auf antiquarische Studien der alten englischen und schottischen Poesie, als auf das, was seines Amtes war, und sein sonst so strenger Vater duldete dies gewiß mit dem höchsten Widerwillen, bloß aus Rücksicht auf die schwächliche Gesundheit des Sohnes. Zur Befestigung derselben machte er häufige Wanderungen zu Fuß und zu Pferde selbst durch die unzugänglichsten Gegenden des Landes und gewann durch stete Uebung hierin endlich solche Kraft und Ausdauer, daß er seiner Lahmheit zum Trotz zu Fuß dreißig und zu Pferde bis hundert (englische) Meilen in einem Tage zurückzulegen vermochte. Auf diesen Wanderungen erlangte er die genaue Kenntniß des Landes, das er so hinreißend beschrieben hat. Inzwischen setzte er daneben auch seine abgerissene Studienweise fort. Schottland, welches damals schon in den Wissenschaften die größten Fortschritte gemacht und in allen Fächern die berühmtesten Namen aufzuweisen hatte, war dennoch in der Litteratur und Poesie sehr weit zurück und konnte außer Burns keinen einzigen berühmten Dichter sein nennen. Dennoch regte sich der Eifer auch für dieses geistige Gebiet; man suchte nach Stoff und Mustern, man wollte die Genien des Auslandes kennen lernen, und so lenkte die Aufmerksamkeit sich denn auch bald auf die deutsche Litteratur. Scott verband sich mit sechs andern jungen Leuten, um Deutsch zu lernen. Dr. Willich erbot sich, sie zu unterrichten; und obgleich sie lieber gleich mit Schiller und Goethe angefangen

hätten, ſo fand es doch der Lehrer angemeſſen, ſie durch den „Tod Abel's", von Gesner, in die Kenntniß der deutſchen Sprache einzuführen. Aber die ſüßliche Sentimentalität Adam's und ſeiner Familie wollte den jungen Leuten ſo wenig behagen als der muntere Faun deſſelben Verfaſſers, der ſeinen ſchönen Krug zerbrach und dann ein Lied darüber ſang; ſie fanden Abel unleidlich und zogen in Betracht der Mannhaftigkeit Kain und ſelbſt Lucifer bei weitem vor. Wenn die wiederholten Scherze über Gesner's ſchwächliche Poeſie ſie nicht mehr unterhielten, ſo thaten es die unausſprechlichen Töne eines mitlernenden Franzoſen, welcher aus Oekonomie in dieſen Lehrſtunden Engliſch und Deutſch zugleich zu lernen beabſichtigte und bei ſeinen Verſuchen, die Kehllaute dieſer ſpröden Idiome hervorzupreſſen, Töne von ſich gab, wie ſie niemals ein Menſchenohr vernommen. Bei dem allen erlangte jeder mit der Zeit bei vielem Lachen und wenig Fleiß denn doch einige Kenntniß, und Walter Scott ſchüttete auch noch dieſes Wiſſensfragment in den Abgrund ſeiner unzuſammenhängenden Gelehrſamkeit. Endlich nach einer ſechsjährigen Unterbrechung begann er ſeine Univerſitätsſtudien von neuem, deren Gegenſtand nun das vaterländiſche Recht wurde, indem er noch dem Zweck getreu blieb, ſich zum praktiſchen Rechtsgelehrten auszubilden. Zugleich trat er als Mitglied in die ſogenannte „ſpekulative Societät", eine Vereinigung junger Leute zum Zweck mündlicher Vorträge über politiſche, moraliſche und ſociale Gegenſtände, wodurch ſich die Mitglieder zu ihrer künftigen Beſtimmung als Redner in den Gerichtshöfen, öffentlichen Verſammlungen und im Parlamente vorzubereiten ſuchten. In dieſer Verbindung zeigte ſich Walter Scott höchſt thätig; ſeine eigentlichen Berufsſtudien aber in wiſſenſchaftlicher Beziehung betrieb er ganz in ſeiner gewohnten Weiſe, ſo daß ſich ſeine Kollegienhefte mehr mit karikirten Abbildungen des Vortragenden und der Zuhörer als mit dem Inhalt der Vorträge anfüllten. Im Jahre 1792

trat er in die Reihe der Advokaten, nachdem er ſeine, wie es ſcheint, nicht allzuſtrenge Prüfung überſtanden und über den vierundzwanzigſten Titel des achtundvierzigſten Buchs der Pandekten, welcher von der „Dispoſition über die Leichen der Verbrecher“ handelt, lateiniſche Theſes vertheidigt hatte. Seine Beſchäftigungen vor den Gerichtsſchranken ſcheinen nicht ſehr anſtrengend geweſen zu ſein, denn bald darauf machte er eine ziemlich ausgedehnte Reiſe durch das Hochland. Indeſſen machte er doch bei dieſer Gelegenheit ſein Probeſtück als Advokat, indem er vor den Aſſiſen zu Jndburgh einen Verbrecher vertheidigte. Er hatte ſich mit dieſem am Abend vorher im Gefängniſſe beſprochen und ſagte zu einem Freunde, der ihn über den Befund befragte: „Schuldig, bei Gott!“ Deſſenungeachtet gelang es am folgenden Tage, die Geſchworenen zu dem Ausſpruch: „Nicht ſchuldig!“ zu bewegen, worauf Walter Scott ſagte: „Es iſt doch nicht übel gethan, einem ſolchen Galgenſchwengel durchzuhelfen.“ Um die Sagen und Legenden, die er auf dieſer Exkurſion von den Einwohnern hörte, zur Erleichterung ſeines Gedächtniſſes feſtzuhalten, pflegte er ein Stückchen Holz oder einen Aſt zu nehmen und darauf Merkzeichen einzuſchneiden, ſo lange als der Erzähler ſprach, und dieſe Runenſtäbe füllten die Taſche ſeines Begleiters oft bis zur Unbequemlichkeit. Solche Reiſen machte er in der Folge regelmäßig in jedem Herbſte, wo er dann die Materialien zu ſeinen ſpätern Produktionen reichlich einerntete. Während der Sitzungszeit hielt er ſich jedoch fleißig zu den Gerichtshöfen. Ueberall zeigte er ſich als einen treuen Anhänger der Tories, weshalb er denn auch als ein junger Mann von „guten Grundſätzen“ gelobt, geſchützt und gefördert wurde. In Ferien und Mußeſtunden ſetzte er eifrig ſeine Lektüre ſowie auch ſeine deutſchen Studien fort. Während einer ſeiner Herbſtreiſen hatte eine geiſtreiche Dame zu Edinburg in der Geſellſchaft eine Ueberſetzung von Bürger's „Lenore“ vorgeleſen und damit den größten Eindruck

gemacht, wie denn damals überhaupt die Vorliebe für deutſche Poeſie in Schottland immer weitere Fortſchritte machte. Als Scott zurückkam, waren alle ſeine Freunde noch ergriffen von der Wirkung dieſes Gedichts, von welchem ſie ihm Wunderdinge erzählten und einzelne in ihrem Gedächtniſſe zurückgebliebene Strophen wiederholten, denn eine Abſchrift des Gedichts hatte die Dame trotz aller Bitten nicht zurücklaſſen wollen. Walter Scott, ohnehin ſchon ein eifriger Balladenjäger, ward höchſt begierig, das Gedicht kennen zu lernen. Mit Mühe erhielt er endlich ein Exemplar von Bürger's Gedichten. Kurz vorher hatte Lewis ſein jetzt vergeſſenes Gedicht: „Der Mönch", herausgegeben, welches in Form und Gehalt im Geſchmack der damaligen deutſchen Poeſie abgefaßt war, und womit er außerordentliche Senſation machte. Walter Scott hatte dieſen Dichter perſönlich kennen gelernt und gefunden, daß deſſen Kenntniſſe und Fähigkeiten bei weitem geringer waren, als diejenigen, die er ſich ſelbſt zutraute. Alles dies bewog ihn, ſich in ähnlichen Arbeiten zu verſuchen. Er überſetzte die „Lenore" unter dem Titel: „Wilhelm und Helene", und da dieſe und einige ähnliche Nachbildungen ſeinen Freunden ungemein gefielen, ſo entſchloß er ſich, ſie in einem dünnen Quartbändchen, jedoch anonym, herauszugeben. Da indeſſen Ueberſetzungen der Bürger'ſchen Gedichte von der Hand ſchon bekannter und beliebter Dichter gleichzeitig erſchienen, ſo fiel ſein Heftchen ganz unbeachtet zu Boden, und ſomit war ſein erſter Autorverſuch total verunglückt. Dies ſchmerzte ihn tief, denn ſeine Begierde nach Beifall war damals ebenſo groß, als ſpäterhin ſeine Gleichgültigkeit dagegen. Er ließ ſich indeſſen dadurch von fernern poetiſchen Verſuchen und Beſchäftigungen nicht abſchrecken, weil dieſe ihm ſelbſt zur höchſten Freude gereichten. Später verſchaffte er ſich, wiewohl mit großer Mühe, die mehrſten Schriften von Schiller, Goethe und Fouqué. Er überſetzte „Götz von Berlichingen", aber dieſe erſt nach

einigen Jahren gedruckte Ueberſetzung beweiſt zur Genüge, daß er weder die deutſche Sprache noch den Geiſt und die Schönheiten des Dichters hinlänglich verſtand. Ein anderes Werk aus dieſer Zeit war ein Drama, wozu er den Stoff aus einem Roman von Veit Weber borgte; indeſſen zeigte er auch hierin weder Geſchmack in der Wahl des Materials, noch dichteriſche Kunſt in der Bearbeitung, wiewohl Einzelnes die trefflichen Anlagen des Dichters außer Zweifel ſetzt. Bald nachher dichtete er zwei Balladen: „Glenfinlas" und den „St.-Johannisabend", die, nur ſchriftlich verbreitet, ihm wenigſtens in der Umgegend einigen Ruf machten. Der Herzog von Roxburgh, ein leidenſchaftlicher Liebhaber und Sammler altſchottiſcher Lieder, Legenden und Sagen, nahm großen Antheil daran, lud den Dichter zu ſich ein, eröffnete ihm ſeine Sammlungen und ermunterte ihn auf alle Weiſe. Hatte nun Walter Scott ſchon durch die früher eingegangene Verbindung mit den Tories und durch ſeine eifrige Theilnahme an der Bewaffnung des Landes zu der Zeit, als daſſelbe mit einer franzöſiſchen Invaſion bedroht ſchien, die Aufmerkſamkeit der höhern Lenker des Staats für ſich gewonnen, ſo beſtätigte ihn der Beifall vornehmer Gönner noch mehr in ſeiner ariſtokratiſchen Richtung, für welche er nun auf immer gewonnen war. Seine Advokaturgeſchäfte, obgleich ſie die Aufmerkſamkeit einflußreicher Perſonen auf ihn lenkten, brachten ihm indeſſen für den Augenblick wenig baaren Gewinn, um ſo weniger, als ſeine litterariſchen Beſchäftigungen ihm weder bei den Parteien noch bei den Richtern und Beamten zu großer Empfehlung gereichten; denn dieſe meſſen den Werth des Advokaten nach der Zeit, die er in den Gerichtshöfen zubringt. Das väterliche Haus verlor mehr und mehr ſeine Reize für ihn, denn ſein Vater, der durch unabläſſigen Fleiß Vermögen erworben, nahm Aergerniß an dem, was er die Trägheit ſeines Sohnes nannte, wie denn auch deſſen freiere geſellige Gewohnheiten und Sprache gegen

die eingewurzelte presbyterianiſche Strenge des Vaters anſtieſſen. Die väterlichen Ermahnungen über ſolche Gegenſtände, in welche die aſcetiſch-religiöſe Mutter treulich einſtimmte, vergällten ihm mehr und mehr den häuslichen Aufenthalt. Hierzu kam, daß er ſich durch ſeine geſelligen Verhältniſſe bei wenig eigner Geldeinnahme und kärglicher Unterſtützung von Seiten des Vaters genöthigt geſehen hatte, Schulden zu machen, und die Mahnungen der Gläubiger ſeine Laune noch mehr verbitterten. Dieſem Kummer machte endlich im Jahre 1797 der Tod ſeines Onkels, des Kapitain Scott, ein Ende, der ihm das Gut Roſebank als Eigenthum hinterließ. Der Verkauf deſſelben befreite ihn von der Laſt ſeiner Schulden, brachte ihm aber wieder den Tadel und Mißwillen ſeiner Verwandten zuwege, indem ſie behaupteten, der Zweck des Erblaſſers, daß ſein Name mit dieſem Grundſtück in der Provinz erhalten werden ſolle, ſei hierdurch vereitelt. Solchen Verdrießlichkeiten entfloh Walter Scott durch eine Reiſe nach Gilsland an der nördlichen Grenze von England. Hier lernte er ſeine nachherige Gattin, eine Miß Carpenter, kennen. In einer frühern Liebe ſoll der Dichter unglücklich geweſen ſein, da ihm Gegenliebe verſagt wurde, doch iſt davon wenig bekannt geworden; überhaupt aber ſieht man die innern Gefühle ſeines Herzens in ſeinen Werken nicht, wie dies bei ſo vielen andern Dichtern der Fall iſt, durchſchimmern. Er ſuchte ſich möglichſt objektiv zu halten; wo er aber in ſeinen Romanen hin und wieder unbelohnte Liebe gemahlt hat, iſt dies mit einer Wahrheit geſchehen, an welcher die Erfahrung ihren Antheil zu haben ſcheint.

Walter Scott's Neigung zu Miß Carpenter war keine romantiſche, ſie führte ihn aber zu einer glücklichen Ehe. Er heirathete ſie zu Ende des Jahres 1797. Dieſe Verbindung fand bei Verwandten und Befreundeten keinen ſonderlichen Beifall, weil Miß Carpenter aus franzöſiſchem Blute herſtammte; weil ſie nach einem leiſen Gerücht, obgleich für

die Tochter eines Kaufmanns ausgegeben, die natürliche Tochter des Marquis von Downshire, ihres angeblichen Vormunds, ſein ſollte und ein Fräulein Nicholſon in ihrer Begleitung mit ſich führte, welche man für ihre wirkliche Mutter hielt. Alles dies wurde von Walter Scott nicht bemerkt oder nicht beachtet, weil ſie geſund, jung, liebenswürdig und mit einem jährlichen Einkommen von 400 Pfund begabt war. Bald darauf wurde er Sherif von Selkirkſhire, eine Stelle, wodurch er bedeutendes Anſehen in der Provinz und 300 Pfund jährliche Einnahme gewann, ohne eine große Geſchäftslaſt übernehmen zu dürfen. Dieſe Stellen ſind beinahe Sinekuren, da die Geſchäfte größtentheils durch Stellvertretung oder Korreſpondenz abgemacht werden können und der Sherif nur einen kleinen Theil des Jahres perſönlich in der Grafſchaft anweſend zu ſein braucht. Er lebte nun mehrere Jahre ſorgenlos bald in Edinburg, bald auf dem Lande, und beſchäftigte ſich vornehmlich mit der Sammlung der alten Sagen, Legenden und Balladen des Landes, wozu er ſchon in früher Jugend in ſeinen erſten Univerſitätsjahren einen Grund gelegt hatte, und wobei er von einigen gleich eifrigen Freunden altſchottiſcher Antiquitäten unterſtützt wurde. Im Jahre 1802 gab er dieſe Geſänge in zwei Bänden unter dem Titel: „Minstrelsy of the scottish border", heraus, die ſo großen Beifall fanden, daß die Auflage im Lauf eines Jahres vergriffen war. Späterhin wurde noch ein Band, enthaltend moderne Nachahmungen in ähnlichem Geſchmack, hinzugefügt. Bald nach dem Erſcheinen der erſten Bände machte Walter Scott auf einer ſeiner häufigen Exkurſionen in die Gebirge Bekanntſchaft mit dem Schäfer Hogg, einem merkwürdigen Manne, der ſein ganzes Leben hindurch ihm eng befreundet blieb. Dieſer, ein Bauernſohn, war, wie es in Schottland auf dem Lande allgemein eingeführt iſt, früh zur Schule gehalten worden, hatte in einem halben Jahre leſen und ſchreiben gelernt, mußte jedoch dann als ein armes Kind

von ſieben Jahren Kuhhirt werden, und ſpäter wurde ihm eine Heerde Schafe anvertraut. Nie betrat er wieder eine Schule, rührte keine Feder an und bekam außer der Bibel kein Buch bis zu ſeinem achtzehnten Jahre zu ſehen. In ſeinem einundzwanzigſten Jahre verſuchte er Verſe zu machen, die freilich keinen beſondern Werth hatten. Ein Herr Laidlaw nahm ſich ſeiner leitend, belehrend und ermunternd an, und die poetiſchen Arbeiten des Schäfers, der unter ſeinen Augen Verſuche und Uebungen fortſetzte, verbeſſerten ſich bald in dem Maße, daß er allmälig im Lande bekannt und genannt wurde. Hogg hatte die erſten Bände der „Minstrelsy" geſehen und dem Herausgeber mehrere Balladen, die ſeine Mutter zu ſingen pflegte, aufgeſchrieben und als Beitrag zu einem dritten Bande überſandt. Walter Scott, der bei einigen dieſer Geſänge die Aechtheit bezweifelte, reiſte, um Gewißheit hierüber zu erlangen, eigens nach Ettrick, wo Hogg wohnte. Er ließ ſich von der Mutter deſſelben die Ballade von Old Maitland vorſingen und war nun vollkommen zufriedengeſtellt. Als er die alte Frau fragte, ob ſie glaube, daß dies Lied ſchon einmal gedruckt worden ſei, erwiederte ſie: „Ei behüte, Herr, das Lied iſt in der ganzen Welt niemals gedruckt worden, denn meine Brüder lernten es von dem alten Andres Moor, und der hat es von der alten Baby Maitland gelernt, die bei dem erſten Lord von Tuſhiaw Haushälterin war." „Die Geſchichte iſt alſo ſchon ſehr alt?" ſagte Walter Scott. „Freilich", verſetzte die Frau, „aber außer „George Watſon„ und „James Stewart" iſt von meinen Liedern noch keines gedruckt worden, bis Ihr ſelbſt ſie gedruckt habt, und damit habt Ihr ſie alle miteinander verdorben! Zum Singen ſind ſie gemacht und nicht zum Leſen; und nun ſind ſie weder richtig buchſtabirt noch richtig aufgeſetzt!" „Aha, Herr Scott", ſagte Herr Laidlaw, der ihn begleitete, „laßt Euch das geſagt ſein!" Scott aber antwortete bloß durch ein herzliches Lachen und recitirte

einen Vers, worauf die alte Frau ihm mit der Hand sanft auf das Knie klopfte und sagte: „Nun, das ist denn noch treu genug!“ Durch Scott's Enthusiasmus für diese alten Bardengesänge wurde Hogg angeregt, sie nachzuahmen, und fand damit den lebhaftesten Beifall. Seine Gedichte wurden durch Scott's Empfehlung und Unterstützung gedruckt. Im Jahre 1807 erschien sein „Barde des Gebirges“, welcher Walter Scott in dankbarer Anerkennung gewidmet ist, und seitdem wird Hogg neben Burns als schottischer Naturpoet aufs höchste geehrt. Die von Walter Scott veranstaltete, mit einer trefflichen Einleitung und reichhaltigen Noten versehene Balladensammlung, welche seinen litterarischen Ruhm zuerst gegründet hat, ist eine der bedeutendsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der brittischen Litteratur. Sie hat viele Auflagen erlebt, und Scott hat an ihrer Vermehrung, Verbesserung und Erläuterung sein ganzes Leben hindurch mit eifriger Vorliebe gearbeitet. In ein mit weißen Blättern durchschossenes Exemplar trug er unausgesetzt die neuen Lesearten und seine Bemerkungen ein. Im Jahre 1803, als die zweite Auflage dieser Sammlung erschien, faßte Scott, der, obgleich wohlhabend, doch bei anwachsender Familie sich neue Hülfsquellen zu eröffnen wünschte, den Entschluß, seine Advokaturgeschäfte, die ohnehin durch seine poetischen Neigungen bei den damals noch herrschenden Vorurtheilen gegen die Schöngeisterei der Geschäftsmänner viel von ihrer Ergiebigkeit verloren, aufzugeben und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Hierbei nahm er zunächst den Grundsatz an, in der Gesellschaft durchaus nicht seine Eigenschaft als Gelehrter und Schriftsteller hervortreten zu lassen, solche Beschäftigungen vielmehr ganz in die Stille seines Studirzimmers einzuschließen, dann aber auch den zweiten Grundsatz, jede Kritik stillschweigend und ohne Antwort über sich ergehen zu lassen und litterarische Fehden gänzlich zu vermeiden. Beiden Grundsätzen und besonders dem letztern ist er bis an

ſein Ende treugeblieben. Sein erſtes Werk auf dieſer nunmehr angetretenen Bahn war eine kritiſche, mit vielen Anmerkungen und einem Wortregiſter verſehene Ausgabe des „Sir Triſtram", jenes alten verſificirten Romans, deſſen Inhalt als Volksſage in ältern Zeiten faſt durch ganz Europa, in mancherlei Geſtalten den gleichen Urſtoff enthaltend, verbreitet war. Von dieſem Gedichte exiſtirte nur ein einziges Exemplar, welches mit andern Antiquitäten der Fakultät der Advokaten zu Edinburg von Alexander Boswell geſchenkt wurde. Nach dieſem Manuſcript veranſtaltete Scott ſeine Ausgabe und ergänzte den fehlenden Schluß durch funfzehn Strophen von ſeiner eignen Erfindung. Merkwürdigerweiſe wurde aber das Werk, man weiß nicht warum, in ſo wenigen Exemplaren abgedruckt und zu einem ſo hohen Preiſe ausgegeben, daß nur wenige Perſonen deſſen Beſitz erlangen konnten.

Hierauf trat er als Verfaſſer eines eignen Gedichts: „Der Geſang des letzten Miniſtrel", hervor. Er empfing den Stoff als Aufgabe von einer vornehmen und, wie er ſagt, ſo engelgleich liebenswürdigen Dame, daß ihm auf ihren Befehl ein Gedicht auf einen Beſenſtiel gelungen ſein würde. Der Erfolg des Werks war glänzend, denn es erlebte in zwei Jahren ſechs Auflagen, auch wandte es ihm die Achtung ſelbſt des Königs und der Miniſter Melvil, Dundas, Pitt und ſelbſt Fox (obgleich derſelbe als Whig in politiſcher Geſinnung ſein Gegner war) in dem Maße zu, daß er bald darauf in ein ſehr gewinnreiches und wenig Arbeit erforderndes Amt, nämlich das eines clerk of the sessions, oder Gerichtsſchreibers, wobei es nur darauf ankam, die Deciſionen der Richter niederzuſchreiben, einrücken konnte. Im Jahre 1806 gab er ſeine kleinern Lieder und Balladen in einem, und am Schluß deſſelben Jahres eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte in fünf Bänden heraus. Sein nächſtes Werk war „Marmion", ein epiſches Gedicht in fünf

Gesängen, welches 1808 erschien und ebenfalls den höchsten Enthusiasmus erregte. Besonders war jederman von der darin enthaltenen Beschreibung der Schlacht von Flodden Field so sehr ergriffen, daß alle Welt hinreiste, um sich das Schlachtfeld zu besehen. Dies brachte einen Gewerbslustigen auf den Gedanken, daselbst einen Gasthof anzulegen, und er bat Walter Scott, ihm ein paar Verse zu dichten, die er als Inschrift über sein Thor setzen lassen könnte. Der Dichter antwortete ihm, er sei hierzu jetzt zu sehr beschäftigt, wolle ihm aber rathen, zu diesem Zweck einen Vers aus dem Gedichte selbst zu benutzen, welcher durch Weglassung eines einzigen r vollkommen passend gemacht werden könnte, nämlich den folgenden: „Drink weary pilgrim, drink and p(r)ay" (Trink, müder Pilger, trink und „bete", welches letztere Wort aber, wenn das r daraus weggelassen wird, „bezahle" heißt). Bald nachher erschien jener heftige, poetisch-satyrische Angriff Lord Byron's, worin dieser, indem er seinem Unwillen gegen tadelnde Recensenten Luft machte, ohne alle Veranlassung auch Scott und andere Dichter so witzig als unwürdig schmähte. Die Sache ist aus Byron's Leben bekannt genug, sowie, daß beide später, als der Angreifer sein Unrecht eingesehen und schmerzlich bereute, die besten Freunde wurden, auch einander so mündlich als schriftlich und im Druck, nicht minder durch gegenseitige Geschenke die größte Achtung erwiesen. Noch in dem nämlichen Jahre (1808) gab Scott die sämmtlichen Werke Dryden's mit Anmerkungen und einer Lebensgeschichte des Dichters in achtzehn Bänden heraus. Nachdem er im Jahre 1809 noch die Staatsschriften und Briefe Sir Ralph Sadler's, welche für die Geschichte der unglücklichen Königin Maria von Schottland von höchster Wichtigkeit sind, herausgegeben hatte, erschien im Jahre 1810 seine „Jungfrau vom See", die Walter Scott's poetischen Ruhm zur höchsten Stufe erhob. Noch im nämlichen Jahre besorgte er eine Ausgabe der nach-

gelaſſenen Werke der Dichterin Miß Anna Seward in drei Bänden. Hat er nun neben allen dieſen dichteriſchen und litterariſchen größern Arbeiten noch eine bedeutende Anzahl kritiſcher, antiquariſcher und anderer Aufſätze zu verſchiedenen Zeitſchriften geliefert, ſo entwickelt ſich hier eine ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit vor unſern Augen, die dem glücklichſten Talent, der reichſten Gelehrſamkeit und einem eiſernen Fleiße ſelbſt nur ſelten zu Gebote ſteht. Seine zunächſt folgenden poetiſchen Werke: „die Viſion Don Roderich's" und „Rokeby", welchen hiſtoriſche Stoffe zum Grunde lagen, machten bei weitem nicht ſo großen Eindruck auf das engliſche Publikum als die frühern. Theils war der Inhalt weniger poetiſch, theils auch waren die Leſer durch ihn ſelbſt und eine unendliche Schar von Nachfolgern der Melodie und des Styls ſeiner Verſe nun ſchon ziemlich überdrüſſig geworden. Deſſenungeachtet trat Walter Scott im Jahre 1814 noch einmal mit einem größern, aus der altſchottiſchen Geſchichte entnommenen epiſchen Gedichte: „Der Herr der Inſeln", hervor, welches, wenngleich ſeine frühern Produktionen an Schönheit nicht erreichend, doch einen Abſatz von 15,000 Exemplaren hatte, ſodaß er nach ſeinem eignen Ausdruck wenigſtens mit allen Kriegsehren vom poetiſchen Kampfplatz abtreten konnte. Einige ſpäterhin erſchienene Gedichte Walter Scott's ſind nach dem allgemeinen Urtheil ſehr ſchwach, und es kann hiervon ſelbſt das Gedicht: „Waterlo" nicht ausgenommen werden, obgleich der Dichter eigens nach dem feſten Lande reiſte, um durch den unmittelbaren Eindruck des Schlachtfeldes ſeine poetiſche Darſtellung zu beleben. Ebenſo wenig Auszeichnung verdienen einige Dramen, worin er ſich in ſpätern Jahren verſuchte. Die beſten engliſchen Kritiker urtheilen von Walter Scott's Poeſie im allgemeinen, daß es ihr an Regelmäßigkeit, Reinheit und feinerer Ausbildung der Form ſehr fehle. Es komme ihm, ſagen ſie, vorzüglich darauf an, zu ergreifen und leicht und allgemein verſtändlich

zu ſein. Nachläſſig und locker verbinde er glänzende Bilder und glühende Worte in ſeiner Diktion, die bald mit Shakſpeare's nachläſſigem Reichthum, bald mit der alterthümlichen, rauhen Einfalt der alten Romanze, bald mit der heimlichen Behaglichkeit des Volksliedes und dem ſentimentalen Schimmer der allerneueſten Poeſie gefärbt, von dem naiven Scherz zur höchſten Erhabenheit in raſchem Wechſel überſpringe, bald ſorgfältig ausmahlend, bald in energiſcher Kürze, zuweilen kunſtreich, oft nachläſſig, immer geiſtvoll und lebhaft. Seine Bilder dringen auf den erſten Anblick in jedes Gemüth, und niemals drücke er ein Gefühl aus, das nicht auch der beſchränkteſte Leſer ſofort ohne Mühe in ſich aufzunehmen vermöge. Durch den Ertrag dieſer poetiſchen Werke hatten ſich Walter Scott's Vermögensumſtände anſehnlich verbeſſert. Neben einer großen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und einer überwiegenden Neigung zum Landleben hatte er einen großen Hang zum vornehmen Weſen. Seine Gewohnheiten, ſein Betragen und ſeine Wünſche waren entſchieden ariſtokratiſch. Er war ſtolz auf ſeine Abſtammung, fand großes Behagen an der Ausübung ſeiner amtlichen Geſchäfte und Berechtigungen in der Grafſchaft und ſtrebte eifrig nach dem Umgange mit vornehmern und höher geſtellten Perſonen, als er ſelbſt war. Der Stand eines Landedelmanns war das Ziel aller ſeiner Wünſche. Der Ertrag ſeiner Werke hatte ihn inzwiſchen mit bedeutenden Geldmitteln verſehen, und er verwandte dieſelben zum Ankauf eines ländlichen Grundſtücks am Ufer des Tweed, welches urſprünglich Cartley-Hole hieß, ſehr unfruchtbaren Boden und wenig Ertrag hatte. Er hoffte dies Gut durch bedeutende Verbeſſerungen ergiebig zu machen, legte ihm den Namen Abbotsford bei, ſteckte bedeutende Geldſummen hinein, und von nun an war ſein ganzes übriges Leben der Verſchönerung und Verbeſſerung dieſes Landguts gewidmet, indem er demſelben den größten Theil ſeiner Muße und ſeiner

Einnahme zuwandte, ohne daß jedoch der Erfolg ſeinen Beſtrebungen und Erwartungen ſonderlich entſprochen hätte. Den gerichtlichen Verhandlungen wohnte er, ſeiner Amtspflicht als Seſſionsſchreiber gemäß, regelmäßig und pünktlich bei, ſeine Aufmerkſamkeit in den Sitzungen ſoll jedoch nicht eben geſpannt geweſen ſein. In einem wichtigen Rechtsfall, der vor dem Gericht verhandelt wurde, hielt Jeffries, ein berühmter Rechtsgelehrter, einſt eine glänzende und wegen der Theilnahme, die der Redner ſelbſt an der Sache nahm, ſehr lebhafte Rede, die nach und nach immer feuriger wurde. Ungeachtet dieſer redneriſchen Hitze wurde aber Jeffries' Aufmerkſamkeit doch durch die raſche Bewegung der Feder Walter Scott's angezogen, die mit einer dem Fluge ſeiner Worte folgenden und immer zunehmenden Eile über das Papier hinflog. Nach Beendigung ſeiner Rede lehnte er ſich über die Schranke, welche die Advokaten von dem Tiſche der Gerichtsſchreiber abſondert, und bat ſich von ſeinem Freunde die Notizen, die er ſo eifrig und emſig niedergeſchrieben, zur Anſicht aus. Scott reichte ihm die ganze Handſchrift, worauf ſich denn ergab, daß es der vollſtändige Entwurf jener kriegeriſchen, geiſtanregenden lyriſchen Dichtung war:

Pibroch des Donnhuil Dhu,
Pibroch des Donnhuil,
Wieder wild rufend nun
Fodre Glenconnel —

in welchem Entwurf auch nicht ein Buchſtab korrigirt war. Der Dichter verſicherte, die Lebhaftigkeit, mit der ſein Freund geſprochen, habe ihn, obgleich ihm von dem Inhalt ſeiner Rede auch nicht das Mindeſte bewußt geworden, durch die bloße Wirkung der Töne auf ſein Ohr zu einem immer ſteigenden Enthuſiasmus fortgeriſſen, bis ſein Lied vollendet geweſen ſei. Die wunderbare Begeiſterung, die in dieſem Liede vom Anfang bis zum Schluſſe immer wachſend vor-

herrscht, ist wohl geeignet, Jeffries' rhetorisches Talent in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Walter Scott soll aber auch sonst noch häufige Beweise seiner Unaufmerksamkeit abgelegt, bei Niederschreibung der Verhandlungen öfters Verstöße begangen und namentlich in einem Rechtsfalle, welcher in Gegenwart sämmtlicher funfzehn Richter abgehört wurde, also zu den wichtigen gehörte, die Decisionen in Ausdrücken niedergeschrieben haben, welche das grade Gegentheil von dem bezeichneten, was die Lords ausgesprochen hatten. Glücklicherweise wurde die Verhandlung noch vor der Unterschrift durchgesehen, eine andere unter gemeinschaftlicher Uebereinkunft der Agenten und Rechtsbeistände der Parteien zusammengestoppelt und der Irrthum auf diese Weise berichtigt, sonst hätte der ganze Rechtsfall noch einmal vorgenommen werden müssen. Oftmals saß er, ohne etwas zu thun, indem er bloß auf eine unbeschäftigte Weise um sich blickte und die Unterlippe tief einklemmte, wodurch er zwar ein etwas stumpfes Ansehen bekam, das jedoch bei näherer Beobachtung deutliche Spuren einer tiefen, innern Gedankenbewegung zu erkennen gab. Zuweilen richtete er auch seinen Blick auf die ihm gegenüberliegende Galerie, und wenn er dort irgend einen wunderlich aussehenden Bauer von etwas lümmelhafter Art gewahr wurde, so bewachte er die Bewegungen desselben eine ganze Weile, bis er endlich in ein herzliches Lachen ausbrach, wobei dann sein Gesicht einen eignen komischen Ausdruck annahm. Sein in Augenblicken der Ruhe sonst wenig belebtes Auge schien dann sein ganzes Gesicht mit einem lichten Schimmer von Humor zu beleuchten. Seine Augen waren von grau-blauer Farbe, klein, aber, wenn man hineinsah, von wunderbarer Tiefe und wie von einem brennenden Lichte glühend. Oft stand er während der Sitzung auf und ging nach dem obern Stockwerk in die Bibliothek der Advokaten. Saß er dort in einem Winkel, in irgend einem alten Foliobande blätternd und Notizen ausziehend, so sah

man Gruppen von Fremden vor- und rückwärts durch die Bibliothek ziehen, um ihn mit Bequemlichkeit anzuſchauen und ſeine Geſichtszüge ihrem Gedächtniß einzuprägen. Ging er weg, ſo eilten ſie an den von ihm verlaſſenen Tiſch, um die Federn, die er gebraucht hatte, als Reliquien an ſich zu bringen und aus dem Buche, in dem er geblättert hatte, wo möglich zu errathen, von welcher Art ſein nächſt herauszugebendes Werk wohl ſein möchte.

Daß Walter Scott im Jahre 1814, wo „Waverley" erſchien, anfing, ſeine Dichtungen in Proſa abzufaſſen, wollen einige dem Umſtande zuſchreiben, daß die Aufnahme ſeiner metriſchen Produktionen ſchon kühler geworden, beſonders auch, weil Lord Byron's aufgehendes Geſtirn den poetiſchen Horizont ſogleich mit ungetheilter Macht zu beherrſchen begann. Herr Allan hingegen ſtimmt dieſer Meinung nicht bei, indem er vielmehr annimmt, daß die Menge des dem Autor zufließenden Stoffes damals ſchon zu groß geworden ſei, um ſie in Verſen zu bewältigen. Der Dichter ſelbſt ſagt ganz einfach, ſeine jugendlichen Erinnerungen hochländiſcher Scenerie und Sitten hätten in der „Jungfrau vom See" in metriſcher Form ſo großen Beifall gefunden, daß er ſich verſucht gefühlt habe, etwas Aehnliches auch einmal in Proſa zu verſuchen. Die Gründe der als Verfaſſer ſeiner hiſtoriſchen Romane lange Zeit ſo ſtreng bewahrten Anonymität waren, wie Walter Scott ſagt, eines Theils, daß er hier mit dem Geſchmack des Publikums ein Experiment machte, das ſehr leicht fehlſchlagen konnte; andern Theils aber hielt er auch den Umgang eines Schriftſtellers mit einer Geſellſchaft, die ſeine Werke zu einem gewöhnlichen Gegenſtand vertraulicher Unterhaltung macht, überhaupt für gefährlich, weil die ſelten parteiloſen Urtheile der Umgebenden auf die freie Selbſtbeurtheilung immer nachtheilig einwirken. Man kann in ſeiner Seele wohl hinzufügen, daß er den bedeutenden Ruf, den er damals ſchon erlangt hatte, durch

eine Unternehmung so neuer Art auf das Spiel zu setzen sich scheute. Die Kritiker waren in der That bei dieser Erscheinung im Anfang sehr verlegen, da sie ein von allem Vorhandenen und bisher für klassisch Geachteten so gänzlich abweichendes Produkt in keine ihrer fertigen Rubriken einzureihen wußten, weshalb sie denn auch mit Aussprüchen von Lob und Tadel äußerst vorsichtig umgingen. Das Publikum nahm die Sache aber sofort in seine eignen Hände; es war ergriffen, brach in den lautesten Beifall aus und würde sich auch hierin durch keine mißbilligende Kritik haben stören lassen. In zwei Monaten wurden 12,000 Exemplare von „Waverley" verkauft. In diesem Jahre, 1814, gab Walter Scott abermals einen Beweis seiner wohl von keinem andern Schriftsteller erreichten litterarischen Thätigkeit, indem er im Lauf des Jahres außer dem „Waverley" nicht nur den „Herrn der Inseln", sondern auch eine Ausgabe von Swift's sämmtlichen Werken, nebst einer sehr sorgfältig ausgearbeiteten Lebensbeschreibung desselben, zusammen in 19 Bänden, ferner zwei Quartbände schottischer Antiquitäten, aus in Kupfer gestochenen Darstellungen antiquarischer Gegenstände mit beigedrucktem Text und einer weitläufig ausgearbeiteten Einleitung bestehend, endlich ein Werk unter dem Titel: „Erläuterungen über nordische Antiquitäten", ans Licht treten ließ. So erschien er als Romandichter, Poet, Biograph, Kommentator und Alterthumsforscher zugleich mit einer Reihe von sechsundzwanzig Bänden in einem einzigen Jahre, und dies alles war die Arbeit eines Mannes, der seinen Freunden niemals besonders beschäftigt vorkam, der einen Theil seiner Zeit in den Gerichtssitzungen zubringen mußte, auch in der Geselligkeit fortwährend seine Stelle einnahm, sich stark mit Agrikulturverbesserungen beschäftigte und noch Muße zu einer zweimonatlichen Gebirgsreise zu finden wußte. Nebenher streute er dann hin und wieder auch noch Gelegenheitsgedichte aus. Jedes Jahr brachte von da an zwei oder

drei mehrbändige Romane des großen Unbekannten mit. Inhalt, Namen und Erfolge derselben sind zu allgemein bekannt, als daß wir ihrer hier noch zu erwähnen hätten. Die größte Wirkung von allen brachte wohl „Rob Roy" hervor. Stadt- und Landstraßen füllten sich mit landläuferischen Dianen; celtische Klubs und Societäten wurden errichtet; die „Kriegspfeife" erhob von neuem ihre wilde Stimme in Hallen und Straßen; schottische Zeuche verdrängten, Gloucestershire und Yorkshire mit Ruin bedrohend, das Tuch, und der Fürst wie der Bauer legten schottische Tracht an. Eine allgemeine Celtomanie bemächtigte sich des ganzen Landes. In Edinburg bildete sich ein celtisches Truppenkorps, dem Walter Scott eine Fahne zum Geschenk machte. Er sprach seine Anrede mit so schwacher Stimme, daß niemand eine Sylbe verstanden hätte, wenn nicht eine Todtenstille die unermeßliche Versammlung beherrscht hätte. Als er schwieg und der kriegerische Pibroch ertönte, brach ein wolkenzerreißendes Jubelgeschrei aus, und hundert Freudenschüsse platzten durch die Luft, gleichsam mit Ungeduld den tödtlichen Kampf herbeifordernd. Von allen anwesenden Kriegern aber hatte vielleicht keiner jemals eine gefährlichere Waffe geführt als den Gänsekiel, denn fast alle waren junge Advokaten oder Gerichtsschreiber. Mitten aus diesem Tumult hinkte der alte Mann, der all diesen Enthusiasmus veranlaßt hatte, unbeachtet hinweg wie Einer, der mit der ganzen Scene nicht in der entferntesten Verbindung gestanden hätte. Als die aus diesem Roman gebildete Oper in Edinburg gegeben wurde, war das Theater zwei Monate lang bis an die Thüren vollgepfropft; die dem Bankrott schon nahen Unternehmer wurden zu reichen Leuten, sodaß die hierbei betheiligte Mstrs. Siddons einen Fonds zur Unterstützung bedürftiger Schauspieler stiften konnte. Im Jahre 1820, unmittelbar nach der Herausgabe des „Ivanhoe", wurde Walter Scott nach London berufen, um von seinem Monarchen, der ihm schon

früher vielfältige Beweiſe ſeiner Werthſchätzung gegeben und ihn, ſo oft er die Hauptſtadt beſuchte, zur Tafel gezogen hatte, in den Freiherrnſtand erhoben zu werden. Bei dieſer Gelegenheit machte der Bildhauer Chantrey die vortreffliche Büſte von Walter Scott, wovon wenigſtens 4000 Abgüſſe verbreitet worden ſind.

Während Walter Scott durch immer neue, unausgeſetzt erſcheinende Romane den nie ermüdenden Beifall des Publikums fortwährend ſteigerte, that er ſich andererſeits durch politiſche Schriften großen Schaden. Der im Jahre 1820 herrſchende allgemeine Nothſtand hatte in faſt allen Gegenden des Königreichs unruhige Bewegungen erzeugt und den oft erneuten Wunſch einer Parlamentsreform in ungeduldige Anregung gebracht. Die verachtende Gleichgültigkeit der Regierung gegen alle Klagen trug das Ihrige bei, den Jammer des leidenden Volks faſt bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Die populaire Druckerpreſſe nahm einen bisher noch nie gewagten Ton von Dreiſtigkeit an, der durch die bisherigen geſetzlichen Mittel nicht mehr zu unterdrücken war. Walter Scott ließ unter dem Titel: „Der Geiſterſeher", drei Aufſätze in die edinburger Wochenzeitung einrücken und außerdem in Form eines Pamphlets in ſtarker Anzahl durch das ganze Land vertheilen. Die Härte, mit welcher er die Vertheidiger der Parlamentsreform als Wahnſinnige oder Verräther behandelte und das Volk durch weitläufige Argumentation zu überzeugen ſuchte, daß die Noth, über die es klage, gar nicht exiſtire, weil er ſie nicht kannte oder nicht achtete, gehört zu den ſchlimmſten Beiſpielen, in welchen ſich damals der Hochtorismus zu erkennen gab. Eine zu Anfang des Jahres 1821 erſcheinende Zeitung: „Der Leuchtthurm", an deren Herausgabe Walter Scott ebenfalls Theil nahm, ging, in demſelben Sinne unternommen, ſogar in Privatbeleidigung und Diffamation der Gegner über, was denn zu zahlreichen Prozeſſen und ernſtlichen Kämpfen zwiſchen Menſchen ſelbſt

höherer Klaſſen Veranlaſſung gab. Der Ruf der Mißbilligung gegen dieſes Blatt wurde ſo allgemein und ſo laut, daß die Herausgeber dem Sturme weichen und es ſchon im September deſſelben Jahres wieder aufgeben mußten. Walter Scott unterlag wegen ſeiner Theilnahme an dieſem Blatte dem ſchärfſten Tadel, obgleich er ſich von allen darin enthaltenen Perſönlichkeiten öffentlich losſagte. Bei dem Beſuch, den Georg IV. im Jahre 1822 in Schottland machte, erſchien, wie es in der Natur der Verhältniſſe lag, der ſchottiſche Nationaldichter, der von dem Volk und dem Könige gleich hoch geachtet wurde, gleichſam als Wortführer und Dolmetſcher zwiſchen beiden. Durch eine ungünſtige Verkettung von Umſtänden begegnete es ihm bei dieſer Gelegenheit, die perſönlichen Gefühle des Monarchen unangenehm zu berühren. Unter andern Feſtlichkeiten hatte Walter Scott eine Proceſſion im höchſten Staatskoſtum vorgeſchlagen, welche ganz in der Art ſtattfinden ſollte, wie es zur Zeit der Unabhängigkeit der ſchottiſchen Krone üblich geweſen war. Es war alles dazu vorbereitet, da der Gedanke von der Nation mit Enthuſiasmus ergriffen wurde. Der König ſelbſt aber erfuhr dies erſt, nachdem alle Anordnungen vollendet waren, und äußerte ſogleich den lebhafteſten Widerwillen dagegen. Das zur Anordnung der Feſtlichkeiten erwählte Kommittée gerieth dadurch in große Verlegenheit und veranlaßte Walter Scott, die königliche Erlaubniß perſönlich zu vermitteln. Obgleich nun der König ſich gegen den Dichter ſehr bitter darüber äußerte, daß er über dieſe Anordnung nicht vorher befragt worden ſei, ſo beſtand dieſer doch feſt auf der Ausführung, ja er ſagte gerade heraus, Se. Majeſtät könne nicht umhin, die vorgeſchlagene Anordnung zu genehmigen. Hierdurch gelang es ihm denn zwar, die widerſtrebende Einwilligung des Monarchen zu erpreſſen; er wurde jedoch von da an mit unverhohlener Kälte behandelt. Ein zweites Unglück begegnete ihm am Tage dieſer von ihm angeordneten Feier ſelbſt,

als er mit seinem jüngsten Sohne unbemerkt hinter den Reihen der schon aufgestellten Procession weggehen wollte, um solche als Privatmann aus einem Fenster mit anzusehen, durch das Gedränge aber mitten in den Zwischenraum der beiden Reihen hineingestoßen und nun gezwungen wurde, seinen Weg durch die ganze lange Reihe der zur Procession gehörigen Personen fortzusetzen. Da er persönlich allgemein gekannt war, so wurde er von allen Seiten mit lautem Jubel begrüßt, woraus denn Viele Veranlassung nahmen zu sagen, Sir Walter Scott's Procession komme noch vor der des Königs. Seine wirklich innerliche Bescheidenheit wurde hierdurch empfindlich verletzt, denn in der That suchte er sich jeder öffentlichen Auszeichnung angelegentlichst zu entziehen und äußerte niemals große Freude an den Schmeicheleien, die ihm verschwenderisch gespendet wurden. Nur einen Beweis der ihm zu Theil gewordenen Volksachtung pflegte er mit freudigem Dankgefühl zu erwähnen. Bei der Krönung des Königs hatte er sich auf dem Rückwege nach seiner Wohnung schon eine bedeutende Strecke mit seinen Ellbogen durch die gepreßte Menge durchgearbeitet, als er sich endlich in einem undurchdringlichen Haufen so eingekeilt fand, daß er nun nicht mehr herauskonnte. In dieser Noth wandte er sich an einen nahestehenden Sergeanten der schottischen Grauen, der aber, seiner Pflicht gedenkend, das Haupt schüttelte und sagte: „Freund, ich kann Euch nicht beistehen". Der Dichter aber flüsterte ihm leise die Worte zu: „Könnt Ihr Euerm Landsmann Walter Scott nicht helfen?" „Ja, Herr", erwiederte der Soldat, „Euch soll bei Gott geholfen werden, komme es, wie es wolle!" und sogleich schaffte er seinen berühmten Landsmann mit einer tüchtigen Eskorte aus dem Gedränge. Als sich Walter Scott im Jahre 1831 auf dem Kriegsschiffe Barham nach Neapel einschiffte, sagte ihm einer der Seeoffiziere, daß mehrere Seeleute ausdrücklich deshalb auf dem Schiffe Dienste genommen hätten, weil sie wußten, daß er mit

demſelben reiſen würde. „Das iſt ſchmeichelhaft“, erwiederte Walter Scott; „aber die größte Ehre hat mir doch ein Fiſchhändler in London erwieſen; denn als mein Bedienter etwas Stockfiſch zu meinem Mittagseſſen bei ihm einkaufen wollte, erwiederte er, es ſei keiner mehr zu haben, weil es ſchon zu ſpät am Tage ſei. Sobald er aber zufällig erfuhr, daß der Fiſch für mich beſtimmt ſei, erklärte er ſogleich, wenn in London für Geld und gute Worte ein Biſſen Stockfiſch zu erlangen ſei, ſo ſolle er mir zu Dienſten ſtehen.“ Wirklich gelang es ihm, den Fiſch zu bekommen, und er ging damit den ganzen Weg von Billingsgate bis nach dem Suſſexplatz im Regent's Park.

Als Sir Walter Scott in Dublin war, ging er mit ſeiner Familie ins Theater. Nach kurzer Zeit entſtand Bewegung und Lärmen auf der Galerie. Das Toben vermehrte ſich, ohne daß man auf dem Theater und im Parterre die Urſache begriff, und brach endlich in ein ſo donnerähnliches Getöſe aus, daß der Vorhang heruntergelaſſen werden mußte. Der Regiſſeur trat heraus und fragte demüthig, was den Herren beliebe, worauf ein paar hundert Stimmen die lakoniſche und ächtiriſche Antwort gaben: „Sir Walter Scott!“ Neue Verlegenheit und Verwirrung des Regiſſeurs. Verlangten ſie, daß die ausgezeichnete Perſon auf dem Theater dargeſtellt werden ſollte? Er trat ab, und Niemand wußte, was da zu thun ſei. Endlich bemerkten einige der Zuſchauer im Parterre den Dichter in einer Loge und machten nun das ganze Publikum auf ſeine Anweſenheit aufmerkſam, worauf alle Anweſende mit einer Bewegung ſich erhoben und ihn ehrfurchtsvoll begrüßten. Er bedankte ſich in kurzen Worten für dieſen ſchmeichelhaften Beweis der öffentlichen Anerkennung und ſetzte ſich unter wiederholten Beifallsbezeigungen wieder nieder. Allen Verſuchen, ihn aus dem Dunkel ſeiner Anonymität hervorzulocken, widerſtand er ſo geſchickt als ſtandhaft. Ein Bibliothekar, der ihn in der Bibliothek des

heiligen Grabes zu Dublin herumführte, sagte zu ihm: „Wissen Sie, Sir Walter, daß ich erst ganz vor Kurzem Zeit gefunden habe, Ihren „Redgauntlet" zu lesen?" „Ein solches Buch kenne ich gar nicht", erwiederte Scott. Als er an der Tafel des Prinz-Regenten saß, kam er in eine gröſsere Verlegenheit; denn dieser füllte ein Glas und trank die Gesundheit des „gröſsten Genius seines Vaterlandes, des Verfassers von Waverley," worein die Gäste denn natürlich einstimmten. Man war neugierig, wie Walter Scott sich hierbei benehmen werde. Dieser erhob sich und sagte, er nehme sich nicht heraus, die Meinung Sr. königl. Hoheit mißverstehen zu wollen, und nehme die ihm bestimmte schmeichelhafte Aeuſserung dankbar an; „allein", fügte er hinzu, „Ew. königl. Hoheit, ich bin nicht der Verfasser des Waverley", worauf der Prinz sogleich erwiederte: „Es macht mich sehr glücklich, dies zu hören, da ich nun zwei der gröſsten Männer von Europa statt eines Einzigen zu meinen Unterthanen rechnen kann, denn so zählen wir nun Beide, den Dichter der „Jungfrau vom See" und den Verfasser des „Waverley" zu den unserigen." Von der Zeit an behauptete der Prinz, daß Walter Scott diese Romane nicht geschrieben haben könne, weil er es für unmöglich halte, daß irgend Jemand sich die Freiheit nähme, ihn zu mystificiren, wogegen Walter Scott seinerseits äuſserte, der Prinz habe nicht das Recht gehabt, in sein Geheimniß einzudringen, welches er ihm zwar unter vier Augen wohl anvertraut haben würde, jedoch in der Gesellschaft bekannt zu machen um so weniger geneigt gewesen sein als sich in derselben Personen befunden hätten, die sich mit litterarischen Dingen beschäftigten. Nach seiner Rückkehr aus Irland betraf den Dichter, dessen Lebensweg ihn bisher unausgesetzt aufwärts geführt hatte, jenes bekannte Unglück, das als der Wendepunkt seiner Laufbahn betrachtet werden kann. Seine Einkünfte hatten ihn bisher in den Stand gesetzt, ein glänzendes

Leben zu führen. Alles war bei ihm auf den Fuß eines reichen Landedelmanns eingerichtet, und auf dem Lande wie in der Stadt übte er Gastfreundschaft im ausgedehntesten Sinne. Ueberdies verwandte er unglaubliche Summen auf die Kultur und Verschönerung seines Landsitzes, der zwar dadurch nicht einträglicher, aber auf eine ganz eigne Weise in einem originellen, romantischen Geschmack des Mittelalters großartig erbaut, verziert, verschönert und mit Seltenheiten aller Art erfüllt worden war. Bei alle diesem konnte er sich, wiewohl oft in augenblicklicher Geldverlegenheit, doch für einen reichen Mann halten. Dennoch täuschte er sich, indem er mit seinem Verleger, dem Buchhändler Constable, sowohl als mit dem Drucker Ballantyne in das Verhältniß eines Handelskompagnons getreten war und den Kredit beider Handlungen durch seine Namensunterschrift kräftig unterstützt hatte. Als Beide nun im Jahre 1825 Bankrott machten, sah sich Walter Scott plötzlich als Schuldner einer Summe von 120,000 Pfund Sterl. seinen Gläubigern gegenüber. Sehr leicht hätte er diese durch unmittelbare Zahlung eines sehr geringen Theils der Schuld dazu bewegen können, sich für abgefunden zu erklären; ja, einer von ihnen soll ihm einen in der Summe unausgefüllt gelassenen Wechsel auf die schottische Bank übersandt haben mit der Eröffnung, daß er nur den Betrag, womit er seine Gläubiger abfinden wolle, darin eintragen dürfe, womit diese jedenfalls zufrieden zu sein erklärt hätten, sodaß er dann mit einemmale von all seiner Unruhe befreit gewesen wäre. Allein Walter Scott wollte von keinem Vergleich etwas hören, keinen Beistand annehmen und forderte von seinen Gläubigern nichts als Zeit. „Meine Herren", sagte er zu ihnen, indem er sich eines spanischen Lieblingssprichworts bediente, „Zeit und ich gegen jede zwei! Lassen Sie mich die Zeit zum Alliirten nehmen, und ich glaube, ich werde Sie bis zum letzten Heller befriedigen können." Er schränkte seinen Hausstand nach Mög-

lichkeit ein; er gab sein Amt auf, um den damit verknüpften Zeitaufwand den einträglichern schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können; er begab sich nach Abbotsford und arbeitete zehn, zwölf, oft sogar vierzehn Stunden täglich, und im Jahre 1830 hatte er schon die Hälfte seiner Schuld abgetragen. Durch die Untersuchung des Vermögenszustandes der Handlungshäuser Constable und Ballantyne war denn unvermeidlicherweise auch der Name Walter Scott's als wirklichen Verfassers der sogenannten Waverleyromane ans Licht gezogen worden, und er hielt es nun nicht länger weder für möglich noch für rathsam, seine Autorschaft zu leugnen. Die von Mstrs. Siddons gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung nothleidender Schauspieler feierte ihr Stiftungsfest. Bei dem Mittagsmahle wurde seine Gesundheit ausgebracht, und in der Dankrede gab er sich öffentlich und feierlich als den Verfasser jener hochberühmten Werke zu erkennen.

Die übermäßige Anstrengung, der sich Walter Scott unterwarf, um sich durch den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten der schweren Verpflichtung gegen seine Gläubiger zu entledigen, untergrub seine Gesundheit; schon erschöpfte ihn auch die mäßigste Bewegung; seine Sprache veränderte sich, sein gelähmter Fuß verursachte ihm große Schmerzen, und alles deutete auf die Annäherung einer allgemeinen Paralyse. Aerztliche Hülfe konnte wenig fruchten, denn dem Ursprunge nach hätte man sein Uebel ein Gedankenfieber nennen können; nur durch Mäßigung der heftigen geistigen Bewegung wäre ihm zu widerstehen gewesen. Als Dr. Abercrombie dem Dichter die Nothwendigkeit solcher Mäßigung aufs dringendste vorstellte, erwiederte er: „Wenn Molly den Wasserkessel aufs Feuer setzt, mag sie auch immerhin sagen: Wasser, Wasser, koche nicht! Was hilfts aber?“ Als ihm endlich mit dem Tode gedroht wurde, wenn er seine Thätigkeit in dieser Weise fortsetzte, schrieb er einem Freunde: „Dr. Abercrombie droht mir den Tod, wenn ich so viel schreibe; wenn ich es

aber so plötzlich aufgebe, wird es um so gewisser mein Tod sein. Ich muß meinem Schwiegersohn Lockhart noch ein wenig beistehen; er hat immer die Pflichten eines Sohnes gegen mich erfüllt. Auch muß die Ausgabe der Waverleynovellen, wie man sie nennt, nothwendig gefördert werden. Außerdem aber darf ich freilich nun nichts schreiben, denn am Ende ist der Tod doch eine Ceremonie, die man gern so lange als möglich aufschiebt." Das ehrenwerthe Betragen Walter Scott's gegen seine Gläubiger bewog diese zu dem in einer Generalversammlung einstimmig gefaßten Entschluß, ihm die Bibliothek, Manuscriptensammlung, das Ameublement und das Silbergeräth von Abbotsford, welches alles er ihnen seiner Insolvenz wegen abgetreten hatte, zum Geschenk zu machen. Es würde ihm nun unfehlbar gelungen sein, die Last des Unglücks, das ihn betroffen hatte, ganz von sich abzuwälzen, wenn nicht grade in der Zeit, wo seine Gesundheit schon so sehr geschwächt war, ein anderes Ereigniß zu mächtig auf sein Gemüth eingewirkt hätte. Als ein Hochtory gewahrte er mit Schrecken und Abscheu die Maßregel der Parlamentsreform, die Lord John Russel im März 1831 im Parlamente vorschlug. In einer Versammlung der Landeigenthümer von Roxburghshire erschien Walter Scott mit aschgrauem, ermattetem Gesicht, mit hohler, zitternder Stimme und verfallenem, gebeugtem Körper. Nachdem er die Reden der Ministeriellen mit sichtbarer Unruhe angehört hatte, erhob er sich mit gewohnter Würde und sagte der Versammlung: er sei zwar nur mit innerm Widerstreben und großer persönlicher Beschwerde hierhergekommen, aber er würde, auch wenn er sein Blut hier hätte vergießen sollen, doch gekommen sein und seinen letzten Athemzug verwandt haben, um sich dieser Maßregel zu widersetzen. Nachdem er die Nachtheile derselben entwickelt, sagte er zum Schluß: „Ich nehme Abschied von Ihnen, meine Herren, mit den bekannten Worten des Gladiators, der den Kaiser anredete:

moriturus te salutat." Auf einiges Ziſchen, das ſich während ſeiner Rede erhob, ſchien er Anfangs nicht Acht zu geben; als dies aber auch bei der Antwort, die er auf die Rede des ihm zunächſt ſitzenden Herrn gab, wiederholt wurde, wandte er ſich plötzlich nach der Gegend, woher das Geräuſch kam, und ſagte: er kümmere ſich um dieſes Ziſchen ſo wenig als um das Geſchrei der Thiere des Feldes. Doch war ſein Gefühl ſo verletzt, daß er auf dem Rückwege Thränen vergoſſen haben ſoll, und gewiß hat dieſer Umſtand ſehr nachtheilig auf ſeine Geſundheit eingewirkt. Er machte bald nachher noch eine größere Anſtrengung, ſich jener gefürchteten Maßregel zu widerſetzen. Die konſervative Partei in ſeiner Gegend entſchloß ſich zu einer Adreſſe an das Ober- und Unterhaus, um die Parlamentsreform zu verhindern, und er wurde als Sherif der Grafſchaft gebeten, ſeine hochberühmte Feder zur Abfaſſung derſelben zu verwenden. Er arbeitete drei Tage daran und brachte ein Werk zu Stande, das an Umfang einem Bande ſeiner Romane wenig nachgab. Als er aber damit in der Verſammlung erſchien, erſchrak dieſelbe vor der Länge des Aufſatzes, und es bemerkte jemand, daß ein ſo ausgedehntes Werk ſchwerlich geduldiges Anhören, noch weniger aber Annahme finden werde. Nach einigen Debatten wurde eine ganz kurze Adreſſe von dem Sekretair der Verſammlung aufgeſetzt und angenommen, womit auch Sir Walter Scott, nachdem er nun ſein Herz erleichtert hatte, nicht nur ſehr wohl zufrieden war, ſondern auch die Sache ſelbſt als eine ſcherzhafte Anekdote jederman erzählte. Von dieſer Zeit an wurde ſeine Geſundheit mit jedem Tage ſchlechter, ja, auch ſeine ſonſt ſo heitere Laune wurde finſter und mißwillig, was wohl vorzüglich der Beſorgniß für das Glück ſeines Vaterlandes zuzuſchreiben iſt, welche die Zunahme und Verbreitung ihm ſo verhaßter revolutionairer Geſinnungen ihm einflößte. Dennoch gab er in dieſer Zeit noch mehrere Bände Novellen heraus, die aber

gewiß ſeine ſchwächſten Arbeiten ſind. Zuletzt erklärten ſeine Aerzte, daß nur eine gänzliche Entfernung von aller geiſtigen Arbeit, und zwar auf lange Zeit, noch einige Hoffnung auf Rettung darbiete. Das beſte Mittel hierzu ſchien eine Reiſe, und ein Aufenthalt in Italien ward als heilſam empfohlen. Da aber ſeine Kräfte einer Landreiſe nicht mehr gewachſen waren, ſo mußte eine zweckmäßige Gelegenheit zur See ermittelt werden. Eine nach Malta beſtimmte Fregatte wurde eben ausgerüſtet, und der König, von dem Zuſtande des Dichters und ſeinen Wünſchen unterrichtet, gewährte ihm die freie Ueberfahrt für ſich und ſeine Tochter. Walter Scott hatte nur mit Widerſtreben in die Reiſe gewilligt; er fürchtete und glaubte ein Vorgefühl zu empfinden, daß er fern von ſeiner Heimath begraben werden würde. Während ſeiner Krankheit zu Abbotsford hatte eine der größten Beläſtigungen der Familie in der Beantwortung der vielen Briefe beſtanden, die von Perſonen aus allen Theilen von England, ja auch ſelbſt vom Feſtlande aus dahin geſchrieben wurden, um ſich nach dem Befinden des Dichters zu erkundigen. Es ſollen an dreihundert in jeder Woche geweſen ſein, und alle wurden pünktlich und gewiſſenhaft beantwortet. Walter Scott's Empfang in Portsmouth und die bis zur Aengſtlichkeit ſorgfältigen Vorbereitungen zu ſeiner Einrichtung auf der Fregatte Barham waren eines Königs würdig. Ein fünftägiger Aufenthalt in Portsmouth ſchien ſeine Geſundheit ſehr geſtärkt zu haben; dennoch nahm er von allen in einem Tone Abſchied, der ſeine völlige Hoffnungsloſigkeit verrieth. Auf der Seereiſe ſchien er an Geiſt und Kräften bedeutend zu gewinnen. Von dem Enthuſiasmus der Einwohner bei ſeiner Landung auf Malta kann man ſich keinen Begriff machen. Bei ſeinem Eintritt in die Stadt begrüßte ihn ein Beamter mit vielen Beiſtänden und hielt ihm eine lange Rede, worin er den Dichter bat, dieſe Inſel dadurch (wie es hieß) „unſterblich" zu machen, daß er ihre Geſchichte ſchriebe. Man

bat ihn dringend, einem Künſtler zur Anfertigung ſeiner Büſte zu ſitzen, und da er dies, angeblich wegen zu vieler Schreibgeſchäfte, ablehnte, ſo ſtellte der Wirth des Dichters Schreibtiſch der Thüre gegenüber, ſodaß der Bildhauer das offengelaſſene Schlüſſelloch zu ſeiner Arbeit benutzen konnte. Der Erfolg blieb unbekannt. Er ging mit demſelben Schiffe nach Neapel und trat hier am 27. December 1831 ans Land. Die ganze Schiffsmannſchaft vergoß Thränen, als er Abſchied nahm. Wie zuvorkommend und ehrerweiſend ihm auch in Neapel alles entgegenkam, kann man ſich vorſtellen. Als er am 12. Januar bei Hofe eingeführt wurde, beſchloß er, einer wunderlichen Grille nachgebend, in der glänzenden Uniform der ſchottiſchen Schützen — jener erblichen Leibwache der Könige von Schottland — zu erſcheinen, welche Tracht die Neapolitaner in ihrer Unſchuld für eine Feldmarſchallsuniform hielten und ſich verwunderten, daß ſein hoher Rang im britiſchen Heere bisher ſo gänzlich unbekannt geblieben ſei. Die königliche Familie bezeigte ihm hohe Achtung, und der König befahl, daß man ſeinen etwaigen Wünſchen und Anordnungen in Betreff neuer Nachgrabungen in Pompeji pünktlich Folge leiſten ſolle. In Neapel verfaßte er ſeine letzte Druckſchrift, nämlich jene ausführliche und intereſſante Vorrede zur zweiten Auflage von „Castle dangerous". Am 21. April traf er in Rom ein. Merkwürdig iſt, daß er während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes daſelbſt, obgleich er alle andere dortige Merkwürdigkeiten mit Aufmerkſamkeit betrachtete, auch nicht einmal den Vatican beſuchte. Beſondern Fleiß wandte er auf die Beſichtigung der Villa des Kardinals York zu Fraſoli und ſammelte mit ängſtlicher Sorgfalt alle Notizen, die er über dieſen Mann ſich verſchaffen konnte. Seine Rückreiſe von Rom aus hatte er dergeſtalt angeordnet, daß er über Wien, Prag, Teplitz, Karlsbad durch verſchiedene deutſche Staaten, endlich von München aus nach Mainz reiſen und von dort den Rhein

hinabfahren wollte. Wahrscheinlich hatte ihn eine dringende Einladung von Goethe zu dieser Reisetour bestimmt; denn dieser hatte einem in Neapel befindlichen gemeinschaftlichen Freunde geschrieben:

„Versichern Sie ihn, daß er sich unter unserm Dache gewiß in jeder Beziehung heimisch finden und mit der Hochachtung und Aufmerksamkeit empfangen werden wird, die ihm nicht nur als dem Verfasser einer Unzahl bedeutender Werke, sondern auch als einem Rechtdenker, einem Mann von hoher Sinnesart gebührt, der sein Leben der Veredlung des Menschengeschlechts gewidmet hat. Und was mich selbst betrifft, so kann ich mit Wahrheit bemerken, daß dieses Gefühl durch den geistverwandten Verkehr, der so lange Jahre schon unter uns bestanden, noch höchlich verstärkt wird."

Aber schon in Rom erhielt Walter Scott die Nachricht von Goethe's Tod. Ob und wie weit diese Nachricht auf seinen Zustand eingewirkt, kann nicht bestimmt werden; so viel ist aber gewiß, daß von dieser Zeit an seine Gesundheit in schnellster Abnahme zu schwinden begann, und daß seine ungeduldige Sehnsucht nach der Heimath mit jeder Stunde zunahm. Sechs Tage hintereinander blieb er täglich siebzehn Stunden auf der Landstraße; eine Ermüdung, der kaum der stärkste Körper gewachsen sein möchte, aber bei der fieberhaft-ängstlichen Sehnsucht, die ihn trieb, hielten die Seinigen jeden Widerstand für schädlicher noch als diese Eilfertigkeit. In Frankfurt am Main kaufte er einige Landschaftsbilder, um sich die eben gesehenen Gegenden zu vergegenwärtigen. Der Kaufmann, der ihm die Bilder zeigte und ihn nicht persönlich kannte, ging endlich auch zu schottischen Landschaften über und sagte, auf eines der Bilder besonders hindeutend: „Eine Ansicht von Abbotsford!" „Von diesem Orte", erwiederte Walter Scott trübläcbelnd, „habe ich schon ein sehr getreues Bild", und ging mit seinen gekauften Ku-

pferstichen weg. Man hoffte, daß ihm die bequemere Schiffsreise auf dem Rhein wohlthuend sein werde; aber seine Ungeduld schien mit der Annäherung an seine Heimath selbst zu wachsen und schon am 4. Juni befiel ihn ein Schlagfluß, der gewiß unmittelbar tödtlich gewesen wäre, wenn ihm ein treuer Diener nicht sogleich zur Ader gelassen hätte. Schon acht Tage nachher befand er sich in London. Aerztliche Hülfe zeigte sich wenig wirksam, er blieb mehrere Wochen bewußtlos, und nur in einzelnen Momenten schien eine Erinnerung sein Gesicht mit einem Lächeln zu erhellen, wo er dann zuletzt immer die Worte: „Abbotsford, Abbotsford!" ausstieß. Man fand es daher auch rathsam, ihn sofort mittels eines Dampfschiffs in Nähe seiner Heimath zu bringen. Nach zweitägigem Aufenthalt in Edinburg konnte er seinem Arzte, Dr. Watson, die Hand schütteln und für seine Aufmerksamkeit danken, dann reiste er ab, und so wie er einen Ort erreichte, wo er Abbotsford von fern erblicken zu können glaubte, ließ sich seine Ungeduld, sich aufzurichten und um sich zu schauen, nicht hemmen. Endlich, an dem geliebten Orte angekommen, machte die heftige Erregung wieder einer völligen Apathie Platz, bis endlich sein alter Freund und Geschäftsträger, Herr Laidlaw, an sein Bett trat, worauf er leise sagte: „Nun weiß ich, daß ich in Abbotsford bin." Nach einigen Stunden erwachte er und ließ sich nun bald in die Bibliothek, bald in die andern Zimmer, bald in den reichblühenden Garten tragen. Mehrere Tage hindurch schien es besser mit ihm zu werden; er ließ sich sogar vorlesen und wählte hierzu die Gedichte von Crabbe, einem Dichter, der, wiewohl jetzt überschrieen und zur Schande unsers Zeitalters fast vergessen, doch alle heutigen englischen Dichter lange überdauern wird, und den auch der große Fox in seinen letzten Augenblicken abwechselnd mit der Bibel sich vorlesen ließ. Nach wenigen Tagen aber wurde Walter Scott wieder regungs- und besinnungslos und starb endlich am 21. Sep-

tember 1832. Als man ihn nach Dryburgh Abbey zu ſeiner Begräbnißſtätte brachte, war in der Stadt Selkirk und in den Dörfern Darnick und Melrose, die auf dem Wege lie= gen, alle Arbeit eingeſtellt; im letztern Orte ſtand die männ= liche Bevölkerung unbedeckten Haupts in tiefer Trauerklei= dung in zwei Reihen aufgeſtellt, während die Glocken läu= teten. Der Landmann verließ ſeine Feldarbeit und ſtellte ſich längs dem Wege nach Dryburgh auf, der überall mit theil= nehmenden Zuſchauern bedeckt war.

Von der ganzen Schuld Walter Scott's waren damals noch 53,000 Pfund Sterl. rückſtändig. Er hatte aber ſein Leben auf eine Summe von 22,000 Pfund Sterl. verſichern laſſen, welche jetzt den Gläubigern zu gut kamen. Ferner hatten ſich aus dem Ertrage ſeiner Schriften ſchon wieder 11,000 Pfund Sterl. angeſammelt, ſodaß noch 20,000 Pfund zu decken waren, welche letzte Summe die Erben im Fe= bruar des nächſten Jahres zu bezahlen ſich erboten. Die Gläubiger erklärten ſich, indem ſie dieſes Anerbieten annah= men, für tiefdurchdrungen von dem ehrenwerthen Benehmen Sir Walter Scott's und von den Vortheilen, die er durch ſein hervorragendes Talent ihnen zugewandt habe unter Schwierigkeiten und Unglücksfällen, die kein Anderer als er zu überwinden im Stande geweſen wäre.

In ſeinem Teſtamente vom 4. Februar 1831 hatte Walter Scott beſtimmt, in welcher Art aus den theilweiſe ſchon herausgegebenen und noch zu veranſtaltenden neuen Auf= lagen ſeiner Schriften zuvörderſt ſeine Gläubiger befriedigt und der Reſt unter ſeine Familie vertheilt werden ſollte. Gleich nach ſeinem Tode wurde von ſeinen Freunden und Verehrern in Edinburg eine Subſcription zu dem Zweck er= öffnet, um eine hinlängliche Summe zu einem für den Dich= ter in dieſer Hauptſtadt zu errichtenden Monument zuſam= menzubringen. Es kamen Anfangs zahlreiche und bedeutende Beiträge ein, und der Ertrag ſoll ſich auf 6000 Pfund

Sterl. belaufen; hernach aber erkaltete der Eifer, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die sogenannte „Abbotsford-subscription" soll so viel eingetragen haben, daß die auf diesem Landsitz haftende Schuld von 10,000 Pfund getilgt und die Besitzung den Erben schuldenfrei erhalten werden kann.

Der Biograph schließt mit einer Aufzählung sämmtlicher von Walter Scott verfaßten Werke, deren Anzahl sich im Ganzen auf 131 Bände beläuft. In der eben jetzt erscheinenden Gesammtausgabe werden sie zwar nur 84 Bände einnehmen, es werden davon aber auch die „Geschichte von Schottland", die „Briefe über Dämonologie", die „Schottischen Antiquitäten" und seine Beiträge zu Journalen und Sammlungen u. s. w. ausgeschlossen bleiben, weil deren Verlagsrecht in verschiedenen Händen ist. Könnten diese mit abgedruckt werden, so würde die Sammlung bis zu hundert Bänden anwachsen.

Wir haben kein Bedenken getragen, aus dem Werke des Herrn Allan hier einen etwas ausführlichen Auszug zu geben, da dasselbe im Ganzen das Gepräge der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit an sich trägt; das Leben des gefeierten, großen und wahrhaft genialen Dichters, der in allen Theilen der Erde und vorzugsweise in Deutschland zahlreiche Leser und Bewunderer hat, gewiß von allgemeinem Interesse ist; das Buch selbst aber wegen seiner ermüdenden Umständlichkeit und Weitläufigkeit schwerlich in Deutschland viel gelesen werden dürfte, weshalb wir denn auch eine Uebersetzung nicht anrathen können, vielmehr dieselbe durch vorstehenden, alles Wesentliche einschließenden Auszug überflüssig zu machen gesucht haben.

## XLVII.

Schule der Höflichkeit. Für Alt und Jung. Herausgegeben von Karl Friedrich von Rumohr. Stuttgart 1834. 8.

---

Das vorliegende Büchlein konnten wir, die Ausbeute nach den bisherigen Leistungen des Verfassers im voraus anschlagend, mit guten Erwartungen in die Hand nehmen. Als sinnbegabter und vielgeübter Genuß-, Lebens- und Kunstfreund hat Herr von Rumohr vom Anbeginn seiner Laufbahn sich immer zunächst an das gehalten, was den körperlichen Sinn befriedigt, den idealen Inhalt aber, wovon jenes nur der Träger oder das Symbol sein soll, zwar geahnet und eingeräumt, ihn jedoch als etwas mystisch Geheimnißvolles, welchem nicht zu viel unmittelbarer Einfluß zuzugestehen sei, möglichst in weite Ferne zu schieben und, entweder scherzhaft darüber hingleitend oder ihn, wenn auch im Ernst, doch unsicher und unbestimmt berührend, zu beseitigen gesucht. Dieser Richtung gemäß behandelte er zuerst die Kochkunst als die Befriedigerin desjenigen Sinnes des Menschen, welcher seiner geistigen Bestimmung am fernsten liegt, und war hierin glücklich, indem er in dem ganz materiellen Gegenstande geistige Beziehungen genug zu finden und in ihn hineinzutragen, das Geistige in die Behandlung zu legen und durch den Kontrast des materiellen Stoffes mit seiner idealen Behandlung einen gewissen ironischen Reiz hervorzubringen wußte, dem es nicht an Wirkung fehlte. Eine größere noch ließ sich von dem jetzt gewählten Gegenstande hoffen, da derselbe der Richtung unsers Verfassers entschieden zusagen muß. Die Höflichkeit ist nämlich von allen Lebensformen, in welchen der Mensch sich als ein sittliches Wesen kundgibt, die alleräußerlichste; sie liegt an der Spitze, wo die Magnetnadel des geistigen Lebens nach dem Materiellen hinweist, grade da, wo Herr von Rumohr in Kunst und Leben seinen Wohn-

sitz genommen hat, und man durfte daher wohl erwarten, daß derselbe über diesen Gegenstand etwas Gründliches, Tiefeindringendes in seiner bekannten fein ausgearbeiteten Weise aufstellen würde. In dieser Erwartung finden wir uns jedoch nicht befriedigt; ob durch unsere Schuld, möge der Leser beurtheilen, wenn wir ihm den Inhalt des Höflichkeitsbüchleins kurz und treu werden vorübergeführt haben. Der Verfasser theilt sein Werk in zwei Bücher, deren erstes von den Werkzeugen der Höflichkeit, das andere von der Anwendung der Höflichkeit auf die besondern Lagen und Verhältnisse des Lebens handelt. Billig sollte nun wohl der Begriff der Höflichkeit gleich am Eingange des Werks entwickelt sein, damit man sich mit dem Verfasser darüber verständigen könnte, was Höflichkeit eigentlich sei, und was zur Erlangung und Anwendung dieser Eigenschaft erfordert werde. Diesem Verlangen entspricht der Verfasser jedoch nicht, sondern verweist damit auf das zweite Buch mit der Bemerkung, ein vorsichtiger Künstler werde sein Werk nicht beginnen wollen, ehe das Geräth beisammen sei. Hierbei vergißt er aber, daß der Künstler zuvörderst über das Wesen des hervorzubringenden Werkes mit sich selbst einig sein muß, ehe er die dazu nöthigen Geräthe auch nur bestimmen, geschweige denn beschaffen kann. Unter den Werkzeugen der Höflichkeit versteht Herr von Rumohr nach Kapitel 1 „den Körper nach seinen Theilen, die Seele aber in ihrem Ganzen", wodurch wir denn mit Erstaunen den ganzen Menschen, das Ebenbild Gottes, in ein Höflichkeitsinstrument verwandelt sehen. Schon hieraus blickt hervor, was sich späterhin noch deutlicher ergibt, daß Herr von Rumohr den Begriff der Höflichkeit zu weit ausdehnt. Denn wenn gleich der Mensch, wenn er Höflichkeit übt, allerdings, wie man zu sagen pflegt, mit Leib und Seele dabei sein muß, so ist dies doch nicht bei der Höflichkeit allein, sondern auch bei jeder andern menschlichen Kunstausübung und Lebensäußerung, in welcher das

Sittliche in äußern Formen und Bewegungen hervortritt, eben so sehr der Fall. Was der Verfasser in den nun folgenden neun Kapiteln von dem Gebrauch der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers anführt, paßt daher, wenigstens theilweise, so sehr in viele andere Disciplinen als in die Höflichkeitslehre, und vieles von ihm Angeführte hat mit der Höflichkeit gar nichts zu schaffen. Hierher gehören mancherlei rein kosmetische und diätetische Regeln und Bemerkungen, wie z. B. die über die Erhaltung und Pflege der Augen, obgleich dieselben an sich sehr richtig und nützlich sind. Einiges aus diesem ersten Buche anzuführen sei uns zur Andeutung der Tendenz des Verfassers erlaubt. Im zweiten Kapitel wird die Regel gegeben, bei allen körperlichen Bewegungen den Schwerpunkt gehörig zu beobachten und stets das Gleichgewicht zu bewahren. „Hiergegen", sagt Herr von Rumohr, „begehen viele Personen ihre eigenthümlichen Verstöße, deshalb das à plomb beim sich Niederlassen für eines der sichersten Kennzeichen gebildeter und edler Sitten gilt." Ueber die Haltung des Oberleibes wird mancherlei erwähnt, was sich zuletzt auf die allbekannte Regel unserer Reit-, Tanz-, Fecht- und Exerciermeister reducirt: „Schultern herein, Brust heraus, Leib zurück!" Diesen Kernspruch erklärt Herr von Rumohr für das Ergebniß des Nachdenkens vieler Zeitalter (!). In Hinsicht der Uebung der Gelenke bemerkt er, daß es zweckmäßig gewesen sei, die Gymnastik der Alten unter dem Namen der Turnkunst wieder einzuführen. Dies habe jedoch dadurch Anstoß gegeben, daß man die körperliche Gelenkigkeit auf Kosten der geistigen habe üben wollen. Der Anstoß bestand aber nicht hierin, sondern im Gegentheil darin, daß die Turner bei der Befreiung des Körpers von seiner natürlichen Ungelenkigkeit, zugleich auch dem Geiste eine gewisse freie und kräftige Beweglichkeit mittheilen wollten, die seine Lenksamkeit innerhalb gewisser Schranken zu erschweren schien und daher zu Besorgnissen

Anlaß gab. In dem Kapitel „vom Gebrauch der Beine“ heißt es:

„Aufstehen ist, vom Sitzen oder Knien zum eigentlichen, oder auf den Füßen Stehen übergehen oder zurückkehren. Das Aufstehen erfordert anfänglich eine gewisse Anstrengung, welche gegen den Ablauf der Handlung allmälig nachlassen soll. Denn, um völlig sich aufzurichten, bedarf, wer einmal auf seinen Füßen steht, keines fernern Kraftaufwandes, und gibt es ein häßliches Ansehen, wenn man nach beendigtem Aufstehen gewaltsam sich dehnt und reckt; welche seltsame Aufführung, nach der etymologischen Weise unsers Sprachgebrauchs, den unholden, ungeschlachten Leuten den Beinamen der Recket oder Rekel zugewendet hat.“

Daß nun eine so wortreiche Belehrung über eine beim Aufstehen zu vermeidende Ungehörigkeit, die nicht einmal deutlich vor Augen gestellt ist und vielleicht nur in Fällen seltener Tölpelhaftigkeit noch zur Erscheinung kommen mag, dem Höflichkeitsschüler zu sonderlichem Nutzen gereichen könne, muß billig bezweifelt werden. In Betreff der Arme wird gelehrt, man solle ihre Stellung um der Anmuth willen jezuweilen abwechseln lassen, wozu die äußern Umstände vielfältige Gelegenheit darbieten würden. Sollte aber zufällig einmal hierin eine gewisse Einförmigkeit eintreten, so möge man diese Lücke durch freie Erfindung ausfüllen. „Man lege die Hand auf die Stirn, als fühle man einen leichten Kopfschmerz; man schlage in die Luft, gleich als ein Insekt zu verscheuchen, oder schneppe ein Stäubchen von seinem Kleid“ und so fort.“ Wir wünschten wohl, die Höflichkeitsschüler unsers Verfassers einmal in der Einübung solcher Bewegungen zu beobachten. In einer dramatischen Posse mit Geschicklichkeit angebracht, dürfte eine solche Scene den Zuschauern zu nicht geringer Ergözlichkeit gereichen. Aufrichtig gesagt aber halten wir dieses eher für eine Anweisung zur Geckenhaftigkeit als zur Höflichkeit. Dergleichen freie Erfin-

dungen erſcheinen uns vielmehr als Unhöflichkeiten, da ſie den Perſonen, in deren Geſellſchaft man ſich befindet, etwas vorſpiegeln, was in der Wirklichkeit nicht ſtattfindet, die ſchuldige Achtung aber und mithin die Höflichkeit durch nichts ſo ſehr verletzt wird als durch abſichtliche Unwahrheit ſelbſt in gleichgültigen Dingen. In dem Kapitel von dem Gebrauch der Hände und Finger findet unter anderm auch das Streicheln Erwähnung, und wird darüber beiläufig bemerkt: „Seine Gattin oder Geliebte ſtreichle man nicht ſo grob, daß für ihre Schönheit daraus ein Nachtheil entſtehen könnte, wie's eintritt, wenn man ihre Geſichtszüge quetſcht und knetet, was demnach unterbleiben muß." Seltſame Höflichkeitsregel, die kürzer ausgedrückt etwa ſo lauten würde: mißhandle nicht deine Gattin oder Geliebte!

Nachdem ſolchergeſtalt alle Theile des Körpers als Werkzeuge der Höflichkeit des Breitern, wiewohl ſehr unergiebig, abgehandelt worden, wird dann in dem zehnten kurzen Kapitelchen auch der Seele als eines ſolchen „Geräthes" erwähnt, jedoch nur um die Forderung, daß nun auch von dieſer nach ihren einzelnen Kräften und Fähigkeiten, als: Phantaſie, Gedächtniß und Urtheilskraft, geſprochen werden ſolle, mit der Bemerkung abzuweiſen, daß dergleichen Abſonderung nur in der Reflexion über die Seele, nicht aber in ihr ſelbſt exiſtire, und demnächſt anzuführen, daß in Beziehung auf die Höflichkeit die Seele nur als ein Ganzes und zwar in ihrer Geſtaltung „als Gemüth, als Wille" in Betrachtung komme und zwar der Wille in ſeiner „Richtung auf das Gute, Wahre und Schöne", womit dieſes Geräth denn abgefunden iſt. Im erſten Kapitel des zweiten Buches endlich kommt der Verfaſſer auf den Begriff der Höflichkeit und definirt ſie: „als die Gewohnheit und Kunſt, in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden wie im Handeln, ſtets den zu treffenden Ton zu finden und anzuſchlagen". Dieſe Definition nun müſſen wir als zu viel

umfaſſend, alſo unrichtig, als unbeſtimmt und ſogar als fehlerhaft im Ausdruck gänzlich verwerfen. Fehlerhaft im Ausdruck iſt ſie, weil der zu treffende Ton doch am Ende kein anderer iſt als der zu findende, der Verfaſſer alſo fordert, daß der zu findende Ton gefunden werde. Soll aber der Ton angeſchlagen werden, ſo muß er zuvor gefunden ſein, das „zu finden" iſt alſo überflüſſig. Welches iſt nun aber der Ton, der getroffen oder gefunden werden muß, und was verſteht er überhaupt unter dem Worte: Ton? Dies ſagt der Verfaſſer nicht, ſeine Definition iſt alſo unbeſtimmt. Freilich wird er einwenden, er könne keinen andern Ton gemeint haben als eben den beſten. Dann fragt ſich aber wieder, welches der beſte ſei, und worin dieſer beſtehe; und da uns der Verfaſſer hier in der Unbeſtimmtheit ſtecken läßt, ſo wollen wir dieſem ſelbſt nachforſchen. Unter Ton (in Beziehung auf den Umgang) verſtehen wir nach dem allgemeinen Sprachgebrauch die Art, wie wir im geſelligen Leben unſere Geſinnungen und Gefühle redend und handelnd ausdrücken. Der Ton modificirt ſich alſo theils durch dieſe Geſinnungen und Gefühle ſelbſt, theils durch unſere ſubjektive Ausdrucksweiſe derſelben und theils durch unſer Verhältniß zu den Perſonen, an welche der Ausdruck derſelben gerichtet iſt. Tragen wir nun in die Definition des Verfaſſers dasjenige, was er darin aus- oder unbeſtimmt gelaſſen hat, hinein, ſo verſteht er unter Höflichkeit nichts anderes als: die Gewohnheit und Kunſt (beſſer: die zur Gewohnheit gemachte Ausübung der Kunſt), in jeglicher Beziehung von Menſchen zu Menſchen, im Reden wie im Handeln (beſſer: im Umgange mit Menſchen) die ſchönſten, wahrſten und edelſten Geſinnungen in der ſchönſten, wahrſten und edelſten Weiſe ſo auszudrücken, wie es unſerm jedesmaligen Verhältniſſe zu den Perſonen, mit welchen wir umgehen, am angemeſſenſten iſt. (Denn etwas anderes wird ſein zu treffender Ton nicht ſein können, wenn es der beſte Ton ſein ſoll.)

Mag der Verfaſſer immerhin die Umſchreibung, die wir ſeiner Definition gegeben haben, der Weitläufigkeit zeihen; die richtige Auffaſſung derſelben wird er nicht beſtreiten können, denn unſere Interpretation gründet ſich theils auf den ſprachgebräuchlichen Sinn des Wortes: Ton, und theils auf ſeine eignen Aeußerungen über den auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten menſchlichen Willen als Inſtrument der Höflichkeit.

Man ſieht aber nun ſogleich, daß ſeine Definition, wenn ſie irgend etwas enthält, nichts Geringeres als das ganze Gebiet der Sittlichkeit umfaßt, welche eben nichts anderes iſt, als die im Umgange mit Menſchen in Reden und Handlungen nach außen tretende Wahrheit, Schönheit und Güte der menſchlichen Seele, und daß alſo, wenn dieſe Definition richtig wäre, Sittlichkeit und Höflichkeit ſynonym ſein würden. Dies wird noch deutlicher durch die weitere Ausführung ſeiner Erklärung der Höflichkeit, indem er ganz ernſtlich behauptet, der Höflichkeit wären untergeordnet die Begriffe: Behaglichkeit, Unbefangenheit, Behendigkeit, Anſtand, Freundlichkeit, Bereitwilligkeit, Verbindlichkeit, Dienſtwilligkeit, Ehrerbietung und (!) jener allgemeine Ton, welcher alle vorgenannte Eigenſchaften gleich einem muſikaliſchen Grundton miteinander verknüpfe und harmoniſire. Dieſe Eigenſchaften ſind nun aber (mit Ausnahme der Behaglichkeit und der Behendigkeit, die wohl ganz andern Gebieten angehören möchten) wirklich der Sittlichkeit untergeordnet, inſofern ſie nämlich einzelne Formen ihrer Erſcheinung ſind; von der Höflichkeit aber ſind ſie völlig unabhängig, ihr ſind ſie nur koordinirt, doch keineswegs ſubordinirt. Was aber unter jenem „allgemeinen Ton", der hier ſo unbeſtimmt ſich wieder hören läßt, verſtanden werden will, iſt nicht zu begreifen, wenn nicht dem Verfaſſer hier ein dunkles Gefühl der Sittlichkeit im Sinne gelegen hat, ohne daß er ſelbſt ſich deſſen bewußt geworden iſt. Weiterhin deutet er an, die

Höflichkeit bleibe in ununterbrochener Uebereinſtimmung mit dem, was man theils die Sittlichkeit und theils die Klugheit nenne. Warum denn mit dem, was man ſo nennt? warum nicht gleich mit der Sache ſelbſt? Oder ſollte man dieſe Dinge vielleicht anders nennen? Hier ſcheint es nun wieder, als betrachte Herr von Rumohr die Höflichkeit und die Sittlichkeit, die doch nach ſeiner Definition (freilich ihm unbewußt) eigentlich zuſammenfallen, als zwei verſchiedene Gegenſtände, ja er fügt demnächſt noch hinzu, daß die beſtgefaßte und abſtrakteſte Höflichkeitsvorſchrift bald das Anſehen einer Klugheitsregel, bald wiederum eines Sittengeſetzes annehmen werde, und daß dieſer ſcheinbaren Begriffsverwirrung nun einmal nicht auszuweichen ſei, worauf ſich der Leſer gefaßt halten müſſe. Dieſe Begriffsverwirrung iſt jedoch keineswegs eine bloß ſcheinbare, ſondern eine wirkliche, die des Verfaſſers eignes Werk iſt und ſehr leicht zu vermeiden geweſen wäre. In der That iſt es auffallend, wie derſelbe bei ſo eifrigen Studien, bei ſo langer aufmerkſamer Betrachtung der Welt und des Lebens einen ſo einfachen Begriff, als der der Höflichkeit iſt, nicht zu umſchreiben vermocht hat, und mit Bedauern ſieht man, wie er, mit feuchtloſer Anſtrengung neben der Wahrheit herumtappend, bald hierhin, bald dorthin ſeine Gedanken fallen läßt, ohne jemals den rechten Punkt zu treffen. Verſuchen wir, ob uns dies beſſer gelingen wird. Die Sittlichkeit, die allerdings ein untheilbares Ganze iſt, tritt je nach den verſchiedenen Verhältniſſen, in welche wir den Menſchen verſetzt ſehen, der Reflexion in immer verſchiedenen Formen entgegen, denen wir denn auch verſchiedene Namen geben. So entſtehen jene mannichfaltigen Tugenden, von welchen einige der Verfaſſer genannt hat, und zu dieſen Tugenden gehört auch die Höflichkeit. Jede derſelben hat ihren eignen genau begrenzten Begriff, der dem allgemeinen Begriff der Sittlichkeit untergeordnet iſt. Untereinander ſind ſich dieſe Begriffe aber nicht

untergeordnet, und man kann also nicht, wie Herr von Rumohr sagen, daß z. B. die Dienstwilligkeit ihrem Begriffe nach der Höflichkeit untergeordnet sei. Da wir dem Menschen überhaupt Sittlichkeit zumuthen, so fordern wir auch von ihm die Ausübung aller dieser Tugenden, und sie erscheinen daher in dieser Beziehung als eben so viele Pflichten. Eine der hauptsächlichsten unter diesen Pflichten ist nun auch die Achtung, die der Mensch seinem Mitmenschen zu erweisen hat, dieser mag nun höher oder niedriger gestellt sein als er selbst. Die Höflichkeit ist nun aber nichts anderes als der Ausdruck dieser Achtung. So einfach ist der Begriff der Höflichkeit, und nur dadurch, daß der Verfasser so viel Fremdes unnöthig hineingetragen, hat er diesen Begriff verwirrt und die Auffassung desselben sich und seinen Lesern erschwert. Der Ausdruck der Achtung ist nun theils ein natürlicher, theils ein konventionneller; für jenen lassen sich keine bestimmte Regeln geben, da er aus den jedesmaligen so unendlich verschiedenen besondern Umgangsverhältnissen als nothwendig hervorgeht. Er ist das, was man nach einer der französischen Sprache entlehnten Bezeichnung die Höflichkeit des Herzens nennen könnte, und läßt sich höchstens durch Beispiele erläutern. Dieser hingegen, der konventionnelle Ausdruck, hat durch die allgemeinen geselligen Verhältnisse sich nach und nach seine festen Normen gebildet, welche für die verschiedenen Menschen- und Altersklassen, Nationen u. s. w. je nach ihrer Lebensart, Gewohnheiten und Sitten verschieden sind. Diese Normen und Vorschriften sind allerdings der Aufzeichnung und Ueberlieferung fähig, welches denn, nächst der Erläuterung der natürlichen Höflichkeit durch passende Beispiele, die Aufgabe dessen ist, welcher eine Schule der Höflichkeit ans Licht zu stellen beabsichtigt. Aus dem Angeführten erhellt, daß eine jede Höflichkeitsvorschrift zugleich ein Sittengesetz sein muß, da die Höflichkeit die Erfüllung einer sittlichen Pflicht, also eine Tugend

iſt. Erſcheinen ſolche Vorſchriften nun zugleich als Klugheitsregeln, ſo liegt dies in dem einfachen Umſtande, daß in der Erfüllung der Pflichten die höchſte Klugheit liegt, und die Verletzung derſelben unausbleiblichen Nachtheilen unterliegt. Man wird gegen den von uns aufgeſtellten Begriff der Höflichkeit nicht etwa einwenden, daß der Menſch im geſelligen Verhältniß doch auch gegen ſolche Menſchen höflich ſei und ſein müſſe, die er wegen ihres unſittlichen Karakters nicht zu achten vermag, wenn man bedenkt, daß auch dem unſittlichſten Menſchen gegenüber die Achtung, die man ſeiner Stellung im Staate, in der Familie oder in der Geſellſchaft ſchuldig iſt, nicht verletzt werden darf, ja daß auch in dem größten Verbrecher, ſelbſt wenn er ſchon verurtheilt iſt, zuletzt noch der Typus der Menſchheit, unter dem er bis an die Grenzen ſeiner Exiſtenz vor uns erſcheint, geachtet werden muß, weshalb denn auch gegen dieſen ein, wenn auch geringer Grad von Höflichkeit noch immer zu beobachten ſein wird.

In den folgenden zwölf Kapiteln handelt der Verfaſſer nun von der Höflichkeit in verſchiedenen menſchlichen Verhältniſſen. Er ſpricht von der Höflichkeit der Eheleute, der Aeltern und Kinder, der Lehrer und Schüler, der Ammen und Kindermuhmen, der Hausbedienten, der Bettler und Vagabunden, der Taglöhner, der Bauern, der Mechaniker und Handwerker, der Künſtler (mit Inbegriff der Poeten), der Gelehrten. Im dreizehnten Kapitel faßt er unter der ſonderbaren Benennung der Freizünftigen mehrere Menſchenklaſſen zuſammen, deren Zuſtände, wie er ſich ausdrückt, „zu vereinzelt oder vorübergehend ſind, um eine eigne rechtſchaffene Klaſſe zu bilden". Hier ſpricht er von den „Aſpiranten", worunter er „die Auskultatoren, die ſogenannten Praktikanten, die angehenden Aerzte, die Kadetten und Subalternoffiziere und ſo viele andere begreift, die in der Hoffnung auf künftige Beſchäftigung, Belohnung und Auszeichnung

die gegenwärtige Langeweile möglichſt wohlanſtändig zu überſtehen bemüht ſind"; dann von den Liebesbewerbern, Poſtillonen, Flurſchützen, Polizeidienern, Fuhrleuten, Poſtmeiſtern, Zöllnern und andern Grenzbeamten; ferner von Gaſtwirthen, Kellnern und Lohnbedienten, vom Handelsſtande, von Landwirthen und endlich von Studioſen. Wie nun die Zuſtände ſolcher Leute, als Fuhrleute, Poſt-, Polizei- und Zollbeamte, Gaſtwirthe, ja der Mitglieder des Handelsſtandes und der Landwirthe dem Verfaſſer als vorübergehend oder vereinzelt haben erſcheinen können, da doch eben ſie es ſind, die mit allen andern Mitgliedern der Geſellſchaft in ſteter Berührung und Wechſelwirkung, alſo nie vereinzelt ſtehen, zugleich aber in einer ſteten Einförmigkeit ihrer gewiß nicht vorübergehenden Beſchäftigung ihr ganzes Leben hindurch verharren, deren Höflichkeitsnormen alſo vor allen andern einer genauen Feſtſetzung fähig ſind, dieſes würde uns Wunder nehmen, wenn nicht ſchon aus dem Vorgeſagten und aus der Anſicht des ganzen Werkes die Willkür, die Unſicherheit, Unklarheit und Flüchtigkeit in der Behandlung deſſelben hervorginge. Im vierzehnten Kapitel wird nun noch von der „Höflichkeit in dafür beſonders feſtgeſetzten Stunden und Zeiten" geſprochen, wo denn über das Benehmen der Frauen und Männer bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Feſtlichkeiten, beſonders aber in Salongeſellſchaften manches Artige beigebracht und von der äußern Erſcheinung einer ſolchen Geſellſchaft ein feines und belebtes Bild gegeben wird. Daß hierbei, weil eben nur von äußern, leeren und nichtigen Formen die Rede iſt, Geiſt und Gemüth völlig unberührt und unbefriedigt bleiben, iſt nur des Gegenſtandes, nicht des Verfaſſers Schuld. Im funfzehnten Kapitel endlich werden noch einige Höflichkeitsregeln für konſtitutionnelle Staatsbürger und deren Stellvertreter beigebracht, welche Regeln, entkleidet von der weitläufigen Hülle, in der ſie von dem Verfaſſer vorgebracht werden, darauf hinauslaufen, daß

die Volksvertreter in der Kammer ihren Mitſtänden und ſonſtigen Theilnehmern keine Langeweile machen, daher nicht von Dingen mitreden ſollen, welche ſie nicht verſtehen, demnächſt aber auch beim Vortrage ſolcher Gegenſtände, von welchen ſie die nöthige Kenntniß haben, ſich vor geſuchter Wohlredenheit und wäſſeriger Ausbreitung hüten mögen. Zuletzt werden ſie auch vor ſophiſtiſcher Kunſt und Frechheit gewarnt, als wodurch ſie ihren Mitſtänden einen Verdruß bereiten und ſomit gegen die Höflichkeit anſtoßen würden. Das zuhörende Publikum wird zur Ruhe, Aufmerkſamkeit und Parteiloſigkeit ermahnt.

Wollte unſer Verfaſſer ſein Höflichkeitsbüchlein als eine „Schule", das heißt als ein für jederman brauchbares Lehrbuch darbieten, ſo mußte er zuvörderſt, nach kurz und richtig aufgeſtelltem Begriff der Höflichkeit, die allgemeinen Grundſätze derſelben angeben, die von jedem zu befolgen ſind. Hiernächſt aber waren die beſondern Regeln in objektive und ſubjektive zu theilen, da das Betragen des Menſchen ſich theils nach den Verhältniſſen derer, mit denen er umgeht, theils aber nach ſeinen eignen perſönlichen richtet. Statt deſſen hat Herr von Rumohr die Höflichkeitsregeln faſt allein von ihrer ſubjektiven Seite aufgefaßt, das Objektive nur hin und wieder, wie der Zufall es mit ſich brachte, oberflächlich berührend. Aber auch in Beziehung auf das Subjektive kann das Werk nicht anders als unvollſtändig, ja dürftig genannt werden. Wie viel Schönes, Wahres und grade für unſere Zeit ſo beſonders Wichtiges wäre zu ſagen geweſen über die gegenſeitigen Höflichkeitsverhältniſſe des Krieger- und Bürgerſtandes, der Regierenden und Regierten, der Adeligen und Bürgerlichen; und die Geſellſchaftsklaſſen, von denen er ſpricht, wie ſind ſie doch mit einer ſo genügſam lächelnden Armuth abgefertigt, die ſich den Schein klug zurückhaltenden Reichthums zu geben ſucht. Und dicht neben dieſem ſichtbaren Mangel findet ſich wieder ein unnützes Zurſchau-

ſtellen überflüſſiger, der Höflichkeit völlig fremder Gegenſtände, die augenſcheinlich nur aufgenommen ſind, um den Scharfſinn, die Weltkenntniß und Lebensweisheit des Verfaſſers ins Licht zu ſtellen. Alles dies aber iſt die Folge der unglücklichen Begriffsverwirrung, von der er ausgeht. Ihm, der ſeiner Neigung und Geſinnung nach den Sitz der Hochgeſtellten als das Centrum des Lebens betrachtet, erſcheint die Höflichkeit als oberſtes Geſetz, welchem jede Lebensäußerung anheimfallen muß, und ſo verirren ſich denn Vorſchriften aus ganz andern Gebieten der Sittlichkeit und Lebensklugheit, die an ſich ihr Erſprießliches haben mögen, in eine Schule, wo ſie nicht geſucht werden und für das Nothwendige den Raum beengen. Statt eines organiſchen, wohlgefügten Syſtems ſteht eine willkürlich in Fächer getheilte, folgewidrig geordnete Regiſtratur vor uns, in welcher der Verfaſſer ſeine abgeriſſenen, heterogenen, nicht immer richtigen, zuweilen dem ſtrengen Sittlichkeitsgeſetz ſogar widerſprechenden Lebensregeln bewahrt hat. In ſolches Labyrinth von Irrthümern hat ihn nur der Mangel an Selbſterkenntniß geführt. Hätte er erkannt, daß ſein ſchätzbares Talent ſich auf einen ſcharfen Blick für die äußerlichen Formen der Erſcheinung und auf eine mehr techniſch geſchickte als künſtleriſch durchgebildete Fertigkeit in gefälliger Darſtellung geſelliger Lebensverhältniſſe beſchränkt, ſo würde er vermieden haben, einen nicht unwichtigen Theil der Ethik ſyſtematiſch vortragen zu wollen und ſich hierbei ſogar in das Gebiet der Spekulation zu verlieren. Hätte er ſein Büchlein beſcheidentlich als eine kleine Sammlung von vermiſchten Anſtands-, Klugheits-, Geſundheits- und Höflichkeitsregeln, Bemerkungen und Anſichten über das geſellige Leben dargeboten, ſo hätte man ſich daſſelbe zur flüchtigen Lektüre in müßigen Nebenſtunden gefallen laſſen, wiewohl auch bei ſolchem Gebrauche die vornehm auftretende, elegant geſtutzte, ironiſch lächelnde, gefällig herablaſſende Sprachweiſe, durch welche

der Verfaſſer ſeine natürliche litterariſche Phyſiognomie faſt ſchon in eine ſtehende Maske verwandelt hat, ungemein ſtörend einwirkt. Die Anſprüche, mit denen es jetzt auftritt, kann die Kritik nicht anders als ſtreng zurückweiſen.

---

## XLVIII.

Entwickelung des Ganges der Handlung in Goethe's Iphigenia. Erſter Theil einer Kritik dieſes Drama's, vom Subkonrektor Robert Heinrich Hiecke. Zeitz 1834. 4.

---

Nur eine ganz oberflächliche Betrachtungsweiſe könnte etwa zu der Meinung führen, daß die genauere Darſtellung der einem Drama zum Grunde liegenden Handlung in ihrer fortſchreitenden Entwickelung ein unnöthiges und müßiges Unternehmen ſei, indem ja dieſe dem Leſer, während er das Drama an ſich vorübergehen läßt, ganz von ſelbſt entgegentrete, eine ſolche Darſtellung alſo nichts weiter ſei, als eine epiſche Paraphraſe des Kunſtwerks, ein Zurſchauſtellen des nackten Stoffes, entblößt von allen Reizen der veredelnden Form. Aber ein anderes iſt es, die Schönheiten eines Kunſtwerks zu empfinden, ein anderes, ſie zu erkennen. Beide Arten der Auffaſſung ſollen ſich durchdringen, ſich gegenſeitig ergänzen und ſteigern. Jedes Kunſtwerk ſoll eine Idee, eine abſolute und ewige Wahrheit in uns zur Anſchauung bringen, und dieſes zwar in der Geſtalt des Schönen. Das Schöne aber wird durch die Empfindung in uns aufgenommen. Das menſchliche Gemüth nun ſtrebt, die Empfindung, die an und für ſich nur ein Momentanes und Flüchtiges, alſo Ungenügendes iſt, feſtzuhalten und als ein Dauerndes in ſich zu bewahren, kann dies aber nur auf dem Wege und in dem Maße der klaren Erkenntniß. So entſteht denn das Bedürfniß, das Kunſtwerk gleichſam in ſeine Elemente zu zerlegen, dieſe zu betrachten und ihren Zuſammenhang

einzuſehen. Hierbei muß für die Zeit der Unterſuchung von der äußeren Form ganz abſtrahirt, ihre magiſche Hülle muß entfernt werden, wie der Anatom die äußere Bedeckung der menſchlichen Glieder, dieſe zarte, die Schönheit des menſchlichen Körpers vollendende Haut hinwegnimmt, um die Geſtalt und Verbindung der Muskeln aufzuzeigen. Eine ſolche aufmerkſam verfolgende Betrachtung der einzelnen Elemente führet dann zuletzt auf die Idee des Kunſtwerks, als ihren gemeinſamen Urſprung, wie etwa ein Forſcher der Pflanzenwelt, wenn ihm in ſeiner Wiſſenſchaft die höchſte Einſicht verliehen wäre, indem er Blüthen, Blätter, Zweige und Stamm der Pflanze chemiſch und anatomiſch zerlegt, ſtufenweiſe hinabgelangen möchte zur Entdeckung des Geſetzes, nach dem die Pflanze ſich aus dem Keim entwickelt und fortbildet. Wie der Naturforſcher zum Naturprodukt, ſo verhält ſich der Kritiker zum Kunſtprodukt, nur daß freilich ſeine Operationen viel ſicherer zu einem Reſultate führen, weil ihr Gegenſtand aus demſelben Prinzip, das ſeiner eigenen geiſtigen Exiſtenz zum Grunde liegt, nach ſchon bekannten Geſetzen hervorgegangen iſt. Wie jener, ſo beginnt auch dieſer mit der Beſchreibung der einzelnen Theile, mit der Darſtellung ihres innern Zuſammenhanges und entwickelt ihre gemeinſame Beziehung zu der Idee als dem Keim, aus dem jedes Einzelne ſich hervorgebildet und zu einem harmoniſchen Ganzen geſtaltet hat. Indem er alſo von dem vollendeten Werke zergliedernd zu deſſen Urſprung zurück zu gelangen ſucht, verfährt er umgekehrt, wie der Künſtler, der von der Idee aus die einzelnen Theile hervorbildet und zu einem Ganzen verbindet. Durch dieſes Verfahren aber wird es ihm denn auch möglich, dem Künſtler folgend das Kunſtwerk gleichſam vor unſern Augen zu rekonſtruiren, in der Harmonie des Ganzen die volle Mitwirkung jedes einzelnen Theiles zum Bewußtſein zu bringen, und ſo den Genuß des Kunſtwerks durch tieferes Eindringen und genaueres Verſtändniß zu einem

vollkommenen und dauernden zu erheben. Mit Vergnügen finden wir den Verfaſſer der vorliegenden Schrift auf dieſem Wege. Indem er uns eine Kritik der Iphigenie von Goethe verſpricht, liefert er uns hier als erſten Theil derſelben eine Entwickelung der Handlung dieſes Drama's, worin er mit groſſer Einſicht und Treue jeden Moment derſelben in ſeinen Beziehungen zum Ganzen bald vor-, bald rückwärts ſchauend vor Augen ſtellt und nach ſeinem vollen Gewicht und Werth erkennbar macht, ſo daß am Schluß in den Verſen:

„Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt,"

die Idee des Ganzen in ihrer vollen Klarheit hervortreten kann. Die obwaltenden ethiſchen Motive, die Intentionen des Dichters, die Karaktere und Verhältniſſe der Perſonen ſind mit Klarheit und auf überzeugende Weiſe hervorgehoben, und überhaupt erinnert dieſe wohlgelungene kritiſche Arbeit zu ihrem groſſen Vortheil oft an die ähnliche Behandlungsweiſe Wilhelms von Humboldt, der, indem er Werke von Jacobi, Schiller und Goethe mit der ihm eigenen Klarheit und Sagacität zergliederte und uns vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus ihre tiefſte innere Bedeutung anſchaulich machte, die Erkenntniß und Wirkung derſelben, für denkende Leſer alſo in der That auch ihren Werth, bedeutend erhöhte und ſolcherweiſe jedem poetiſchen Meiſterwerk, das er beurtheilte, ein kritiſches an die Seite ſtellte. Wie nun Goethe's Werke im allgemeinen für die entwickelnde Kritik den reichhaltigſten und anregendſten Stoff darbieten, weil er bei der Produktion durchaus methodiſch verfuhr, ja faſt für jedes Werk, ehe er deſſen Ausführung begann, ſich über ſein Verfahren bei derſelben eigene Grundſätze bildete, ſo iſt Iphigenie für die kritiſche Behandlung noch beſonders reizend und anlockend

und kann in dieſem Sinne in hohem Grade lehrreich werden, theils weil dieſes Werk mit der größten Einfachheit die höchſte Vollendung verbindet und die zum Grunde liegende Idee in keinem anderen Goethe'ſchen Werke ſo ruhig, hell und durchſichtig hervortritt, theils auch weil der Dichter bei Abfaſſung deſſelben vorzugsweiſe ſo künſtleriſch verfuhr, daß ſeine hierbei angewandte Methode für alle künftige dramatiſche Poeſie zur Theorie erhoben werden ſollte. Denn nachdem er die Handlung im Ganzen nach ſeiner Grundidee zur deutlichen inneren Anſchauung gebracht hatte, ſchematiſirte er dieſelbe erſt in ihren einzelnen Theilen, ſchrieb hierauf das ganze Gedicht in Proſa nieder und verwandelte dieſe zuletzt in jene Verſe, aus denen das ewige Werk uns nun entgegentönt.

Iſt nun ſolchergeſtalt die Wahl des Herrn Verfaſſers in Beziehung auf den Gegenſtand ſeiner Kritik eine ſehr glückliche zu nennen, ſo haben wir uns noch beſonders darüber erfreut, daß uns ſeine Arbeit in der Geſtalt eines Schulprogramms entgegentritt, indem gewiß nichts erwünſchter ſein kann, als die Lehrer unſerer Gymnaſien mit regem Eifer und gründlicher Kenntniß mit den klaſſiſchen Werken unſerer Litteratur und vorzüglich mit Goethe beſchäftigt, und dieſe Beſchäftigung nicht bloß als eine Aeußerung ihrer perſönlichen Neigungen, ſondern als einen weſentlichen Theil ihrer amtlichen Wirkſamkeit betrachtet zu ſehen. Solche Studien müſſen nothwendig auch den Schülern direkt und indirekt zum höchſten Vortheil gereichen, wie wir denn auch aus dem Lektionsverzeichniſſe des Gymnaſiums zu Zeitz mit Vergnügen erſehen, daß in Sekunda das Nibelungenlied in der Urſprache geleſen und in Prima von Herrn Subkonrektor Hiecke Geſchichte der deutſchen Litteratur gelehrt und deutſche Gedichte (gewiß von den Zöglingen unter ſeiner Leitung) erklärt werden. Wenn, wie wir uns überzeugt halten, von dem ſichtbar drohenden Verfall unſerer poetiſchen Litteratur ein Hauptgrund in jenem ungeordneten, rein paſſiven Leſen

liegt, in jener Begierde, womit die Werke der Phantasie von unserer Jugend bloß zu augenblicklicher Unterhaltung ohne Wahl, Nachdenken und thätige Urtheilsübung massenweise verschlungen und dann nach wenigen Jahren aus Nachahmungstrieb und Eitelkeit in noch größeren Massen und schlechterer Qualität reproducirt werden, so sehen wir ein Hauptmittel gegen solchen Verderb in der Einführung einer gründlichen kritischen Lektüre unserer klassischen Dichter auf den Gymnasien, welche dergestalt zu ordnen wäre, daß die damit schon an sich verbundene Unterhaltung durch ein tieferes Eindringen in den Sinn und die Bedeutung, durch eine selbstthätige Erklärung und Entwickelung der gelesenen Werke erhöht und veredelt und dadurch ein reinerer Geschmack und ein tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie vorbereitet würde. So ist denn in allgemeinen wie in besonderen Beziehungen dem wohl begonnenen Werke der glücklichste Fortgang zu wünschen.

---

## XLIX.

Korallen von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau 1834. 8.

Schon früher haben wir die Bekanntschaft des talentvollen Verfassers gemacht und zwar in guter Gesellschaft. Es erschienen nämlich gar liebliche Gedichte von ihm in dem „Musenalmanach“ von Chamisso und Schwab für 1833, die so sehr in Heine'scher Weise erklangen, daß ein Kritiker ihn einen Doppelgänger Heine's nannte und ihm den Rath gab, seine Lieder nun auch einmal in eigner Melodie ertönen zu lassen, wozu es ihm an geistigen Mitteln keineswegs fehle. Das letztere hat Herr von Gaudy in den vorliegenden Korallenschnüren durch die That erwiesen, zugleich aber auch den Wunsch jenes Recensenten, sei es nun aus eigner Ueberzeugung oder in Befolgung des gegebenen Raths, erfüllt. Se-

hen wir nun, in welcher Weiſe der Dichter ſeine reichen poetiſchen Mittel bei der Wahl und Behandlung der gewählten Gegenſtände angewandt hat. Die erſte Schnur beſteht aus einer Reihe von Gedichten, in welchen ein novellenartiger Stoff ſich in lebhaften Scenen und Bildern vor uns entfaltet. Aniela, die ſchöne verwaiſte Jungfrau, verſpätet ſich am einjährigen Todestage ihrer Mutter Abends am Altare betend in der Kirche, die ſie, als ihr Gebet beendet iſt, ſchon geſchloſſen und die Dunkelheit hereingebrochen findet. Gezwungen, in der Kirche zu bleiben, wird ſie, an den Wänden und Leichenſteinen herumtappend, von Schreckbildern ihrer Phantaſie erſchreckt, bis ſie in Ohnmacht ſinkt, aus der ſie am andern Tage als Wahnſinnige erwacht. Dieſe liebenswürdige, ſchöne, blühende Gemüthskranke findet ein fremder Jüngling, Emil, den ſie in der Verwirrung ihrer Phantaſie als ihren frühern, verlorenen Geliebten begrüßt und behandelt. Will er der Kranken nicht unſaglich wehe thun, ſo muß er in ihre Träume eingehen. Sie aber umſpinnt den Jüngling mit ihren blühenden lebendigen Phantaſieſpielen, in denen ſich das ſchönſte, reinſte, leidenſchaftlich liebende Gemüth entfaltete, nach und nach mit einem Netz von Liebe, aus dem er nicht mehr entfliehen kann. Nach langem Zögern und ſchwerem Kampf erſt vermag es die Sehnſucht nach einer geliebten Mutter, den jungen Mann auf kurze Zeit Aniela's Zauberkreiſen zu entziehen; nachdem er aber die Mutter begraben hat, zieht es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu der Geliebten zurück. Als er ſich dieſer nun mit gewohnter Liebesbezeigung nahen will, findet er ſie — geheilt, aber auch ihm gänzlich entfremdet. Ihre Träume ſind gewichen, und Emil, der ſie erfüllte, iſt ihr ein unbekannter Jüngling geworden, deſſen dreiſte Vertraulichkeit ſie hoch entrüſtet. Die Geſundete kann ihn niemals lieben, ſein Lebensglück iſt auf immer zerſtört, und die Bilder ſeiner Leiden erfüllen den Reſt der Dichtung. Eine ſo leidenſchaft-

liche, tief wurzelnde Liebe zu einer Gemüthskranken gibt, wenn man ihre Möglichkeit auch zugesteht, doch eine so krankhafte, an das Unsittliche grenzende Gemüthsschwäche zu erkennen, daß dem gesunden Sinn kein lebhaftes Interesse für den Liebenden abzugewinnen sein möchte. Die Wahl des Stoffes können wir daher, da er aus einem entweder erkünstelten oder doch ethisch kränkelnden Verhältniß abgeleitet ist, nicht billigen. Hat man dem Dichter aber seinen poetischen Grundriß einmal zugegeben, so muß man gestehen, daß er denselben, das vorhandene Material mit dem feinsten Sinn behandelnd, mit trefflichen, tief ergreifenden Scenen und Bildern ausgefüllt hat, die, wohl verbunden unter sich und frei von sentimentaler Ueberspannung des Ausdrucks, einen harmonischen Eindruck machen. Aniela's phantastische Traumwelt hat mitten in ihrer Täuschung und Willkür so viel Wahres und Folgerichtiges, ist so reich und belebt, so wehmüthig und liebenswürdig, daß Mitleid und Zuneigung für sie auch bei dem Leser Eingang finden müssen; wenn sie aber in Emil ein tieferes Gefühl erzeugen, so erscheint dies naturwidrig. Ebenso ist der Schmerz des Letztern mit vieler Wahrheit und Kunst geschildert, nur müssen wir von seiner Ursach absehen, um ihn in seiner ganzen Tiefe mitzufühlen, wodurch dann dem Leser ein Zwang angethan wird, unter welchem der Eindruck leidet.

Die zweite Schnur, „Paulina" bezeichnet, enthält in durchgehender metrischer Erzählung eine Novelle aus der ersten polnischen Revolution. Der Inhalt ist tragisch, bedeutend, die Karaktere sind eigenthümlich, voll subjektiver, nationaler Wahrheit, die Scenerie richtig und glänzend ausgemahlt, die Darstellung klar, wohlgeordnet, lebendig und fließend. Zum Lobe einer Novelle läßt sich wenig mehr hinzufügen. Warum ist sie aber versificirt und gereimt? In ihr selbst scheint die Nothwendigkeit dieser Form nicht zu liegen und wir vermögen keine andere dafür sprechende Gründe zu entdecken als

solche, die in der Subjektivität des Dichters liegen. Ein epischer Stoff muß entweder an sich auf einer gewissen idealen Höhe stehen, oder von dem Dichter zu dieser hinaufgehoben werden, wenn die metrische Form zu seiner Darstellung als nothwendig erscheinen soll. In der Poesie aber gibt es nur Nothwendigkeit, keine Willkür. Für diejenigen Dichtungsarten, die nicht ideales, sondern rein wirkliches oder im Sinne der Wirklichkeit erfundenes Leben darstellen, sei dieses noch so ungewöhnlich und außerordentlich, bleibt die prosaische Rede die angemessenste Darstellungsform, in welcher dem Dichter ein ebenso großer, ja ein größerer Kunstaufwand nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten ist als in der metrischen. Von dem Inhalt der vorliegenden Novelle liegt der größere Theil im Gebiet des realen Lebens, indessen enthält derselbe allerdings auch Elemente, die dem Idealen angehören, und diese mögen Herrn von Gaudy bewogen haben, das Ganze lieber in Versen als in Prosa vorzutragen. In dieser von ihm gewählten Form aber bewegt er sich mit einer seltenen Sicherheit und Leichtigkeit, sie hindert ihn an keiner Wendung und Abschattung des Ausdrucks, und selbst gewöhnliche Lebens- und Reiseereignisse, wie z. B. die einem seiner Reisenden in Polen von Wölfen drohende Gefahr, weiß er in seinen Versen so ungezwungen und lebendig an uns vorüberzuführen, als geschähe es in der leichtesten Prosa, ohne daß doch diese Verse jemals trivial würden. Die selbst angelegte Fessel scheint vielmehr der Gewandtheit seiner Darstellung einen stärkern Impuls zu geben, ihr Feuer und ihre Farbe zu erhöhen, ohne daß darum der einfachere Gegenstand in ungehöriger poetischer Pracht aufträte. So erscheint seine Darstellungsweise gewissermaßen als ein dem Verfasser zum natürlichen Ausdruck gewordener metrischer Styl, der auch für den Leser einen eignen Reiz hat. Diese Virtuosität im poetischen Ausdruck mag nun ein zweiter Grund sein, der ihn, unbewußt vielleicht, zur Wahl dieser Form bewegen

hat, und wir werden in dieſer Vermuthung durch die vor kurzem von ihm herausgegebene in Proſa geſchriebene Novelle: „Desengaño", beſtätigt, in welcher ſein Darſtellungstalent in ungebundener Rede verhältnißmäßig auf einer weniger hohen Stufe der Ausbildung zu ſtehen ſcheint. Von dieſer „Paulina" müſſen wir jedenfalls ſagen, was auch von „Aniela" gilt, daß darin mehr eine tüchtige, ſehr ausgebildete und noch höhere Ausbildung verheißende poetiſche Virtuoſität, als eigentliche Poeſie zu erkennen iſt. Die künſtleriſche Kraft iſt groß in der Behandlung des Einzelnen, unſicher in der Wahl und Bewältigung des Stoffs als eines Ganzen.

Die dritte Korallenſchnur endlich, die aus einer Sammlung vermiſchter Gedichte beſteht, iſt den erſten beiden Schnüren bei weitem vorzuziehen. Hier iſt der Dichter auf einem Felde, das er ſich ganz zum Eigenthum gewonnen hat. Eine gewiſſe ſorgloſe, humoriſtiſch naive Lyrik, die eine große Fülle und Verſchiedenheit wenn auch nicht immer tief ins Herz dringender, doch überall wahrer und natürlicher Gefühlstöne mit vollkommener Freiheit ſo leicht als ſicher beherrſcht, gibt ihm einen reichen Ertrag von zarten und muthwilligen kleinen Dichtungen, deren keine ohne eigenthümlichen Reiz, viele von ausgezeichneter Anmuth ſind. Wir rechnen zu den letztern die Reihe von zwölf Gedichten, die „Vorher, während, nachher" überſchrieben iſt, „Neue", „Niederländiſche Bilder", „Der Morgenſtern", und mehrere andere, von welchen folgendes, weil es ſo kurz als karakteriſtiſch iſt, als Probe hier ſtehen möge:

## Entſagen.

Durch Ungarwein den Genius zu erkräft'gen,
Gedacht' ich jüngſt. Mir wäſſerte der Mund.
Apage Wein! und nehmt das braune Säftchen —
So ſprach der Arzt — denn Wein iſt ungeſund.

Ich folgte ſtill. Mir wohnet gegenüber
Ein holdes Kind. Mein Herz vibrirte laut.
Da lächelte Mephiſto ſanft: Mein Lieber,
Erhitzt euch nicht; die iſt ſchon lange Braut.

Die Feder taucht' ich nun in Gift und Galle,
Des ſchalen ird'ſchen Puppenſpieles ſatt,
Und ſchrieb Satiren. — Mir gefielen alle —
Dem Cenſor nicht! er ſtrich ſie Blatt für Blatt.

Jetzt bin ich auf dem Punkte, klug zu werden:
Ich trinke, liebe, dichte ſelbſt nicht mehr.
Nichts Schön'res wüßt' ich als Vernunft auf Erden —
Wenn Thorheit nicht um Vieles ſchöner wär.

Mit den Recenſenten findet ſich Herr von Gaudy gar leicht im Voraus ab, indem er erklärt, ſich wenig um ſie zu kümmern und ihnen zum Beweiſe, noch ehe ſie einen Tadel ausſprechen können, eine Ladung ſeiner humoriſtiſchen Schrote gar launig entgegenbläſt. Er hat Recht; wir aber auch, indem wir uns darum eben ſo wenig kümmern und an ſeinen Gedichten deſſenungeachtet loben, was zu loben iſt.

## L.

Ein Band Novellen von C. Fr. v. Rumohr. München 1833. 8.

Es iſt über den Verfaſſer der vorliegenden Novellen ſchon früher bemerkt worden, daß er in der Ausübung der Kunſt glücklicher ſei als in der Theorie derſelben, und dieſe Bemerkung findet ſich hier beſtätigt. Die in dieſem Bande enthaltenen beiden Novellen ſind Produkte einer glücklichen Darſtellungsgabe; der Stoff iſt mit feinem, richtigem Sinn aufgefaßt, mit fertiger, geübter Hand geſtaltet, und ſo machen die beiden Stücke denn, wenn gleich ſie das Gemüth nicht wie die Werke eines höhern Genius ergreifen, doch einen harmoniſchen, gefälligen Eindruck. Beſonders iſt

dies bei der erſten Novelle: „Sieg der Geſinnung", der Fall, in welcher ein Stück kleinſtädtiſchen und ländlichen Familien- und Geſellſchaftslebens aus einer doch wohl ſchon um mehrere Jahrzehende zurückliegenden Zeit anmuthig und lebendig mit vieler Wahrheit geſchildert iſt. Eine junge Städterin und ein junger Landmann, die durch einen Zufall mit einander bekannt geworden, faſſen eine innige Zuneigung für einander. Der Vater des Mädchens, ein durch Fleiß und günſtige Umſtände zu anſehnlichem Vermögen gelangter Uhrmacher, begünſtigt aus Vorliebe für das Landleben, von welchem er urſprünglich ausgegangen iſt, dieſe Neigung, und auch die Aeltern des jungen Mannes, die, wenngleich Bauern, doch ſehr wohlhabende und zugleich ſehr rechtliche und verſtändige Leute ſind, finden eine Verbindung des jungen Paares höchſt wünſchenswerth. Dieſem günſtigen Verhältniß ſteht nun das ganze Vorurtheil vornehmthuender Kleinſtädterei gegen den Bauernſtand, beſonders von Seiten der Mutter des jungen Mädchens und ihrer gleichgeſinnten Sippſchaft, entgegen und findet thätige Unterſtützung bei einem vielvermögenden, zur Verwandtſchaft gehörigen Rathsherrn, der auf die reiche Erbin für ſeinen Neffen ſpekulirt. Während nun eine Geſchäftsreiſe den Uhrmacher auf mehrere Monate von ſeinem Hauſe entfernt, wiſſen dieſe Verwandte durch allerhand Ränke es dahin zu bringen, daß der junge Landmann und ſogar als einziger Sohn gegen das beſtehende Geſetz als Rekrut eingezogen wird; das junge Mädchen aber nöthigen ſie durch Ueberraſchung und Betrug, mit einer intriguanten und nicht im beſten Rufe ſtehenden Couſine nach einer dreißig Meilen entfernten, im Auslande liegenden Stadt zu reiſen, wo ſie daſſelbe mit dem Neffen des Rathsherrn zuſammenbringen und auf dieſe Weiſe die Einwilligung des Mädchens zu einer Verbindung mit ihm zu erhalten hoffen. Während die Jungfrau nun, in einem leeren, läſtigen und langweiligen Geſellſchaftszirkel gleichſam als Gefangene feſtge-

halten, gedrängt von dem anmaßlichen und widrigen Bewerber, in großer Bekümmerniß und Verlegenheit lebt und in einem Obersten, der diesen Kreis besucht, den einzigen Menschen findet, der durch edles und offenes Betragen ihr Zutrauen zu verdienen scheint, zugleich aber auch durch ihre natürliche Anmuth zu ihr hingezogen wird, erfährt sie plötzlich das Mißgeschick, das ihren Geliebten betroffen hat, und wird hierdurch um so fester in dem Entschluß bestärkt, dem Obersten ihre ganze Lage zu vertrauen und ihn um seinen Schutz zu bitten. Als sie aber die Gelegenheit hierzu auf einem Spaziergange, getrennt von der übrigen Gesellschaft, ergreift, wird ihr offenes, zutrauliches Entgegenkommen von dem ihr ohnehin vielleicht schon zu sehr geneigten Manne, noch ehe sie mit ihrem eigentlichen Anliegen hervortreten kann, in solcher Weise mißverstanden, daß er sie umarmen will, worüber sie, da nun auch diese letzte Hoffnung auf Unterstützung schwindet, heftig erschrickt und in Ohnmacht fällt. Hier tritt nun plötzlich eine liebenswürdige Fürstin auf, die zufällig unbemerkte Zeugin des ganzen Vorganges war und obgleich sie, als Gegenstand der eifrigsten Verehrung und Bewerbung des Obersten, ihm heftig zu zürnen große Veranlassung hat, diese seine momentane Schwäche dennoch auf die feinste und großmüthigste Weise übersieht und nicht nur durch ihre von dem Obersten unterstützte Verwendung und Bemühung die Verbindung des jungen Paares sofort herbeiführt, sondern auch selbst dem Obersten ihre Hand reicht, sodaß die Novelle mit der Feier einer Doppelhochzeit auf die glücklichste Weise geschlossen werden kann. Diesem sehr einfachen und in Hinsicht der Erfindung auch eben nicht neuen Stoff hat der Verfasser durch seine Behandlung hinreichendes Interesse für den Leser mitzutheilen gewußt, indem er die verschiedenen Karaktere und Gesinnungen der theilnehmenden Personen und mancherlei Scenen aus verschiedenen Lebenssphären in frischen Farben hervortreten läßt, sodaß sich alles

anſchaulich entwickelt. Seine eignen verſtändigen Bemerkungen und Betrachtungen aber hat der Verfaſſer ohne Anmaßung in ſchicklicher Weiſe eingeflochten und ſomit ein gefälliges Stillleben aufs beſte vollendet. Sollten wir etwas tadeln, ſo wäre es, daß die Entwickelung durch den Oberſten und die Fürſtin in einer Weiſe, die einem Theaterkoup gleicht, herbeigeführet wird, wodurch einestheils von dem Siege der Geſinnung einiges auf die Rechnung des Zufalls übergeht, welches aber auch anderntheils nicht einmal als nothwendig erſcheint, da die Verhältniſſe ſolcher Art ſind, daß die Vereinigung des Vaters mit der Tochter und die weitern Schritte des erſtern zur Befreiung des jungen Landmanns zur Herbeiführung eines glücklichen Ausganges vollkommen hinreichen mußten, weshalb denn der ganze Schluß ohne eigentliche innere Nothwendigkeit nur darauf angelegt ſcheint, um auch bei den höhern Ständen den Werth einer edeln Geſinnung ſiegend hervortreten zu laſſen.

Die zweite Novelle: „Erfahrungen eines Bedachtloſen", iſt in Rückſicht der Anlage und Verkettung der Begebenheiten etwas lockerer gehalten, übertrifft aber dagegen die erſtere an Fülle intereſſanter Schilderungen und Lebensſcenen. Ein Engländer, der urſprünglich aus neapolitaniſchem Blute abſtammt, wird durch die Sehnſucht nach Neapel veranlaßt, eine Reiſe dahin zu machen, trifft aber kurz vor dem Zeitpunkt der franzöſiſchen Invaſion unter Championnet daſelbſt ein. Indem derſelbe nun in einer vertraulichen Stunde am Kamin ſeinen Freunden die Begebenheiten dieſer Reiſe erzählt, rollt er vor dem Leſer ein höchſt lebendiges und wohlausgemahltes Bild jenes ſchönen Landes, der Sitten und des Karakters ſeiner Bewohner und die äußern Umriſſe jener Begebenheiten auf, in welchen alle losgebundenen Leidenſchaften und Laſter mit und ohne Maske, in den höchſten wie in den niedrigſten Ständen ſich entwickelnd, den ſchönſten Fleck der Erde geraume Zeit hindurch mit Blut und Greueln

bedeckten. Daß er hierbei mit ächt künſtleriſcher Zurückhaltung das allzu Herbe und Greuelhafte ſchonend vor unſern Augen verbirgt, wollen wir lobend anerkennen. Mit ſolchen Dingen werden wir durch die große Menge unſerer beliebten Tagesſchriftſteller ſchon hinlänglich verſorgt, die ihre Novellenſpeiſen nicht mehr wie früherhin mit, ſondern ſchon ganz und gar aus Pfeffer bereiten. Ungeachtet dieſer Zurückhaltung fehlt es der Novelle doch keineswegs an ſchönen und tiefergreifenden tragiſchen Effekten, wie z. B. die Scene, wo der Erzähler Nachts in einem ſcheuslichen Kerker an der Seite eines ſechzehnjährigen gefeſſelten Jünglings, der dem Morgen und mit ihm ſeiner Hinrichtung in herzzerreißenden Worten entgegenklagt, ſelbſt gefeſſelt erwacht, ein Meiſterſtück ruhiger, ungeſchmückter und eben deshalb höchſt wirkſamer Darſtellung iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſei uns die Bemerkung erlaubt, daß Herr von Rumohr für ſeine poetiſche Darſtellungskunſt ungemein viel aus ſeiner anhaltenden Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt und ſeinem ſteten Nachdenken über dieſelbe gewonnen zu haben ſcheint, welches treffliche Förderungsmittel, zumal da es ſich auch bei Goethe ſo glücklich bewährt hat, jungen Dichtern alſo ernſtlich empfohlen ſein möge.

Noch iſt zu bemerken, daß der Verfaſſer es auch an hin und wieder eingeſtreuten tiefen und feinen Bemerkungen über ethiſche Zuſtände, gleichſam über die innern Erlebniſſe des Menſchen, nicht fehlen läßt und auch ſolche ſehr glücklich darſtellt. Wenn er dann aber die vertrauliche Stimmung ſeines Erzählers zugleich benutzt, um ausgedehntere Betrachtungen und weitläufiger entwickelte Anſichten über allgemeine Verhältniſſe der Menſchheit, als z. B. über die Theilnahme des Volks an der Regierung, über den Adel u. a. m., ſeiner Darſtellung einzureihen: ſo iſt dagegen in künſtleriſcher Beziehung in Betracht der Oekonomie ſeiner Novellen zwar ebenfalls durchaus nichts einzuwenden; nur finden wir, daß ſein ſpekulativer Sinn ihn auch hierin wieder nicht ganz

richtig geleitet hat. Eine weitläufige Widerlegung verſtattet weder dieſer Ort, noch der uns vergönnte Raum. Wir bemerken daher nur kurz, daß der von ihm ſo mühſam als erfolglos aufgeſuchte Grund „jenes unabläſſigen Dareinſchlagens auf die Auszeichnungen des Adels", welches ſich bei edlern Gemüthern doch wohl nur als eine reine und ruhige Mißbilligung geſtalten möchte, in nichts anderm liegt als eben in der unverkennbaren Abſurdität des Princips, worauf der Geburtsadel beruht, da es dem einfachen, richtigen und chriſtlichen Sinne ſofort einleuchten muß, daß durch die Geburt ein anderer, in der Vernunft gegründeter Anſpruch nicht erlangt werden kann, als der der bloßen Exiſtenz als Menſch. Die Antipathie gegen den Adel iſt alſo nur ein Symptom des in der menſchlichen Natur liegenden Widerwillens gegen das Unvernünftige.

Was endlich der Verfaſſer über den Antheil, welcher der Menge an der Regierung des Staats eingeräumt werden könne, anführt, iſt zwar größtentheils richtig, doch aber keineswegs ſo neu oder unter einem ſo neuen Geſichtspunkte zur Anſchauung gebracht, um das Intereſſe an ſeinem Werke zu erhöhen. Auch handelt es ſich jetzt wohl kaum noch ſehr ernſtlich um die politiſchen Fragen, die der Verfaſſer zur Sprache bringt, ſondern vielmehr und hauptſächlich nur um diejenigen ſocialen Verhältniſſe, die derſelbe am Schluß ſeiner Erörterung, wenn gleich nur in negativer Form andeutet, indem er ſagt: „Gewöhnlicher iſt es, die Menge zu bedrücken, ihre geiſtige Ausbildung zu hemmen, nicht einmal die ſittliche und praktiſche gründlich und thätig zu begünſtigen." Dieſes iſt das Uebel, welchem geſteuert werden muß, und der große Talisman dagegen liegt in dem Einen Wort: Aſſociation.

## LI.

Deutſche Briefe. I. Leipzig 1834. 8.

Der größere Theil der in dieſer Sammlung enthaltenen Briefe iſt aus dem Nachlaſſe des rühmlich bekannten geiſtreichen und gelehrten Geſchichtſchreibers Karl von Woltmann entnommen, und als Herausgeberin nennt ſich am Schluß der Vorrede die Witwe deſſelben, Frau Karoline von Woltmann. Nachdem über den geiſtigen Bildungsgang des letztverfloſſenen Menſchenalters durch die von Goethe mit Schiller und Zelter gewechſelten Briefe, durch Rahels Buch und durch viele andere Briefſammlungen Licht und Aufſchluß mannichfach verbreitet worden, findet die Herausgeberin es angemeſſen, durch die in ihren Händen befindlichen Briefe das Publikum auch mit demjenigen Kreiſe ausgezeichneter Perſonen bekannt zu machen, in welchem ſie dieſelbe Zeit durchlebt hat, und der, wie ein untergehendes Sternbild, nun auch ſchon faſt ganz erloſchen iſt. Da die hier auftretenden Briefſteller allerdings bedeutend ſind, ja zum Theil zu den Erſten ihrer Zeit gehören, auch die Briefe ſelbſt durch Inhalt und Form größtentheils von hohem Werthe ſind, ſo wünſchen wir der wohlwollenden Theilnahme, welche die Sammlung verdient und ſchon erregt hat, eine weitere Verbreitung um ſo mehr, als die Herausgeberin hieran das Verſprechen einer Fortſetzung derſelben knüpft. Die Verdienſte Woltmann's um Litteratur, Politik und Geſchichte ſind zu bekannt, um hier noch der Erinnerung zu bedürfen; Scharfſinn, Geiſt und Geſchmack in Schrift und Umgang brachten ihn in nahe Berührung mit den Beſten ſeiner Zeit, und ſo finden wir ihn denn auch in freundlicher Verbindung mit Goethe, von welchem ſechs Briefe die Sammlung eröffnen. Da dieſe Goethe'ſchen Reliquien den werthеſten Theil derſelben bilden, ſo gehen wir etwas näher auf ihren Inhalt ein. In dem erſten Briefe

dankt Goethe für die ihm übersandte Uebersetzung des Tacitus und bemerkt dabei Folgendes: „Ueber die in Absicht auf Sprache und Styl befolgten Grundsätze erlaube ich mir kein Urtheil, indem ich wohl weiß, daß manches Befremdliche versucht werden muß, bis Zeit und Gewohnheit das erst neu und gewagt Scheinende aufnehmen und bestätigen. Auch ist das, was Sie ausgeübt, nicht ohne Vorgänger; aber Sie widmen Ihre Arbeit dem gegenwärtigen Augenblick; Sie wünschen die Theilnahme des Publikums; sollte dies nicht eben durch einen Styl abgeschreckt werden, der den jetzt Lebenden fremd erscheinen muß, wenn sein Verdienst auch wohl in der Zukunft wird erkannt werden?" Im zweiten Briefe lehnt Goethe zuvörderst die Theilnahme an einer von Woltmann unternommenen Zeitschrift aus dem Grunde ab, „weil er nicht verlangen könne, daß ein Redakteur Aufsätze ausschließen solle, die seinem Sinne widersprächen, und es ihm doch zu wunderlich vorkomme, seine Ueberzeugung und das Gegentheil davon in einem Hefte zu lesen. Ueber die Aufnahme, welche die damals erschienenen drei Bände von „Dichtung und Wahrheit" im Publikum gefunden, sagt Goethe: „Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt. Reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig." Im Anfange des Jahres 1815 hatte Woltmann einen Aufsatz über die drei ersten Bände des genannten Werkes in die Jenaische Allgemeine Litteratur-Zeitung einrücken lassen, worin er den Inhalt derselben durchgängig mit richtigen und scharfsichtigen Bemerkungen begleitete. Der Aufsatz ist hier wieder abgedruckt, welches wir billigen, da die ältern Jahrgänge kritischer Zeitschriften im Fortgange der

litterariſchen Vegetation nach und nach immer tiefer mit dem Humus der Vergeſſenheit bedeckt werden und dadurch mit minder bedeutenden auch ſehr vorzügliche Aufſätze ganz verloren gehen. Dieſe auszuſondern und in geordneten Sammlungen zu bewahren, würde, wie wir hier beiläufig bemerken, nicht unverdienſtlich ſein. Der erwähnte Aufſatz hatte Goethe's Aufmerkſamkeit in hohem Grade erregt und ihn zu manchen Bedenken und Betrachtungen über jenes Werk und deſſen Fortſetzung veranlaßt, die er in dem dritten Briefe dem Geheimen Juſtizrath Eichſtädt mittheilt. In dem vierten läßt er ſich gegen Woltmann, der ſich inzwiſchen als Verfaſſer des Aufſatzes zu erkennen gegeben, über deſſen Inhalt weitläufig aus. Er erklärt ſich über die Kritik ſehr günſtig, indem er bemerkt, daß ſie Werth und Unwerth auf ſich beruhen laſſe, durch Wünſche und Andeutung aber zu zeigen wiſſe, wie einer Arbeit mehr Fülle zu geben wäre. Was er über den damaligen Zuſtand unſerer Litteratur und Kritik mit lebhaftem Unwillen ausſpricht, iſt ſo richtig, daß wir die darin enthaltene Prophezeihung: „die Spaltungen werden ins Unendliche gehen, ſobald nur noch mehr von den älteren Autoren, deren Daſein auf mannichfache Weiſe gegründet iſt, das Zeitliche geſegnen werden", jetzt als völlig eingetroffen, ja übertroffen erkennen, indem der damals ſich ankündigende Krieg aller gegen alle nun ſchon in Erſchöpfung aller produktiven Kräfte übergeht. Die beiden letzten Goethe'ſchen Briefe ſind, wenn gleich nur flüchtig freundliche Mittheilungen, doch in mancher Beziehung werthe Gedenkblätter. Es folgen zunächſt zwei an von Halem und ein an von Berger gerichteter Brief von Woltmann, aus den Jahren 1798 und 1799, worin einige Skizzen ſeines Aufenthalts in Berlin die damalige Phyſiognomie dieſer Hauptſtadt in kurzen aber treffenden Zügen angenehm zur Erinnerung bringen. Einige wohlbekannte Figuren, wie der Miniſter von Struenſee, von Goeckingk, Nicolai, Zöllner, Jeniſch,

Gentz, gehen in leicht entworfenen Umriſſen wohlgetroffen an uns vorüber. Beſonders karakteriſtiſch iſt der letztere mit folgenden Worten bezeichnet: „Feiner, anziehender, mit ſeidener Fülle umſpinnend iſt der Sprecher Gentz. Die Keckheit, welche durch Reden das Große klein und das Kleine groß macht, wohnt in ſeinen Augen, auf ſeinen Lippen, und das Meiſterſtück ſeiner Beredtſamkeit iſt nicht ſein Anhang zum Burke, ſondern beſteht darin, daß er zweiundvierzigtauſend Thaler Schulden machen konnte, ohne das geringſte Vermögen zu beſitzen; daß er dem Beutel der Juden das Geld entlockt und ihre Zungen zum Verſtummen beredet, wenn ſie den Konkurs über ihn ausſprechen wollen.“ In zwei Briefen an Varnhagen von Enſe vom Oktober 1814 gibt Woltmann Beweiſe richtigen Einblicks in politiſche Verhältniſſe jener Zeit und zugleich Kunde von ſeinen damaligen Ausſichten, Wünſchen und Thätigkeiten. Ein Brief von Friedrich Buchholz vom Juni 1815 zeigt uns auch dieſen in einem herzlichen und fruchtbringenden Freundesverhältniſſe mit Woltmann. In drei Briefen des Ritters von Lang aus den J. 1815 und 1816 erſchließt ſich die ſcharfe Originalität dieſes gründlichen Geſchichtsforſchers auf eine höchſt ergötzliche Weiſe und beſonders erregt die humoriſtiſche Skizze ſeines eigenen Lebens den Wunſch, die darin verheißene ausführliche Beſchreibung deſſelben zu leſen. Hierauf folgen ſechs Briefe des Großherzogs von Frankfurt an Woltmann, ſämmtlich aus dem J. 1809, als unſchätzbare Beiträge zur Kenntniß dieſes trefflichen, durch ſtrenge Reinheit und unwandelbare Milde der Geſinnung, wie durch geiſtige und gelehrte Ausbildung gleich ausgezeichneten Karakters. Von ihm leſen wir folgende Bemerkung über Johannes von Müller: „Der geiſtvolle Mann, von dem Sie mit mir in Ihrem letzten Briefe ſprachen, hat viele Güte des Herzens, viele Stärke des Geiſtes und vielleicht eben ſo viel Schwäche des Karakters. Sein Wille iſt nicht feſt und kann der Macht eines

Univ. Bibl. München

gegenwärtigen Eindrucks nicht widerstehen. So oft er in ruhiger Einsamkeit den vergangenen Dingen nachdenkt, wird er sie mit vortrefflicher Einsicht darstellen; wenn er aber handeln soll, wird er gleich einem Kinde die Last nicht heben, welche seine Kraft übersteigt: non omnia possumus omnes. Sich selbst strenge und anderen mild sein, ist der Grundsatz des Menschenfreundes." Durch acht hierauf folgende Briefe von Therese Huber an Frau von Woltmann, die vom Jahre 1820 bis 1827 reichen, werden wir nun plötzlich in eine ganz andere Zeit und Region des litterarischen Lebens versetzt. Die Redaktion des Morgenblatts, der diese fruchtbare Schriftstellerin mehrere Jahre vorstand, gab die erste Veranlassung zu dem hier mitgetheilten Briefwechsel. Als Tochter Heyne's von Kindheit an in stetem Umgange mit Gelehrten und Litteraturgenossen, als Gattin Forsters, dann Huber's in das litterarische Leben und Treiben dieser Männer thätig hineingezogen, selbst Schriftstellerei als Erwerbs- und Neigungsbeschäftigung neben der Erziehung und Versorgung ihrer Kinder treibend, gibt sie in ihren Briefen das Bild eines wenn auch etwas fremd gestalteten, doch auf eigene Weise rüstigen und elastischen Frauenlebens, worin denn auch die uns zunächst liegenden zu wild wuchernder Blätterfülle herangewachsene Litteraturperiode, die wir die industrielle nennen möchten, sich deutlich zu erkennen gibt. Der Briefstellerin, deren sonstige litterarische Verdienste auf sich beruhen mögen, kann eine lebhafte und gewandte Darstellungsgabe nicht abgesprochen werden, und in den hier vorliegenden Briefen zeigt sie in einer gewissen gutmüthig geistreichen Plauderhaftigkeit viel Ueberblick, feine Beobachtung, freies Urtheil und gewandte Thatfähigkeit. Die Eigenthümlichkeiten der so einflußreichen und weit umfassenden Cotta'schen Litteratur-Industrie werden in Lob und Tadel treffend dargestellt, und manche litterarische Produkte ihrer Zeit selbständig und unbefangen so scharf als treffend beurtheilt. Die beiden letzten

dieſer Briefe und die darauf folgende Antwort der Frau von Woltmann behandeln kontradiktoriſch, von beiden Seiten mit Gewandtheit und auf langjährige Beobachtung und eigene Erfahrung gegründeter Einſicht die Ehe, ein Verhältniß, das auch in neueſter Zeit wieder von ſittlichen und ſocialen Standpunkten aus zum Thema mannichfacher Betrachtungen gemacht worden iſt. Wie immer fein fühlenden und welterfahrenen Frauen über ſolcherlei Gegenſtände vor allen Gehör zu geben iſt, ſo finden wir auch in dem, was hier ſo unbefangen als lauter verhandelt worden, manches Belehrende und Wohlerkannte. Die Betrachtung leitet ſchließlich dahin, daß nicht nur die bürgerlichen Schriftgeſetze, ſondern auch die in der Geſellſchaft angenommenen ſogenannten Wohlſtandsgeſetze, welche Niemand ohne Nachtheil für ſeine äußere Lebensſtellung öffentlich überſchreiten darf, in der Regel da am ſtrengſten zu ſein pflegen, wo die Unſittlichkeit am größten iſt, welches Verhältniß ſich darin offenbart, daß nach dieſen Geſetzen vieles erlaubt iſt und ohne Anſtoß zugegeben wird, was innerlich wahrhaft unſittlich iſt, umgekehrt aber auch vieles durch dieſelben Geſetze ſtreng Verpönte von einem höheren Standpunkte der Sittlichkeit aus betrachtet, als vollkommen rein erkannt, ja empfohlen werden ſollte. Den Beſchluß machen fünf Briefe der Herausgeberin aus Italien, die, im Jahre 1833 geſchrieben, uns in die neueſte Zeit verſetzen. In der anſpruchloſen Darſtellung wechſelnder Eindrücke einer ſchönen Natur und einer reichen Kunſtwelt gibt ſich eine anziehende weibliche Individualität zu erkennen, die ſich über viele Stufen des Lebens und der Erkenntniß mit Ernſt und Liebe zu einer erfreulichen Bildungshöhe emporgehoben hat und durch ihre Mittheilungen in objektiver und ſubjektiver Beziehung den günſtigſten Eindruck macht.

Iſt nun gleich, wie aus dieſem Inhaltsbericht erhellt, das Ganze in weiblicher Redaktionsweiſe ein wenig bunt zuſammengefügt, ſo liegt doch auch eben in dieſem Kontraſt

der Zeiten und Perſonen wieder ein gewiſſer Reiz, der zu Vergleichungen und Betrachtungen einladet, wobei denn auch nicht vergeſſen werden darf, daß Sammlungen dieſer Art mehr durch den Werth des Einzelnen als durch die Anordnung des Ganzen ſich ſchätzbar machen, und die beliebige Einſchaltung in ſeine Vorräthe dem Leſer billig überlaſſen wird.

---

## LII.

Gedichte von Adelbert von Chamiſſo. Zweite Auflage. Mit dem Bildniß des Verfaſſers und ſechs in Stein radirten Blättern von Otto Speckter. Leipzig 1834. 8.

---

Niemals iſt wohl das nonum prematur in annum ſo überſtreng in Anwendung gekommen, als bei dieſen Gedichten. Denn als dasjenige, was Adelbert von Chamiſſo vor dreißig und mehreren Jahren in poetiſcher Jugendluſt erzeugte, — und es war deſſen nicht wenig — einer warmen Aufnahme ſich eben nicht erfreuen konnte, hat er nicht nur ſeine Dichtungen, ſondern ſogar ſich ſelbſt, den ganzen Dichter, nicht einer neunjährigen, nein einer dreimal neunjährigen ſtrengen Feile und ſorgfältigen Bearbeitung unterworfen, bevor er wieder mit neuen Erzeugniſſen ſeiner Muſe hervortrat. Mannichfaltigen Studien der Sprachen, der Poeten, der Natur, denen er oblag, folgte eine Reiſe um die Welt, dieſer ein naturwiſſenſchaftliches Berufsgeſchäft, dem er noch jetzt den Kern ſeiner Muße widmet. So nahm er, kein Mühſal ſcheuend, die Erde ſelbſt, das Schickſal und ein Menſchenalter zu Lehrern und kann wohl ſagen, niemand habe mehr an ſeinen eignen Unterricht gewandt, als er. Wurde nun eine ſo lange poetiſche Lehrzeit mit Liebe begonnen und mit Eifer fortgeſetzt, ſo können wir jetzt auch freudig anerkennen, daß ſie mit glücklichem Erfolg vollendet wurde. Die Früchte

liegen vor uns. Der Dichter hat faſt alle jene jugendlichen Morgenlieder ſeines erwachenden poetiſchen Triebes mit ſtrenger Hand unterdrückt und nur zwei oder drei derſelben hier mit eingereiht, gleichſam um gewahr werden zu laſſen, was er damals erſtrebte und was er jetzt erreicht hat. Wenn gleich nun ſo ernſte Studien, naturwiſſenſchaftlicher Erkenntniß zunächſt gewidmet, auch für dieſe, wie von den Wiſſensrichtern erkannt worden, nicht ohne mannichfache Frucht geblieben, ſo hat doch die Art ſeines Eindringens und Auffaſſens, ſo wie der Darſtellung in dieſem wiſſenſchaftlichen Gebiet immer eine mehr poetiſche Farbe behalten, und endlich iſt die Summe der erbeuteten Erkenntniß doch wieder hauptſächlich der Poeſie zu gut gekommen, von welcher der Dichter zuerſt ausgegangen und zu der er nun, wie zu einer erſten und einzigen Liebe, mit erprobter Treue zurückkehrt. Wenn ſich aus der wiſſenſchaftlichen Forſchung die anſchmiegende Poeſie nicht verdrängen ließ, ſo hat ſich jene dagegen auch dieſer ſo innig vermählt, daß ſie faſt überall zu dieſen Dichtungen den Stoff gereicht hat und einen Grundzug ihres Karakters bildet. Alle Länder und Geſchlechter der Erde haben dem Dichter lebendige Bilder zugeführt; überall hat er der Stimme der Natur gelauſcht und ihre Töne wieder gegeben; überall begegnet uns das Urſprüngliche, das Starke, das Selbſtgeſchaute in ſeiner eigenthümlichen Geſtaltung und Urkraft. Betrachtet man, wie es gewöhnlich geſchieht, die Jünglingsjahre vorzugsweiſe als das poetiſche Lebensalter, ſo hat man hierin nur inſofern Recht, als der Menſch in dieſem Alter für die Poeſie empfänglicher iſt; das poſitive poetiſche Vermögen aber wird ſich in der Regel erſt im Mannesalter ausbilden und mit der wachſenden Erkenntniß an Kraft und Fülle zunehmen, wobei wir freilich Ausnahmen für ſolche Individuen zugeben, die ſich im Ganzen frühzeitiger ausbilden. Die früheren Verſuche jugendlicher Dichter pflegen daher nur Aeußerungen des erwachenden Gefühls für

die in der allgemeinen Lebensatmosphäre gebundenen Poesiestoffe zu sein; selten gelangen sie zu einer entschiedenen individuellen Gestaltung und gehören mehrentheils zu der Gattung, die Goethe treffend poetische Interjektionen nennt. Auch Chamisso hat als Jüngling jener zur Blüthezeit der Schlegel-Tieck'schen Schule in Deutschland stark grassirenden Dichtergrippe seinen Tribut gezollt, dann aber ging er mit freierer Kraft und polirterem Spiegel der Erkenntniß zur Betrachtung der Welt und des Lebens über. Es wurde ihm klar, daß, wenn die Poesie zwar allerdings ein Allgemeines, Ideelles darstellen will, dies doch nur in der Gestalt eines Besonderen geschehe, und in diesem allein das Eigenthümliche und Bedeutende erscheinen kann. Dies zu erreichen hat nun der Dichter zwei Wege vor sich. Er kann nämlich entweder die Idee durch poetische Gestaltung in ein reales Besondere umschaffen, oder in der Reihe der schon vorhandenen realen Erscheinungen ein Bedeutendes hervorheben und poetisch gestalten, so daß die ihm inwohnende Idee zur Anschauung kommt. Dieser letztere Weg ist es, auf den Chamisso durch seine Natur, seine Studien und seine ganze Lebensrichtung mehrentheils hingeführt wurde und dessen konsequente und glückliche Verfolgung seine poetischen Produktionen zu dem Range erhoben hat, den wir sie einnehmen sehen. Fast immer bemächtigt er sich vorhandener gegebener Gegenstände, die ihm durch eigene Beobachtung, Studium, Lektüre oder Tagesgeschichte zugeführt werden, ergreift sie in ihrer Eigenthümlichkeit und stellt sie mit geschickter Hand, in glücklichster Wendung unserem Blick in solchem Lichte gegenüber, worin sie die Wirkung auf unser Gemüth nicht verfehlen können. Selbst da, wo er ganz seine Phantasie walten zu lassen scheint, ist doch der Anstoß dazu, der erste Keim des Stoffes in der Erfahrung vorhanden und fast immer nachzuweisen. Was der Dichter dann von eigner Erfindung hinzufügt, besteht gewöhnlich nicht sowohl in einer Umgestaltung, als

vielmehr in einer Steigerung, in einer erhöhten Wirksamkeit des gegebenen Stoffs. Diese Behandlungsweise ist eben so sehr der eigenthümlichen Natur dieses Dichters, als dem Karakter unserer Zeit angemessen. Indem jener weniger bemüht ist, ein Ideales selbständig zu schaffen, als vielmehr nur den geistigen Inhalt des Realen in koncentrirter Kraft wirken zu lassen, findet er den empfänglichsten Boden in der Sinnesart seiner Mitwelt, die sich eben jetzt in auffallendem Maße von allem Idealen und Spekulativen abwärts zur Erfahrung, zum Realen hinwendet, die sich den Eindrücken des Geschichtlichen, der lebendigen That mit leidenschaftlicher Neigung hingibt und sich lieber von dem Wirklichen schmerzhaft, als von dem Idealen milde berührt fühlt. Da sich Chamisso's Poesie am liebsten im Gebiet des Epischen bewegt, so besteht diese zahlreiche Sammlung größtentheils aus erzählenden Gedichten. Aber auch die lyrischen Stücke, die sich darin finden, gehören fast alle zur Gattung derer, in welchen das Gefühl auf einer epischen Grundlage ruht. Der Ausdruck der Empfindungen erscheint nicht als der des Dichters, sondern ist vielmehr bestimmten Personen in den Mund gelegt, und ihre Motive gehen aus den Verhältnissen derselben hervor. Diese Verhältnisse aber sind mit scharfem Blick erfaßt, diese Personen mit lebendiger Wahrheit gestaltet, diese Empfindungen sind der schönsten menschlichen Natur gemäß und eigen, ihr Ausdruck ist hinreißend durch zarte Naivetät und Lieblichkeit. Gleich am Eingange der Sammlung finden wir eine größere Reihe solcher Gedichte: „Frauenliebe und Leben", „Thränen", „die Blinde", „Lebenslieder und Bilder", und auch auf spätern Blättern tritt uns noch manches ausgezeichnete Gedicht dieser Gattung entgegen. So ist vielleicht niemals der Mutterschmerz um ein verlornes Kind in so herzergreifender Weise zum poetischen Lebensbilde gestaltet worden, als in dem Gedichte: „Die Mutter und das Kind" S. 147. Diese idyllisch-lyrischen Gestaltungen rechnen wir

zu den beſten ihrer Gattung, ja wir ziehen ſie allen übrigen Produktionen dieſes Dichters vor, obgleich ſie, wenn man zu ſeinem Lobe ſpricht, zu unſerer Verwunderung am ſeltenſten hervorgehoben zu werden pflegen. Hier, wo er ſich allgemein menſchlichen, jeder Beobachtung zugänglichen Lebensverhältniſſen zuwendet, tritt er, vielleicht ſich unbewußt, dem poetiſchen Ideale näher, als auf irgend einem andern Standpunkte. Die ganze intenſive Kraft ſolcher Zuſtände faßt er, wie in einem Brennpunkt, in einem individuellen Bilde zuſammen, und die ſchönſte Wirkung auf das Gemüth wird erreicht. Es iſt ein Karakterzug dieſes Dichters, daß er am liebſten durch den Schmerz auf ſeine Leſer wirkt; der Schmerz aber, den die jetzt erwähnten Gedichte hervorbringen, iſt von wohlthuender, anziehender Art, weil er ein ſittlicher, weil er reine Wehmuth iſt.

Ganz anders verfährt unſer Dichter bei ſeinen rein epiſchen Poeſieen. Alles, was in der Welt geſchieht, trägt einen poetiſchen Kern in ſich, denn die Geſchichte iſt die Poeſie des Weltgeiſtes, der Dichter ihr Interpret. Wenn aber in jedem wirklichen Ereigniß ein poetiſches Element liegt, ſo iſt dieſes doch in den mehrſten, in den gewöhnlichen Ereigniſſen nur verborgen, gleichſam im gebundenen Zuſtande vorhanden und muß daraus von dem Dichter erſt befreit, gereinigt und polirt werden, um als reines poetiſches Gold zu erſcheinen. In anderen liegt es wie gediegen zu Tage und bedarf wenig mehr als der poetiſchen Form und Faſſung, um als Dichtung producirt zu werden. Hier beſteht das Verdienſt des Dichters nächſt dem Blick, der ſolche Stoffe zu erſpähen und zu würdigen weiß, eben in dieſer Form. Dieſe Region hat Chamiſſo ſich vorzugsweiſe erkoren, ihrer glücklichen Ausbeutung verdankt er ſeine größten Erfolge; wir haben alſo bei der Beurtheilung die Wahl der Stoffe und ihre Behandlung in Betracht zuziehen. Jene fällt mehrentheils auf das Ungewöhnliche, Bedeutende, Ergreifende, und

mit Recht, denn ſolche Stoffe bemächtigen ſich ſogleich der ganzen Aufmerkſamkeit des Leſers, in ihnen ſprechen ſich die ſittlichen Verhältniſſe der Menſchheit am deutlichſten aus; der Kontraſt mit den gewohnten, ruhigen, täglichen Zuſtänden hat eine ſo anziehende Kraft, daß er allein ſchon für Poeſie gelten mag, wiewohl er es nicht immer iſt. Stoffe dieſer Art ſind aber unter ſich noch vielfach verſchieden. Unſern Dichter ſcheinen vorzüglich ſolche anzuziehen, in denen ſich die menſchliche Natur in ihrer finſterſten Leidenſchaftlichkeit, in ihrem bitterſten Schmerze zeigt. Die Konvulſionen der Menſchenſeele unter dem Druck natürlicher oder konventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eiſernen Verhängniſſes, unerbittlicher Gemüthshärte oder roher Wildheit liebt er, uns anſchauen zu laſſen. Herrſchen will er über unſer Gefühl und in unſeren Leiden den Triumph ſeiner Herrſchaft genießen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit ſeltener Geſchicklichkeit weiß er ſich unſeres Gefühls zu bemächtigen, es immer grauſamer zu ſpannen, und der Leſer kann ſicher ſein, daß die Schraube, die ſein Herz zuſammendrückt, gedreht werden wird, ſo weit ihr Gewinde nur reicht. Wir wollen ſehen, welche Bilder der Dichter uns vorführt.

„Mit der Myrthe geſchmückt und dem Brautgeſchmeid'
Des Wärters Tochter, die roſige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er ſich ſchmiegt."

Sie nimmt Abſchied von dem treuen Thier, mit dem ſie von Kindheit an dreiſt und traulich geſpielt; ſie gibt ihm den letzten Kuß. Da regt ſich wie durch Ahnung ihres Verluſts die innere Wildheit des Thieres; der Bräutigam zeigt ſich an der Thür; der Löwe zerreißt ſie,

„Und wie er vergoſſen das theure Blut,
Er legt ſich zur Leiche mit finſterem Muth.

Er liegt ſo verſunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in's Herz." —

Der Baske Etchehon, den ſein Weib betrog, deren Buhle ihn durch verläumderiſche Liſt fünf Jahr im Kerker hielt, will, endlich befreit, ſich an dieſem rächen. Der tödtliche Schuß trifft durch Zufall Etchehon's beſten Freund. Seine Klage iſt das Lied, das wir hören; dies der Schluß:

„Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
Hinunter in's heimiſche Thal,
Ob ich, ob du ſollſt dienen
Den Geiern des Himmels zum Mahl." —

Das „Mädchen von Cadix", um einen läſtigen Liebhaber los zu werden, reizt ihn, indem ſie ihn als feige verſpottet, einen Franzoſen nieder zu ſtoßen. Er wird ergriffen, und als er vor der Front ſteht, um erſchoſſen zu werden, ſagt er: Nicht ihr Franzoſen ſeid es, die mir den Tod gebt,

„Nein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigſam ſchon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!" —

Ein Mädchen ladet ihren untreuen Geliebten zu einer nächtlichen Waſſerfahrt ein. Sie lenkt die Barke ins offene Meer, wo ſie dem Treuloſen und ſich den Dolch ins Herz ſtößt.

„Es trieb ein Wrack an's Ufer
Bei wiederkehrender Fluth,
Es lagen darauf zwei Leichen
Gebadet in ihrem Blut." —

Die „Sterbende" können wir, da ſie kurz iſt, ganz mittheilen:

„Geläute ſchallt vom Thurm herab,
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.

Ihr ſünd'gen Menſchen zum Gebet!
Ein gleiches Loos bevor euch ſteht.

Im Sterben liegt ein ſchönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre ſünd'ge Luſt,
Sie ringt die Hände, ſie ſchlägt ihre Bruſt.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt ſtarr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet ſich in dieſer Stund'
Zu ſeinen Füßen, ſie öffnet den Mund:

Vergieb mir, Gott, in deiner Huld,
Vergieb, Gemahl, mir meine Schuld;
Ich klag' es an in bittrer Reu',
Weh mir! ich brach geſchworne Treu'. —

Vertrauen iſt Vertrauen werth,
Und machſt du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach ich dir kund in deiner Noth:
Du ſtirbſt am Gift, das ich dir bot."

Ein Graf findet von der Jagd zurückkehrend ſeine Gemahlin, die während ſeiner Abweſenheit ſo eben entbunden worden iſt, ſchlafend in ihrem Zimmer allein, und nimmt die in der Wiege liegenden beiden Kinder, die er für ſeine Zwillingsſöhne hält, jubelnd heraus. Die hereintretende Wärterin erſchrickt, da ſie die Kinder in ſeinen Armen findet, denn die Gräfin hat nur einen Sohn geboren, der andere aber gehört der zugleich niedergekommenen Schaffnerin und iſt nur zufällig auf einen Augenblick mit in die Wiege des jungen Grafen gelegt worden. Jetzt, da man nicht weiß, auf welcher Seite jedes Kind gelegen, iſt der ächte Erbe von dem fremden Kinde nicht mehr zu unterſcheiden, und dem Grafen bleibt nur übrig, beide als ſeine Söhne zu erziehen. Mit den Jahren aber wächſt in ihnen Mißgunſt und Haß. Sie drohen ſich gegenſeitig, wenn der Alte ſterben werde:

„So bin ich der Herr, ſo biſt du der Knecht!"

ja ihre Wuth bricht noch vor dem Tode des Grafen in einen Zweikampf aus. Zu ſpät kommt der Greis hinzu:

„Und über zwei Leichen auf blutigem Grund
Da ringt er verzweifelnd die Hände wund,
Und weint die alten Augen blind
Und ſchüttelt ſein greiſes Haar im Wind.“

Wir haben dieſe Beiſpiele ſo wie ſie aufeinander folgen, aus der uns vorliegenden Reihe entnommen, und wenn der Leſer dieſelbe weiter verfolgt, ſo ſtößt er unvermeidlich auf noch ſchreckenvollere Scenen, auf den Henker, der dem in ihren Arm entſchlafenen Buhlen ſeiner Tochter das glühende Brandmal auf die Stirn drückt, auf die Gräuel von Chios, auf die Guahiba-Indianerin, die mit ihren Kindern in Sklaverei gerathen, nach vier vergeblichen, mit blutiger Züchtigung gebüßten Verſuchen, ſich und die Kinder zu befreien, zuletzt freiwilligen Hungertod erleidet. Der letztgedachte Stoff trägt wenigſtens in dem Adel und der Kraft aufopfernder Mutterliebe ein tröſtendes und erhebendes Elemen in ſich, wodurch der Eindruck ſo herber chriſtlicher Frevelthaten gemildert wird. Auch iſt dieſer Schmerz noch gelinde gegen den Eindruck jener ſchaudervollen Trauerſcene, in der wir anſchauen müſſen, wie Don Juanito das Amt des Henkers an ſeiner ganzen Familie, an zwei Brüdern, zwei Schweſtern, dem Vater, ja an der eignen Mutter verrichten muß, muß! weil er ſelbſt nur unter dieſer Bedingung fortleben darf, und der Vater, um ſeinen Stamm zu erhalten, ihn bei ſeinem Fluch verpflichtet, die gräßliche Bedingung zu erfüllen. Des Dichters Eiſenhand läßt uns nicht los. Wie der Löwe, der einmal Blut geleckt hat, verſchont er keines ſeiner Opfer, erläßt uns keinen Todesſtreich. Nur als die Reihe an die Mutter kommt, verläßt den Jüngling die Kraft, und ſie ſelbſt muß, ſich von der Bruſtwehr ſtürzend, den Tod ſuchen, um das ſtrenge Gebot des ſtrafenden feindlichen

Feldherrn zu erfüllen. Und doch, ſelbſt dieſer grauenvollen Henkerſcene iſt noch ein mildernder Tropfen beigemiſcht in der feſten, ſichern, ruhig überlegenden, ja freudigen Standhaftigkeit, mit der ſie alle ihr Schickſal erfüllen. Auch den Korſen Mateo Falcone, der ſeinen Knaben todtſchießt, weil er einen verfolgten Vetter, der bei ihm Schutz ſuchte, um Gold an die Gensd'armen verrieth, können wir noch bemitleiden und entſchuldigen mit dem Volkskarakter und der Volksſitte, mit dem Gefühl der unvertilgbaren Entehrung und mit dem Gedanken, daß der Knabe doch der Blutrache früh oder ſpät verfallen blieb. Was aber kann uns tröſten über die unermeßlichen Qualen des ſchönen Jünglings, den der ruhmgierige Bildhauer hinterliſtig ans Kreuz nagelt und drei Tage leidend und ſterbend daran hängen läßt, um den Ausdruck des Schmerzenstodes an ihm zu ſtudiren und mit höchſter Wahrheit im Marmor nachzumeißeln.

„Und bald verhallen ſeine letzten Klagen.
Mein Gott, mein Gott, ſo haſt du mich verlaſſen!
Es ſinkt das Haupt, das ſich erhob, zurück;
Es iſt vollbracht, was keine Worte faſſen,
Und auch vollendet iſt ein Meiſterſtück."

Aber auch das Meiſterſtück des Dichters? Gewiß nicht, denn hier ſpielt der Dichter ſelbſt gegen das Gefühl ſeiner Leſer faſt die Rolle Don Juanito's. Wäre ſo Gräßliches in der Natur auch möglich, in der Poeſie wenigſtens müßt' es ewig unmöglich bleiben. Wenn die feine Grenzlinie weiſer Maßhaltung, die das Gebiet der ſchönen Kunſt umſchließt, in den früher erwähnten Dichtungen von dem Verfaſſer ſchon überſchritten wurde, liegt ſie in dieſer nicht mehr erkennbar hinter ihm.

Jene urſprüngliche und an ſich nicht verwerfliche Neigung des Dichters, durch Kraft und Bedeutſamkeit auf ſeine Leſer zu wirken, hat ihn allmälig zu ſo harten Berührungen

des ſittlichen Gefühls verleitet, und gewiß hat manches Aeußerliche und Zufällige mitgewirkt, ihn in dieſer Richtung zu weit vorwärts zu reißen, wozu vielleicht auch der entſchiedene Beifall gehören mag, der ſeinen erſten Gedichten dieſer Gattung zu Theil wurde. Der „Stein der Mutter", die Geſchichte jener Guahiba-Indianerin, von der wir früher ſprachen, die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange", „Biſſon vor Stampalie" ſind in der That treffliche Bilder einer urkräftigen unvermiſchten Natur in ruhiger, enthaltſamer, einfach ernſter Form mit feſter, ſicherer Hand gebildet. Sie zeigten ſich ſchön in einer neuen und eigenthümlichen Weiſe, und mußten daher allgemeinen Beifall finden. Der Dichter würde aber irren, wenn er glaubte, daß dieſer Beifall vorzugsweiſe der Kraft gegolten hätte, mit der er das Draſtiſche des Inhalts hervorgehoben und geſteigert; vielmehr galt derſelbe jener anderen Kraft, mit der er die ſpröden, herben, heftig wirkenden Stoffe zu bewältigen und in die ruhige, feſte, beſtimmte Form zu bannen wußte, ſo daß ſelbſt das ſchmerzlich Ergreifende in gemäßigter Haltung als ein ſchön Geordnetes dem beruhigten Sinn ſich darbot. Dieſer Irrthum führte ihn ſchon um einen Schritt weiter in dem Gedichte: „Salas y Gomez" (Seite 471). Der Dichter erzählt die Begebenheit, obgleich nur der erſte Keim des Inhalts ein wirkliches Faktum, alles übrige reine Fiktion iſt, als ein Selbſterlebtes. Auf ſeiner Weltumſeglungsreiſe berührte Chamiſſo mit dem Schiffe Rurik die Inſel Salas y Gomez, die nichts als ein von Seevögeln umflatterter kahler Felſen iſt. Hier wurde, ich weiß nicht, ob die Leiche oder das Skelett eines Mannes gefunden, und hierauf baut nun der Dichter ſein finſteres, den tiefſten Schmerz erregendes Gedicht. Ein nackter, rieſiger Greis, ſogleich auf hundert Jahre geſchätzt, iſt es, den der gelandete Dichter nicht todt, ſondern noch ſterbend am Geſtade lehnend auf der Felſenkuppe liegen ſieht. Er ruft die Gefährten herbei; der Greis erwacht noch einmal,

ſchaut ſich zweifelnd um, will ſprechen und ſtirbt. Drei Schiefertafeln liegen neben ihm; dieſen hat er ſein Schickſal eingegraben und indem das Gedicht ihren Inhalt mittheilt, dienen ſie demſelben zugleich zur Eintheilung. Als junger Mann ausſegelnd, um durch den Handel ſein Glück zu machen, wurde der Unglückliche, mitten in den ſchönſten Hoffnungsträumen vom Sturm ergriffen, auf dieſe öde Felſenklippe geſchleudert, von der ganzen Mannſchaft er allein ſein Leben rettend. In ſolcher Lage, nackt, jedem Wetter preisgegeben, nur von Vogeleiern ſich nährend, hoffnungslos von allem Menſchlichen geſchieden, kann er nur den Tod als einziges Rettungsmittel herbeiwünſchen. Auch dies wird ihm verſagt, und ſo ſchließt die erſte Schiefertafel mit den Worten:

„Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu ſterben!"

Die zweite Tafel meldet, wie der Unſelige nach langem Sehnen, grenzenloſem Kummer endlich ein Schiff erblickt. Schon richtet ſich ſein Herz zur Hoffnung empor, das Fahrzeug ſcheint ſich zu nähern, er glaubt Signale zum Landen zu hören. Umſonſt! Das Schiff wendet ſich und ſegelt weiter. Drei Tage lag er dem Wahnſinn hingegeben; da rafft er, vom Hunger überwunden, ſich auf,

„um ſeinem Leibe Nahrung zu verſchaffen."

Auf der dritten Schiefertafel zeigt ſich der Verlaſſene endlich in der höchſten Sehnſucht und hoffenden Erwartung des Todes. Nachdem er funfzig Jahre des Elends mit Kreuzen auf dem Schiefer angemerkt, hat er auch dieſe Jahrbezeichnung aufgegeben. Rückkehr in die fremd gewordene Heimath kann er nicht mehr wünſchen. Die lange Einſamkeit der Tage im ſchrecklichſten Wetter zu ertragen, iſt ihm ſchon ein Leichtes, aber die verfolgenden Träume der Nacht ſind unerträglich. Er betet nur noch um Geduld und bittet Gott, nun keinen Menſchen mehr die Inſel betreten zu laſſen, bevor er dahin geſchieden ſei:

„Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt —
Doch fremd zu wallen in der Heimath — nein!
Durch Wermuth wird das Bittre nicht verſüßt.
Laß weltverlaſſen ſterben mich allein,
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen.
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederſchauen. —

Es liegt in dem Weltlauf, vom ſittlichen Standpunkt aus betrachtet, ein herbes, bittres, Verzweiflung erregendes Element, das in einzelnen Ereigniſſen beſonders ſcharf und gleichſam koncentrirt hervortritt. Wählt der Dichter dies zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung, ſo tritt er gleichſam als Prieſter der Nemeſis auf, was allerdings auch ſeines Amtes iſt. In den früher von uns bezeichneten Dichtungen Chamiſſo's zeigt ſich jenes herbe Element in den Verirrungen des Menſchengeiſtes, aber immer läßt er uns darin auch die ſittliche Kraft, wenngleich unterliegend, doch kämpfend gegen die Wirkungen des Verderbens und in den härteſten Schlägen des Schickſals noch eine Spur der göttlichen Gerechtigkeit erkennen. Sie enthalten daher, mit Ausnahme jener ſchrecklichen Kreuzigung, die wir, was den Stoff betrifft, als völlig unpoetiſch verurtheilen, noch immer einige lindernde Beſtandtheile; auch kann der Dichter, gegen den Tadel des allzuherben Eindrucks die Wirklichkeit als Schild gebrauchend, für ſich anführen, nicht er, ſondern der Weltgeiſt ſelbſt habe ſie ſo und nicht anders gedichtet. „Salas y Gomez" aber iſt freies Gebilde ſeiner eignen Phantaſie; dieſen Sto[illegible] er mit voller Freiheit ausgebildet, dies Gedicht alſo gibt ſo mehr den ſicherſten Maßſtab zu ſeiner Beurtheilung, als er es mit Vorliebe und in Hinſicht der techniſchen Ausführung mit wahrer Meiſterſchaft behandelt hat. In einem eigenthümlichen, ſelbſt erfundenen Styl führt er die herzzerreißende Tragödie Schritt vor Schritt mit immer geſteigerter Wirkung an uns vorüber, ja er läßt es ſelbſt an einem

Beruhigungsmittel nicht fehlen, indem er uns die Leiden ſchon beendet zeigt, ehe er ihr furchtbares Bild vor uns aufrollt. Dennoch finden wir auch in dieſem Gedicht, einem ſeiner erſten in dieſer Gattung, und worauf ſein dichteriſcher Ruhm zum großen Theil ſich gründete, ſchon dieſelbe Tendenz, die wir als einen Irrweg bezeichnen müſſen: die Abſicht, um jeden Preis zu wirken, und den Gedanken, in den erregten Schmerz das Ziel der Poeſie zu ſetzen. So iſt denn das Gedicht objektiv wahr, aber einſeitig; meiſterhaft ausgeführt, aber ſichtbar nach dem Effekt ſtrebend; kraftvoll und ergreifend, aber herb und peinigend; einen tiefen Eindruck erzeugend, der nicht zur Wiederholung reizt. Auch offenbart ſich ein Hervorheben des Aeußerlichen, der realen körperlichen Hülle des Ereigniſſes, während die ideale, pſychiſche Seite zurücktritt. Die Geſchichte jenes hundertjährigen Greiſes, der ſein Leben auf einem kahlen Felſen zubringt und aushaucht, liegt ganz in ſeinem Innern. Welche grenzenloſe Welt von Gedanken mußte durchziehen durch das Gemüth dieſes modernen Prometheus, ſie waren die eigentliche Subſtanz ſeiner Leiden; aber auch wieviel Heilkräftiges, Erfriſchendes, Stärkendes mußte in dieſe Gedankenwelt gemiſcht ſein, wenn ſein Daſein ſich ſo weit ausdehnen ſollte über die Grenzen der gewöhnlichen Lebensdauer. Solches Labſal aber ſchließt der Dichter ſorgfältig aus von ſeiner Darſtellung; er fürchtet, ſeine Wirkung damit zu ſchwächen, nur die Folter der getäuſchten Hoffnung, die Pein der nächtlichen Träume läßt er uns ſichtbar werden und kaum noch am Schluß einen matten Strahl des Kreuzes herüberſchimmern, gleichſam als Pflichttheil für die herrſchende Anſicht. Förmlich geizig iſt er auf unſern Schmerz; funfzig durch Kreuze bezeichnete Jahre reichen noch nicht hin; dieſe ſtehen gleichſam nur als Strafminimum feſt, eine unbeſtimmte Reihe von Jahren muß ihnen noch nachfolgen, damit der Jammer um ſo bittrer ſei, weil er in keine beſtimmte Grenzen eingeſchloſſen

iſt, und zu dem benannten Kapital des Elends ſchlägt der Dichter noch eigennützige Intereſſen nach unbekanntem Zinsfuß. Was will der Dichter? Soll der Leſer ängſtlich den Athem anhalten vor ſeiner unbeſchränkten Macht? Der Erfolg iſt ganz anders. Die überſpannte Gewaltherrſchaft endet in der poetiſchen, wie in der wirklichen Welt mit der Enttäuſchung des Beherrſchten. Der Leſer rettet ſich durch die Vorſtellung der poetiſchen Fiktion; er wiſcht ſich wie im Theater bei allzugroßer Rührung die verweinten Augen, verſpottet, um ſich zu tröſten, die eigenen Thränen über ein erdichtetes Leiden, beweiſt ſich, daß ein ſo endloſer Jammer zu groß ſei, um für möglich zu gelten, und bricht ſo dem mühſam geſchliffenen tragiſchen Dolch die allzufeine Spitze ab.

Mag nun aber unſer Dichter ſeiner Subjektivität gemäß auch lieber mit dunkeln als mit hellen Farben mahlen, hat er in manchen ſeiner Bilder auch die Schatten tiefer geſchwärzt, als die Harmonie der Kunſt geſtatten mag, ſo behält er dennoch in der Schärfe ſeiner Umriſſe, in der gedrängten Kraft ſeines Ausdrucks für jedes tiefe Gefühl, in der Lebendigkeit ſeiner Darſtellungen aus allen Zonen und Ländern, immer noch Vorzüge, deren ſich wenige mitlebende Dichter zu rühmen haben. Es iſt ſchon darauf hingewieſen worden, daß, wer in unſerer überreizten Zeit überhaupt eine Wirkung hervorbringen will, die ſtärkſten Mittel anzuwenden nicht ſcheuen darf. Hat man aber in jene Abgründe von Gräßlichkeit und Frevel hineingeblickt, die ſich in den Werken der neufranzöſiſchen Dichterſchule aufthun, ſo kann man zu Chamiſſo's Gedichten wie zu Beruhigungsformeln zurückkehren; denn in dieſen bewegen ſich die Geſtalten, wenn auch gewaltſam und furchtbar, doch immer noch im poetiſchen Lichte; der Dichter ſelbſt ſteht, indem er ſie heraufbeſchwört, noch im Kreiſe der ächten Poeſie auf dem heiligen Boden der Sittlichkeit und Wahrheit, während in jener Afterpoeſie der Dichter mit den Geſchöpfen ſeiner verderbten Phantaſie in

ſelbſtgeſchaffner Hölle den Furienreigen ſelbſt aufführt, in welchen er ſeine Leſer hineinzuziehen trachtet. So mögen wir uns denn beſcheiden, daß unſer Dichter, ein Sohn ſeiner Zeit, auch ihre Farben anlegt, und zufrieden ſein, wenn er ſie nur im poetiſchen Lichte verklärt. Auch finden wir unter den epiſchen Gedichten der reichen Sammlung noch viele andere, in welchen die Schwäche, der Irrthum, das Vorurtheil und ſelbſt das Laſter der Zeit von dem höheren Standpunkt des Dichters aus mit ruhigem Lächeln in mild gemüthlicher Ironie in ſeinem komiſchen Lichte gezeigt wird. Ueberall aber ſpricht ſich unerſchütterlich feſte Treue, ſchlichte Einfalt, lauterſte Sittenreinheit, tiefwurzelnde Liebe und unbeſtechliches Wahrheits- und Rechtsgefühl als Karakter des Dichters aus, und in dem eigenthümlichen Ausdruck, den er für dieſe Eigenſchaften gefunden, liegt einer der vornehmſten Reize ſeiner Dichtungen, indem er alle ſeine poetiſchen Geſtaltungen, der objektiven Schärfe der Darſtellung unbeſchadet, in dieſe ſeine Farben kleidet. Einen Dichter, wie dieſen, liebt der Leſer ſelbſt dann, wenn er das Gedicht nicht ganz zu billigen vermag. Die poetiſche Form beherrſcht Chamiſſo mit großer Kraft und Gewandtheit, in der jedoch mehr eine durch Fleiß und Uebung erhöhte glückliche Naturgabe, als eigentliches Studium und bewußte Abſicht hervortritt, ſo daß vollendete Glätte und feinerer Wohlklang fehlen dürfen, ohne eben vermißt zu werden. Beſonders aber bringt er durch die Behandlung der Terzine, für die ihm eine beſondere Vorliebe eigen iſt, die ſchönſte Wirkung hervor, indem er in dieſer Form ſeiner Darſtellung, ſelbſt da, wo ihr Objekt in der heftigſten Bewegung auftritt, die höchſte epiſche Ruhe zu erhalten weiß.

# Gedichte.

## Sonett.

Nicht nach des Ruhmes Zierde will ich ringen,
Es lächle mir der Liebe holder Blick,
So fordr' ich nichts vom ehernen Geſchick,
Und nur mir ſelbſt will ich mein Glück beſingen.

Dann hemmet nichts der Dichtung leichte Schwingen,
Sie läßt der Schule finſtern Ernſt zurück,
In neuer Schöpfung findet ſie ihr Glück,
Die Regel fliehend muß ſie aufwärts dringen.

Von Muth beſeelt zerſpreng' ich meine Ketten,
Und was mit Kraft den Buſen mir erhebt,
Davon wird meines Griffels Bild belebt;

Ich muß, ich muß vom kalten Zwang mich retten,
Und lindernd dann des Herzens innre Gluth
Entſtrömt dem Mund des Liedes ſüße Fluth!

---

## An Lina.

Niemals haſt du mich gefragt,
Niemals hab' ich dir geſagt,
Daß von liebevollem Triebe
Nur für dich mein Herz entbrannt:
Dennoch haſt du es erkannt,
Denn in Blicken ſprach die Liebe.

Wenn, von Eiferſucht erregt,
Schäumend ſich mein Blut bewegt,
Führeſt du vom wilden Triebe
Oft mit einem ſüßen Blick
Mein Gemüth zur Ruh zurück,
Denn im Blicke ſpricht die Liebe.

Gab ich dir der Treue Schwur
Je mit Einem Worte nur?
Daß ich dein auf ewig bliebe,
Ewig dein in ſüßer Pflicht,
Sprach die Lieb' in Worten nicht:
Denn in Blicken ſpricht die Liebe.

---

## Klage.

Die winterſtarren Reize der Natur
Wird nun der Lenz mit neuem Hauch beleben;
Bald ſeh' ich grüne Schatten dich umweben,
Vertraute meines Grames, ſtille Flur!

Die Welt verjünget ſich mit neuer Pracht,
Bald kann ich froh des Waldes Sängern lauſchen,
Schon hör' ich meiner Silberquelle Rauſchen,
Noch jüngſt gefeſſelt von des Winters Nacht.

Dein Herz nur, armer Menſch, verjüngt ſich nie!
Wenn es der Winter einmal eingenommen,
So wird der Frühling nimmer wieder kommen,
Du ſtirbſt; doch dir und keinem Fruend zu früh!

---

## Sonett.

O wende, Phöbus, doch die glühnden Blicke
Von uns hinweg in ein entfernter Land;
Sieh mild dann von des Horizontes Rand
Zurück, daß uns dein Abendſtrahl erquicke.

Sei Zeuge dann von meinem ſtillen Glücke:
Mit meiner Lina wandl' ich Hand in Hand;
Es webt die Lieb' um uns ein zartes Band,
Wohl zart, doch wich es nie des Unglücks Tücke.

Dann lächelt deine Schweſter uns entgegen,
Der holden Luna ſüßer milder Schein
Wiegt in der Hoffnung Wonnetraum uns ein.

Schon ſehen wir der Zukunft reichen Segen.
Die ſpäte Nacht ſtört endlich unſer Glück,
Zur bittern Wirklichkeit ruft ſie zurück. —

---

## Epigramme.

1.

Flüchtig war ich und jung, es ſchwanden die eilenden Stunden
Oft in kurzem Genuß, öfter in Leiden dahin.
Dennoch vergaß ich die Leiden und auf dem Pfade des Lebens
Späht' ich die Blumen mir aus, wand ſie zum lieblichen Kranz:
Doch als dein Auge mir, Lina, gleich heißer Sonne des Mittags,
Tief im Herzen geſtrahlt, ach da verwelkte der Kranz!

---

2.

Wie ſie das Herz mir beherrſcht, das holde boshafte Mädchen!
So wie ein grauſames Kind ſpielend den Schmetterling quält.
Flatternd läßt es am Band' ihn fliegen zur duftigen Blume,
Doch mit tyranniſcher Hand zieht es ſogleich ihn zurück.

---

3.

Laß dem Rauſch uns entfliehn, den fliehen die Freuden des Lebens,
Deſſen Wunſch ſie verfolgt; nimmer erhaſcht ſie der Thor!
Doch wer im ruhigen Wohnſitz ſich ſelber nur lebet genügſam,
O den ſuchen ſie auf, ſorglos genießt er ſein Glück.
Alſo ſtraſet die Mutter den ungeſtüm fordernden Knaben,
Doch dem beſcheidenen Sohn kömmt ſie mit Liebe zuvor.

---

## Sonett.

Wie dank' ich dir, du löſeſt mir die Binde,
Die drückend mir das wunde Herz verſchloſſen!
Des Grames Fluth hat endlich ſich ergoſſen,
Dem Dornenweg' ich blutend mich entwinde.

Die Hand iſt dein, an der ich nun ihn finde,
Den Tempel, den des Schweigens Nacht umfloſſen,
Dein iſt der Blick, dem Flammenaug' entſproſſen,
An dem ich nun mein inn'res Licht entzünde.

Ich fühle mich zu raſcher That erhoben,
Und dränge mich zu kräft'ger Jugend Leben:
Verlaſſen brauch' ich länger nicht zu ſchmachten;

Nach ſüßer Frucht darf nun die Liebe trachten,
Die Kräfte ſind mir nicht umſonſt gegeben,
Die in des Herzens Grund unbändig toben.

---

## Sonett.

Ein großes Herz kann ewig nur verlieren,
Es ſtürzet ſeine Gluth ins kalte Leben,
Und ſieht von matten Wellen ſich umgeben,
Die ziſchend ihm die Himmelsgluth entführen.

Doch wenn zwei edle Herzen ſich berühren,
So ſieht man ſie ſich in einander weben;
Zuſammen dann noch lange widerſtreben,
Bis ſie vereint des Todes Kränze zieren.

Willſt, Göttliche, du mich durch's Leben leiten,
So fühl' ich nicht den Widerſtand der Wellen,
Vereinten Kräften müſſen ſie entweichen.

Wie ſanft wird unter uns der Weg entgleiten,
Wie wird dein Blick die Finſterniß erhellen,
Bis wir das ſchön're Ufer nun erreichen!

---

## Das Auge.

Dem Aug' iſt manches Unheil ſchon entſproſſen!
Nur ungern will in glühnder Jugend Jahren
Der freie Blick zum ſtrengen Wort ſich paaren.
Es hat in Thränen ſich mein Wunſch ergoſſen.

Den treuen Lippen iſt kein Wort entfloſſen:
Vom Auge nur haſt alles du erfahren.
Das Auge konnte nicht den Wunſch bewahren,
Den bittre Pflicht im Herzen tief verſchloſſen.

Doch kannſt du meinen Augen wohl verzeihen,
Die deinen ſchlugen mir ſo tiefe Wunden —
Die Lippen aber ſollteſt du belohnen.

So lang ſie ſtreng ſich dem Geheimniß weihen,
Wird Ruhe nie das arme Herz bewohnen,
Und nie werd' ich vom tiefen Gram entbunden. —

---

## Sirenenlied.

Sirene.

Komm, ſüßer Knabe, doch zu mir hernieder.
Ich ſpiele friedlich in den kühlen Wogen.
Es ſind im Meer gefeſſelt mir die Glieder,
Doch fühlt mein Herz zu dir ſich aufgezogen.
Dir geb' ich Freuden, wie du nie empfunden,
Und Götter widmen dir die ſel'gen Stunden.

Knabe.

Du ſingeſt mir der Liebe Zauberlieder,
Doch ward vor mir ſo Mancher ſchon betrogen.
So Manchen zogt ihr tückiſch ſchon danieder,
Der euer Gift ſo gierig eingeſogen. —
Doch fühl' ich mich am Leben nicht gebunden,
Denn ew'ger Gram hielt ſtets mein Herz umwunden.

Sirene.

Mit Troſt will ich dein krankes Herz beleben,
Der Liebe Fittig wird dich leicht umſchweben,
Und jeder Gram vom Herzen dir genommen.

Knabe.

So nimm mich denn hinweg vom kalten Leben,
Und kannſt du ſelbſt mir keine Freude geben,
So iſt der Tod auch ſüß mir und willkommen.

---

## An meine Schweſter.

Soll ſchon des Lebens erſter Strahl erblaſſen?
Wenn mir Verwaiſten, ach kein Freund mehr bliebe,
Ins Buch des Herzens Liebeszeichen ſchriebe:
So würd' ich ſterben, oder alles haſſen.

Mich hat der Jugend Hülf' und Troſt verlaſſen,
Ich irre ſuchend und entbehre Liebe.
Wohin ſie wenden, dieſe Flammentriebe?
Wen ſoll des Armen armer Arm umfaſſen?

Aus Wolken läßt ein ſüßes Bild ſich ſehen,
Es ſcheint die Hand, der milde Blick zu winken,
Die Flur ergrünt, wohin die Tritte ſinken.

Sie lächelt mir, der Worte leiſes Wehen
Gibt Kühlung mir, ſchon iſt die Gluth verglommen,
Sie ruft mir Bruder zu — Schweſter willkommen!

---

## Geneſung.

O ſüßer Kummer, o ihr lieben Leiden
Des lang gewöhnten Schmerzes; holde Klage
Der Wehmuth, die ſo innig gern ich trage;
Herzensgefährten, ſoll ich je euch meiden?

Was auch die Liebe gibt, ſind ſtets mir Freuden,
So wenig wird die Bürde mir zur Plage,

Daß ich, ob ſie wohl ende, nimmer frage,
Und mich an ihrer Ewigkeit will weiden.

Du mit geſenkter Fackel, ſüßer Knabe,
Willſt du des kranken Daſeins Bande löſen,
Dann wird die Liebe von dem Schmerz geneſen.

Daß ſie in ihres Schöpfers Huld ſich labe,
Wird ſie hoch in der Sonne Kreiſen fliegen,
Im Sonnenglanz des Schmerzes Druck beſiegen.

---

## Sonett.

Warum doch wollet von ſo ſchönen Wangen,
Ihr Thränen, ſchnell zum Buſen nieder eilen?
Nur eine will noch an der Wimper weilen,
Als hielte ſie der ſüße Blick gefangen.

Die Seufzer, die dem Buſen ſich entrangen,
Wohl können ſie mit euch die Klage theilen,
Den Schmerz wohl lindern, aber nimmer heilen,
Noch ſtillen je das innige Verlangen.

Wann aber Seufzer euch von treuem Munde
Und zarte Thränen liebend ſich geſellen,
Dann wird von hoher Luſt der Buſen ſchwellen;

Dann lächelt Amor hold dem ſchönen Bunde,
Läßt Thrän' und Seufzer innig ſich verweben,
Vereint im Kuß entfaltend neues Leben.

---

## Sonett.

Wie einer, dem ein Götterlied getönet,
Das ſeinen Geiſt dem Druck der Welt entbunden,
Noch immer lauſcht, wenn ſchon der Ton verſchwunden,
Weil ganz ſein Herz dem ſüßen Klang gewöhnet:

So der Geſtalt, die mich der Welt verſöhnet,
Hat innig meine Seele ſich verbunden,
Und kann in ihrem Anblick nur geſunden,
Sie ſchauend ſtets mit Engelglanz gekrönet.

So wenig der, der aus des Herzens Fülle,
Was er empfand, in Melodie ergoſſen,
Daß ihm ein fühlend Herz gelauſcht, mag denken:

So wenig weiß ſie, von beſcheid'ner Hülle
Der unbefang'nen Tugend ſtets umfloſſen,
Daß ſich auf ſie will all mein Sinnen lenken.

---

## Die Blume an die Quelle.

Lieblichſte aller
Freundlichen Quellen,
Trügeriſch Wähnen,
Angſtvolles Sehnen
Sog ich aus deinen
Bläulichen Wellen.
Wird die Erhörung
Nimmer entquellen?
Soll ich nur Thränen
Ewig erſehnen?
Nimmer der Hoffnung
Strahl mich erhellen?

Grauſame Quelle,
Netzeſt mit Fluthen
Nährend die Roſen,
Die dich umkoſen;
Läßt mich der Sonne
Brennenden Gluthen!

---

## Stanze in Chamiſſo's Stammbuch.

Mag dunkler Nacht und herben Winters Drängen
Auch ſchwer belaſtend tief die Seel' umnachten;
Mag Finſterniß den Ausgang auch verhängen,
Und die Umgebung hemmen all dein Trachten:
Frei kann der Geiſt, in ewigen Geſängen
Ausſtrömend ſich, die Feſſeln tief verachten;
Und wem des Geiſtes heil'ge Flammen glühten
Dem lohnt der Winter ſelbſt mit duft'gen Blüthen.

---

## Stanze in Lafoye's Stammbuch.

In heil'ger Nacht geheimnißvollen Stunden
Wird eines edlen Kreiſes Bund begonnen,
Und wer der Kette ſich als Glied verbunden,
Hat aller Glieder Freud' und Kraft gewonnen;
Trennt auch das Schickſal, die ſich feſt umwunden,
So iſt doch nicht die heil'ge Kraft zerronnen;
Mag es ſie auch in ferne Lande drängen,
Den Erdball würden ſie in Ketten zwängen.

---

## Stanze in Karolinens Stammbuch.

Des jungen Lebens ſchöne Tage fließen
Leicht hin dir in der Jugend blühndem Bilde;
Die Frucht und Blumen, die der Erd' entſprießen,
Du pflückeſt fröhlich ſie von dem Gefilde;
Doch nimmer, um allein ſie zu genießen,
Gern ſpendeſt du den Freunden ſie und milde.
Laß eine Blume dir mich wieder geben,
Denn deine blühen mir in ew'gem Leben!

---

## Stanze in Koreff's Stammbuch.

Den hohen Trieb, der ihn erfüllt, zu ſtillen,
Geht raſch der Pilger, ohne zu verweilen;
Ob Nebel auch den ſchmalen Pfad verhüllen,
Abgründe bald, bald Felſen auch ihn theilen;
Mit glühndem Eifer und beherztem Willen
Will doch er unverwandt ſein Ziel ereilen.
Der treuen Freundſchaft nur mag es gelingen,
Auf herbem Weg' ihm kurze Ruh zu bringen.

---

## Sonett.

In glühnden Zügen, mächtigen Geſtalten
Zeigt die Natur ſich meinen offnen Blicken;
Oft will ſie auch durch ſtillen Reiz entzücken
Und ſüßer Ruhe Bilder mir entfalten.

Ich aber kenne nicht ſie, die Gewalten,
Die ſchrecken bald, bald liebend mich beglücken:
Geheimer Zauber ſcheint mich zu berücken,
In unſichtbaren Banden mich zu halten.

Ich mühe forſchend mich und will ergründen
Sichtbaren Lebens unſichtbare Quellen,
Doch Nacht verhüllt den Weg, daß ſtets ich fehle.

Ein neuer Tag will plötzlich ſich verkünden,
Den dunkeln Weg mit mildem Licht erhellen,
Und zeigt mich ſelber als des Körpers Seele.

---

## Sonett.

Wohl waren mir von Phantaſie umhüllet,
Der Jugend Tage, ganz der Liebe eigen,
Und wollte Freundſchaft ſich der Klage neigen,
So ward mit ſüßem Troſt das Herz erfüllet:

Doch jetzt, da ganz die Wirklichkeit enthüllet,
Und wilde Schrecken nun der Nacht entſteigen,
Verſtummt die Lieb' und ihre Klagen ſchweigen,
Die ſonſt wohl oft den herben Schmerz geſtillet.

Die Täuſchung iſt entflohen, und die Wahrheit
Erfüllt den Raum mit ſchrecklichen Geſtalten,
Die fordern und gewähren keine Schonung.

Sei mir willkommen denn, feindſel'ge Klarheit!
Die Weſen, die ſich deinem Schoß' entfalten,
Sind Diener, ich der Herr, mein iſt die Wohnung!

---

## Variation.

Thema.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen,
Treue wohnt für ſich allein:
Liebe kommt dir raſch entgegen,
Aufgeſucht will Treue ſein.

---

Ja ich fühl's mit tiefem Beben
Und geſteh es gern, dein Bild

Hat mit Gluth mein Herz erfüllt:
Seufzer, die den Buſen heben,
Tragen hin zu dir mein Leben:
Doch mit angſtvoll bangen Schlägen
Will ſich Furcht im Herzen regen,
Ob du ewig auch mich liebſt,
Mich durch Untreu' nicht betrübſt:
Liebe ſchwärmt auf allen Wegen.

Ach, in deiner Blicke Gluth
Will mein krankes Herz ſich ſonnen,
Wie ein Strom von Freud' und Wonnen
Fließt zum Herzen mir das Blut,
Wenn auf mir dein Auge ruht:
Doch der Augen milden Schein
Wirſt du ewig mir ihn weih'n?
Auf des Lebens ſtürm'ſchen Wogen
Wird die Liebe fortgezogen:
Treue wohnt für ſich allein.

Weh', wie ſtill' ich dies Verlangen,
Ueberwind' ich dieſen Drang?
In der ew'gen Sehnſucht Zwang
Iſt mein armes Herz gefangen,
Doch im Innern will mir bangen;
Dieſes ungeſtüme Regen
Will mich zu dir hin bewegen;
Mächtig, ohne Widerſtand,
Gibt's mich hin in deine Hand;
Liebe kommt dir raſch entgegen.

Könnteſt du mich einſt verlaſſen,
Und vergeſſen meiner Noth,
Ja, ich fühl's, der kalte Tod
Würd' in ſeinen Arm mich faſſen:

Sterben würd' ich, doch nicht haſſen.
Ja du könnteſt glücklich ſein,
Mancher Liebe noch dich freun:
Doch der Rauſch wird einſt verſchwinden,
Alle wirſt du untreu finden —
Aufgeſucht will Treue ſein.

---

## Ballade der Neifile.

Aus dem Decamerone des Boccaccio.

Ich bin ſo jugendlich, will Luſt genießen,
Vom Munde laß im jungen Lenz ich Lieder
Von Liebesglück und ſüßen Träumen fließen.

Auf grüner Flur betracht' ich ſtets im Gehen
Der weißen, gelben, rothen Blümlein Blühen,
Der Lilien Weiß', am Dorn der Roſen Glühen,
Und will an allen Aehnlichkeit erſpähen
Vom Antlitz des, der ſüß mit Liebesflehen
Mich band und hält, daß ich in's Herz nie wieder
Kann andre Wünſch' als ſein Vergnügen ſchließen.

Scheint eine dann ſich ihm recht gleich zu zeigen,
Daß ſeines Weſens Bild mir in ihr lebe,
Pflück' ich ſie, Küß' und traute Wort' ihr gebe,
Und ſag' ihr ganz des Herzens inn'res Neigen,
Wie ich nur kann, will keinen Wunſch verſchweigen.
Im Kranz ein' ich dann ſie und ihre Brüder,
Den muß mein blondes leichtes Haar umfließen.

Und ſolch Vergnügen kann dem Blick gewähren
Die Blume, ähnlich dem, was ich empfände,
Wenn ſelber er vor meinen Augen ſtände,
Deß Lieb in Flammen ſüß mich will verzehren.

Doch, will der duft'ge Hauch zu mir ſich kehren,
Die Luft gäb' ich mit Worten nimmer wieder,
Als Zeugen wollen Seufzer ſich ergießen.

Doch nimmer wollen die vom Buſen ſchleichen
So wie bei andern Mädchen, herb' und trübe:
Sie fliegen warm und ganz voll inn'ger Liebe
Des Lieben Angeſicht bald zu erreichen,
Der, fühlt er ſie, ſchnell eilt, mir Troſt zu reichen,
Wo ich ihm ſage: o komm eilig wieder,
Daß nicht mein Herz Verzweiflung mög' umſchließen.

---

## Erklärung.

An Julie.

Ich ſah die Leiden deiner jungen Tage,
Die Seel' und Körper ſchmerzhaft oft umwanden;
Und nicht genug gekannt, und nicht verſtanden
Ward von Umgebenden der Armen Plage.

Voll leichten hellen Sinns und ohne Klage,
Sah ich dich ſcherzen oft in deinen Banden:
Da fühlt' ich tief, was ich dir nicht geſtanden,
Und glaubt' auch manches ohne Red' und Frage.

Doch, da du deinen Schmerzen nun entkommen,
Haſt du auch mich gewollt von meinen heilen,
Und durch der Wahrheit Bild die Täuſchung enden.

Du haſt dazu den beſten Weg genommen:
Stolz und Verachtung muß das Band zertheilen,
Und ich muß mich erröthend von dir wenden.

---

## Sonett.

Aus Jugend, Liebreiz, Schönheit, Sinn, Verſtande,
Gefühl des Edeln, hoher Tugend Willen,
Wollte die Lieb' ein ſchönes Bild enthüllen,
Und zeigt mir's in jungfräulichem Gewande.

Wie konnt' ich widerſtehn ſo ſchönem Bande?
Mit Liebesgluth fühlt' ich mein Herz ſich füllen:
Doch ſchwarze Nacht will plötzlich ſie umhüllen,
Und ſie entflieht zu niedern Lebens Lande.

O, wäreſt du vom Tode mir entriſſen,
Du meine Göttin! zu des Himmels Reichen,
Säh' ich dich weinend, doch getröſtet, fliegen:

Doch daß mein Buſen ganz von Schmerz zerriſſen,
Und keine Qual ſei meiner zu vergleichen,
Biſt du zur tiefſten Erd' hinab geſtiegen.

---

## An Fichte.

Indeß die niedre Welt, gehüllt in Grauen
Vom trägen Zeitgeiſt, Nacht und Schlaf verblinden,
Strebſt, nachtentwachsner Fels, du, Licht zu finden,
Des Aethers Geiſter grüßend voll Vertrauen.

Dein Haupt umkränzt vom Licht der luſt'gen Auen,
Ziehſt mit magnet'ſcher Kraft du aus den Gründen
Reine Metalle, die mit Klang verkünden
Ihr muth'ges Streben, höh'res Licht zu ſchauen.

Magnet, geheimnißvoller Stein, mir deuten
Willſt ewig du des Nordſterns ferne Klarheit,
Durch ihn der vier Weltſtriche wahre Richtung.

So muß die ſtrenge Wiſſenſchaft mich leiten
Zur ew'gen Liebe, Sittlichkeit und Dichtung,
Im Kampf mich führen zur hochheil'gen Wahrheit.

---

## An Varnhagen.

Ich ſah den Tag voll Wehmuth niederſinken,
Der lächelnd noch mit ſeinen letzten Blicken
Mir Freude ſchien und Hoffnung zuzuwinken.

Die Blume haucht' in Düfte ihr Entzücken;
Den Abend feiernd wollten alle Weſen
In Gold und Purpur glänzend noch ſich ſchmücken.

Soll ich allein in deinen Zügen leſen
Nur bittrer Leiden ſchmerzenvolle Kunde,
Natur? Soll ich vom Grame nie geneſen?

Vereint ſind alle Menſchen doch im Bunde,
Wie es auch ſei, ſie wollen ſich geſellen
Und Troſt ſchöpft einer aus des andern Munde.

Doch ſolcher Troſt kann nicht mein Herz erhellen;
Von Schwäche, Thorheit, Vorurtheil gefangen,
Kann Götterkraft ihr enges Herz nicht ſchwellen.

Schlaffer Gemeinheit Nacht hat All' umfangen,
Daß ſie der Erde Oberfläche meiden
Und in die Tiefe treibt ſie das Verlangen.

Da wollen ſie an Goldes Glanz ſich weiden;
Indem ſie wühlen in der Erde Schlünden,
Vergeſſen ſie des heitern Tages Freuden.

Und klagen dann, daß ſie in Nacht erblinden,
Und klagen dann, daß Freud' und Liebe fehlen,
Und klagen dann, daß Ruhe ſie nicht finden.

Und wenn ſie dann der Liebe Schmerzen quälen,
Die gütig ihnen die Natur gegeben,
Dann meinen ſie den rechten Weg zu fehlen.

Da ſchaffen ſie ſich ſelbſt ein neues Leben,
Zwang, Gold, Wahn, Anſehn, Wolluſt muß ſie paaren,
Welch Band ſieht man wohl je die Liebe weben?

Und all die Güter wohl ſich zu verwahren,
Wird, wer ſie ſtraft, ſogleich zum blöden Thoren,
Der muß Verachtung, Haß und Schmach erfahren.

Und ich, in dieſem Jammerkreis geboren,
Muß meines Buſens innern Drang verſchweigen,
Vom Tod' als Opfer lebend ſchon erkoren.

Als ſo ich klagte, wollteſt du dich zeigen,
Mein theurer Freund! zwar biſt auch du gefangen,
Doch kühner will dein Geiſt der Nacht entſteigen.

Nicht wehrend deinem ſtürmiſchen Verlangen,
Läßt du die Worte feſſelfrei ertönen,
Nicht achtend, ob ſie hart, ob fremd erklangen.

Ob Sklavenohren ſich dem Ton gewöhnen,
Gleichviel! du läßt die Waffen muthig klirren,
Buben zu ſtrafen, Thoren zu verhöhnen.

Und ob des Tadels Pfeile dich umſchwirren,
Trotz allen Wunden, die du mußt ertragen,
Will von der Wahrheit Weg dein Fuß nicht irren.

Wohin uns denn das Schickſal mag verſchlagen,
Dich, ſinnend, wie du ſiegreich führſt die Waffen,
Und mich, wie ich des Lebens Laſt mag tragen,

Soll nimmer uns der feſte Sinn erſchlaffen:
Vereintes Streben zu dem Heiligthume
Der Wahrheit ſoll uns Kraft und Tröſtung ſchaffen.

Und die uns blüht, der Dichtkunſt Himmelsblume,
Laß ſie als Gottheit uns in's Herz verſchließen,
Geweiht als Prieſter dienend ihrem Ruhme.

Dann werden liebliche Geſänge ſprießen
Gleich dunkeln Roſen auf geweihten Fluren,
Die ſollen glänzend unſer Haupt umfließen.

Laß folgen uns vereint der Gottheit Spuren!

---

## Gebet.

Vergeber aller Schulden,
Der du in ew'gen Hulden
Sendeſt die güt'gen Blicke
Zu unſerm Heil und Glücke
Gnädig und mild hernieder,

Sieh, müde ſind die Glieder,
Glühend die Augenlider,
Das Herz iſt faſt verſehret,
Die Bruſt zu ſehr beſchweret,
Die Kraft will ganz zerrinnen.

Kann keinen Troſt erſinnen,
Kann keine Ruh gewinnen,
Kann Liebe nicht erringen,
Kann doch ſie nicht bezwingen,
Ich flehe, Troſt mir ſende!

Erbarmer, ende, ende!
Nimm mich in deine Hände,
Laß ſanft den Körper ſterben,
Die Seele Ruh erwerben,
Das ew'ge Reich ſie erben.

---

## Krieg und Friede.

Friede.

Wer ſtört die ſüße Ruh mit wildem Toben,
Und füllet mit Geräuſch die ſtillen Lüfte?
Der Sitte heil'ger Schlei'r iſt aufgehoben,
Und Dampf und Feuer ſcheucht der Blumen Düfte.
Weh mir! Welch grauſes Antlitz muß ich ſchauen?
Es füllt die Seele mir mit Angſt und Grauen.

Krieg.

Tief aus der Hölle glühndem Schoß erhoben
Füllt meines Schwertes Strahl des Todes Gruſte;
Gewalt und Willkür folgten mir nach oben,
Die ſonſt bewohnt der Hölle tiefſte Klüfte.
Flieh, feiger Fried', und die ihm Tempel bauen,
Geſetz und Ordnung, Sicherheit, Vertrauen!

Friede.

Hoch zu des Himmels Auen will ich ſchweben,
Wo mich der Engel frohe Chör' umgeben:
Doch wirſt du ſelbſt zurück mich wieder rufen.

Krieg.

Dir werd' ich einſt das Scepter wieder geben,
Denn aus dem Tode nur entſpringt das Leben;
Zur Wahrheit klimmt man auf des Irrthums Stufen.

---

## Oktavian.

An Tieck.

Nicht länger bleibt die Zauberwelt verborgen.
Wenn Kunſt ſich will mit Phantaſie begatten,

Dann labt ein frischer Trunk den Lebenssatten,
Aus Liebe, Glaub' und Treu', die lang verborgen.

Viel schöne Blumen blühen still verborgen
Im Zaubergarten auf den dunklen Matten;
Die Bäum' umarmen sich, auf daß im Schatten
Die Liebe ruhn mag, ird'schem Blick verborgen.

Preis sei dir, Edler, und des Dankes Fülle,
Schmäht auch die schnöde Mitwelt dein Bemühen,
Entquillt auch spät nur Leben deiner Blüthe.

Du magst dich freu'n in ungetrübter Stille,
Und süße Freude muß dir wohl erblühen,
Wenn du dein Werk willst anschaun im Gemüthe.

---

## An eine Rose.

Was lächelst du mit halb geschloßnem Munde
Mich, Rosenblümchen, an? Du willst mir zeigen
Der süßen Lippen Bild. Doch du mußt schweigen,
Bringst von den lieben Worten nimmer Kunde.

Wohl bist auch du mit meinem Schmerz im Bunde:
Wie Sie, willst du dein Köpfchen freundlich neigen,
Flüstern wie Sie, doch ach! dein feindlich Schweigen
Eröffnet schmerzend mir des Herzens Wunde.

Seit die entfloh, die Farben, Töne, Düfte
In sich vereint, ist mir die Sonn' ein Feuer,
Du ein Gewächs, der Himmel blaue Luft nur;

Ein Grabgeflüster ist das Wehn der Lüfte,
Die Erde eine weite Todtengruft nur,
Grabstein ist der Gebirge alt Gemäuer.

---

## An Karoline.

(In ein Exemplar des Almanachs für 1805 geſchrieben.)

Wenn auf dieſe ſtillen Blätter
Nieder ſich dein Blick will neigen,
Wird ein Zauber ſie beſeelen,
Und ſie hören auf zu ſchweigen.

Werden leiſe Töne ſingen,
Singen von vergangnen Zeiten,
Aus den Blättern wird Erinnrung
Mit dem Zauberſtabe gleiten.

Und ſie zeigt dir liebe Freunde,
Die du kennſt an alten Zeichen;
Gern dann glaubſt du, daß die Treue
Wenn auch ferne, nicht will weichen.

---

## Meiſter und Jüngling.
## 1805.

Jüngling.

Schüchtern nah' ich mich Ihnen, doch hoffend, gechrter Herr Doktor,
Wegen des kleinen Verſuchs, den ganz beſcheiden zur Durchſicht
Neulich ich vorgelegt, und mir Ihr Urtheil erbeten:
Wenig noch hab' ich geleiſtet, wer weiß das beſſer als ich wohl?
Doch der Anſtrengung, Sie wiſſen, gelang ja ſo viel ſchon!
So auch hoff' ich, es ſoll mir künftig beſſer gelingen:

Jetzt nun bitt' ich um Ihr freimüthiges Urtheil, Herr Doktor,
Ob in dem kleinen Gedicht ein kleines Fünkchen Talent wohl
Glimm', und ob nicht ganz mir die Bahn des Ruhmes gesperrt sei?

Merkel.

Schlüpfrig ist sie die Bahn und steil, ja wahrlich, mein Bester,
Und so mancher schon fiel, der allzukeck es gewagt hat,
Rasch anlaufend des Helikon Höhn zu früh zu erstürmen.
Sehen Sie nur den Troß, den ich mit ewigen Güssen
Schwärzlicher Dinte, gemischt aus litterarischem Staube
Und dem eigenen Geifer, aus Eifer täglich beschütte;
Sehn Sie, da ist der Schlegel, den äußerst passend noch neulich
Mein sehr würdiger Freund, der Präsident des Theaters,
In den Expektorationen den wüthenden Schlegel genannt hat:
Herrlicher Kotzebue, er deckt in dem Buche die Blößen
Unseres Zeitgeists kühn, auch selbst das letzte Gewand auf,
Daß die Edelen ihn in naturalibus anschaun: —
(Reden Sie nicht davon, es hat der Treffliche diesmal
Sich die eiserne Stirn in dunkele Wolken gehüllet!)
Dieser Schlegel nun, sag' ich, er wagt es kühn zu behaupten,
Alle die Dichter, die ich mit heiligem Zittern nur nenne,
Ramler, Klopstock selbst, und Matthisson, Schmidt in Werneuchen,
Seien nicht Dichter, und gar am wenigsten Kotzebue sei es;
Ja auch Wieland hätte wie lang schon nicht mehr geweilet
Auf Parnassus Höhn, und sei langweilig und kläglich.
Als er das Nützliche nun und Gute mit Füßen getreten,
Fing er aus eigener Macht an, Götzen sich selbst zu errichten;

Goethe nun ward ihm Gott, und neben ihm glänzten die Andern,
Schlegel (der Raſende), Tieck, Novalis, Schütz und Bernhardi,
Und wie ſie ſonſt noch heißen, mir nach dem Namen bekannt kaum.
Tief ſchon regte der Grimm ſich und ärgerlich biß ich die Feder,
Sehnlich erwartend, auch mich antaſten ſollt' er, der Freche,
Daß mit der Ruthe zurück zur Schul' ich ihn züchtigend peitſchte.
Doch umſonſt wohl harrt' ich, nicht Eine Sylbe mir ſchrieb er.
Länger nun konnt' ich's dulden im Buſen nicht, ſchrecklicher Wuth voll
Ließ ich den Gänſekiel die harrenden Bogen bekritzeln,
Und verklagte die Klique bei allen Frauensperſonen,
In umſtändlichen Briefen. Da ſteht es Schwarz denn auf Weiß nun,
Daß die Leute mitnichten Poeten ſind, weil ſie — doch lieber
Leſen Sie ſelbſt das nach, es bildet Ihren Geſchmack wohl.

Jüngling.

Oft ſchon las ich es, und verſtand's, und dankbar erlernt' ich,
(Denn handgreiflich iſt's) wovor man ſich wohl zu hüten!

Merkel.

Doch nun ſehn Sie, wie ſehr der Geiſt der Zeiten geſunken:
Von den Damen, an welche die ſchönen Briefe gerichtet,
Schrieb Antwort nur Eine und ließ in der Zeitung zu Leipzig,
Elegante genannt, ſogar das Briefchen auch drucken:
Doch ich kann nicht ſagen, ob Ernſt es ſei, ob es Scherz ſei;

Bald ſcheint mir ironiſch das Ding, bald ſcheint es, ſie liebt mich —
Doch das ſei, wie es will; ich faßte den muthigen Vorſatz,
Mich mit Kotzebue ſelbſt, dem Schrift- und Bühnengewalt'gen,
Off- und defenſiv, in Ernſt und Scherz, zu verbinden.
Da nun entſtand der Brunnen, der unverſiegliche, welcher
Kühlenden Waſſers Fluth auf Deutſchlands Fluren ergießet,
Doch mir ſelber ein Quell von herrlich blinkendem Lohne!
Da iſt nackt und bloß das ganze Weſen geſchildert;
Goethe wie oft ſchon, ach, wie oft ſchon, hat er bereut es,
Daß er die Klique geſchützt und mich verachtet, und daß die
Jenaer Litteraturzeitung ſo ſchlecht mich behandelt,
Und mein treffliches Werk, die Letten, ſo bitter getadelt!
Neulich noch hab' ich gezeigt, er habe ſich gröblich geirret,
Daß er das galliſche bottes in Deutſch mit Stiefeln verdolmetſcht.
Kotzebue aber, der zeigt, daß Goethe ſelbſt ja nicht Deutſch kann. —
Glauben Sie mir, mein Freund! nicht Einer mehr lebt von den armen
Schluckern, es hält Deutſchland ſie alle für todt und begraben.
Doch nicht allein das Schädliche tilg' ich, Gutes auch pfleg' ich:
Dort der Zöglinge Schaar, die ſchon zur Fahne geſchworen:
Schreiber und Zarnack, Kuhn, Schwalldoppler (Verdoppler des Schwalles),
Sehr harmoniſche Namen, die ſchön im Hexameter tönen!
Alle die ſchütz' und pfleg' ich; es bildet ſich nicht in der Stille,
Wie einſt Goethe geſagt, ihr Talent; nein, eben im Lärmen!
Früh ſchon lehrt' ich die Guten, nur gleich von allem zu ſchwatzen;

Wenn ſie geredet davon, dann werden ſie bald es verſtehn auch.
Alſo rath' ich auch Ihnen, Geſchätzter, fleißig zu ſchreiben;
Was Sie auch bringen, ich druck's, und lob' ich's, dann iſt es gewiß gut.
Auch Ihr kleines Gedicht, es zeugt vom frühen Talente,
Die Hexameter ſind wohltönend, es liegt ja der Ton ſtets,
Wie ich Deutſchland einſt gar gründlicher Weiſe gelehret,
Auf der erſten der Sylben im Daktylus und Spondäus.
Auch die Kritik verſuchen Sie bald!

Jüngling.

Wie dürft' ich es wagen?

Merkel.

Ei, von mir geſchützt, was wagen Sie? ſelber ja wagt' ich's,
Ich, den keiner geſchützt, kühn war ich, aber beſonnen!

Jüngling.

Doch wie fang' ich es an?

Merkel.

Wie ich, gleich ſollen Sie hören,
Wie ich hinauf geſtrebt zu dieſer Höhe des Urtheils,
Daß, wo ich mich erblicke, der Kopf oft ſelber mir ſchwindelt;
Und dann fragen Sie nicht nach Anfang oder nach Ende!
Hennings Genius erſt anbot mir gemächliches Lager,
Hier nun lernt' ich Fehler zu riechen in Goethe's Gedichte,
Hermann und Dorothea, — es iſt der Geruch ja der erſte
Kritiſche Sinn, den ich zur höchſten Schärfe gebildet; —
Bald auch lernte nun Schlegel, daß ſeine Sonette Geklingel,
Daß das Sonett überhaupt die ſchlechteſte Dichtungsart ſei,
Daß die Terzine (die ich Triolett weit ſchicklicher nannte)

Und die anderen Poſſen der italiäniſchen Dichter,
Die ich ſelber nicht kenne, noch auch zu kennen begehre,
Ganz zu verwerfen ſind und Deutſchen nimmer erlaubet;
Sagte, Petrarca ſoll' in Proſa nur werden verdeutſchet,
Nimmer im eignen Gewand' erſcheinen, das ſei ja poſſierlich!
Kurz, nichts blieb ungeſagt, was ſchön und paſſend mir vorkam!
So nun ſtieg' ich hinauf, daß jetzo ſelber Ubique,
Der aus tauſend Bänden den Geiſt der Alten in ſich zog,
Viel Aufſätze mir ſendet zur Küche des guten Geſchmackes;
Gall ſelbſt nicht verſchmäht, von mir ſich loben zu laſſen.

Jüngling.

Wahrlich, Sie machen mir Muth! doch Eine Bedenklichkeit bleibt mir:
Alles das iſt nun geſagt, und oft und wieder geſagt ſchon,
Wie doch kommt's, daß nicht das Publikum endlich ermüdet?

Merkel.

O da wiſſen wir Rath, wenn niemand Tadel mehr achtet,
Goethe ſchweigt und Schlegel, und keiner ein Wörtchen erwiedert,
Helfen Erzählungen uns und Anekdoten, es reiſet
Kotzebue nach Welſchland, und, was er geſehen, erzählt er
Einmal in unſerem Blatt, Einmal im eigenen Buche. —
Hat er nicht ſehr ſchön jüngſt den Cicerone getadelt,
Der ihm ein Bild erklärt und geſagt, der Held Alexandros
Sei gebildet darauf, die ſchöne Helena bei ihm!
Freilich vergißt der Reiſende, daß Alexandros und Paris
Eins nur ſind, ein Andrer der macedoniſche König,
Doch wer könnte wohl aus frühen Zeiten der Schule
Solche Poſſen behalten? Auch das wird leicht ihm vergeben,
Daß er verwirrt' Taſſoni mit Taſſo, dem herrlichen Dichter,

Als ihm der Eimer, ich weiß nicht, in welchem Orte, gezeigt ward,
Der Taſſoni'n gab Anlaß zu ſeinem Gedichte —
Iſt es beinah doch eins! — Doch weiter von unſerem Blatte;
Wenn uns nichts mehr hilft, ſo hilft der Patriotismus,
Nichts iſt edler und nützlicher auch; es drohet ein Feind uns!
Auf, Freimüthiger auf! was ruhſt du weibiſch im Laden!
Hole die alten Thaten hervor, und ſchleudre ſie tüchtig
Prahlend dem prahlenden Feind' an das Haupt, und er wendet zur Flucht ſich!
Das belohnt die Regierung, auch mich wohl nimmer vergißt ſie!
So bleibt unſer Gedeihn in aller Weiſe geſichert!
Nun, was ſagen Sie, Freund? reizt nicht Sie der Weg und die Ausſicht?
Eingeſchlagen! die Litteratur bedarf der Rekruten.

Jüngling.

Handgeld her! Hoch lebe, wer Brot mir gibt! In den Kampf nun
Führt mich ſogleich, daß ich Ruhm und ſteigenden Lohn mir erwerbe!

---

## Petrarca's 250ſtes Sonett.

Wenn ich vom Himmel ſeh Auroren ſteigen,
Die Roſenſtirn vom goldnen Haar umgeben,
Ergreift mich Liebe, und ich muß erbeben;
Und ſeufze: dort will jetzt ſich Laura zeigen.

Beglückter Titon, du weißt, wann ſich neigen
Die Stunden, wo du wiederſiehſt dein Leben:
Doch wie ſoll ich zum ſüßen Lorbeer ſtreben?
Wollt' ich ihn ſehn, gäb' ich dem Tod mich eigen.

Nicht ſo wirſt ſcheidend du mit Schmerz erfüllet,
Da wenigſtens die Nacht zurück dir führet,
Die deine blonden Locken nicht will meiden.

Doch mir iſt herb die Nacht, der Tag verhüllet,
Durch die, die all mein Sinnen hat entführet,
Und ihren Namen nur mir ließ beim Scheiden.

---

## Boccaccio's Sonett auf den Tod des Petrarca.

Nun, theurer Herr, haſt du dich aufgeſchwungen
In's Reich, wo jede Seel' hofft aufzuſteigen,
Die Gott durch ſeine Wahl dazu macht eigen,
Wenn dieſer böſen Welt ſie ſich entrungen.

Nun biſt du dort, wohin dein Wunſch gerungen,
So oft, daß ſich dir mög' Lauretta zeigen;
Wo meine ſchöne Fiametta neigen
Mit ihr ſich wird, vom Schaun Gottes durchdrungen.

Nun mit Sennuccio, Cino und mit Dante
Lebend, haſt du die ew'ge Ruh gewonnen,
Betrachtend Dinge, nicht von uns ergründet.

Ach, wenn mich, hier noch wandelnd, theuer nannte
Dein Herz, zieh mich dir nach, wo ich voll Wonnen
Die ſeh, die vormals mich mit Lieb' entzündet!

---

## Lied der Maria Stuart bei dem Tode ihres Gemahls Königs Franz II.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mein traurig ſanftes Lied
Laß ich der Lipp' entweichen;

Mein ſchmerzvoll Auge ſieht
Verluſt ganz ohne Gleichen;
Der Seufzer herbes Leid
Raubt mir die ſchönſte Zeit.

Wen traf ſolch Unglück je
Vom bitteren Geſchicke?
Wann tauſcht mit ſolchem Weh
Wohl eine Dam' ihr Glücke,
Als ich, der Bahr' und Sarg
Ihr Herz, ihr Auge barg?

Die ich im Lenz, der Zeit
Der blüh'nden Jugendjahre,
Der herbſten Traurigkeit
Qualvolle Pein erfahre;
Der nichts mehr Luſt kann ſein,
Als Sehnſucht, Klag' allein.

Was ehmals lieb mir war,
Bringt nun mir Schmerz und Trauer!
Der Tag, wenn noch ſo klar,
Iſt Nacht mir voller Schauer;
Was noch ſo ausgeſucht,
Wird nicht von mir geſucht.

Mein Herz und Aug' erfüllt
Ein Bild mit trübem Bangen,
Drum iſt in Traur gehüllt
Mein Leib, und blaß die Wangen,
In veilchenblauem Schein,
Das iſt der Liebesſchein.

Nun läßt mein Uebel ſtill
An einem Ort mich bleiben,

Doch auch der Wechſel will
Die Schmerzen nicht vertreiben;
Denn höchſte Luſt und Leid
Iſt mir die Einſamkeit.

Wo immer ich mag ſein,
Im Wald, im Wieſengrunde;
Sei es beim Morgenſchein,
Sei's in der Abendſtunde,
Stets fühlt mein armes Herz
Um den Entfernten Schmerz.

Und wenn auf dies Gefild
Zurück mein Blick ſich neiget,
Seh' ich ſein ſüßes Bild,
Das ſich in Wolken zeiget:
Schnell in die Well' hinab
Blick ich dann wie in's Grab.

Wenn Mattigkeit mich dann
Und Schmerz zum Lager führen,
Hör ich ſein Reden an,
Fühl' ihn mich ſanft berühren,
Ob Arbeit, Ruh mich hält
Stets bleibt er mir geſellt.

Kein andrer Gegenſtand,
So ſchön er ſich mag zeigen,
Iſt, dem je zugewandt
Mein Herz ſich könnte neigen,
Als die Vollkommenheit
Allein von meinem Leid.

Mein Lied, ein Ziel nun laß
Der Klage ſein geſtellet,

Und wiederhole, daß
Liebe, die unverſtellet
Wird durch der Trennung Pein
Niemals vermindert ſein.

---

## Abſchied.

### An Chamiſſo.

Wen niedern Lebens dunkle Nacht umſtricket,
Im tiefen Kerker lebend, lang umdüſtert,
Von Luſtgier bald, und bald von Furcht umflüſtert,
Deß Auge nie das ew'ge Licht erblicket.

Doch wir, o Freund, dem Endlichen entrücket,
Durch feſte Lieb' hienieden ſchon verſchwiſtert,
Lauſchen der Stimme, die von oben flüſtert,
Daß höh're Freud' uns dauernd einſt beglücket.

So ſind wir ewig Brüder, die, geboren
Aus Einer Mutter Schoß, ihr Herz vereinet,
Und auch Ein Glück durch Einen Sinn erworben:

So laß auch hier ſchon, wo wir uns erkoren,
Aus gleicher Luſt, aus gleichem Schmerz geweinet,
Treu lieben uns, bis unſer Leib geſtorben.

---

## Madrigale.

### 1.

Du biſt, Geliebte, ſo ein ſüßes Weſen,
Daß, wo du noch geweſen,
Die Einmal dich geſehn, dich liebten alle:
Ich, ob ich ruhig gleich und friedlich walle,
Dennoch ſind feind mir alle.

Warum? Dies Räthſel kann ich jetzt erſt löſen.
Weil Liebe ſo für dich mich ließ entbrennen,
Daß, ganz dich mein zu nennen,
Ich gern zum Kampfe ginge gegen alle.
Iſt's wohl ein Wunder, daß bei ſolchen Trieben
Mich haſſen, die dich lieben?

2.

Ein ſüß Geſchwiſterpaar ſind Schlaf und Nacht.
Feſſelt die Nacht des Tags verwirrtes Toben,
Dann wird vom Schlaf die Laſt der Bruſt enthoben,
Und neue Kraft zum neuen Kampf gebracht.
Doch mir vor allen ſind ſie hold, die Beiden:
Denn hält der Schlaf in ſeinem Arm gebunden
Des Tages Dränger, iſt das Herz mir freier,
Die nächt'ge Still' iſt dann mir Liebesfeier.
Dann wird zum Ton des Tages ſtummes Leiden,
Dann heilt das ſüße Lied des Schweigens Wunden,
Der Liebe wird das Opfer ſtill gebracht;
Ein ſüß Geſchwiſterpaar ſind Schlaf und Nacht.

---

## Sonett.

Bei ſchönem Wetter ſei gefaßt auf Stürme,
In Stürmen wandelnd hoff' auf ſchöne Tage;
Plagen die Dummen dich, ſo ſchweig und trage;
Vorſichtig geh, wenn um dich kriecht Gewürme.

Zwar dient die Tugend dir im Glück zum Schirme,
Im Unglück dir zur Linderung der Plage,
Doch auch dem Scheine ſelber nicht entſage,
Daß er vor der Verläumdung Dolch dich ſchirme.

Ich Armer, da ich ſaß an kühler Quelle,
Und trank Nektar des Glücks, ſang frohe Lieder,
Erloſch mir Gluth und Kraft im ſüßen Trunke.

Doch, da von rauher Nacht verdrängt die Helle,
Und der Gemeinheit Garn mir hemmt die Glieder,
Erwacht die Kraft, erglimmt der Freiheit Funke.

---

## Sonett.

Der Geiſt, der in dem Geiſt nur findet Nahrung,
Nach Freiheit ſtrebend in den ird'ſchen Schranken,
Sucht außer ſich, in forſchenden Gedanken,
Was des Genuſſes werth, und der Bewahrung.

Und ſchweifend durch die Zeit, mit der Erfahrung,
Sieht er in Lebenden das Leben kranken,
So muß er rückwärts zu den Todten ſchwanken,
Ihr Teſtament wird ihm zur Offenbarung.

Und von dem Geiſte, den, ein ewig Erbe,
Sie uns gelaſſen, fromm der Geiſt ſich nähret,
Sein Theil ſich wählend, wie ſein Wunſch ihn lenke;

Und ob er Hellas ganze Kraft erwerbe,
Und ſich in aller Zeiten Weisheit tränke,
So wird doch ſtets der große Schatz vermehret.

---

## Guarini's 32ſtes Sonett.

Der Pilgrim, den der harten Aechtung Bande
Von ſeiner lieben Heimath fern gehalten,
Wo Schrecken nur und Waffen um ihn ſchallten,
Irrt' er umher in unbewohntem Sande.

Jetzt kehrt er zu der lieben Heimath Lande;
Es ſchweigt die Furcht, wo Wunſch und Hoffnung walten;
Und nun, entdeckt, von rauher Hand gehalten,
Wird Tod ihm, Qual, noch an des Grabes Rande.

So ich: im Bann hielt mich der Zorn gefangen
Auf meiner Herrin Härt' und mein Geſchicke,
Fern von dem Blick, ſonſt Nahrung meinen Trieben.

Doch kehr' ich hoffend ſtets zu der zurücke,
Die meine Qual ſich an die Stirn geſchrieben:
Wohl weiß ich, daß zum Tod führt dies Verlangen.

---

## Wechſel.

Als ich an dem ſüßen Orte
In der Freunde Mitte war,
Litt ich tiefe Schmerzen zwar,
Doch ſie flohn der Freunde Worte.
So wird in dem ſichern Porte
Mächtig zwar ein Schiff bewegt,
Wenn der wilde Sturm ſich regt,
Doch im Arm dem treuen Hafen
Mag der Schiffer ruhig ſchlafen,
Bis des Sturmes Wuth ſich legt.

Aber als all' meine Lieben
Mich nun und den Ort verlaſſen,
Fing ich dieſen an zu haſſen,
Wo ich ſo allein geblieben.
So, wenn, von dem Lenz vertrieben,
Aufgehört der Stürme Wehen,
Sich die bunten Wimpel blähen,
All' in ferne Lande eilen,

Und Ein Schiffer muß verweilen,
Wird er einſam traurig ſtehen.

Da nun endlich meine Tritte
Unſtät auch geſucht die Weite,
Fand ich Orte viel' und Leute,
Aber nicht die alte Mitte.
Kluge Welt und feine Sitte,
Thoren bald und bald Barbaren,
Alles muß, wer reiſt, erfahren:
Eine Ausſicht nur im Leiden
Mag des Seglers Augen weiden:
Wenn die Heimath ſie gewahren.

---

## Ja und Nein.

Guarini's 106ſtes Madrigal.

Ja, ſagteſt du, ich aber
Dieß ſüße Ja zu meinem Herzen ſandte
In Eile. Lodernd ſtrebte
Der ſchönſten Liebe Flamm' empor. Sie brannte,
Die noch kein andrer Zunder je belebte.
Nun, da du Reue fühleſt, fühl' auch ich ſie,
Das Ja erregt' die Gluth, dem Nein entwich ſie.

---

## Geneſung.

Guarini's 132ſtes Madrigal.

Es hing an ſchwachem Faden
(O Schmerz, o ew'ge Güte!)
Noch meiner jungen ird'ſchen Göttin Leben,
Und ihrer Schönheit Blüthe.

Es wollt' im letzten Hauche ſchon entſchweben
Die Seele, von ihr ſcheidend;
Zum Tod nur fehlte, daß der Tod erſcheine:
Er nahte ſchon, doch ſeine
Schaar, da ſich ihr ſo hohe Schönheit wieſe,
Sprach: Tod, nicht darfſt du nahn dem Paradieſe.

---

## Die beſſere Hoffnung.

An Roſa Mari..

„In des Frühlings Schimmer
Wollt' ich Kränze bilden,
Freun mich an dem milden
Duft und Farbenflimmer:

Aber du, o ſchlimmer
Sturm, mit deinem wilden
Hauch auf den Gefilden,
Schonſt der Blumen nimmer!"

Was der Sturm geraubt dir,
Klag' es nicht, es blühet
Kurz nur, wie's auch glänzet:

Dir im Herzen glühet
Frühling, der das Haupt dir
Schöner einſt umkränzet.

---

## Lied.

Ich muß ertragen,
Was mich beſchweret,
Doch darf ich klagen,
Was mich verzehret.

Wem man geraubet
Sein liebſtes Wähnen,
Sind ſtille Thränen
Ja wohl erlaubet.
Zuvor verblendet,
Hat nun die Liebe
Sich weggewendet.

Was auf den Fluren
Des Lebens blühet,
Trägt ihre Spuren,
Und glänzt erglühet
In ihrem milden
Lebend'gen Scheine.
Kann Lieb' alleine
Das Leben bilden,
Iſt mein's geendet,
Weil ſich die Liebe
Von mir gewendet.

Des Maien Düfte
Im linden Fächeln
Der Frühlingslüfte,
Des Himmels Lächeln,
Die warmen Strahlen,
Die neue Sonne
Sind mir nicht Wonne;
Nur neue Qualen,
Die mir geſendet:
Weil ſich die Liebe
Von mir gewendet.

## Treu' im Tode.

Wog' und Sturm und Donner rauſchen,
Wolken kämpfen mit den Fluthen,
Und die Woge bäumt ſich ſchäumend,
Als ob ſie der Blitz verwunde.

Von dem ſchnellen Glanz erleuchtet,
In des Meeres tiefen Furchen
Treiben eines Schiffes Trümmer,
Seines wilden Grimmes Spuren.

Und es ſchimmern weiße Schleier
Ferne noch im Hintergrunde,
Zu den Wolken bald erhoben,
In der Tiefe bald verſunken.

Kämpfen mit den zorn'gen Wellen,
Von dem naſſen Grab' umdunkelt,
Woge ſchleudert ſie auf Woge,
Treibt ſie kämpfend her zum Ufer.

Schwimmend nahet ſich ein Jüngling,
Kämpfet mit den Wellen muthig;
In der Ferne ſchwimmt ein Mägdlein,
Bald vom Meer ſchon überwunden.

Und den Fiſcher an dem Strande
Kränkt es tief im Herzensgrunde,
Steiget in den kleinen Nachen,
Theilet ſchnell die wilden Fluthen.

Und er nahet ſich dem Jüngling;
Da er kaum noch widerſtunde,
Streckt er rettend ſeine Hände
Zu ihm in das Meer hinunter.

Dieſer aber aus den Wellen
Drauf ſein mattes Haupt erhube,
Spricht zum Fiſcher, der erſtaunet,
Dieſe Wort' aus treuem Munde:

„Sende deine Retterhände
Jener ſüßen Liebesblume,
Denn mein Leben wäre Tod nur,
Wenn ihr Leben Tod umſchlungen."

---

## Guarini's 23ſtes Sonett.

Wer, Herrin, wiſſen will, ob Gunſt gewähren
Mir, oder drohn der Sterne Kreiſ' und Zahlen,
Der blick' in Eurer Augen lichte Strahlen,
Die ſich als Schickſalsſterne mir bewähren.

Waffnen mit Schreckgebilden ſich die Sphären,
Die Lenker ſind der Rach' und aller Qualen,
Nicht acht' ich's, wenn die beiden Lichter ſtrahlen
Am Himmel nur, und ihn mit Glanz verklären.

Von ihnen kömmt mein Schickſal, und es ſcheinet
Gerecht, daß Himmelsſchönheit, der entweichen
Muß jeder Glanz, auch Himmelskraft begleitet.

Was iſt der Himmel, (Euch ihm zu vergleichen)
Als Euer Antlitz größer, ausgebreitet?
Dies Antlitz, als der Himmel, der verkleinet?

---

## An den Tod.

Ach, ſo voll Wehmuth, ſo in Schmerz verſunken
Lieg' ich und ſuche Troſt im eig'nen Leiden:

Was ich ſo treu geliebt, das ſah ich ſcheiden,
Und nahrungslos erliſcht der Liebe Funken.

So nah' du endlich, dem ich oft gewunken,
Dein Anblick ſoll die matten Augen weiden,
Bruder des Schlafs, von dir ſei mir, beim Scheiden
Von aller Hoffnung, Hoffnung zugetrunken.

Des Lebens Glanz gibt Schmerz den kranken Augen,
Denn, was das Auge ſah, entfloh dem Munde,
Dem nicht der Kuß, nicht mehr das Wort gewährt iſt.

Aus Lethe's Fluthen laß mich Troſt nun ſaugen,
Und küſſe heilend mir die herbe Wunde,
Du einz'ger Freund des Menſchen, der bewährt iſt!

---

## Auf Karolinens Tod.

Süß wohl war ſie die Blum', und duftete lieblich den Freunden:
Als ſie ein Fremder gepflückt, ſtarb ſie am anderen Tag.

---

## Sonett.

Süßheitres Leben ſtrahlt durch zarte Wangen
Mildlächelnd, froh, in friſcher Roſen Glanze;
Das lo k'ge Haar umſpielt' die Stirn im Kranze,
Wie leic te Wölkchen Phöbus Haupt umfangen:

Und Aug' und Lippe lächelt' unbefangen,
Ein kindlich Haupt, umwebt vom Heil'genglanze;
Es ſchwebt' die Hand auf Saiten leicht im Tanze,
Und aus den Saiten Engelſtimmen klangen.

Die Lippen ſandten Wörtchen, lieb und ſinnig,
Als Brudergruß mir zu des Herzens Grunde,
Die waren alle kunſtlos, fromm und innig.

Still, düſter iſt es nun, voll tiefer Schauer,
Still! fragt nicht, wo ſie iſt zu dieſer Stunde:
Es ſtören Fragen mir die ſüße Trauer.

---

## Der Deutſche und die Spanierin.
## 1809.

### Die Spanierin.

Du armer blaſſer Knabe,
Du ſiehſt ſo trübe aus,
Als kämſt du aus dem Grabe,
Tief aus der Erd' heraus.

Wie tief ſind deine Wangen,
Wie tief dein Aug' im Haupt!
Dein Leben ſcheint vergangen,
Und all dein Muth geraubt.

Wie gern flößt' ich den Augen
Durch Küſſe Feuer ein,
Und ließ dich Röthe ſaugen
Aus meinen Lippen ein.

Denn ſchön biſt du noch immer,
Sehr ſchön, auch ohne Blut,
Weil ſo ein frommer Schimmer
Auf deinem Antlitz ruht.

### Der Deutſche.

Als ich am Rheine blühend
Der Traube Blut genoß,
Da war mein Blut noch glühend,
Das durch die Adern floß.

Da liebt ich feſt und innig,
Ein friſches liebes Kind,
Das war ſo froh und ſinnig,
Wie ſie am Rheine ſind.

Und als ich Bräut'gam worden,
Da ſchleppten ſie mich mit,
Das arme Volk zu morden,
Das für ſich ſelber ſtritt.

Da gab die Todeswunde
Mir hier ein tapfrer Hieb,
Bald kommt die bittre Kunde
Zu meinem Herzlieb.

---

## Stilles Leiden.

Wohl biſt du wund, doch biſt du ſtill,
Mein armes Herz, in deinen Wunden,
Weil ihn die Welt nicht kennen will,
Den Schmerz, den du in ihr gefunden.

---

## Grabſchrift.

Bacchus, dich hab' ich geliebt, euch Muſen, dich, goldene Kypris;
Bacchus allein gab Troſt, welchen die Andern verſagt.
Nicht bewein' ich im Tode den Lorbeer, der nicht gewährt ward,
Aber, daß Lieb' ich entbehrt, führt mich mit Thränen in's Grab.
Gib mir, o Göttin, dafür in dem Lande der glücklichen Heimath,
Gib mir die Liebe nunmehr, die du im Leben verſagt.

---

## Jon,

gespielt von Mlle. Maas, am 30. Januar 1811.

Du schöner Knab'! in deiner Wuth
Triffst du statt eines Herzens viele;
Der Mutter Brust nimmst du zum Ziele,
Du schöner Knab', in deiner Wuth:
Doch zürnst der Mutter du im Spiele,
Und uns triffst du im Ernst und gut;
Du schöner Knab'! in deiner Wuth
Triffst du statt eines Herzens viele.

---

## Verschwendung.

Allzeit hab' ich verschwendet, ja selbst auch goß ich die Thränen
Alle, soviel ich besaß, aus auf ein einziges Grab.

---

## An eine Erziehungsschriftstellerin.

Wohl bestimmst du mit Grund dein Buch zum Geschenk für die Kinder;
Sind sie erwachsen einmal, nehmen sie's selbst nicht geschenkt.

---

## An einen muntern Schriftsteller.

Enge gedruckt, im großen Oktav, sechshundert und achtzig
Seiten erfüllest du schon, noch nicht zur Ruhe geneigt;
Guten Morgen ihr Alle, so grüßest du freundlich die Leser;
Gähnend erwiedern den Gruß diese mit Recht nach dem Schlaf.

---

## Einziger Troſt.

### I.

Im Frühling war's, da ich zum Traum erwachte,
Den wir unwiſſend unſer Leben nennen;
Da ſpielt' ich, ohne noch das Spiel zu kennen,
Das ſoviel Schmerz und wenig Freuden brachte.

Und wie mir ſo die Luſt entgegen lachte,
Wollt' ich nach ihr im leichten Laufe rennen.
Bald aber fühlt' ich meine Sohlen brennen,
Da ſchon entflohn, was ich zu haſchen dachte.

Wie grauſam iſt's: zu zeigen, und zu rauben;
Wie bitter iſt der Wunſch und das Entbehren,
Das Glück nur kennen, um ihm zu entſagen!

Doch ließeſt du mir, Herr, den erſten Glauben,
Den du mir mitgabſt, den in mir zu nähren,
Du mir allein gabſt ſo viel Leid zu tragen.

### II.

Wohl gehſt du, Armer, durch viel dunkle Stunden,
Und netzeſt deine rauhe Bahn mit Zähren,
Du ſuchſt den Freund, umringt von Feindesheeren,
Balſam ſuchſt du: Gift träuft in deine Wunden.

Der Feind wird ſchwerlich wohl dir Troſt gewähren,
Den Freund haſt du, ſelbſt in dir ſelbſt, nicht funden.
Wie Alle wird dein Leben wohl bekunden,
Daß von Ambroſia wir uns nicht nähren.

Doch, nimm nur, leere nur den herben Trank:
Ein Glück entgeht, ſo wahr Gott lebt, dir nicht,
Und Niemand neidet dies, weil's Alle ſcheuen.

Wie wirſt du dich des leichten Lebens freuen,
Wenn du vergehſt in Luft und helles Licht,
Und ſich dein leidend Herz löſt in Geſang.

---

## Zwiefache Richtung.

Dichter wagſt du zu ſein, und Rechner zugleich? du geſtehſt mir,
Nimmer hat ſtreitender wohl Gott die Talente gepaart.
Deſto beſſer! Es zeugt aus ſtreitenden Tönen ſich Wohlklang;
Mancher verliert ein Talent, weil ihm das zweite gefehlt.
Viele ſchon ſah' ich der Dichter, die ſicher auf Beifall gerechnet,
Aber ſie rechneten ſchlecht, rechneten ohne den Wirth.
So auch ſah ich ſchon viele der rechnungskund'gen Miniſter
Weben in die Finanzpläne manch ſchönes Gedicht.

---

## Vorzug der Stimme.

Aus dem Perſiſchen des Saadi.

Nimmer kömmt ein ſchönes Antlitz gleich der ſchönen Stimm' an Kraft:
Jenes nur den Sinnen Freude, die dem Geiſt Erquickung ſchafft.

---

## Meinem Freunde Eduard Hitzig

an seinem Geburtstage, dem 26. März 1819.

Mit Herders Gedichten.

Was du, o Freund, mir geschenkt, deß mahnt frohlockend das Herz mich;
Deiner Pflege Gedeihn dank' ich die liebliche Braut!
Doch daß dessen auch du stets gern und heiter gedenkest,
Lasse der Dichtungen Kranz freundliche Mahnung dir sein!

---

## In Antoniens Stammbuch.

Kennst du das göttliche Wesen, man nennt als Kind es die Unschuld,
Aber, zur Jungfrau gereift, wird es die Tugend genannt?
Dir nun lächelt im Aug' ein Wesen, ist's Kind, ist es Jungfrau?
Zweifelnd geb' ich ihm gern beide die Namen zugleich.

---

## In Doris Stammbuch.

So wie im Wasser der Fisch, und im Luftraum lebet der Vogel,
Lebest du in des Gefühls rein dich ernährendem Quell.
Sanft, liebreich und herzlich berühre dich was dir begegnet,
So wie sich freundlich dir naht mir aus dem Herzen das Wort.

---

## An Doris.

An ihrem Geburtstage, dem 18. April 1819.
Mit meinem Bilde.

Es iſt das Haupt, dem dieſes Bild ſoll gleichen,
Selbſt nur ein Bild von dem, was wir nicht ſehn;
Ja, wenn das erſte Bild ſchon wird erbleichen,
Dann kann dies zweite lange noch beſtehn.
Doch wird der Zeit auch dieſes endlich weichen,
Das Urbild nur wird ewig nach dir ſehn.
Dir war's beſtimmt am Tag, da du geboren,
Und geht dir auch am letzten nicht verloren.

---

## An Adelbert von Chamiſſo.

Am 25. September 1819.

Gedenkſt du, Freund, der frohen Stunden,
Wo du der eignen Lieder Luſt,
Der künft'gen Kraft noch unbewußt,
Zuerſt im Freundes Kreiſ' empfunden?
Wohl war dir Freude da gefunden.
Doch konnteſt du auf dieſer Erden
Durch Saitenſpiel nicht glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Und all' die Liederklänge ſchliefen,
Ernſt forſchend folgteſt du der Spur
Der ewig ſchaffenden Natur,
Und drangeſt glücklich in die Tiefen,
Wohin dich ihre Zauber riefen.
Doch konnteſt du auf dieſer Erden
Auch nicht durchs Wiſſen glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Zu fernen Welten fortgezogen,
Iſt dir Europa nicht genug,
Und in dem kühnen Segelflug
Umkreiſeſt du die Erd' im Bogen
Dreimal auf dunkeln Meereswogen.
Doch konnteſt, ob du gleich der Erden
Zwei Hälften kennſt, nicht glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Viel Herrliches war ſchon errungen,
Doch immer fehlte noch das Glück,
Und müde faſt kamſt du zurück.
Dem Forſchen war es nicht gelungen,
Durch Mühe ward es nicht erzwungen.
Du konnteſt, Freund, auf dieſer Erden
Nicht durch Erworbnes glücklich werden,
Dazu bedarf dein Herz noch mehr.

Wo nimmer deine Hand ſich mühte,
Da findſt du ungeſucht dein Heil,
Dein höchſtes Glück wird dir zu Theil,
Dein wird die Frucht, dein iſt die Blüthe,
Nur durch des Herren ew'ge Güte.
Er weiß, daß du auf dieſer Erden
Durch Liebe nur kannſt glücklich werden,
Und nun bedarf dein Herz nicht mehr.

Sie, die nach keinem Glück geſtrebet,
Sie nimmt dein Herz mit reinem Sinn
Als Gabe Gottes fromm dahin.
Und wenn's in Wonn' und Luſt erbebet,
Und jubelnd ſich zum Himmel hebet,
Bekenne froh, daß du auf Erden
Durch ſie nur konnteſt glücklich werden,
Sonſt wirſt du's wahrlich nimmermehr.

## Was wir wünſchen.

Am 6. Oktober 1819, dem Geburtstage des General-Intendanten Herrn Ribbentrop.

Heitrer Tag, du kehreſt wieder,
Sei gegrüßt, nach einem Jahr,
Findeſt uns an alter Stelle,
Frohe Herzen, frohe Lieder,
Scherze, Blumen, Weinesquelle,
Findeſt alles wie es war,
Was wir wünſchten, wurde wahr.

Und es hat uns nichts genommen
Von dem vor'gen Glück, das Jahr;
Kräftig, heiter, feſt und milde,
Ruft er dir mit uns willkommen,
Gleicht noch ganz dem edlen Bilde,
Iſt noch ganz ſo wie er war,
Was wir wünſchten, wurde wahr.

Weilſt du gern in unſerm Kreiſe,
O ſo komm noch manches Jahr,
Sollſt uns immer fröhlich finden,
Fändſt du auch ſtatt Männern Greiſe,
Wollen doch dir Kränze winden,
Bleibt er wie er iſt und war,
Was wir wünſchen, werde wahr!

---

## In Auguſtens Stammbuch.

Was uns das Leben gewährt, wir genießen es; was es verſaget,
Laß uns entbehren mit Muth; Eins nur entbehret ſich nie:

Liebe — doch können wir nicht vom Leben die Himmliſche fordern,
Sondern das Leben empfängt ſelbſt ſie von uns zum Geſchenk.
So nun laß uns, o Schweſter, der heiligen Gabe genießen,
Denn unerſchöpflich und reich hat uns der Schöpfer gemacht.

---

## In Minna's Stammbuch,

die als Braut nach Holland reiſte.

### 1. Von Neumann.

Tulpen umblühn, Hyacinthen im Flor, die geſegnete Küſte;
Gern in den üppigen Schoß nimmt dich Batavien auf.
Dennoch gedenke du gern auch der minder begüterten Heimath,
Dennoch vergiß nicht die Flur, wo dir Vergißmeinnicht blüht.

Dich auch ſah ich erblühn in dem Hauſ', das mich väterlich aufnahm,
Wie die Geſchwiſter ich ſah blühn, und ſo liebt' ich dich auch.
Alle ſie zogen dahin in entlegene Länder, es führte
Jene das Leben hinweg, ach, und die Eine der Tod!
Du nun ſcheideſt die Letzte, vielleicht auf immer, doch alle
Seh ich Euch wieder — dereinſt! Lebe bis dahin denn wohl!

### 2. Von Doris.

Der mich liebt, der brachte dich mir, nun führet der andre,
Der dich liebt, dich hinweg, raubend was jener geſchenkt.
Ungern laſſ' ich's geſchehn, doch ich muß, und wünſche dem Räuber
Selber noch Glück, wenn er dich liebt, ſo wie jener mich liebt.
Die den Gedanken dir mahlt, die Feder, zwar iſt ſie nicht meine:
Doch der die Feder mir lieh, lieh ſich von mir das Gefühl.

---

## An Eugenie

Beglücktes Kind, dem, wenn's erwacht,
Begegnen ſchon mit frohen Grüßen,
Begegnen ſchon mit Liebesküſſen
Die, denen fromm dein Auge lacht,

Und in des heitern Tages Lauf,
Wohin du auch den Blick magſt ſenden,
Siehſt Freunde du ſich zu dir wenden,
Die ſchließen gern ihr Herz dir auf.

Dein iſt das Glück in frühen Jahren,
Und ſorgſam wirſt du dir's bewahren,
Wohl weiß ich wie, und ſag' es gleich
Dir drüben in Mariens Reich.

## und Marie.

Mit deiner Schweſter gleich beglückt,
Beſitzeſt du, was ihr beſchieden,
Und doppelt iſt dein Glück hienieden,
Wenn, was ſie freut, auch dich entzückt.

Einſt las in einem alten Buch
Ich, wie das Glück ſei feſt zu halten;
Dein Leben wird ihn hell entfalten,
Des alten Räthſels dunkeln Spruch:

Wer nicht geliebt wird, kann nicht leben,
Und wer nicht hat, der kann nicht geben:
Doch hat man nichts, als was man liebt,
Und wird geliebt nur, wenn man liebt.

## An Doris.

In der Nacht zum 18. April 1820, ihrem Geburtstage.

Süße Ruh hält dich umſchloſſen,
Lächelt ſanft auf deinem Munde,
Und nun iſt die letzte Stunde
Dieſes ſchönen Jahrs verfloſſen.

Stille weilt in unſern Räumen:
Doch wir beid' in dieſer Nacht
Schlafen nicht. Wenn Eines wacht,
Muß das Andre mindſtens träumen.

Und weil mir noch freuderregt
Bilder viel' im Sinne leben,
Mag es dich als Traum umſchweben,
Was als Dichtung mich bewegt.

Dichtung iſt ja wahrſte Wahrheit.
Was ſie jetzt mir wachend zeigt,
Zeigt ſich heller dir vielleicht
In des linden Traumes Klarheit.

Eine Frau naht ſich uns leiſe
Durch des Mondſcheins Lichtgefilde,
Und wie eine Mutter milde,
Spricht ſie freundlich ſanfter Weiſe:

„Auf das Jahr, in das du ſchreiteſt,
Hoff' und glaube voll Vertrauen,
Bald wirſt du den Fremdling ſchauen,
Dem das Lager du bereiteſt."

„Bald erfüllt er nun dein Sehnen,
Bringt ein liebes Angeſicht,

Ohne Freuden kommt er nicht,
Kommt nicht ohne Freudenthränen."

„Und was ſchmerzlich du entbehrt,
Das wird nicht verſagt ihm werden,
Lange wirſt du ihm auf Erden,
Lange wird er dir gewährt."

„Und beharr' in deinem Glauben:
Wenn das letzte Dunkel weicht,
Wenn mein Ziel auch Ihr erreicht,
Kann uns nichts einander rauben."

Sie zerfließt in lichten Schimmer.
Nun iſt hell der Tag ſchon da!
Wache Lieb' iſt jetzt dir nah,
Und auch die bleibt dir für immer.

---

## Epigramme.

### Aus der griechiſchen Anthologie.

### 1. Von Rufinos.

Nimm, Rhodokleia, ihn hin den Kranz von lieblichen Blumen,
Den ich mit eigener Hand flocht, zu bekränzen dein Haupt.
Lilien, Kelche der Roſen, benetzt vom Thau Anemonen,
Sind's, und der feuchte Narziß, Veilchen im bläulichen Glanz.
Kränzend mit dieſen dich nun, entſage mir jeglicher Hoffahrt;
Denn ihr blüht, und verblüht beide, ſo du wie der Kranz.

2. Von Philodemos.

Flieh, ſpricht warnend mein Herz, die Liebe zu Heliodoren,
Weil es die Thränen, den Gram kennt, den mir jene noch bringt.
Zwar, ſo ſpricht's; doch zu fliehn fehlt Kraft mir, denn das verruchte
Warnt mich, aber es ſelbſt liebt ſie, indem es mich warnt.

3. Von Palladas, dem Alexandriner.

Täuſchende Schiffahrt iſt das Leben; vom Sturme bedränget
Dulden wir ſchlimmeres Leid als die Geſtrandeten oft.
Lenkend führt in der Hand das Steuer des Lebens der Zufall,
Und wie auf offenem Meer ſchiffen wir ſchwankend dahin.
Der in glücklicher Fahrt, unglücklich jener, doch alle
Nimmt ein Hafen uns auf, unter der Erde, zuletzt.

---

## Marie an ihre Tante.

Mit einem Fruchtkörbchen.

Dir, die auf der Lebensreiſe
Mir die erſte Freundin war,
Mir gereicht die erſte Speiſe,
Bring' ich dieſe Früchte dar.
Heute zwar, noch unbewußt,
Ruht der Dank, ſich ſelbſt nicht klar,
In der armen kleinen Bruſt:
Doch vielleicht nach einem Jahr,
Wenn der innre Sinn erwacht,
Wird er ſchöner dir gebracht,
Und du nimmſt ihn lieber dann
In Mariens Worten an.

---

## An Holtei.

Mit einer weißen Roſe.

Am 11. März 1825.

Als nun der Abend entſchwand des finſteren Tages, den du kennſt,
Ging ich im Kummer zur Ruh, des verödeten Lebens gedenkend,
Aber im Dunkel des Schlafs eröffnet der Geiſt ſich die Pforte,
Die durch des Traumes Gebild ihm zeigt jenſeitige Klarheit.
Wandelnd fand ich mich nun, ſo ſchien mir's, im Haine der Muſen.
Aengſtlich, verwirrt noch und ſcheu betrat ich den heiligen Raſen,
Senkend zum Boden den Blick, auch im Traum noch bekümmerten Herzens.
Da nun trat aus der Halle des ſonnedurchſchimmerten Laubes
Herrlich die Göttergeſtalt der ſtrahlenden Tochter Kronions.
Schauer durchbebten mich ganz, doch ſie, in lächelnder Milde,
Richtet mit tröſtendem Blick mich auf zu heiterem Muthe.
„Göttin," ſo ſprach ich, vergib, in Zeiten verſchwundener Jugend
Naht' ich mit heißem Gebet mich oft wohl deinen Altären,
Laub mir erflehend zum Kranz vom nimmer verwelklichen Lorbeer:
Doch du verſagteſt ihn ſtreng; nun wolle mir Eines gewähren!
Sie, die der Tod uns geraubt, du haſt ſie geliebt ja vor Allen,
Dir war ihr Leben geweiht, dir dankte ſie reichliche Gaben:
Liebliche Friſche der Jugend, und Anmuth, heitere Unſchuld,
Herzeindringenden Laut der ſilbertönenden Stimme;

Ach, und die Sprache des Blicks, und den Adel der schönen Bewegung;
Ernst und Liebe zu dir, und, was sie vor allem gezieret,
Still bescheidenen Sinn, der die Waffen geraubet dem Neid selbst.
Wer dich liebet, o Göttin, der liebte sie, die du geliebt hast,
Schmückt nun mit Blumen das Grab, das die irdische Hülle verschließet.
Du nun erhöre mich jetzt, laß nicht in Kummer mich scheiden!
Eine der Blumen nur gib, die dein heiliger Boden emportreibt."
Trauer umwölkte, so schien's, die unsterblichen Augen der Göttin;
Und sie winkte: genug! und pflückte vom Zweige der weißen
Rosen, der neben ihr sproß, sich eine, darauf, sie berührend
Leicht mit ambrosischer Hand, auf die duftigen Blätter der Rose
Schrieb sanft leuchtende Schrift sie, nicht jeglichen Augen erkennbar.
Reichte sie mir, und verschwand. Ich stand beseligten Herzens.
Leicht nun konnt' ich die Schrift — es hatte die Nähe der Göttin
Mir ja die Augen gestärkt, — leicht lesen die himmlischen Züge:
„Ihm sei die Rose gereicht, als Botin ewiger Liebe,
Ihm, dem Gatten, den sie, zum Himmel eilend, zurückließ.
Dort bei den Sternen nun leuchten auch sie, er wird sie erkennen,
Jene Sterne, die ihm in des Lebens Dunkel geleuchtet.
Oft wohl trat es in's Leben durch sie, was der Gatte gedichtet,
Doch nun flüstre nur sie in's Ohr ihm ewige Dichtung."
Hier nun endet der Traum. Ich erwachte beruhigten Herzens.

Wachend nun fand ich, o Wunder, die weiße blühende Roſe:
Aber es lieſet die Schrift ſich nicht in irdiſcher Dämmrung.
Darum, o Freund, nur in ſchwach nachhallenden Tönen vermag ich
Dir die Worte zu ſenden, wohl herrlicher birgt ſie die Roſe.
Nimm die Blume denn hin, ach möchte balſamiſche Heilkraft
Aus ihr ſtrömen in dich, die brennende Wunde zu kühlen.

---

## In Emiliens Stammbuch.

Wie mit geſchärftem Pflug durchfurchet die Erde der Landmann,
Daß ſie im fröhlichen Herbſt reichlich ihm lohne mit Frucht:
Alſo durchſchneidet die Bruſt mit Leiden der göttliche Sämann,
Daß uns aus irdiſchem Schmerz himmliſcher Segen erblüh.

---

## Muße und Muſe.

Hätt' ich nur Muße, mein Freund, ſo klagſt du, ich brächte der Muſe,
Der ich mich liebend ergab, gern ſie zum Opfer und ganz. —
Irrthum täuſcht dich, ſie ſelbſt, die göttliche Muſe, gewährt dir
Muße, ſoviel du bedarfſt, gern, biſt du ihrer nur werth.

## Muſen und Grazien in der Mark

an Goethe, den 28. Auguſt 1825.

Melodie: Ach, wie iſt die Stadt ſo wenig.

Dichter zählt Berlin nicht wenig,
Nie darf hier die Leier ruhn;
Und heut für den Dichterkönig
Will das Beſte jeder thun.
Nun ſo laßt, ihr Markpoeten,
Freien Lauf den Liedern nur,
Doch, um ihm recht hoch zu flöten,
Ueberſpannt nicht die Natur!

Als des märk'ſchen Dichters Liebchen
Noch natürlich war — die Friſt
Iſt ſchon lang — da ſpielten Bübchen —
Die jetzt Dichter — auf dem Miſt.
Jetzt bei Thee's und Promenaden
Zeigt ſich höh're Neigung ſtark,
Und man ſteigt nach langem Waden
Zum Parnaß durch manchen Quark.

Mächtig läßt es jetzt ſich ſpüren,
Daß der Sand den Weg nicht ſperrt,
Jeden muß die Muſe führen,
Wenn auch Dorn das Röckchen zerrt.
Wer nun auch zum Dorf mag ſchleichen,
Hat voll Verſe ſein Papier,
Macht Sonette ſonder Gleichen,
Selbſt bei Brod und ſaurem Bier.

Tadelt alſo nicht den Boden,
Der ſich zeigt als Dichterland!

Unbeſungen ruhn die Todten
Nicht mehr in dem leichten Sand.
Auch die Wiſſenſchaft verlieret
Ihre Trockenheit im Lauf,
Denn was jetzt hier vegetiret,
Hat des Waſſers ja vollauf.

In der Stadt, ſo wie am Hofe,
Haſt du kaum vor Verſen Ruh,
Und die Dame, wie die Zofe,
Singt, wenn auch nur Glu, Glu, Glu.
Uns beſchäftigt nun der Pfauen,
Wie der Gänſe Lebenslauf.
Leider wuchſen mit den grauen
Auch die weißen Gänschen auf.

Nichts mehr gibt es nun zu ſticheln,
Denn es hat der deutſche Mann
Mit dem Freunde Vetter Micheln
Längſt ſchon alles abgethan.
Aber der Gedank' iſt labend:
Freunde, Goethen komm' ich nah;
Verſe macht' ich geſtern Abend,
Doch im Goethe war's ſchon da!

Goeth', aus deinen Liedern keimet
Unſ're Dichtung Wort für Wort,
Und was immer du gereimet,
Pflanzt in unſerm Sand ſich fort.
Bleibt's nicht kräftig, iſt's doch zierlich;
Nimm dich unſer ferner an!
Sind wir auch nicht mehr natürlich,
Lieben doch dich Mann für Mann.

## An Eugenie und Bäyer.

An ihrem Hochzeitstage den 7. Januar 1826.

Im Namen Antoniens von Chamisso.

Heimrecht, deiner gedenk' ich, ſo oft ein glückliches Brautpaar
Hymens Schwelle betritt, denn wo dir gleichet ein Ehmann,
Siehe, da lächelt das Glück, und Friede beſeligt das Haus ſtets.
Kennſt du, Bräutigam, ſchon die That des geprieſenen Heimrecht?
Aber auch wenn du ſie kennſt, noch Einmal mußt du ſie hören:
Tugend ja nimmt, wie der Dichter uns ſagt, in Verſen ſich gut aus.
Winter war es, und Schnee durchflog ſchon die Luft mit Geſtöber.
Eiſiges Naß auch deckte den Weg, Froſt hauchte der Wind rings.
Da nun durchwandelte ſtill Vorhallen des hohen Gerichtshofs,
Welcher den fleißigen Mann mit Ruhme begrüßt Regiſtrator,
Heimrecht, ruhigen Schritts, einſt in mittäglicher Stunde.
Hier nun traf ihn ein Freund, und ſprach verwunderten Blickes:
Was doch wandelſt du hier, Heimrecht, wo dich kältet der Luftzug?
Nicht heilſam iſt ſolcherlei Gang, und ſchadet dem Wohlſein.
Der nun lächelte mild, und ſprach: Doch kann ich nicht anders.
Rüſtig ſchon eilt' ich hinaus in den Schnee, und wollte zu Haus gehn;
Aber es ſchlug halb Eins vom Thurm: ſchnell trat ich zurücke.

Nimmer ja kam ich zu Hauſe vor Eins zur geregelten Mahlzeit.
Tret' ich hinein dann, find' ich die Speiſen bereit, und die Gattin
Freut ſich, und lobet mich froh der richtig gehaltenen Stunde.
Käm' ich nun früher, fürwahr, ſie erſchrák' und mühte ſich ängſtlich,
Bis ſie den Tiſch nur gedeckt, und geordnet die frühere Mahlzeit.
Doch nicht kann ich zurück in's Arbeitszimmer, geſchloſſen
Ward es indeſſen, darum nun wandelnd erwart' ich die Zeit hier,
Iſt es auch kalt ein wenig und rauh, und ſtreichet der Zug durch;
Daß ſich die Frau nur mir nicht abquál' in unnöthiger Sorge.
Segne dich Hymen dafür, du Herrlicher, reichlich mit Sproſſen,
Daß dir durchwühle dein Haus der Kinder unendlich Gewimmel!
Dir nun, Bräutigam, ſei Heimrecht ein lebendiges Vorbild.
Doch wo find' ich für dich, o Braut, Geliebteſte, wo nur
Find' ich ein Beiſpiel, dir zur kräftigen Lehre gedeihend?
Ringsum ſend' ich den Blick weit ſpähend, doch bleibt es vergebens;
Arm iſt die heutige Welt an Exempeln ehlicher Tugend.
Ungern ſprech' ich von mir, denn Beſcheidenheit zieret die Frauen:
Aber es gilt dein Glück, drum will ich, von fálſchlicher Scham frei,
Was mich die Liebe gelehrt, dir gern, Geliebte, verkünden:
Sieh, es reiſte der Gatte mir weit zur entlegenen Heimath;
Frankreich hielt ihn zurück, das neidiſche, ſchmerzlich erſehnend
Wünſcht' ich den Lieben mir her, und harrte der zögernden Rückkehr.

Aber daß, wenn er nun käme, der bang Erſehnte, daß dann ihn
Doppelte Freude durchglüh', lehrt' Liebe mich herrlichen Zauber;
Fränkiſche Sprach' erlernt' ich indeß, und als er nun heim kam,
Konnt' ich mit heimiſchem Gruß ihn begrüßen, mit heimiſcher Rede
Konnt' ich erwiedern ſein Wort, ihm froh erſetzen die Heimath.
Schwer zwar ward mir die Kunſt, und kurz iſt nicht die Grammatik:
Aber die Liebe, ſie lehrt nach faßlich leichter Methode,
Und ſie führte mich bald durch ſämmtliche Konjugationen.
Du nun thue desgleichen zu jeglicher Zeit, und es wird dir
Bleiben die Liebe des Manns, und bleiben im Hauſe die Herrſchaft.
Doch nicht mit Wünſchen allein will ich nahn dir heute, es ſei'n auch
Gaben dem Tage gebracht, der ehlichem Glücke dich zuführt.
Nimm du die Gaben denn hin, mit freundlichem Sinn ſie bewahrend.
Aber damit du gewahrſt, daß nicht umſonſt ich erpicht war,
Wälſchen Geſpräch's Feinheit zu erſpähn, mühſeligen Eifers,
Frühe bei Helios Licht und ſpät beim nächtlichen Lichtſtumpf,
Sei dir mit fränkiſchem Spruch gedeutet des frommen Geſchenks Sinn:
Les extrêmes se touchent. Nun ja! Pantoffel und Nachtmütz.
Wenn es nun Amor gebeugt, das Haupt, das harte des Kriegsmanns,
Daß es dem Füßchen ſich ſchmiegt duldſam, nicht ſtürmender Abwehr
Länger gedenkend, nur lauſcht dem Wink der ſüßen Despotin;
Und du ſetzeſt hinauf nun den Fuß in ſpielender Herrſchaft,

Hülle du ſorglich es ein dann zuvor in's Gewebe des Nacht-
ſchmucks,
Und der Pantoffel umgebe zum Schutz vorſichtig den Fuß
noch,
Nicht um zu ſchützen das Haupt, o nein! ſo rath' ich nur
darum,
Daß nicht der Felſen des Haupts verletze die weichliche Ferſe!

---

## An Eugenie.

An dem Vorabend ihrer Hochzeit, mit einem Geſchenk von eingemachten Früchten. Am 7. Januar 1826.

Frau Doris ſann das ganze Jahr,
Was ſie dem lieben Kinde,
Da es nun Braut geworden war,
Wohl ſchafft zum Angebinde.

Zuerſt verſucht' ſie bei der Kunſt
Mit Schmeichelei und Bitten,
Doch die verſagt ihr alle Gunſt,
Und flieht mit lüft'gen Tritten.

Ihr kargen Muſen lohnet nur
Nach langem Dienſt und Warten.
Was ihr verſagt, gibt die Natur
Umſonſt aus ihrem Garten.

Frau Doris lauſcht nun ſtill dem Lauf
Der flücht'gen Jahreszeiten.
Zuerſt paßt ſie dem Frühling auf,
Und grüßt ihn ſchon von weiten.

Der hat die Blumen gern und mild
Der Frau faſt aufgedrungen:

Doch als der Knab' entſprang gar wild,
Sind ſie ihm nachgeſprungen.

Der Sommer ließ ſich rauher an,
Will nicht der Bitte lohnen;
Doch als ſie gar zu ſchön gethan,
Gibt er ihr Gurk' und Bohnen.

Der Herbſt, ein lebenskluger Mann,
Der ſchmeichelt gern dem Gaumen,
Sah's auch auf ein Geſchenk nicht an,
Gab Kirſche, Birn und Pflaumen.

Doch daß nicht, wie die Blumen, auch
Entfliehn die lieben Gäſte,
Verſchließt in kleiner Gläſer Bauch
Frau Doris ſie gar feſte.

Als Hüter ſteht der Branntewein
Und Eſſig vor der Pforte;
Und ſehn ſie gar zu ſauer drein,
Gibt Zucker gute Worte.

Da warten ſie mit Ungeduld,
Bis du ſie wirſt befreien,
Und wollen, für die Gunſt und Huld,
Sich deinem Dienſte weihen.

Den Winter ſah Frau Doris zwar,
Doch blieb bei ihm nicht ſtehen.
Da er nichts hat, als Silberhaar,
Ließ ſie den Alten gehen.

Er iſt ein gar gelaſſ'ner Mann,
Geht weiſ' und kalt vorüber,
Und kommt er einſt zu dir heran,
Je ſpäter, um ſo lieber.

## Doris, mein Glück.

An ihrem Geburtstage, den 18. April 1826.

April, bald bringſt du Regen,
Bald Sturm, bald Sonnenblick,
Mir trat'ſt du mild entgegen,
Und brachteſt mir mein Glück.

Zwar lachſt du gern durch Thränen,
Doch biſt du blumenreich.
Mit Dank muß ich's erwähnen,
Faſt ſieht mein Glück dir gleich.

Doch beſſer ohne Frage
Iſt wohl mein Glück fürwahr:
Treu bleibſt du dreißig Tage,
Mein Glück das ganze Jahr.

Du ſtreuſt gar viele Blüthen,
Mir gab mein Glück nur drei,
Doch ſteht es, ſie zu hüten,
Bis ſie gereift, mir bei.

April, du lieber Knabe,
Der du mir gabſt mein Glück,
O komm, nach deiner Gabe
Zu ſchau'n, recht oft zurück.

---

## Lieder von Béranger.

In deutſcher Nachbildung.

### 1.

### Der König von Scheppenſtedt.

Ein König war in Scheppenſtedt,
Glänzt' nicht in der Hiſtorie,

Ging früh zu Bett, erhob ſich ſpät,
Liebt' Ruhe mehr als Glorie.
Gekrönt hat Liebchen ihn allein,
Doch durft's nur mit der Nachtmütz ſein.
Wie fein!
O, O, ah, ah, O, O, ah, ah!
Ein guter kleiner König ja!
Ah, Ah.

Ging viermal täglich nur zu Tiſch
Im ſtrohgedeckten Palaſt,
Und durch ſein Reich ein Eſel friſch
Trug ihn und ſeinen Ballaſt.
Glaubt' Gutes nur, war froh, geſund,
Statt Leibwacht macht bei ihm die Rund'
Ein Hund.
O, O, ah, ah, u. ſ. w.

Kein läſt'ger Trieb ward ihm zu Theil,
Nur pflegt ihn oft zu dürſten,
Sich pflegen zu der Völker Heil,
Das ziemt jedweden Fürſten!
Die Steuer hob bei Tiſch allein
Ein Quart von jedem Faſſe Wein
Er ein.
O, O, ah, ah, u. ſ. w.

Den Töchtern, achtbar an Geſchlecht,
Verſtand er zu gefallen;
Ward Vater drum genannt mit Recht
Vom Volk' und von Vaſallen.
Viermal im Jahr des Landes Wehr,
Zum Scheibenſchuß auf's Ungefähr
Rief er.
O, O, ah, ah, u. ſ. w.

Vergrößert hat ſein Reich er nicht,
Zum Glück der Nachbarſtaaten.
Die Luſt macht ſein Geſetz zur Pflicht;
O Stern der Potentaten!
Drum weint' ſein Volk auch nie vor Gram
Durch ihn, als da der Tod nun kam,
Ihn nahm.
O, O, ah, ah, u. ſ. w.

Ja, dieſen würd'gen Landesherrn
Verehrt man noch im Bilde,
Und einem Gaſthof, nah und fern
Berühmt, dient es zum Schilde.
Da ſitzt Sonntags, auch in der Woch'
Das Volk, trinkt, ſchreit, er lebe hoch,
Jetzt noch.
O, O, ah, ah, u. ſ. w.

---

2.

## Die blinde Mutter.

Höre, Mädchen, gib mir Acht,
Hör' doch ſpinne weiter fleißig!
Daß dein Herz ſchon hüpft, das weiß ich,
Wenn ich Ludwig's nur gedacht.
Flieh ſein Bitten, flieh ſein Schwören.
Blind zwar, merk' ich doch durch's Hören
Alles, laß' mich nicht bethören.
Leiſe ſeufzeſt du, doch ſchwer,
Und dein Seufzer ſagt: wie glänzt er!
Aber wie? Du gehſt an's Fenſter?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Ja, ſagſt du, es iſt ſo heiß.
Aber aus dem Fenſter munter
Schauſt zu Ludwig du hinunter,
Süße Blicke ſind ſein Preis.
Daß ich ſchelte, macht dich klagen.
Auch ich war in jungen Tagen
Schön und blond, ich kann dir ſagen,
Wie die Lieb' oft allzuſehr
Junge Mädchen irre führe.
Doch wer regt ſich an der Thüre?
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

O, der arge Wind, der macht,
Daß ſich Klink' und Schloß bewegen,
Und der Hund wird dann mit Schlägen,
Wenn er murrt, zur Ruh gebracht.
Ludwig iſt, trau meinen Jahren,
Flatterhaft, du wirſt's erfahren,
Laß dir doch den Schmerz erſparen,
Daß dein Reiz dein Unglück wär'.
Doch, was hör' ich? Gott behüte!
Einen Kuß? Du meine Güte!
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Vögelchen gab mir den Kuß,
Sagſt du. Gut! Doch, meiner Treue!
Küßt der Vogel dich auf's Neue,
Gibt es ſchrecklichen Verdruß!
Iſt ein Mädchen unbeſonnen,
Iſt bald Ruf und Glück zerronnen,
Und der Mann, der ſie gewonnen,
Lacht der Einfalt hinterher.
Ach, vergiß die Vorſicht nimmer.
Doch, du gehſt in's Nebenzimmer,
Lieschen, und du ſpinnſt nicht mehr? (dreimal)

Schlafen willſt du! Neckſt du mich,
Mädchen, gar mit ſolchen Streichen?
Hier iſt Ludwig! Heiß ihn weichen,
Oder frei'n im Ernſt um dich!
Bis er dich in Ehren minne,
Bis er dich zum Weib gewinne.
Lieschen, ſpinne, ſpinne, ſpinne
Dicht bei mir, und weich nicht mehr!
Haſt den Gatten du gewonnen,
Haſt das Brauthemd du geſponnen,
Lieschen, dann ſpinnſt du nicht mehr. (dreimal)

---

3.

## Hans Hellmuth.

Den melancholiſchen Leuten
Zur Mahnung aufgeſtellt,
Kam in gar trüben Zeiten
Hans Hellmuth auf die Welt.
Nach eignem Sinn im Stillen
Lebt' er vergnüglich fort:
Der Frohſinn ſcheucht die Grillen,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Den Hut, wie ihn getragen
Sein Vater, trägt ſein Haupt,
Mit Roſ' an Freudentagen
Und Epheu friſch belaubt.
Trägt ſchon ſeit zwanzig Jahren
Den Mantel fort und fort:
Laß alten Freund nicht fahren,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Raum iſt juſt in dem Neſte
Für ſein Geräth genug:
Tiſch, Bett, und was das Beſte,
Den Gott ihm füllt, der Krug.
Bei der Geliebten Bilde
Hängt auch die Flöte dort.
Der Reichthum macht nicht milde,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Den Kindern zeigt er Spiele,
Und, ſind die Frauen fern,
Weiß er der Schwänke viele,
Auch für die alten Herr'n,
Geht aus der Sänger Kreiſe
Und von dem Tanz nicht fort.
Der Trübſinn macht nicht weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Hat er nicht alte Weine,
Trinkt er die jungen auch;
Miſſt gern, iſt Gretchen ſeine,
Der feinen Damen Brauch.
Bleibt in der Freuden Gleiſe
Allzeit, an jedem Ort.
Der Frohe nur iſt weiſe,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Mit Lieb' und mit Vertrauen
Spricht er zu ſeinem Gott:
Herr, du wirſt mich durchſchauen,
Mein Frohſinn iſt nicht Spott.
Wenn ich in Winter trete,
Nimm nicht den Frühling fort.
Sei froh auch im Gebete,
Das iſt Hans Hellmuths Wort.

Ihr, die der Neid verzehret,
Ihr, die nach Ehren ſtrebt;
Ihr, die die Zwietracht lehret;
Ihr, die für's Gold nur lebt;
Ihr, die, in's Amt gekrochen
Drinn Luſt und Muth verlort;
Zu Euch ward es geſprochen,
Hört auf Hans Hellmuths Wort.

---

## 4.

## Plötzlicher Tod.

Geſchwind eil' ich herbei, ihr Lieben,
Denn ihr vergäbt es nimmermehr,
Wenn von dem Feſt iſt weggeblieben,
Und nicht etwa geſtorben wär'.
Ob Amor auch, der allerweiſe,
Mich quält, manch Hinderniß entbot;
Doch komm' ich, daß ich mit euch ſpeiſe:
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch fröhlich bei dem Saft der Reben
Starb mancher ſchon eh' er's gedacht,
Ach Gott! bin ich auch noch am Leben?
Geſchwind, die Probe gleich gemacht!
Ich trink' und lache ſonder Raſten,
Und eſſ' auch gut! — Nun, keine Noth!
Wär' ich ein Todter, könnt' ich faſten.
Nein, Freunde, noch bin ich nicht todt.

Doch, ſinkt, bekränzt mit Laub der Reben,
Mein Haupt einſt auf der Tafel Rand,
Sollt ihr ein volles Glas mir geben,
Und drücken freundlich mir die Hand.

Wenn Bacchus dann, den ich verkünde,
Mich nicht durchglüht mit neuem Roth,
Wenn ich zum Gegendruck nicht finde
Die Kraft, dann, Freunde, bin ich todt.

---

5.

## Die alte Fahne.

Mit meinen alten Ruhmsgenoſſen
War ich im fröhlichen Verein,
Da hat ihr Wort, da hat ihr Wein
Mir das Gedächtniß aufgeſchloſſen.
Stolz auf den Kriegsruhm wie zuvor,
Behielt die Fahn' ich mir vor allen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Da liegt ſie unterm Stroh verborgen,
Auf dem ich wund nun ruh' und arm;
Einſt zog ſie durch der Völker Schwarm,
Des Sieg's gewiß von Weſt nach Morgen.
Lorbeerumkränzt durch jedes Thor
Europens ſah ich einſt ſie wallen:
Ihr edler Glanz in Staub gefallen,
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Wir ſahen reichlich ſie erſtatten
Das Blut, das uns für ſie entfloß:
Denn unſern Söhnen zum Geſchoß
Dient ſie beim Spiel im Freiheitsſchatten.
Von ihr lern' einſt der ſtolze Thor,
Daß Ruhm auch wohnt in Bügerhallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Ihr Adler ſank zur Erde nieder,
Matt von dem Kampf im fernen Land.
Gebt, der zu donnern auch verſtand,
Den Hahn der Gallier nun ihr wieder.
Kein Klageruf tönt mehr in's Ohr,
Wo ächter Freiheit Jubel ſchallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich ſie aus ihm empor?

Ermüdet auf dem Siegespfade,
Sei dem Geſetz ſie Stütze nun.
Als Bürger kann der Krieger ruhn,
Dank ihr, am heimiſchen Geſtade.
Sie mag dem, was das Land verlor,
Ein Schleier, von der Gränze wallen.
Ihr edler Glanz in Staub gefallen!
Wann heb' ich ſie daraus empor?

Da liegſt du neben dem Gewehre:
O komm, und leze meinen Blick!
Du Fahne, Hoffnung mir und Glück,
Dir ziemt's, zu trocknen dieſe Zähre.
Mein Beten dringt zu Gottes Ohr,
Er ſah des Kriegers Thränen fallen.
Ja, edler Glanz, in Staub gefallen,
Einſt heb' ich dich daraus empor!

---

6.

## An meinen Rock.

Bleib treu, mein alter Freund, bis einſt wir enden,
Bei mir; du wirſt ja alt mit mir.
Zehn Jahr' ſchon bürſt' ich dich mit eignen Händen;
Kein Sokrates thät' mehr an dir.

Kämpf' auch mit deinem dünnen Faden
Das Schickſal, trotze du als Held,
Als Philoſoph, wie ich, feſt jedem Schaden.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Mir iſt's aus dem Gedächtniß nicht entſchwunden,
Wie ich dich trug zum erſtenmal.
An meinem Wiegenfeſt fang kranzumwunden
Dich meiner Freunde reiche Zahl.
Dein ärmlich Anſehn, das mich ehret,
Verſcheucht ſie nicht, und, treu geſellt,
Wird uns auch jetzt noch manches Feſt gewähret.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

An deinem Schoß ſeh' ich, der frohen Stunden
Gedenkend, gern den feinen Flick.
Denn, als ich ſcherzend einſt mich ihr entwunden,
Da hielt mich Liebchen ſchnell zurück.
Du riſſeſt, und ob meiner Klage
Hat ſie zufrieden mich geſtellt;
Doch brauchte ſie zu ſolchem Werk zwei Tage.
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Hab' ich dich, wie der Geck im Spiegelſchimmer
Mit Ambraküſſen je benetzt?
Dich in des ſchalen Höflings Meldezimmer
Gemeinem Hochmuth ausgeſetzt?
Zum Raub dem Ordensbänder-Ruhme
Ward unſer Land gequält, entſtellt:
In deinem Knopfloch prangt des Feldes Blume:
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

Und fürchte nicht mehr ſo die Mühetage,
Wo beid' uns treibt ein gleich Geſchick,
Die ſo gemiſcht mit Freud' und Plage,
Mit Regen ſind, und Sonnenblick.

Auf ewig leg' ich bald, wie's ſcheinet,
Die Kleider ab, wenn's Gott gefällt:
Gedulde dich: dann enden wir vereinet,
Nichts trenn' uns, alter Freund, auf dieſer Welt.

---

## 7.

### So ſoll es ſein.

Prophet bin ich, ihr Freunde, glaubt;
Denn meiner Kunſt ward es erlaubt,
Zu ſchaun die Zukunft hell und rein,
So ſoll es ſein!

Kein Dichter lobt fortan um Sold;
Kein Mächt'ger bleibt dem Schmeichler hold,
Kein Höfling kriechend mehr und klein.
So ſoll es ſein!

Wuch'rer und Spieler fliehn nun weit;
Kein Wechsler macht als Graf ſich breit,
Und die Beamten werden fein.
So ſoll es ſein!

Freundſchaft, die Lebensglück uns ſchenkt,
Bleibt nicht auf lau Geſpräch beſchränkt,
Flieht nicht, wenn Unglück bricht herein.
So ſoll es ſein!

Die Jungfrau zählt ſie funfzehn Jahr,
Wird kaum, was Liebe ſei, gewahr;
Zu achtzehn liebt ſie treu und rein.
So ſoll es ſein!

Die Frau entſagt dem Prunke gern;
Der Mann, blieb' er acht Tage fern,

Läuft nicht Gefahr, ſchließt nie ſie ein.
So ſoll es ſein!

In Dichterwerken herrſcht hinfort
Begeiſt'rung, nicht Verſtand und Wort;
Frei bleiben ſie von Spielerein.
So ſoll es ſein!

Der Autor iſt voll Würd' und Kraft,
Der Mime nicht mehr geckenhaft;
Kein Kritiker grob und gemein.
So ſoll es ſein!

Der Großen Schwäche wird belacht,
Ein Spottlied ihrem Knecht gebracht;
Die Polizei miſcht ſich nicht drein.
So ſoll es ſein!

Der Kunſtgeſchmack erhebt ſich bald,
Das Recht regiert, nicht die Gewalt,
Auf Wahrheit folgt nicht Straf' und Pein.
So ſoll es ſein!

Nun danket Gott, der's ſo beſtellt;
Er ordnet alles in der Welt.
Drei Tauſend Jahr nur wartet fein;
Dann ſoll's ſo ſein!

---

## 8.

### Der Staatsrath.

Ja, mein Weibchen iſt mein Leben:
Was kommt Röschens Augen gleich?
Und durch ſie ward mir gegeben
Auch ein Freund, geehrt und reich.

An dem Tag, als ſie ward mein,
Trat ein Staatsrath zu mir ein.
Ich, entzückt,
Faſt erdrückt,
Sag', „Herr Staatsrath", tief gebückt,
„Wie mich Ihre Gunſt beglückt!"

Was er thut, kommt in's Regiſter,
Das ich führe, ganz genau:
Vor'gen Winter zum Miniſter
Führt' zum Ball er meine Frau.
Wo ich ihm begegnet bin,
Reicht' er ſtets die Hand mir hin.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Niemals fade, nie verlegen
Fand ihn Röschen, ſtolz auch nie.
Als ſie neulich krank gelegen,
Macht' er meine Spielpartie,
Gibt ein Feſt mir jedes Jahr,
Küßt zu Neujahr mich ſogar.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Hält zu Hauſe mich der Regen,
Oder ſtürmt es, oder ſchneit,
Kommt er ſelber mir entgegen
Mit der größten Freundlichkeit;
Zwingt mir auf, ſträub' ich mich auch,
Pferd' und Wagen zum Gebrauch.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Einſt an einem Sommerabend
Lud er auf ſein Gut uns ein.
Sein Champagner war ſo labend;
Röschen ſchlief die Nacht allein:

Doch das ſchönſte Bett im Haus
Sucht' für mich der Staatsrath aus.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Als uns ward ein Kind geboren,
Lud ich ihn als Pathen ein,
Und er küßt', in Luſt verloren,
Meinen Sohn, als wär' er ſein.
Setzt' ihn auch im Augenblick
In ſein Teſtament. Welch Glück!
Ich, entzückt, u. ſ. w.

Bei der Tafel iſt er heiter,
Liebt auch, daß der Gaſt es ſei:
Doch, mein Scherz ging einſt wohl weiter
Als ſich ziemt; ich ſagt' ihm frei:
Jeder ſchwört, Herr Staatsrath, drauf,
Hörner ſetzen Sie mir auf.
Ich, entzückt, u. ſ. w.

---

## 9.

### Mädchenbildung.

Was Ehrenberg und Spiecker ſchreiben,
Iſt, Mutter, doch auch gar zu lang.
Dies häuslich, ſinnig ſtille Treiben,
Andacht, und Nadel, iſt nur Zwang.
Theater, Ball, Konzerte geben
Dem Geiſt die beſte Richtung ja.
Tra la la la, die Kunſt zu leben,
Tra la la la, ſie lernt ſich da.

Weg mit dem Nähn, mit Stickereien;
Laß, Mutter, mit dem Lehrer doch

Mich dem Geſang mich eifrig weihen;
Dies Duo aus Armide noch!
Schon kommt, ich fühl' es mit Erbeben,
Rinaldo's Liebesgluth mir nah.
Tra la la la, u. ſ. w.

Die Wirthſchaftsrechnung anzulegen
Iſt jede gut genug. Doch ich
Lern' jetzt mich reizvoll frei zu regen
Im Tanz vom Lehrer meiſterlich.
Nur muß mein Kleid ich höher heben,
Sonſt iſt's im Weg den Füßchen ja.
Tra la la la, u. ſ. w.

Laß Andre die Geſchwiſter wahren;
Ich zeichne für den Bilderſaal
Apollons Bild; du wirſt's erfahren,
Wie alles mir gelang zumal.
Die edle Form, dies leichte Schweben,
Dies Nackte, alles tritt ſo nah.
Tra la la la, u. ſ. w.

Doch, Mutter, bald mich zu vermählen
Sei auch bedacht nun nach dem Brauch;
Denn leider kann ich's nicht verhehlen,
Schon wird's die höchſte Zeit nun auch.
Die Welt bemerkt, was ſich begeben,
Sie lacht, wenn Unglück wo geſchah.
Tra la la la, die Kunſt zu leben, u. ſ. w.

---

## 10.

### Die Großmama.

Als wir ihr Jahresfeſt begingen,
Trank Großmama ein Gläschen Wein,

Und ſprach vertraut von vielen Dingen,
Auch manche Liebſchaft fiel ihr ein.
Ja, ſagte ſie, ſchade!
Mein Arm war ſo rund,
So voll war die Wade,
So roſig mein Mund!

Wie, Großmama, Ihr fühltet Liebe?
— Zu funfzehn Jahren ſchon, gewiß!
Mein Herz erlag dem ſüßen Triebe,
Der ſelbſt mich Nachts nicht ſchlafen ließ.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Ei, Großmama, Ihr liebtet feurig!
— Ja wohl, und ſchon zu ſiebzehn Jahr
Hat Franz nicht lange, das betheur' ich,
Gewartet, bis ich bei ihm war.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

So wußte Franz Euch zu gefallen?
— Ja wohl, vier Monat er allein;
Da fand ich Heinrich ſchön vor Allen,
Und beide waren froh und mein.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Wie, Großmama, gar zwei Geliebte?
— Ja, beide täuſchten mich, doch da,
Damit mich's nicht ſo ſehr betrübte,
Nahm ich mir euren Großpapa.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Macht' ihm die Sippſchaft denn nicht bange?
— Ach nein! ihm fehlt' es an Verſtand,
Sonſt hätt' er an der Schale lange
Schon das zerbrochne Ei erkannt.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Und ſeid Ihr ihm denn treu geblieben?
— O davon, Kinder, ſchweigt mein Mund:
Denn bis mein Tod wird Gott gelieben,
Thu ich's dem Beicht'ger ſelbſt nicht kund.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Er ſtarb, und Ihr war't ſchon bei Jahren?
— Ja, doch der Freude blieb ihr Recht.
Am Opfer ſoll man niemals ſparen,
Wär' auch die Kirche noch ſo ſchlecht.
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

Und ſollten wir, wie Ihr, denn lieben?
— Ei, Kinder, wohl! Hab' ich's zur Zeit
Wie meine Großmama getrieben,
So macht's wie ich, und das noch heut!
Ach ſchade, wohl ſchade! u. ſ. w.

---

## 11.

## Der Frühlingsfeind.

Durch's Fenſter konnt' ich nach ihr blicken
Den Winter durch; das ſüße Kind!
So manchen Liebesgruß ihr ſchicken,
Und ſie erwiedert' ihn geſchwind.
Uns durch die blätterloſen Linden
Nur anzuſchaun war ſchon ein Glück.
Nun macht dein Laub die Lieb' erblinden,
Verwünſchter Lenz! Kehrſt du denn ſtets zurück?

Dein neidiſch Grün verhüllt mir heute
Des Engels liebliche Geſtalt,
Der mild den Vögeln Futter ſtreute,
Wenn's draußen ſtürmte rauh und kalt.

Der Vögel Ruf, ihr dreiſtes Picken
War mir ein Wink zu meinem Glück.
Nichts möcht' ich mehr als Schnee erblicken,
Verwünſchter Lenz! Kehrſt du denn ſtets zurück?

Wärſt du nicht, ſäh' ich ſie noch immer,
Wenn ſie vom Schlummer ſich erhebt,
Friſch wie Aurorens erſter Schimmer,
Wenn er den jungen Tag belebt.
Und meinen Stern durch ſeine Kreiſe
Begleitete noch Nachts mein Blick.
„Ihr Licht erliſcht," ſagt' ich dann leiſe.
Verwünſchter Lenz! Kehrſt du denn ſtets zurück?

Ja, um den Winter muß ich klagen;
Noch dauert's eine Ewigkeit,
Bis ich ihn hör' an's Fenſter ſchlagen,
Den Hagel, den die Wolke ſtreut.
Was hilft mir doch dein buntes Treiben,
Dein Duft, dein Licht, dein Blumenglück,
Wenn mir ihr Lächeln nicht ſoll bleiben?
Verwünſchter Lenz! Kehrſt du denn ſtets zurück?

---

## Lieder zum Goethefeſte.

Am 28. Auguſt 1826.

### 1.

### Der Menſch.

Dich hab' ich nie geſehen,
Und du weißt nichts von mir:
Doch biſt, laß mich's geſtehen,
Du Troſt mir, Luſt und Zier.

In voller Schönheit Fülle
Stellſt du die Wahrheit dar,
Wie du ſie ohne Hülle
Geſehen, licht und klar.

Denn nimmer mag verkleidet,
Die Göttin wohl dir nahn,
Du ſchauteſt hoch beneidet
Voll Lieb' und Treu' ſie an.

Und ſie gab dir die Leier,
Und macht dich fern und nah
So vielen zum Befreier,
Die nie dein Auge ſah.

Wie biſt du ſtark und milde,
Voll Lieblichkeit und Kraft;
Zum lebenden Gebilde
Wird, was dein Geiſt erſchafft.

Bedrängt vom Weltgewühle,
Matt von des Alltags Laſt,
Halt' ich in ſtiller Kühle
Bei deinen Liedern Raſt.

Will Bosheit mich empören,
Macht mich die Thorheit wild,
Geh' ich dein Lied zu hören,
Und werde fromm und mild.

Und fühle mich erhoben,
Und fühle mich verklärt.
Der Dank wird dir von oben
So wie dein Lied gewährt.

Deß will ich heut gedenken,
So wie ich ſtets gethan;
Laßt voll die Gläſer ſchenken,
Ihr Freunde, ſtoßet an!

---

2.

## Der Schüler.

Ich bat die Muſe lang genug
Um das, was ich erſehne,
Um einen vollen langen Zug
Aus reiner Hippokrene.

Da wies ſie zu dem Meiſter mich,
An ihn ſollt' ich mich wenden,
An ihn mich halten folgſamlich,
Bis er mich würde ſenden.

Der hat mit Liedern mich erquickt
Aus ſeiner vollen Schale,
Und oft ſchon ſaß ich hoch entzückt
Bei ſeinem geiſt'gen Mahle.

Und da nun heut ſein Feſt erblüht,
Will jeder ihn gaſtiren,
Und wer an froher Tafel glüht,
Will ſie mit Liedern zieren.

Da komm' ich nun nach gutem Brauch
Mit Liedern her zum Feſte,
Doch, wenn mir eins gelang nun auch,
Gab er dazu das Beſte.

Hat dort im Morgenlande fern
Ein Fürſt beim Mahle Gäſte,

Sieht er ſie auch im Prachtkleid gern,
Schenkt jedem Rock und Weſte.

O Goethe, du huſt noch weit mehr,
Du ſchmückeſt deine Wirthe,
Ich, glaubt' ich, ſänge dir zur Ehr',
Und du biſt's. — Wie ich irrte!

---

3.

## Der Trinker.

Melodie: Am Rhein, am Rhein u. ſ. w.

Auf Goethe's Wohl erhebt den vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer:
Denn Goethe's Freund iſt ſtets ein froher Zecher,
Und Goethe ſelbſt noch mehr!

Zum Lorbeer auf will ſich die Rebe ranken,
Dies ſei uns ein Symbol.
Der Wein erhebt zu köſtlichen Gedanken,
Drum liebt ihn Goethe wohl.

Nie wäreſt, Werther, du in's Grab geſunken,
So lieb dir Lotte war:
Hätt'ſt du den Wein als Arzenei getrunken,
Sahſt du noch manches Jahr.

Clavigo pflegte nur am Rand zu nippen,
Trank aus dem vollen nicht:
Drum ſank er auch zuletzt mit bleichen Lippen
Am Sarg, der arme Wicht!

Ach Iphigenia, du hohe Seele,
Wir fühlen deine Pein;

Und klagst du uns, daß dir die Heimath fehle,
Meinst du wohl auch den Wein.

Der Egmont war ein kühner junger Zecher,
Stets frei von Sorg' und Noth;
Doch Alba war ein nüchterner Verbrecher,
Drum schlug er jenen todt.

Jarthausens Burg, sie hatte volle Keller,
Drum hielt sie sich so lang;
Der Götz, fürwahr, er gälte keinen Heller,
Stärkt ihn nicht geist'ger Trank.

Im Faust springt gar der Wein aus Tisch und Bänken,
Wenn froh der Bursche schmaust;
Wer's so versteht, den wähl' ich mir zum Schenken,
Drum lebe hoch der Faust!

Gibt's in Europa irgendwo Barbaren,
Die Goethe's Dichtung schmähn,
So soll der Wein vor ihrem Gift uns wahren,
Sie sollen durstig stehn!

Nur Thorheit meint, er könne je veralten,
Nein, Goethe wird nicht alt!
Und würd' er alt, so bleiben wir beim Alten,
Solch Alter hat Gehalt.

Der Geist, er lebt in jedem seiner Lieder,
Er quillt aus jedem Wort;
Drum singt sie heut beim Mahl, und morgen wieder,
Und jeden Tag so fort!

Am Main, am Main, da wachsen edle Reben,
Da wuchs der Dichter auch:
So laßt ihn hoch bei vollem Glase leben
Und leert's nach altem Brauch!

## Liedeskraft.

Was wir in Geſellſchaft ſingen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.
Goethe.

---

Melodie: Schlußgeſang aus Belmonte und Conſtanze.

Leſ't ihr in eurer ſtillen Zelle
Des Dichters Lied, zwar dringt es ein,
Erwärmet ſanft und ſtrahlet rein;
Mild wird das Herz, der Sinn wird helle:
Doch voller quillt ſein Strom hervor
Aus Freundes Mund in Freundes Ohr.

Da wird das Lied ein reges Leben,
Und glüht in dem geſprochnen Wort;
Er faßt das Herz, er reißt es fort,
Der Geiſt, dem Worte Flügel geben;
Und wie das Lied den Freund erhebt,
So hat der Freund das Lied belebt.

Doch im Geſang, im Schmuck der Töne,
Erſcheint es erſt im höchſten Glanz;
Der Erde Feſſel löſt ſich ganz,
Gedanken werden Engelsſöhne!
Geſang iſt's, der, ein feſtlich Kleid,
Das Lied zum heil'gen Dienſte weiht.

Iſt euch ein Lied in's Herz gedrungen,
So tön' es laut im vollſten Chor;
Es ſteig' in's Himmelreich empor,
Von vielen Stimmen froh geſungen.
Ihr Freunde ſingt, und der Geſang
Sei eure Luſt, des Dichters Dank.

---

## Verschiedene Stände beim Liederfeste in der Mittwochsgesellschaft.

Semper ego auditor tantum? . . . . .
Juvenalis.

Melodie: Bei Männern, welche Liebe fühlen.

### Ein Sekretair.

Gar schlau ward es von mir umgangen,
Das Grundgesetz, das so uns zwängt,
Als ein Gedicht, eins von den langen,
In's Protokoll ich jüngst gedrängt.
So ward denn, trotz der strengsten Macht,
Einheimisch Gut hereingebracht.

### Alle.

O sei getrost, denn wenn man lacht,
So hast du Gutes eingebracht.

### Jurist.

Hat Kaiser Carols Caroline,
Sulla's Cornelia mich geplagt,
So hat dafür, mit bleicher Miene,
Vor mir der Delinquent gezagt.
Doch nun schließ' ich mein Protokoll,
Und bring' der Muse froh den Zoll.

### Alle.

Und schlossest du dein Protokoll,
So bring' der Muse froh den Zoll.

### Krieger.

Vegetius und Folard lehren,
Wie man mit Kunst vergießt das Blut;

Und wie man braucht die blanken Wehren,
Das lernt von mir nun der Rekrut.
Doch das iſt nun für heut vorbei,
Und, Muſe, dir gehör' ich frei.

Alle.

Wenn nun der ſtrenge Dienſt vorbei,
So biſt du bei der Muſe frei.

Dramatiſt.

Manch Trauerſpiel iſt mir gelungen,
Parterr und Logen weinten ſehr;
Von der Kritik hab' ich errungen
Manch Urtheil auch, des Lobes ſchwer.
Nun freu' ich hier mich gern daran,
Was ſchön die fremde Muſ' erſann.

Alle.

So freu' dich nun mit uns daran,
Was ſchön die fremde Muſ' erſann.

Kritiker.

Melpomene, du Königliche,
Thalia, von der Königsſtadt,
Ach, wenn ihn die Cenſur nicht ſtriche,
Gäb' ich euch manchen klugen Rath.
Hier hört man zwar mein Urtheil gern,
Doch die Befolger ſtehn zu fern.

Alle.

Ja, deinen Rath, man hört ihn gern,
Doch folgt man nur dem eignen Stern.

Sprachforſcher.

Warum ſagt man „Feindſeligkeiten",
Da Feindſchaft doch nicht ſelig macht?

Uns ſoll der Friede ſtets geleiten;
Friedſelig iſt, wer herzlich lacht,
Und ſelig trinkt beim heitern Mahl
Kommt „ſelig" gleich nur her von „ſal".

Alle.

Trink du bei dem friedſel'gen Mahl,
Nur ſelber ſelig dich im Saal.

Dichter.

Was ich den langen Tag gedichtet,
Wie gern gäb' ich's am Abend kund;
Doch hier, wo man nur Fremdes ſichtet,
Schließt mir ein ſtreng Geſetz den Mund.
Doch heut darf meine Muſ herein,
Inkognito führt' ich ſie ein.

Alle.

Singt deine Muſe hell und rein,
Heut ſoll ſie hoch willkommen ſein.

---

## Treue der Poeſie.

— — — *Ὁ δ' ἄλβιος, ὕντινα Μοῦσαι*
*φιλέωνται· γλυκερὴ οἱ ἀπὸ στόματος ῥέει αὐδή.*

Melodie: Allons enfans de la patrie.

So hab' ich nun die erſten Stunden
Der Pflicht des Tages dargebracht;
Des Lebens Druck iſt überwunden,
Und der Erholung Wonne lacht.
Nimm nun mich auf in deine Hallen,
Du heil'ge Freundin, Poeſie:
Denn deinen Dienſt verließ ich nie,
Welch Loos auch immer mir gefallen.

Durchglühe meine Bruſt,
Erhebe mich zur Luſt!
Zu dir, zu dir kehr' ich zurück,
Du Freude mir und Glück.

Was klagſt du viel, daß kalte Ketten
Dich ſchmieden an des Amtes Bank;
Wer ſeinen Geiſt verſteht zu retten,
Dem thut das Leben keinen Zwang.
Der Keim, den ſorgſam du gepfleget,
Treibt Blüthen in der ſchwülſten Luft;
Er ſtärket dich mit Balſamduft,
Wär' dir das Schwerſte auferleget.
Erhalte nur den Muth:
Man ſinkt nur, wenn man ruht.
Der Geiſt, der Geiſt bleibt ewig neu,
Bleibſt du ihm nur getreu.

Das iſt es, was uns eng verbunden,
Das iſt's, was uns zuſammenhält.
Die Poeſie wird leicht gefunden,
Wenn ſie dem Suchenden gefällt.
Zwar duldet ſie nicht ſchnöde Bande,
Und läßt ſich hemmen nicht im Lauf:
Doch ſucht ihr ſie nur ſorgſam auf,
Noch weilet ſie im Vaterlande.
Bekränzet ihren Thron,
Sie ſchenkt den höchſten Lohn.
Bleibt treu, bleibt treu bis in das Grab;
Dann ruft ſie ſelbſt euch ab.

## Braut und Bräutigam.

„Daß ſie endlich doch ſich lohne,
Fromme Hoffnung, ſtille Treue,
Macht an uns der Herr nun wahr.
Liebe, ſieh die Myrthenkrone,
Morgen ſchon ziert ſie dein Haar. —
Freuſt du dich, wie ich mich freue?“ —
Und die Braut mit leiſem Ja,
Bringt der Seligkeit ihn nah.

„Auch des Thrones hohen Erben
Hat der Kaiſertöchter Krone
Heut als holde Braut entzückt.
Was wir duldend ſchwer erwarben,
Was nach langer Müh' uns glückt,
Wird ihm heut zum leichten Lohne.
Bleib' es ihm, wenn ſeine Kraft
Einſt des Volkes Glück erſchafft.“

„Aber ſiehe, dicht und dichter
Strömt des Volkes frohe Menge,
Treibt ſich jauchzend hin und her.
Sieh, die Straß' im Glanz der Lichter
Scheint ein blendend Feuermeer!
Langſam zieht in dem Gedränge
Vieler Wagen ſtolze Pracht
Durch die glanzbelebte Nacht.“

„Laß uns auch nun ziehn, du Liebe,
Mit den freudetrunknen Schaaren,
Laß des Feſtes Glanz uns ſchaun.“
Und die Braut, die gern wohl bliebe,

Leis' gewarnt, von innerm Graun,
Folgt dem Bräut'gam, der zu wahren
Sie mit heiterm Muth verſpricht;
Folgt ihm ſtill, doch freudig nicht.

Auf dem Platz, den Säulenhallen
Weit umziehn und Prachtgebäude,
Die in farb'gem Feuer glühn,
Hört man ſchon Muſik erſchallen;
Und die Menge jubelt kühn
Laut in ungezähmter Freude.
Auf's Gerüſt, hoch aufgebaut,
Setzt ſich Bräutigam und Braut.

Leuchtend ſteigen in die Höhe,
Strahlend in brillant'nen Flammen,
Kränze, Tempel, ein Altar.
„O wie herrlich! — aber wehe,
Welch Geſchrei erhebt die Schaar?
Das Gerüſt, es brennt! Zuſammen
Stürzt es dort ſchon! O geſchwind
Laß uns fliehn, geliebtes Kind!"

Fortgeriſſen ſtürzt die Menge,
Wild, erſchreckt, ſich ſelbſt entgegen,
Keilt in grauſer Flucht ſich ein.
Huf' und Räder im Gedränge
Säen Tod in dichten Reihn.
Fluch tönt hier, dort letzter Segen.
Angſtſchrei, Hülferuf und Tod:
Das Erbarmen weicht der Noth.

„Halt' dich feſt an mir, mein Leben;
Will dich führen, will dich ſchützen,
Folg' und trau' auf meine Kraft!" —
Halb in Ohnmacht und mit Beben

Folgt ſie ihm; doch bald erſchlafft
Sind die Sehnen; nicht mehr ſtützen
Knie und Fuß; ach allzuſchwer
Wird der Kopf; ſie kann nicht mehr.

„Eile, Freund, dich ſelbſt zu retten:
Mir hilft Gott, ihm gilt mein Hoffen;
Geh, und ſei der Mutter Stab.“ —
„Nimmer! nur bei dir mich betten
Kann ich, ſei es auch im Grab.
Doch ein Mittel noch iſt offen:
Steig' auf meine Schultern an,
Faſſe Muth, ich mache Bahn!“

Und der Jüngling beugt ſich nieder,
Fühlt die Laſt ſchon mit Entzücken:
Ihn durchſtrömt der Liebe Kraft;
Muthig ſtark regt' er die Glieder,
Sicher, daß er Rettung ſchafft;
Stolz wie Atlas, auf dem Rücken
Trägt er durch die Fluth, ein Held,
Kräftig eine, ſeine Welt.

Durchgedrungen durch die Maſſen
Steht er nun in freierm Raume:
„Dank ſei Gott; es iſt erreicht!
Jetzt kann ich dich niederlaſſen;
Schwer war Sorge: du warſt leicht.
Doch! — — bin ich in böſem Traume?
Du allmächt'ger Gott!“ — Er ſchaut
Eine Fremde, — nicht die Braut.

## Parodieen.

### Buch der Lieder.

1.

Den Gärtner nährt ſein Spaten;
Den Bettler ſein lahmes Bein;
Den Wechsler ſeine Dukaten;
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir ſehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz:
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesſchmerz.

Nun ſing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in klein Oktav.

2.

Die ich am ſchönſten beſungen,
Die hat mich am mehrſten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum ſing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne ſie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt iſt mir das Leben,
Die Menſchen ſind dumm und ſchal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir juſt nicht fatal.

## An Doris.

Am 18. April 1829, mit vier Goldstücken.

Wie? zehn Jahre schon verschwunden,
Seit einander wir gefunden?
Liebe, sprich, wie kann es sein?
Doch, möcht' auch die Zeit verschwinden:
Dich zu halten, dich zu binden,
Spänn' in Seid' ich gern dich ein.

Das ist mir nun nicht gelungen,
Wie ich auch gestrebt, gerungen,
Seide spann ich leider nie.
Doch hab' ich erfleht vom Glücke,
Daß es auf zwei Augenblicke
Seinen Zauberstab mir lieh.

Ungeschickt in allen Dingen,
Konnt' ich zaubernd selbst erschwingen
Vier der Seidenwürmer nur.
Liebe, laß sie spinnen fleißig.
Sind sie einmal weg, das weiß ich,
Folgst umsonst du ihrer Spur!

Ach, mit wieviel feinen Hüllen
Würde sich dein Schrank erfüllen,
Wenn der Faden, den sie ziehn,
So weit reicht' als meine Liebe;
Wenn beim Spinnen jeder bliebe,
Bis dein Herz dir möcht' entfliehn!

## Epigramme.

1.

Iſt nur rein dein Gefühl und edel; ſind würdig der Menſchheit
Deine Gedanken; du rufſt nimmer die Muſen umſonſt.

2.

Schnell verhallendes Lob iſt des Jünglings Streben und Palme:
Aber des Volks Achtung krönet den würdigen Greis.

3.

Häufet nicht Stein auf Stein dem wahrhaft Großen zum Denkmal,
Bleibt doch zum Tempel des Ruhms ganz ihm die Erde geweiht.

4.

Den dir das Leben gereicht, den Lorbeer halte für dein nicht
Wenn er die Urne dir kränzt, dann erſt gehört er dir ganz.

5.

Licht und Schwere, ſie ſind Grundſtoffe der ird'ſchen Geſtaltung:
Darum auch, ſterblicher Menſch, biſt du aus ihnen geformt.
Weil nach der Höhe das Licht, in die Tiefe nun ſtrebet der Körper,
Hebt ſich die Tugend zum Licht; ſinket die Sünd' in den Staub.

## Goethe's Geburtstag.
## 1832.

*Πῶς τ' ἄρ ὁ ὑμνήσω, πάντως εὔμνον ἐόντα;*

Wie? Blumen, Kränze heut und Liederpreise?
Welch Fest versammelt Ihr Euch zu begehn?
O schmerzlich Fest, du kehrst im Jahreskreise,
Doch dem du giltst, er wird nicht mehr erstehn!
Die Harfe tönt nicht in gewohnter Weise,
Wenn Todtenlüfte durch die Saiten wehn.
Welch Lied kann Euch die Muse heut gewähren,
Wo ihre Stimme selbst erstickt in Zähren?

Doch sei's darum! Es haben ja die Alten,
Die Großen, Schönen, die ihm nah nun sind,
Bei ihrer Helden Tod' es so gehalten,
Weil einen Halbgott der Olymp gewinnt,
Wenn hier ein Held erliegt des Tod's Gewalten.
So laßt denn immer, weil die Thräne rinnt,
In Wehmuth lächelnd Euren Ton sich heben:
Ihr wißt's und Schiller sprach's: „Die Todten leben!"

War er nicht ferne sonst von unsern Kreisen,
Wenn oft in Lust, gereiht am heitern Tisch,
Wir um den Preis gekämpft, um ihn zu preisen?
Heut ist er nah; sein Geist umweht Euch frisch
Und regt Euch an zu kühnern Liederweisen;
Denn seine Nähe macht erfinderisch.
Laßt uns sein Grab mit Liederthau benetzen,
Daß duft'ger Blumen Hauch ihn mög' ergötzen.

Wo eine Kraft sich regt', ein tüchtig Streben,
War er nicht gleich mit Hülf' und Rath zur Hand?

So, als wir zu der Kunſt, des Wiſſens Leben
Vereinet uns in thätigem Verband,
Wie hat er freudig ſich uns hingegeben,
Was ihm Europa gab, uns zugewandt!
O hoher Greis, Du wußteſt zu bewahren
Der Jugend Gluth im Schnee von achtzig Jahren.

Von ſeinem Leib, gleich Hellas Erzgebilden,
Glitt ſpurlos ab der Zahn der emſ'gen Zeit.
Die Seuchen ſelbſt, die ſchrecklichen, die wilden,
Entwichen ſcheu vor ſeiner Heiterkeit.
Von ſeinen Hallen, Gärten und Gefilden
Hielt'ſt, Geißelſchwingerin, Du ſelbſt Dich weit,
Furchtbar geheimnißvolles Schlangenhaupt,
Das uns den Freund, und welchen, jüngſt geraubt.

Der ging voran dem Herrlichen, dem Treuen;
Sein freundlich Herz, ſein reich begabt Gemüth,
Es war erwählt, mit unſerm Gruß zu freuen
Den Dichter in dem Hain, der ewig blüht.
Dort ſollt' er unſern Bund mit ihm erneuen,
Der in Begräbnißflammen nicht verglüht.
Denn was wir hier geſucht in kurzen Stunden,
Dort wird es für die Ewigkeit gefunden.

Heil, Goethe, Dir, Dich hat nicht Schmerz, nicht Leiden
Nicht ſchlaffen Siechthums ſpätes End' entrafft.
Noch brauchteſt Luſt und That du nicht zu meiden,
Dein Leben blühte noch in ſpäter Kraft.
Da wandte, winkend dir zu höhern Freuden,
Des Schlafes Bruder ſeiner Fackel Schaft.
Da haſt Du Deine Geiſter ſtill entlaſſen,
Und wollteſt dichtend, träumend, mild erblaſſen.

Wir ſtanden, ſchilt uns nicht, mit feuchten Blicken,
Der Schmerz verlangt unweigerlich den Zoll;

Natur will, daß nicht Leid und nicht Entzücken
Uns unbeweint vorübergehen ſoll.
Doch wie? ein neues Leid will uns bedrücken,
Da von dem großen Schmerz das Herz noch voll?
Wir ſandten, ach! noch einen Grußesboten
Dem Dichter nach in's ew'ge Reich der Todten!

Ja, unſer Pirch! Wer ſo beſcheiden, ſtille,
Wer Dich ſo kindlich, mild und ernſt gewahrt,
Wer hätte wohl geglaubt, daß ſolche Fülle
Des Wiſſens und der Kunſt in Dir gepaart?
Und wem den reichen Schatz Du ſonder Hülle
Der Kenntniß, Kraft, des Urtheils offenbart,
Wie ſtaunt' er nicht, daß demuthvolle Güte
Beim höchſten Recht auf Stolz ſo nah erblühte!

Aus Jugend, Hoffnung, Glück wardſt Du geriſſen
Im jäh'ſten Sturz dahin in's Geiſterland;
Wohl müſſen wir, wie ſchmerzlich auch, Dich miſſen,
Und ſehn getröſtet Dich an Goethe's Hand.
Dort ſehn wir Dich nach Deinem Wunſch befliſſen,
Wo tiefſtes Schaun noch keine Grenze fand.
Durft' er von uns nur einen bei ſich ſehen,
Nicht konnte Goethe's Wahl Dich übergehen.

So haſt Du, Goethe, glücklichſter der Todten,
Der Freunde reiche Schaar um Dich vereint;
Schon grüßt auch Zelter Dich; doch nicht durch Boten;
Der ſtirbt Dir lieber nach, als daß er weint.
Und wir? — Doch Stille ſei dem Schmerz geboten:
Die Klage weiß nicht, was die Gottheit meint.
Tod iſt uns Nacht, dem Todten Morgenröthe!
Ergreift die Becher, trinkt! — „Es lebe Goethe!"

# Die Verſuche und Hinderniſſe.

---

Eine deutſche Geſchichte aus neuerer Zeit.

# Erſtes Kapitel.

Schon in tiefſter Stille lag die ganze Stadt; auf den leeren Gaſſen und Plätzen regte ſich nichts als ein ſtreifender Wind, von deſſen Anſtoße die Schilder an den Häuſern hin und her ſchwankten und mit ſeltſamem Geräuſch das Schweigen unterbrachen. Da ſprang plötzlich in wildem Ungeſtüm Karl aus dem Bette, zündete Licht an, warf ſich in ſeine Kleider, und nach einigem raſchen Umhergehen in ſeinem Zimmer, verließ er es und zugleich das Haus, ſorglos über die offengelaſſene Hausthüre, die er ſpät hinter ſich von dem Winde zuwerfen hörte. Kalt wehte ihm die Nachtluft entgegen, widrig, feucht und erfüllt mit durchbebenden Gliederſchauern. Die Wolken flogen düſter vorbei, wenig nur von der Hellung des Mondes durchſchimmert. Unerfreulich ſtanden die Häuſer in grauen Maſſen, ohne fröhlichen lebendigen Reiz, die ſchwarzen Fenſter ſahen herab wie dunkle Feindesaugen. Eilig durchſchritt Karl die weiten Straßen, er zog ſich in ſeine innere Gluth zurück vor den äußern Gewalten, die rauh auf ihn einbrachen, und er fühlte wenig die ſchneidende Luft; kaum ſah er die häßliche, graue Dunkelheit auf ſeinem Pfad. Bald hatte er das Thor erreicht, wo die Schildwache zögernd und befremdet ihn hinausließ. Er hörte die Riegel inwendig wieder vorraſſeln, und freudig, gleichſam als ſei der Kerker wieder geſchloſſen, ohne ihn mehr einzuſchließen, ging er mit

ſtarken Schritten auf ein dichtes Gehölz zu, das wenig ſeitwärts des großen Weges ſeine dunkeln Schatten verbreitete, und ſich, nachdem es einige Anhöhen bekleidet, in eine weite Ebene ausdehnte. Als er die erſten Bäume erreicht hatte, und ſanftere Luft ihn anwehte, ſtand er mit einemmale ſtill, wandte ſich und blickte finſter zur Stadt zurück, die, eine feierliche Geſtalt, ruhig daſtand, und mit ihren Thürmen in dem umwölkten Himmel verwebt ſchien. Er ſchaute hinab, und ſah alle Bilder der Erinnerung dort ſich regen, beſchäftigt, die vergangenen Tage noch einmal mit ihm durchzuleben; ihm däuchte, ſie folgten ihm nach, um ihn feſt zu verſtricken, die alten Schmerzen ſah er wehmüthig heraufſteigen, aber die Freuden, welche ſchamlos und lachend auf ihn zueilten, erblickte er mit ſtarrem Grimm. Jetzt brach der Mond auf einen Augenblick hervor, daß Karls Geſicht hell erleuchtet wurde, und unwillkürlich zum Himmel ſich aufrichtete, der ſeinem Auge einen ſanften Strahl der Wehmuth entlockte, ohne jedoch jene Schreckbilder aus ſeinem Sinn zu bannen. Mit Heftigkeit wandte ſich Karl wieder ab, ſprang in die Gebüſche, und verlor ſich in die dichten Schatten. Den Pfad konnte er nicht leicht verfehlen, deſſen Krümmungen waren ihm bekannt, und hin und wieder, wo lichteres Laub ihn überdeckte, zeigte er deutlich ſeinen weißlichen Streif. Härter ſtets und härter trat Karl den Boden, in Fußtritten die innere Wuth auslaſſend, ſein Gang war beinah zum Lauf geſteigert. Die Bruſt wogte heftig, das Blut ſtrömte in die Wangen ſich an der vorbeiwehenden Luft zu kühlen, alle Glieder waren in gewaltiger Bewegung. Mit freudigem Erſchrecken vernahm er jetzt in ſeiner Nähe plötzliches Geklirr von Waffen, das mit verſchiedenen Stimmen, die harte Drohungen ausſtießen, vermiſcht durch die Waldung ſchallte. Ohne zu wiſſen, was er eigentlich wollte, getrieben von wilder Luſt, begehrte er Theil an dem Kampf. Er war bewaffnet; mit gezogenem Degen eilte er

nach der Gegend hin, woher das Geklirr und die Stimmen zu kommen ſchienen. Bald hinderten Geſträuch und herabhängende Zweige ihn an ſchnellem Vordringen; mit der Linken die Zweige wegbiegend, den Degen vorhaltend mit der Rechten, arbeitete er ſich mühſam weiter. Die Stimmen ſchwiegen, nur die Waffen klangen von heftigen Streichen, und ſchon glaubte er die Degen der Fechtenden blitzen zu ſehen: aber das zertretene Geſträuch, die brechenden Zweige verriethen zu früh ſeine Ankunft, und geſchreckt entfernten ſich die Kämpfer immer mehr: das Geräuſch verlor ſich endlich ganz in dem ſteigenden Rauſchen eines Quells, zu welchem Karl in vergeblicher Verfolgung jetzt gelangt war. Was der Zufall ihm ſo unerwartet geboten hatte, ſeinen vorigen Gang unterbrechend, ließ er jetzt gleichgültig fahren, da der Zufall es wieder entzog, und rückwärts gewandt war er ganz der früheren Stimmung hingegeben. Er ſteckte den Degen ein, und folgte, in ſeinen Mantel gehüllt, dem leisrauſchenden Lauf des Quells, der ihn über eine friſche Wieſe, die von Bäumen umgeben war, zu dem Fuß eines Hügels führete, der von dieſer Seite das Gehölz begrenzte. Aus der Mitte ragte ein Landhaus aus einem Garten hervor, deſſen hohe Bäume im Winde ſchwankten. Karl ſprang behend über die Umzäunung, und ſchritt nachdenklich und langſam durch einen Buchengang dem Hauſe zu, wo in einem der oberen Fenſter ein ſpärlicher Schimmer zu ſehen war, indem die herabgelaſſenen Vorhänge den vollen Schein umhüllten. Er war unſchlüſſig, ob er bleiben oder weggehen ſollte, zweifelnd ging er auf und ab. Endlich war er entſchieden, und warf nun mit kleinen Steinchen ſacht an die Fenſterſcheiben, hinter denen das Licht ſchimmerte. Das leiſe Klirren wurde bald vernommen, der Vorhang bog ſich zurück, und eine Dame öffnete das Fenſter. Oeffne die Seitenthüre, Sophie! rief Karl hinauf, und als die Antwort zögerte, wiederholte er ſeinen Ruf mit faſt lauter Stimme. Um Gotteswillen,

flüſterte die Dame, ſprich leiſe, mein Karl, was haſt du gewagt, in dieſer Nacht hierher zu kommen! Du biſt ungeſtüm, mein Geliebter, und ſezeſt unſre Liebe ſchlimmen Gefahren aus. Laß mich ein! ſagte Karl halb bittend. Nimm dieſen Kuß, mein theurer Freund, erwiederte die Dame, indem ſie die Hand ihm zuwarf, und entferne dich eilig; du weißt, der Baron iſt hier, die geringſte Bewegung kann ihn erwecken, dann ſind wir beide verloren; morgen aber ſend' ich dir gewiſſe Botſchaft. O Sophie, ſagte Karl in ſchmerzlichem Tone, daß es dich nicht gereuen möge, mich fortgeſchickt zu haben! Wer weiß, was die nächſte Stunde für Schickſale bringt, die auf morgen und übermorgen und auf lange Zeit unſre Bande trennen; drum nimm in deine Arme mich auf, da es vergönnt iſt. Ich beſchwöre dich, zögere nicht länger, wenn du nicht willſt, daß ich ſelber die böſen Ahnungen wahr mache, und bis zum hellen Morgen unter dieſen Bäumen bleibe, jeder Gefahr zu trozen genöthigt durch deine Härte, denn mein verzehrendes Leid wird mir nicht geſtatten, ſo von hier zu weichen. Sophie eilte mit einem leiſen, Ich komme! vom Fenſter hinweg, und bald hörte Karl in der kleinen Thüre den Schlüſſel gedreht werden; er ſprang hinzu und ſchlüpfte leiſe hinein. Ein Kuß verſchloß ihm den Mund, da er reden wollte, und ſchweigend ging er umſchloſſen und geleitet von dem weichſten Arm die dunkle Treppe hinauf. Sie traten in das Gemach, Sophie zitternd am ganzen Leibe, mit Mühe die Thränen zurückhaltend, Karl mit finſterem Blicke, doch dem äußern Scheine nach ruhig. Liebevoll blickte Sophie ihm in die Augen, aber ſie heiterte den trüben Blick nicht auf; kaum ſchien er zu bemerken, wie ihr Auge an dem ſeinigen hing, und nicht länger vermögend, ihrem überſchwellenden ſchmerzlichen Gefühl die Thränen zu verſagen, verbarg ſie ihr Haupt an ſeiner Bruſt, und drückte feſt mit den Armen ihn an ihre Seite. Er aber, ohne das Leid zu bemerken, das der Geliebten den Buſen überſtrömte,

da ſie wohl erkannte, wie nicht Liebe, ſondern ein innerer Kampf, der ihn jener ſogar vergeſſen mache, ihn zu ihr geführet habe, ſagte endlich, indem er mit beiden Händen den ſchönen Kopf ihr erhob, freundlich blickend: Theure Sophie, morgen hätte mich deine Botſchaft nicht getroffen. Ungeachtet der Gleichgültigkeit, womit er dieſe Worte auszuſprechen ſuchte, klang doch ein geheimes Schaudern in ihnen, welches Sophien erſchreckte. Doch verbarg ſie dieſes, und fragte mit ſanftem Weſen nach der Urſache. Wie du gleich auffährſt und in Beſorgniß die Sinne verwirrſt! verſetzte Karl mit einiger Gezwungenheit. Nur auf wenige Tage ruft mich eine Geſchäftsreiſe ab, die ich meinem Vater nicht abſchlagen konnte; beruhige dich, mein ſüßes Leben, höchſtens in zwei Wochen ſeh ich dich wieder; wie könnt' ich auch ſelber deines Anblicks lange entbehren? Ich komme ſicher wieder. Dabei ergriff er ſie heftig, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Jetzt war in Sophien's Seele über ſein Vorhaben kein Zweifel mehr; die Art, wie er auf ihre Unruhe rechnete, ohne daß ſie dieſelbe gezeigt hätte, und das Gewaltſame ſeiner eigenen Stimmung, das ihn verhinderte, jenen Umſtand zu bemerken, überzeugte ſie ſchnell, daß er auf immer ſie verlaſſen wolle. Sie erinnerte ſich, daß er bereits längere Zeit in ſeltſamer Unruhe geſchwebt und durch kalte Verſchloſſenheit ihren liebenden Sinn oftmals in den glücklichſten Stunden gekränkt habe. Mit trübem Blick ſagte ſie die ſchmerzlichen Worte: Karl, o Karl, du liebſt mich nicht, du gehſt auf immer! Seine Arme umfingen die Hinſinkende. Er trug ſie auf das Sopha, faßte ihre Hände, drückte den ſchönen Leib, und bedeckte ſie mit tauſend Küſſen, um ſie ins Leben zurück zu rufen. Sie ſchlug die Augen auf, und blickte ihn mit unendlichem Schmerz an; zitternd wehrte ſie den Liebkoſungen, die ſie nicht mehr für wahrhaftige erkannte. Ihre Haare floſſen aufgelöſt um den ſchönen Buſen, der offen und entblößt ihm entgegen wallte; die ſchwarzen Locken ſchwam-

men auf der Weiße des Buſens, beide wetteifernd einander an Reiz erhebend. Von einer wilden Gluth fühlte ſich Karl entzündet, nie dünkte ihm das geliebte Weib ſo ſchön geſehen zu haben. Ich dich nicht lieben, o Sophie! rief er aus und ſtürzte zu ihren Füßen nieder; o himmliſches Weib, wer in deinen Himmel geſchaut, kann dieſen nimmer laſſen, er bleibt in ewiger Sehnſucht dein. Sieh dieſe Augen, aus dunkler Nacht ſtrahlen ſie Licht und Gluth, dieſe zartblühenden Wangen, die unter dünner Decke einen ſchlummernden Genius verhüllen, die friſchen, ſüßen Lippen, ſeligen Giftes voll; wirf einen Blick auf die ſchlanke, bewegte Geſtalt, das üppige Leben jedes Gliedes, die Seligkeit dieſes Buſens, in deſſen Schnee meine Lippen ein neues Feuer empfangen, und frage, dann frage, ob es möglich iſt, dich nicht zu lieben, wie eine Bewohnerin des Himmels dich anzubeten! Sie blickte ihn wehmüthig an, durch ihre Thränen blickte Liebe und Haß, und jemehr dieſes ungeſtüme Liebesfeuer ſie gewiß machte, daß er ſie nicht mehr liebe, je tiefer verwundete es ihr Herz, daß dieſe ſchöne Begeiſterung nur ein erlogener Schein ſei. Heftig ſtieß ſie ihn zurück, da er kühner ſie umarmen wollte; er einem Raſenden gleich, verzweiflungsvoll, daß in demſelben Augenblick, der ihn aufs neue zu heißer Liebe, und, wie er glaubte, nun für ewig, entflammt hatte, die Geliebte ihn verſtieß, drang mit aller Gewalt auf ſie ein, und ſein ſüßes Reden, ſeine Thränen, die inbrünſtigen Bitten hätten ſie bezwungen; hingegeben der neuen Hoffnung in dem Taumel der Sinne, wäre ſie um ſo ſchrecklicher erwacht zu verlaſſener Einſamkeit, wenn nicht ein neues Ereigniß ihr die Schmach des letzten Genuſſes hätte nehmen wollen. Der Baron, Sophien's Gemahl, trat wüthend in das Zimmer, mit gezogenem Degen drang er auf Karl ein, der kaum Zeit hatte, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; es begann ein hitziges, aber kurzes Gefecht. Der Baron wurde von einem Stich in die Bruſt niedergeſtreckt. Karl drang ent-

ſchloſſen durch die Leute, die auf den Lärm herbeieilten, zerſchlug unten ein Fenſter, und rettete ſich in den Garten, von wo er leicht das Gehölz erreichte, deſſen Dunkelheit ihn ſeinen Verfolgern entzog.

---

## Zweites Kapitel.

Die tobenden Gefühle, die Karl's Gemüth vorher aufgewühlt hatten, waren jetzt verſtummt und gleichſam gelähmt, als hätten ſie in dieſer wilden Scene ſich Luft gemacht, um ihn in einer ſtarren Betäubung zurückzulaſſen. Ohne einen Blick zurückzuwerfen auf das Vergangene, ſchritt er dumpf und finſter durch die trübe Nacht nach der Stadt zurück. Nur noch der eine Wunſch blieb lebendig in ihm, den alten Aufenthalt zu verlaſſen, der ihm ſo verhaßt geworden war, und nur in weiter Ferne ſah er ein neues lebendigeres Leben vor ſeinen Blicken ſchimmern, dem er entgegen eilte. Schnell ging er zurück in ſeine Wohnung, ſattelte ſein Pferd und eilte mit der Dämmerung davon. Raſch und ununterbrochen verfolgte er ſeinen Weg, bald erreichte er die Gränze, und ſchon am Abend eine anſehnliche und freundliche Stadt, wo er vor aller Nachſetzung ſicher war und ſeine Pläne für die Zukunft ungeſtört überdenken konnte. Als er einen Gaſthof gefunden, gab er, ohne eine Sylbe zu reden, ſein Pferd ab, folgte dem Diener, der ihm ein Zimmer anwies, und antwortete nichts auf die Frage, ob er Licht befehle. Der Diener verließ trotzig das Zimmer, und ließ ihn im Dunkeln. Er ſaß eine Zeit lang hinbrütend, ohne Regung, ohne Gedanken, bis ihn endlich das Fremde und Unheimiſche der Umgebung aus ſeiner Stumpfheit riß; ſein Unmuth erwachte

jetzt um so lebhafter, und er fühlte es schmerzlich, wie diese dunkle unerkannte Unruhe in seinem Gemüthe für ihn und für seine Liebsten ein Keim des herbsten Unglücks sei, der nun schon so bittere Früchte erzeugt habe, und er war nahe daran, diesem Tadel gegen sich selbst laute Worte zu geben, als er im anstoßenden Zimmer Stimmen vernahm. Das Gespräch, wovon er, wegen der dünnen Wand und der Thür darin, jedes Wort verstand, ging über die Geschichte und die Kunst, sie zu schreiben, und wurde eben so einsylbig von der einen, als weitschweifig von der andern Stimme geführt. Letztere schien indeß alles, was sie zum Lobe dieser Kunst sagte, nur als Einleitung zu brauchen zu einem Kunstwerke, das sie dem andern Gesprächführer, seiner kalten Aufnahme, seinem Abwehren und Ausweichen und seiner Langenweile zum Trotz sogleich vorlas. Es war ein biographisches Kunstwerk und hub so an: „Hans Striezelmeier wurde „in dem Dorfe Hackenweil in der Grafschaft Henneberg ge„boren. Sein Vater Michel, nicht großen Gutes Erb, aber „des höchsten (Tugend, des Armen Trösterin, schmückte die „Striezelmeier seit Menschengedenken), nicht hohen Standes, „aber hoher Frömmigkeit (sein Herz war unverwandt auf „Gott gerichtet), arbeitsam, reinlich, alter Sitte Freund, treu „der Väter Glauben, nicht abgeneigt sittsamem Scherze nach „vollbrachter Tagsarbeit, stets aufgeweckt (Freunde der Laune „mochten ihn lieben), strebte, zu höherer Geistesbildung, als „ihm selber Stand und Vermögen vergönnt hatten, Hansen „zu erheben. Der Knabe, muntern Sinnes, zeigte frühe „Neigung zum Ruhm und dem Ansehn, eigner Anstrengung „und kräftigen Strebens Preis: dem Prediger gleich zu wer„den, sagte er, mindstens dem Küster, sei seiner Bestrebungen „Ziel. Da beschloß der Vater, einen Mann zu bilden aus „ihm, dem Staat eine Stütze, Brustwehr der Kirche, alles „Edeln und Schönen muthigen Anhänger, mit gründlicher „Gelehrsamkeit nicht minder als brennendem Eifer gerüstet.

„Dem Schulmeister Peter Dudelfeld, offnen, freien Sinnes, „an Kenntnissen reich für seinen Kreis, ward die Sorge für „Hansen's Erziehung übertragen. Das Werk gedieh. Es „wuchs zusehends der Knabe an mannichfaltiger Erkenntniß „und Kraft eignen Urtheils, ungewöhnlich so zartem Alter, „bewundernswürdiger durch den Mangel an Hülfsmitteln. „Der Prediger bemerkte ihn: Zacharias Schwarzkopf hieß „der Edle, nun Verewigte, dessen Angedenken ....." Die eigne Lebensbeschreibung Striezelmeier's, die ein geschickterer Biograph in die wenigen Worte: er war eines Bauern Sohn und studirte auf der Universität — zusammengedrängt hätte, würde beide Zuhörer noch lange ermüdet haben, wenn sie nicht durch den Markör, der sie zu Tische rief, gerettet worden wären. Karl begegnete seinen Nachbarn an der Treppe und erkannte sogleich den Vorleser, dessen flache Gesichtsbildung eine wunderliche Mischung von Traurigkeit und Freude ausdrückte, weil der Verdruß, daß er nur so wenig von seinem Kunstwerke hatte vorlesen dürfen, noch im Kampfe mit der Aussicht auf das nahe Abendessen war. Der andere, ein Mann von regelmäßigen Zügen, und wie es schien, etwa vierzig Jahr alt, trug russische Uniform. Karl erwiederte seinen Gruß höflich, und durch seine äußerst feine und interessante Bildung angezogen, setzte er sich neben ihn zu Tische. Durch Striezelmeier's Anrede erfuhr er, daß er Obrist sei. Sein Gespräch zeugte von ausgebreiteten Kenntnissen und gebildetem Geiste; an den Begebenheiten der Zeit, über die er mit Freimüthigkeit und Feuer urtheilte, schien er selbst bedeutenden Antheil genommen zu haben, und wohl noch zu nehmen. Der heftige Schmerz, der Karl's Gemüth noch bewegte, hinderte ihn, an dem Gespräche sehr lebhaften Antheil zu nehmen, und war auch sichtbar genug, um dem Obristen aufzufallen, der sich dies jedoch nicht merken ließ, und nur um so feuriger seine Rede an ihn richtete, um seine tiefe Traurigkeit etwas zu zerstreuen. Woher mag

es kommen, fragte Striezelmeier, daß unter Menschen, die weniger mit einander bekannt und vertraut sind, das Gespräch sich so leicht auf die Politik lenkt? Es ist, sagte der Obrist, eine den Menschen angeborne Neigung, an dem Leben des Ganzen auch mit dem Geiste den thätigsten Antheil zu nehmen. Die politischen Begebenheiten sind die auffallendsten Aeußerungen dieses Lebens. Jeder strebt sie mit seiner Weltansicht zu vereinigen, sie von ihr aus zu erklären, und dies ist der allgemeinste Berührungspunkt der Menschen. Ich bin weit entfernt, das leere und meist sinnlose Politisiren in Schutz zu nehmen, aber doch ist es schön, zu sehen, wie auch selbst in den gemeinsten Naturen der Sinn für ein höheres Leben, als das vom täglichen Brode, niemals ganz erlischt, und dieser spricht sich beim Volke offenbar in der Kannegießerei aus. Eine gänzliche Verschlossenheit des Gemüths für die politischen Veränderungen ist mir von jeher sehr verhaßt gewesen, und ist gewiß ein Zeichen einseitiger Bildung. — Der wahrhaft gebildete Mann, setzte er nach einer Weile hinzu, richtet sein Privatleben so ein, daß er es mit dem öffentlichen stets als Ein Ganzes betrachten könne. Wer dies versäumt, kann nie mit seiner Lage zufrieden sein, und alle Klagen gegen das Schicksal sind nur versteckte Anklagen eines jeden gegen sich selbst, wodurch er sich des Verbrechens zeiht, sein Leben mit dem der Welt in Widerspruch gesetzt zu haben. Die Neigung Karl's zu dem Obristen wuchs mit jedem Worte, das dieser sprach. Ich gestehe, sagte er, daß ich das Unglück noch niemals von dieser Seite angesehen habe, und daß ich wohl nicht ganz frei sein dürfte von jener Selbstanklage. Wer das Uebel erkennt, erwiederte der Obrist mit einem Händedruck, geht der Heilung entgegen. Ich lobe mir ein munteres, frisches, thätiges Leben. Das Leben eines jungen Mannes muß der reichhaltigste Stoff zu einem interessanten Roman sein; der Held darf aber nichts weniger als sentimental sein, am allerwenigsten Selbstmord

erleiden; ich möchte die Wertheriaden nicht gern als Romane gelten lassen, wenigstens lieb' ich diese Gattung durchaus nicht. Man stand vom Tische auf; Striezelmeier empfahl sich, und der Obrist bat Karl, auf seinem Zimmer noch eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Er nahm die Einladung gern an, der Wein machte beide lebhafter; sie wurden vertraulicher gegen einander, und Karl, dem Mittheilung jetzt wahres Bedürfniß war, nahm keinen Anstand, ihm alle seine Verhältnisse auf das offenste zu entdecken. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, sagte der Obrist, nachdem er alles gehört, für dieses edle Vertrauen und zugleich das Anerbieten zu jedem Schritte, den ich zum Besten Ihrer Angelegenheit thun kann. Ich traue mir Einfluß genug zu an Ihrem Hofe, um Ihnen eine baldige, sichere und ehrenvolle Rückkehr auswirken zu können, allein die Wahrheit zu gestehen, mein theurer Freund, finde ich es keineswegs heilsam für Sie, in Ihre vorigen Verhältnisse zurückzutreten, gesetzt auch, daß Sie es könnten; Sie selbst werden lebhaft genug fühlen, daß in diesen Ihr Gemüth nie Ruhe finden kann; und sollten Sie Kraft genug finden, sie ganz zu zerreißen, so würde Ihnen der Ort selbst täglich durch tausend kleine Erinnerungen die alten Wunden aufreißen. Die Unruhe, aus der, wie Sie selbst fühlen, Ihr ganzes Uebel entspringt, ist nichts anderes als der Drang nach Wirksamkeit, der in jedem jungen Manne sich lebendig regt, und diesen werden Sie am besten befriedigen, wenn Sie sich mitten in die Wogen des politischen Lebens stürzen. Ich rathe Ihnen zu den Kriegsdiensten, denn der langsame Gang der Civilgeschäfte ist unverträglich mit Ihrem heißströmenden Blute. Die russische Armee, die jetzt im Kriege begriffen ist, wird Ihrer Thätigkeit hinlänglichen Stoff geben, und wenn Sie die Stelle eines Hauptmanns in derselben annehmen wollen, so bedarf es nur eines Wortes. So geneigt Karl auf einer Seite auch war, das Anerbieten anzunehmen, so schmerzhaft war es ihm auf der andern, mit Einem Schnitte

alle die Bande zu trennen, mit denen sein Herz an der Vaterstadt und seine Verhältnisse in ihr hing. Er konnte noch keinen Entschluß fassen. Uebereilen Sie nichts, sagte der Oberst, einige Tage ist es mir noch vergönnt, Sie zu sehen, und in diesen hoff' ich, werden wir uns noch näher kennen lernen, und manchen Umstand noch genauer erwägen. Karl entfernte sich, und der Schlaf, den er so lange entbehrt hatte, bemächtigte sich seiner bald trotz aller Unruhe seines Gemüths.

---

## Drittes Kapitel.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, so begannen lustige Traumbilder ihre seltsamen Tänze um den Schlafenden, und führten sein Leben in schnellen Kreisungen. Ihm dünkte, es erhebe sich vor seinen Augen ein Berg, der mit schwarzen Schatten bedeckt war, und ihm die ersehnte Aussicht in die vor ihm ausgestreckte Ebene benahm. Unmuthig schritt er vorwärts; keine Mühsale hielten ihn ab; weder steile Felsenwände, die er hinaufklettern mußte, noch dichte Dornensträucher, die plötzlich vor ihm aufschossen, vermochten seine heiße Begier zu hemmen; von mancherlei Gezweige geritzt, von manchem spitzigen Stein verwundet, der bei der leisesten Berührung ihm entgegen fiel, gelangte er endlich auf die höchste Spitze. Schon glänzte freudiger Schimmer ihm in den Augen, die sogleich den Berg und die Thäler zu überschauen hofften, durch welche ihn sein Pfad schien führen zu wollen, um schöne Gegenden zu erreichen, die in weiter Ferne milden Schein verbreiteten. Aber voll Erstaunen sah er aufs

neue einen großen Berg vor sich emporsteigen, so daß dieser die erreichte Höhe nur als eine Ebene erscheinen ließ, und als Karl sich umsah, konnte er nirgends eine Spur des Weges bemerken, den er heraufgekommen war, vielmehr erblickte er weithin rings nur flaches Feld. Wenige Blumen standen in der Nähe, frische Düfte aussendend zu stiller Erquickung; sie waren bald zertreten, und in Zorn entbrannt versuchte er den neuen Berg hinaufzuklimmen, dessen Abhang in der Mitte mit Bäumen besetzt war, und also weniger Mühsale erwarten ließ. Aber steiler stets und steiler wurde der Weg, die Angst preßte dem Jüngling die Brust zusammen, der Muth, der ihn eine Gefahr hatte überwinden lassen, gab ihn dadurch stets einer größeren preis, die seiner harrte, und so blieb er endlich auf einem schwachen Felsenrande sitzen, nicht im Stande, weder vor noch rückwärts zu gehen. Finster schaute er in die Tiefe, wo plötzlich alles belebt war und in anmuthiger Verwirrung sich regte. Hirten und Hirtinnen feierten ein ländliches Fest; alles war mit Blumen geschmückt; eine fröhliche Musik drang unter nahen Bäumen hervor und begeisterte zum Tanz. Aber Karl wandte den Blick nach oben, wo wildes Gestein ihm entgegen stand, und tief seufzend begann er die letzten Kräfte anzustrengen, um hinauf zu gelangen. Kaum hatte er den kühnen Versuch gemacht, so war er gleich und unerwartet auf grünem Rasen, der sanft ihn aufwärts führte. Aus einem Geklüft, das seitwärts von Gebüsch verdeckt lag, drang jetzt der Ton eines Glöckleins zu ihm, der ihn mit wunderbarer Kraft zu rufen schien. Gleichwohl hielt ihn der Pfad und die Höhe, zu welcher dieser grade hinauf führte, noch wie mit Banden zurück, und auf diesem fortgehend, war er beinahe an jenem Buschwerk vorbei, als auf einmal das Glöcklein schwieg, und die feierliche Stille ihn so bewältigte, daß er eilends dahin schritt, woher der Ton gekommen war, ohne zu bemerken, daß dicht hinter seinen Füßen der Weg

verſchwand, indem Steinmaſſen ſich erhoben, und tiefe Spalten ſich niederſenkten. Als er zu dem Ort gelangt war, fand er ſich mit freudiger Rührung vor dem Eingang einer Kapelle, in welcher ein Einſiedler vor dem Altar knieend ſein Gebet verrichtete. Dieſer wandte ſich ſogleich, hieß den Jüngling auch niederknieen, und ſagte die Gebete ihm vor, die er nachſprechen ſollte. Unmerklich fühlte dieſer eine neue Gewalt in ſich wachſen, die ihn mit unbeſchreiblicher Angſt erfüllte; er wollte fliehen, aber mit Schrecken ſah er die ganze Gegend verändert, und die Kapelle rings umſchloſſen. Der Einſiedler fiel nun über ihn her, band ihn mit feſten Stricken, ſtieß das Kruzifix von dem Altar, und ſetzte an deſſen Stelle einen abſcheulichen Götzen, den er mit abenteuerlichen Gebehrden verehrte, und mit dem Opfer des Gebundenen zu beſänftigen verſprach. Kaum aber war dies geſchehen, als eine unſichtbare Hand mit grauvollem Getöſe die Bande aufſprengte und den Befreiten aus der Kapelle führte, die noch lange von ſchallendem Hohngelächter wiederhallte, durch welches der Einſiedler in die größte Verzweiflung gerieth. Er ſchwand ſichtbarlich, zuletzt zerſtiebte die ausgezehrte Geſtalt in neblichten Dunſt. Erwacht durch die plötzliche Anſtrengung ſprang Karl jetzt aus dem Bette, eilte ans Fenſter, und blickte wild und wüſt durch die ſchaurige Nacht. Er verſicherte ſich, daß er wirklich wach ſei, und jene Schreckbilder nur ein Traum herbeigeführt habe. Halb erfreut, halb unmuthig verließ er wieder das Fenſter, und legte ſich auf's neue zum Schlafen nieder. Jetzt durchſtreifte er viele Felder und dunkle Waldung; Flüſſe ſah er, die auf ihren reißenden Fluten ſchnellere Schiffe trugen, dann glänzten herrliche Paläſte auf freundlichen Hügeln, und weite Gegenden ſchienen durch kunſtreiche Hand in bezaubernde Gärten umgeſchaffen. Dann wurde ringsumher Nacht ausgebreitet, ſcharfe Winde durchkreuzten einander mit hellem Pfeifen, ungeheure Waſſerfluthen entſtürzten dem Himmel, der Boden

bebte, und aus der Ferne eilten rothe Flammen herbei, die in der Nähe als scheusliche Larven loderten und unter dumpfem Lachen erloschen. Fürchterliches Geschrei erhub sich nun von allen Seiten, ein Kriegsheer zog heran, aus tausend Schlünden blitzte Tod. Er erkannte deutlich den Obrist, der auf ihn zukam und drohende Blicke sendete. Er wollte fliehen, aber als er sich umwandte, sah er sich von Sophien's Armen umschlungen, die er bisher nicht bemerkt hatte. Sophien's Gestalt entwich vor dem Nahen des Obristen, denn ihr galt sein Drohen; aber ihre Arme blieben um seinen Leib geschlungen, sie wurden zu eisernen Ringen und engten ihm die Brust zu fürchterlicher Angst. Die Gegenstände dunkelten vor seinen Augen, er konnte nichts mehr fassen; in der Ferne vernahm er frohes Siegesgeschrei von rauschender Musik begleitet. Eine finstere Gestalt sprengte herüber, rief ihn zum Zweikampf, und durchstach ihm die linke Brust. Karl sah sich sterbend niederfallen, den Andern forteilen, und ihn ohne Bewußtsein liegen lassen; dann erwachte er wieder in Sophien's Armen, seine Brust war unversehrt, nur die schrecklichen Fesseln hatte der Streich zertrümmert. Der Obrist hielt Sophien freundlich bei der Hand; aber es war nicht Sophie mehr, eine liebliche Jungfrau, jener ähnlich, doch ungleich höher und edler. Sie sang ein Lied voll unbeschreiblicher Anmuth. Die Worte tönten immer lauter und deutlicher. Ganz verständlich war ihm die letzte Strophe:

Blumentiebe führt die Jungfrau
In den schönen Rosengarten,
Und alsbald die zarten Hände,
Dort der Liebesblume warten.

Aber Karl war bereits erwacht, und das Lied des Traumes war sanft in ein wirklich gehörtes hinübergegleitet. Er raffte sich auf; die Sonne leuchtete ihm mit goldenem Schein in das Gesicht, der blaue Himmel verkündete einen schönen

Tag. Es war ihm unbegreiflich, wer die Dame sein könnte, die das Lied gesungen hatte; er hatte am vorigen Abend nichts bemerkt, was ihm auf die Spur helfen konnte, und der Bursch, der ihm das Frühstück brachte, wollte nichts gehört haben, und läugnete überhaupt, daß irgend eine Dame in diesem Gasthof wohne. So blieb er noch wachend lange in seinen Träumen verwirrt, voll Unmuth rief er die entflohenen Bilder zurück, und verlor sich grübelnd über ihre Bedeutung, die er in der Zukunft seines Lebens glaubte finden zu müssen; allein in diese leuchtete ihm nur der Traum, denn nicht den Schatten eines Plans hatte er im Auge, so wenig als seine Wünsche und Hoffnungen ein bestimmtes Ziel zu ergreifen strebten. Was soll dieses Doppelbild Sophien's, rief er aus, das mich in Lust und Schmerz versenkte? und das Hineingreifen des Obristen in diese Wunder? Will der Traum vor Gefahren mich warnen, so ist er vergebens dem Himmel entstiegen, denn ich bin schon dem wilden Strom hingegeben; will er mich schrecken und täuschen, so nehme die Hölle ihr Trugbild zurück, auf mich soll es keine Kraft haben. Der Obrist trat ins Zimmer und begrüßte mit vertrauenvollem Tone unsern Helden, der eine tiefe, ehrfurchtsvolle Scheu in seinem Innern fühlte bei dem Anblick des hohen Mannes und seinen Gruß mit heißer Zuneigung erwiederte. Karl klagte über die unruhige Nacht, die er gehabt, ohne jedoch des seltsamen Traumes zu erwähnen; desto angenehmer war mein Erwachen, fügte er absichtlich hinzu: eine zauberische Stimme, die ganz nahe zu sein schien und durch ihre Anmuth auf die ihrer Besitzerin schließen ließ, nahm in dem Schluß eines lieblichen Liedes meinen unruhigen Schlummer hinweg. Vergebens hoffte er durch den Obrist etwas Näheres über diese Erscheinung zu erfahren; dieser schwieg, und eine bestimmte Frage deshalb zu thun, konnte sich Karl nicht entschließen. Meine Geschäfte, sagte der Obrist, fordern mich erst gegen Mittag, der Morgen ist sehr schön, und die

Gegend um dieſe Stadt nicht ohne Reiz. Wie wäre es, Sie zerſtreuten die Unholde der Nacht durch einen Spazierritt auf das Land? wir kehrten zeitig zurück, oder Sie blieben mit meinem Adjutant, der uns begleiten wird, zu Mittag auf einem Edelhofe in der Nähe, wo ich gut bekannt bin, und ich käme auf den Abend wieder hinaus. Karl willigte mit Freuden ein. Der Vorſchlag, ſagte er, den Sie mir machen, kommt mir höchſt erwünſcht, aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen für die Güte danken ſoll, mit der Sie mein Leben an dem Ihrigen erquicken. Sein Sie ruhig, mein lieber Freund! verſetzte der Obriſt, das Verhältniß wird von beiden Seiten hervorgerufen, und wenn Ihnen in unſerm Zuſammenſein wohl iſt, ſo haben Sie dies ſich ſelber eben ſo ſehr, als mir zuzuſchreiben. Ein Gleiches geſchieht mir mit Ihnen. — Der Obriſt hatte bereits die Pferde ſatteln laſſen, der Bediente meldete, es ſei alles bereit, und die beiden Männer verließen das Zimmer, um ihren dritten Gefährten nicht warten zu laſſen. Der Adjutant kam auf der Treppe mit ihnen zuſammen, ſie ſchwangen ſich auf ihre Pferde, und ritten davon.

---

## Viertes Kapitel.

---

Der warme Hauch des Frühlings erhöhte alles Leben, Felder und Gebüſch lachten fröhlich. Die Vögel hüpften laut ſingend herum, und die raſchen Pferde bäumten ſich muthwillig unter den Reitern. Karl und ſeine Begleiter ergötzten ſich an dem unbändigen Muthe ihrer Thiere und erprobten ihre Schnelligkeit gegen einander. Der Obriſt freute ſich der Kühnheit und Gewandtheit Karl's, der Anmuth und des

Adels seiner Bewegungen bei großer Kraft. Sie hatten ein Dorf erreicht. Vor der Schenke stiegen sie ab, um die Pferde verschnaufen zu lassen, und lagerten sich in den Sonnenschein. Sie werden es nicht bereuen, sagte der Obrist zu Karl, meiner Einladung gefolgt zu sein; die Töchter meines Freundes, die Sie heut sehen werden, verdienen wohl, daß man sie kenne, und ich muß Sie jetzt ein wenig mit ihrem Wesen bekannt machen, damit Sie nicht unter völlig unbekannte Personen treten. Die älteste, Henriette, ist eher häßlich als schön; sie hat diesen Mangel durch Bildung zu ersetzen gesucht, spricht vielerlei Sprachen, übt Musik, sogar Poesie: mit einem Worte, sie ist eine Gelehrte. — Sie weiß gewiß mehr als unser Feldprediger, sagte der Adjutant. Emilie, die zweite, versetzte der Obrist, hat eine ganz männliche Natur, sie ficht, reitet, jagt so rasch und kühn, wie ein Mann. Wie ein Husar sagte der Adjutant. Julie aber, die jüngste, fuhr der Obrist fort, ist die Blume aller Schönheit und Anmuth, sie besiegt alle Männer, selbst die kältesten, erfahrensten und stolzesten, keiner hat sich noch ungestraft ihr genaht. Ich sage Ihnen dies vorher, damit Sie sich nicht beklagen können, daß ich Sie ungewarnt der Gefahr entgegengeführt habe. Der Adjutant bestärkte auch diese Angabe. Als sie, sagte er, vor einem Jahre mit ihren Eltern in der Stadt war, hatten alle Offiziere des dortigen Regiments, bis auf einige ganz alte, zugleich Arrest wegen Versehen im Dienst, die sie begingen, weil ihnen die schöne Julie den Kopf verwirrt hatte. — Während dieses Gesprächs hatte sich ihnen ein Jüngling genähert; er war ländlich, aber reinlicher und feiner als die übrigen Landleute gekleidet. Sein Gesicht war bleich und sein verwirrtes Auge blickte bald wild, bald wehmüthig umher. Er hatte sein Haar und seine Brust mit Blumen geziert; einige trug er auch in der Hand. Seid willkommen, sagte er, ich mache heut Hochzeit; ihr seid doch auch meine Gäste? Die Braut wohnt dort in jenem Dorfe; sie heißt

Julie. Ihr Vater iſt ſehr vornehm, das ganze Dorf gehört ihm, und dieſes auch. Aber meine Braut iſt nicht ſtolz, ob ſie gleich auf dem ſchönen Schloſſe wohnt. Sie liebt mich auch, obſchon ich kein vornehmer Herr bin, weil ich viele ſchöne Lieder kann. Wollt ihr eins hören? Er ſang ſogleich, ohne auf ihre Antwort zu warten.

Als ich mein eigen war,
War mir das Herz ſo klar,
Spielt ich ſo manches Jahr,
Spielte ſo frank und frei,
Knaben und Mägdelein,
Das war mir einerlei;
Zeigt ein fein Blümchen ſich,
Nahm ich es gleich für mich,
Sprach niemand, nimm es nicht.
Doch als mein Liebchen kam,
Das bracht mir vielen Gram,
Weil ſie mein Herze nahm,
Das hätt' ich ſonſt für mich.
Doch da ſie's nahm für ſich,
Sagt' ich nicht, nimm es nicht.
Weil's Liebchen war ſo fein,
Dacht' ich, ach wär es mein,
Wie wollt' ich fröhlich ſein!
Fordert' es dreiſt für mich,
Da zeigt der Vater ſich,
Der ſagt gleich, nimm es nicht!
Da ward das Herz ſo ſchwer,
Da ward die Welt ſo leer.
Gar keine Freude mehr.

Während des Singens war der Jüngling immer trüber geworden, jetzt ſtanden ihm Thränen im Auge. Es wird doch wohl heut noch nichts aus der Hochzeit, ſagte er. Darauf gab er Karln die Blumen, die er in der Hand hatte. Geh zu meiner Braut, ſagte er, und gieb ihr die Blumen, und ſag ihr, ich würde ſie abholen, noch ehe die Blumen verwelkt wären. Karl nickte ihm freundlich und mitleidig zu,

worauf er sich langsam entfernte. — Sie sahen wohl, daß der arme Junge aus Liebe zur schönen Julie seinen Verstand verloren, und erfuhren nachher von den Wirthsleuten, daß er der Sohn des Verwalters von diesem Gute sei, der als Kind viel mit den Fräulein drüben vom Schlosse gespielt habe. Als sie aber älter geworden, habe er das nicht mehr gedurft; darüber sei er ganz tiefsinnig und endlich gar verwirrt im Kopfe geworden, so daß er immerfort Fräulein Julie seine Braut nenne, und jedermann zur Hochzeit einlade.

Es war indessen Mittag geworden, die Gesellschaft bestieg wieder ihre Pferde und eilte dem Schlosse zu, wo sie den Tag zuzubringen dachten. Der alte Besitzer desselben kam ihnen eilig entgegen, als sie abgestiegen waren, und begrüßte den Obristen, als seinen Herzensfreund, mit einer Umarmung. Dieser stellte ihm Karl als seinen Freund vor, und bat ihn um freundschaftliche Aufnahme für denselben, da ihm Gesellschaft und Zerstreuung Bedürfniß seien. Darauf entschuldigte er, nachdem er auch die Damen begrüßt hatte, sein eiliges Aufbrechen und entfernte sich mit dem Versprechen, gegen Abend wieder zu erscheinen.

Karl war von Julien's blendender Schönheit so überrascht, daß er kaum im Stande war, seine Verwirrung zu verbergen. Alles was er vorher gesehen hatte, war bei diesem Anblick verschwunden, der alle seine Kräfte wie ein Zauberschlag lähmte; nicht einmal die traute er sich zu, sie lieben zu können. Aber bald empörte sich sein Sinn gegen diese gewaltsame Einwirkung, und er beschloß ihr zu trotzen. Er fand seinen Platz neben ihr an der Tafel, und ließ sich in die lebhafteste Unterhaltung mit ihr ein. Sie ging gern und unbefangen in alles ein. Der Wein und die Lebhaftigkeit des Gesprächs machten Karl immer heftiger und gespannter. Er sprach über alles mit einem Feuer und einer Kühnheit, mit der man sonst nur gegen ganz bekannte und vertraute Personen redet. Sie schien nichts außer der Ord-

nung zu finden, ſtimmte in alles ein, ergänzte, lobte, ſprach mit gleichem Antheil, und fachte ſeine Gluth immer noch höher an. Eine herumziehende Muſikantenbande ließ den Herrn des Schloſſes um Erlaubniß bitten, ſich vor der Geſellſchaft hören zu laſſen. Es ward ihnen erlaubt, im Nebenzimmer zu ſpielen. Sie ſpielten Anfangs ganz einfache Melodien, dann immer lebhafter und ſchöner, und führten endlich die ſchwerſten und trefflichſten Sachen mit einer Kunſt und Fertigkeit aus, daß die ganze Geſellſchaft in Erſtaunen gerieth über dieſen hohen Grad von Virtuoſität an einer herumziehenden Bande. Karl ward durch die Muſik immer heftiger erregt. Er ließ den ganzen Traum dieſer Nacht mit den ſüßen Tönen vor ſeinem Sinn vorüberziehen; aber als plötzlich die Inſtrumente ſchwiegen, und dieſelbe Stimme, die er in dieſer Nacht gehört hatte, daſſelbe Lied ſang, was er ſogleich wieder erkannte, konnte er ſich nicht länger halten. Er eilte hinaus in das Nebenzimmer und fragte die Muſikanten heftig, wer das Lied geſungen habe? Sie zeigten auf einen kleinen Knaben in türkiſcher Kleidung mit ſchwarzgefärbtem Geſicht, und ſagten: da der Mohrenkönig aus Morgenland. Karl war beſtürzt, er ſchämte ſich weiter nachzuforſchen und verlachte ſich ſelbſt. Nachdem er zur Geſellſchaft zurückgekehrt war, wollte der Herr des Hauſes den Muſikanten eine Belohnung ſenden. Sie wollten aber nichts nehmen, und es fand ſich bald, daß es Striezelmeier war, der ſich mit einigen Mitſtudirenden den Spaß gemacht hatte, den Herrn des Schloſſes zu überraſchen, auf deſſen Koſten er ſtudirte. Man ließ die Studenten hereinkommen, ſich an die Tafel ſetzen, und bewirthete ſie mit Wein. Der Mohrenkönig aber, den Striezelmeier für einen Schüler ausgab, war verſchwunden.

## Fünftes Kapitel.

Emilie trat hinzu, und löste das Gespräch, das Karl und die Studenten über Musik führten, durch die Nachricht auf, daß die übrige Gesellschaft beschlossen habe, den schönen Nachmittag in dem kühlen Wäldchen zuzubringen, das hinter dem Garten des Schlosses lag. Man ging; Emilie gab dem Adjutanten, der ihr den Arm anbot, ein Paar Handschuhe und ein Tuch zu tragen, damit er, wie sie sagte, nicht zu sehr betrübt wäre wegen ihrer Weigerung, seinen Arm anzunehmen; sie wolle sich heute ganz frei bewegen. Karl hatte seine Freude daran, den Anjutanten seines guten Humors vergessen und in demüthigem Gehorsam sich dem Willen der Dame fügen zu sehen. Julie war noch zurück, und Karl wünschte sehnlichst, wenigstens die eine Seite des schönen Fräuleins zu behaupten, aber indem er auf der Treppe stehen blieb, um zu erwarten, daß sie herabkäme, und dann sich an sie anzuschließen, wollte ihm der Zufall so übel, daß Henriette, zwischen ihn und Julie sich drängend, diese in den Arm faßte, und durch einen freundlichen Blick auf Karl die Höflichkeit von ihm erzwang, an ihrer Seite zu bleiben. Sie waren eben in der Allee angelangt, und er schon entschlossen, mit verständiger List die Tücke des Zufalls auszugleichen, als mit einemmal zwei der Studenten sehr vornehm an Julien's linke Seite traten, eine um so unbegreiflichere Frechheit in Karl's Augen, da sich die zwei andern mit Striezelmeier in ehrbietiger Entfernung hielten. O Julie, rief Henriette mit freudigem Gefühl, sieh, wie dort meine Hundsblumen aufgegangen sind, und in einer einzigen Nacht! Gestern, als ich sie besah, fand ich nur lauter Knospen. Sie glauben nicht, fuhr sie fort zu Karl gewandt, wie sehr man ein solches Plätzchen liebgewinnt durch die lange Zeit, die tau-

send flüchtige Erinnerungen daran geknüpft hat. So oft ich dahin blicke, fluthen alle in einer einzigen süßen Empfindung auf. Karl antwortete lächelnd: Es ist sehr schön, daß Sie aus dem großen Garten kleinere Stücke ausgesondert und bestimmterem Besitz geweiht haben, so kann jede Eigenthümlichkeit sich freier abbilden, und um so schöner in die Harmonie des Ganzen zurückfließen. Er dachte an Julien, und fragte, ob nicht auch sie ein eigenes Blumengärtchen habe. Sie verneinte es, und spottete gutmüthig über der Andern Lauben und Beete, die ungeachtet der Eigenthümlichkeit ihrer Besitzer und Besitzerinnen diese doch nicht abspiegelten, und, von ihnen vernachlässigt, wilder und unordentlicher wären, als der allgemeine Garten, indem der Gärtner, kraft eines alten Verbots, um die geweihten Flecke sich nicht bekümmern dürfe. Henriette schien unsern Helden für die erlittene Verhöhnung trösten zu wollen, und sah auf ihn mit einem Blick, der die innigste Zustimmung zu seinen Aeußerungen aus dem tiefsten Gemüth verkündigte. Allein der eine der Studenten, welcher zunächst an Julien's Seite ging, und den wir Friedrich nennen wollen, übernahm sogleich auch mündlich Karl's Vertheidigung. Wenn auch Ihre Behauptung, sagte er zu Julien, vielleicht auf einige nur zu sehr Anwendung findet, so erlauben Sie doch, daß ich durch einige Ausnahmen auch die entgegengesetzte Meinung rechtfertige Zum Beispiel hier links die Laube, welche Striezelmeier's Namen führt, seit am Neujahrstage sie ihm so feierlich zugesprochen wurde, welche gewaltige Individualität spricht nicht aus ihr! Stachelbeeren rund umher, oben zum Dach die dürren Stangen, um die sich das Laub für keinen Preis winden will, und vor allen Dingen der siebeneckige Tisch, an dem die sieben freien Künste umher eingeschnitten sind. Ein allgemeines Lachen hinderte ihn fortzufahren, und nur in spöttischen Blicken auf Karl redete er weiter. Dieser warf ihm fürchterliche Zornblicke entgegen, welche die boshafte

Laune Friedrich's noch vermehrten, und es wäre ohne Zweifel eine unangenehme Streitigkeit zum Ausbruch gekommen, wenn nicht Julie mit den Studenten die Laube hätte in Augenschein nehmen wollen, die ihnen um so interessanter war, da eben Striezelmeier die beiden andern Studenten in sein Reich eingeführt hatte. Die beiden Gleichgesinnten waren nun allein geblieben, aber so froh Henriette darüber zu sein schien, so verwünscht war es dem unglücklichen Karl, der in den Fesseln der Anständigkeit unsägliche Schmerzen litt. Die übrige Gesellschaft war vorausgeeilt, Karl wollte schneller gehen um sie einzuholen; Henriette aber hielt ihn auch davon zurück, indem sie versicherte, keinen stärkeren Schritt aushalten zu können. Sie hielt ihn jedoch ihrer Meinung nach reichlich schadlos für die Entbehrung, indem sie mit vieler Freundlichkeit ihn auf die einzelnen Parthien aufmerksam machte; sich der Bäume, Blumen und Lauben freute, und eine und die andere Merkwürdigkeit davon erzählte. Ihr Begleiter machte endlich aus der Noth eine Tugend, und wurde gefälliger und gesprächiger, indem er sich innerlich schalt, daß er das gute, edle Mädchen nicht gehörig schätze und seinen eigenen Mißmuth an andern bestrafen wolle. Er nahm lebhaften Antheil an allem was sie erzählte, verwunderte sich freudig, und schien in vollem Ernst auf dem Wege zu der trefflichsten Rührung begriffen. Dabei zeigte er einen großen Reichthum an botanischen Kenntnissen, nannte die Namen der meisten Gewächse nach Linné, und Henriette fand ein großes Behagen an den lateinischen Worten, die sie den einheimischen rohen und ungefälligen Namen der meisten Blumen und Kräuter bei weitem vorzog. In ihrer Freude ging sie sogleich zu den reichsten Beeten, um ihrem neuen Freunde einen Blumenstrauß zu pflücken. Erwarten Sie mich, sagte sie zu Karl und gab ihm ihren Arbeitskorb zu tragen, dort unten auf jener Bank, hier brennt die Sonne zu heiß, als daß es rathsam wäre, still zu stehen. Er schritt langsam auf

die bezeichnete Bank zu, ſetzte ſich, und nahm ein Buch aus dem Körbchen, zu ſehen, was es wohl für eines wäre. Der Titel hieß: die Söhne des Thales, erſter Theil, und das Ganze ſchien ein dramatiſches Hiſtorienſtück zu ſein; indem er blätterte, fand er, daß auch der zweite Theil dabeigebunden war, wodurch freilich das Buch eine unförmliche Dicke erhielt. Er war eben in das Leſen einer Scene hineingekommen, die ihn intereſſirte und viel Gutes von dem Buche vermuthen ließ, als Henriette mit einem ſchönen, großen Strauß anlangte, den ſie ihm ſehr zierlich überreichte, worauf er ſehr verbindlich dankte, und den feinen Geſchmack, mit dem ſie die Blumen gewählt und geordnet hatte, überaus rühmte. Sie hatte bemerkt, daß er das Buch betrachtet hatte, und fragte lächelnd, ob er es kenne. Als er dies mit Nein beantwortete, ergoß ſie ſich in vielen Lobreden über das herrliche Gedicht, das, wie ſie ſagte, eine neue Gattung in der Poeſie anhebe, und ein wahrhaft religiöſes Kunſtwerk ſei; noch mehr aber ließ ſie ſich über den vortrefflichen Verfaſſer aus, den ſie zwar nicht perſönlich, aber doch ſehr genau durch Briefe einer Freundin kenne, deren gottſeliges Gemüth ſie gleichfalls anzupreiſen nicht ermangelte. Zugleich bot ſie Karl'n das Buch zum Leſen, welches er mit Vergnügen annahm. Obgleich wohl fühlend, daß es weder jetzt noch ſonſt jemals ſein Platz ſei, eine litterariſch gebildete Dame zu unterhalten, ſo fand er doch, daß Henriette eine Ausnahme ſei von den gewöhnlichen gelehrten Weibern, indem ſie bei vielem Verſtand ein reines, ungekünſteltes Gefühl bewahrte, ja ſogar, was ihn am meiſten freute, kaum eine Spur von Eitelkeit auf dieſe Bildung blicken ließ. Da ſie nun noch viel rührende, vortreffliche Dinge über Freundſchaft ſagte, ihm ihre eigenen Verhältniſſe mit Inbrunſt darlegte, auch in der Ferne blicken ließ, ſie habe geliebt, und ihre jetzige Wehmuth ſei der Nachklang einer glücklicheren Zeit, ſo konnte ſich Karl der Thränen kaum enthalten, und

je mehr er früher Unrecht gethan zu haben glaubte, desto mehr übertrieb er nun auf der andern Seite, um nur ja recht seine Schuld ausgetilgt zu fühlen. Das aufrichtige Lob, welches sie dem von Karl höchst verehrten Obristen gab, und die Zuneigung, mit der sie manche seiner Reden wiederholte, bestätigten jenen in der guten Meinung von ihr selber vollkommen. Unter solchen und andern Reden kamen sie an einen großen runden Platz, der von hochlaubigen Bäumen ringsher dicht umschattet wurde. Die übrige Gesellschaft, und auch Julie, die mit den Studenten auf einem nähern Wege trotz des Verzugs früher angelangt war, saßen bereits alle auf Rasenbänken, oder Stühlen, die aus dem Garten herbeigeschafft worden, und erwarteten, daß die geschäftigen Bedienten den Kaffee herumgereicht hätten, um noch tiefer in den Wald einzudringen. Friedrich sprach vieles mit Henriette, wie es schien, lustige Sachen, und gegen ihre Stimmung gehalten, profane sogar, wozu sie nach ihrer Weise sehr still war, aber doch, zum größten Verdrusse Karl's, mit aller möglichen Freundlichkeit aufmerkte, und wenn es sich im geringsten schicken wollte, mit liebreichen Gefühlen in zarten Ausdrücken nicht sparte. Durch so mannichfaltige Regungen in seinem Innern verzerrt, wollte Karl die ersehnte Gelegenheit, mit Julien zu reden oder doch in ihrer Nähe die Ausströmungen der hohen Schönheit zur Erquickung des dürstenden Sinnes einzusaugen, da sie jetzt ganz nah und allein stand, nicht zu ergreifen wagen, sondern er blieb abgesondert von den andern an einen Baum gelehnt, mit wunderlichen Ueberlegungen und Betrachtungen über die Menschen, die vor seinen Augen sich bewegten, beschäftigt. Er hatte ein großes Verlangen nach dem Obristen, der ihm die einzige recht wohlthätige Gestalt war, indeß die andern alle mehr oder weniger ihm feindlich schienen, sowohl durch Spiele ihn zu necken als durch Tücken ihn zu verderben gleich bereit. Sein Vorsatz war, noch an diesem Abend

förmlich in Kriegsdienſte zu treten und unter den Augen des Obriſten ſich zum Anführer zu bilden, denn er traute ſich kein geringes Talent für das Kriegsweſen zu, worin ihn ſein geprüfter perſönlicher Muth unterſtützte. In dieſen Betrachtungen wurde er geſtört durch das Erſcheinen eines jungen Mannes, dem die anweſenden Kinder fröhlich entgegenſprangen, und die andern, ohne jedoch beſondere Aufmerkſamkeit zu zeigen, freundlich zunickten. Der junge Warner hatte kaum einige Worte dem Gutsherrn geſagt, und ſich entſchuldigt wegen ſeines Beſuchs, als er ſogleich von Fräulein Emilie aufgefordert wurde, ſeine Kunſt auszuüben, und den Kindern ſowohl als der andern Geſellſchaft durch ſeine Geſchicklichkeit ein Vergnügen zu bereiten. Warner zog eine große, rothe Brieftaſche hervor, ſuchte unter vielen bunten und weißen Papieren mühſam ein Zettelchen heraus, und überreichte, verlegen und beſcheiden, daſſelbe an Emilien, die es kaum auseinander geſchlagen hatte, als ſie mit lautem Ausruf der Bewunderung alle die Anweſenden herbeizog. Man ſah mit Erſtaunen eine kleine Landſchaft von ſchwarzem Papier ausgeſchnitten, mit Bäumen, Häuſern, Leuten und einer Heerde Schafe, dazu eine Brücke, Waſſer, worauf eine Ente ſchwamm, und mehr dergleichen: alles in größter Kleinheit mit der genaueſten Proportion ſauber dargeſtellt. Alle ergoſſen ſich in Lobſprüchen über das kleine Bild; einer lobte die Richtigkeit der Umriſſe, ein anderer die hübſche Anordnung, die Damen hatten ihre Freude an den zarten Füßchen der Schäfchen; am meiſten aber bewunderte man die feinen, gedrängten Blätter eines Baums, die nicht viel größer waren als Nadelſpitzen. Und das alles machen Sie mit der Scheere? Ja, freilich, war die Antwort. Gewiß zeichnen Sie ganz vortrefflich? Verzeihen Sie, verſetzte Warner lächelnd, ich kann keinen Strich zeichnen. Diejenigen, die ihn ſchon früher gekannt hatten, beſtätigten ſeine Ausſagen, und man erſtaunte nur noch mehr. Dieſe Fragen, ſagte

Warner halb laut zu Karl, der ihm zunächst ſtand, habe ich ſchon tauſendmal, und noch weit dummere dazu, beantworten müſſen, ſo daß es mich jedesmal brühheiß überläuft, wenn ein Fremder die Dinger ſieht. Indem trat ihn ein alter Herr, der wegen ſeiner Harthörigkeit wenig Antheil an dem Geſpräch nahm, aufs neue mit denſelben Fragen an, und Warner beantwortete ſie mit der größten Beſcheidenheit, ging aber ſogleich ein und gab verſtohlen ſeine Freude zu erkennen, als Friedrich über den alten Herrn eine zwar witzige aber auch ſehr unbeſcheidene Bemerkung vorbrachte. Er hatte offenbar den Schalk im Nacken und ſchien nicht ungeneigt, die ganze Geſellſchaft innerlich zu verhöhnen, wie Karl deutlich zu erkennen glaubte, während er mit großer Gefälligkeit ſich für die andern bemüht zeigte. Dies gefiel Karl'n ſehr wohl, er fühlte ſich einen Augenblick zu Warner hingezogen, und hoffte in ihm eine Stimmung zu finden, die der ſeinigen nicht ganz unähnlich wäre. Er rühmte die Ausſchnitte ſehr, wandte ſich dabei ſehr freundlich an ihn, und bat ihn um ein kleines Andenken von ſeiner Arbeit, welches jener ſehr bereitwillig verſprach. Karl war hiezu noch durch eine andere Triebfeder bewogen; denn Friedrich, welchem er als einem erklärten Gegner allen möglichen Haß zuwarf, behandelte offenbar das Talent Warner's als eine nichtsbedeutende Künſtelei, ihn ſelbſt aber ſchien er noch weniger leiden zu können. Warner mußte nun einige Kleinigkeiten für die Kinder ausſchneiden, und jederman war durch die Schnelligkeit, mit der eine ganze papierne Welt geſchaffen wurde, höchſt erfreut, beſonders da die Stücke, ihrer Beſtimmung gemäß, etwas größer ausfielen, als die früheren, auch von allerlei buntem Papier waren, und zum Aufrechtſtehen durch Umbiegung des Bodens geſchickt wurden. Die ſentimentalen Gegenſtände fanden hauptſächlich Beifall: roſenfarbene Schafe, grüne Hühner und blaue Mädchen mit Körben und Blumen ausgeſchmückt. Friedrich ſah erbarmungsvoll dazwiſchen, und

lachte die Leute aus wegen des großen Wesens, das sie aus so kleinen Dingen machten. Es ist ein hübsches Talent, sagte er, dann und wann eine müßige Viertelstunde auszufüllen, darum aber möchte ich es gern von den zarten Händen eines Frauenzimmers ausüben sehen. Man fand ihn ungerecht, und verwies ihm diese Ansicht von allen Seiten. Karl hoffte, Warner's verborgene Gewandtheit würde hervorbrechen, sobald sie einen äußern Stützpunkt finde, und hielt eine sehr preisvolle Gegenrede an Henriette, deren Zartheit sich im schönsten Lichte zeigen konnte. Wider alles Vermuthen aber blickte Warner Friedrichen scharf und freudig an, und gab seinen Aeußerungen den ungemessensten Beifall, indem er gestand, daß diese kleine Fertigkeit, die nie auf Kunst Anspruch machen könne, von ihm nur aus Gefälligkeit gegen die Liebhaberei der andern ausgeübt werde, nie aber zu seiner eigenen Ergötzung, zu der sie nur gedient, als er noch mit den ausgeschnittenen Puppen gespielt habe; Karl war erbittert, daß überall seine Absicht verkannt, und alles was er sagte, von denen selbst, die er zu verbinden glaubte, bestritten und vernichtet wurde. Der Ausschneider schien in einige Laune zu kommen, nahm einige Blätter violettes Papier, und schnitt mit verbissenem Lachen größere Figuren daraus, abentheuerliche, wunderliche Gestalten, denen außer Friedrich aber niemand rechte Aufmerksamkeit zeigte. Desto mehr war dieser mit seinem Lobe jetzt freigebig, und konnte sich vorzüglich an den originellen Juden, worin Warner sehr stark war, nicht satt sehen; dann folgten allerlei Bilder von solchen, die auch außer dem Sprachgebrauche der Studenten, Philister zu heißen vorzüglich werth sind, mit den seltsamsten Gesichtern; zuletzt ein Schneider auf einem Ziegenbock. Das Mißfallen an diesen Bildern war sichtlich; Henriette ersuchte um ländliche Gegenstände, und nur Friedrich trieb in komischen Reden sein Spiel mit den Karikaturen. Man zerstreute sich nach und nach von dem Tische

und schickte sich an, weiter zu gehen; in seinem Muthwillen gab Warner noch mit großer Schnelligkeit einen Teufel zum Besten, welchen Friedrich kaum vor der Zerstörung rettete und nebst den andern Karikaturen aufbewahrte. Warner aber schien es mit den andern verdorben zu haben, obgleich er, nachdem er seine Instrumente eingesteckt, auf das höflichste unter die Gesellschaft sich mengte, und besonders mit den Kindern auf eine liebreiche Art sprach, welches in einer Familie am sichersten Zuneigung erweckt. Es konnte Karl nicht entgehen, daß ungeachtet alles dessen der junge Mann mit großer Vornehmheit behandelt wurde. Höchst unmuthig und innerlich bewegt, war er entschlossen, sich unvermerkt von der Gesellschaft zu entfernen, eine einsame Gegend aufzusuchen, und seinen Gedanken ungestört nachzuhängen. Aber diesmal schien Julie seine Begleitung zu wünschen; sie näherte sich ihm, fing ein Gespräch über den Obristen mit ihm an, und nach einer kleinen Weile, da alle aufbrachen, nahm sie ohne Umstände seinen Arm. Dies ungehoffte Glück hätte Karl wieder aufmuntern können, wenn nicht auch hier Friedrich wie ein böser Feind herbeigekommen wäre, und, worauf Karl doch mit Schadenfreude gerechnet hatte, nicht die kleinste Spur von Eifersucht oder Neid zeigte. Die beißende Kälte, womit dieser alles behandelte, ohne selbst verwundbar zu sein, zerstörte durchaus jedes Gespräch, in welchem tiefe Gefühle und ernste Ansichten Karl's aufducken wollten, zu denen er durch Julien's Gegenwart immer aufs neue begeistert wurde. Unter gleichgültigen Reden waren sie zu einer Schaukel gelangt, die zwischen zwei hohen Bäumen herab hing. Julie eilte, sich auf den Schaukelstuhl zu setzen, und Karl freute sich von Herzen, dem Gegner den Rang abzulaufen, indem er ihm zuvorkam und die Schaukel mit der schönen Last in sanfte Schwingung setzte. Friedrich stand ruhig dabei, nur wenn Julie an ihm vorbeiflog, trieb er allerlei kleine Neckereien, bald ihr die Hand zu küssen be-

müht, bald Handschuhe und Körbchen mit unerwarteter Schnelligkeit raubend. Karl gab vorsätzlich dem Schwung eine schiefe Richtung, in Hoffnung, den verhaßten Gegner wegzustoßen, allein dieser wußte mit großer Leichtigkeit auszuweichen, und schien im geringsten nicht gehindert. Aber ich sehe, sagte Friedrich, der Sitz ist eigentlich für zwei eingerichtet, und es ist unerlaubt, daß Sie allein die Luftfahrt machen. Wenn Sie können, antwortete Julie, so kommen Sie herauf. Karl strengte sich an, um dies durch die Heftigkeit der Bewegung zu verhindern. Sie werden zu sehr ermüden, rief ihm Julie zu, ich will lieber absteigen. O nein, versetzte Karl, Ihr Vergnügen wird zu dem meinigen! In dem Augenblick nahm Friedrich die Gelegenheit wahr und stand mit einem kühnen Sprung auf der Schaukel, die im stärksten Schwunge war. Mit Anmuth setzte er sich neben Julien, und diese munterte Karl'n auf, jetzt nur recht hoch zu n[illegible]. Dieser that's mit entsetzlichem, nur halbverbissenen Grimm, doch plötzlich hielt er die Schaukel mit Gewalt an, verbeugte sich vor Julien, und ersuchte sie, gefälligst abzusteigen, zugleich aber hob er sie herab, ohne ihrer Antwort zu warten. Wie ein Blitz fuhr er sodann gegen die Schaukel an, stieß sie mit aller Kraft in die Höhe, und führte, während Friedrich die Luftfahrt hin und her mehrmahls gezwungen fortsetzte, das Fräulein zu der übrigen Gesellschaft, ohne ein Wort zu reden.

# Sechstes Kapitel.

Die Gesellschaft brachte den Rest des Abends in der angenehmen Kühlung mit munteren Gesprächen zu, in welche sich Karl nicht mischte. Er blieb einsilbig und kalt, und seine finstere Miene machte einen schneidenden Kontrast mit der frohen Laune der übrigen, besonders wenn sie über Friedrich's Possen alle in lautes Lachen ausbrachen. Dieser war gleich nach Karl und Julien zur Gesellschaft zurückgekommen; heiterer als je erzählte er, wie das Schaukeln schon in der Kindheit zu seinen Lieblingsvergnügungen gehört habe, und bemerkte, daß es auch jetzt noch immer, und besonders heute, dazu diene, ihn in die frohste Laune zu versetzen; zum Beweise dieser brachte er die drolligsten Einfälle und Wortspiele zum Vorschein, und verfehlte nie seinen Zweck, die Gesellschaft zum Lachen zu bringen, welches ihm um so leichter gelingen mußte, da diese, schon dazu aufgelegt, nur eines leisen Anstoßes bedurfte. Karl, der alle diese Scherze als kleinlich und fade verachtete, brannte vor Begierde, sich an Friedrich aufs empfindlichste zu rächen, der schon den ganzen Tag ihm die bittersten Kränkungen bereitet hatte, und er beschloß, die ersten Augenblicke der Freiheit dazu anzuwenden, um die besten Mittel zur Vollziehung seiner Rache ausfindig zu machen. Man ging endlich in die Wohnung zurück, um das Abendessen einzunehmen. Auch bei diesem herrschte eine fast ausgelassene Fröhlichkeit, die Karl'n um so mehr verstimmte, je mehr er sich Mühe gab, scheinbar darin einzustimmen. Als man nach der Tafel noch Reichardt'sche Kompositionen zu singen anfing, stahl er sich unvermerkt aus dem Zimmer und eilte in den Garten, um sich ganz ungestört seinen Gefühlen hinzugeben. Kaum war er einige Minuten mit raschen Schritten umhergelaufen, als er in einer andern Allee

in einiger Entfernung Striezelmeier gewahr ward. Dieser hielt mit beiden Händen ein Buch vor die Augen, worin er bei dem ganz hellen Mondscheine mit halblauter Stimme äußerst emsig las. Auf diese Weise war er kaum einige Schritte in der Allee vorwärts gegangen, als er plötzlich unter der Erde verschwand. Zu gleicher Zeit erscholl aus einem offenen Fenster des Schlosses ein lautes Geschrei. Karl, der beides bemerkte, eilte sogleich dem Orte zu, wo Striezelmeier verschwunden war, und fand, daß der Arme in einen Brunnen gestürzt war, den der Gärtner aus Nachlässigkeit zu bedecken vergessen hatte. Voller Bestürzung eilte er sogleich dem Schlosse zu, um Hülfe für den Unglücklichen herbei zu schaffen, aber der Gärtner und mehrere Bediente kamen ihm, schon von dem Vorfalle unterrichtet, auf halbem Wege entgegen, um jenem zu helfen. Henriette hatte nämlich aus dem Fenster zu gleicher Zeit mit Karl den lesenden Striezelmeier verschwinden sehen, war darüber in das erwähnte Geschrei ausgebrochen, und die Gesellschaft, von dem Geschehenen benachrichtigt, schickte den Gärtner und die Bedienten sogleich zu seiner Hülfe ab, worauf die mehresten von ihnen selbst nachkamen, um den Erfolg mit anzusehen. Der Brunnen wurde zum Glück nicht mehr gebraucht, und war also nicht voll Wasser, indessen kostete es doch nicht geringe Mühe, den Versunkenen hervorzuziehen, der endlich zum Vorschein kam ganz mit Schlamm überzogen, ohne einigen Schein des Lebens, und dennoch mit den erstarrten Händen sein Buch so fest haltend, daß keiner im Stande war, es ihm zu entziehen. Die Umstehenden waren jetzt sämmtlich in der größten Verlegenheit, da keiner die Mittel anzugeben wußte, wodurch der entseelte Striezelmeier wieder ins Leben zurückgerufen werden könnte. Man besann sich endlich, daß der Pfarrer des Dorfes immer an der Errettung der Scheintodten den größten Antheil genommen habe, deren schon mehrere ihm die Erhaltung ihres Lebens verdankten, ja daß er

ſelbſt einen Apparat beſitze, der alle bei ſolchen Vorfällen nothwendige Inſtrumente enthalte. Man lief ſchnell zum Pfarrhauſe und weckte den Prediger, der im größten Eifer, bloß ſeinen Schlafrock umwerfend mit dem Apparat unter dem Arm herzueilte. Indeſſen waren auch die großen Hunde des Gärtners, die des Nachts losgelaſſen wurden, herbei gekommen und hatten den mit Schlamm überdeckten ganz ſchwarzen Striezelmeier ſehr heftig angebellt, ohne ſich jedoch nahe an ihn heran zu wagen. Jetzt aber, als der Pfarrer in ſeiner Nachtkleidung erſchien, fielen ſie mit unbändiger Wuth über dieſen her, und riſſen ihm vorn und hinten ſo ungeheure Stücke aus ſeinem Schlafrock, daß der arme Mann, der in der Eile einzig dieſe Bedeckung über ſich geworfen, in die fürchterlichſte Verlegenheit gerieth. Mühſam trieb man die Hunde mit ihrer errungenen Beute hinweg, und half dem Paſtor mit einigen Nadeln aus, worauf er die Reſte ſeines Schlafrocks mit der äußerſten Oekonomie zuſammenſteckte. Durch die entſtandene Enge ſeiner Schenkelbedeckung aber ward er gezwungen, die allerkleinſten Schritte zu machen, ſo daß er mit poſſirlicher Langſamkeit gegen den verſchlämmten Striezelmeier anrückte. Die Anweſenden konnten bei aller Mühe, die ſie ſich gaben, ernſthaft zu bleiben, doch ein leiſes Kichern nicht unterdrücken, das hie und da ausbrach. Nachdem der Paſtor durch die gewöhnlichen Verſuche herausgebracht, daß der Patient noch leiſe athme, ließ er ihn nach dem Schloſſe zurück tragen, und folgte ſelbſt ſehr langſam nach. Auch die übrigen gingen zur Geſellſchaft zurück, und überließen den Verunglückten der Sorgfalt des Predigers, der verſicherte, daß die Sache durchaus ohne üble Folgen bleiben und die Geneſung des Kranken das Werk einiger Stunden ſein werde.

Es war indeſſen ſo ſpät geworden, daß die Geſellſchaft ſich zu trennen beſchloß. Karl ward höflich eingeladen, die Nacht im Schloſſe zu bleiben und die Ankunft des Obriſten

zu erwarten, über deſſen heutiges Ausbleiben man ſich wunderte. Einer der Studenten, der ein dem Hauſe empfohlener war, ward ebenfalls dort behalten, und beide mußten ſich mit einem Zimmer begnügen, da das andere zur Aufnahme von Fremden eingerichtete von Striezelmeier bereits eingenommen war. Die übrigen Studirenden brachten die Nacht bei Friedrich zu, der eine Sommerwohnung im Dorfe hatte. Der Student, der jetzt mit Karl auf einem Zimmer war, hatte den Tag über in der Geſellſchaft ziemlich ſchüchtern, ja verlegen und genirt geſchienen, jetzt aber, da er ſich mit Karl allein ſah, den er ebenfalls für einen Studenten hielt, ward er ganz munter und zutraulich, und Karl freute ſich, trotz der rauhen, beinah ungezogenen Manieren, doch ſehr an der unbefangenen Offenheit und ganz ſorgloſen Freimüthigkeit, mit der er gegen einen ihm völlig Unbekannten über den vornehmen Hofton, der dieſer Familie eigen war, über die Protektionsmiene des Gutsherrn, und über die Sentimentalität Henriettens in ziemlich derben Ausdrücken, aber doch immer äußerſt treffend, loszog. Ueber die letztere beſonders machte er in ſeinem burſchikoſen Style gar lächerliche Gloſſen, und entdeckte endlich Karln lachend, aber mit der Bitte, ſich nichts merken zu laſſen, daß er ſie einſt in einer ſehr zweideutigen oder vielmehr ganz unzweideutigen Vertraulichkeit mit Striezelmeier überraſcht habe. Seitdem iſt mir, fügte er hinzu, ihr empfindſames zartes Weſen ganz unausſtehlich geworden, aber heute hätte ich beinahe laut aufgelacht, da ich ſie anſah, denn der Teufel ſoll mich holen, wenn ſie nicht ſchwanger iſt. Karl, der dieſem Berichte durchaus nicht Glauben beimeſſen wollte, verſuchte alles Mögliche, ihm dieſen unanſtändigen Verdacht auszureden, er aber ließ ſich durch nichts von ſeiner Meinung abwendig machen. Ich ſtudire Medicin, ſagte er, und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn ich nicht ſchon ſoviel davon los hätte, um eine Schwangerſchaft im ſechſten Mo-

nat zu erkennen, und ſo lange iſt es auch gerade her, daß ich die beiden beiſammen ſah. Ein Hundsfott, wenns nicht wahr iſt! Geben Sie morgen nur ſelber Achtung. Karl mußte über dieſe Entdeckung herzlich lachen. Er konnte ihr indeß noch immer nicht vollen Glauben beimeſſen und beſchloß, am morgenden Tage wo möglich die Wahrheit mit genauer Aufmerkſamkeit zu erforſchen. Die übertriebene Aengſtlichkeit Henriettens bei Striezelmeiers Unfall, die Karl anfangs nur für allgemeine Theilnahme genommen, ſchien ihm jetzt ſehr für ſeines Stubengenoſſen Meinung zu ſprechen, doch verſchob er den Ausſpruch darüber bis auf morgen, und bat auch jenen, ihn für jetzt der Ruhe zu überlaſſen, um ungeſtört ſeinen Gedanken nachzuhängen.

## Siebentes Kapitel.

Am folgenden Morgen hörte Karl zu ſeinem großen Verdruß, daß ein früher und eilfertiger Bote aus der Stadt den Adjutanten abgerufen habe; um den Obriſten, der auf erhaltene Depeſchen noch in der Nacht von dort abgereiſt wäre, man wiſſe nicht wohin, wo möglich einzuholen. Ein kleines Billet, das der Gutsherr von dem Obriſten bekommen hatte, enthielt nichts als einen höflichen Abſchied, und erwähnte Karls mit keiner Sylbe. In der Umgebung, worin er ſich befand, konnte er unmöglich bleiben, ohne ſich aufzudringen, was er um ſo weniger thun wollte, da auch ihrerſeits dieſe Leute ihm läſtig waren; dem Obriſten zu folgen, was ihm das Wünſchenswertheſte ſchien, hielt er gleichfalls für aufdringlich, außer dem, daß es aus Mangel an näheren Nachrichten unthunlich blieb. Dennoch hoffte er

noch immer, es würde der Obriſt an ihn geſchrieben haben, oder doch bald ſchreiben, um ihm ſowohl die Urſache, warum er ihn zurückgelaſſen, als auch den Ort anzuzeigen, wo er ſich wieder mit ihm vereinigen könne. Von allem dieſen geſchah nichts; man erwähnte des Obriſten wenig und ſchien als bekannt anzunehmen, daß die politiſchen Verhältniſſe ihn fortgeriſſen hätten, welche in dieſem Augenblick mehr als je geſpannt waren. Es vergingen einige Tage, ohne daß Karl einen Entſchluß faſſen konnte; das geſellige Leben bewegte ſich leicht und vielfach um ihn, und gab ihm, da er jedes einzelne Vorübergehende mit ſeiner dunkeln Schwere feſthielt, genug Beſchäftigung, die ihn deſto länger zurückhielt, je weniger er aufs Reine kommen konnte, und bald, alles in dem ſchlechteſten Lichte ſehend, das ganze Weſen als gemein und heuchleriſch verachtete, bald wieder umkehrend, in der Gewiſſensangſt den Leuten das ſchreiendſte Unrecht gethan zu haben, ſie in hellerem Glanze und weit vortrefflicher ſah, als ſie wohl ſelbſt ſich glauben mochten. Selbſt Henrietten, über deren Umſtände ihm je länger je weniger Zweifel bleiben konnte, mußte er dann mehr bedauern, als hart verdammen, und ein gewiſſer Zug wechſelſeitiger Theilnahme zog ihn immer auf's neue zu ihr hin. Warner, der faſt täglich die Familie beſuchte, zeigte ebenfalls für das arme Mädchen eine große Aufmerkſamkeit, und Karl, auf Warner's Urtheil etwas haltend, wurde in ſeiner guten Meinung leicht befeſtigt. Er fand eines Morgens Henrietten ſehr gerührt, indem ſie von Zeit zu Zeit ein Papier durchlas, und dazwiſchen viele Lobreden auf Warner's ſchönes Gemüth, ſein beſcheidenes Jugendfeuer und ſein mächtig quillendes Dichtertalent einflocht. Sie theilte unſerem Helden ſehr bald das Papier mit, indem ſie ihn zum Vorleſen aufforderte. Er las ein Sonett an Olympia, und hatte kaum geendet, als Henriette ausrief: O wie zart! indem ſie das Blatt zurücknahm. Auf Karl's Frage, wer unter dem Namen Olympia verſtanden ſei, wurde ihm die

würdige Tante gezeigt, die in reiferen Jahren noch einige Ansprüche auf Jugend machen konnte, wenigstens gestand man ihr zu, daß sie sich vortrefflich konservirt habe. Karl erinnerte sich nun, daß der Student, mit dem er vor einigen Tagen in demselben Zimmer schlief und der das ganze Haus so übel kannte und schilderte, diese Tante Olympia Wintergrün genannt hatte, und so war ihm auch diese Figur durch Verspottung im voraus verleidet. Bald nachher trat Warner ein, und Karl, der in's Freie zu kommen wünschte, forderte ihn zu einem Spaziergang in das Gehölz auf. Er ließ sich von Warner, zu dem er jeden Augenblick mehr Neigung faßte und dessen Karakter, ein Gemisch von Sentimentalität und Schalkheit, auf ihn erweckend wirkte, alle Verhältnisse und Geschichten, in denen er bis jetzt gelebt, erzählen. Er fand ihn der Fesseln, die man geistig und ökonomisch ihm anlegen wollen, höchst überdrüssig, und voll Verachtung gegen den Gesellschaftskreis, in welchem sie sich befanden. Nein! sagte Warner, diese Leute sollen mich nicht länger täuschen, ich konnte sie wohl eine Zeit lang mit göttlichem Zauber bekleiden, aber die Augen gehen mir auf, diese nicht sind die hohen Gestalten, die mir in der Brust leben! Ich gebe sie hin der Gewöhnlichkeit und Gemeinheit, aus der ich verblendet sie genommen habe. Karl drückte Warnern innig die Hand, und dieser erwiederte seine Herzlichkeit mit einem durchdringenden Blick, als wollte er sagen, daß er das Bessere gefunden habe. Mein theurer Freund, sagte Karl bewegt, denn Sie also zu nennen fühl' ich mich unwiderstehlich gezwungen, lassen Sie uns nie einander verlieren auf den verschlungenen Lebenspfaden! Ich bedarf eines Herzens, wie das Ihrige ist, und eine tröstende Ahnung läßt mich hoffen, daß auch Sie durch irgend ein sympathetisches Gefühl mir angehören. Wenn Sie wollen, kehren wir bald in die Stadt zurück, Sie ordnen Ihre Geschäfte und benutzen zuvörderst die gegenwärtigen Ferien, mich auf einer Reise zu

begleiten, die auch für Sie nicht ohne Frucht ſein wird. Warner war entzückt, er ſchaute in ein Leben reich an Begebenheiten, geſchützt und erhöht durch eine mächtige Freundſchaft, und auf alle Art ſeinem Ziele ihm entgegenführend, welches nicht in der Bildung zu einer einzigen Tüchtigkeit, ſondern in der zu einer allgemeinen Geiſteshellung ihm aufgeſteckt war. Indeß die beiden noch tauſend Opfer dem neuen Bund in Erzählungen und Hoffnungen brachten und in ſüßer Vertraulichkeit ſchwelgten, war Friedrich herbeigekommen, der Karl'n allein zu ſprechen wünſchte. Da dieſer aber verſicherte, daß er ihm nichts würde ſagen können, was vor Warner'n, ſeinem neuen Freunde, ein Geheimniß bleiben müßte, ſo eröffnete Friedrich dem mit jedem Augenblick aufmerkſamer geſpannten Karl, daß ein Brief ihn ſo eben benachrichtige, wie der Bruder von Sophien's Gemahl mit unendlicher Wuth ſeine Verhaftnehmung betreibe, die um ſo gefährlicher ſein werde, da der Baron am Tage nach jener nächtlichen Scene an ſeiner Wunde geſtorben wäre; auch ſei jenem Karl's Aufenthalt auf dem Schloſſe wohl bekannt, er rathe ihm daher, keine Zeit zu verlieren, ſondern ſobald als möglich ſich zu entfernen, wenn er nicht einer ſchimpflichen Behandlung für dieſen dummen Streich ausgeſetzt ſein wolle. Nicht eher, rief Karl, der ſich von ſeinem Erſtaunen kaum erholt und durch die letzten Worte Friedrichs in den heftigſten Zorn verſetzt fühlte, nicht eher werde ich dieſes Schloß verlaſſen, bis Sie mit Ihrem Blute die Beleidigungen getilgt haben, welche Sie dieſe ganze Zeit über gegen mich auf eine jedes Edelmanns unwürdige Art in halbverdecktem Spiele ausgeübt, und nur eben jetzt, da Sie mich flüchtig und geängſtet glauben, grade heraus zu ſagen kühn genug ſind. Wir wechſeln in der nächſten Stunde ein Paar Kugeln, und ich hoffe, dieſen verhaßten Mund ſchweigen zu lehren. Es thut mir Leid, verſetzte Friedrich mit großer Kälte, daß ich in einer Stunde nicht zurück ſein kann von einer Zuſam-

menkunft, die früher als die Ihrige verabredet wurde und daher frühere Ansprüche auf mich hat; da Sie jedoch nicht so große Eile haben, als billig wäre, so kann es Ihnen nicht darauf ankommen, etwas länger zu warten, und ohne Zweifel werden Sie mich kommen sehen; wo nicht, so wird es Ihnen doch keineswegs an einem Gegner fehlen, der statt meiner Ihnen annehmlich sein kann. Auf Wiedersehen, leben Sie wohl! Mit diesen Worten entfernte er sich schnell und ließ Karl'n in großer Verwirrung zurück, der mit Warner schweigend und langsam nach dem Schloß zurück ging.

---

## Achtes Kapitel.

Als die beiden Freunde auf Karl's Zimmer zurückgekommen waren, blieben sie noch eine Zeit lang still in der Betrachtung so vieler wunderbaren Zufälle, durch deren plötzliches Zusammentreffen sie in eine solche Lage gesetzt wurden, daß sie die Auflösung des Knotens weder voraussehen, noch durch eignes Handeln etwas darin bestimmen konnten. Warner, fest entschlossen, sich von Karl auf keine Weise zu trennen und jedes Loos mit ihm zu theilen, war über die höchst gefährliche Lage, in der sich sein neuer Freund befand, in der heftigsten Unruhe. Karl hingegen war dadurch, daß er alles auf die Entscheidung der nächsten Stunde ankommen lassen mußte, ohne vorher auch nur einen willkührlichen Schritt thun zu können, viel ruhiger, als jemals vorher, denn von tausendfachen Wünschen und Trieben hin und hergeworfen, wie er es immer war, brachte ihm jeder Entschluß, den er zur Bestimmung seines Lebens fassen sollte, die heftigsten Qualen, wogegen er jetzt, da er sein Loos ganz aus der Hand des Schicksals annehmen mußte, mit der größten

Ruhe den Ausgang erwartete. Ueberdies fand er in seiner neuen Verbindung mit Warner eine Freude, die er noch nie genossen; denn einen so vielseitig ausgebildeten, so zartfühlenden Freund zu finden, der alle jene Gefühle, die bisher, in seinem Busen verschlossen, ihm zu doppelten Schwerzen geworden waren, ganz zu fassen und aufzunehmen vermöchte, dies war ein Wunsch, der um so heftiger in ihm geworden war, je länger er unerfüllt geblieben, und je öfter er, durch äußern Schein getäuscht, der Erfüllung schon sich nahe glaubend, sich betrogen gesehen hatte. Sie haben, sagte Karl, eine Verbindung geschlossen, lieber Warner, die schon in ihrem Beginnen statt des erwarteten Genusses Ihnen trübe Stunden bringt, und dies ist das Einzige, was mir bei den widrigen Begebenheiten, die Sie auf mich eindringen sehen, wahrhaft schmerzlich ist. Doch kann dieser Zustand zum Glück nicht von langer Dauer sein, denn wenn die Verhältnisse mich dahin raffen, so werden Sie bald einen Freund vergessen, der Ihnen noch so wenig zu sein vermochte, und werde ich gerettet, so hoffe ich durch meine Liebe Sie die Schmerzen vergessen zu machen, die ich Ihnen jetzt verursache. Ich bitte Sie, die kurze Zeit, die uns übrig bleibt, dazu anzuwenden, daß Sie alles zu unserer Abreise in Bereitschaft setzen, denn Ihren Entschluß, mich zu begleiten, mir Freund und Bruder zu sein, dürfen Sie wahrlich nicht aufgeben. Geliebter Freund, sagte Warner, ihn umarmend, ich werde dich nie, nie verlassen. Ich eile, um noch vor der bestimmten Zeit wieder hier zu sein, und du wirst nichts thun, bevor ich zurück bin. Mit diesen Worten eilte er hinweg, um für sich und Karl Pferde zu besorgen und seine Angelegenheiten so schnell als möglich in Ordnung zu bringen. Karl schrieb in der ihm noch übrigen Zeit einige Briefe an die Seinigen, die, im Fall er im Zweikampf bliebe, an sie abgesandt werden sollten. Er hatte sie kaum beendigt, als zwei junge Leute in das Zimmer traten, deren einer ihm folgende Zeilen von Friedrich übergab:

Ein verhaßter Zufall hindert mich, Ihnen selbst gegenüber zu treten, wie ich es wünschte. Der Ueberbringer wird meine Sache gegen Sie übernehmen. Sie werden nichts einzuwenden haben gegen einen Gegner, mit welchem der Kampf Sie nur zu hoch beehrt. Indessen hoffe ich, daß nicht für immer mir die Gelegenheit geraubt sein wird, Ihnen zu zeigen, daß ich es nicht scheue, mich Ihnen gegenüber zu stellen.

Auf die Frage Karl's, welches denn der Zufall sei, der, wie Friedrich in seinem Briefe sagte, ihn selbst zu erscheinen abhalte, erwiederte der junge Mann, der sich Theodor nannte, der Kommandant der Hauptstadt habe, man wisse nicht, durch wen, erfahren, daß Friedrich im Begriff gewesen, zu einem Duell zu gehen, worauf er ihm sogleich Wache auf sein Zimmer gesandt habe. Er gab hierauf seinen Stand und Namen zu erkennen, und bestand darauf, daß sie augenblicklich zum Zweikampf schreiten sollten. Ich bin bereit, sagte Karl, sobald ein Freund hier ist, den ich jeden Augenblick erwarte, und der als mein Sekundant bei dem Kampfe zugegen sein wird. Theodor stellte seinen Begleiter Eduard als den seinigen vor. Bald darauf erschien Warner und versicherte, daß er alles angeordnet habe. Die vier jungen Leute gingen sodann in das nahe gelegene Gehölz, worauf die Sekundanten die Entfernung abmaßen und die beiden Kämpfer ihre Stellen einnahmen. Theodor, der als der Geforderte den ersten Schuß hatte, fehlte; Karl aber traf seinen Gegner durch die linke Brust, so daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt niedersank. Eduard, da er seinen Freund fallen sah, eilte herbei, stürzte sich auf ihn, bedeckte sein blasses Gesicht mit Küssen und Thränen und überließ sich ganz seinem unmäßigen Schmerz. Karl und Warner suchten ihn mit Gewalt von der Leiche zu entfernen; sie stellten ihm die Gefahr vor, der er durch sein Verweilen sich aussetze, und baten ihn inständig, sogleich mit ihnen zu

entfliehen. Ja, sagte er aufflehend zu Karl, ich komme! Noch eine Zeitlang will ich Ihre Gesellschaft dulden, damit auch Sie nun Ihren Antheil hinnehmen an dem Unglück, das Sie um sich her verbreitet haben. Die Wunde, die Sie Ihrem Gegner versetzt haben, trifft viele Herzen, aber ich hoffe, dem Ihrigen wird sie am schmerzhaftesten sein, und unheilbar, wenn Sie erfahren werden, wessen Leben Sie zerstört haben. Er setzte sich jetzt schweigend auf sein Pferd, das in der Nähe stand; auch die andern bestiegen die ihrigen, und so eilten sie schnell der Gränze zu, die sie noch am nämlichen Abend erreichten. Als sie in einem Wirthshause angekommen waren, wo sie keine Verfolgung mehr zu fürchten hatten, und wo sie die Nacht zuzubringen beschlossen, sagte Eduard, indem er sich zu Karl wandte: Ich eile jetzt, Sie mit der Geschichte des unglücklichen Theodor bekannt zu machen, mich dann auf immer von Ihnen zu trennen.

Theodor ist aus einer edlen Familie am Hofe des Fürsten, dessen Land wir so eben verlassen haben. Seine Stiefschwester Sophie ward in Ihrer Vaterstadt verheirathet. Von ungefähr gleichem Alter und seit meiner frühesten Jugend mit ihm auferzogen, faßte ich schon früh die wärmste Zuneigung für Theodor, dessen sanfter, zur Melancholie geneigter Karakter mich zu ihm hinzog; auch er liebte mich zärtlich, und unsere Freundschaft wuchs mit den Jahren so sehr, daß wir uns niemals von einander getrennt haben, als durch den Tod, und daß einer dem andern nichts geheim hielt, als was ihm hätte Schmerz bringen können. Aber die Brust Theodor's hatte Raum für mehr als eine Liebe. So hing er mit der heißesten Zärtlichkeit an seiner Schwester Sophie, so liebte er auch schon seit früher Jugend aufs innigste seinen Freund Friedrich, dessen Kampf gegen Sie er übernahm. Bald aber sollte er eine Liebe kennen lernen, die ihm auch Schmerzen und endlich den Tod brachte. Wir hatten beide die Universität verlassen, und waren im Fache

der auswärtigen Geschäfte angestellt, welches unter der Leitung des Grafen Bila stand. Täglich in dem Hause dieses Ministers, der Theodor wegen seiner Kenntnisse und seines Verstandes ungemein vorzog, hatten wir oft Gelegenheit, die einzige Tochter desselben, Gräfin Luise, zu sehen, die von einer in der That bewundernswürdigen Schönheit und so liebenswürdig war, daß trotz dieser Schönheit auch die Damen des Hofes gern in ihr Lob einstimmten. Theodor entbrannte für sie, und gestand ihr seine Neigung, die sie erwiederte. Er wagte es, bei dem Minister um sie anzuhalten; dieser aber, ein Mann von ungemessenem Ehrgeiz, wies ihn stolz zurück, weil er seine Tochter, die einzige Erbin unermeßlicher Reichthümer, mit einem der ersten und mächtigsten des Staates, nicht aber mit einem wenig begüterten, noch mit keinem Amt und keinem Ansehen geschmückten jungen Edelmann verbinden wollte. Er verbot seiner Tochter, Theodor zu sehen, und sie, nicht stark genug ihm ungehorsam zu sein, bat Theodor, sie nicht ferner aufzusuchen. Die Liebenden schieden mit dem Versprechen der Treue und mit der Hoffnung, sich einst zu besitzen. Theodor empfand jetzt das heftigste Verlangen, ein Land zu verlassen, das ihm zur Einöde ward, seit ihm Luisen's Anblick nicht mehr vergönnt war. Aber auch noch ein anderer Umstand erhöhte diesen Wunsch. Eine junge Dame, Elise genannt, hatte sich so heftig in Liebe zu Theodor entzündet, daß sie sich nicht scheute, allen Regeln des Anstandes, aller Schamhaftigkeit und der Zurückhaltung, die den Frauen angeboren ist, zum Trotz, ganz öffentlich um seine Liebe sich zu bewerben, und als sie sein Verhältniß mit Luisen entdeckte, ihre glühende Eifersucht und ihre Begierde sich an ihm zu rächen, eben so frei zur Schau zu tragen. Diese Verhältnisse machten Theodor seinen Aufenthalt in der Vaterstadt verhaßt; wir gingen nach Italien, wo ich sein steter Begleiter, der Vertraute seiner verborgensten Gedanken blieb. Wir hatten

wenige Jahre in jenen schönen Gegenden verlebt, als ein Brief meinen Freund unterrichtete, daß dringende Familienangelegenheiten seine Anwesenheit im Vaterlande durchaus nothwendig machten. Er sah bei seiner Zurückkunft zuerst seine geliebte Schwester Sophie in den Leiden, die Ihr Leichtsinn ihr bereitet hatte. Dies war die erste Wunde, die er bei seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt. Er schied von seiner Schwester mit dem Entschluß, zu ihr zurückzukehren, sobald er die Angelegenheiten der Familie geordnet hätte, und ihr zu Trost und Hülfe immer gegenwärtig zu bleiben. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Vaterstadt besuchte er die Messe, um dort vielleicht zufällig seine geliebte Luise zu sehen, die er an andern Orten aufzusuchen noch nicht gewagt hatte, aus Furcht, ihr Verdruß zu erregen. Er hatte sich lange vergebens nach ihr umgesehen, als er Elisen erblickte, die, wie es schien, allen vorigen Groll vergessend, freundlich und gelassen auf ihn zukam, und ganz vernünftig und unbefangen mit ihm sich unterhielt. Als sie kurze Zeit mit ihm gesprochen, faßte sie ihn bei der Hand und führte ihn wenige Schritte vorwärts, so daß er, ohne es zu bemerken, auf einem Grabstein zu stehen kam, und als sie noch einige Worte gewechselt hatten, fragte sie ihn, ob er nichts unter seinen Füßen sich regen fühle. Er antwortete, nein. Geben Sie wohl darauf Achtung, fuhr sie fort; und da er versicherte, daß er durchaus nichts bemerke, so sagte sie: Nun, so benachrichtige ich Sie denn, daß Sie auf dem Grabmal und auf dem Körper der Gräfin Luise stehen, die unter diesem Steine begraben liegt. Die Grausame entfernte sich eilig bei diesen Worten, sichtlich erfreut über ihre Rache. Theodor schwankte, kaum seiner Sinne mächtig, aus dem Gewühl der Kirche nach Hause. Mehrere Tage hindurch hat er nicht eine Sylbe gesprochen; auch das Wiedersehen seines Freundes Friedrich, der auf die Nachricht von seiner Ankunft diesen Morgen aus der Gesellschaft vom

Schlosse nach der Stadt eilte, um ihn noch zu umarmen, ehe er Ihrer Ausforderung begegnete, wirkte fast gar nicht auf sein zerrissenes Gemüth. Erst als er von diesem das Duell, zu welchem er gehen wollte, und die Veranlassung dazu erfuhr, schien sich ein Schimmer von Licht über sein finsteres Gesicht zu verbreiten. Er eilte hinweg, und in wenigen Minuten bekam Friedrich eine Wache auf sein Zimmer. Theodor hatte den Kommendanten von dem Duell unterrichtet und sich von demselben das Ehrenwort geben lassen, daß er ihn gegen Friedrich nicht als den Anzeiger verrathen wolle. Als er wußte, daß Friedrich genau bewacht wurde, ging er zu ihm, zeigte sich verwundert über diesen unbegreiflichen Verrath, und bat ihn auf das anhaltendste und dringendste, ihm die Ausführung seiner Sache gegen Sie zu überlassen. Friedrich, der sich in der Unmöglichkeit sah, Ihrer Ausforderung Genüge zu leisten, da er gewiß nicht aus der Haft entlassen wird, bevor er sein Ehrenwort gibt, sich nicht mit Ihnen schlagen zu wollen, gab endlich nach, und Theodor eilte zu mir, um mich von allem zu unterrichten; worauf er mich bat, ihn als Sekundant zu begleiten. Für mich, sagte er, paßt sich dieser Kampf viel besser, als für Friedrich; mein Leben, an seiner innersten Wurzel verletzt und zerstört, ist nichts gegen das Leben Friedrichs, der mit seinen reichen Kenntnissen, seiner jugendlichen Kraft und seinem heitern Sinne noch mächtig eingreifen kann in die Welt. Ueberdies wünsche ich herzlich, den Peiniger Sophiens, der ihre Liebe erschlichen hat, den Beleidiger meiner Familie zu bestrafen, und diese Veranlassung dazu ist die beste, da ich ihn sonst nicht wohl herausfordern kann, ohne dem Rufe meiner Schwester zu schaden.

Wohl sah ich, daß ihm die Rache weniger erwünscht war, als der Tod; aber ich hoffte nicht, daß ihm dieser Wunsch würde gewährt werden, wie es leider geschehen ist. Er trug mir noch vieles für seine geliebte Schwester auf,

im Fall ein Unglück ihn träfe. Ich eile, ſeinen Auftrag zu vollziehen. Mit dieſen Worten ging Eduard raſch in ſein Zimmer, das er hinter ſich verſchloß.

---

## Neuntes Kapitel.

Warner und Karl blieben allein zurück, in einer Stimmung, die mehr geſchickt war, jeden in ſich ſelber zu verſchließen, als zu freier Ergießung aufzufordern. Schon waren ſie im Begriff, ſich zu trennen und der Ruhe zu pflegen, die ihnen, obwohl innerlich weit entfernt, doch äußerlich durch die große Anſtrengung und darauf erfolgte Ermüdung geboten wurde. Karl ergriff ein Licht, und wollte eben in ſein Schlafgemach gehen, das auf der andern Seite der Treppe gelegen war, als er unten im Hauſe Stimmen hörte, die ihn wunderbar bewegten. Da er früher einen Wagen vorfahren gehört hatte, ſo vermuthete er gleich, daß es Fremde wären, und unwillkürlich lehnte er ſich über das Geländer, um zu lauſchen. Auf den erſten Blick erkannte er mit dem größten Erſchrecken Julie und Sophie, die, begleitet von Friedrich und Striezelmeier, die Treppe heraufkamen, ohne ihn zu erblicken, da das Steigen ſie die Augen herabſenken machte. Karl eilte ſogleich verſtört und wild zu Warner zurück, der unruhig im Zimmer auf und nieder ging, nachdem er den Augenblick vorher das zurückgebliebene Licht ausgelöſcht hatte, da der Mond hell genug durch die offenen Fenſter hereinſchien. Als Karl mit dem Licht eintrat, erſchrak Warner heftig über das wilde Ausſehen deſſelben; er trat ihm entgegen, faßte ihn bei der Hand, und fragte mit bebender Stimme: Um Gotteswillen! Karl, was iſt dir?

Deine Hand iſt kalt wie Eis, deine Augen ſind fürchterlich bewegt! Ich bitte dich, rede, was iſt vorgefallen?

O laß, laß! erwiederte Karl, indem er ſich losriß, das Licht an den Boden warf und heftig umherging. Die Dunkelheit iſt ſchön! aber es bleibt noch zu viel Licht, weil es zu wenig iſt, mein Leben zu erhellen, und nur wie der Schein eines Irrwiſch über Sümpfen ſchwebt, lockend ohne Warnung. Warner, wir müſſen fort, noch dieſe Nacht, jetzt gleich! Wir finden hier weder innere noch äußere Sicherheit.

Warner wollte hinaus, um ſchleunigſt Eduard herbeizurufen, der mit ihnen gemeinſchaftliche Gefahr zu beſtehen hatte. Bleib, ſagte Karl ihn zurückhaltend, wir dürfen uns noch nicht zeigen; draußen iſt es noch nicht ſtille; hörſt du die ſeidenen Kleider rauſchen? Julie iſt hier und Sophie iſt hier! O und wenn die Anweſenheit dieſer beiden mich mit dem peinlichſten Schmerz durchſchneidet, ſo durchwüthet mich der raſendſte Zorn, daß mein Feind, mein Verfolger, Friedrich, der verhaßte Teufel, mit jenen gekommen iſt! Ha! ſollte Eduard uns verrathen, in Verabredung mit Friedrich uns hieher geführt, und Mährchen erzählt haben, uns deſto ſicherer einzuwiegen, von jenes Verhaftnehmung? Doch unbegreiflich iſt auch dann, wie Julie und Sophie mit Friedrich zuſammentreffen an dieſem Ort!

In dieſem Augenblick trat Eduard herein, völlig reiſefertig, und in dem Schimmer, der bei Eröffnung der Thüre in das Zimmer fiel, erkannte Striezelmeier im Vorbeigehen Warnern, welcher ſich gerade der Thüre näherte. Freudig und verwundert ſprang Striezelmeier herein, fragte, was ihn hieher führe und wer noch in dem dunkeln Zimmer ſei? Das muß ich gleich ſagen, rief er aus ohne die Antwort abzuwarten, daß Herr Warner hier iſt; Fräulein Julie hat ohnedies, ehe wir vom Schloſſe abfuhren, oft nach Ihnen gefragt. Somit wollte er wieder fort, aber Karl, der ſich

ſo viel als möglich gefaßt hatte, ergriff Striezelmeier am Arm und hielt ihn zurück, indem er ſich ihm zu erkennen gab, und ſehr verwundert fragte, wie ſo die Damen dieſe ſpäte Fahrt unternommen hätten? Warner hatte indeß wieder Licht beſorgt, und bekam von Karl einen Wink, die Pferde ſatteln zu laſſen. Eduard ſtand verlegen und unruhig; beſonders aber wenn Striezelmeier ſich nicht wollte halten laſſen, ſondern die Neuigkeit den Andern mitzutheilen begehrte, gerieth jener in ſichtliche Beſorgniß, und ſprach leiſe mit Warner, der hineintrat und durch Zeichen zu verſtehen gab, daß alles bereit ſei. Striezelmeier wußte eben nichts zu ſagen, als daß man ihn mitgenommen, er wiſſe nicht warum, wenn es nicht ſei, um in der Kutſche das Gleichgewicht herzuſtellen; auch wohin, und ob man die Nacht da zu bleiben gedenke, konnte er nicht beſtimmen. Nur ſoviel war klar, daß die Damen noch nichts von dem Zweikampf erfahren hatten, und Friedrich, wenn er auch den Ausgang wiſſe, doch keineswegs die Vermuthung habe, die Flüchtigen hier anzutreffen. Es iſt alles fertig, unterbrach Eduard plötzlich das Geſpräch: wir dürfen nicht ſäumen, und damit dieſer dumme Schwätzer, fuhr Warner fort, uns nicht durch ſeine Unvernunft einige Verdrießlichkeiten mache, ſo wollen wir Sorge tragen, daß er die erſte Zeit abgeſondert bleibe von der menſchlichen Geſellſchaft. Damit ergriffen er und Eduard den erſchrockenen Striezelmeier, banden ihm, da er ungeachtet aller Drohungen ein erbärmliches Geſchrei erhob, ein Tuch vor den Mund, und warfen ihn in den Kamin, deſſen Thüre ſie zuriegelten. Dann verließen ſie eilig das Zimmer, flogen die Treppe hinab in den Hof und beſtiegen ihre Pferde, während deſſen Eduard es ſo geſchickt zu machen wußte, daß der Stubenſchlüſſel, indem er ihn dem Markör hinreichte, in die Miſtpfütze fiel, ſo daß man hoffen konnte, Striezelmeier werde wenigſtens in der nächſten Zeit, ſelbſt im Fall er ſchrie, nicht erlöſt werden. Ihr Aufbrechen

mit einbrechender Nacht war dem Gastwirth zwar anfangs verwunderlich gewesen; indeß hatte er seinen Gedanken darüber bald Schranken gesetzt, als Warner im Namen der Andern die unbillige Zeche sehr freigebig bezahlte. Sie ritten also ungehindert davon, und befanden sich bald auf dem freien Felde, wo sie still hielten, und Eduard endlich das Schweigen brach mit der Frage, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, um die gefürchteten Abenteuer am sichersten zu vermeiden. Warner, der wohl im Anfange heftig genug von allen Vorfällen war getroffen worden, hatte doch bereits, da er persönlich nicht, sondern nur durch Theilnahme an den fremden Leiden sich verwundet fühlte, allmälig einige Besonnenheit, und zuletzt gar einige Laune wieder erlangt. Er bedauerte, daß Striezelmeier ihnen im Kamin bei weitem nicht so nützlich sein könne, als hier auf dem Felde, weil er in früherer Zeit, ehe der Gutsherr sich seiner angenommen, in der Gegend umher sehr häufig habe Botengehen müssen, woher er noch jetzt auf zehn Meilen in die Runde alle Pfade kenne. Noch hatten sie Mondschein, aber der Himmel hatte es kein Hehl, daß er in kurzer Zeit von finsteren Wolken, die in mächtigen Zügen aufdrangen, ganz würde umhüllt sein. Nur Warner indeß machte einige Bemerkungen hierüber, Eduard saß in Wehmuth versunken auf seinem Pferde, und folgte ohne sich zu kümmern, wohin es gehen sollte; Karl aber war noch tieferer Traurigkeit hingegeben, sein Inneres lag zerrissen vor seinen Augen, und er entsetzte sich über seinen grauenvollen Zustand um so mehr, da ihm zugleich das helle, männliche Leben des Obristen und die sichere, nie verlegene Heiterkeit Friedrichs lebhaft vor der Seele standen, und seinen bittersten Neid erregten. Dann blutete ihm das Herz, wenn er an Sophiens Unglück gedachte, der er sich selbst, den Geliebten, den Gemahl und den Bruder geraubt hatte. Aber plötzlich stieg dann Haß in ihm auf gegen das unglückselige Weib, die er jetzt durch ihr

Daſein alle ſeine Hoffnungen vernichten ſah; der Zweikampf, den er ihretwegen mit dem Baron beſtanden hatte, war die Wurzel des neuen mit Theodor, und dieſer hatte ihn zu neuer Flucht gezwungen, die ihm ſchrecklicher war als alles andere, denn ſie trennte ihn vielleicht auf immer von Julien, deren Schönheit und Liebreiz einen größern Eindruck auf ihn gemacht hatten, als er ſelber ſich geſtehen wollte; und jetzt gar Sophie und Friedrich bei Julien in ſo unerklärlichen Verhältniſſen, auf einer Reiſe begriffen zu ſehen, zerſtörte ihm alle Luſt und Freude am Leben, das ihm nur ein vielfach geſchlungenes Netz von Mißverhältniſſen dünkte. Die jungen Männer hatten die Richtung auf einen Wald genommen, der nordwärts ſich ſchwarz erhob und ihnen Schutz vor dem kalten Regen verſprach, der nur erſt in einzelnen Tropfen kam, bald aber in vollen Güſſen ſtrömen ſollte. Sie hatten ſich ſchon oft getäuſcht geſehen, indem ſie den Wald ganz nahe glaubten, während ſie auf einer Anhöhe waren, und mit Unluſt dann im Hinunterreiten noch weite Felder ſahen dazwiſchen liegen. Ihre Eile war vergebens, und ſie befanden ſich noch in ziemlicher Entfernung von den erſten Bäumen, als es ſtärker und ſtärker anfing zu regnen. Da ſie nur leichte Kleider anhatten, ſo wurden ſie bald durchnäßt bis auf die Haut, der Wind wehte ihnen die Tropfen entgegen, und die Kälte war ſehr empfindlich. Die Pferde ſchüttelten ihre naſſen Mähnen, mit Anſtrengung durch die moraſtigen Wege fortarbeitend. In der Dunkelheit konnte man ſich nicht ſehen, und ſie mußten ſich von Zeit zu Zeit anrufen, um ſich nicht zu weit von einander zu verlieren. Warner war am weiteſten voraus, und Karl folgte in weiter Entfernung hinter Eduard, welcher Warnern einzuholen ſuchte. Das Niederſtrömen des Regens, das Sauſen des Windes und das ferne Murren des Donners verſchlangen oft die rufenden Stimmen, und Karl fiel, da ihn jene nicht mehr weckten, nach und nach in ein völliges

Träumen, tausend Schmerzen und tausend wilde Gedanken in sich wälzend, die an seinem Gemüthe zehrten mit giftigem Zahn. Er hatte seinem Pferde freien Willen gelassen, das zwar auf der rechten Straße blieb, aber vor Ermüdung so langsam fortschritt, daß jedes Rufen der Vorderen ihn nicht mehr erreichen konnte. Plötzlich erwachte er aus seinem Hinbrüten durch das helle Knallen einer Peitsche hinter ihm, zugleich glaubte er in seiner Nähe zwei Reiter zu bemerken, die er für seine Begleiter hielt. Seid Ihr es, Freunde? rief er mit dumpfer Stimme aus der bedrängten Brust ihnen zu. Ja freilich sind wir's, war die Antwort, wir glaubten aber, du wärst hinter dem Wagen zurückgeblieben.

Wir sind nun Gottlob nicht weit mehr vom Wald, sagte der Andere. Karl erbebte in grenzenloser Verwirrung, er verfluchte sein Schicksal, das nicht aufhörte, ihn zu peinigen. Es war Friedrich, der die ersten Worte gesagt hatte, den Begleiter wußte Karl nicht an der Stimme zu erkennen; daß noch ein dritter bei ihnen sein müsse, sah er daraus, daß sie ihn durch ein leicht begreifliches Mißverständniß in der Dunkelheit dafür hielten; er hörte jetzt nahe hinter ihnen einen Wagen fahren, der, wie es schien, mit vier Pferden bespannt war. Karls Lage war gefährlich genug, es bedurfte nur, daß der dritte Begleiter des Wagens herbeikomme, der gewiß nicht weit sein konnte, oder daß irgend einer ihn anrede, um sogleich verrathen zu sein. Glücklicher Weise geschah keins von beidem, sondern vielmehr fuhr Friedrich fort allerlei Reden zu führen, die Karln immer mehr verwirrten. Der dumme Striezelmeier wäre hier zu gebrauchen, sagte jener, er kennt hier Weg und Steg, und wir, fürchte ich fast, sind nicht auf dem rechten. Wo mag er aber nur geblieben sein? fragte der Andere. Einer von seinen gewöhnlichen Streichen! erwiederte Friedrich; er macht's wie die Hunde, die wohl oft ihren Herrn eine Strecke weit begleiten, aber wenn es ihnen nicht gefällt, wieder zurück nach Hause

laufen. Alſo noch im Kamin! dachte Karl; nicht ohne Beſorgniß, daß der Arme dort erſticken möchte. Im Vertrauen will ich dir nur ſagen, unterbrach der Andere wieder das Schweigen, ich wollte, die beiden Damen, die wir hier zubekommen haben, ſäßen beim Teufel und wir im Wagen wie vorher! Bei Gott, das iſt ein Wetter, um durch Mark und Bein zu dringen. Naß und kalt und dunkel wie es iſt, bin ich noch ſehr verwundert über unſre Munterkeit. So zeigen wir uns, verſetzte Friedrich, am feindſeligſten gegen das Wetter, indem wir hinein lachen, aber ich geſtehe, daß ich wohl bitten möchte, wenn wir nicht im voraus überzeugt ſein müßten, es mit einem ſo ungemein gemeinen Herrn zu thun zu haben, daß weder Großmuth noch Gnade in ihm zu finden iſt. In dieſem Augenblick rief der Kutſcher den Reitern zu: die Damen, tiefgerührt von den Mühſeligkeiten, welche die Herren ihretwegen ausſtänden, wollten wohl für einen derſelben noch Platz im Wagen ſchaffen, nur thäte es ihnen leid um die beiden andern; ſie müßten nun loſen, oder ſich auf andere Weiſe verſtändigen, welcher von ihnen zuerſt in den Wagen ſolle aufgenommen werden. Das iſt wohl ein ſehr gütiger Vorſchlag, gab Friedrich zur Antwort, aber ich für mein Theil kann ihn nicht annehmen, und ich denke, ihr Freunde ſeid auch der Meinung, daß wir zuſammen aushalten. Dulde nur aus, mein Herz, noch härteres haſt du geduldet! rief der Andere muthig und friſch. Ja freilich ſag' ich das auch, verſetzte Friedrich, denn ſeitdem ich die Geſellſchaft und das ſentimentale Geſchwätz des Herrn Karl ausgeſtanden habe, kann mir nichts Beſchwerlicheres mehr geſchehen. Der Obriſt, entgegnete der Andere, hatte wohl Recht in dem, was er von dem Menſchen ſagte. Karln ſank der Muth bei dieſen letzten Worten, ſo gern er auch, gereizt durch Friedrichs Rede, dieſen im Ausbruch ſeines Zorns vom Pferde geſchoſſen hätte, und wirklich hatte er ſchon die Hand nach einem Terzerol ausgeſtreckt, als eine

ſolche Erwähnung des Obriſten ihn mit einemmal vernichtete. Er ſah auch dieſen von ihm abgefallen, auf deſſen Zuneigung er einen großen Theil der Ueberzeugung von ſeinem eigenen Werthe gebaut hatte. Seine Begierde, mehr davon, vielleicht die eigenen Worte des Obriſten wiederholen zu hören, wurde nicht befriedigt; beide ließen den Stoff fallen, und Friedrich ritt nach dem Kutſchenſchlage, um den Damen für ihre Höflichkeit gebührend zu danken. Als er wieder bei den Andern eintraf, rief ihm der junge Mann, deſſen Stimme unſerm Helden unbekannt war, und den wir Franz nennen wollen, munter ſcherzend entgegen: Gut, daß du dich wieder einfindeſt, denn wahrhaftig, ich glaubte ſchon, du wärſt im Stillen eingeſtiegen, und ließeſt uns in Gottesnamen reiten. Ich habe das nicht gethan, verſetzte Friedrich, aber ich ſehe, daß du es wohl zu thun im Stande wäreſt, denn wer andern eine ſolche Schalkheit erſinnt und anſinnt, muß mindeſtens eben ſolch ein Schalk ſein. Mit nichten, verſetzte der Andere, die Schalkheit habe ich nicht erſonnen, ſondern nur einer ähnlichen nachgebildet, die ich dieſer Tage mit großer Ergötzung in einem alten Buche geleſen habe. Indeß habe ich nichts dagegen, daß wir uns wechſelsweiſe wohl bewachen, und keiner den Andern entwiſchen läßt! Karl wurde ſehr unruhig wegen ſeines Wegkommens, ihm war ſchrecklich unter dieſen Leuten zu Muthe, und eine Entdeckung mußte für alle die unangenehmſten Folgen haben. Es wird keine weitere Bewachung nöthig ſein, nahm Friedrich wieder das Wort, wenn wir uns durch intereſſante Geſchichten feſſeln. Du, fange an, und erzähle uns das, was du geleſen haſt, aber ſprich laut und hell, daß nicht der Regen den Hörern hie und da ein Wort wegſpüle. Es iſt nur ein kleiner Schwank, verſetzte Franz, was ich zu erzählen habe, indeß will ich mich freuen, wenn ich deine Geſchichten damit hervorlocken kann. Höret denn zu! Einsmals gingen drei Geſellen mit einander über Land, und konnten

einen ganzen Tag hindurch nichts zu eſſen finden, als nur ein Brot, obgleich ſie ſehr hungrig waren. Und einer unter ihnen ſagte zu den Andern: hört, wird das Brot in drei getheilt, ſo wird jedem ſein Theil zu klein und keiner ſatt; und ſo wurden ſie des überein, daß ſie ſich ſchlafen legten, und welchem unter ihnen der ſeltſamſte Traum träumte, der ſollte das Brod allein haben. Das geſchah: ſie legten ſich ſchlafen. Bald aber weckte derjenige, welcher dieſen Rathſchlag gegeben hatte, ſeine Geſellen, und forderte ſie auf, daß jeder ſeinen Traum erzähle. Da ſprach der Erſte, mir träumte ſo: ich ſah eine goldene Leiter herabgehen, auf dieſer ſtiegen Engel auf und ab, und nahmen meine Seele aus meinem Leib, und führten ſie mit ſich gen Himmel; daſelbſt ſah ich den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, und ſo viel Freude, wie noch nie ein Auge geſehen oder ein Ohr gehört hat; und das iſt mein Traum. Da ſprach der Andere: ich habe einen gar furchtbaren Traum geſehen, wie ich euch jetzt erzählen will. Ich habe viele Teufel geſehen, die kamen mit eiſernem und feurigem Gezeug, und nahmen meine Seele, und führten ſie zur Hölle. Da ſetzten ſie meine Seele in einen Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech, und ſagten: ſo lange Gott in dem Himmel herrſchet, ſo lange mußt du an der Stelle bleiben. Und das iſt der Traum, den ich geſehen habe! Da ſprach der ſchlaue Rathgeber: ſo höret nun auch meinen Traum! Es kam ein Engel zu mir, der ſprach: willſt du ſehen, wo deine Geſellen ſind? da ſprach ich: gern, lieber Herr, denn wir haben ein Brot unter uns zu theilen, und ich fürchte, ſie haben's mitgenommen. Der Engel aber ſagte: nein, dem iſt nicht alſo, denn das Brot liegt hier bei dir, komm denn und folge mir nach; und ſomit führte er mich vor das Thor des Himmels, und als ich hineinſah, erblickte ich dich, wie du, in den Himmel verſetzt, auf einem goldenen Seſſel ruhteſt, und auf einem Tiſch mancherlei koſtbares Eſſen vor dir hat-

teſt; da ſagte der Engel zu mir: ſieh, dein Geſell läßt ſich's hier wohl ſein mit Eſſen und Trinken, und lebt in dieſer Fülle fortan ewiglich. Nun geh mit mir, daß ich dir auch deinen andern Geſellen zeige. Und da ich nun mit ihm ging, führte er mich zu dem Thor der Hölle, und ich ſah dich daſelbſt, wie du geſagt haſt, in einem Pfuhl von brennendem Schwefel und Pech. Da ſagte ich zu dir: O lieber Geſell; mir iſt es ſehr leid, dich an ſolcher Stelle zu finden! ſag mir doch, wie lang du hier bleiben mußt? und du antworteteſt: ſo lange Gott in dem Himmel herrſchet; drum geh nur, und iß das Brot auf, denn mich und meinen Geſellen ſiehſt du nimmer wieder. Und da ich das von dir hörte, da ſtand ich auf, und aß das Brot ganz und gar.

Der Erzähler ſchloß mit Friedrichs vollem Beifall ſeinen Schwank. Karl blieb ſtill, ſeine Unruhe ſtieg mit jedem Augenblick. —

## Zehntes Kapitel.

Franz verſicherte, daß es keine geringe Anſtrengung ſei, ſo gegen Regen und Wind, an und bei dem nicht allzu ſanften Gang ſeines Pferdes, Geſchichten zu erzählen, und er hoffe für dieſe überſtandene Mühſeligkeit nunmehr durch eine intereſſante Erzählung von Seiten Friedrichs entſchädigt zu werden, den jetzt die Reihe treffe. Sehr gern, ſagte Friedrich, will ich eine Begebenheit euch mittheilen, die ich neulich geleſen habe, und die viel länger iſt, als die ſo eben erzählte. Regen und Wind ſollen mich nicht abhalten, ich will ſie übertönen, wie Demoſthenes das Rauſchen der Meereswogen, und wenn ihr wollt, auch, wie er, noch Kieſel

in den Mund nehmen. Das ſoll dir erlaſſen ſein, erwiederte jener, weil Demoſthenes nicht zu Pferde ſaß, wie du. Wohlan denn, ſprach Friedrich, ſo hört.

Zu den erſten der edelſten Geſchlechter von Piſtoja gehörte vor Zeiten die Familie der Cancellieri. Die beiden Häupter dieſer ausgebreiteten und zahlreichen Familie waren Meſſer Guglielmo und Meſſer Bertaccio. Jener hatte einen Sohn Namens Lore, dieſer eine Tochter, Beatrice, und einen Sohn Geri genannt. Als dieſe Kinder, die an Jahren wenig verſchieden, und ſeit ihrer früheſten Kindheit mit einander aufgewachſen waren, das Jünglingsalter erreichten, verwandelte ſich die kindiſche Neigung, die Lore gegen Beatrice immer gehabt hatte, in eine heftige Liebe. Er hielt dieſe ſeine Leidenſchaft keineswegs geheim, ſondern verfolgte Beatricen, nach ſeiner heftigen Gemüthsart, auf allen Wegen, mit immer ſteigender Zudringlichkeit; ja er ließ ſogar ſeine Eiferſucht oftmals in helle Flammen auflodern, wenn er ſie mit andern jungen Leuten in freundlichem Geſpräche fand. Sie aber fand keinen Gefallen an der rauhen und hitzigen Weiſe, womit er ihre Gegenliebe mehr zu ertrotzen als zu verdienen ſtrebte, und begegnete ihm mit Neckereien und ſcheinbarer Kälte. Auch ihr Bruder Geri fand ſeine Art, ſich um ſie zu bewerben, ſehr ſpaßhaft, aber keineswegs anſtändig, und ſuchte ihn daher durch Spott von dem eingeſchlagenen Wege abzulenken und zu beſſern Maßregeln zu leiten. Oftmals ſchon waren die beiden jungen Leute bei ſolchen Veranlaſſungen miteinander in Streit gerathen, aber die Vorſorge der Verwandten und die Macht der Liebe, die in Lores Gemüth immer wieder die Oberhand gewann, hatten bisher noch immer jeden allzuheftigen und öffentlichen Ausbruch der Leidenſchaft gehemmt. Endlich aber, da Lores Ungeduld auf's höchſte ſtieg, und Geri ſeinen Scherz einſt weiter als gewöhnlich trieb, geriethen ſie beide ſo heftig an einander, daß ſie ſich mit den bitterſten Worten angriffen, und da Geri

hierin dem Lore bei weitem überlegen war, so gerieth dieser zuletzt in eine so unmäßige Wuth, daß er ein Messer ergriff, und auf den unbewaffneten Geri damit eindrang. Die Anwesenden sprangen sogleich hinzu, um die Streitenden auseinander zu bringen, indessen konnten sie nicht verhindern, daß Geri eine leichte Wunde am Arm bekam, womit er sich nach Hause entfernte; Lore aber ward von ihnen nach seiner Wohnung gebracht, und sein Vater von dem Vorgefallenen unterrichtet. Messer Guglielmo empfand sehr großen Verdruß über diese Begebenheit; nichts konnte ihm schmerzlicher sein, als in einer so angesehenen Familie Zwiespalt entstehen zu sehen, der von seinem Hause ausgegangen sein sollte, und von welchem er die unangenehmsten Folgen, selbst für den Staat, mit Recht besorgte. Er wünschte daher, die Sache auf alle Weise gütlich beigelegt zu sehen, und suchte alles fernere Aufsehen durch ein mildes und nachgiebiges Betragen von seiner Seite zu vermeiden. Nachdem er seinem Sohne das begangene Vergehen auf das härteste verwiesen, befahl er ihm, in Messer Bertaccios Haus zu gehen, und nicht eher zurück zu kehren, bis er von ihm und Geri Verzeihung seines Fehlers erlangt hätte. Der Jüngling, der, nachdem sein Zorn sich abgekühlt hatte, schon selbst die bitterste Reue fühlte, und den seine glühende Liebe zu Beatrice zu diesem Schritte noch geneigter machte, erfüllte gern den Befehl seines Vaters, und eilte sogleich zu Messer Bertaccio, den er mit Thränen und in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung anflehte. Aber weder die Thränen des armen Jünglings, noch die unverkennbaren Zeichen ungeheuchelter Reue, die er an den Tag legte, waren im Stande, das harte und rachgierige Gemüth des Alten zu besänftigen, obgleich Geri, der zugegen war, versicherte, daß er gern das Geschehene vergesse, und seinen Vater zur Verzeihung zu bewegen suchte. Bertaccio ließ sogleich den Unglücklichen von seinen Dienern ergreifen, und ihm auf einem Eßtische, der im Zimmer

ſtand, erbarmungslos die Hand abſchlagen, worauf er zu ihm ſagte: geh' hin zu deinem Vater und ſag' ihm, daß man Wunden nicht mit Worten, ſondern mit dem Eiſen heile. Der Verſtümmelte kehrte zurück zu ſeinem Vater, der bei dieſem Anblick vor Wuth und Rachſucht außer ſich, ſogleich alle ſeine Angehörigen bewaffnete, um die empfangene Schmach aufs empfindlichſte zu ahnden. Auch Bertaccio ergriff zu ſeiner Vertheidigung die Waffen, und bald theilte ganz Piſtoja ſich in zwei Partheien, um an dem unglücklichen Zwiſte dieſer Familie Antheil zu nehmen. Schon berathſchlagte ſich Meſſer Guglielmo mit ſeinen Freunden, wie er am beſten ſeinem Feinde beikommen, und über die Gegenpartei Herr werden könnte, als ein unerwarteter Zufall ihm eine Gelegenheit darbot, die Rache an ſeinem Feinde noch empfindlicher, ja dreifach ſchmerzhafter zu machen, als die erlittene Schmach. Beatrice, die ihr Vater zur Zeugin ſeiner Grauſamkeit gemacht hatte, ward von dem bitterſten Schmerz ergriffen, als ſie den unglücklichen Lore ſo ſchändlich behandeln ſah; ſie erkannte, daß ſie ihn liebe, und machte ſich um ſo härtere Vorwürfe über den leichtſinnigen Stolz, mit dem ſie ihn behandelt hatte, je größer das Unglück war, das einzig ſeine große Liebe zu ihr über ihn gebracht hatte. Sie beſchloß, ihm durch ihren Beſitz den Verluſt zu mildern, den er um ihres Beſitzes willen erlitten, und ihm die Liebe ihres Vaters, ja, wenn es ſein müßte, die Ehre ihrer ganzen Familie zum Opfer zu bringen, für das erzwungene Opfer, das er ihr gebracht; ſie wollte ihm ſeine Hand erſetzen durch die ihrige. In männlicher Kleidung entwich ſie aus dem Hauſe ihres Vaters und eilte zu Meſſer Guglielmo's Palaſt. Auf ihr Begehren ward ſie ſogleich zu Lore geführt, der an ſeiner Wunde krank im Bette lag, und da ſie ihn allein zu ſprechen verlangte, entfernten ſich die Anweſenden ſogleich, worauf ſie, an ſeinem Lager ſich niederwerfend, ſich ihm zu erkennen gab, indem ſie ſagte: o Lore, erkenne die

unglückliche Beatrice, die alle deine Schmerzen doppelt fühlt, weil du sie um ihretwillen leidest. Schwer büße ich den Antheil, den ich trage an meines Vaters Schuld; aber wenn es wahr ist, was du so oft mir betheuert hast, daß mein Besitz dir jede Pein versüßen und aller Schmerzen dich entledigen würde, so wirst du mich auch jetzt nicht von dir stoßen, und ich darf dir sagen, daß mein ganzes Leben von nun an dein ist, einzig bestimmt, dich zu trösten und deinen Schmerz zu mildern. Heiße Thränen entquollen bei diesen Worten ihren Augen, und da sie ihre Rede geendet, lehnte sie ihr bekümmertes Haupt auf das Bett, ängstlich das Urtheil erwartend, das der gemißhandelte Jüngling über sie aussprechen würde. Lore konnte sich wegen seiner Wunde nicht aufrichten, aber die Röthe, die auf seine blassen Wangen, und die Thränen, die in seine Augen stiegen, zeigten deutlich die Bewegung seines Gemüths, und das Lächeln seiner Lippen verkündete die Freude, die in seiner Brust erwachte. Geliebte Beatrice, sagte er, wenn ich mit allem Blute, das in meinen Adern rinnt, mit allen Jahren, die ich zu leben habe, und mit allen Freuden, die mir noch aufbehalten sein mögen, das Glück dieses einzigen Augenblicks hätte erkaufen sollen, so würde ich das alles mit Freuden dahin gegeben haben; glaube also, daß das erlittene Uebel jetzo, weit entfernt, mir Schmerzen zu bringen, vielmehr mit der innigsten Freude mich erfüllt, da es dich mir zuführt, auf der einzig die Hoffnung und das Glück meines Lebens ruht.

Beatrice richtete sich freudig auf, und küßte ihn feurig, und die Liebenden genossen des Glücks, das sie durch Leiden errungen hatten. Hierauf rief Lore einem Diener, durch den er seinen Vater zu sich bitten ließ. Mein Vater, sagte er, mit Dankbarkeit erkenne ich die Liebe, die Ihr mir beweist, indem Ihr die kräftigsten Anstalten trefft, die Schmach zu rächen, welche Messer Bertaccio mir, und Euch

in mir, angethan hat; aber von dieſer Eurer Liebe darf ich auch hoffen, daß Ihr den Schmerz, den ich erlitten, nicht bloß zu rächen, ſondern auch auf alle Weiſe zu mildern und mir zu vergüten bereit ſein werdet, und bin alſo gewiß, keine abſchlägige Antwort zu hören, auf die Bitte, die ich an Euch thun werde, und von deren Erfüllung das Glück meiner Zukunft abhängt. Seht hier Beatrice, die Vater, Bruder und alles, was bisher ihr theuer war, aufgiebt, um ihres Vaters Unrecht an mir gut zu machen. Sie will die Meinige ſein, und da Ihr wißt, daß ich ſie von meiner frühen Jugend an aufs innigſte geliebt habe, ſo könnt Ihr Eure Rache nicht auf ſie ausdehnen, ohne mich ſelbſt auf das ſchmerzlichſte zu verletzen. Betrachtet ſie als gänzlich abgetrennt von der Familie Eures Feindes, und ſeht ſie an als Eure Tochter, da ſie gekommen iſt, um Eures Sohnes Glück zu ſein. Beatrice warf ſich zu Meſſer Guglielmo's Füßen; ſie bat ihn, ihres Urſprungs zu vergeſſen, und ſie als ſein zu betrachten, da ſie der Ihrigen vergeſſen wolle, um ihm anzugehören. So wenig er auch geneigt war, dieſe Wünſche zu erfüllen, ſo ſtellte ſich Meſſer Guglielmo doch, als wäre es ſeine Abſicht, Beatrice mit ſeinem Sohne zu verbinden. Er verbarg den Haß, den er gegen ſie fühlte, und bildete in ſeinem Herzen den Plan zur Rache, den er auf die Gewalt, die er jetzt über ihre Perſon hatte, gründete. Er hob ſie gütig auf und umarmte ſie; er nannte ſie ſeine Tochter, und verſicherte, daß ihren und Lore's Wünſchen nichts im Wege ſtehe, ſobald dieſer von ſeiner Krankheit geheilt ſei, und ſeine vorigen Kräfte wieder erlangt habe. Bis dahin wolle er ſie in ſeinem Hauſe mit allen ſeinen Kräften gegen die Angriffe der Feinde vertheidigen, an denen es gewiß nicht fehlen werde, weil ihr Vater und Bruder, ſie vermiſſend, wohl glauben würden, daß er ſie geraubt habe, um ſie als Werkzeug ſeiner Rache zu brauchen. Mit dieſen

Worten verließ er die Liebenden, die sich von diesem Augenblick an schon als Gatten betrachteten, und unzertrennlich von einander in der süßen Erwartung ihres nahen Glücks die schönsten Tage verlebten. Die Freude, die Lore's Gemüth bewegte, wirkte gleich vortheilhaft auf seine Gesundheit und beförderte die Vollendung seiner Heilung; er hatte bereits das Bett verlassen, und schon ward alles zur Erfüllung seiner Wünsche vorbereitet. Indessen hatte Messer Bertaccio und sein Sohn Geri, da sie mit bittern Schmerzen ihre geliebte Beatrice vermißten, sogleich die Vermuthung gefaßt, daß Messer Guglielmo diesen Streich gegen ihr Haus geführt habe, und zweifelten keinen Augenlick, daß er an der Person der Unglücklichen die schmählichste Rache für die Mißhandlung seines Sohnes nehmen werde. Sie waren in Verzweiflung über den schrecklichen Unfall, und beschlossen, alle Kräfte ihrer Personen und ihrer ganzen Parthei daran zu setzen, um die Arme entweder noch zu retten, oder doch mit dem Blute ihrer Feinde auf das fürchterlichste zu rächen. Mehreremal schon waren die beiden feindlichen Partheien in Pistojas Straßen auf einander gestoßen und Ströme von Blut waren auf beiden Seiten geflossen. Immer noch hatte sich der Sieg auf Messer Bertaccio's Seite geneigt; denn er und Geri, entflammt von Wuth und Rachgier, warfen mit unwiderstehlichem Feuer alles vor sich her zu Boden; oft schon waren sie bis zu Guglielmo's Wohnung gedrungen, und hatten gestrebt, den Eingang zu erstürmen, doch hatte ihnen dies die tapferste Vertheidigung bisher verwehrt. Endlich aber erkannte Messer Guglielmo, daß seine Parthei die schwächere sei, und daß er nicht im Stande sein werde, sich gegen die Uebermacht seiner Gegner zu halten. Er beschloß daher, die Vollziehung seiner Rache zu beschleunigen, und alsdann Pistoja mit seinen besten Schätzen zu verlassen, um an einem an-

dern Orte vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde Sicherheit zu ſuchen. Lore war jetzt völlig wieder hergeſtellt und erwartete mit Ungeduld den Tag ſeiner Verbindung mit Beatrice. Unausſprechliche Freude ergriff die Liebenden, als Meſſer Guglielmo ſie benachrichtigte, daß ſchon der morgende Tag beſtimmt ſei, ihre Vermählung zu vollziehen; er fügte hinzu, daß dies in aller Stille geſchehen müſſe, indem er wünſche, daß es auch vor ſeiner eigenen Parthei noch geheim bleibe, weil ſie leicht an der Verbindung ſeines Sohnes mit der Tochter ſeines Feindes Anſtoß nehmen könnte. Hernach wollten ſie Piſtoja gemeinſchaftlich verlaſſen, da ſie nicht im Stande wären, der andringenden Macht ihrer Feinde zu widerſtehen. Der Tag der Vermählung erſchien endlich den Ungeduldigen; die Trauung ward in Gegenwart Guglielmo's und weniger Zeugen vollzogen, aber hinter dieſer heiligen Feierlichkeit lauerte ein ſchwarzer Trug. Ein Diener Guglielmo's ward als Prieſter verkleidet, und während die jungen Leute glaubten, vor dem Altare des Herrn von der Hand ſeines Dieners den ehelichen Segen zu empfangen, wurden ſie getäuſcht durch eine ſchändliche Gaukelei, die Meſſer Guglielmo veranſtaltet hatte, um Beatrice ihrer Ehre beraubt ihrem Vater zurückzuſenden. Am Morgen nach dieſer trüglichen Hochzeit ward ſie von den Dienern Guglielmo's aus Lore's Armen geriſſen, er ſelbſt, der ſie vertheidigen wollte, ward von ihnen überwältigt und zurück gehalten, die unglückliche Beatrice aber halb entkleidet aus dem Hauſe geſtoßen. Einige Bewaffnete von Guglielmo's Parthei übergaben die Wehklagende Bertaccio's Leuten, nebſt einem Briefe von jenem an dieſen, warauf ſie ſich in guter Ordnung nach ihrem Hauſe zurückzogen. Der Brief enthielt Folgendes.

Ich wollte den Fehler einer leidenſchaftlichen Uebereilung, zu der dein Sohn die Veranlaſſung gab, durch Milde aus-

zutilgen ſuchen. Du gabſt das Beiſpiel der Unverſöhnlichkeit. Das Schickſal hat mir das Mittel überſchwenglicher Vergeltung in die Hand gegeben; ſo wundre dich denn nicht, wenn ich's gebrauchte. Deine Tochter hat mit ihrer Ehre deinen Frevel gebüßt. Sie wird dir ſagen, geſtern ſei ſie mit meinem Sohn getraut. Wiſſe, daß mein Kammerdiener dieſe heilige Handlung vollzogen hat. Er war es, der in Prieſterkleidung ſie mit ihm verband, wie ſie ſelbſt gewünſcht hat, freilich nur auf eine Nacht. Verfolge nun deine Rache; doch ſchwerlich wirſt du uns ſchlimmeres anthun können, als du erduldet haſt.

Guglielmo.

Als Bertaccio dieſen Brief geleſen, riß er in unſäglicher Wuth ſein Schwerdt von der Seite, und durchbohrte auf der Stelle ſein unglückliches Kind. Hierauf ließ er ſeinen Sohn Geri zu ſich kommen, ſeine ganze Parthei zu den Waffen rufen, alle Ausgänge von Guglielmo's Hauſe beſetzen, und machte einen heftigen Angriff auf daſſelbe. Er drang hinein, durchſuchte jedes Zimmer, jeden Schlupfwinkel, aber zu ſpät. Meſſer Guglielmo war früher mit ſeinem Sohne nach Florenz geeilt. Meſſer Bertaccio folgte ihnen bald nach. Beide Partheien fanden mächtige Familien, die ſie unterſtützten, und auch dieſe Stadt nahm bald Antheil an dem unglücklichen Zwiſt, und ward in ihrem Innerſten zerrüttet durch den Zwieſpalt einer rachſüchtigen Familie.

# Eilftes Kapitel.

Deine Geſchichte iſt wild und ſtürmiſch wie die Nacht ſelbſt, ſagte Franz zu Friedrich, und es iſt daher eben nicht zu verwundern, daß dich das Unwetter für ſeines Gleichen angeſehen hat, dir vergönnend, die lange Erzählung zu beendigen. Aber wir ſind dir deshalb doch nicht weniger Dank ſchuldig, und du haſt wie ein recht geſcheidter Feldherr den Feind auf ſeine eigene Manier beſiegt. Dacht' ich's doch, antwortete Friedrich, daß deine Degenquaſte über kurz oder lang zum Hohn der Dunkelheit hervor gucken würde, du eingefleiſchter Folard, Puiſegür, Tempelhof, und wie die andern Lehrmeiſter der Militarien heißen! Nun aber iſt's an dir, fuhr er, ſich gegen Karl wendend, fort; wir haben lange genug deiner Stummheit nachgeſehen. So ein Zuhörer wie du ſtände dem Striezelmeier zu wünſchen, wenn ihn die Wuth anfällt, ſeine Biographie abzuleſen; aber wir brauchen zugleich einen Redner. Allons! Angefangen! Karl, in der entſetzlichſten Beſtürzung, verſuchte, indem er beide Sporen andrückte, den läſtigen Begleitern durch eine unverſehene Flucht zu entkommen, aber das ermüdete Thier ſtöhnte unter ihm, ohne ſeinen Gang in dem tiefen Wege auch nur merklich zu beſchleunigen. Nein, ſagte Franz, nun kommt mir's ernſthaft vor. Er muß krank ſein, denn die bloße Verliebtheit kann ihn unmöglich ſo ganz um die Sprache gebracht haben. Sag', fühlſt du dich übel? Faſt ohnmächtig, antwortete Karl mit gepreßter Stimme. Die Beiden beſchloſſen nun alsbald, von dem Anerbieten der Damen zum Beſten ihres kranken Gefährten Gebrauch zu machen. Er durfte ſich nicht auf viele Worte einlaſſen, wenn er nicht der Entdeckung ausgeſetzt ſein wollte, und mußte ſich daher geruhig in alles ergeben, was man mit ihm vor-

zunehmen beliebte. Der Wagen hielt auf Friedrich's Bitte, Karl ward durch ſeine mitleidigen Begleiter vom Pferde gehoben, und erhielt in dem geräumigen Fond der Kutſche zwiſchen Julien und Sophien ſeinen Platz.

Armer, guter Adolf, ſagte Julie, als der Wagen wieder im Gange war, iſt's denn wirklich ſo ſchlimm? Indem zog ſie ihren Handſchuh aus, und fuhr, ſeine Stirne befühlend, fort: Wahrhaftig, fieberhafte Gluth! Und Sie kommen doch erſt eben aus der naßkalten Luft. Da griff er unwillkührlich nach der ſchönen Hand, und führte ſie an ſeinen Mund. Er glaubte einen freundlichen Gegendruck zu verſpüren, und fühlte ſich aus dem Himmel in die Hölle geſtürzt, als Julie ausrief: Und das alles meinethalb, lieber, getreuer Adolf!

Einem Andern, einem Bräutigam vielleicht galt dieſe berauſchende Huld; ein Unglück, welches er im ſüßen Taumel vergeſſen hatte, bis er den fremden Namen zum zweitenmal von ihren Lippen hörte.

Das kommt von dem unbändigen Reiten her, ſagte die ihr Gegenüberſitzende, mit einer Stimme, die ſein ganzes Herz bewegte, ohne daß er ſich doch recht beſinnen konnte, wo er ſie früher gehört habe. Ich wußte es gleich, daß du nicht warten würdeſt, fuhr ſie fort, bis wir an dich ſchrieben, aber daß dich eine ſo tolle Ungeduld jagen würde, dacht' ich doch auch nicht. Dreißig Meilen, ohne auszuruhen, auf Courierpferden! Nein, wahrhaftig, Bruder, das iſt recht ſündlich, und ich könnte böſe auf dich werden, hätte ich dich nur nicht gar zu lieb. In der That, ſagte Sophie, Sie thaten nicht gut, und wir alle können noch zufrieden ſein, daß eine hoffentlich vorübergehende Unpäßlichkeit die ſchlimmſte Folge Ihrer Eile geblieben iſt. Eine ähnliche Ueberraſchung koſtet mich das Glück meines Lebens.

Ich muß unſern kranken Freund wider Sie in Schutz nehmen, liebe Sophie, ſprach Julie dazwiſchen. Er hat frei-

lich nicht eben nach allen Klugheitsregeln gehandelt, aber bedenken Sie auch ſeine Lage, und vorzüglich, daß unſer lieber Adolf (ſie drückte hierbei Karl's Hand mit den zarten Fingern), daß unſer lieber Adolf ein anderer iſt, als Ihr fataler Karl. Man ſollte Sie nicht in Ihrer Gegenwart loben, Adolf, aber wahr iſt es, daß Ihr beſonnener Muth, Ihr klarer Blick, Ihr feſtes Benehmen überall einen Ausweg finden würden, und der kindiſchen Waghalſigkeit, der tollen Blindheit, dem ſchwankenden Treiben jenes Menſchen grade entgegen geſetzt ſind. Ich danke Gott, daß mich jedes Umdrehen der Räder weiter von ihm entfernt. Sie hätten ihn ſehen ſollen, Adolf, er wär' Ihnen in der innerſten Seele zuwider geworden. Sie vergeſſen, ſagte Sophie, daß Sie von einem Menſchen reden, der mir ehemals ſehr theuer war. Meine gänzliche Abgeſchiedenheit von allen liebenswürdigen und verſtändigen Leuten war freilich eine Haupturſache ſeines Sieges über mein Herz, und in der letztern Zeit gab es Augenblicke, wo mir ſeine Beſchränktheit und Mittelmäßigkeit durch die ſinkenden Schleier der Liebe ganz klar ins Geſicht kam; aber er iſt doch auch ſo gar übel nicht, als Sie ihn machen, und ich empfinde herzliches Mitleiden über die Betrübniß, welche ihm die Trennung von mir erwecken muß. Damit paradirt er, antwortete Julie lachend, und ſtaffirt ſein zerbrechliches Daſein heraus, indem er auf eine höchſt widrige Art vor ſich und andern den intereſſanten, unglücklichen Liebhaber ſpielt, den Herzensgewinner, welchen aber die Götter verfolgen, weil ſie eiferſüchtig auf ſeine brillanten Succeſſe ſind. Gutmüthig iſt er doch, ſagte Sophie, und perſönlich tapfer. Verzeihen Sie, Adolf, wenn ich Sie mit der Vertheidigung eines Menſchen kränke, den Julie ſchilt. Sie ſeufzten eben recht unmuthig auf?

Laßt uns lieber das ganze Geſpräch abbrechen, rief Julie. Wir haben glücklicher Weiſe den Wald und den beſſern Weg erreicht. In den Wipfeln rauſcht der Sturm-

wind melodiſcher und vertraulicher, als vorhin über die öde Haide fort. Es wäre wohl an der Zeit, daß Sie, artige Mohrenkönigin, uns eine hübſche Romanze ſängen.

Recht gern, ſagte die, welche Karl'n gegenüberſaß; und bei den erſten Tönen ihres Liedes erkannte er die Stimme, die ſich vor einigen Tagen ſo wunderlich in ſeine Träume verwebt hatte. Er fand ſich nun in der That wie in einem ſchrecklichen Fiebertraume. Grimm wider Julien und den Adolf, für welchen er galt, der bitterſte Haß gegen Sophien, und eine innerliche Sehnſucht nach der lieblichen Stimme, das Alles kämpfte und toſete durch ſein Inneres auf und ab, während die Unbekannte folgende Worte ſang:

Flüchtig roll'n des Wagens Räder
Durch den nächt'gen Wieſengrund,
Mit ſich fort Zaiden tragend,
Andaluſiens Stolz und Luſt.
Wie ſo ſpät, o Mohrenfürſtin,
Wie ſo ſpät in feuchter Luft?
Weit zurück die prächt'gen Hallen,
Fern des Gartens ſichrer Rund,
Du ſchon nah' caſtil'ſchen Gränzen
Und im wachſend ſchnellen Flug!
Raufen wird ſein Haar der Vater,
Mutter ſchlagen an die Bruſt,
Wenn nun kommt die arge Botſchaft,
Morgen thut ihr Elend kund;
Und der kriegerfahr'nen Brüder
Zorn in wilder Jugendgluth! —
Kühnes haſt du angefangen,
Schönes Bild, um Amor's Trug.
Don Fabrique, ſpan'ſcher Ritter,
Groß an Stamm und eignem Ruhm,
Don Fabrique ſchoß mit Blicken
Süßer Lieb' ihr Herze wund,
Als er auf Sevillas Ebnen
Härtern Kampf mit Mohren ſchlug.

Was sind Riegel? Was sind Wächter?
List und Liebe drang hindurch,
Lockte dann mit süßen Bitten
Liebchen fort auf nächt'ge Flur,
Flüchtend nach Castiliens Schlössern,
Zum Verein im heil'gen Bund;
Fernher folgt der wackre Ritter
Schirmend der Geliebten Flucht.
Wie sie nun die Augen lenket
Rückwärts auf verlaßne Spur,
Nach dem Einen, nach dem Treuen
Mit den süßen Lichtern sucht,
Seufzend: ach, mein holder Schützer,
Sind ja weit nun von der Burg,
Könntest nun am Wagen reiten,
Kosend lindern meine Furcht;
Sieh', da trabt's, ein dunkler Schatten,
An ihr hin, wie Nebeldunst,
Flüsternd: „Sucht mich nicht, ihr Blicke,
Ruf' mich nicht, o süßer Mund.
Nach Toledo! nach Toledo!
Dort als Nonn' erfleh mir Ruh."
Luft in Luft zerfloß der Schatten,
Ließ sein Lieb in Gottes Hut,
Denn im Kampf mit ihren Brüdern
War verströmt sein edles Blut.

Wer giebt Ihnen aber auch zur Nachtzeit so schauerliche Lieder ein? fing Sophie an. Es ist mir ohnehin unheimlich hier im Walde zu Muth, und man kann sich immer nicht erwehren, zwischen den Zweigen und Blättern seltsame Gestalten zu erblicken. So ist es mir während Ihres Singens schon dreimal vorgekommen, als ritte Adolf neben dem Wagen her, ja ich könnte darauf schwören, es sei an dem, fühlte ich ihn nicht hier neben mir sitzen. O pfui doch, rief Julie, Sie machen mich zittern.

Wer erschreckt Sie, Liebe? fragte der Reiter, welcher sich indeß wirklich dem Wagen genähert hatte, und sich zum

niedergelaſſenen Fenſter hereinbog. Herr Jeſus! ſchrien alle Damen zu gleicher Zeit auf; er iſt's! Er iſt's doppelt! Der Kutſcher blickte auf das ängſtliche Rufen zurück, und als er den, welcher noch vor einer halben Stunde in den Wagen ſtieg, auch zu gleicher Zeit herbeireiten ſah, ergriff ihn das gleiche Entſetzen. Er hieb die Pferde verwildert an; die ſcheu gemachten Thiere flogen in den Wald hinein; es ging über Wurzeln und abgeſägte Baumſtämme fort, bis der Wagen mit einem gewaltigen Schlage auf die Seite fiel, und einen Abhang hinunterſtürzte.

---

## Zwölftes Kapitel.

Donner und Wetter! ſchrie Friedrich in heftigem Grimm, nachdem er mit gewaltiger Anſtrengung ſeines Pferdes bis zu dem Ort gelangt war, wo der Wagen umgefallen und das Geſchrei noch zuletzt getönt hatte, denn in dieſem Augenblick war es ganz ſtill. Adolf! Franz! ſchrie Friedrich auf's neue, wollt ihr denn nicht herbei, und den verfluchten Kutſcher mit Baumäſten todtſchlagen? Es blitzte und ein fürchterliches Donnern rollte ſogleich am Himmel, der in lauter Strömen herabzufließen ſchien. In der plötzlichen Erleuchtung erblickte Friedrich vor ſeinen Füßen den unglücklichen Adolf liegen, deſſen Erſcheinung und Anrufen ohne ſein Verſchulden an dem ganzen Unfall Schuld war. Er hatte ſich dem Wagen ganz nahe gehalten, als der entſetzte Kutſcher die Pferde ſo unbegreiflich antrieb, aber es war ihm nicht möglich geweſen, die Zügel zu ergreifen; ſein Pferd ſtolperte jeden Augenblick, und ſchmetterte ihn, als der Wagen mit Getöſe hinabſtürzte, dergeſtalt an einen Baumſtamm,

daß er entgeiſtert zu Boden fiel. Vor Erſtaunen wußte ſich Friedrich kaum zu faſſen, als er den jungen Mann, den er mit im Wagen verunglückt glaubte, hier vor ſich liegen ſah; er beugte ſich über ihn hin, erhob ihm den Kopf, und fühlte warmes Blut daran hervorquillen. Das Gewitter wüthete immer fort; die Bäume krachten mit den ſtarken Aeſten aneinander, während ein heulender Wind die Wipfel durchſchüttelte. Der Boden war ganz naß, das Waſſer hatte ſich in dem Wieſengrund geſammelt; Adolf lag in einem ſolchen Regenpfuhl; Friedrich fühlte den Kopf deſſelben kälter werden, und war zum erſtenmal in ſeinem Leben rathlos und hülflos in verzweifelnder Beſorgniß. Er ſchrie mehrmals aus allen Kräften, bald ſeinen Begleiter Franz, bald die im Wagen Verunglückten anrufend, aber immer vergebens; der Sturm verſchlang ſpottend ſein geſteigertes Rufen. Schon wollten ihm die Arme ermatten vor der Laſt, die ihnen der Leib des noch immer bewußtloſen Adolph's war, und halb ſank er auf einen gefällten Baum, der hinter ihm lag, als er mit dem Ton einer menſchlichen Stimme, die auf einmal in das Geräuſch des Regens hineinſchallte, neuen Muth in der Bruſt, neue Kraft zur Ausdauer in den Sehnen fühlte. Sein neues Rufen wurde vernommen und beantwortet, obgleich die Töne noch undeutlich klangen, und er keine Sylbe verſtehen konnte; nur ein Durcharbeiten durch's Strauchwerk glaubte er zu hören, dem mit einigen dumpfen Fluchworten Beiſtand geleiſtet wurde; dann ſchien auf einmal ein ſchwaches Licht hervor, wodurch Friedrich in nicht geringe Freude gerieth. Durch wiederholtes Rufen leitete er daſſelbe endlich bis ganz in ſeine Nähe, und nun ſtand mit einemmal ein ziemlich bejahrter Mann vor ihm, der in einer Hornlaterne ein ſpärliches Lichtſtümpfchen führte, an ſeinem übrigen Weſen aber für einen Köhler zu halten war. Friedrich erzählte in kurzen Worten das gehabte Unglück, beſchwor den Köhler um ſeinen ſchleunigſten Beiſtand, und verſprach dagegen die

reichlichſte Belohnung. Der Mann leuchtete ringsumher, und nachdem er ſich ſelber wieder orientirt zu haben ſchien, lud er, ohne ein Wort zu ſagen, den' betäubten Adolf auf ſeinen Rücken, und trug ihn langſam fort; Friedrich folgte. Sie waren kaum hundert Schritt gegangen, nicht ohne einige Mühe, denn es ging kein Fußpfad dahin, ſo ſtanden ſie vor der Hütte des Köhlers, der jetzt erſt anfing zu reden, indem er ſagte, daß die Herrſchaften ſich eng behelfen müßten, weil ſchon zwei Herren drinnen auf der Streu lägen, die ſich im Walde verirrt, endlich ſeine Hütte gefunden hätten, und ungeachtet der Sorge, die ſie für einen Dritten zu haben ſchienen, aus übergroßer Ermüdung gleich eingeſchlafen wären. Friedrich wurde ſehr aufmerkſam, ohne jedoch eine beſtimmte Vermuthung zu haben, am wenigſten dacht' er an Warner'n und ſeinen Freund Eduard, die er daſelbſt treffen ſollte. Die Frau des Köhlers öffnete die Thüre, ſie traten hinein, der Köhler legte Adolfen ſanft auf die Streu, und betrachtete, da er ihn bluten ſah, genau die verletzten Stellen. Die bedeutendſte war an der Stirne; mit der er wahrſcheinlich gegen einen Baum gefallen war, doch verſicherte jener ſogleich, das alles habe gar nichts zu bedeuten. Darauf gab er ſeiner Frau, die ſehr geſchäftig am Feuer war, die nöthigen Anweiſungen zum Verband der Wunden und zur Verpflegung des Geſtürzten, und ging ohne Verzug mit Friedrich wieder zurück, um wo möglich den Wagen auszuforſchen und den Verunglückten Hülfe zu leiſten; außer der Laterne nahmen ſie einige ſtarke Hebebäume mit, woran Friedrich ſein gehöriges Theil zu tragen hatte. Der Weg war uneben, von Geſträuch bewachſen, und da, wo er etwas gebahnt war, ſo ſchlüpfrig, daß jeder Schritt unſicher wurde; dabei war das Fatalſte, daß keiner recht wußte, wohin ſie ſich eigentlich zu wenden hätten, da Friedrich natürlicherweiſe nicht zu beſtimmen wußte, an welcher Stelle der Wagen umgeſtürzt, und ſelbſt der Ort, wo er zuletzt bei Adolf wartete,

ihn in völliger Ungewißheit desfalls gelaſſen hatte. Sie kamen endlich an einen Abhang, der ſie langſam in die Tiefe führte, und ſie glaubten ſchon auf ganz irrigem Wege zu ſein, da aus dem engen Thal ein ſtarkes Brauſen, wie eines Waldbachs, aufdrang. Deſto größer war des Köhler's Staunen, Friedrichs Erſchrecken, als ſie dicht an dem wilden Waſſer die umgeſtürzte Kutſche liegen ſahen, und da keine Seele dabei war, mußten ſie in der erſten Beſtürzung glauben, die Unglücklichen ſeien in dem Waſſer ertrunken. Da ſich aber bei genauer Beſichtigung keine Spur von zerriſſenen Strängen vorfand, es vielmehr ganz ſo ausſah, als habe man die Pferde gehörig abgeſpannt, ſo faßten ſie auch für die Rettung der Menſchen gute Hoffnung, und die einzige Verlegenheit Friedrichs blieb die, nicht zu wiſſen, wohin ſie ſich gewendet. Der Köhler ging indeß ſchweigend an dem Ufer des Baches hinauf; Friedrich folgte, und hatte kaum den Muth, eine Frage zu thun. Sie erreichten eine ſchmale Brücke, die nur auf einer Seite ein Geländer hatte; Friedrich, dem ein Licht aufging, bekam plötzlich in der Freude all ſeine tolle Wildheit wieder, und vergeſſend, in wie noch mißlicher, hülfsbedürftiger Lage ſie alle waren, klopfte er dem Köhler etwas hart in den Rücken, indem er ausrief, Kerl, warum haſt du das nicht gleich geſagt? Dieſer jedoch blieb plötzlich ſtehen, leuchtete dem ungebührlichen jungen Mann in's Geſicht, und blickte ihn mit grimmigen Augen an, daß Friedrich ſo ſanftmüthig wurde, als möglich, und nur froh war, daß der Alte weiter ſchritt. Der Waldbach war durch den eben gefallenen Regen ſo angeſchwollen, daß ein Theil der Brücke in Waſſer ſtand und ſie mit großer Gefahr bei jedem Schritt das Bret zu verfehlen, bis an die Waden durch's Waſſer gingen. Kaum hatten ſie die gegenüberſtehende Seite betreten, als ein heftiger Anſturz die ſchwache Brücke krachend fortriß, und ſie alſo von dem Rückwege abgeſchnitten waren. Den Köhler

ſchien das wenig zu kümmern, er ging mit gleichmäßigen ruhigen Schritten vorwärts, ohne auf die bisweilen erneuten Fragen Friedrichs zu antworten. Der Wald rauſchte über ihnen ſchauerlich, die Bäume waren hochſtämmig und weniger dicht beiſammen, nur die Wipfel ſchlangen ſich in einander. Nach einer guten Viertelſtunde kamen ſie an eine Hütte, die, obwohl größer und anſtändiger als die vorige, doch ebenfalls eines Köhlers zu ſein ſchien. Schon draußen glaubte Friedrich bekannte Stimmen zu vernehmen und ihm ward hell zu Muthe; wie jauchzte ſein Herz auf, als er in die Stube tretend Julien, Sophien, die ſchöne Mohrenkönigin nebſt der Kammerjungfer, die im Wagen den vierten Platz eingenommen hatte, ganz munter und wohlbehalten um einen Theetiſch ſitzen ſah, und von allen Seiten Bewillkommungen über ſeine Ankunft empfing. Man bot ihm ſogleich aus einer ſchlechten irdenen Schale, beſſere hatte man nicht vorgefunden, von dem vortrefflichen Thee an, den man aus der Wagentaſche herauszunehmen nicht vergeſſen hatte, und für Zucker, Rum, einige Konfituren war gleichfalls durch den mitgegebenen Vorrath geſorgt. Friedrich erquickte ſich durch das geliebte Getränk wiederholt, und fand kein Ende, ſo daß zwei Damen mit Einſchenken und Zuckerſchlagen zu thun hatten; endlich kam es zu einigen Erklärungen. Julie erzählte, wie ein wunderbarer Vorfall ſie zuerſt erſchreckt habe; ein fremder Reiter, deſſen Stimme mit Adolfs einige Aehnlichkeit gehabt, ſei an den Kutſchenſchlag gekommen, und habe hineingerufen, ſo daß ſie, durch die ſchaurige Nacht und ein wunderbares Lied ſchon aufgeregt, geglaubt hätten, Adolf ſei doppelt; das Geſchrei, welches ſie erhoben, müſſe den Kutſcher außer Faſſung gebracht haben, ſie ſeien aus dem Wege gerathen, der Wagen habe umgeworfen, und durch eine preiswürdige Glückſchickung ſei er auf der einen Seite, ohne weiter überzuſchlagen, ziemlich ſacht hinuntergegleitet bis an das Ufer des Waldbachs; dort wären ſie, da niemand beſchädigt

war, mit großem Lachen ausgeſtiegen, und ſo durch den Beiſtand des herbeigekommenen Köhlers hierhergelangt. Der Kutſcher hatte die Pferde durch den Bach geführt und war mit ihrer Wartung beſchäftigt. Friedrich ſtand lange Zeit in Gedanken, nachdem er dieſen Bericht gehört, auch Julie ſchien etwas ſchwermüthig zu werden, und die ſchöne Mohrenkönigin geſtand mit einemmal, was ſie bisher, um die Fröhlichkeit nicht zu ſtören, verſchwiegen hatte, daß ſie am Arm beſchädigt ſei, und heftige Schmerzen empfinde. Sophie traf ſogleich alle Anſtalten, die für ihre leidende Freundin dienlich waren, ſie legte einen förmlichen Verband an, nachdem ſie einen heilſamen, ſchmerzſtillenden Balſam auf die verletzten Stellen geſtrichen. Wo bleibt nur Adolf? fragte halblaut, mit einem Seufzer, Julie. Adolf? rief Friedrich auffahrend; wer ſaß bei Ihnen im Wagen? Die Damen wurden aufmerkſam auf Friedrichs Unruhe. Wie fragen Sie nur! verſetzte Sophie, haben Sie nicht ſelbſt den guten Adolf, dem nicht wohl war, in den Wagen gehoben? In den Wagen gehoben, ſagte Friedrich bitter, habe ich einen, ob er aber Adolf war, mag Gott wiſſen! ſoviel weiß ich, daß jener neben uns ritt, kein Wort ſprach, und uns für Adolf galt. Der wahre Adolf aber kann nicht im Wagen geweſen ſein, denn während dieſer den Abhang hinabglitt, lag Adolf vom Pferde geſtürzt bewußtlos in meinen Armen. Ich habe ihn eben bei dieſem ehelichen Mann untergebracht, deſſen Frau ihm alle Pflege angedeihen läßt; laßt uns gleich ſorgen, ihn hierher zu ſchaffen! Das geht nicht an, verſetzte der Köhler ruhig und trocken, ihr habt geſehen, wie die Brücke fortgeriſſen wurde, und wie ſollte der Schwache, Verwundete in der dunkeln Nacht über einen Baumſtamm gehen können, den wir etwa über den wilden Bach hinlegen möchten? Laßt nur! morgen iſt auch ein Tag, bis dahin erholt er ſich ganz. Er iſt verwundet? rief Julie ängſtlich, indem ſie die Hände erhob, und bald Friedrich, bald den Köhler

anſah. Hat nichts zu ſagen, eine Kleinigkeit! ſagte dieſer, und ging gleichgültig hinaus. Wo iſt der geblieben, der mit euch im Wagen fuhr? ſchrie Friedrich jetzt plötzlich mit ſeiner heftigen Art, die jedes Hinderniß des Einſehens eben ſo wie ein körperliches anzugreifen bemüht war. Das iſt ein ſeltſamer, tückiſcher Streich. In dem Augenblick trat Franz herein, der mit erſchöpfter Stimme die Worte ſprach: wir ſind ſchändlich verrathen! und auf einen Schemel hinſank. Die ganze Geſellſchaft gerieth in Aufruhr durch dieſe Worte. Nachdem Franz ſich etwas erholt, begann er ſeine Erzählung: wie er den Wagen habe fallen ſehen, vom Pferde geſprungen ſei, und endlich den Damen herausgeholfen habe; wie ihm da der vermeintliche Adolf durch ſeltſames Betragen aufgefallen ſei; wie dieſer ſeine Nähe vermieden, und endlich vor der Hütte, ſtatt hineinzugehen, die Flucht ergriffen habe. Sogleich, fuhr jener fort, verfolgte ich ihn, um meine Zweifel aufzuklären; mehrmals rief ich ihn an, zuletzt mit den ſchimpflichſten Drohungen, die ihn endlich vermochten zu ſtehen; eine ganz fremde Stimme rief zornig die Worte: ſtirb, du ſchändlicher Bube! und zugleich wurde eine Piſtole losgefeuert, die glücklicherweiſe nur den Hut mir ſtreifte. Ich ließ um ſo weniger nach in der Verfolgung, aber ich hatte bald alle Spur verloren, und mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Man gerieth durch dieſe Erzählung in nicht geringe Beſtürzung, beſonders war Friedrich ganz toll und unſinnig in dieſer Verwirrung, und hätte gern an jemanden ſeine Wuth ausgelaſſen. Man erzählte nun von allen Seiten einzeln, ſtellte zuſammen, verſtändigte ſich über kleine Widerſprüche, aber alle Kombinationen waren unzulänglich zur Eröffnung des Verſtändniſſes dieſes wunderbaren Abenteuers. Man ſetzte einige Hoffnung auf die Ausforſchung der Beiden, die Friedrich in der Hütte des erſten Köhlers gefunden hatte, und beſchloß endlich, da die Unmöglichkeit jetzt etwas auszuführen offenbar war, die Helle des Tages

abzuwarten. Die ſchöne Mohrenkönigin wollte ſich kaum zufrieden geben, ſondern durchaus ihren Bruder Adolf ſehen, und man hatte die größte Mühe, ihre heftige Sehnſucht zu bekämpfen; man mußte ſich darüber wundern, denn vorher war ſie ganz ruhig geweſen; jetzt warf ſie ſich in die Arme ihrer Freundin Julie, als derjenigen, die ein gleich lebhaftes Intereſſe für Adolf fühlte, und weinte ſich an ihrer Bruſt aus. Ihre Traurigkeit war recht abſtechend gegen Friedrichs ſteigende Munterkeit, der, einmal ergeben in die Verwirrung, ſich dieſe ſo angenehm als möglich zu machen wünſchte. Sophie reichte mit ämſiger Geſchäftigkeit Thee herum, und brachte dadurch einige Ruhe in das Zimmer; denn wenn nur jeder etwas in den Händen, und ein äußeres Geſchäft, ſei es auch das kleinſte und unbedeutendſte, zu beſorgen hat, iſt er ſchon halb gebändigt. Eben reichte Julie Sophien ihre leere Taſſe zurück, ſie hatte ihr Schnupftuch über den Arm hingelegt und zog beim Ausſtrecken der Hand den einen Zipfel zufällig mit. Sophie entfärbte ſich, und griff zitternd nach der Taſſe, die Augen erſchrocken auf das batiſtene Tuch geheftet, an dem ſie deutlich das Zeichen erkannte, das ſie ſelbſt einſt für Karl hineingeſtickt. Ihr blieb kein Zweifel mehr, daß der Unbekannte, der im Wagen geweſen, Karl ſei, wo denn, da er neben Julien geſeſſen, dieſe leicht ſein Tuch ſtatt des ihrigen habe nehmen können. Doch hütete ſie ſich, irgend etwas von dieſem Verdacht merken zu laſſen. Wie bedaure ich die armen Damen jedesmal, unterbrach Friedrich die Stille, wenn ich am Theetiſch ſitze! Kann es wohl eine größere Qual geben, als immerfort Waſſer aufzugießen, Taſſen zu handhaben, einzuſchenken, Zucker zu geben, Milch und Rum zuzugießen, dabei eines jeden eigene Taſſe und eigenen Geſchmack im Auge zu behalten, und ſelbſt kaum verſtohlner Weiſe einige Schälchen zu genießen! Das Theemachen gehört wahrlich mit zu den Flüchen, die unſere Mutter Eva aus dem Paradieſe mitnahm. Sie ver-

geſſen, ſagte Sophie freundlich, daß ich es bin, die Thee macht, und mir auf der Welt kein ſchöneres, geſelligeres Geſchäft geboten werden kann; bei mir findet Ihre Anſicht keinen Eingang, deſto mehr Glück aber werden Sie damit bei der ſchönen Mohrenkönigin machen können, denn ihr iſt jedes Geſchäft dieſer Art in den Tod verhaßt, und in Ihrem Leben haben Sie kein ſo verdrießliches Geſicht geſehen, als das der Kleinen, wenn einmal das Einſchenken an ſie kommt. Was das nun wieder iſt! verſetzte dieſe, ihr habt auch immer etwas! Dieſe Eigenthümlichkeit kannt' ich an Ihnen noch nicht, ſchöne Dame, ſagte Friedrich, ich habe Sie alſo um ſo mehr um Verzeihung zu bitten wegen der Thees bei Ihrem Bruder, da ich ein ſo ſtarker Theetrinker bin. O glauben Sie doch nicht alles, was man ſagt, erwiederte die Mohrenkönigin halb unwillig und liebenswürdig; man gibt mir allerlei Schuld, was gar nicht wahr iſt. Ei, meine Theure, rief Franz aus ſeiner Ecke hervor, gibt man Ihnen nicht auch Schuld, Sie gingen gern im ſchnellſten Schritt ſpazieren, und ſetzten jedesmal Ihre Führer in Verzweiflung? Sie zögen ſich ſtundenlang an, und ſtundenlang wieder um, aus bloßer Luſt an den Kleidern? Iſt das alles bloße Verläumdung? Laſſe es nicht zu Erörterungen kommen, Liebe, ſagte Sophie, wir behalten am Ende Recht! Gib mir nur noch eine Taſſe Thee, mit dir will ich wohl fertig werden, aber mit Friedrich und ſeinem Freunde Franz iſt gar kein Auskommen! Das möcht' ich doch ſehen, rief Julie aus, ob mit den Herren kein Auskommen iſt! Verſuchen Sie's, ſchöne Julie, verſetzte Friedrich, ſchon um die kleine Mohrenkönigin das Falſche geſagt haben zu laſſen, werden wir uns als ſolche zeigen, mit denen man fertig werden kann. Wer behält nun Recht? fragte Sophie. Die Mohrenkönigin, antwortete Franz. Mein Gott! wer hat euch nur das Recht gegeben, mich ſo zu nennen, das iſt ganz impertinent! Friedrich verſetzte, dies ſtehe dem Flügel-

linde doch wohl frei. Sie ſehen, fuhr er fort, ſchönſte Amanda, was Sie für Uebernamen austheilen, bleibt nicht verborgen; der Ihrige iſt wenigſtens nicht ſchlechter, und danken Sie Gott, daß wir ihn nicht aus dem ungariſchen Namen Ihres Geburtsortes genommen haben, der ſo äußerſt wohlklingend iſt. Geben Sie mir nur nicht noch zuletzt meine Freundin für eine Ungarin aus, ſagte Julie, und nahm die Kleine, die wirklich ein wenig böſe geworden war, in den Arm. Ihre Stimmung war um ſo gereizter, da dieſe Scherze in eine ganz andere Reihe von Gefühlen eingriffen, die bis jetzt niemand kannte, und nur eben Julie mit weiblichem Gefühl ahnete.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Die Geſellſchaft bemerkte, daß die Neckereien Friedrichs und Franzens Amanden etwas verſtimmt zu haben ſchienen, und dies brachte eine ziemlich lange Pauſe in der Unterhaltung hervor. Jedermann ſaß ſtill und nachſinnend über die wunderbaren und unangenehmen Vorfälle dieſer Nacht, und beſonders ſchienen die Damen dem Eindruck derſelben jetzt größern Raum zu geben, und ihre Traurigkeit nicht länger verhehlen zu können, die bisher durch das lebhafte Geſpräch gleichſam zurückgedrängt, bei der eingetretenen Stille deutlich ſich zu zeigen im Begriff war. Friedrich wollte dieſe Stimmung nicht aufkommen laſſen, und verſuchte es daher, durch ein neues Geſpräch die Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände zu leiten. Du lieber großer und guter Gott, unterbrach er das Schweigen, welche treffliche Arznei iſt in einer ſolchen traurigen Situation die Geduld.

Sie hat einen großen Vorzug vor allen Arzneien auf der Welt, erwiederte Franz, nämlich sie hilft gewiß, wenn *man nur die Kraft hat, sie zu nehmen.*

Die Geduld hat, geduldig zu sein, könnten Sie sagen, sagte Julie.

Diese schöne Eigenschaft, fuhr Friedrich fort, theilt sie mit allen geistigen Arzneien. Wolle das Wollen ist auch eine von den schönen Vorschriften, die mir gerade das zu sein dünken, was die Principien der Kriegskunst und des Schachspiels sind.

Und wie heißen diese? fiel Sophie ein.

Sind Sie so begierig nach Principien, schöne Freundin? sagte Friedrich; ist auch zu Ihnen etwas von der Philosophie gekommen, womit unser ganzes Zeitalter ausgeweißt und angeschwärzt ist? Haben Sie vielleicht gar bereits etwas vom Absoluten, diesem philosophischen Hans in allen Gassen gehört, und von seiner Schwester, die sich alle Tage neu ausputzt und ein schönes Kleid nach dem andern anzieht?

Und wer ist denn, sagte Julie spöttisch, wer ist denn, um in Lutheri Katechismus zu bleiben, die Grete zu diesem Hans? Man nennt sie Religion, erwiederte Friedrich, und sie führt stets eine kleine Modehändlerin bei sich, die ihr alle die Putzsachen nach der neuesten Mode verschafft und aufsteckt. Dies ist die Kunst.

O pfui doch, sagte Amanda ein wenig heftig, das ist ja ganz abscheulich, in diesem Tone von der Religion zu sprechen.

Du hast recht, Liebe, fiel Julie ein, statt dessen theilen Sie uns lieber die Principien der Kriegskunst und des Schachspiels mit, die Sie uns zu lange erwarten lassen.

Sehr gern, erwiederte Friedrich, sie sind kürzlich diese, daß Sie ein jedes Schachspiel und jede Schlacht gewinnen, wenn es Ihnen gelingt, an einem Orte mehr Steine oder Truppen zu koncentriren, als Ihr Gegner hindringen kann.

Sie werden auf dieſe Art allemal durchbrechen. Ganz außerordentlich weiſe, erwiederte Julie; was geben Sie mir, wenn ich Ihnen ein halbes Dutzend ſolcher Principien noch außerdem anfertige? Nummer Eins: Wer das Herz einer Dame erobern will, muß ſo liebenswürdig erſcheinen, daß es der Dame gar nicht einfällt, ihr Herz an einen andern zu verſchenken. Nummer Zwei: Wer jemand von einer Krankheit heilen will, muß die Lebenskräfte des Patienten zu einer ſolchen Höhe erheben, daß dadurch die Kraft der Krankheit gebrochen wird. Nummer Drei: —

Hier fiel Franz ein: Wer in einem Duell auf den Stoß ſeinen Gegner beſte[illegible]d, muß die Degenſpitze ſeines Gegners von dem Umkreis ſeines Körpers abhalten, und demſelben ſo viel Stöße als möglich beibringen.

Das ſteht ſchon im Moliere, fiel Sophie lebhaft ein.

Das iſt ſehr gleichgültig, erwiederte Franz, alles Schöne iſt mein, und ob ſolches Diebſtahls ſchäme ich mich nicht. Was aber das Abſolute betrifft, ſo weiß ich von demſelben eine ganz vortreffliche Anekdote.

Eine Anekdote vom Abſoluten? riefen die Damen; macht das Abſolute Anekdoten? Iſt ſie ſkandalös?

Keineswegs, ſagte Franz, ſondern ſehr moraliſch und auferbaulich. Bei ſo gelehrten Damen darf ich vorausſetzen, daß ſie wiſſen, daß das Abſolute nichts anders iſt, als die in der Welt unter dem Namen Gott bekannte Perſon.

Keine Poſſen und Verdrehungen und Abſprünge, verſetzte Julie, Anekdoten höre ich gern ſo rein, ſo rein —

Wie Friedrich Nicolai's von Friedrich dem Zweiten, ſetzte Friedrich hinzu.

Sie wiſſen ferner, fuhr Franz, ohne darauf zu achten, fort, daß die Aufgabe aller Philoſophie iſt, zu Gott zu leiten, ſeiner theilhaftig zu werden, ſich in ihm, oder ihn in ſich aufzunehmen oder aufnehmen zu laſſen.

Weiter, weiter, ſprachen die Damen.

Aber, fuhr er fort, Sie wissen vielleicht nicht, was eine Kirms ist, und daß die einzelnen Dörfer bei derselben ihre Bekannte mit Kuchen traktiren.

Meinen Fächer, sagte Julie zur Kammerjungfer, ich halte es für unschicklich, beim Gähnen den Mund mit der Hand zuzuhalten.

Vom Gähnen wüßte ich auch eine Anekdote, sagte Friedrich, die mir bei diesem Worte beiläufig einfällt.

Bei beiläufig fallen mir zwei Anekdoten ein, sagte Julie, und dann noch eine, wenn ich mich nicht sehr irre.

Mir fällt eine bei irren ein, sagte Sophie, von einem Engländer; o bei Engländer fallen mir noch sechs ein.

Das ist wenig, erwiederte Friedrich, ich allein könnte mit zwölf dienen und ich würde den ganzen Archenholz, England und Italien nebst den britischen Annalen, wie auch den Hume nebst allen englischen Geschichtschreibern zum Nachschlagen beilegen. Aber so geht das nicht, laßt uns dem Beispiele der Alten folgen, die, wie in den Reisen des neuen Franzosen durch Altgriechenland, im Anacharsis, steht, Gastmahlskönige zu wählen pflegten. Erlauben Sie, fuhr er sich zu Amanden wendend fort, daß ich Sie, die Sie ja als Mohrenkönigin schon gelernt haben, das Scepter zu führen, nun auch als Anekdotenkönigin begrüße.

Hierauf führte er sie, alles Sträubens ungeachtet, mit vielem Anstande zu einem Schemel, der, obschon wackelnd, doch etwas höher als die andern war, und bat sie, von den Bitten aller übrigen unterstützt, daß sie mit der Ausübung ihrer königlichen Gewalt sogleich den Anfang machen möchte, zu welchem Ende er ihr seinen Stab hinreichte, um ihn als Scepter in der Hand zu führen.

Sie klopfte mit demselben dreimal auf den Tisch und gebot Stille, die auch sogleich erfolgte; worauf sie, ihre Stimme ein wenig erhebend, sagte: Erstlich die Anekdote von dem Absoluten.

Oder das Schickſal aller Philoſophie, ſetzte Franz mit einer ehrerbietigen Verbeugung vor der Königin hinzu.

Hans und Peter waren zwei Kinder, welche ihre Mutter um Erlaubniß baten, auf ein benachbartes Dorf zur Kirms zu gehen, weil ſie großen Appetit zu Kuchen hätten. Die Mutter ſtellte ihnen vor, daß ſie keinen bekommen würden, weil ſie keine Bekannte daſelbſt hätten; aber dennoch beſtanden die Knaben darauf und machten ſich auf ihren Weg. Abends als ſie zu Hauſe kamen, fragte ſie die Mutter, ob ſie Kuchen bekommen hätten. Ich nicht, verſetzte Hans, aber Peter hätte bald welchen gekriegt.

Julie lobte den Erzähler für ſeine allegoriſche Anekdote und wirkte ihm als Belohnung dafür eine Taſſe warmen Thee bei der Königin aus, dem ſie ſelbſt ſehr zierlich ein Butterbrot hinzufügte; worauf Amanda ſagte: Die Anekdote vom Gähnen zum zweiten.

Ein junger Dichter, fing Friedrich an, welcher ein ſehr ſchlechtes Stück auf das Theater gegeben hatte, von dem man ihm voraus ſagte, daß es werde ausgepfiffen werden, berief ſich als auf einen Beweis von der Güte des Stücks darauf, daß dies nicht geſchehen ſei. Das folgt nicht, erwiederte ihm einer ſeiner Freunde, wir konnten vor Gähnen nicht zum Pfeifen kommen.

Pfeift, Freunde, pfeift, ich bitte euch, ſagte Julie, dieſe unbedeutende Anekdote aus, die mir gerade ſo vorkommt, wie eine Waſſerſuppe ohne Salz, Butter und Eier.

Pfeifen Sie, ſagte Friedrich, aber belehren Sie mich, was Sie von einer Anekdote verlangen.

Ein andermal, verſetzte Julie; pfeift, Freunde. Alles pfiff, und Friedrich murmelte: ohne Urtheil und Recht; worauf Amanda, mit ihrem Stabe auf den Tiſch klopfend, dem Pfeifen ein Ende machte, und dann rief: Drei Anekdoten von beiläufig.

Julie erzählte: Ein arger Schwätzer, welcher beſonders

die Gewohnheit hatte, ſeine Kenntniſſe beiläufig zu zeigen, ſprach mit einem Franzoſen franzöſiſch; dieſer ſetzte ihm irgend eine Sache weiter auseinander und ſchloß endlich: au reste; ſogleich fiel ihm jener Schwätzer ins Wort und erzählte ihm die ganze Geſchichte des Oreſtes.

Keinesweges anſchaulich, ſagte die Mohrenkönigin; wenigſtens hätten Sie ſie franzöſiſch erzählen, oder etwas Deutſches unterlegen ſollen, oder —

Die Oder, fiel Friedrich ein, iſt ein Fluß, welcher durch ganz Schleſien fließt, und hinter Stettin —

Bravo, rief zuerſt Amanda, und dann die ganze Geſellſchaft. Sie haben Ihren Fehler wieder gut gemacht, ſagte Julie, und verdienen beklatſcht zu werden.

Hierauf forderte Amanda die zweite Anekdote von beiläufig.

Ein ſehr grober General, der anſehnliche Waldungen beſaß, gab ſeinem Major öffentlich einen Verweis, der ſich mit den Worten ſchloß: Kurz, Herr, ich glaube, Sie haben ein Bret vor dem Kopfe. A propos von Bretern, erwiederte der Major, Sie haben ja neulich auf Ihren Gütern Holz ſchlagen laſſen; ich will bauen, könnten Sie mir wohl einige Schock Breter ablaſſen?

Geht an, ſagte Amanda, und nun die dritte Anekdote von beiläufig.

Julie fuhr fort. Ein Mann, welcher eine ſehr ſchöne Anekdote von einer Flinte wußte und dieſe in einer Geſellſchaft gern anbringen wollte, verſuchte faſt jedes Mittel, um das Geſpräch darauf hinzulenken, jedoch vergebens. Endlich ſprang er auf und ſagte: ich habe einen Flintenſchuß gehört. Die Geſellſchaft verſicherte, dies ſei nicht richtig. Nun fuhr er fort: wie dem auch ſei, da wir einmal von Flinten ſprechen, ſo fällt mir ein u. ſ. w.

Und ſo weiter? ſagte Amanda. Alſo Sie wiſſen nicht einmal die Anekdote von der Flinte; es wäre doch billig, daß wir ſie erführen. Wer weiß die Anekdote von der Flinte?

Ich, rief Friedrich; ich, rief Franz. Erzählen Sie, Friedrich, ſagte Amanda, worauf dieſer ſprach:

Ein Jude, welcher eine Gewehrfabrik beſah, kam in das Zimmer, in welchem die Gewehrläufe einzeln und ohne Schäfte zuſammen gehäuft lagen. Seine Kinder wollten dies genauer beſehen und näherten ſich. Bleibt zurück, Kinder, ſagte der Jude, man kann nicht wiſſen, es könnte doch losgehen.

Meine iſt viel ſchöner, ſagte Franz, obgleich nur eine vermehrte und verbeſſerte Ausgabe von der eben erzählten. Ein Jude ſaß mit Frau und Kindern bei Tiſche, als einer ſeiner Glaubensgenoſſen hereintrat, welcher zwei Stangen Eiſen unter dem Arme trug. Was haſt du da? fragte jener. Ich bin geweſen, erwiederte dieſer, auf einer Auktion und habe mir gekauft ein paar Staugen Eiſen, um mir machen zu laſſen ein paar Piſtölchen auf Reiſen. Frau, rief der erſte Jude, thu heraus die Kinder, die Sach' wird gefährlich.

Ihre Anekdote, verſetzte Amanda, iſt beſſer als die erſte und ſchlechter zugleich, denn der letzte Jude iſt noch weit unſinniger feig, als der erſte, allein da jener Mann eine Anekdote von einer Flinte erzählte, die Ihrige aber von Piſtolen handelt; ſo ſteht ſie, wie Sie ſehen, ganz am unrechten Orte.

Sein Sie ſo gut, erwiederte Franz, und nehmen an, daß jener eine Anekdote von Piſtolen gewußt, und einen Piſtolenſchuß gehört zu haben behauptet habe. —

Das iſt ein Nothbehelf, erwiederte Amanda, ich beſtehe darauf, die Anekdote zu erfahren, die der Mann von der Flinte gewußt hat.

Nach einem kleinen Nachdenken ſagte Franz: Ich glaube ſie zu wiſſen. Ein Gelehrter, der ſehr hypochondriſch war, mußte zu ſeiner Bewegung bisweilen auf die Jagd gehen. Er befand ſich auf dem Anſtand; ſeine Freunde ſahen, wie

er anſchlug, aber nicht losdrückte, ſondern die Flinte ab- und die Brille aufſetzte. Seine Freunde riefen ihm zu, was er mache? Er erwiederte, er habe da etwas geſehen, und geglaubt, es ſei ein Haſe im Lager. Jetzt ſei er ungewiß, ob es nicht ein trockner Tannenzweig ſei, und damit der Haſe dies nicht verſtehe, rief er es auf lateiniſch.

Das iſt die Anekdote von der Flinte gewiß nicht, ſagte Amanda, denn hier iſt nicht die Flinte, ſondern die Zerſtreuung des Mannes die Hauptſache, die Flinte kommt nur beiläufig vor. Ueberdies muß, da jener Mann einen Flintenſchuß fingirte, von einer losgeſchoſſenen Flinte die Rede ſein, nicht von einer, die nur losgedrückt werden ſoll.

Wenn das iſt, ſprach Franz, ſo weiß ich ſie: Ein Rekrut, der zum erſtenmale in einer Schlacht war, ſtand neben einem alten Offizier, und dieſer bemerkte, daß jener, ſo oft er lud, betete: Allmächtiger Gott, dir iſt kein Ding unmöglich, wenn's möglich iſt, ſchaffe, daß dieſe Kugeln vorübergehen, doch nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe; dagegen ſo oft er ſchoß, fluchte er gotteslästerlich. Als ihn ſpäter ſein Offizier um die Urſach fragte, erwiederte er: ja, wenn ich lade, hat er mich, aber wenn ich ſchieße, ich ihn.

Auch dieſe Anekdote, ſagte Amanda, kann ich nicht für die halten, welche jener Mann erzählte, denn hier iſt zwar von einer Flinte, auch von einer losgeſchoſſenen, jedoch nur als beiläufig die Rede, und im Grunde kann ein Flintenſchuß einen wohl an eine losgeſchoſſene Flinte, aber nicht an mehrere, nicht an eine Bataille erinnern. Kurz, ich ſehe wohl, es ſtehet geſchrieben, daß ich dieſe Anekdote nicht erfahren ſoll; alſo die Anekdote vom Irren.

Sophie ſagte: In einem Wirthshauſe ſpielte ein falſcher Spieler mit einem Engländer nach dem Abendeſſen auf dem Tiſchtuche ein Hazardſpiel mit Karten. Der Engländer, welcher merkte, daß jener ihn betrog, indem er die Karten vertauſchte, nahm ſein Tempo wahr, faßte eine Gabel, durch-

ſtach jenem mitten in ſeinen Kunſtgriffen die Hand, ſo daß er ſie an den Tiſch nagelte, und ſagte: Sollte ich mich geirrt und Sie ehrlich geſpielt haben, ſo bitte ich im voraus um Verzeihung.

Hier trat der Kutſcher herein, und ſagte: Ich wollte nur gütigſt melden, daß ich und die Pferde abgefreſſen haben. Er iſt ſehr demüthig gegen ſich ſelbſt, ſagte Julie lachend, daß Er ſo von ſich ſpricht. — Da Sie hier eſſen, erwiederte Hans, ſo ſchickt es ſich wohl nicht, daß ich von mir eben ſo ſpreche.

Darf ich wohl, ſagte die Kammerjungfer verſchämt, auch eine Anekdote von Oder erzählen? — Das würde ſich, erwiederte Julie, beſſer gepaßt haben, als wir vorhin von der Oder ſprachen, indeſſen wird es die Königin um deiner Beſcheidenheit willen wohl verſtatten. Erzähle nur, ſagte Amanda. Ein ſchleſiſcher Edelmann reiſte einſt nach Berlin und eilte aus allen Kräften, ſich die Spree, als erſte Merkwürdigkeit zeigen zu laſſen. Er betrachtete den Strom lange und erkundigte ſich verſchiedenemale, ob dies wirklich die Spree ſei. Man bejahte es. Sonderbar, ſonderbar, ſagte er, bei uns nennt man das die Oder. — Nun kommt, ſagte Amanda, es wird Zeit, daß wir aufbrechen.

Die Geſellſchaft aber behauptete einſtimmig, daß ſie als Anekdotenkönigin die Pflicht auf ſich habe, eine Anekdote zum Beſten zu geben, bevor ſie die Regierung niederlege. — Es ſei, erwiederte ſie, ich nenne ſie Weltanſicht: Ein Proteſtant, welcher im katholiſchen Deutſchland reiſte, kam ganz ermüdet in ein Wirthshaus und forderte einen Braten, welcher dort hing, noch heute gebraten. Das geht nicht, erwiederte die Wirthin, heute iſt Faſttag und da dürfen wir kein Fleiſch verkaufen; wenn Sie aber noch eine halbe Meile weiter fahren wollen, ſo kommen Sie an ein Wirthshaus, wo Sie alles haben können. Iſt der Wirth proteſtantiſch? fragte der Reiſende. Nein, erwiederte man.

Iſt er in eines andern Herrn Lande?

Nein.

Warum darf er an den Faſttagen Fleiſch verkaufen, und Ihr nicht?

Das will ich Ihm ſagen: Wir haben Kaution gemacht, und da geht's nicht, jener aber hat nur geſchworen, da kann er machen was er will.

Aber nun kommt, es iſt ſpät oder früh, ich weiß nicht.

---

## Vierzehntes Kapitel.

Indeß hatte Karl nach den entſetzlichen Bedrängniſſen, die er ausgeſtanden, einige Ruhe gewonnen, eine ſcheinbare freilich nur, denn um ſo ungeſtümer wogte ſein Gemüth in dem Andrang der widrigſten Gefühle, welche durch die Anſchauung ſeines eigenen Lebens und deſſen freudenloſen Laufs ihm erweckt wurden. Warum, rief er aus, muß vor mir alle Heiterkeit fliehen, alles Schöne verſchwinden? Welch grauſames Geſchick hat ſich über mich wie ein Netz des Verderbens geſchlungen, und läßt nicht einmal meine Schuld mich wiſſen! Den Frühling, ſtänd' er auch in der glanzvollſten Blüthe, muß ich, wenn ſein friſches Leben mich reizte, ihm zu nahen, als ſchneidenden, todten Winter erblicken, die liebe bewegte Jugend wird meiner Berührung ein elendes Alter voll Schäden und Gebrechlichkeiten, die ſüßeſten Erſcheinungen der Gluth des Geiſtes erlöſchen vor mir in trübe Lichter, die nothdürftig auf drei Schritte den Weg beleuchten! O Gott! was hab' ich gethan, daß mir Liebe, Freundſchaft, Wiſſenſchaft und Poeſie, dieſe Leitſterne des Lebens, nach deren Göttlichkeit mich ſo heiß verlangt, immer nur als frevelhafte Larven erſcheinen, ſo oft

ich meinem Leben ſie einpflanzen will? Sophie! wäre ſie mir nie nahe gekommen, die Schändliche, die mich verachtet und höhnt! Um ihretwillen allein kämpf' ich in dieſen Irrſälen, die wie eine Kette von eiſernen Ringen mit jedem Tage aufs neue mich umſchlingen, und deren erſter Ring dies Weib iſt, für die ich jetzt büßen muß. Alle Uebel, die ſeither mir zugeſtoßen ſind, laſſen ſich leicht auf dieſe Quelle in genauer Folge zurückführen. Und doch nagt immer noch der böſe Wurm in mir, daß ich vergehen möchte um des Verluſtes ihrer Liebe willen! O jämmerliches Leben! das noch nie Liebe empfing, das vereinzelt in ſandiger Wüſte rinnt, dürſtend nach Vereinigung, die nur in täuſchenden Bildern gewährt wird, damit die ſtets erneuerte Hoffnung deſto verzehrender das Herz quäle! Verfluchtes Daſein, das nur in beſtändiger Zerſtörung ſich friſtet; was hilft's, daß ich zwei Menſchen getödtet, in jedem lebt mir ein Feind, und wie aus dem Halſe der Hydra erſtehen zwei Flammenrachen für Einen zerſchlagenen. Wohlan denn, ich ſtreite, und fiel' ich ſelber dem Teufel anheim! Friedrich und Franz ſeien meine erſten Opfer; dann ſollen Sophie, und die heuchleriſche Julie meine Rache erfahren, und Degen und Gift meine Diener und Vertrauten ſein! Amanda, die ich lieben muß, auch wider Willen, ſoll nicht gerettet werden; am Ende höhnt auch ſie mich, und die Freude ſoll ihr nicht werden; ich erzwinge ihre Gunſt, dann falle ſie! Wir wollen ſehen, rief er wild lachend, wir wollen doch ſehen, ob meine Kraft nicht wirken ſoll im Leben; man wollte nicht die Innigkeit und Sanftmuth, gut! vielleicht iſt es eben meine Beſtimmung, ſelber feindſelig und verderbend zu ſein. Unter dieſem Monolog war Karl immer erhitzter geworden, der Zorn belebte die ermatteten Augen, und eine brennende Röthe überflog ſein bleiches Geſicht. Er war auf einen Fahrweg gerathen, und ſchritt auf dieſem, ungeachtet der vielen Strapazen, eilig fort, ohne ſich eines

Ziels bewußt zu ſein; nur von den Andern ſich entfernen wollte er, deren Gedächtniß ihn mit einer gräulichen innerlichen Furcht erfüllte. Der Tag fing an zu grauen, und die Geſtalten traten ſchon deutlich in ihren Farben hervor; die Bäume träufelten den aufgefangenen nächtlichen Regen herab, indem ein friſcher Morgenwind ſie ſchüttelte, weshalb unſer Held die freie Mitte des Fahrweges erwählte, wo ihm ſogleich in nicht weiter Entfernung eine Chaiſe in die Augen fiel, die in dem ſandigen Wege langſam weiter fuhr. Er überwand ſeine Scheu, jetzt Menſchen zu ſehen, um doch zu fragen, wohin dieſer Weg führte, denn er gedachte gleichwohl in ſeiner Wildheit bisweilen an Warner, und fand für nöthig, den Ort zu gewinnen, wohin ſie früher hinzureiſen ſich verabredet hatten, und wo er Warnern wieder zu treffen hoffte. Seinem raſchen Gang war es leicht, die Chaiſe einzuholen; in wenigen Minuten war er neben den Pferden. Aber bevor er noch ſeine Frage gethan, und als er nur eben in die Chaiſe hineingeblickt hatte, tönte ihm ſogleich ein freudenvolles: **Bon jour, Lieber!** entgegen, und zugleich bog ſich ein junger Mann über den Schlag und reichte ihm die Hand. Die Reiſekleider, beſonders die tief ins Geſicht gezogene Nachtmütze mit der ledernen Kappe darüber, verhinderten Karl den Grüßenden ſogleich zu erkennen, indeß reichte er zögernd die Hand, und jener fuhr, indem er die abgeſchoſſene Piſtole, die Karl noch mechaniſch in der Hand hielt, bemerkte, alſo fort: Mein Gott! ich hoffe nicht, theurer Freund, daß Sie aus einer üblen Affaire zurückkehren! Ihr Anblick erſchreckt mich eben ſo ſehr, als er mich erfreut!

Sein Sie ruhig! verſetzte Karl, der in dieſem Augenblicke Wilhelm Meiſtern erkannte, ich bin nur verirrt, nachdem ich dieſe Nacht im wilden Wetter bei einem Sturz mein Pferd verloren habe. Ich hoffe in der nächſten Stadt meine Gefährten wieder zu finden. Nun blickte auch Wilhelms Reiſegenoſſe hervor, der geſchlafen zu haben ſchien;

er war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen lombardischen Figuren; Karl erkannte ohne Mühe den Markese, den wir aus Wilhelm Meisters Lehrjahren, wie sie Goethe geschrieben hat, bereits kennen lernten. Sie begrüßten sich freundlich, und der Markese ruhte nicht eher, als bis sich Karl zu ihnen in die Chaise setzte. Es kam darauf zu mancherlei Erklärungen; Wilhelm erzählte, daß er seinen Felix bei Natalien gelassen, und ungeachtet der Liebe zu seiner neuvermählten Frau, dennoch den Markese auf seinen Reisen durch Deutschland begleite, wozu besonders der Abbé und Jarno sehr gerathen hätten. Doch denke er bald auf eine kurze Zeit nach Hause zu gehen, weil Natalie, nachdem sie so viele Jahre unfruchtbar gewesen, endlich in Wochen kommen werde.

Apropo's! sagte Karl darauf zu Meister, ich bitte Sie, helfen Sie mir doch aus dem Zweifel, und sagen mir, wie alt ist Ihr Felix? Aus dem, was Goethe über Sie geschrieben, werde ich durchaus nicht klug, denn da sagt er einmal im Anfange des zweiten Buchs, er überspringe einige Jahre, und wie Felix späterhin vorkommt, ist er auch einige Jahre alt. Damit stimmt nun schlecht überein, was bei Melina's Ankunft in dem Landstädtchen gesagt wird, daß das junge Paar sich nach seiner Verbindung, zu der Sie behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden, und endlich Sie in jenem Städtchen getroffen habe, wo auch Madame Melina ein erstes Liebespfand unter dem Herzen trägt. Hier sind offenbar zwei Zeiten, und ich darf wohl fragen, welches die rechte ist, denn obgleich die erstere späterhin fest bleibt, so kann das doch nichts für die Richtigkeit dieser beweisen; Goethe kann eben so gut den Irrthum ausgeführt haben, als das Wahre. Wilhelm Meister antwortete lächelnd: lassen Sie das gut sein, lieber Freund; mein Felix hat schon sein rechtes Alter, und ich

zweifle keinen Augenblick an der Aechtheit, ſollte der Herr von Goethe ſich auch noch öfter darin widerſprechen. Uebrigens darf man's nicht ſo genau mit ihm nehmen, ich weiß am beſten, wie das Buch geſchrieben worden iſt! Sein Lächeln wurde feiner und bedeutender; Karl verſtand ihn nicht, und der Markeſe lenkte das Geſpräch ab, indem er von Merkwürdigkeiten der Reiſe ſprach. Werden Sie nicht auch nach Italien reiſen? fragte Karl Wilhelmen halb neugierig, wie man einer gleichgültigen Sache einen wichtigen Anſtrich zu geben ſucht. Ich überlaſſe mich, verſetzte Wilhelm, ganz meinen Freunden, und ihrer Führung; es iſt vergebens, in dieſer Welt nach eignem Willen zu ſtreben. Was ich feſt zu halten wünſchte, muß ich fahren laſſen, und eine unverdiente Wohlthat drängt ſich mir auf. Ich wollte anfangs nicht ohne Felix reiſen, jetzt bin ich vollkommen ruhig ſeinetwegen, da ihm Natalie eine liebevolle Mutter iſt. Karl hörte nur flüchtig zu, mit ſeinen eignen Verhältniſſen zu ſehr beſchäftigt, als daß er denen eines Andern große Aufmerkſamkeit zu ſchenken vermocht hätte. In ſeinem Nachſinnen gerieth er plötzlich auf den Gedanken, wozu Wilhelms Nähe ihn wohl veranlaſſen konnte, wie vielleicht auch ſein Leben ſich zu einem gehörigen Romane geſtalten könne, den ein geſchickter Schreiber ausführte. Ungeachtet er ſich für tauſendmal beſſer und höher hielt als Wilhelmen, ſo hatte er doch eine große Furcht, ſo mit allen ſeinen Verhältniſſen offen vor dem Publikum zu ſtehen, und konnte nicht begreifen, wie Wilhelm darüber ſo gleichgültig ſein könne, beſonders da ſich offenbar ergäbe, wie der Dichter mehr ſeine Kunſt als Wilhelms Trefflichkeit gezeigt habe, ja keine Scheu trage, ihn eine retardirende Perſon zu nennen, die nur durch allerlei Püffe von außen mit genauer Noth endlich zum Ende gelangt. Es regte ſich ein geheimes Grauſen in ihm, es möchte ihm wohl nicht beſſer ergehen, wenn ihn

einer bearbeite, und er verfluchte im voraus jeden, der eine Feder anſetzen würde, um ſeine Begebenheiten zu erzählen. Der Markeſe unterbrach ſeine Gedanken, indem er ihn mit würdevoller Freundlichkeit anredete, und zu ihm ſagte: Ich bin ſo ſehr erfreut, Sie wiedergefunden zu haben, daß ich unmöglich ſo bald Sie entlaſſen kann. Ich bitte Sie bei Ihrer Freundſchaft zu mir und zu Wilhelm, noch einige Tage bei uns zuzubringen, und uns die Anmuth Ihrer Geſellſchaft zu gönnen, da keine dringende Geſchäfte Sie zu eilen zwingen. Ich beſuche eine Freundin, die ich in Italien kennen lernte, als ſie in dieſem Lande reiſte; wir treffen gegen Mittag auf ihrem Schloſſe ein, wo alles zu unſerm Empfang bereitet iſt. Sie werden eine edle, geiſtreiche Dame kennen lernen, würdig der höchſten Verehrung und Liebe. Der Graf, ihr Gemahl, iſt frühe geſtorben, und hat ihr ein unermeßliches Vermögen hinterlaſſen, das ſie auf die ſchönſte Weiſe anwendet. An ihrem Geburtstage, der bald eintrifft, ſoll die Hochzeit einer Fräulein gefeiert werden, die ſie von Jugend auf geliebt und zur Erbin ihrer meiſten Güter eingeſetzt hat. So treffen wir das heiterſte Feſt, begangen von der fröhlichſten und zahlreichſten Geſellſchaft, in der es Ihnen nicht anders als wohl werden kann; wenigſtens ſcheinen Sie mir, verzeihen Sie einem erfahrnen, vielgereiſten Mann, wenn er ſich einen etwas ſcharfen Blick zutraut, der Zerſtreuung gar ſehr zu bedürfen. Karl verſuchte ſich von dieſer Parthie frei zu machen, doch konnte er zuletzt dem Markeſe, der alle ſeine Bedenklichkeiten geſchickt zu beſeitigen wußte, nichts mehr entgegnen, und er ſchwieg ſtill, froh genug, daß er kein beſtimmtes Verſprechen zu geben brauchte, denn er dachte den Markeſe reden zu laſſen, und dennoch ſeinen Vorſatz auszuführen, und noch ehe ſie das Schloß erreichten, ſich heimlich von ihnen zu entfernen. Man darf keinen Zuſtand, ſagte Wilhelm bei Gelegenheit der Hochzeit,

der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feierlichkeit anfangen; man feiere nur was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust und Kräfte, die das Streben hervorbringen, und uns bei einer fortgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

Sollte dies in der That, fiel der Markese ein, so ganz Ihre eigne Meinung, Ihr inneres Gefühl sein? Ich fürchte, diese Worte gehören mehr einem Schriftsteller als Ihnen; wenigstens können Sie von Ihrer eignen Hochzeit dieses nicht her haben, weder die kirchlichen noch die geselligen Feierlichkeiten erschöpften Lust und Kräfte, vielmehr wird durch die ganze Zukunft die Erinnerung an die Würde, mit der jener Tag begangen wurde, ein erhebendes Gefühl erzeugen.

Ich läugne nicht, entgegnete Wilhelm, daß jener Ausspruch aus meinem eigenen Leben nicht herstammt, aber wohl aus der Betrachtung von so vielem, was mich bisher umgeben hat. Freilich weiß man in protestantischen Ländern wenig von wahren Festen und Feierlichkeiten, und erst durch den Abbé habe ich eine höhere Vorstellung davon erlangt.

Das Schicksal, fuhr der Markese fort, leitet einen jeden auf ganz besondere Weise, läßt den einen den Schmerz empfinden, wo es dem andern die höchste Freude giebt, und jeder ermangelt nicht, seinen einzelnen Fall zu einem allgemeinen Ausspruch zu erheben; Sie, aus Furcht vor diesem Verfahren, haben nun im Gegentheil sogar Ihre an sich selbst gemachte Erfahrung außer Acht gelassen.

Das Schicksal? fuhr Wilhelm auf; ich bin kein junger Mann mehr, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt; es ist hier die Rede nicht

von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich ſind, einigermaßen denkbar zu machen ſuche; aber immer bleibt das Schickſal ein vornehmer, theuerer Hofmeiſter; ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menſchlichen Meiſters halten. Das Schickſal, für deſſen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein ſehr ungelenkes Organ haben.

Der Markeſe nahm Wilhelmen bei der Hand, und ſagte bewegt: O theurer Freund, wie gerührt bin ich über die Verſtändigkeit, mit der Sie reden! Glauben Sie mir, Sie ſind zu Ihrem Vortheil ein ganz Anderer geworden als Sie waren. Karl verwunderte ſich über Wilhelms veränderte Anſichten, was dieſer ehemals mit Staunen vernommen hatte, ſagte er jetzt mit aller Ruhe als eine wohl geprüfte Wahrheit. Wilhelm bemerkte Karls Verwunderung, und ſagte lächelnd: Konnten Sie denn etwas Anderes von mir erwarten, als Sie ſehen, daß ich geworden bin? Mich dünkt, der vierte Band, wo noch alles Poetiſche die letzte Anſtrengung macht, um dann unterzugehen, muß klar darthun, wie all mein folgendes Leben in edler Proſa beſtehen wird, und wahrlich nicht mühloſe Lehrjahre habe ich durchlebt, um dieſe vernünftige Lebensweiſe zu ergreifen! Karl beneidete den guten Wilhelm keineswegs; vielmehr dünkte ihm dieſer nach ſeinen Lehrjahren ſo widrig, daß er nur um ſo feſter ſeinen Entſchluß halten wollte, noch vor der Ankunft bei der Gräfin ſich zu entfernen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen konnte, weil die ſchlechten Wege ſie nöthigten, ſo langſam zu fahren, daß ſie erſt auf den Abend anzukommen hoffen konnten, und daher in dem nächſten Flecken, den ſie noch zu paſſiren hatten, den Mittag zu bleiben beſchloſſen. Indeß führten der Markeſe und Wilhelm noch mancherlei Geſpräche, vorzüglich über Menſchenkenntniß, de-

ren Beide einen großen Reichthum entfalteten, und eine Luſt war's anzuhören, dasjenige, was früher Wilhelmen gegen ſeine damaligen Anſichten belehrend war geſagt worden, trug er nun alles ſelber vor als ſeine eigene Ueberzeugung, ſo brav hatte man an ihm gebildet. Karl, immer verdrießlicher und unwilliger, zuletzt von langer Weile auf's ärgſte geplagt, gab immer weniger Worte zur Unterhaltung, und ſchlief endlich vollkommen ein, bezwungen von der äußerſten Ermattung, zu der ihn die anhaltenden körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen gebracht hatten. Der Markeſe und Wilhelm ließen ihn der Ruhe genießen, und ſetzten ihre mancherlei Reden fort, nicht ohne häufige Unterbrechung durch das Trockene, worauf ſie immer nach kurzer Zeit geriethen, und ſo figürlich und wider Willen die Bewegung des Wagens im Sande nachahmten. Karl ſchlief ruhig fort, ſchlief bis zur Ankunft auf dem Schloſſe, und erwachte in der That nicht eher, als bis der Wagen auf dem Steinpflaſter des Hofs raſſelnd ihn erweckte, zu ſpät, als daß er den zum Empfang ſchon herbeigeeilten Bedienten hätte entfliehen können. Man ſtieg aus, und wurde ſogleich zu der Gräfin geführt, die ſchon vom Fenſter herab die Angekommenen begrüßt hatte.

Wir verlaſſen das Schloß und unſern Helden in ſeinem Verdruß auf eine kleine Weile, um die übrige Geſellſchaft, die von jenem Unglück getroffen worden, an den Ort ihrer Beſtimmung zu begleiten.

# Funfzehntes Kapitel.

Die erſten Strahlen der Morgenſonne drangen durch das naſſe Laub und begrüßten lächelnd die Reiſenden, als ſie aus der Köhlerhütte traten. Ein ſchöner Morgen nach einer ſtürmiſchen Nacht, ſagte Sophie, ſo wie die erſten Frühlingstage nach dem trüben Winter, erfüllen mich immer mit froher Hoffnung für mein künftiges Leben, gleichſam als müßte ſich mit der veränderten Geſtalt der Natur auch das ängſtliche Dunkel widriger Verhältniſſe auflöſen; und dieſer freudigen Ahnung kann ich mich nie erwehren, ſo oft ſie mich auch ſchon getäuſcht hat. Diesmal, ſagte Friedrich, möchte ich dafür ſtehen, daß Sie nicht getäuſcht werden, liebe Freundin; wenigſtens ſo lange wir bei der Gräfin bleiben werden, wird der Dämon des Trübſinnes ſicher von Ihnen verbannt bleiben. Einzig iſt dieſe Frau darin, daß ſie gleichſam einen Zauberkreis um ſich her zieht, den keine Trauer, kein Verdruß überſchreiten kann, und wer in dieſem Kreiſe mit ihr lebt, iſt eben ſo ſicher vor ſolchen Anfechtungen, als ſie ſelbſt. Sie hat das herrliche Talent, allen, die ſie umgeben, ihre frohe Laune mitzutheilen, und ſelbſt die Bekümmertſten zwingt ſie gleichſam mit Gewalt zur Fröhlichkeit. Unerſchöpflich iſt ſie in der Erfindung neuer Feſte, neuer Luſtbarkeiten, neuer Späße, und ſie findet ſo großen Gefallen an der Freude ihrer Gäſte, daß ſie ſich freuen, ſchon um ihr zu gefallen. Wie gern, erwiederte Sophie, möchte auch ich ihr dieſen Gefallen thun; darum wünſche ich, daß wir den Stoff zur Trauer diesmal nicht ſelbſt mit uns auf das Schloß führen, und beſonders, daß die Wunden, die der arme Adolf davon getragen hat, nicht von Bedeutung ſein mögen. Friedrich verſicherte, daß ſie dies gewiß nicht wären, und der Köhler bekräftigte es noch-

mals, worauf mit Hülfe des letztern die ganze Gesellschaft über den Bach ging. Die Damen und Friedrich setzten sich in den Wagen, der schon wieder in Bereitschaft war, und Franz begleitete sie auf seinem Rosse. So gelangten sie bald zu der Heerstraße, von der sie durch das Ausreißen der Pferde gestern abgekommen waren; hier ließen sie den Wagen zurück, und folgten dem Köhler auf einem kleinen Pfade zu seiner Hütte. Friedrich, der vor Begierde brannte, Auskunft über den unverschämten Fremden zu erhalten, der sich gestern in ihre Reisegesellschaft eingedrängt hatte, eilte voran, sobald er die Köhlerhütte gewahr wurde, und drang mit Ungestüm in die Thüre. Das Geräusch, das er dadurch verursachte, erweckte Adolf aus einem sanften Schlummer. Niemand war außer ihm in der Hütte, als die Köhlerfrau, die auf Friedrichs ungestüme Fragen berichtete, daß die beiden andern Fremden schon vor Anbruch des Tages wach geworden wären, darauf den Verwundeten beleuchtet, und wie es schien, erkannt hätten, und endlich, nachdem sie einige Worte in fremder Sprache mit einander geredet, sehr eilfertig aufgebrochen wären. Friedrich gerieth über die verschwundene Hoffnung, sich das Räthsel dieses widerwärtigen Vorfalls zu lösen, beinah in Verzweiflung. Indessen beruhigte ihn die übrige Gesellschaft, die mit dem Köhler hinzugekommen war, und sich um Adolf versammelt hatte. Dieser richtete sich langsam von seinem Lager auf, und blickte die eintretenden Freunde nach einander an. Er schien sich darauf zu besinnen, was mit ihm vorgegangen sei, nach einer Weile aber richtete er lebhafter und freudig seinen Blick auf Julien und streckte die Hand nach ihr aus. Sie näherte sich ihm mit Amanden, nahm seinen Kopf in ihren Schooß, und beide liebkosten ihn freundlich. Die Freude, seine geliebte Braut und seine Schwester Amanda wieder zu sehen, die, wie er sich entsann, in so großer Gefahr von ihm getrennt worden waren, gaben ihm bald frische Kräfte; man verband

ſeine Wunden, die nichts weniger als gefährlich waren, reichte ihm einige Herzſtärkungen, die man aus dem Vorrathe im Wagen mitgebracht hatte, und erzählte ihm darauf den Verfolg der Begebenheiten dieſer Nacht. Bald fühlte er ſich geſtärkt genug, an der Hand der beiden Freunde mit zu dem Wagen zu gehen; man half ihm hinein, und die Geſellſchaft ſetzte nun, hocherfreut über die glückliche Auflöſung ſo feindſeliger Begebenheiten, ihre Reiſe nach dem Schloſſe der Gräfin fort, wo Juliens und Adolfs Vermählung gefeiert werden ſollte. Indeſſen war der an ſich ſchon ſchlechte Weg durch den anhaltenden Regen noch mehr verdorben; man kam daher nur langſam vorwärts, und da um Adolfs willen, der häufiger Erholung bedurfte, oft angehalten werden mußte, ſo erreichten ſie erſt gegen Abend einen Flecken, der von dem Schloſſe noch mehrere Stunden entlegen war. Die Nacht begann mit großer Dunkelheit zu nahen, das Wetter ward noch viel ſchlechter als der Weg; dagegen war der Gaſthof bequem und einladend; man beſchloß alſo, ſich nicht zum zweitenmale den Gefahren einer Nachtreiſe auszuſetzen, ſondern bis an den Morgen hier auszuruhen, bis wohin auch Adolf ſich ganz wieder würde erholen können. In der That war er am Morgen auch faſt ganz wieder hergeſtellt; ſeine Wunden waren beinahe völlig geheilt, und ſeine Kräfte fühlte er vollkommen erſetzt, ſo daß man in der größten Freude aus dem Gaſthofe aufbrach und auf das Schloß zueilte. Nach einer raſchen Fahrt von einigen Stunden erreichten die Reiſenden einen reizenden Park, der das Schloß umgab, und nachdem ſie in demſelben eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, entdeckten ſie zur Seite des Weges im Gebüſche einen Mann, der trotz der ziemlich anſehnlichen Dicke und Größe ſeines Körpers ſich die Mühe nicht verdrießen ließ, in ein Körbchen, das er mit ſich führte, Erdbeeren zu ſammeln, obgleich ihm das Bücken ſehr beſchwerlich zu ſein ſchien, und der Schweiß ſtromweis von ſei-

ner breiten Stirn zur Erde lief. Friedrich näherte ſich dem Manne und ſagte neckend: Die Erdbeeren müſſen wahrlich ſehr ſüß ſein, daß Sie es ſich ſo ſauer darum werden laſſen. Nicht eben mehr als andere, ſagte der Fremde, indem er ſich aufrichtete, aber dadurch werden ſie es erſt; und thut nicht unſere weiſe Mutter ſehr wohl daran, daß ſie die Him-, Brom- und Erdbeeren dieſes Lebens ſo niedrig wachſen läßt, damit ſie uns ſüßer werden durch die Mühe? Sie kommen mir äußerſt bekannt vor, ſagte Friedrich, und doch kann ich mich durchaus nicht erinnern, Sie ſonſt ſchon irgendwo geſehen zu haben. Ach, Freund, erwiederte der Unbekannte, das iſt ja eben das hohe Vorrecht das jus imaginum der Edeln, daß ſie gegenſeitig ihre Bilder beſitzen können, ohne ſich jemals geſehen zu haben, und daß eine Bruderſeele der andern die warme Liebeshand reichen kann über die weite grüne Erde hin; und muß nicht die Gans ſelbſt das Anſatzſtück dazu reichen, damit unſere Hände lang genug werden, ſich zu begegnen? Rupfen wir nicht aus ihrem Flügel den Flügel, womit wir hinaufſliegen auf die Zinnen und hinab in die Höhlen, um unſern Lieben und denen, die es werden ſollen, die Thränenperlen aus dem trüben Auge zu fiſchen? Jetzt kenne ich Sie, ſagte Friedrich, oder ich müßte mich ſehr irren: Aber wie kommen Sie hierher?

Weiß ich das ſelbſt? verſetzte jener; nur das weiß ich, daß ich bei einer Zauberin lebe, die dieſe Frühlingsblumen-duft- und Farbentriften mit ihrem Freudenthau benetzt und befeuchtet und belebt, und daß der berauſchende Hauch aus ſoviel tauſend Luſtkelchen und Freudentöpfchen und Wonne-flacons, die aus ihrem bezauberten Grund und Boden aufſprießen, mich ſo berauſcht hat, daß ich in dieſem bunten glänzenden Labyrinth herumtaumle und keinen Ausgang zu ſuchen, geſchweige denn zu finden vermag, und daß ich immer wieder zurückſchwanken muß zu jener Mauſefalle und Fußangel und Fiſchreuſe des Vergnügens, die da in der Mitte

ſteht, und in die man immer wieder hineingezogen wird. Oder wird man etwa nicht glücklich, wenn man ſie ſieht, oder traurig, wenn man ſie verläßt? Sie ſprechen von der Gräfin und ihrem Schloſſe, ſagte Friedrich, auch ich kenne ſie und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Aber kommen Sie, ich bin im Begriff, dorthin zu reiſen, und meine Reiſegeſellſchaft wird ſchon weit voraus ſein. Hierauf ließ er ſein Pferd in nicht eben langſamem Schritt hinter den Reiſewagen hergehen und der Fremde lief keuchend und ſchwitzend, ſein Körbchen unter dem Arm, neben ihm her. So erreichten ſie bald das Schloß der Gräfin, die ihnen ſchon im Hofe entgegentrat, um die Reiſenden beim Ausſteigen zu empfangen. Sie umarmte Julien, grüßte Adolf freundlich und wünſchte darauf Beiden Glück zu ihrer bevorſtehenden Verbindung. Dann führte ſie die Geſellſchaft hinauf in ein Zimmer, wo ſie durch Erfriſchungen und Ruhe ſich von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe erholen konnten, während ſie ſelbſt durch muntere Geſpräche ſie zu heiterer Laune ſtimmte. Die Gräfin war eine Frau von etwa dreißig Jahren; ihr Körper, ſonſt regelmäßig und ſchön gebildet, war nur durch eine, ſogar bei Männern, ungewöhnliche Größe auffallend; allein ein einziger Blick auf ihr ſchönes Geſicht verwiſchte ſogleich jeden ungefälligen Eindruck, den dies vielleicht hätte machen können. Ihre Züge waren von einer ſo regelmäßigen und reinen Schönheit, als wir ſie an den beſten Werken griechiſcher Kunſt bewundern, die uns noch übrig ſind, und ſo war auch die ganze Haltung und alle Bewegungen ihres Körpers gleichſam wie von dem Geiſte jener ſchönen Zeiten von Hellas belebt, und ſo anmuthig, daß man glaubte, eine jener kunſtreichen Bildungen des helleniſchen Meißels habe ſich in Fleiſch verwandelt und trete lebend vor unſere Augen. Doch noch viel größer waren die Vorzüge ihres Geiſtes. Sprachen, Geſchichte und Kunſt des Alterthums hatte ſie ſtudirt, und die Erkenntniß derſel-

ben zu einem ſehr hohen Grade gebracht; allein ſie machte ſo wenig Anſprüche darauf, mit dieſen Kenntniſſen zu glänzen, daß man von ihr ſelbſt niemals erfahren haben würde, daß ſie ihr eigen waren, wenn nicht die hohe Bildung, die ſie in ihrer Unterhaltung zeigte, es auch ohne ihren Willen dargethan hätte. So hatte ſie ſich vorbereitet zu einer Reiſe jenſeits der Alpen, um für ihre Geſundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr ſie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen ſchien. Aber einen höheren Genuß hoffte ſie von dem Anſchauen deſſen, was ſie in den Künſten ſo lange geahnet hatte, beſonders von der Muſik, von der ſie ſich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensanſichten durch die Bekanntſchaft edler und gebildeter Menſchen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimiſche oder Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten. Manche Freude erwartete ſie nach ihrer Zurückkunft, als ſie mit mancherlei Schätzen der Kunſt und der Erfahrung geſchmückt ihre häusliche Schwelle betrat. Schon vor ihrer Reiſe war ihr Schloß durch einen unglücklichen Brand faſt ganz zerſtört worden; jetzt genoß ſie der Freude, daſſelbe mit raſtloſem Eifer, tiefem Kunſtſinn und wählendem Geſchmack wieder aufrichten und ausſchmücken zu können. Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, ſuchte ſie nach dem gegebenen Maaß um ſich zu verſammeln; ſie gefiel ſich im Umgange geiſtreicher Perſonen und freute ſich, Verhältniſſe dieſer Art anzuknüpfen, zu erhalten, und nützlich zu machen. In der Geſellſchaft blieb ſie immer ſich ſelbſt gleich, lebhaft, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend.

Nachdem ſie die Unfälle, die ihre neuen Gäſte auf der Reiſe erfahren hatten, vernommen und bedauert, tröſtete ſie dieſelben mit der Hoffnung auf recht viele ſchöne und vergnügte Tage auf ihrem Schloſſe. Die Geſellſchaft, ſagte

ſie, die ſich ſchon bei mir verſammelt hat, iſt intereſſant genug, und von ſo mannichfacher Miſchung der entgegengeſetzteſten Individuen, daß bei der Vertraulichkeit und Zwangloſigkeit, die ein längeres Beiſammenleben auf dem Lande nothwendig hervorbringen muß, die ſchönſten geſelligen Scenen zu erwarten ſind. Auch an grotesken Figuren, die zu einer wohl zuſammengeſetzten Geſellſchaft durchaus erfordert werden, fehlt es uns nicht. Aber apropos, warum habt ihr Striezelmeier nicht mitgebracht?

Jetzt erſt erinnerten ſich die Damen wieder an dieſen ihren Reiſegefährten, den ſie bis dahin ganz vergeſſen hatten. Sie verſicherten, daß ſie ihn bis zu dem Wirthshauſe, das ſie am vorletzten Abend verlaſſen, noch glücklich mitgebracht hätten, dort aber ſei er, als ſie eilig weiter zu reiſen beſchloſſen, im ganzen Hauſe nicht zu finden geweſen. Vermuthlich, ſetzten ſie hinzu, iſt er dort aus unzeitiger Müdigkeit in irgend einem übelgewählten Winkel eingeſchlafen, wo wir ihn unmöglich finden konnten, und nachher, empfindlich, daß wir ihn zurückgelaſſen, wieder nach Hauſe gegangen; denn er iſt äußerſt reizbar.

Das iſt Schade, ſagte die Gräfin, unſer Focks iſt ein trefflicher Pendant zu ihm, und beiſammen würden ſie uns manchen zierlichen Spaß bereitet haben.

Wer iſt Focks? fragte Franz. , Ein junger Mann, erwiederte die Gräfin, den mein verſtorbener Gemahl ſchon in frühen Jahren als Schützling bei ſich aufgenommen, und weil er einige Anlage bei ihm zu entdecken glaubte, für ſeine Studien geſorgt hat. Er zeigt ungemein viel Neigung zur Poeſie, die er aber ſehr komiſch äußert; ob er auch Talent dazu habe, werden Sie bald ſelbſt ſehen, denn man pflegt nicht lange mit ihm bekannt zu ſein, ohne auch ſeine Gedichte kennen zu lernen.

Im nämlichen Augenblick trat Herr Focks ſchon ſelbſt herein, um die neu angekommenen Gäſte, vor allen aber

seinen alten lieben Schul- und Busenfreund Striezelmeier zu begrüßen. Seine unförmlich dicke und dabei äußerst kleine Figur stach wunderlich ab gegen sein sonst sehr jugendliches Ansehen. Sein Gesicht hatte sonst keine Eigenheit, als daß es mit einer fettartig glänzenden Haut überzogen war, fast wie Wachstaffent. Denken Sie nur, lieber Focks, rief ihm die Gräfin entgegen, Ihr Striezelmeier ist nicht mitgekommen! die Damen sind grausam genug gewesen, ihn in einem Wirthshause zurück zu lassen, weil sie ihn bei der Abreise nicht gleich finden konnten, und so ist er vermuthlich im Grimme wieder nach Hause gegangen. Machen Sie nur diesen Fehler gleich wieder gut; hier setzen Sie sich nieder, und schreiben ihm eine Einladung, und zwar in Versen, damit er gewiß kommt.

Gehorsam setzte Focks sich nieder und vollendete nach wenigem Käuen der Feder in wirklich bewundernswürdig kurzer Zeit folgende Verse, die ihn die Gräfin sogleich der Gesellschaft vorlesen ließ:

Striezelmeier, im Wald hinrieselet flüchtige Quellflut.
Im Fortlaufe genannt von dem Bauernvolke der Sumpfbach,
Weil ringsum stankhauchend Gesümpf in den Feldern ihn aufnimmt,
Daß in Bewässerung stets sich umsonst abmühet die Pflugschaar,
Und ungebändiget lieget das Land von der schelen Gewinnsucht.
Dort, altedeler Freund, wo der Bärbar einst in der Graunzeit
Urverwildrung gewohnt, gleichartige Kost dem Morastschwein
Mutter Natur hinstreut' und dem Gottabbild, von des Eichbaums
Ringsstarrästigem Wipfel, im Andrang zwingender Nothdurft:
Wen dort glaubst du wohl ausduldend zu finden, o Striezel-
Meier, in stetem Getäusch, daß jetzt, jetzt nahe das Freundlein?
Muß des Geschreibs Botschaft mir Beekelung bringen und Kopfschmerz,
Ehe der Freund zu dem Freunde sich fleißige? Eiferig bleibt stets
Dir einstürmendes Sinns die gereizete Verselersippschaft.
Nicht mehr sitze daheim, wo dich ab schadfrohes Gered lockt,
Von einfältiger Lust, nachtässig im Grasesgedünst rings

Reinere Gottandacht zu begehn, als mönchiſche Pfäfflein
Plapperen; Opfergetränk uns reicht der geöhrete Milchkrug.

Herrlich, herrlich! rief die Gräfin, dieſer Einladung wird er ſicher nicht widerſtehen. Die ganze Geſellſchaft bewunderte und lobte den äußerſt künſtlichen Versbau und die Kürze der Zeit, die Focks auf ſein Gedicht verwandt, und ſogleich ward ein Bote mit der Epiſtel abgefertigt. Die Gräfin fuhr hierauf fort von den Gäſten zu ſprechen, die ſchon früher angekommen waren. Ein Markeſe, ſagte ſie, den ich in Italien kennen gelernt habe, hat ſich geſtern mit zwei andern jungen Leuten eingefunden. Den einen von dieſen kenne ich ſelbſt nicht, indeſſen kam er mir ziemlich ſchlaftrunken und verwirrt vor; auch hat ihn bald nach ſeiner Ankunft eine Krankheit überfallen, ſo daß er jetzt das Bette hütet, der andere aber iſt uns allen ſehr genau bekannt, ſelbſt denen von uns, die ihn noch nicht geſehen haben; es ſoll alſo eine Aufgabe für euren Scharfſinn bleiben, aus ſeinem Geſpräche zu errathen, wer er ſei. Ein Kunſtſtück dieſer Art, ſagte Jean Paul, indem er auf Friedrich deutete, hat jener Herr ſchon heut an mir gemacht. An Ihnen, verſetzte die Gräfin, iſt es auch nicht ſchwer, und ich bin überzeugt, daß ein jeder, der nur eine Seite von Ihnen geleſen hat, Sie an den erſten vier Worten erkennen muß, die Sie mit ihm reden. Das habe ich, erwiederte Jean Paul, ſchon von ſo vielen gehört, daß ich es endlich auch geglaubt und zu einer gar köſtlichen Erfindung benutzt habe. Es ruht nämlich das entſetzliche Unglück auf mir, daß ich oft, nämlich immer wenn ich ſchreibe, mir ſelbſt entlaufe, und meine beſten Sachen z. B. Vernunft, Witz, Humor u. dgl., wie ein Dieb, der aber doch wenigſtens nur fremdes Eigenthum entwendet, mit wegnehme, weil mich dies nun gar zu häufig in Verlegenheit ſetzt — oder iſt das etwa keine, nicht zu wiſſen, wo man geblieben iſt? — ſo habe ich einen Steck-

brief in Streckverſen gegen meine eigne Perſon abgefaßt, den ich Ihnen doch gleich mittheilen, und nächſtens in alle öffentliche Blätter einrücken laſſen will.

## Steckbrief.

Die Augen der Nacht ſchauen herunter auf die dunkle kalte Erde und winken den Sterblichen, aber der Menſch läßt die Augen in thieriſchen Schlaf ſinken und achtet nicht auf die Lehren der Himmliſchen;

Oder er blickt hinauf in thörichten Thränen und klagt ſtatt zu lernen:

Weh mir! ich muß auch klagen zu Euch, ihr Sterne, denn ich habe mich ſelbſt verloren!

Obrigkeiten! Wer kennt ſich ſelbſt genug, daß er ſich beſchreiben könnte? Aber die Sprache iſt des Menſchen ewiges Kennzeichen — ſeht, ſo ſpreche ich — wenn ihr mich reden hört, haltet mich feſt und bringt mich zu mir ſelbſt.

Jean Paul.

Die Geſellſchaft freute ſich an Jean Pauls Laune, und er ergötzte ſie noch ferner durch mancherlei Schwänke, an denen er unerſchöpflich war. Indeſſen hatten die Reiſenden einige Erholung nöthig, und man trennte ſich alſo mit dem Entſchluß, ſich noch vor dem Mittageſſen wieder zu verſammeln, um über mancherlei zu machende Anordnungen und Einrichtungen Rath zu halten. Den Nachmittag brachten die meiſten wieder auf ihren Zimmern zu, denn die Gräfin hatte den Gebrauch, Sieſte zu halten, ſchon vorlängſt eingeführt; in der That ſehr richtig, indem die Freiheit derjenigen, welche geſellig verſammelt bleiben wollen, dadurch nicht gefährdet wird, da ſonſt im Gegentheil die Schläfrigen oft dem größten Zwange unterworfen ſind, und meiſtens ſelbſt die gegebene Erlaubniß ungern benutzen. Nur Friedrich

nebſt einigen andern Männern blieb mit dem Markeſe und Wilhelm Meiſter in dem Geſellſchaftszimmer zurück, wo ſie den Kaffee gemeinſchaftlich trinken wollten, und beſonders behagte dem erſteren die Unterhaltung des Markeſe, der gut zu erzählen wußte, was er auf ſeinen Reiſen geſehen, überaus ſehr, dagegen ihm Wilhelm, trotz der Senſation, die er unter den übrigen bei der Mittagstafel, wo ſie ſeiner zuerſt anſichtig wurden, erregt hatte, als ein ihm unbedeutender Menſch wenig Aufmerkſamkeit zu entlocken wußte. Der Markeſe hatte Karln verſprechen müſſen, ihn der Geſellſchaft nicht zu verrathen, ſondern für einen Italiäner auszugeben, der ihm aus Anhänglichkeit gefolgt ſei, und deſſen Rolle er bei ſeiner Fertigkeit im Italiäniſchen gut zu behaupten hoffte. Ohne zu ahnen, wie ſehr er nöthig habe, verborgen zu bleiben, und welche gefährliche Menſchen er hier wiederſehen ſollte, hatte er aus einer bloß allgemeinen Vorſicht dieſe Maßregel ergriffen, und fand ſich in der Täuſchung ein Anderer zu ſein, die auch auf ihn überging, in einem leidlichern Zuſtand als vorher. Seine Unpäßlichkeit war größtentheils Folge der körperlichen Anſtrengungen, die er in den letzten Tagen gemacht, und der wilden Stimmungen, die ihn eine von der andern empfangen hatten; jetzt da er ruhig geſchlafen hatte, und durch gute Vorſätze für die Zukunft wieder heiterer geworden war, ließ er den Schein der Unpäßlichkeit nur deshalb noch nicht fahren, weil er ihm bequem dünkte, ſeinen Launen ungeſtörter nachzuhängen. Unter dem Namen Carlo war er der Gräfin vorgeſtellt worden, die ihn nur flüchtig bemerkt hatte, ohne den Markeſe ſeinethalb weiter zu befragen; ſo hatte ſie auch gegen die Neuangekommenen vorzüglich nur als eines Kranken ſeiner erwähnt, und niemand war, dem dies aufgefallen wäre, als nur Amanda, die von ſonderbarer Ahnung ergriffen, immerfort an den armen Kranken dachte, und da ſie zufällig bei Tiſche von ihm reden hörte und ſeinen Namen erfuhr, gerieth ſie in ſichtbare Ver-

wirrung, ohne ſich ſelber Rechenſchaft davon geben zu können. Sie kam jetzt, da die vorhin Genannten um den Kaffeetiſch herumſtanden, aus ihrem Zimmer, wo ſie doch keinen Schlaf faſſen konnte, zurück, in der Hoffnung ihren Bruder zu finden, mit dem ſie einige herzliche Worte zu reden ſich gedrungen fühlte, um in ſeinem liebevollen Weſen einen Widerſchein des Gefühls zu erblicken, das in ihr ſo mächtige Bewegungen erregte. Sie fand ihn nicht und wollte ſchon wieder den Saal verlaſſen, als ſie der Name Carlo, den eben der Markeſe ausſprach, wie mit Zaubergewalt feſſelte; ſie trat an ein freies Fenſter, und dort, den Kopf an den Fenſterrahmen ſeitwärts angelehnt, und zwiſchen dem Vorhang und der Mauer zu den Andern hinblickend, lauſchte ſie ſorgſam auf das Geſpräch, das mit ziemlicher Lebhaftigkeit geführt wurde. Sie hörte mancherlei zum Lobe Carlo's ſagen, von ſeiner Tapferkeit, ſeinem ſtrengen Aeußern und dergleichen mehr, das ſie unverweilt auf den Kranken deutete, der ihr ſo ſehr am Herzen lag; ja es blieb ihr kein Zweifel, als Wilhelm Meiſter und Friedrich ihn ſchlechtweg Karl nannten, der bei dem Markeſe immer Carlo hieß, daß dieſer mit dem Kranken, und der Kranke mit dem, welcher ihr im Wagen gegenüber geſeſſen, einer und derſelbe ſei. Da man endlich ſagte, er werde wahrſcheinlich jetzt ungeachtet ſeiner ſchwachen Geſundheit nach Böhmen reiſen, konnte ſich Amanda vor Schrecken kaum länger halten, ſie eilte zu den Redenden, und bat haſtig, man möge dies doch zu verhindern ſuchen, bis er wieder hergeſtellt wenigſtens. Der Markeſe bedauerte, Wilhelm Meiſter nebſt den Andern ſtanden ſtutzig, und Friedrich erhob ein lautes Gelächter; der Erzherzog Karl, ſagte er endlich, oder der kranke Carlo, macht das keinen Unterſchied? Friedrich war der einzige, der Amanda's ungewöhnliche Unruhe bemerkt hatte, ohne jedoch die weitere Beziehung zu vermuthen, die von dieſem Carlo zu dem Mörder Theodor's ſein könnte, und verlachte ſcho-

nungslos das betäubte Kind, die voller Scham über das Mißverſtändniß, das dieſer Markeſe, der gewöhnlich die Namen italiäniſch oder franzöſiſch nannte, veranlaßt hatte, ſich mit heimlichen Thränen zu dem Fenſter zurückzog, während Fock's mit Jean Paul zur Thüre hereintrat, und dieſem mit gewichtigem Skandiren und Nachdrücken vordeklamirte: o wie elend iſt ein Mägdlein, das dem Amor ſich entziehn muß! worüber Jean Paul bedeutend den Kopf ſchüttelte. Gleich darauf kamen auch die meiſten andern Glieder der Geſellſchaft, Julie zuletzt, die ſich bald zu Amanda geſellte, ſie küßte, und liebkoſend bei ihr zurückblieb, als alles in den Garten ſtrömte, um noch vor dem Thee einige Zeit im Freien zuzubringen.

---

## Sechszehntes Kapitel.

Es war ein ſchöner, belebter Abend, die ſanfte und doch kühle Luft lockte hinaus, um den ſchönen Untergang der Sonne mit rechtem Fleiße anzuſchauen, der ſchon frühe durch herbeiziehende Wolken herrlich angekündigt wurde. Julie raffte die Schleppe ihres ſeidenen Kleides zuſammen und warf ſie über den linken Arm; Amanden aber, die ſchweigend zum Fenſter herausblickte, faßte ſie mit der rechten jugendlich ungeſtüm um den Leib, und zog ſie halb zwingend mit hinunter in den Garten. Wie herrlich friſch, rief Julie frohmüthig, alles nach dem Regen grünt und duftet! was uns wie der Zorn des Himmels erſchien, hat hier Fülle des Segens ausgeſchüttet. Dir iſt doch wohl, meine gute Amanda? Recht wohl! erwiederte dieſe mit weicher Stimme, daß ich ſo ſchaudernd zuſammenfahre, muß dich nicht er-

ſchrecken, die Abendkühle iſt nicht Schuld daran. Und was wäre denn Schuld an dieſer innerlichen Bewegung meiner lieben Freundin? fragte Julie mit leiſem ſchonenden Ton, der das Zudringliche der Frage mildern wollte. Es iſt nicht Recht, fuhr Julie fort, ſein eigenes Leid zu vergrößern, indem man es tief verſchließt, und zugleich den Freunden dadurch, daß ſie das Unvertrauen ſehen, ein weit heftigeres Leid zu tragen zu geben, als dasjenige ſein kann, was ſie bei der Mittheilung empfänden. Du zehrſt an dir ſelber, geliebte Amanda, und keine Tröſtung weiß den Weg zu dir zu finden; laß mich in dich dringen, und ein Vertrauen fordern, das dir einzig heilſam ſein kann, und wozu mich unſere frühe Jugendliebe berechtigt, die ſeither durch keinen Unfall in ihrer Blüthe geſtört wurde, und alle Verhältniſſe, die dich und mich getrennt umwanden, mit ihrem heitern Duft durchdrungen hat; wie denn auch jetzt die Liebe deines Bruders Adolf zu mir, die ich zu erwiedern ohne Scheu bekennen darf, nicht die kindiſche Mädchenfreundſchaft untergraben konnte, ſondern die Schweſter und die Braut auch dieſe Liebe durch die innigſte Austauſchung der Gefühle in ihren Herzensbund verſchlungen ſah. Wenn du aber, geliebte Freundin, etwas auf dem Herzen haſt, was eine innerliche Scheu trägt, irgend einer menſchlichen Seele groffenbart zu werden, irgend einen Schmerz, der ſich ſelber entfliehen möchte und in halbem Dunkel umherwüthet, daß es nicht gelingt, ihn an das Licht der Beſonnenheit zu ziehen, weil er in tauſend Windungen zu entſchlüpfen weiß, vor der Hand, welche ihn faſſen will: wenn du einen ſolchen Schmerz fühleſt, von dem ich weiß, daß es ihn geben kann, ſo thue mir doch nicht länger die Kränkung, Amanda, ihn mit Sorgſamkeit verbergen zu wollen, und durch die Anſtrengung des Gemüths deine Qualen zu vermehren; ſondern wirf dich an den Buſen deiner Freundin, die nicht weiter dich fragen und mit Erforſchungen dein Herz zerreißen wird, und meine

die Thränen, die nur mit Mühe ſtocken in dem trüben Auge, daß dir ſanfter und ruhiger werde durch die wohlthätige Ergießung! Mit Liebe will ich auch das Unbekannte mit dir theilen, und dich tröſten, ſoviel ich es vermag; nur laß nicht dadurch, daß du deine tiefe Betrübniß in ein dunkles Geheimniß preſſeſt, auch mir ein geheimes Leid im Herzen Wurzel ſchlagen, die deſſen beſte Kräfte aufzehren müſſen.

Julie hatte kaum dieſe Rede vollendet, als Amanda, ſchon ganz in Thränen gebadet, und die eine Hand feſt auf das Herz drückend, mit lautem Schluchzen ihr um den Hals fiel, und durch wiederholte Seufzer und neue Thränenſtröme lange Zeit zu reden unfähig blieb. Nachdem ſie ſich einigermaßen erholt, und den Kopf etwas erhoben hatte, blickte ſie mit erröthetem Antlitz verlangend zu Julien auf, die mit ihren zarten Händen die blühenden Wangen drückte, und mit hundert Küſſen die feuchten Augenwimpern der Freundin trocknete. Sie hielt ſie noch lange im Arm, und hatte ihr weites Kleid mit um Amanda's Schulter geſchlagen, daß ſie recht eng umſchloſſen waren. So ſchritten ſie umarmt weiter in ein ſtilles Jasmingebüſch, das ſie recht einlud zu geheimnißvollem Vertrauen, das zwiſchen den frohen Blumenbeeten, unter eingeſoffenem Himmel ſich noch zu fürchten ſchien. Hier begann nun Amanda zu Julien folgende Worte, nicht ohne öftere Unterbrechung von Thränen und von Seufzern: Schelte mich, theure Julie! denn alle Vorwürfe, die du mir nur machen kannſt, verdiene ich in reichlichem Maße! Aber nicht ſowohl gegen dich und andere muß ich mich ſchuldig bekennen, als vielmehr gegen mich ſelbſt, denn auch mir hab' ich nichts vertraut, und fliehe vor mir in ein ſchmerzliches, undurchdringliches Dunkel, wenn ich mich frage, was ich mir zu ſagen habe, ſo daß in einem unerkannten Weh ich befangen bin, und nicht einmal weiß, ob ich dieſes Weh lieben ſoll oder haſſen. Die ſeltſamen Träume, die mich Tag und Nacht umgeben, kann ich nicht faſſen und

festhalten, sondern ich bin ihnen bewußtlos hingegeben. Ich habe in mir selbst fortwährend die Empfindung eines Menschen, der wider seinen Willen aus dem Schlafe aufgerüttelt wird. Man hat ihn schon ermuntert, er richtet sich in die Höhe, sieht mit klaren Augen in den Raum, der sich vor ihm aufthut; und eben wollen sich die Lippen zum Reden öffnen, doch ein schmerzlichsüßes Lächeln zuckt um den Mund, der sich wieder schließt; mit ihm die Augen, die sich verlangend geöffnet hatten, als wollten sie das süße Traumbild festhalten, das seine Seele umspielte, denn bleicher und bleicher wurden seine Farben und drohten ganz zu zerfließen. So sinkt das Haupt auf die Kissen zurück, und treu dem Verlangenden kehren die schon halb erloschenen Gestalten neuerglühend zurück. Aber jetzt, du geliebte Julie, laß mich nicht forträumen, sondern halte mich wach, daß ich diesen Bildern, beglückend wie sie sein mögen, entfliehe, und bei dir mich der vorigen Heiterkeit freue! Doch kaum noch darf ich irgend eine Hoffnung fassen, so tief liegt das Unheil in mir, so lieb ist es mir schon geworden! O vergib mir, Julie, daß ich deine Liebe mißbrauche, und deine Hülfe hergehe, um sie wegzustoßen, ich möchte dich nicht hintergehen, und hintergehe dich gleichwohl jeden Augenblick wie mich selber! Ich möchte dir alles sagen, und weiß gleichwohl nichts. Sie drückte sich bei diesen Worten heftig an Julien, und begann aufs neue zu weinen, während diese mit der innigsten Theilnahme ihr tröstend liebkosete, und tief seufzte in sanfter Rührung. Sei ruhig, Liebe! sagte sie, es wird alles besser werden, weine dich nur recht satt, in Thränen werden die Schmerzen süß. Sie trocknete mit ihrem Tuche der unglücklichen Amanda die Wangen, und redete ihr mit den zärtlichsten Worten zu, die sie nur ersinnen konnte. Wenn du wirklich, Amanda, sagte sie wieder, nicht vor mir dich verbirgst, sondern auch dir verborgen bist, wie ich es denn sowohl durch deine frühere Aufrichtigkeit, als auch

durch deines Zustandes eigene Ansicht zu glauben genöthiget bin, so kann meine theilnehmende Freundschaft unmöglich länger zaudern, dich dem unbegriffenen Schmerz zu entreißen; freilich nur um dich einem vielleicht herberen, aber doch erkannten Schmerz hinzugeben, der schon darum, weil er erkannt ist, und der Betrachtung nicht entflieht, seiner Heilung entgegengeht. Wisse denn, süße Amanda, wenn so lange dir es verborgen geblieben ist, du liebst! die Liebe hat dich in diesen Zustand versetzt, den du, zum erstenmal darin, nicht zu fassen vermagst. Die süße Angst, das schwankende Ringen, die thränenvolle Verschlossenheit, das sind die Zeichen, mit denen sie ihre erste Gewalt über ein unbefangenes Herz kund thut; so wird von Dichtern ihre Erscheinung dargestellt, so bin ich selber von Ahnungen bewungen gewesen, die jetzt, Dank dem Schicksal, das deines Bruders Herz mir zuwandte, der schönsten Erfüllung die Hand bieten. Amanda fing laut an zu schluchzen, und erschrak heftig bei diesen Worten, die ihr innerstes Gefühl ganz zu enthüllen drohten, dessen Richtung wenigstens sie vor Juliens Blick in ihrem Busen zu verschließen wünschte, weil die plötzliche Erinnerung an frühere Reden derselben sie überzeugten, daß diese niemals mit Innigkeit einer Leidenschaft pflegen könnt, deren Gegenstand ihr nicht nur gehässig, sondern sogar verächtlich war. Sie nahm sich also so viel als möglich zusammen, fest entschlossen, sich ihr Geheimniß nicht entreißen, noch entlocken zu lassen, gewaffnet mit aller Kälte, die mit dem Bewußtsein eintritt, daß der Gegenstand, den man anbetet, von andern verspottet wird, oder, wenn grade nicht dieses, doch mit Gleichgültigkeit übersehen. Was sagst du, Julie! rief Amanda aus; ich liebte? Wie könnte doch dieser mein Zustand jemals der Eingang werden zu jener Seligkeit, die man gewöhnlich in der Liebe zu finden vergibt und der aufblühenden Jugend verheißt? Ich bin wohl nur krank, meine Freundin, und übergroße Sorgfalt hat deinen Scharf-

ſinn auf Abwege geführt, denen ich dich nicht überlaſſen darf. Ein verſtändiger Arzt möchte mir wohl gut ſein. Iſt dies aber Liebe, was mir ſchwer wird zu glauben, o ſo hilf mir ein Mittel erſinnen, ihren Banden deine leidende Freundin zu entwinden, denn in ihnen muß das friſcheſte Leben hinwelken und erſterben. Darf ein Mädchen, verſetzte Julie, wohl ſo erſchrecken und ſich fürchten, wenn ein anderes Mädchen, die ja nicht ihr eigenes Geſchlecht verrathen wird und zu ſchweigen verſteht, nun ausſpricht, was ſie in der Freundin entdeckt und bewährt gefunden hat, damit ſie beide es betrachten und überſinnen mit ſüßer Vertraulichkeit? Was du geſagt haſt, muß mich nur immer mehr befeſtigen in der Meinung, die ich gefaßt, und ich wiederhole dir mit aller Inbrunſt, welche die gleiche Gemüthsſtimmung gewähren will, daß du liebſt, Amanda, und Liebe die Urheberin deiner Leiden iſt. Oder dürfteſt du vielleicht noch zweifeln, unzufrieden mit deiner Wahl, und einen höhern Gegenſtand begehrend für die Leidenſchaft, die zuerſt, wie ja häufig geſchieht, an einem unwürdigen Gegenſtand ſich entzündet, der bald ſeinem eigenen Werke zu klein und ungenügend wird? Wie es auch ſein mag, auf keinen Fall iſt die Täuſchung gut, und biſt du geneigt, darin zu verharren, ſo beſchwöre ich dich, geliebte Amanda, bei unſerer ſchweſterlichen Verwandtſchaft, dich ihr zu entziehen, und wenn auch nicht mir, doch dir ſelber ſie einzugeſtehen. Denn ich will deine Schüchternheit nicht weiter beſtürmen, und will froh ſein, wenn ich dich wieder froh ſehe, meine Eitelkeit mag gern ohne Theil daran bleiben, wenn nur meine Liebe dir zur Seite ſtand. Amanda hatte weit hinaus in das dichte Grün der Blätter geſehen, und tief nachzuſinnen geſchienen; ſie umarmte jetzt ihre Freundin mit Heftigkeit unter einem Strom milderer Thränen, und ſagte mit halberſtickter Stimme: ich liebe! worauf ein langes Schweigen folgte, während deſſen die beiden Freundinnen das Ende des

Jasmingebüsches erreichten, und die Aussicht auf einen grünen Wiesengrund, an den ein hellschimmernder See grenzte, gewannen. Der Hintergrund war auf der einen Seite durch einen lustigen Wald von Eichen und Buchen eingenommen, auf der andern wurde das Auge von dem gekrümmten See in weite Fernen geführt. In dem Ausschnitt zwischen dem Arm des Sees und dem Wald wogte ein prächtiges Wolkenmeer tausendfarbig erhellt im Untergang der Sonne. Sie betrachteten das Schauspiel nicht lange, sondern traten bald langsam den Rückweg an. Eine schöne, hohe Pappelallee führte sie nach dem Schlosse zurück, an der einen Seite waren buntglänzende Blumenbeete, den labendsten Duft ausströmend, und die traurigsten Sinne durch den seligen Reiz ihrer Farben zum Lächeln aufheiternd. Amanda verließ Julien auf eine Weile, ging zwischen den Blumenbeeten hin, und pflückte hin und wieder eine Rose, während sie mit leiser Stimme und gleichsam mechanisch zu singen anfing. Sie kam nahe an ein Akaziengebüsch, hinter welchem ein Pavillon verborgen war, der plötzlich ihr ins Auge fiel, als sie sich vom Blicken aufrichtete, und in demselben Augenblick hörte sie aus dem offenen Fenster eine seufzende Stimme leisklagend diese Worte sagen: O mein Gott, laß mit diesem Tage auch mein Leid untergehen, und Frieden mir im neuen Aufgange des Lichts aufstrahlen! Peinigende Liebe, laß mein Herz los, denn die grausame Herrin, der ich, ohne daß sie es weiß, diene, wird nimmer dem Armen zu Theil werden, welcher, da ihm unaufhörliche Trübsal verhänget ist, ja nicht des höchsten Glückes zu kosten hoffen darf! Darauf wiederholte er leise die Worte, die ihn einstmals so tief ergriffen hatten:

Blumenliebe führt die Jungfrau
In den schönen Rosengarten,
Und alsbald die zarten Hände,
Dort der Liebesblume warten.

Amanda wußte ſich kaum zu faſſen; ſie kannte die Stimme wohl, es war Karls, der dieſen Pavillon bewohnte, um von dem Geräuſch des Schloſſes entfernter zu ſein. Sie bog ſich zurück unter die gedrängten Zweige, um nicht geſehen zu werden, denn ſie bemerkte in dem Zimmer eine Bewegung. Karl trat an das Fenſter, und blickte ſchüchtern in den dunkelgrünenden Garten; ſein Auge war trüb und umwölkt, der Blick ſchoß tief aus dem blaſſen Geſicht hervor, von Zeit zu Zeit wild umherirrend, bis er ſich immer aufs neue in ſchmachtende Sehnſucht verlor. Mir iſt ſo ſchmerzlich wohl, ſagte er mit halberſtickter Stimme. O Amanda, Amanda! ſeufzte er dann mit einem Tone, der das Herz zerſchnitt, und faltete die Hände krampfhaft in einander, während ihm die Thränen aus den Augen hervorſtürzten. In demſelben Augenblicke rief Julie, die in der Allee langſam auf und ab gegangen war, und jetzt ſtill ſtand: Aber wo bleibſt du denn, liebe Amanda! traue den Blumen nicht zu ſehr, ſie verleiten dich, in der Abendluft zu lange zu bleiben; komm zurück! Karl fuhr zuſammen und verließ ſchnell das Fenſter, Amanda nahm den Augenblick wahr, und eilte mit bekümmertem Herzen raſch durch die Blumen, zur Pappelallee zurück, wo Julie ſie umarmte, und darauf mit eiligeren Schritten auf das Schloß führte. Am Abend beim Theetrinken wollte anfangs kein Geſpräch recht aufkommen. Amandas Unruhe war weniger auffallend, wohl aber bemerkte die ganze Geſellſchaft Juliens ungewöhnliches Stillſein, und ſelbſt die Gräfin konnte nicht ganz den Antheil verbergen, den ſie an Juliens Mißgeſtimmtheit nehme; mit mütterlicher Sorgfalt ſuchte ſie jeden Blick ihrer geliebten Freundin auszuſpähen, um die Urſache zu erfahren, warum er nicht ſo heiter ſtrahle, als ſonſt man von dem jugendhellen Angeſicht ihn leuchten zu ſehen gewohnt war. Sie konnte nicht verhindern, daß eine ängſtliche Sorge bisweilen ſie anflog, ob auch wohl die nahe Verbindung mit Adolf, durch die ſie

Juliens Glück zu begründen dachte, ihr ſelber jetzt, da ſie ſo nahe bevorſtehe, vielleicht weniger ein Glück dünken möge, und ſie das zaghafte Herz nicht mehr von ſich zu weiſen wage. Wenn ſie dann wieder auf Adolf blickte, den ſchönen ritterlichen Jüngling, der liebevoll zu Julien herüberſah, und wie an Vortrefflichkeit, ſo auch an ſteter Aufmerkſamkeit und inniger Liebesbezeigung ſo ganz alles übertraf, was ihn umgab, ſo wichen bald wieder dieſe Zweifel, und ſie glaubte bald, daß irgend ein unbedeutender Zufall nur, der vorübergehend ihre Heiterkeit umwölke, an dieſem Schweigen Schuld ſein könne. Doch blieb den ganzen Abend hindurch, nach einem ſolchen Anfang, die Unterhaltung ſtockend, und ſelbſt wenn ſie lebhafter wurde, nahmen doch faſt nur die Männer Theil daran, welche die damaligen kritiſchen Zeitumſtände mit heftigem Widerſpruch abhandelten. Franz, der früher lange Zeit in Kriegsdienſten geſtanden, und neben einigen Feldzügen auch ein gründliches, theoretiſches Studium der Kriegswiſſenſchaften gemacht hatte, gerieth mit einem jungen preußiſchen Offizier in den heftigſten Wortwechſel. Wir werden die Franzoſen ſchlagen! rief der letztere endlich ungeſtüm aus, und geben Sie nur Acht, wir werden auch noch an diejenigen kommen, die jetzt als Zweifler unſerer Tapferkeit und Kriegskunſt uns beleidigen. Aber freilich iſt es zu verzeihen, wenn des Krieges Unkundige falſche Urtheile fällen; nur urtheilen ſollten ſie nicht. Franz ſtellte dem jungen Mann vor, wie ſein Tadel durchaus unpaſſend ſei, wenn er ihn damit gemeint habe, und obgleich er an dem glücklichen Erfolge dieſes Krieges zweifle, doch habe er gleichwohl, weil er nützlich zu ſein hoffe, beſchloſſen, wieder in Dienſte zu treten, um für ſein Theil das Seinige zu thun. Der preußiſche Offizier bot verſöhnt ſeine Hand dar, und Franz, den die Begeiſterung dieſes ſchönen Mannes im Herzen freute, ſchlug traulich ein, indem er rief: Ein Wort! ein Mann!

Man ging darauf in den Speiſesaal, wo das Geſpräch, ungeachtet die Gräfin ſich bemühte, ihm eine allgemeinere Wendung zu geben und die Damen hinein zu verflechten, immer wieder auf denſelben Gegenſtand zurückkehrte, indem Franz ſchon ganz und gar ſich als Offizier betrachtete, und auch Adolf während der Erzählung von ſeinen Kriegsthaten ein heimlich genährtes Feuer nicht länger bezähmen konnte, und wiederholt nicht undeutlich ſeinen Wunſch verrieth, dieſen bevorſtehenden Feldzug mitzumachen. Bei Gott! rief der preußiſche Offizier, es muß noch dahin kommen, daß es wie in den heiligen Kreuzzügen eine Schande wird für jeden deutſchen Edelmann, der zu Hauſe bleibt, und nicht aufſitzt, um Gut und Blut dran zu wagen, den kecken Feind aus Deutſchlands Grenzen zu vertreiben. Wir haben uns ſchon oft mit den Franzoſen gemeſſen und brauchen uns der alten Schlachten nicht zu ſchämen. Aber es ſei nur jeder brav, und jeder denke, auf ihn allein komme es an, denn es iſt wahrlich ein gefährlicherer Streit als jemals vorher; größer die Macht, ſchneller die Bewegung, furchtbar rieſengroß das Genie des Feldherrn; nicht in des Feindes Verkleinerung, in unſerer Tapferkeit und Treue vielmehr muß unſere Hoffnung zum Siege ſich gründen, die uns am leichteſten entfliehen könnte, wenn wir uns täuſchen und blenden über die wahre Lage der Sachen. Wohlan, Freunde! rief er freudig, das Glas erhebend: Deutſche Treu und deutſcher Muth! denn das ſei das Erſte; zwar ich ſelbſt bin ein Preuße, und Preußen ziehen ins Feld, aber dieſer Krieg gilt Deutſchland: Sieg den Deutſchen durch deutſche Kraft! Er ſtieß trunken mit den Andern an, und lange noch dauerte das Anklingen der aufgeregten Männer. Friedrich erhob ſich von ſeinem Sitz, und verlangte, die Damen möchten durch Geſang die ſchönen Gefühle ausſprechen, die ihrer aller Buſen erfüllten; die Andern gaben lauten Beifall, und die Gräfin, ſtets bereit, die Künſte wohlthätig in das Leben einzuführen, un-

terſtützte das Geſuch Friedrichs aus allen Kräften. Während die Einrichtungen zum Geſang getroffen wurden, wußte der Offizier nebſt Friedrich die Damen fleißig zum Trinken zu bewegen, wozu der ſüße toskaniſche Wein, der nebſt vielem Konfekt zum Nachtiſch aufgetragen wurde, freundlich genug einlud. Die Stimmung war allgemein erhöht; Geſang, Wein und Geſpräch wetteiferten in Bezwingung aller Sinne. Der Markeſe, der lange an ſich gehalten hatte, verläugnete den Italiäner länger nicht, ſondern brach in einen improviſirten Geſang aus, der alles bezauberte. Wilhelm Meiſter ſelbſt, der Kälteſte unter allen Anweſenden, konnte ſich eines inneren Taumels nicht erwehren. Mitten in dieſes Entzücken drang mit einemmal ein tiefes Schweigen und ängſtliches Harren, denn ein Bote hatte der Gräfin eben einen Brief überreicht, der durch einen Expreſſen angekommen war, und über die Lage der Dinge neue Nachrichten geben ſollte. Die Gräfin hatte kaum einige Augenblicke ſtill in das entfaltete Papier hineingeſehen, als ſie mit heiterem Geſicht der Geſellſchaft verkündigte, der Krieg ſei nun unvermeidlich und der König bereits zur Armee abgereiſt. Hierauf wünſchte ſie den Anweſenden gute Nacht, und entfernte ſich. Alles verfügte ſich mit erhitzten Gemüthern zur Ruhe; die meiſten nur durch die heftige Spannung, in welche dieſe Neuigkeit ſie verſetzte, im Stande, dem Schlaf ſo lange zu wehren, als der Abſchied dauerte, den der preußiſche Offizier von jedem Einzelnen nahm, da er glaubte früh am folgenden Morgen den Befehl zum Aufbruch zu erhalten.

## Siebzehntes Kapitel.

Amanda mußte ihr Schlafgemach mit einer Tante theilen, die aus großer Aengſtlichkeit nicht gern in einem Zimmer

allein schlief, und sich für die Zeit der Anwesenheit auf dem Schlosse die junge Kusine auserwählt hatte, indem sie selbst noch Fräulein heißend, sich immer mit den jungen Mädchen zusammen reihte. Dieses Fräulein war beinahe vierzig Jahr alt, und hatte ungeachtet mancher Geschichten, die sie bestanden, doch niemals eine angemessene Partie treffen können, welches sie selbst als ein großes Unglück betrachtete, ohne jedoch die Hoffnung einer glücklichen Verheirathung aufzugeben; ihre Neigung zum Ehestande schien vielmehr mit ihren Jahren zu wachsen. Wir wollen sie, da ihr Name fast widrig klingt, in der Folge stets bei ihrem Vornamen Luise nennen, den sie selber gern hörte. Fräulein Luise nun hatte noch immer Reize genug, um sich bei der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit über ihr Aussehen täuschen zu können, und betrug sich daher ganz offen wie ein Mädchen, die Liebe zu erwecken gewohnt, und dieser Gewalt sich vollkommen bewußt ist; so war es ihr förmlich zum Gebrauch geworden, jeden Mann ganz ernsthaft darauf anzusehen und auszustudiren, ob sie ihn und er sie wohl heirathen möchte, und in der That, sie war nur eigentlich mit denen in der Gesellschaft freundlich und gesellig, die einer solchen Verbindung wenigstens eine entfernte Möglichkeit übrig ließen, und die Zahl von diesen blieb, da Fräulein Luise zwar einige, aber doch nicht allzuseltene Ansprüche machte, noch immer groß genug, um ihrem geselligen Talent einen weiten Spielraum zu geben. Auch diesen Abend, da sie sich mit Amanda allein sah, und beide von dem Wein und der Unterhaltung in einen erhöhten Zustand versetzt waren, schüttete sie ihr Herz aus, und verhehlte keine ihrer Neigungen. Sehen Sie, Liebe, sagte sie, indem sie mit dem Finger auf den Tisch klopfte, sehen Sie, liebe Amanda, den Adolf, den könnt ich heirathen, aber der preußische Offizier und Friedrich, das sind ein paar unausstehliche Menschen, die werden gewiß noch einmal toll. Amanda merkte nicht besonders auf sie, und fuhr fort, sich auszukleiden, ohne ihr eine Antwort zu

geben. Fräulein Luiſe wurde dadurch nicht geſtört, ſondern redete weiter, indem ſie das Glück der Liebe und einer Ehe pries, die auf Liebe gegründet iſt, und gab endlich mit Thränen zu erkennen, wie ſehr ſie verkannt werde von den Menſchen, und wie ihre tiefſte Sehnſucht gleich einer Blume in unbekannter Tiefe blühe, und vielleicht auch verblühen müſſe, ohne einen gleichen Sinn mit ihrer Liebe beglückt zu haben. Sie zeigte, daß ſie eine höhere Anſicht des Gefühls beſitze, und ein Bild herrlichen Glücks wohl zu fingiren verſtehe, wozu ihre große Beleſenheit die dichteriſchen Worte darbot. Ach! ſagte ſie beklommen, indem ſie Amandens Hand nahm, vorzüglich Einmal war ich dieſem Glück nahe; in meinem Gemüth war alles rege geworden, und ich hatte ein ſchönes Gebäude vollkommen fertig, als ein grauſames Geſchick meine Hingebung in den ſüßen Traum durch einen harten Schlag aufweckte. Ich hatte einen Mann kennen lernen, der, über die Jünglingsjahre hinaus, in ſeinen beſten Jahren alle Eigenſchaften vereinigte, die ich von jeher für diejenigen hielt, welche am ſicherſten das Glück einer Frau gründen. Er war ein Ausländer, und kam als ſolcher und durch den Poſten, den er bekleidete, in die erſten Geſellſchaften der Stadt, in welchen wir uns oft ſahen, ohne daß wir eben viel mit einander ſprachen. Um ſo mehr war ich befremdet, als nach einiger Zeit ich eine zunehmende Aufmerkſamkeit von ſeiner Seite bemerkte, die ich nicht wußte wodurch zu verdienen; bald ſprach er faſt nur mit mir, und kam nur in die Geſellſchaften, wo er hoffen konnte mich zu treffen. Ich empfand ein großes Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten, und nicht leicht gibt es einen wichtigen Gegenſtand, über den wir nicht unſere Anſichten vertraulich ausgetauſcht hätten, beſonders aber ſprach er über die Liebe wie ein feſter, edler Mann, der die ſchwärmeriſchen Ideen des Jünglings mit der Erfahrung des Mannes zu verbinden das Geheimniß gefunden hatte. Es beſtand die ſchönſte,

innigſte Freundſchaft zwiſchen uns, und ich konnte mir nicht läugnen, daß ich mit dieſem Manne ſehr glücklich ſein würde. Nur äußere Verhältniſſe, über die er nur ſelten und dann geheimnißvoll ſprach, hielten ihn, ſo ſchien es, noch zurück, mir ſeine Hand anzubieten, und ich ehrte ſein Schweigen in ſtiller Ergebung. Eine Freundin von mir war unſere gegenſeitige Vertraute, wir ſahen uns oft bei dieſer in größerer Ungezwungenheit, als ſie anderswo verſtattet war, und ohne Neid ſah ich meine Herzensfreundin den Mann verehren und ſchätzen, auf den ſie gar keine Anſprüche zu machen ſchien. Ich wollte niemals leiden, daß er in meine Wohnung käme, und wirklich hat er nie meine Schwelle betreten, denn ich fühlte, o Amanda, gern bekenn' ich es Ihnen, ich fühlte meine Schwäche, und durfte nicht wagen, mit dem Manne allein zu ſein, dem ich nichts zu verſagen im Stande war; ſo hab' ich vermieden, die größte Seligkeit zu genießen, die der Himmel geben kann! Sie ſchwieg eine Weile ſtill. Amanda, ſeltſam in ihrem Innerſten ergriffen, drückte ihr gerührt die Hand. Dann fuhr Fräulein Luiſe fort: Deſto häufiger beſuchte er nun meine Freundin, bei der ich nicht immer ſein konnte, und wenn ich dort war, bezeigte er uns beiden gleiche Aufmerkſamkeit. Meine Unruhe darüber wurde bald gehoben bei einer Gelegenheit, die mir einen bleibenden Schmerz dafür gab, indem mein Geliebter bei einer ſcherzhaften Frage, die meine Freundin an ihn that, die feſte und entſchiedene Antwort ertheilte, er ſei verlobt; ein Ausſpruch, der mir hätte den Tod geben ſollen, und während ich mit gewaltſamer Anſtrengung mich bemühte, gefaßt zu bleiben, und nicht in unſinnige Handlungen auszubrechen, verrieth meine Freundin auch nicht die geringſte Bewegung, daher ich keinen Anſtand nahm, meinen Schmerz, als dieſer Mann ſich entfernt hatte, in ihrem Schoße auszuweinen, ſie zugleich um Verzeihung bittend, daß ich ſie für meine Nebenbuhlerin gehalten. Sie tröſtete mich, die falſche Schlange!

Ich fing nach und nach an, mich in mein Schickſal religiös zu ergeben, und genoß noch manche herzliche Freude in ſeiner Freundſchaft, da ich ſeiner Liebe zu entſagen ſtrebte. Aber das Bitterſte war mir noch vorbehalten. Denken Sie ſich, liebſte Amanda, nach einigen Wochen, während welcher ich einer Unpäßlichkeit wegen wenig ausgegangen war, müſſen fremde Leute mir erzählen, daß jener mit meiner geglaubten Freundin ſich verheirathet habe. O Gott! kaum jetzt kann ich den Gedanken ertragen, daß der Angebetete meines Herzens in den Armen dieſer Schändlichen ruhen ſoll! Amanda's Thränen miſchten ſich mit denen, die Fräulein Luiſe ihrem zerſtörten Glück weinte, und viele vertraute Worte wurden beiderſeits noch gewechſelt, ehe ſie ſich zur Ruhe niederlegten. Zuletzt erwähnte das arme Fräulein auch des unglücklichen Kranken, der dieſer Tage angekommen ſei, und abgeſchieden von aller Geſellſchaft den einſamen Pavillon im Garten bewohne, den er nur dieſen Morgen um Sonnenaufgang, da noch alles ſchlief, verlaſſen, und ſich ſchon vor dem Gärtner ſcheu dahin zurückgezogen habe. Auch von Carlo ſagte ſie ohne Bedenken frei heraus, daß er ein Mann ſei, den ſie heirathen könne, und fügte hinzu, daß ſie jetzt, da ihr Vater geſtorben und ſie Herrin einiges Vermögens ſei, auch von dieſer Seite ſich nicht zu geniren brauche, und die Feindſeligkeit des Schickſals, die vielleicht dieſem jungen Mann Glücksgüter mißgönnt habe, leicht erſetzen könne. Wie tief war Amanda verwundet durch dieſe Worte! Sie legte ſich in der ängſtlichſten Beſorgniß in einem Gewirr böſer Ahnungen nieder, die durch Bilder der ſchönſten Glückſeligkeit, welche Luiſe geſchildert hatte, nur noch gehoben wurden. Spät erſt wurde ſie in dunklen Träumen eingewiegt, und ſchlief dann ſo feſt, daß ihre Geſellin ſie nicht mehr erwecken konnte, ſo laut ſie ihr auch zurief, um noch manches andere ihr zu erzählen, bis ſie endlich, da ſie den Wächter zwei Uhr rufen hörte, ſich gleichfalls zum Einſchlafen bereitete.

Karl hatte tief in die Nacht hinein geleſen, und lag unruhig auf ſeinem Bette, während tauſend Bilder vor ſeiner Seele vorüber jagten. Ein ſchwaches Nachtlicht erhellte das Zimmer mit undeutlichem Licht, das mit den großen ſchwarzen Schatten hin und her wehte. Da hörte er auf der ſteinernen Treppe ein feines Kniſtern des Sandes, und fuhr erſchrocken auf, denn es war, als wenn leiſe Tritte darauf geſchähen. Er wußte nicht wie ihm geſchah, daß er ſo tief erſchüttert durch ein ſo unbedeutendes Ereigniß ſich fühlte, doch faßte er ſchnell einen Entſchluß, ſprang auf, und nahm, als ging es an ſein Leben, ein altes Schwert, das er dort vorgefunden hatte, in die Hand, womit er herzhaft auf die Thüre losging. Doch bebte er zurück, als dieſe mit einem leiſen Druck ſich aufthat, und ſeinem kriegeriſchen Anſtand zum Hohn, ein weißes Frauenbild hereintrat, und mit gemeſſenen Schritten ſich ihm näherte. Wunderbar war die ſtumme Scene, und ein heiliges Grauſen ſchwebte über Karls Seele, der nicht wußte, ob er wache oder träume. Da ſchlug ſachte die Dame ihren Schleier zurück, breitete die Arme aus, und ſagte mit langſamer Stimme: O Karl, mein Geliebter! Mit Entſetzen und zugleich mit Himmelsfreude erkannte er Amanden, die in einem ſeltſamen Zuſtande vor ihm ſtand. Sie war ganz angekleidet, nur die Haare floſſen um ihre Schultern ordnungslos, ihre Geſichtsfarbe war bleich, der Mund lächelte in einem krampfhaften Zucken, und die Augen waren faſt ganz geſchloſſen. Da Karl, vor Staunen außer ſich, noch zögernd ſtand, ließ ſie gemach die ausgebreiteten Arme wieder ſinken, nahm den Schleier zuſammen, und ſetzte ſich unten auf das Bette, indem ſie ſagte: Ich bin müde; hier, mein Karl, will ich dich erwarten! Ich bin ja deine Braut, mein Süßer, du wirſt mich nicht verrathen; komm bald, o komm bald! Die Nachtwandlerin entblößte den weißen, glänzenden Buſen, bemüht ſich abzukühlen, und ſang dann mit einem geiſterähn-

lichen, leiſen Tone das ſchauerliche Gedicht von Novalis: Lobt doch unſre ſtillen Feſte, wobei ſie bald dieſe, bald jene Strophe ohne Ordnung herausgriff, die wunderbarſten Abwechſelungen mit der Stimme machte, und den zauberiſchen Reiz des Gedichtes dadurch erhöhte. Karl ſetzte ſich neben ſie, und ſchmiegte ſich vertraulich an ihren Buſen; ſeine Scheu war bezwungen, und ſein Sinn ganz in die Gelegenheit verſunken, die zu nutzen ihn alles antrieb; mit keckem Uebermuthe zog er ſie hin, alles Leid war vergeſſen, ihm war als beherrſchte er ein Königreich, als lägen ſeine Feinde getödtet unter ihm. Das Licht verlöſchte, und ein völliges Dunkel umhüllte die ſeltſame Scene; erſt ſpät konnte das Auge durch den halbgeöffneten Fenſterladen einigen Sternenſchimmer erblicken. Amanda raffte ſich endlich wieder auf, ſchritt ſchweigend gerade auf die Thüre hin, die ſie wie mit einer Zauberformel öffnete und wieder verſchloß, als ſie draußen war, und ging dann ſicher und unverrückt durch den Garten auf den Gartenſaal zu, deſſen Thüre ſie offen gelaſſen hatte. Lange noch ſah Karl zum Fenſter hinaus der geliebten Geſtalt nach, und ſuchte ſie, da ſie ſchon verſchwunden war, durch ſeine mächtige Sehnſucht zurückzubannen. Als der Morgen zu grauen anfing, ſchlief er endlich verſtört und trübſinnig ein.

Am Morgen gerieth das ganze Schloß in Bewegung, es war der Tag vor der Hochzeit Adolf's und Julien's, und ſchon dieſer ſollte mit mancherlei Vergnügungen gefeiert werden, um die Anſtalten für den folgenden Tag zu verbergen. Es ſollte auf einem Hügel jenſeits des Sees gefrühſtückt werden, und die Rückkehr zum Schloß durch einen Umweg geſchehen, um den Park, wo indeß die Gerüſte zu einem glänzenden Feuerwerk aufgeführt wurden, zu vermeiden. Jean Paul war einer der frühſten aus dem Bette, und eilte ſpornſtreichs in den Garten; höchſt verwundert aber fand er ſchon auf der Treppe Fräulein Luiſe in

völligem Putz. Sie machten Gesellschaft und wollten auf den Hügel vorausgehen, weil Fräulein Luise ohnehin nicht gern auf dem Wasser fuhr, dagegen trefflich zu Fuß war. Das Gespräch wurde bald lebhaft, da Fräulein Luise eine große Erzählerin, Jean Paul, kein Freund langen Schweigens, in einen edlen Wettstreit geriethen, nicht wer das letzte, daran dachten sie nicht, sondern wer das erste Wort haben sollte. Wir bescheiden uns daher gern, aus ihrer Unterredung nur einiges anzuführen, da wir dem Ganzen unmöglich gewachsen sind. Fräulein Luise erhob große Klagen über den gegenwärtigen Zustand des geselligen Lebens in Berlin, das ehemals weit interessanter gewesen. Es ist nicht anders, sagte sie, als wenn die eigentliche Liebeszeit daselbst vorüber wäre; ich weiß nicht, ob Andere dies eben so haben sehen können, wie ich, aber mich dünkt, die Schlegel, die ich sonst eben nicht leiden kann, haben den größten Antheil an der früheren Blüthe, die mit dem Weggehen von jenen auch wieder sank. Die jungen Leute waren sämmtlich in innere Bewegung versetzt, die freieren Grundsätze über manche alte Formen begünstigten freiere Verhältnisse, und die Damen hatten die Freude, durch den poetischen Anstrich, den alles bekam, sich noch mehr verherrlicht zu sehen. Statt fader Billette kamen nun wohlgereimte Sonette; man las die neueren Schriften, die Spannung aller Kräfte war in der That sehr hoch gestiegen, und selbst die Gemeinheit zeigte sich idealisirt.

Sonette! rief Jean Paul aus, Sonette! konnte man nicht gleich sehen, daß ein Sonett auf schwachen Füßen steht, und, je mehr im Kopf, je schlechter fortkommt? Die Trunkenbolde sind auch schon wirklich umgeschlagen, und stehen auf dem Kopf, bei Mniock wenigstens! Ich mag und will sie nicht, diese Gedichte, so häufig auch „mag" und „will" darin vorkommt! um zum Reim zu verhelfen: „mag sagen, will sagen, kann leiden, muß bringen" u. s. w. Hu! hu!

wie kalt überläuft's mich, an ein Sonett nur zu denken! Wenn die Liebesverhältniſſe erſt durch die Sonette nett werden, ſo heißt mit Recht jener Hühneraugendoktor ein Okuliſt. Liebes Fräulein, haben Sie jemals ein ſolches — Gott ſei bei uns! — von Vermehren geleſen?

Mein Gott! ſagte Fräulein Luiſe, ſo böſe hätte ich mir Sie nicht vorgeſtellt. Was gehen mich dieſe Sachen an? ich rede blos von dem Kourmachen und Liebesbemühen, das ich ehemals geſehen habe; jetzt aber iſt es in Berlin, als wenn alle die jungen Leute ernſthafte Geſchäftsmänner geworden wären, und ſo geht alles wieder im gewöhnlichen Schritt.

Aha! ſagte Jean Paul mit feinem Lächeln, die Sonettkompagnie verändert ſachte ihre Firma in Sohn et Kompagnie, daß man glauben ſollte, es wäre ein altes ſolides Handelshaus, und Platon *περὶ πολιτείας* wird ganz demüthig überſetzt: Platon von der Polizei, als wären die Träumereien nie für etwas Anderes ausgegeben worden, damit nur die Alten rufen: ach, habt ihr's ſo gemeint? und den jungen Ladendienern und Referendarien ihr Unrecht abbitten.

Das Fräulein verſtand ihn nicht mehr, ſondern ſah ihn mit ſtillem Erſtaunen an, während er eifrig weiter redete. Alles in der Welt, es mochte noch ſo getrennt ſein, brachte Jean Paul in ſeinen Reden plötzlich zuſammen, und führte es an ſo dünnen Fäden fort, daß man wie in einer andern Welt war, wenn man das kleinſte Mittelglied überhört hatte. So war er unvermerkt, aber durch tauſend Umwege, auf Carlo zu ſprechen gekommen, wo Fräulein Luiſe ihn wieder mit ihrer Aufmerkſamkeit begleitete, in der Hoffnung, etwas neues über den unbekannten Menſchen zu erfahren, der ſie ſo ſehr intereſſirte.

Laut rauſcht die Freude an dem leiſen Klageton des Kranken vorbei, und verſchlingt ihn gewaltſam in ihre Töne; der Arme wird nicht vernommen, als wenn ſein Schmerz,

wie der Schall der Nachtigall, den Menſchen zur Luſt dient. Dieſen Polymeter hatte Jean Paul kaum hergeſagt, als dieſer andere ſein Ohr traf: Sterne und Blumen, — Blicke, Athem, — Töne. Durch die Räume ziehen, ein Ton der Liebe, Sehnſucht! Mit verwandten Tönen ſich vermählen, glühen, nie verhallen, und die Blumen, und die Sterne lieben, Gegenliebe! Sehnſucht!

Sie ſahen beide neugierig umher, wer doch der ſein möchte, der in dem Streckverſe ſo geübt ſich zeigte, konnten aber nichts bemerken, als endlich den Rücken eines jungen Menſchen, der ſcheu über den Zaun ſprang, und ſich eilig entfernte. Da Jean Paul auf das Nachſetzen ſchon längſt Verzicht geleiſtet hatte, ſo war nichts übrig, als geduldig den Weg fortzuſetzen. Indeſſen lenkte Fräulein Luiſe bald auf Carlo ein, und Jean Paul erzählte wirklich etwas neues von ihm, indem er behauptete, der junge Mann ſei aus Liebe krank, und werde wohl elendiglich ſterben, wenn das frühe Todtengeläut, das ihm der Apotheker jetzt in der umgekehrten Glocke des Mörſels halte, nicht bald in ein frohes Hochzeitgeläut verkehrt werde. Vergebens forſchte ihn Fräulein Luiſe über den Gegenſtand der Liebe Carlo's aus, er wollte diesmal durchaus nichts ſagen, obgleich er merken ließ, daß er wohl etwas wiſſe. Doch erbot er ſich zugleich, ſie mit Carlo bekannt zu machen, welches dieſem zu mächtigem Troſte gereichen würde, und that überhaupt ſo wunderlich, daß durchaus kein reines Reſultat zu faſſen möglich war. Als ſie auf dem Hügel ankamen, war die ganze Geſellſchaft ſchon verſammelt, nur Adolf wurde noch erwartet, über deſſen langes Ausbleiben man ſich ſehr unruhig zeigte, ungeachtet ein Bedienter ihn wollte ſehr früh im Garten gehen geſehen haben; Franz, der gleichfalls fehlte, wurde weniger vermißt, weil man ihn bei ſeinem Freunde glaubte.

# Achtzehntes Kapitel.

Schon am früheſten Morgen war Adolf in den Garten gegangen, die ſchweren Träume zu zerſtreuen, welche die ganze Nacht hindurch ſeinen Schlaf beunruhigt hatten. Der preußiſche Offizier hatte ihm tief in die Seele geſprochen, und jedes ſeiner Worte klang wunderbar in ſeinem Innern nach. Er betrachtete ernſtlich ſein Gemüth, ſeine Kräfte, und ſuchte ſein innerſtes Verlangen klar anzuſchauen. Unzufrieden mit ſeinem bisherigen Leben, das zu lange nur Vorbereitung geblieben war, fühlte er zum erſtenmal recht kräftig, daß ihm ein anderer Platz in dem Ganzen gebühre, als der ſei, den er jetzt einnehme, und die Ausſicht in das Leben eines beglückten Ehemanns konnte ihn keineswegs beruhigen. Julie war ſchön, reich, ſie liebte ihn herzlich, und ihm hinwiederum war ſie das geliebteſte Frauenbild, ſo er jemals geſehen, ihre Nähe heiterte ihn auf, ihr Blick regte tauſend ſelige Gefühle in ſeiner Bruſt, die ihn ſie zu beſitzen als ein ſeliges Glück begehren hießen, und ſo fügten ſich die kindlichen Gemüther unbefangen den Beſchlüſſen, die Andere über ſie gefaßt hatten, den Konvenienzen gemäß, die ſie ſich nicht veranlaßt fanden, für ein Joch zu halten. Jetzt aber erblickte Adolf eine ihm bisher ganz unbekannt gebliebene Sphäre, er ſah ſein Vaterland in unendlicher Herrlichkeit ſtrahlen, und verſenkte ſich in die Betrachtung Deutſchlands, des deutſchen Geiſtes, und der hohen Beſtimmung deutſcher Bildung. Beſonders rührte ihn der alte Kriegsruhm der deutſchen Völker, die großen Zeiten gingen mit ihren Heldengeſtalten vor ſeiner Seele vorüber, und es erloſchen vor ihrem Schein die lieblichen Schimmer eines weichen, ſanften Lebens, das ihm vom Glück beſchieden war, und ihn vor allen andern beneidenswerth erſcheinen ließ.

Warum, ſagte er bei ſich ſelbſt, bin ich denn ausgerüſtet mit ſo mancherlei Gaben, als daß ich ſie zum Heil und zur Ehre des Vaterlandes verwende, und ihm dankbar ſei für die Treue, die es an mir bewieſen? Bin ich deshalb ein Reiter, um ſpazieren zu reiten, und allenfalls durch ein paar verwegene Sätze die Weiber zu ängſten? Soll ich im Fechten nie einen andern Gegner finden, als den Feind, der ſich mit dem Rappier mir gegenüber ſtellt? O wie eitles Geſchoß, das ſicher zwar trifft, aber nur ein gemeines Ziel! Roß, Schwert und Schuß, wie anders ſeid ihr, welch ernſte Bedeutung erlangt ihr, wenn das Schlachtfeld euch ruft, wenn es einen Freund giebt und einen Feind! Heil dem ritterlichen Krieger! Schon ganz in der Ferne dämmerte ihm Juliens Geſtalt, während ſich die neue Ausſicht in hellem Glanz erweiterte. Auf einmal ſchallte von dem Dorfe her ein lauter Geſang, eine Anzahl Reiter ſangen jubelnd folgende Strophen, die in ihrer Unſcheinbarkeit eine Art von Zaubergewalt auszuüben ſchienen, ſo herzlich wurden ſie geſungen:

Wir preußiſchen Dragoner durchſtreifen die Welt,
Wir jagen wie Sturmwind in's weite Feld,
Wir wollen marſchiren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das lautet ſo hell,
Iſt ſtraff überzogen mit gelblichem Fell,
Und wenn man das Glöcklein nur läuten gehört,
So heißt es: Dragoner, auf euere Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und ſchwebet in's weite Feld,
Das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,
Das iſt uns Dragonern ſehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wohl ſterben ſah!

Schrie einer zum andern: ach Jammer und Noth,
Mein lieber Kamerad iſt geblieben todt.

Das Glöcklein, es klinget nicht eben ſo hell,
Denn ihm iſt zerſchoſſen ſein gelbliches Fell,
Das ſilberne Bräutlein iſt uns doch geblieben,
Es thuet uns winken, was hilft das Betrüben.

Wer ſich in preußiſchen Dienſt will begeben,
Der muß ſich ſein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen;
Er muß ſich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beſtändig verbleiben, und bleiben geſchwind.

Ein Trupp Dragoner trabte aus dem Dorfe heraus, und über die Wieſe hin; der preußiſche Offizier, den wir ſchon kennen, führte ſie. Guten Morgen, rief er Adolfen zu, der aus der Allee getreten war, und hart am Zaune den Zug betrachtend ſtill ſtand. Guten Morgen! gab's Adolf zurück, wie ſind Sie doch ſo ſchnell zu Ihren Leuten gekommen? Die braven Kameraden, verſetzte der Offizier und lenkte ſeitwärts zu Adolf ſein Pferd hin, haben mich abgeholt; es geht friſch darauf! Sie hören, die Leute ſind munter, und ſingen ein altes Lied aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Schön! rief Adolf, daß die Soldaten ſich ſelber ihre Poeſie ſchaffen, und nicht die neuen Lieder ſich aufdringen laſſen. Es iſt doch ein wahres Kernleben in ihren Geſängen. Da hat ein junger Mann, der am beſten ſelber mitſchlüge, für Alle ſingen wollen, und einen ganzen Haufen Kriegslieder angefertigt, die hoffentlich kein Menſch ſingen wird.

Das Volk, verſetzte der Offizier, hat einen ſichern Takt, und weiß genau was ihm zukommt; auch darin, daß die Burſche grade dieſes Lied geſungen haben, ahn' ich eine Vorbedeutung ſchlimmer Art. Was ich von der Armee höre, macht mich mehr auf den Tod als auf den Sieg gefaßt.

Aber dennoch reit' ich frohmüthig in's Feld, es kommt auch wenig drauf an, ob wir geschlagen werden, es geschieht doch besser in einer Schlacht, als durch diplomatische List. Das Vaterland wird bestehen, so lange das Band der deutschen Heldensprache noch unsre Söhne umschlingt, und so kämpfen unsre großen Künstler mit uns einen gemeinsamen Krieg. Wir haben von je nur in dem Glauben der Besseren wahrhaft gelebt, und so glaubt, ihr Zurückbleibende, glaubt unerschütterlich an Deutschland, so besteht es! Ich aber werde, da ich nicht begabt bin als Künstler diesen Krieg zu führen, nicht länger leben können, wenn mir die Sphäre des Kriegers verschlossen wird. Lebt wohl und glaubet! Damit gab er seinem Pferde die Sporen und jagte seinem Zuge nach, der eben in einen Wald einritt und den Augen verschwand. Adolf sah lange dem heldenmüthigen Manne nach und eine edle Thräne stand ihm im Auge, da er lebhaft sich vorstellte, wie jener in blutigem Streit seinen Tod finden werde. Er schalt sich, daß er ihn nicht vorher noch an sein Herz gedrückt und mit Worten der Liebe erfreut habe. Sein Gemüth war in der heftigsten Bewegung, deren Gluth er absichtlich schürte, und an den Flammen inniges Ergötzen fand. Dieser gehet zum Tode, sagte er bei sich selbst, den er, einer wackern Schaar in der dunklen Schlacht vorleuchtend, groß und herrlich wird zu machen wissen; ich gehe zur Hochzeit: ein' glücklicher Bräutigam! rauschende Feste, seidene Kleidung hier, dort Schlachtendonner und Waffen! O Gott! warum muß ich ein anderes, theueres Herz noch brechen außer dem meinigen! Julie, göttliches Weib, vergieb mir, daß ich dich verrathe! Und bin ich wirklich strafbar, eine schlummernde Kraft in mir geweckt zu haben, so wird ja diese sich selber rächen, und wenn ich nicht verdiene, mit einem grünen Reis in deine Arme zu kehren, wird mich eine Kugel oder ein Säbel treffen und mir den ehrenvollen Tod geben, der erst ein glückliches Leben glücklich

machen kann. Hier muß rasch gehandelt werden. Noch heute will ich meine Braut sprechen; nach ihr keinen andern, als um ihnen ein herzliches Lebewohl zu sagen, das sie wohl verdienen. Er war noch nicht viel weiter geschritten, und eben im Begriff auf das Schloß zurück zu kehren, als ihm hinter einem dichten Gebüsch hervor plötzlich ein Mann entgegentrat, der kein anderer war, als Karl, gewohnt die frühen Stunden für seinen Spaziergang zu nutzen. Karl stand erschrocken still, da er einen Fremden unvermuthet antraf, und überlegte, ob er umkehren oder bleiben solle, allein Adolf war ihm bereits zu nahe, und ging freundlich auf ihn zu, da er den Kranken vor sich zu haben sogleich vermuthete, von dem er öfters hatte reden hören. Er bot ihm nach deutscher Sitte die Hand, die ihm Karl zögernd und mißtrauischen Blicks gab. Es ist ein schöner Morgen, sagte Adolf zutraulich, an dem wir uns zuerst sehen; ich hoffe, daß Sie auch den heutigen Tag uns verschönern helfen dadurch, daß Sie die Gesellschaft, die den lebhaftesten Antheil an Ihnen nimmt, mit Ihrer Gegenwart erfreuen; in der That, zu lange haben Sie uns dieses Vergnügen entbehren lassen. Ich bin krank, versetzte Karl, und diesem Zustande vielleicht verdank' ich's, daß Sie mehr in mir zu finden erwarten, als ich selbst in den gesundesten Tagen darbringen kann; ich habe leider zu oft die Erfahrung gemacht, daß aus jedem Kreise die Freude vor mir flieht, und tausend Störungen mir nachfolgen. Das sind sehr feindselige Gedanken, entgegnete Adolf, warum wollen Sie auf sich die Trennung und das Zerfallen schieben, das nach einer natürlichen Ordnung überall von selbst eintritt, wo eine Blüthe war, welcher der Keim des Verderbens schon eingepflanzt war? Indeß fordere ich Sie auf, in der Nähe unserer verehrten Gräfin Ihr Zerstörungstalent geltend zu machen, Sie werden sehen, wie leicht Sie zu besiegen sind; überdies ist hier eine so reiche Fülle der Freude ausgestreut, daß eine herrliche Saat auf-

gehen muß, auch wenn die Hälfte der Körner verkümmerten. Er ſchauderte zuſammen, denn er dachte daran, wie er ſelbſt die ganze Saat zu vernichten im Stande ſei, ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. Sie gingen eine Zeit lang ſchweigend neben einander. Karl riß von den Zweigen einzelne Blätter ab, die er langſam in kleine Stücke zerrupfte. Endlich fing Adolf wieder an: Sie ſind aus Italien, und wohl unſeres nördlichen Klimas nicht genug gewohnt? Doch ſollte man, bei der Fertigkeit, die Sie im Deutſchen haben, dies kaum glauben, denn ſchwerlich haben Sie dieſe in Italien erlangen können. Nein, ſagte Karl mit einiger Verlegenheit, ich bin im Grunde mehr ein Deutſcher als ein Italiäner. Doch erlauben Sie, ſetzte er feſter hinzu, daß ich über dieſen Punkt, um Sie nicht betrügen zu müſſen, lieber gänzlich ſchweigen darf, denn meine Verhältniſſe zwingen mich, unbekannt zu bleiben. Das Intereſſe, das Adolf an Karl nahm, wuchs mit jedem Augenblick; er drang bald von einer andern Seite in ihn, und ſuchte ſeine Anſichten über mancherlei Gegenſtände zu erforſchen, wo ihn die Uebereinſtimmung mit ſeinen eigenen öfters angenehm überraſchte. Beſonders fand er eine edle, kriegeriſche Geſinnung in ihm, die nur zurückgehalten war in That auszubrechen, weil ein mächtiges Streben, das geſellige Leben und das der Kunſt zu betrachten, ihr das Gleichgewicht hielt. Ueber alles, was er ſagte, war überdies eine düſtere, trübe Farbe ausgegoſſen, die keine Klarheit in die Geſtalten kommen ließ. Adolf hoffte ihn mit fortzureißen in das Kriegsgetümmel, und fand ihn, ſo lange nur im Allgemeinen die Rede davon war, ganz mit ihm einig, nur auf den Punkt, wo er ſelber einen Entſchluß faſſen ſollte, wandte er ſich jedesmal wieder um, und rief ganz andere Anſchauungen aus ſeinem Innern an's Licht, die Adolf Mühe hatte zu beſtreiten. Zwar ich ſelber, ſagte Karl, war noch vor kurzer Zeit feſt überzeugt, und ein Mann, den meine Seele verehrt auch in

dem unbegreiflichen Spiel, das er jetzt mit mir zu treiben scheint, hat diese Ueberzeugung noch mehr herausgehoben in mir, daß für mich, für diese meine Individualität, nur allein in dem Kriegswesen Heil und Sicherung zu finden sei gegen die Gewalten innerer und äußerer Verhältnisse, die mein Leben zerrüttet haben. Aber wie sehr mich auch jetzo noch die Bilder solcher Thaten und Lagen reizen, wie sie einzig der Krieg geben kann, so darf ich doch nicht mehr dafür halten, daß nur sie den Kreis meines Lebens ausfüllen, sondern ich finde Raum für bisher nie geachtete, mir fremd gewesene Verhältnisse, deren Schönheit jenem wilden Treiben in den Waffen erst wahren Glanz giebt, und es heiliget. Ein treues Weib und wackere Kinder möcht' ich zurücklassen in das Feld ziehend! Dieses wohlthätige Licht muß erst die Seele durchdringen und alles Liebliche in sich aufnehmen, ehe die Brust reif ist für den Stahl, und das Auge gestärkt, um das blutige Entsetzen anzusehen. Mit einer Wehmuth, die nur der begreifen kann, der in ähnlichem Falle war, vernahm Adolf diese Worte, die das innigste Verlangen nach demjenigen aussprachen, was er als ein unbegehrtes, ja hemmendes Gut besaß, und doch nicht vermochte, dem zu geben, der es als das Schönste und Höchste pries. Liebevolle Traurigkeit lag in seinem Blicke, der unverwandt auf Karl ruhte, und in ihm einen Genossen der Spaltung erkannte, in welcher er selbst befangen war, nur auf die andere Seite hingewandt. Diese Augenblicke gingen nicht vorüber, ohne wechselseitige Umarmung, die Karl, gern seines Mißtrauens, wo er nur irgend konnte, vergessend, dem sichtbarlich tief bewegten Manne bot, in dessen Zügen etwas ihn gleich anfangs bezaubert hatte. Sie küßten sich mit herzlicher Zuneigung, und leichter wurde es nun jedem, seine Ansichten mitzutheilen und persönlicher darzustellen, da die Fremdheit gelöset, und jedes Wort Liebe zu finden gewiß war; und es ist ein Großes, den guten Willen zum

Verſtehen vorausſetzen zu dürfen. Doch verſchwieg Adolf, daß er im Begriff ſtehe, der glücklichſte Gatte zu werden, um jenem nicht weh' zu thun, und begnügte ſich, davon im Allgemeinen zu ſprechen. So wenigen iſt es gegönnt, ſagte er, glücklich in dem Ehebündniß zu leben, und ſo mancher ſelbſt von denen, welche die vielſeitigſten Anlagen hatten, dieſe Verhältniſſe göttlich darzuſtellen, hat unverheirathet bleiben müſſen, weil er nicht das Weib fand, das ihm, grade ihm gebührte, daß einer, der nahe iſt, den entſcheidenden Schritt zu thun, ſchauderhaft zweifelnd ſtill ſtehen könnte, und fragen, ob er nicht eines thörichten Wahns lebe, daß ihm ſo Wunderbares niederſteigen werde, was er weder durch ausgezeichneten Geiſt, noch bisher treu gebliebenes Glück mehr zu erfaſſen und zu behalten hoffen kann, als jene, die er ſelbſt weit über ſich erkennt. Darum wäre mir lieber, als vollendeter Mann, nach beſtandenen Kämpfen, und ſo durch Mühen und Leiden das Schwert der Nemeſis geſtumpft habend, die Hand nach dieſer Seligkeit auszuſtrecken, die nach ſo ſeltſamem Maßſtabe gewährt wird, daß weder Talent für ihren Genuß noch Sehnſucht etwas über ſie vermögen; ſondern den Seinen giebt es der Herr im Schlafe. Zu ſuchen, verſetzte Karl, wäre wohl thöricht, aber wegzuſtoßen das Gegebene, wäre frevelhaft: und eben im Schlafe, ja, im Schlafe muß es gegeben ſein! ſetzte er heftiger hinzu. So wird es denn auch, ſagte jener wieder, indem er Karls Hand ergriff, im Lager und in der Schlacht, wie im ſichern Hauſe und im blühenden Garten ſein geliebtes Haupt zu finden wiſſen, und dächt' ich, mein lieber Freund, Sie zögen um ſo freudiger in den Krieg, Ihrer edlen Neigung folgend, als ja nichts was dem Menſchen beſchieden iſt, ihm durch irgend etwas kann vorenthalten werden. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß die für mich beſtimmte Jungfrau, wenn kein anderer Weg offen wäre, mitten in der Nacht ſchlafend in meine Kammer gezaubert würde, um an meiner Seite zu erwachen, ſo mähr-

chenhaft dieſes klingen mag. Karl wurde bleich vor Erſtaunen, ſeine eigene Begebenheit ſo zu hören, aber um ſo mehr blieb er auf ſeinem Sinne, weil er es für einen Wink des Himmels halten mußte, daß der Zweifler ſelbſt das Merkmal der wahrhaftigen Beſtimmung ihm durch einen ſo wunderbar zuſammentreffenden Ausſpruch ſollte beſtätigen. Nach einigem Schweigen, während deſſen er ſich kaum etwas erholt hatte, fuhr jener fort: Soviel ich in Ihnen leſen kann, zieht Sie ihr Weſen in die Bahn hin, die ich jetzt unwiderruflich betreten will. Aber freilich darf nur ſchüchtern ein neuer Freund rathen und zureden in ſo wichtigen Dingen, zumal wenn er einer iſt, wie ich, der an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht, wie wenig oft ſelbſt die beſten und ſcharfſichtigſten Freunde im Stande ſind, ein Leben zu durchſchauen in ſeinen zukünftigen Trieben. Ein herrlicher Mann, deſſen klarer Blick und kräftiges, freies Thun meiner Jugend zum Vorbild diente, an dem ich oft mit Thränen der heißeſten Liebe hinaufſehe, hatte mich einzig für ein ſtilles, häusliches Leben geſchickt geglaubt: auch dieſes ein ſchönes, aber nicht mir zugetheiltes von meinem eigenen Wollen. Während deſſen ſchloß er ein Luſthaus auf, vor deſſen Thüre ſie eben ſtanden, und in dem reichverzierten, und wie es ſchien, mit beſonderer Liebe geſchmückten, zeigte er ein Bild, das unter vielen andern ſchönen Gemälden hing, und ſagte bewegt: Das iſt der vortreffliche Mann, den ich meinen Vater zu nennen kein Bedenken trage! Karl trat näher hinzu, und erkannte ſogleich an den ſehr ähnlichen Geſichtszügen den Obriſten, der in ruſſiſcher Uniform faſt ſo gemalt war, wie ihn Karl das erſtemal geſehen. Sein Erſtaunen war über alle Beſchreibung. Mir iſt ſein Irrthum unbegreiflich, ſagte Adolf das Bild betrachtend, denn er iſt der einzige, den ich ſolcher Art von ihm weiß. O ich weiß noch einen, dachte Karl bei ſich, als er nämlich mir die Kriegsdienſte anrieth! Muß mir ſolchergeſtalt auch dieſer Zweifel gelöſt

werden? Dein bin ich, Amanda! mein Loos iſt entſchieden! Er verbarg ſeine Bewegung ſo gut er konnte, und ging mit Adolf wieder hinaus, der ſich nun vergebens bemühte, Karl'n zur Geſellſchaft mitzuziehen. Dieſer blieb hartnäckig bei ſeiner Weigerung, indem er behauptete, überall Feinde anzutreffen, denen jetzo zu begegnen ihm nicht erwünſcht wäre; ſelbſt das von jenem gethane Verſprechen, ihn gegen jede Unannehmlichkeit, auch die leiſeſte, zu ſchützen und ihm beizuſtehen, fruchtete nicht. Adolf vermuthete gleich, daß hier einer von den zahlloſen Händeln walte, die Friedrich überall anzuknüpfen, und durch ſeine Geſchicklichkeit in jeder Waffenübung für ſich glücklich zu beendigen gewohnt war. Er ließ daher endlich nach, und trennte ſich von Karl mit den brüderlichſten Worten, und dem Verſprechen, ihn auf den Abend wieder aufzuſuchen. Dieſer ging zu dem Pavillon zurück, tief in Gedanken über die neuen Aufſchlüſſe, die ihm waren zu Theil geworden.

---

## Neunzehntes Kapitel.

Adolf wurde von allen Anweſenden, als er endlich auf dem Hügel anlangte, freundlich bewillkommt, und zugleich geſcholten wegen des langen Außenbleibens. Nur Julie ſchwieg, und ging mit ſtillheiterem Auge auf ihn zu, indem ſie mit gefaßter Seele die Unruhe in ihm wahrnahm, von der ſie ahnete, daß ihren Armen er würde noch auf geraume Zeit entzogen werden. Sie reichte ihm ſanftlächelnd ein verſiegeltes Packet, das bis jetzt niemand bemerkt hatte, und ſagte ernſt und bedeutend: Da nimm den Abſchied deines Freundes hin! er iſt heute in aller Frühe fortgereiſt, du ſiehſt ihn

wohl nicht wieder, Adolf, und er glaubte dir den Abſchied zu verſüßen, wenn ich dir ihn zuerſt ſagte. So ſind die Worte, mit denen er dieſe Schriften, die mir heute Morgen gebracht wurden, begleitet hat. Adolf küßte die geliebte Jungfrau mit tiefer Wehmuth, während ſie eine heimliche Thräne lächelnd verbarg. Dann erbrach er ſchleunig das Kouvert, auf welchem er Franzens Handſchrift ſchon erkannt hatte. Er las zuerſt folgenden Brief:

Du weißt, mein geliebter Freund, es gibt ſolche Epochen im Leben, wo ein Sandkorn ſchwerer wiegt, als Pfunde in andern. Eine davon habe ich hoffentlich einmal wieder zu Ende gelebt, oder werde es doch bald. Dir kann es nicht verborgen ſein; auch ohne daß ich es ſage, weißt du alles, was mich bewegt. Ich ziehe hin, meinem Schickſal folgend, das aus dem poetiſchen Treiben zum ernſten Waffengetöſ' aufweckt. In deine Hände leg' ich hiemit nieder, was dieſe Tage, und noch dieſe Nacht aus meinem Gemüthe gerufen haben; zwar das Beſte liegt mir noch im Innerſten begraben, und nicht ſo ſtark und rein wie mein Gefühl iſt, tönen meine Worte, aber eben deshalb, und weil es vielleicht die letzten ſind, die ich ſolchergeſtalt rede, geb' ich ſie in deine Liebe, als in ihre freundliche Heimath zurück; du wirſt erkennen, wie deine Geſtalt mir bei einigen Stellen faſt vor Augen ſtand. Aber während ich dich rufe an meiner Seite zu kämpfen, und meine Regungen auf dich überzutragen einen Augenblick gezwungen bin, erblicke ich eine ſchöne Braut an deiner Seite, und was nicht ich unterlaſſen kann, ohne mich ſelbſt und das Vaterland zu verrathen, muß ich für dich als ein ſolches erkennen, dem zu folgen, ſogar ſtrafbar wäre. So wünſche ich dir denn Glück aus vollem brüderlichen Herzen, mein wackerer Freund, zu all den Freuden des heitern Liebesgartens, in welchem du als ein beſeligter Pilger wandelſt, und worin dein beſſeres Selbſt

noch frei und göttlich wohnt. Möge dir ein guter Genius dieſe höchſte Blüthe des Lebens bewahren, welche, einmal gekannt, auch die einzige geworden iſt, denn alle die andern leben dann nur in dem himmliſchen Sonnenlicht ihrer Schweſter, und würden mit ihr welken und erbleichen, wenn ſie ihr ſchönes Haupt der Erde zuneigte. Unſer Zuſammenleben iſt für diesmal wieder geſtört, und leider bin ich es, der die Veranlaſſung gibt, aber zu gewaltig wird mir das innere Treiben, ich muß ihm folgen. Doch immer treu und wahr laß uns zuſammenhalten, und in unſern gewohnten Mittheilungen beharren — dieſe Sehnſucht, beiſammen zu leben, und wenigſtens Zeichen zu beſitzen des Lebens und der Liebe unſeres Freundes, iſt eine der vielen Mahnungen, welche die Ewigkeit an uns abſendet, auf daß wir ihrer eingedenk bleiben, und das Auge zu keiner andern Richtung zwingen und erniedrigen, als zu der angebornen, nach oben, nach dem Lichte hinauf. Wir denkenden Gedanken Gottes, warum halten wir auch den Spiegel ſo ſelten klar und rein, daß er die ewige Centralſonne zurückwerfe! Wenn zuviel des irdiſchen Staubes darauf haften will, wer haucht ihn leichter hinweg, als der Mund eines Freundes? In dir aber zumeiſt lebt mir das Abbild aller Freundſchaft, und die andern Freunde grüß' ich in dir, der ihr Weſen bei mir vertritt. Theile ihnen mit, was ſie von mir zu wiſſen bedürftig ſind, und laſſe mich von ihnen wiederum Nachricht bekommen; denn ich ſelbſt, jetzt ein Feind vieles Schreibens, will einzig mit dir Briefe wechſeln. Lebe wohl! Dein treuer

Franz.

Ein ſüßer Ingrimm hatte ſich Adolfs während dieſes Leſens bemächtigt, und kaum vermochte er ſein Aeußeres gemäßigt zu erhalten. Die Gräfin bat ihn, die andern Papiere zu durchleſen, die vielleicht ſeinen Sinn beruhigten, und den

Abſchied des theuren Freundes dadurch minder herbe machten, daß ſie ihn in eine höhere Sphäre erhöben, wie denn beſonders Adolf jedem Schmerz gewachſen war, ſobald in künſtleriſcher Form er ihm nahete und das Perſönliche überflog. Er entfaltete die Blätter, und las folgende Verſe mit halblauter Stimme, daß Julie und die Gräfin, die ihm zunächſt ſaßen, ſie hören konnten:

1.

Es dämmert; lind erbebt in leiſen Wogen
Das tiefſte Herz mit ſchauriger Bewegung;
Von nächtlicher Traumbilder brünſt'ger Hegung
Fühlt der noch trunkne Sinn ſich abgezogen.

Und hell und heller glänzt der Himmelsbogen,
Ringsum erſchallt des Volkes laute Regung,
Froh in des Lichts und in der Wärme Pflegung,
Woraus ihr neues Leben ſie geſogen.

Friſch auf! durch neugepflügter Fluren Pfade,
Wo junges Grün dem braunen Grund entſteiget,
Schreit ich daher, in heitre Fernen ſchauend.

Dort glänzt ein Wald in Silberthaues Bade,
Ein breiter Strom dort blaue Fluthen zeiget,
Und muntre Segel, günſt'gem Wind vertrauend!

2.

Uns hatt' ein gleicher Sonnenſtrahl getroffen,
Ein gleicher Tag hat leuchtend uns umfangen,
Entflammt des bunten Farbenſpieles Prangen,
Und brach der Düfte dunkle Kammer offen;

Wir durften noch manch Liebesplaudern hoffen!
Als treuer Bote war der Blick gegangen,
Die Lüfte wehend frohe Grüße klangen,
Miſchend Erinnerung und ahnend Hoffen:

Wehe! die Nacht mit ſchwarzäugigem Dunkel
Strömet herüber, nicht mehr iſt zu ſchauen
Der nachbarlichen Bildung theures Leben.

So klagt die Blume; mir auch bricht ſie dunkel
Heran, die Nacht, und Tage, Wochen gehen
In Schatten, bittrer Trennung hingegeben.

3.

Brauſendes Meer, Bergfelſen, Waldesgrauen,
Der Ströme Macht, des Wolkenfeuers Krachen
Bedrohen all mit wildem Todesrachen
Das einzle Leben auf den grünen Auen.

Mehr noch geheime Schrecken leiſ' in ſchlauen
Feindſeligkeiten auf die Beute wachen;
Zufall umſpielt zahllos den kleinen Nachen,
Der angſtgeſchlagen keinem Stern darf trauen.

Faſſe dich kühn im grau'nvollen Sturmbeben
Hemme den Lauf, wenn anfangs träge Irrung
In ſanftem Meerſtrom Untergang bereitet.

Lebendig ſchlinge Leben ſich an Leben,
Das Sein behauptend in des Kampfs Verwirrung,
In wackrer Freunde Schaar zum Tod geleitet!

---

## Der Einſiedler und der Pilger.

Es ſaß einmal ein Eremit zu Nacht vor ſeiner Thüre, und ſah den Sternenhimmel unverwandt an, wie er denn in der Aſtrologie ſehr wohl erfahren war, ohne ſie jedoch auf eine andere als eine gottesfürchtige Weiſe zu betrachten und zu benutzen. Er konnte diesmal ſeinen Blick durchaus nicht von den wunderlich verſchlungenen Bahnen abwenden, und hätte wohl bis zum Morgenrothe ſo geſeſſen, wenn nicht ein Pilger durch's Gebüſch gekommen wäre, als es grade Mitternacht war, der folgende Verſe ſang:

Im Morgenland, dem ſchönen,
Gibt's Augenweide bunt,
Im Abendlande tönen
Geſäng' aus frommem Mund.

Das zieht mit ſüßem Locken
Sich ſtets einander an,
Haucht linde Blüthenflocken
Auf ew'ge Friedensbahn.
Wenn einſt des Abends Funkel
Und Frühroth ſich umfaßt,
Nicht Tag im nächt'gen Dunkel,
Nicht Nacht vor Tag erblaßt,
Dann tauſcht auch Oſt mit Weſten
Die feinen Gaben aus,
Und Alles dient zu Feſten,
In Gottes ſel'gem Haus.

Willkommen, ſagte der Einſiedler, und: ſchönen Dank! der Pilger. Sie gingen mit einander in die Hütte, und der Wirth tiſchte ſeine ſchönſten Früchte auf, auch ſchenkte er Wein aus einem Kruge, den er zu Erfriſchung der Fremden gefüllt erhielt.

Wie ſich nun die Beiden gegenüber ſaßen, hielt Jeder ſein Weſen mit dem des Andern zuſammen, die umherſtreifenden Pilgerfahrten mit der ſteten Unveränderlichkeit einer Siedelei, ſo daß man recht vertraulich darüber zu ſprechen anfing, und vor dem fremd abſtechenden Bilde tief und klar in ſich ſelbſt hineinſchauen konnte.

Ich wüßte unſere ernſte Luſt nicht beſſer zu erhöhen, ſagte der Pilger, als indem ich Euch mein Leben, das vergangene und zu erwartende, noch ausführlicher vorſtellte, damit die kreiſenden Lichter um deſto eigner gegen Eure ſtille Flamme abſtächen.

Ich höre gern, ſagte der Einſiedler, und der Pilger begann:

Ich bin ein großer Fürſt, und habe mir vielen Waffenruhm erworben. Mein Name thut nichts zur Sache, weil er mit vielen andern Endlichkeiten dieſer Welt vergehen wird, und es Euch nur um das zu thun ſein kann, was bleiben wird: um meine unſterbliche Seele. Welchen jungen Mann

von hoher Geburt haben zuerst nicht Rosse und Waffen, späterhin schöne Frauen angelockt, und wenn er auf dem hellsten Punkt seines Lebens zu stehen meinte: Ruhm und Sieg!

Es muß auch wohl so sein, erwiederte der Einsiedel. An diesem Spiel zündet sich, den lachenden Kindern unbewußt, oftmals der rechte Schein des Lebens an.

Nur daß man beim Erwachen der rechten Erkenntniß nachher so vieles Unreines von sich abzustreifen hat! seufzte der Pilger. Gott ist freilich auf allen Wegen daheim, und wenn ein junges Gemüth die Weltgeschäfte anfaßt, meint es, man könne so ganz rein und kindlich auf der bunten Reise fortschreiten, Fürstenkronen und Himmelsglorien mit Einem Wurf gewinnend. Die Glorien gibt man späterhin auf, und meint noch immer, man sei ja doch Gott wohlgefällig, weil man nicht so schwarze Thaten vollbringe, als viele Andere. Ach, dann fällt uns mit einemmale die schwere Sündenlast auf's Herz, wir schauen unsere Irdigkeit an und den klaren jenseitigen Himmel, wohl fühlend, daß uns Menschenlob und Menschenentschuldigung da nicht hinein helfen können. Wohl dem, welchen der innere Mahner noch hier zur Erkenntniß bringt!

Es traf sich, daß ich eines Abends durch die Gewölbe eines alten Doms ging. Weil die Sonne schon beinah untergesunken war, beleuchteten über die nahen Berge herüber ihre Strahlen nur den obern Theil der gemahlten Fenster, welche hin und wieder in der dicken Mauer angebracht waren. Vor einem derselben blieb ich wie gebannt stehen. Das Grab des Heilandes, von Engeln umgeben, von dem Auge der Dreieinigkeit beschienen, trat oben im hellen Lichtglanz hervor; unten drängten sich im schauerlichen Dunkel sarazenische Fürsten; ob im Gefecht, ob zur Versammlung, kann ich nicht sagen. Die Häupter der Größten traf noch hin und her ein Strahl, davon ihre Kronen blutroth erglänzten,

e daß ſie mir wie ſpottende, gehörnte Teufel vorkamen. Das weltliche Geſchäft, worin mein Geiſt eben vertieft war, chwand wie eine unnütze Spielerei vor dem einzigen Ernſt- aften in Zeit und Ewigkeit. Meine Räthe fanden mich erſtreut und fremd für das Liebſte in meinen Entwürfen. Einem Einzigen von ihnen wollte ich ſagen, wie mir zu Muthe war, aber es ging nicht; er verſtand meine Worte immer grade umgekehrt, und hörte nur das heraus, was ch in weit andern Stunden ſchon oft geſagt haben mochte. Bisweilen that das einige Wirkung auf mich, weil man wohl wieder denken kann, was man ſchon ſonſt gedacht hat; aber das Rechte kam doch immer wieder empor.

Ich ward es endlich inne, daß jenes leuchtende Grab Chriſti ſchon von jeher aus meinem Geiſte heraufgeſtrahlt hatte, nur durch fremdes Getümmel verdunkelt, und, einer Schickung des Himmels zufolge, endlich durch das fromme Bild angeregt. Nach Paläſtina zog es mich mit unausſprechlich ſüßer, linder Gewalt; in allen andern Dingen ſah ich nur das farbloſe, ja ſündliche Gewirr der Heidenkönige, tief unter der einzig rechten Geſtaltung. Ich ſchwieg nun gegen Jedermann von dem, was ich im Herzen meinte. Bisweilen kam mich dennoch ein weltlicher Zweifel an: ich ſollte bleiben, wo ich ſtehe, das Land müſſe unter meiner Abweſenheit leiden, und was der gutklingenden Sachen mehr waren, die ich aber nur dreiſt anblicken durfte, um in ihnen die verkappte Trägheit und den lang genährten Stolz zu erkennen. In einer Nacht reifte meine Sehnſucht, durch die häßlichen Feinde in mir ſelbſt beſtritten, zum feierlichen Gelübde. Ich zog fort; hinter mir her ſcholl das Gerücht meines Todes, womit ich vollkommen zufrieden war. Meine wackere Ritterſchaft, ſagte ich zu mir ſelbſt, wird ſchon Sorge tragen für Land und Volk.

Geläutert in Beſchwerden und Gefahren, am ſtillen Lichte des Grabes verklärt, kam der himmliſche Wiederſchein

zur immer festern Herrschaft meines Gemüthes. Wie jenseits einer abgeworfenen Brücke lag die Erde hinter mir, und ich fand mich in lichtern Welten wohl und behaglich daheim. So, meint' ich, sollt' es nun bleiben bis an das letzte Stündlein, welches mich fast unmerklich hinüber geleiten würde an das ewige, friedliche Ufer. Aber es kam Botschaft aus meinem Lande, wie ein fremder Fürst, von mächtigen Verwandten unterstützt, darin eingezogen sei, wie meine Ritter (des Thrones, ja ich darf wohl sagen, meines eignen muthigen Herzens Zweige) den stolzen Nacken vor der Obergewalt haben beugen müssen, meine ehrenvesten Bürger, meine freundlichen Bauern seufzen. — Und Gottes Gebot trieb mich nun mit vernehmlicher Stimme wieder zu ihnen zurück. Ich bin jetzt unterwegs nicht weit mehr von meinen Grenzen. Das alte Leben bleibt freilich geschlossen, aber so lange der Athem ein- und ausgeht, sage doch kein Mensch, er habe seine Rechnung mit der äußern Welt abgethan. Sie greift immer wieder nach uns, und sollte sie uns auf erneuter Bahn, gleich einem neugebornen Kinde, wieder an einen ersten Punkt stellen, von wo man ausgelaufen ist. Gott sei mit mir auf der wunderlichen Fahrt!

Ich danke Euch für Eure Geschichte, sagte der Einsiedel. Für ein getreues Gemüth kann es wohl keinen erfreulichern Anblick geben, als die ernste Pflege, welche ein Mensch der Gottesblume in seinem Innern angedeihen läßt, und wie diese hell und freundlich trotz allen Stürmen aus der wilden Erde emporsproßt. Sodann trifft es sich auch, daß Ihr mich aus mannichfachen Zweifeln reißt, darin die Konstellation des Gestirns mich heute Nacht versetzt hat. Jetzt begreife ich klar, daß es Euch gelte, und wie Ihr mein Studium ergänzt, will ich zum Dank, wofern es Euch behagt, Eure Vergangenheit durch Eure Zukunft ergänzen.

In Gottes Namen, erwiederte der Pilger. Ich traue

nie Mannskraft genug zu, mein bevorstehendes Geſchick zu rleben, warum nicht auch, es aus Euerm frommen Munde u hören?

Der Einſiedel ſagte: Ihr nennt Euer jetzt beginnendes Leben ein ganz neues Daſein, und ich gebe Euch recht darin; um ſo mehr, da Euch auch wie dem Neugebornen Liebe, Pflege und Achtſamkeit an der Schwelle begegnen wird. Eure getreuen Ritter werden Euch wieder erkennen, Bürger und Landmann Euch entgegen jauchzen, ja, der mächtigſte Fürſt der heutigen Welt gleichſam Pathenſtelle bei Euch vertreten, indem er Euch anerkennt, und Euere Gegner vor ſeinem flammenden Schwerte hertreibt. Zweifel an Eurer Aechtheit ziehen wohl hin und her drohend über den heitern Himmel, aber kräftige Sturmwinde ſcheuchen die feindſeligen Wolken bald auseinander. Ach, daß ein jeglicher Sturmwind für die Nebel, ſo er verjagt, auch neue wieder mit ſich heraufführet! Dieſe dunkeln tiefer, laſten drohender über deinem Haupt! Der dir als Sonne ſtrahlte, leuchtet deinem Feind, und färbt die Gewitter nur mit noch furchtbarlicherm Grau. Luſtig zogen Viele neben dir hin über die helle, blumige Haide; wie die Blumen welken, die Lichter verbleichen, kehrt ſich auch ein Gefährt nach dem Andern von dir ab; du gehſt endlich mit dem troſtloſen Zweifel allein durch die Wüſte, und der arge Geſell drängt ſich dir ſo nahe, drängt ſich faſt ſo in deine Bruſt hinein, daß es Stunden geben möchte, wo du zweifelteſt, ob du wirklich der eingeborne Herrſcher ſeiſt, oder nur ein wahnſinniger Träumer. Halte nur feſt am eignen Glauben, auf daß du dieſen tröſtenden Schutzengel mit in die vergeſſene Einſamkeit nehmen könneſt, welche die am Schluſſe der zweiten Bahn ſowohl als der erſten unabwendbar bevorſteht.

Auf meinen Reiſen, ſagte der Pilger, habe ich mir das Singen angewöhnt, und während Eurer Prophezeihung

ist mir folgendes Lied entstanden, das ich in den Tagen meiner Bedrängniß zu wiederholen gedenke.

Er sang:

Ihr meint, es steh bei Euch zu sagen,
Wer ich, der Pilger, sei, wer nicht,
Und doch sind alle meine Fragen
Gestellt an ein viel andres Licht.

Das glüht auf meinem eignen Herde,
Bescheidentlich und kühn zugleich,
Mein, daß ich's nie verlieren werde,
Und doch aus einem fremden Reich.

Von außen zwar an meine Wohnung
Tobt Euer kalter Hagelsturm,
Verkümmernd meines Kampfs Belohnung,
Im Bund mit meines Lebens Wurm.

Da ächz' ich, zage, will versinken,
Das treue Lämpchen dämmert schwach,
Und muß doch plötzlich wieder blinken,
Und schafft mir neu den innern Tag.

Behaglicher weht Stürme wüthen,
Ist's dann bei mir, und warm und still,
Und farb'ger noch die süßen Blüthen,
Je kühn'rer Feind sie brechen will.

Gewiß der göttlich hohen Sendung,
Schau ich, ein Fürst, durch's Leben hin,
Und kommt es hier nicht zur Vollendung,
So lockt wo anders der Gewinn.

Während dieses Gesanges war der Morgen angebrochen. Gehe mit Gott, edler, verkannter Herr, sagte der Einsiedel zu seinem Gaste, und dieser schritt rüstig in die neue Lebensbahn hinein.

Es soll sich nachher alles so zugetragen haben, wie es der Einsiedel prophezeiht hat, und man meint, der Pilger

ſei Markgraf Waldemar von Brandenburg geweſen, von dem die Leute bis dieſe Stunde noch nicht wiſſen, ob er ſelbſt oder ein Anderer mit dem bairiſchen Ludwig um die märkiſchen Lande gerungen hat.

---

## Zwanzigſtes Kapitel.

Adolf ſchwieg, und es entſtand eine Pauſe, während welcher ein jeder die Empfindungen, die das Vorgeleſene in ihm erregt hatte, klar anzuſchauen ſich bemühte. Die heftige Bewegung in Adolfs Gemüthe entging Julien nicht, und ſehr wohl erkannte ſie auch den wahren Grund, von dem dieſelbe ausging; wie ſeine Seele von zwei entgegengeſetzten Trieben hin und her bewegt ward, und daß ſeine Liebe zu ihr im Kampfe war mit einer brennenden Sehnſucht nach den Waffen. Während ſie den tiefen Schmerz, den ſie hierüber in ihrem Innerſten empfand, vor den Augen Adolfs und der Gräfin mühſam zu verbergen ſuchte, ging ſie mit ſich ſelbſt zu Rathe, welchen Entſchluß ſie zu ergreifen habe; ob ſie, ſich ſelbſt aufopfernd und ſeiner eignen Erklärung zuvorkommend, ihn ſeiner ſchönen Kriegsluſt ganz dahin gäbe, die ſie als die edelſte Regung einer männlichen Seele, auf's höchſte achtete, und um derentwillen ſie nur um ſo mehr ihn liebte; oder ob ſie ſtreben ſollte, ihn durch die Gewalt der Liebe davon abzuziehen, hoffend, daß von dem Glück der Ehe jene Neigung beſiegt werden, und endlich in dem ſchönen Fluſſe des häuslichen Lebens ganz erlöſchen werde.

Sie hielt es endlich für das Beſte, nicht eher einen Schritt zu thun, bis ſie mit der Gräfin darüber ſich berathen, von der ſie wußte, daß dieſelbe, obſchon ſie weder

dieſen Krieg, und das Princip, von dem er ausging, mißbilligen, noch glauben konnte, daß er hätte vermieden werden können, dennoch über den Ausgang deſſelben nicht ohne Beſorgniß war.

Die Gräfin begann mit Adolf ein Geſpräch über Franz. Wenige Männer, ſagte ſie, vermögen es, wie er, ihr Gemüth eben ſo rein in der Kunſt wie im Leben auszuſprechen. Dieſelbe tüchtige und reine Geſinnung, die ihn in einen Kampf führt, deſſen glücklichen Ausgang er ſelbſt bezweifelt, ſtrahlt auch aus dieſen ſeinen Arbeiten hervor, und nicht weniger zeigt ſie ſich in ſeinen geſelligen Verhältniſſen, ja in jedem ſeiner Worte. Dagegen die meiſten jungen Deutſchen, obgleich ſie mehr als alle andere Europäer über die Welt und das Leben in hochtönenden Worten ihre Anſichten auszuſprechen bemüht ſind, doch, ſobald es auf das Handeln ankommt, entweder das Rechte nicht zu erkennen wiſſen, oder, wenn ſie es erkannt haben, vor der Ausführung muthlos zurücktreten. In der Kunſt aber wiſſen ſie eben ſo wenig das Schöne, als im Leben das Rechte zu treffen, obgleich ſie über jene noch viel reicher an Anſichten und abſprechender in Urtheilen ſind, als über dieſes.

Die Gräfin, die Adolfs ſichtbare Bewegung allein dem Abſchiede ſeines Freundes zuſchrieb, bemerkte nicht, wie dieſelbe noch erhöht ward durch ihre Worte, die er unwillkürlich auf ſich anwandte und in Vorwürfe zu verkehren ſtrebte.

Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft ward jetzt auf zwei Fremde geleitet, die ſie aus der Ferne ankommen ſahen. Der eine hatte ein blaues Schnupftuch an ſeinen Stock gebunden und ließ es im Winde vor ſich herflattern. Dennoch würden ſie, da die Geſellſchaft in mancherlei Geſprächen verwickelt war, noch nicht bemerkt worden ſein, wäre nicht Jocks in der größten Haſt aufgeſprungen, und indem er vieles umwarf, davon und auf ſie zugelaufen. Er führte beide Neuangekommene ſogleich zu der Gräfin, die ſie freundlich

bewillkommte. Einer derſelben war Striezelmeier, und der andere ein junger Mann, Namens Ludwig, der auf einem Gute in der Gegend des Schloſſes bei ſeinen Verwandten lebte und die Gräfin zuweilen beſuchte. Er hatte ein ſehr jugendliches Anſehen, und die Beſcheidenheit, mit der er auftrat, grenzte an Schüchternheit. Nachdem er einige aus der Geſellſchaft, die ihm bekannt waren, beſonders Friedrich, mit dem er gemeinſchaftlich auf der Univerſität gelebt, begrüßt hatte, nahm er ſtill neben dieſem ſeinen Platz, und die Lebhaftigkeit, mit der man von Striezelmeier Erklärung über ſein ſonderbares Zurückbleiben in dem bekannten Wirthshauſe verlangte, machte, daß er für jetzt faſt gar nicht mehr beachtet ward. Tauſend Fragen drangen nun von allen Seiten zugleich auf dieſen ein, und die Damen konnten die Zeit kaum erwarten, um ihre Neugierde über dieſen Umſtand befriedigt zu ſehen, der, wie ſie zum Theil ſchon ahneten, mit den ſpäteren wunderbaren Ereigniſſen irgend einen Zuſammenhang haben mußte. Striezelmeier verwies ſie mit dieſen Fragen ſämmtlich auf ein Papier, das er ſogleich aus der Taſche zog, und welches, wie er ſagte, eine genaue Beantwortung derſelben enthielt. Dieſe Begebenheit, ſagte er, iſt an ſich ſo merkwürdig, und von ſo ſonderbaren Umſtänden begleitet, daß ſie zu den intereſſanteſten meines Lebens gehört: ich habe ſie daher zum Gegenſtande eines eignen Kapitels in meiner Selbſtbiographie gemacht, welche die meiſten von Ihnen bereits kennen, und wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen daſſelbe vorzuleſen, ſo werden Sie daraus alles erfahren, was ich zur Beantwortung Ihrer Frage zu ſagen im Stande bin.

Hierauf begann er ſeine Vorleſung folgendermaßen.

„Hans Striezelmeiers eigener Lebensbeſchreibung ſechs und funfzigſtes Kapitel.

Von dem an kam Striezelmeier viel auf das Schloß zum edeln Freund, der ihn ſchirmte und ſtützte; und des

Hauses Töchter mochten gern seinen Umgang, denn er war stillen, doch heiteren Sinnes, und über alles dienstfertig. Auch zeigten sie ihm ächte Freundschaft (die in Unfällen am leichtesten sich erprobt), als sie einst den gefährlich in einen Brunnen Gefallenen sorgsam eilend herauszogen, pflegten, heilten. Zur selbigen Zeit besuchte einer das Schloß, Namens Warner, der gutartig schien und theilnehmend am Schönen und Guten, darum fühlte Striezelmeier Neigung zu dem Jüngling. Ein anderer in dem Hause oft Gesehener hieß Karl, ungefähr gleichen Alters und Striezelmeier nicht minder werth. Außer daß er an Karl die Unruhe beklagte, sonst verehrte er seinen hohen Sinn und verdiente sein Vertrauen. Aber es zeigte sich bald der Irrthum. Die Jungfrauen vom Schloß unternahmen eine Reise mit einigen Gespielinnen und jungen Männern; Striezelmeier mit. Da kamen sie in ein Wirthshaus, eine Tagereise vom Schloß, am Wege. Striezelmeier, ermüdet, suchte ein Lager in den obern Zimmern. Wider Erwarten fand er Warnern und Karl nebst einem ihm Unbekannten. Er, voll Freude, begrüßte sie und wollte gleich hinunter, den Jungfrauen jener Gegenwart zu melden; aber Warner ergriff den Wehrlosen heimtückisch und steckte ihn, den auf keinen Angriff Gefaßten, in einen dunkeln Kerker (wie sich nachher fand, als Kamin dienend) Warner (aus unbekannten Gründen) wollte nicht verrathen sein mit seinem Gesellen, und fürchtete deshalb Striezelmeiers Anzeige. So zwar beschönigte er die Unthat; aber alle Gewaltthätigkeit hebt an mit gerechtem Schein, worauf sie furchtbar fortschreitet, und alle widerspenstige Hoheit unter die Trümmer der allgemeinen Freiheit begräbt.

Todesstille verbreitete sich bald um den Eingekerkerten; er saß gekrümmt im undurchdringlichen Dunkel und forderte laut Befreiung, sich berufend auf Unschuld, Recht, Menschenwürde, die dem Gerechten alles sind, dem Tyrannen nichts. Vergebens. Lange hat er so gesessen, nicht frei zwar

allen Zagens, doch auch nicht fahren laſſend das Vertrauen auf Hülfe Gottes. Niemals hat Striezelmeiers Sinn gehangen am blinden Glauben einfältigen Pöbels oder an der eigenſüchtigen Prieſter unduldſamer Lehre. Auch zu zweifeln (vieler Weisheit Anfang und Probe) ſcheute er ſich nicht. Aber was diesmal zu glauben oder zu verwerfen; er wußte es nicht. Nun hörte er plötzlich über ſich ſcharren, kratzen, ſtöhnen, dumpf rufen; der Mörder nahte (ſo glaubte er) und obwohl gefaßt auf Tod, wollte er doch nicht unvertheidigt das Leben laſſen. Von oben herab hörte er etwas ſich nahen; er fühlte hinauf, und entdeckte eine Oeffnung. Da beſchloß er, den Eingang (der nicht leicht mit Gewalt zu erzwingen war) zu vertheidigen mit dem letzten Blutstropfen. Männer in ſtarken Lagen, wenn ſie ſie muthvoll verfechten (dieſes müſſen wir nicht vergeſſen) ehrt auch der Sieger. Er faßte hinauf in die Höhle, aus welcher der Ton kam, und fühlte eines Mannes Fuß herabkommen. Da ſtemmte er beide Hände gegen den niederſtrebenden Fuß, entſchloſſen unterzugehen in rühmlicher Vertheidigung. Alle Helden der Vorzeit rief er in ſein Gemüth: Leonidas im engen Paß ſterbend für der Eidgenoſſen Freiheit; dann Scipio, und vor andern Cäſar, den er immer am höchſten geehrt; Cäſar iſt einzig in der Hiſtorie. Der Feind zog ſeinen Fuß zurück, aus der Höhe ſchallten dumpf die Worte: wer packt mich da? worauf muthig Striezelmeier: ein freier Mann, wenn gleich gefangen durch ſchimpfliche Liſt und den du nicht unrühmlich wirſt kämpfen ſehen, auch ſterbend. Und die Stimme: laß mich hinunter, wenn du dort eingeſperrt biſt, will ich ſorgen, daß dir aufgeſchloſſen werde. Striezelmeier, welchem der unblutigſte Sieg billig der ſchönſte ſchien, beſchloß, des Mannes zu ſchonen und Unterhandlungen mit ihm zu pflegen wegen ſeiner Freiheit. Er ließ ihn herunter; jener ſagte, er ſei der Schornſteinfeger, der Ort aber ihres Aufenthalts ein Kamin (was in der dunklen Nacht Striezelmeier nicht

erkannt) und daß er ihn befreien wolle, redlich, seinem Wort getreu. Dies sagend ließ er ihn seinen Besen anfühlen, ihm Glauben einzuflößen, und Striezelmeier, welcher unter den menschlichen Dingen die Freiheit für das höchste Gut und für die wahre Würde hielt, bat ihn, länger nicht zweifelnd, daß er eile. Aber noch lange Zeit mußte er harren, denn der Schlüssel des Zimmers war verloren gegangen. Endlich dann befreit, trat er hervor, angeschwärzt, entstellt, halbverhungert (so lange hatte er der Kost entbehrt). Seine Reisegefährten waren davon geeilt; auch die ihn gefangen, waren hinweg. Damals ließ Striezelmeier (nie sonst hat man ihn weinen sehen) eine Thräne fallen, daß er in einer Zeit lebe, wo du nicht hoffen darfst, einen Freund zu finden, in denen am wenigsten, die sich dir also nennen. Er ging betrübt nach Hause.

---

Die Lachbegierde der Gesellschaft, die während Striezelmeiers Vorlesung mühsam unterdrückt worden war, brach jetzt ohne Zurückhaltung hervor. Das Lachen war lebhaft und anhaltend, und der arme Vorleser zeigte so sichtbare Spuren seiner Empfindlichkeit darüber, daß die Gräfin genöthigt war, einem Ausbruche derselben durch das lebhafte Bedauern zuvorzukommen, das sie ihm über seine erlittenen Unfälle zu erkennen gab. Sie bat ihn hierauf um Nachrichten von ihren Freunden, die er jetzt verlassen habe; er erwiederte, daß er einiges ihr ohne Zeugen mitzutheilen wünsche, worauf sie sich sogleich mit ihm entfernte.

---

# Ein und zwanzigstes Kapitel.

Nach geendigter Mittagstafel hatten ſich die Bewohner des Schloſſes wie gewöhnlich zerſtreut; einige um Sieſte zu halten, andere um in kleinerer Anzahl ſich vertrauterem Geſpräche hinzugeben. Die Gräfin war mit Adolf und Friedrich zurückgeblieben, und indem ſie an einem der offenen Fenſter die himmliſche Ausſicht genoſſen, ſetzten ſie ein Geſpräch fort, das ſie ſchon beim Mittagseſſen angeknüpft und lebhaft geführt hatten. Sie hatten, wie die Gräfin es liebte, über Karaktere einiger ihnen bekannter Perſonen, und über die auffallendſten Eigenthümlichkeiten in denſelben mancherlei geſprochen, und waren ſo durch die Wendungen des Geſprächs zuletzt auf Ludwig gekommen, den jungen Mann, der kürzlich mit Striezelmeier zugleich auf dem Schloſſe angekommen war. Niemals, ſagte die Gräfin, iſt mir ein Menſch vorgekommen, über den ich ſo wenig hätte ſagen können, als über dieſen. Durch einen meiner Freunde bei mir eingeführt, hat er mir ſchon mehrere, ſelbſt längere Beſuche gemacht, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, auch nur eine einzige Seite ſeines Weſens zu erkennen, weil er, ich weiß nicht, ob etwa durch ein Gelübde gebunden, in meiner Gegenwart noch immer das unverbrüchlichſte Stillſchweigen beobachtet. Iſt dieſes ungeſellige Stummſein blos ein Fehler der äußern Bildung, iſt es eine Unfertigkeit, ſeine Gedanken auszudrücken, und an das, was in der Geſellſchaft geſagt wird, anzuknüpfen; iſt es natürliche Schüchternheit, ſo ſollte er in dieſem Alter und in einer Geſellſchaft, bei der er eine freundliche und nachſichtige Aufnahme ſeiner Rede vorausſetzen darf, billig Kraft genug haben, dieſe eitle Furcht vor dem Mißfallen oder vor dem Spott zu überwinden, und da auch mit zu reden, wo er mit zu denken

ſich ſtark genug fühlt; entſteht aber ſein Schweigen aus einem Gefühl noch unvollendeter innerer Bildung, und bemerkt er, daß er über die Gegenſtände, die den Kreis unſerer Unterhaltung bilden, noch keine eigenthümlichen Anſichten ſich erworben hat, deren Nothwendigkeit er im Geſpräche zu vertheidigen im Stande wäre, ſo ſollte er jenem Gefühle folgen, wodurch er belehrt wird, daß er noch nicht reif ſei für die höhere Stufe der Geſelligkeit, und noch auf einige Zeit ſich zurückziehen, um diejenigen Anlagen völlig auszubilden, die er etwa in ſich entdecken mag, denn dies iſt einzig in der Stille, in ruhiger Betrachtung möglich. Aber ſagen Sie mir, fuhr ſie ſich zu Friedrich wendend fort, wie erträgt er ſelbſt nur dieſes iſolirte Mitleben unter Leuten, die er alle durch Bande des Bluts, der Liebe, der Freundſchaft, des allgemeinen Wohlwollens, ja wenn auch nur der alleräußerlichſten Geſelligkeit, aber immer doch auf irgend eine Weiſe untereinander verbunden ſieht? Sagen Sie mir etwas, wodurch es mir möglich wird, dieſen wunderlichen Fehler in der Organiſation eines Menſchen zu verſtehen; ich habe ihn noch nie an einem andern in ſo hohem Grade bemerkt, und auch meinen Freundinnen, die ſonſt eben nicht viel über die einzelnen Glieder der Geſellſchaft zu reflektiren pflegen, iſt er dadurch aufgefallen. Sie waren nicht ungeneigt, ſein Schweigen für Affektation oder gar für böſen Willen zu halten, und ich habe einigemal ſchon Mühe gehabt, zu hindern, daß ſie ihre Verwunderung und ihren Spott darüber ihm ſelbſt nicht merklich werden ließen.

Sie würden auch ſehr Unrecht daran gethan haben, erwiederte Friedrich, denn ſo wenig ich auch das Schweigen Ludwigs, und ſeine Neigung ſich von der Geſellſchaft abzuſondern billigen kann, und ſo oft ich ihn ſelbſt deshalb tadele, ſo kann ich dieſes doch mit Gewißheit ſagen, daß weder Affektation noch feindliche Geſinnung daran Schuld ſind.

Er ſelbſt fühlt, und zwar ſehr ſchmerzlich, dieſen Fehler in ſeiner Bildung, und ich weiß, wie heftig er in ſeinem Innern dagegen kämpft; daher es mir neulich ſehr wehe that, als er, wie es mir ſchien, bemerkte, daß unſere jungen Freundinnen am Abend ſich gegenſeitig die Rechnung mittheilten von den Worten, die er den Tag über in ihrer Geſellſchaft geſprochen, und die ſie ſorgfältig gezählt hatten. Sie wiſſen, daß ich ſonſt eben nicht zu denen gehöre, die einer ſehr ſchlechten Höflichkeit zu Liebe, und um einer Wohlanſtändigkeit willen, die einem wahrhaft Gebildeten ſehr übel anſtehen würde, alle Einſeitigkeiten, Schwächen und Lächerlichkeiten, die in der Geſellſchaft vorkommen, gern ſchonen möchten, um nur niemandem weh zu thun, was doch manchem recht wohl thun würde; allein gegen Ludwig würde man ein wahrhaftes Unrecht begehen, wenn man ihn dieſe Unvollkommenheit in ſeiner Bildung noch ſtärker wollte fühlen laſſen, als er ſie ohnedies ſchon fühlt; und über einen Blinden zu ſpotten würde nicht unſittlicher ſein. Wenn gleich er in Rückſicht auf das Erkennen noch nicht auf der Stufe ſteht, die er überhaupt zu erreichen fähig iſt, ſo ſteht er ſicher doch auf einer gleichen, wo nicht höheren mit vielen, die an unſern Unterhaltungen lebhaften Antheil nehmen, und von dieſer Seite hält ihn alſo wohl nichts ab von der Theilnahme an denſelben. Der Fehler iſt alſo offenbar ein bloß äußerlicher, allein wie ein Menſch dazu kommen konnte, der doch, wie Ludwig, in mancherlei Geſellſchaft und ſogar lange in ſehr guter gelebt hat, dies iſt nur dann zu verſtehen, wenn man ſeine Geſchichte kennt. Ich habe auf der Univerſität eine geraume Zeit ſehr vertraut mit ihm gelebt, und ich verſichere Sie, daß er in dem Kreiſe ſeiner Freunde oft ſehr lebhaft und ſehr anhaltend ſpricht, wenn das Geſpräch ihm dargeboten wird; nur es hervorzurufen verſteht er nicht. Auch giebt es wenig Gegenſtände, für die ſein Sinn verſchloſſen iſt, und Sie werden trotz ſeinem Schweigen

bemerkt haben, daß er dem Gespräche der Andern gern und mit lebhafter Theilnahme folgt.

Wissen Sie einiges über seine Geschichte, fragte die Gräfin.

Nur wenig, erwiederte Friedrich, habe ich darüber mit ihm gesprochen; denn er vermeidet Gespräche dieser Art, vermuthlich aus einer ihm zur Natur gewordenen Scheu, die stärkeren Bewegungen seines Gemüthes sichtbar werden zu lassen; indessen hat er mir in einer Stunde innigerer Vertraulichkeit einige Blätter gegeben, worin er Beobachtungen über sich selbst und sein Leben niedergelegt hat, und ich glaube keinen Mißbrauch von seinem Vertrauen zu machen, wenn ich Ihnen dieselben mittheile, da dies hoffentlich zu seinem Vortheil gereichen wird.

Friedrich nahm die Blätter und las den Inhalt derselben der Gräfin und Adolf sogleich folgendermaßen vor.

„Ein unnennbarer Schmerz hat sich meiner schon seit lange bemächtigt, und ich fühle ihn um so tiefer, je weniger ich ihn und seinen Ursprung erkenne. Die Welt lastet auf meiner Brust und ich kann ihrem Druck nicht widerstehen, verzehrt von einer Krankheit, die mir die Kraft entzieht, ihm entgegen zu wirken. Die Menschen gehen an mir vorüber und glauben, ich könne nicht lieben, weil sie kein Zeichen davon an mir erkennen, und ich komme mir vor, wie ein Scheintodter, den man begraben will, weil er regungslos daliegt, während er selbst in unendlicher Noth alle Anstalten dazu mit ansieht und empfindet. Wohl fühl' ich, daß der Grund des Uebels in mir selbst, in meinem innersten Wesen liegt, und vielleicht ist es unheilbar. Aber es sei darum; wenigstens will ich wissen, wie es ist, und wie es geworden. Gewiß ist alles so nothwendig, aber ich will es als solches erkennen, dann muß der Schmerz aufhören. Darum will ich ruhig zurückschauen und mir selbst

es ſagen, wie ich gelebt habe, ob ich gefehlt, oder die Andern, oder ob beide.

Betrachtend nun die früheren Jahre meiner Kindheit finde ich mich bald ohne Eltern und in den Händen eines Stiefvaters, eines rauhen Mannes, der wenig von mir wußte und noch weniger wiſſen wollte. Wie eine Pflanze eines um ſo milderen Klimas, einer um ſo ſorgſameren Pflege bedarf, je jünger ſie iſt, ſo kann auch der Menſch, je näher er noch dem zarten Kindesalter ſteht, um ſo weniger der hülfreich pflegenden Umgebung einer liebenden Familie entbehren. An dem feſten Stamm des Vaters ſoll er ſich aufranken, und die Hand der Mutter ſoll ihn nähren und ſorgſam jedes Uebel von ihm abwenden. Beide waren mir geraubt, und in dem Manne, den ich Vater nennen mußte, ſah ich nur einen harten Oberherrn, in deſſen Augen und in deſſen Worten auch nicht ein Zeichen der Liebe zu entdecken war. Ich verſchloß mich ſchweigend in mich ſelbſt, und er, der dieſes Schweigen für Verſtocktheit und Trotz nahm, ward nur um ſo kälter und ſtrenger gegen mich. Selten würdigte er mich eines Wortes, und die, die er mir zuwarf, enthielten immer nur einen rauhen Befehl. So lebte ich in einem Zuſtande fortwährender Furcht, und genoß auch nicht eine von den Freuden der Kindheit, denn die engen Schranken, in denen ich gehalten wurde, geſtatteten mir auch das nicht, in dem Umgange mit andern Kindern auf Augenblicke wenigſtens das Unglück meiner Lage zu vergeſſen und an einem kindlichen Geſpielen den Ausdruck für die innere Liebe zu lernen. Alles, was mir übrig blieb, um mein Gemüth aus den Bedrängniſſen meiner Umgebung in ein anderes Gebiet zu retten, war der Gebrauch einer Leihbibliothek, die mein Stiefvater beſaß, und deren Vorrath ich mit der heftigſten Begierde verſchlang. Sie beſtand aus den ſchlechteſten Romanen der Zeit, und die Welt, die ſie vor mir aufſchloß, war eine erbärmliche; aber ſie rettete mich doch

vor der Verderbniß des Gemüths, die ein ſo anhaltender Druck ſonſt nothwendig in mir hätte hervorbringen müſſen. Zu den Scenen, die meine Bücher vor mir vorüberführten, lernte ich bald mir neue zu ſchaffen; ich verſetzte mich in Gedanken in die glänzendſten Verhältniſſe, und lebte mit meiner Phantaſie das blühendſte Leben, indeß ich in dem wirklichen das bitterſte Leiden litt. Da ich jetzo meine größten und einzigen Freuden ſchweigend genoß, ſo verlor ich bald ganz das Bedürfniß des Geſprächs. Alle Menſchen, die ich ſah, ſchienen mir kalte, fremde, armſelige Geſtalten; ich hatte nicht die mindeſte Luſt mit ihnen zu reden, und da ſie mich alle nicht ſonderlich beachteten, ſo forderte mich auch keiner dazu auf. Ich beſuchte zuweilen eine ſehr reiche Bürgerfamilie, die mich ſchon ſeit meinem vierten Jahre gekannt, und mich damals als einen hübſchen Knaben an ſich gezogen und mir geſchmeichelt hatte. Auch jetzt noch, nachdem ich nun ſchon an acht Jahre älter, und, wie die meiſten Knaben in dieſem Alter, ziemlich linkiſch und ſcheu geworden war, nahmen mich dieſe Leute mit Gütigkeit auf und behielten eine Art von Treue zu der Liebhaberei früherer Jahre. Sie wunderten ſich indeſſen oft über mein anhaltendes Schweigen und legten mir daſſelbe als Beſcheidenheit aus, während ich eigentlich, obgleich mir ſelber unbewußt, aus Stolz nicht redete: denn die Meiſten, ſowohl der Familienglieder, als auch der Leute, die das Haus beſuchten, erſchienen mir als Alltagsmenſchen, ja einige ſogar als ziemlich gemeine, mit denen ich in meinem Sinn nicht reden wollte, und in dem ihrigen nicht konnte. Dennoch gefiel ihnen immer mein ſtilles, ruhiges Weſen, beſonders da ſie eine Art von Bildung in mir entdeckten, die ich durch vieles Leſen gewonnen hatte. Die jüngſte Tochter des Hauſes heirathete bald nach dem Tode ihres Vaters, der ihr ein großes Vermögen hinterlaſſen hatte, einen Kaufmann. Sie hatte ſich unter allen am meiſten von meiner

frühen Kindheit an schon meiner angenommen, und natürlich hatte ich mich an sie, als an die Person, bei der allein ich wahre Güte gegen mich entdeckte, auch am meisten angeschlossen, da ich wohl fühlte, daß sie mit ihrem schönen Gemüth nicht in die gemeinen Verhältnisse ihrer Familie paßte, und auch schwer genug den Druck davon empfand. Auch ihr Mann, den sie nicht aus wahrer Liebe nahm, sondern nur, weil dies das einzige Mittel schien, jenen elenden Verhältnissen zu entgehen, gewann mich lieb, und so machten sie mir bald darauf das Anerbieten, mich in ihr Haus, und als Lehrling in des Mannes Handlung aufzunehmen. Mein Stiefvater war gerade damals durch Vernachlässigung seiner Geschäfte in die ärmlichsten Umstände gerathen; das Elend in seinem Hause, in dem mich überdies auch nicht ein Band zurückhielt, ward mit jedem Tage drückender. Zwar wünschte ich sehr, mein Leben den Studien widmen zu können, aber ohne Vermögen, von allen Verwandten verlassen, welche Hoffnung blieb mir, diesen Wunsch erfüllt zu sehen? Freudig nahm ich jenes Anerbieten an, das mir den Umgang mit besser gesinnten Menschen, ein schöneres Leben im Aeußeren, und größere Freiheit versprach. Die positiven Eigenschaften des Mannes, von dem ich jetzt abhing, bestanden in einer ungeheuern Sucht nach Genüssen aller Art, und in einer unbegränzten Eitelkeit; die negativen in einer totalen Schwäche und Unentschlossenheit. Nur um sich Abwechselung in seinen Vergnügungen zu verschaffen, hatte er sich mit vielen Wissenschaften und Künsten beschäftigt, aber in keiner es auch nur zu einem mäßigen Grade der Fertigkeit gebracht. Er hatte Physik, Mathematik, viele Sprachen und Musik getrieben, ja sogar Versuche in der Poesie gemacht, und so wenig es ihm auch in allen gelungen war, so vollkommen war doch seine Ueberzeugung, in allen Meister zu sein, und nie ließ er eine Gelegenheit vorüber, mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten

zu glänzen. So bald ich in sein Haus trat, wollte er sich die Freude verschaffen, zu meiner Bildung etwas beizutragen, und fing daher sogleich an, mich in der Mathematik zu unterrichten. Er versprach sich davon den doppelten Genuß, vor mir und mit mir zu glänzen; indessen merkte ich in kurzer Zeit seine Schwäche und sein Schwanken in den allererſten Anfangsgründen. Während er sich die größte Mühe gab, sich selbst wieder auf die vergessenen Sprünge zu helfen, hatte ich gewöhnlich den Knoten schon gelöst, den seine ungeschickten Hände immer tiefer schürzten, und konnte nun ihm selbst wieder heraushelfen; er aber hielt diese meine Erfolge für nichts anders als für Früchte seines vortrefflichen Unterrichts und ward nur immer begieriger, ihn fortzusetzen. So mehrte sich meine Langeweile mit jedem Tage, nicht blos in diesen Stunden, sondern in jedem Geschäft, in jeder Minute dieses Zusammenlebens, eine lange Reihe von Jahren hindurch. Denn jung, unerfahren, ungeschickt, ohne eine einzige Stütze auf der ganzen Welt, zu wem hätt' ich mich flüchten sollen? Auch hier blieb mir nichts übrig, als zu schweigen, denn ich war zu jung und zu wahrhaft, um zu heucheln, zu ungebildet, die Dinge ironisch zu nehmen, zu ungewandt, sie zu lenken: ich mußte still sein und leiden. Allein die Wirkung dieser Verhältnisse auf meinen Karakter war bleibend, ich ward verschlossen, finster, wenig theilnehmend an der Umgebung; die größte Zeit meines Lebens gezwungen zu schweigen, verlor ich die Gabe der Sprache fast ganz.

Friedrich hielt hier einen Augenblick im Lesen inne, und während dieser Pause sagte die Gräfin: Ich verstehe jetzt ganz wohl, wie Ludwig zu seinem Stummsein gekommen ist, nur, denke ich, sollte ein Gemüth von ursprünglicher innerer Kraft doch wohl wieder Herr über einen solchen Fehler geworden sein, besonders da er doch, wie Sie mir gesagt haben, nun schon seit einigen Jahren aus jener für ihn

ſo unpaſſenden Lage befreit, und während dieſer Zeit in Ihrer und Ihrer Freunde Geſellſchaft gelebt hat.

Ein Fehler, erwiederte Friedrich, der von den gewaltſamſten in einer ſo frühen Jugend empfangenen Eindrücken herrühret, nachher in einer langen Reihe von Jahren durch ſo ſchwere Mißverhältniſſe genährt worden, und mit dem eigenſten Weſen eines Menſchen verwachſen und eins geworden iſt, kann, glaub' ich, niemals ganz abgelegt werden. Indeſſen mag eine anhaltende Anſtrengung im Stande ſein, ihn ſehr zu mildern; auch hat Ludwig ſchon viel darin gethan und wird gewiß noch weiter kommen; doch hören Sie das Ende ſeiner Geſchichte.

Friedrich wollte eben fortfahren, als er von neuem unterbrochen ward. Ein Bedienter trat herein, und ſagte zu Adolf leiſe, ſeine Schweſter befinde ſich nicht wohl, und Julie laſſe ihn bitten, zu derſelben auf ihr Zimmer zu kommen. Die Gräfin blieb mit Friedrich allein, und ſie beſchloſſen, den Reſt von Ludwigs Schrift zu einer andern Zeit zu leſen, damit Adolf ihn auch mit anhöre.

---

## Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Als Adolf hinaufkam, fand er Amanda im heftigſten Fieber auf dem Bette liegen, Julie neben demſelben weinend, auf einem Seſſel. Wie ſie Adolfen erblickte, ſtand ſie auf, ging auf ihn zu und ſchlug ihre Arme heftig um ſeinen Leib. Komm, ſagte ſie, mein Geliebter, und ſieh, was dich zurückhalten wird, da es deine Braut nicht vermag; dieſes Leiden wird dich an uns ketten, die wir vereinigt ſind, dich zu lieben. Darauf führte ſie den durch

diese Worte Betäubten an das Bette, wie eben Amanda in die schrecklichsten Krämpfe verfiel, von denen früher sich nie eine Spur bei ihr gezeigt hatte; Zuckungen des Leibes mit tiefem Schluchzen, kalter Schweiß und unseliges Lachen wechselten oft wiederholt mit einander ab. Adolf konnte den Anblick kaum ertragen, seine Nerven waren so heftig angegriffen, daß Julie, mit weiblicher Stärke ihre Schwäche bezwingend, ihre Sorgfalt theilen mußte zwischen den beiden Geschwistern. Am traurigsten anzusehen war das wilde Erbrechen, in welches sich Amanda's ganze Organisation hineinzustürzen schien, und wobei sie die durchdringendsten Schreie ausstieß, wie überwältigt von dem Schmerz. Am Ende bekam sie einige Linderung, der Krampf ließ nach, und der Arzt, welcher in das Zimmer trat, fand sie im Zustande der größten Mattigkeit. Adolf mußte sich entfernen, die Thränen standen ihm in den Augen. Julie blieb angeschmiegt bei der Kranken, und gab kalt ihre Hand, als Adolf ihr beim Weggehen die seinige reichte. Diese Kälte schien ihn vollends zu zerstören. In diesen Gefühlen nahm ihn Friedrich in Empfang, der eben die Treppe hinaufkam, um zu sehen, was oben vorgehe. Lieber Freund, sagte dieser, indem er ihm die Hand von dem Gesichte wegzog, was ist dir geschehen? Adolf riß sich los, und eilte auf sein Zimmer, wohin ihm Friedrich sogleich folgte, obwohl er fühlte, daß er unwillkommen sei. Nach einer peinlichen Viertelstunde, in welcher er vergebens gesucht hatte, des Andern Vertrauen aufzuwecken, gelang es ihm endlich, andere Dinge auf die Bahn zu bringen, die jenem allen Erguß des wogenden Gemüths abbrachen, und unangenehme, kleinliche Zerrissenheit an die Stelle des wehmüthigen Schmerzes führten. Er erzählte, was ihm die Gräfin aus Striezelmeiers Gespräch eben mitgetheilt hatte, eine weit in's Einzelne gehende Schilderung der verzerrten Familienverhältnisse Juliens, welche wir hier billig übergehen, und nur das

daraus wiedergeben, was uns angeht, daß nämlich Henriettens Umstände an den Tag gekommen, und das arme Mädchen dafür die Verfolgung und Peinigung der ganzen Familie, die doch nichts weniger als tugendhaft sei, auszustehen habe, ohne daß sie zu bewegen wäre, den Namen ihres Verführers zu nennen. Darüber hat nun, setzte Friedrich mehr verdrießlich als lachend hinzu, der alte Narr von Gutsherrn ganz den Kopf verloren, und sogleich an seinen Freund, den Obristen, geschrieben, um sich Raths bei demselben zu erholen, da er nie selber zu handeln weiß. Aber der ist bei der russischen Armee an der türkischen Gränze, und so erwart' ich nächster Tage eine Aufforderung an mich, mit meiner Weltklugheit die Sache zu bearbeiten, die sich im Grunde ganz von selber macht. Die Aengstlichkeit ist das einzige Schlimme in solchen Sachen, die bei einiger Frechheit niemals jemandem geschadet haben. Nun wollen Sie gewiß, der unglückliche Karl, der daran Schuld sein mag, soll das Mädchen, wenn es irgend angeht, heirathen, und bedenken nicht, daß durch eine solche Heirath der flüchtige Fehltritt in das ganze Leben erst recht fixirt wird. Leid thut mir nur eins, fuhr er fröhlicher fort, daß der Einzige, dem ich unter allen, die ich kenne, solche geschmacklose Sinnlichkeit zutraue, gleichwohl nicht kann der Thäter gewesen sein, denn Karl, den ich meine, kennt nur erst kurze Zeit Henrietten, und es bleibt daher, da dieser ebenbürtige Junggesell uns entsteht, noch gar eine Mißheirath zu befürchten. Der arme Teufel Warner wird einen guten Schreck überkommen, wenn er diese Sachen erfährt.

Friedrich, versetzte Adolf ernst, dein Verdacht ist eben so voreilig als unanständig, und obgleich du selber nicht viel auf Warner halten magst, so solltest du doch schonender meine Zuneigung zu ihm behandeln, da du weißt, wie fest meine Ueberzeugung steht, daß sein innerstes Wesen durchaus edel

iſt, und nur ſein äußerlichſtes Handeln ganz im Kleinen etwas Unreines zeigt.

Ich wollte dich nicht kränken, antwortete Friedrich gelaſſen, auch haſt du mich ganz mißverſtanden, denn ich ſage ja ſelbſt, daß ich nur Karl eine ſo geſchmackloſe Genießluſt zutraue, aber Warner war doch, das kannſt du nicht läugnen, Henrietten ſehr gut, und hatte beſtändig eine Art Liebe zu ihr, die freilich, zu ſeinem Lobe ſei's geſagt, die beſcheidenſte und keuſcheſte zugleich war.

Du biſt in guter Laune, ſagte Adolf ein wenig bitter, vielleicht fändeſt du bei andern mehr Sinn dafür.

Verzeihe, beſter Freund! lispelte Friedrich mit einigem Hohn, und verließ eilig das Zimmer.

Der tiefſte Mißmuth war in Adolfs Gemüth, jedes Wort war ihm ein kalter Dolchſtich geweſen; gegen nichts war ſein unbefangenes Herz empfindlicher, als gegen angenommene Kälte, die über die Liebesgluth ſich legte, von welcher er doch ſo innig überzeugt war, daß Julie und Friedrich ihm gleicherweiſe durchdrungen wären. Mein Gott! rief er aus und die Thränen fielen über ſeine Wangen herab, wie wenig doch die Menſchen ſich verſtehen! die Gemüther ſind alle anderswohin gewandt, und alle Liebe reicht nicht hin, die verborgene Wurzel des eigenſten Seins auszugründen. Vermuthen und Errathen führen auf dieſen Wegen, und die Sprache iſt oft ſo gefällig, unter dem Schein der Uebereinſtimmung die ungeheuerſten Mißverſtändniſſe zu verbergen; die Worte ſind dieſelben, jeder glaubt, daſſelbe, was er, ſehe der Andere auch, und eine Kluft liegt zwiſchen beiden, nichts, gar nichts ſehen ſie von einander. Selten iſt das ſchöne Talent, auch in verſchiedenen Worten die Einigkeit zu ſehen, nur der Liebe iſt es gegeben, wortlos anzuſchauen, und dieſe iſt ein Fabelkind aus alter Zeit. Ja, ich fühl' es in dem unruhigen Herzen, daß Liebe mich noch nicht getroffen!

Julie, wie konnteſt du mir ſo kalt, ſo zerſtreut die Hand geben, in einem Augenblick, da ein leiſer Druck, ein flüchtiger Pulsſchlag der Liebe mein ganzes Weſen mit Freude durchdrungen hätte. Neigung, Güte, Freundlichkeit, Innigkeit, o ein ganzer Blumengarten ſolcher Triebe, nur Liebe nicht, die kenneſt weder du noch ich, da iſt kein Garten mehr, da iſt ein Paradies!

Dem edlen Jüngling zog ſich die Bruſt zuſammen vor Erſchrecken über die Zerriſſenheit dieſer Bilder, die er in ſeinem Leben ſo ſchön geſtellt glaubte zu ſehen, und nun wie Theaterdekorationen auseinanderweichen ſah. Indem er durch's Fenſter einen Blick in den wogenden grünen Garten warf, traf ihn auf einmal zwiſchen den fernen ſchwankenden Akazien hervor ein heller Schein, der ihn blendete, aber gleich wieder von den Bäumen weggenommen wurde; doch war ihm ſchon eingefallen, daß ein Fenſter des Pavillons, welchen Karl bewohnte, die Blendung müſſe gemacht haben, ein Gedanke, der ihn freute und ſchaudern machte zugleich, indem er des unglücklichen Fremden Lage drückend fühlte, und doch ſeinen Umgang in dieſem Augenblicke wünſchte, feſt vertrauend, daß er ſein tiefſtes Gefühl unverletzt in jenem wiederfinden könne, deſſen eigene Leiden ihm eine Schule des Mitgefühls geweſen. Friedrichs übelabgelaufene Theilnahme erbitterte ihn mehr und mehr, je länger er daran dachte, und er war auf dem Wege, ihm innerlich abzuſagen, da einmal bei ſolchem Anlaß ſolche Unſchönheit ihres Verhältniſſes zum Vorſchein gekommen war. Friedrich trug, ſeiner Meinung nach, ganz billig die Folge eines übermüthigen, ſtarken Lebens, welches durch oft abſichtliche Steigerung in das jugendlich leichtfertige Verhöhnen, nun überall Treu und Glauben des Gefühls verlor, und unwahr, gemacht ausſah, wenn es die wahreſte Theilnahme mit weichen Worten darlegen wollte. Und ganz gewiß auch ſollte ein kalter, beißender Menſch nur dann ſich erlauben, dem

Garten, daß mir der längere Aufenthalt zur bitterſten Qual wird; wenn daher meine Bitten etwas über Sie vermögen, ſo widerreden Sie mir nicht, daß ich ſelber zu Eduard nach Weimar gehen will, um mit dieſem ſein Loos zu theilen, ſo gut oder ſchlimm es ſein mag.

Wie könnt' ich Sie abhalten wollen! verſetzte Adolf; mir ſcheint es beneidenswerth, ſo uns allein hinauszuflüchten, was uns die Bruſt umengt. Wann wird nur mir das goldne Thor eröffnet ſein!

Sein Sie nicht ungerecht, verſetzte Ludwig. Ihr Geſchick vereinigt Mildes mit dem Herben, und hat in dem Einen glücklichen Liebesbündniß Ihnen einen Talisman gegeben, der nie zuläßt, daß die Schmerzen an das innerſte Weſen dringen, ſondern dieſes wie mit einer Demantmauer umzieht.

Adolf ſeufzte ſchwer auf: Ja, wenn ich ſie liebte! klang's in ſeinem Innern; und liebt ſie Dich denn mit jener höchſten Liebe? fragte lauernd ſein zweifelndes Gemüth. Ein undurchdringliches Dunkel legte ſich um alle ſeine Gedanken, deren Sturm ihn wild bewegte und ſchmetterte, ohne daß er ſich irgendwo hätte anhalten mögen, weil ſein Auge noch immer nichts überblicken konnte, ſondern am Einzelnen nur das Einzelne ſah. Es half diesmal nichts, daß ſie ſeitwärts gegangen waren, um Friedrichen zu entgehen, er kam ihnen auch hier wieder entgegen, und zwar mit Fräulein Luiſe, deren ſorgfältiger Putz mit der leidenſchaftlichen Theilnahme an Amanda's Krankheit einen lächerlichen Kontraſt bildete. Ihr Kleid war von grüner Seide, und rauſchte in großen Falten, das gepuderte, blonde Haar bog ſich zierlich unter einem großen Hut hervor, der von geblümtem Zeug und ſehr farbig war, am auffallendſten aber zeigten ſich die Hände, mit däniſchen Handſchuhen bekleidet, an denen aber, des Strickens wegen, die äußerſten Fingerſpitzen abgeſchnitten waren, und über dieſen trug ſie einige große Ringe, recht

nach kleinſtädtiſcher Weiſe, die aber doch auch an Damen der feineren Welt bisweilen bemerkt wird. Von dieſer Art waren auch ohne Bewegungen: eine ſteife Gewandtheit, oder gewandte Steifheit, in welcher man bald die zur andern Natur gewordene Affektation erkannte. Friedrich, welcher Fräulein Luiſen ſchon manchen Poſſen geſpielt, und ſchon manche Verhöhnung an ihr geübt hatte, ſchien ihr jetzt aufmerkſam zuzuhören, und über dem Gegenſtande die Rednerin gänzlich zu vergeſſen. Wie ſie näher kamen, hörten Adolf und Ludwig beide deutlich Amandas Namen nennen, und allerdings über dieſe und ihre Krankheit ging Fräulein Luiſens Rede. Die viere blieben, nachdem ſie ſich begrüßt, eine Weile beiſammen ſtehen, und Friedrich ſagte ſehr nachdrücklich zu Adolf: Ich erfahre ſo eben, was nicht ſo lange hätte verſchwiegen ſein ſollen, daß deine Schweſter einen Hang zum Nachtwandeln hat, und gleich die erſte Nacht, die Fräulein Luiſe in ihrem Zimmer zugebracht, eine lange Zeit im Garten herumgegangen iſt, wo uns denn nicht mehr wundern darf, wenn Erkältung, Schreck und andere Einflüſſe während dieſes Zuſtandes, das liebe Mädchen in ſolche Nervenzufälle geſtürzt haben, wie ſie jetzt leidet.

Denken Sie ſich nur, ſetzte Luiſe hinzu, daß ich lange Zeit gar nicht wußte, was Amanda vorhabe, wenn ſie Nachts ans Fenſter ging, oder bisweilen ſprach, und daß ich ſie immer ſchalt, weil ſie mir den Schlaf ſtörte, bis ich endlich merkte, was es wohl ſein möchte, und ihr davon erzählte, wo ſie's denn niemals Wort haben wollte. Was ſoll man nun in ſolchen Fällen thun? Ich fürchte mich entſetzlich, und bin froh, daß Julie in der Folge mit Amanda in demſelben Zimmer ſchlafen will, denn ſo gern ich ſie pflegen wollte, ſo könnt' ich doch dabei nicht aushalten.

Sie haben Recht, liebes Fräulein, ſagte Adolf zerſtreut, ich bin völlig Ihrer Meinung.

Die treue Sorgfalt und zarte Freundſchaft Juliens zu

ſeiner jetzt leidenden Schweſter rührten ihn wieder im tiefſten Herzen, und ſtürzten ihn in neue Unruhe und harte Vorwürfe, die er ſich machte ob ſeiner Unbeſtändigkeit; und gleichwohl machte es ihn ſchaudern, zu ſehen, wie wohlwollende Dankbarkeit ſich in ſeinem Gefühl als Liebe verkleiden wolle.

Wir werden den Thee bei der Kegelbahn trinken, erinnerte Fräulein Luiſe; wollen die Herren nicht mitkommen, es wird bald Zeit ſein.

Ich folge Ihnen bald, antwortete Adolf, ich will nur vorher Amanden ſehen, und dann mit Ludwig ein Geſchäft beſorgen, das ſchnell abgemacht iſt. Kommen Sie, Ludwig!

Damit nahm er ihn unter den Arm, und zog ihn eilig fort.

---

## Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Alle Bewohner des Schloſſes waren äußerſt begierig, den Fremden kennen zu lernen, von dem ſie durch den Markeſe und Wilhelm Meiſter mancherlei, was ihnen auffallend war, vernommen hatten, beſonders aber war Fräulein Luiſens Ungeduld bis zu einem ſehr hohen Grade geſtiegen, und ſie hatte daher Jean Paul, der ihre Spannung ſehr geſchickt zu erhöhen verſtand, ſo lange gequält, bis er ihr verſprochen hatte, er wolle Karl heut in die Geſellſchaft führen, es koſte auch was es wolle. Krankheit konnte ihn nicht mehr entſchuldigen, da man ihn ſchon einigemal auf Spaziergängen entdeckt hatte, und das gefliſſentliche Vermeiden der Geſellſchaft, und die beinahe ängſtliche Sorgfalt, mit der er ſich in ſeinem Pavillon verborgen hielt, machte ihn nur noch in-

tereſſanter. Jean Paul, der eine Gemüthskrankheit für die Urſache dieſes Betragens hielt, traute ſich über dieſe Art von Patienten, die er ſo häufig betrachtet und geſchildert hatte, eine außerordentliche Gewalt zu; er trat daher bald nach dem Mittagseſſen den Weg nach dem Pavillon an, wobei er ſich Focks zugeſellte, der von der Gräfin ſchon früher den Auftrag hatte, ſich dann und wann nach dem Befinden des Fremden zu erkundigen, und für ſeine etwanigen Bedürfniſſe zu ſorgen. Karl, dem Focks ſchon mehreremal ziemliche Langeweile verurſacht hatte, empfing dieſen mit etwas verdrießlichem Geſicht, und auch Jean Paul, der ihm von Focks mit den Worten „Herr Richter" vorgeſtellt ward, machte ſichtlich keinen angenehmen Eindruck auf ihn; beide aber zerſtörten ihm ein Gebilde von ſüßen Träumen, dem er ſich auf ſeinem Sopha hingeſtreckt überlaſſen hatte.

Das Verfahren, das Sie zu Ihrer Heilung beobachten, ſagte Jean Paul, iſt ganz richtig: nicht bloß die Blindheit, ſondern jede andere Krankheit auch, ſcheidet den Menſchen gewiſſermaßen von dem Leben. So wie man aber den Blinden, wenn er geheilt wird, nicht ſogleich wieder in das hellſte Licht führt, ſo darf man auch einen, der von einer andern Krankheit geneſt, nicht gleich wieder in den vollen Glanz des Lebens führen. Zuerſt gebe man ihm ein Buch, worin er die Welt unter einem dichten Flor von Druckerſchwärze erblickt; dann laſſe man ihn ins Freie gehen und die Natur beſchauen, doch muß er, wie Sie ganz richtig vermieden haben, noch keinen Menſchen darin ſehen, weil dieſe ſchon die helleren Punkte der Welt ſind, die dem ſchwachen Auge noch ſchaden könnten; dann zeige man ihm nach und nach einige bekannte und befreundete Geſtalten, die er erkennen mag, ohne ſie eben ſehr ſcharf anzuſehen, bis er endlich im Stande iſt, den höchſten Glanz einer gebildeten Geſellſchaft zu ertragen. Gewiß iſt Ihre Heilung nunmehr ſchon ſo weit gediehen, daß Sie ohne Gefahr auf dieſe letzte

Stufe treten können, und wir sind deshalb gekommen, um Sie, wenn auch nur auf einige Augenblicke, in die Gesellschaft der Gräfin zu führen, wo man sich sehr darauf freut, Sie kennen zu lernen.

Es mag wohl sein, erwiederte Karl, daß die Natur in mir von selbst diesen richtigen Weg eingeschlagen hat, obgleich ich über die Mittel zu meiner Heilung durchaus nicht nachgedacht habe, sondern einzig meiner Neigung gefolgt bin. Die letzte Stufe der Kur zu ertragen, fühle ich mich aber in der That noch zu schwach, und ich muß Sie daher bitten, die Ausführung Ihres gütigen Vorhabens noch auf einige Zeit aufzuschieben. Nicht doch, Lieber, versetzte Jean Paul, viel angreifender sind die Gesellschaften, die sich ein Kranker in seinem Kopfe zusammen bittet. Da muß alles hinein, Freund und Feind, und keiner darf absagen lassen; das Gewimmel wird immer größer; kein Blutstropfen kann mehr aus noch ein; die Herzkammern werden gepreßt voll; wo will's am Ende hinaus? Das Haus wird ruinirt, Freund; lassen Sie sich hinführen auf unsere Theewiese; Ihr innerstes Gemüth wird sich erquicken an den schlanken, frischen, zarten Frauengestalten, die darauf blühen und duften. Tausend Polymeter erklingen, wie eben so viele Nachtigallen in meiner Brust, wenn ich in diese Milchstraße von weißen Kleidern hineinschaue. Himmel, welch ein Himmel! Soviel Sterne als Augen, und um sie alle recht zu sehen, müßte man eben so viele haben. Nicht eines, aus dem nicht Lust und Glanz und Anmuth strömte; wahrlich, jeder kranken Seele möchte ich verordnen in dieses Wonnenbad zu reisen.

Sie haben sehr Recht, fiel Focks ein, ich kenne nichts freundlicheres, als diese sinnvollen Zusammenkünfte beim Thee, nicht ausschließend die edle Geselligkeit der Frauen, die vielmehr ein Weiblein fordern, um das Schenkenamt zu besorgen. Möchte doch Johann Heinrich Voß, dieser große

Meiſter in Trinkliedern, und andern Geſängen weiſerer Geſelligkeit, uns mit den Theeliedern beſchenken, die er zu lange in ſeinem Pulte verſchließt. Ich habe ſelber einen Verſuch gemacht, und einen Rundgeſang im Freien beim Thee zu ſingen, gedichtet, der aber wie alle ſolche Lieder nicht will vorgeleſen, ſondern im vielfachen Zauberſchwunge der Harmonie, vor lebhaften, frohherzigen Hörern, will geſungen ſein. Entſchuldigt dieſen Nothbehelf, Freunde; du aber, ehrwürdiger Voß, dem unſere Sprache zuerſt ſolche Reigen ſang und tanzte, liebe den jüngern Freund darum nicht weniger, wenn er deine, dir abgelauſchten Künſte, durch ſorgfältigen Anbau zu ehren ſtrebt! Bei uns dumpfen Buchſtäblern wird nur zu leicht der lebendige Ausdruck verfehlt.

Mit nichten, ſagte Jean Paul, ſolche Geſänge muß man ſich nur vorleſen, aber beileibe nicht ſingen; denn ſingen die Leute gut, ſo iſt der Thee ein Ueberfluß, und ſingen ſie ſchlecht, ſo iſt's der Geſang. Um aber wieder auf etwas anderes, nämlich auf Sie zu kommen, fuhr er, ſich zu Karln wendend, fort, ſo müſſen Sie, theuerſter Einſiedler, allerdings mit uns kommen heute, wozu ich noch eine ſtarke und wohl montirte Batterie von Gründen bei mir habe, die ich nach und nach alle redlich auf Sie abzuſchießen gedenke, falls Sie ſich nicht etwa entſchließen, mitzugehen, um nur der beſagten Grundbatterie ſich nicht zu exponiren. Wenigſtens ſcheint mir Ihr häufiges Gähnen eine Eröffnung der Thore und Ergebung auf Diskretion zu bedeuten.

Im Grunde, erwiederte Karl gähnend, iſt es nicht Scheu vor der Geſellſchaft, was mich zurückhält, ſondern vielmehr das Bewußtſein, daß ich für jetzt noch, weder für mich ſelbſt auf eine vortheilhafte Weiſe darin erſcheinen, noch den geſelligen Genuß durch meine Gegenwart erhöhen kann, unfertig und verſtimmt, wie ich bin, durch dieſe Krankheit und mancherlei andere Umſtände; und darum ſchiebe ich den Punkt

meines Erſcheinens von Tage zu Tage auf, in der Hoffnung, bis dahin noch beſſer und kräftiger zu werden.

Aha, ſagte Jean Paul, wie ein Student, der das Examen immer noch ein paar Tage hinausſchiebt, um beſſer darin zu beſtehen; aber ſolche ſchnelle und ſpäte Vor- oder Nachübungen pflegen immer übel abzulaufen, und ein Student, dem man die Kenntnißſchröpfköpfe an ſeinen Kopf ſetzen will, thut immer beſſer, wenn er kühn und ruhig auf ſeine Unwiſſenheit fußend hingeht und den Examinator examinirt, was dieſen nothwendig ſehr verlegen machen muß, da ein Unwiſſender immer viel ſchlimmere Fragen thut als der Wiſſende. Wer ſich aber noch vorher unterrichten will, den trifft leicht ein ſolches Unglück wie jenen angehenden Studenten, der, um ein Maturitätsexamen deſto ſicherer zu beſtehen, ſich alle Fragen, die an ihn gemacht werden würden, vorher hatte ſagen laſſen. Aber wohl unterrichtet, daß man in der Geſchichte über Richard Cromwell ihn ausholen werde, antwortete er auf die Frage, wer dieſer geweſen, zuverſichtlich genug: ein äußerſt berühmter engliſcher Prorektor, durch einen unſeligen Druck- oder Kuckfehler verführt, der durch die Verwandlung eines einzigen Buchſtaben ihn ſeines Zwecks verfehlen ließ.

Sie haben Recht, verſetzte Karl, wer durch einen Fluß ſchwimmen will, ſoll nicht zaudern, ſondern gleich ſich mitten in die Wellen ſtürzen. Auch glaube ich wirklich, daß ich mich beſinnen, und heute noch mit Ihnen gehen werde.

Indem Karl halb und halb ſein Wort gab, ſich heute zur Gräfin führen zu laſſen, wollte er theils dem fortwährenden Andringen ſeiner beiden Gäſte, das ihm unendliche Langeweile machte, entgehen, theils auch vermochten ihn noch andere Betrachtungen dazu. Daß er nochmals würde entfliehen können, ohne ſich der Geſellſchaft gezeigt zu haben, ſchien ihm in ſeiner jetzigen Lage, die ihn einer beſtändigen Beobachtung ausſetzte, ganz unmöglich. Eine entdeckte und

gehinderte Flucht aber würde ihn äußerſt verdächtig gemacht und beſchimpft haben, beſonders deswegen, weil man ſie unfehlbar mit den Begebenheiten jener unglücklichen Nachtreiſe kombinirt haben würde. Hielt ihn auf einer Seite die Furcht vor dem unangenehmen Zuſammentreffen mit Sophie und Friedrich zurück, ſo zog ihn auf der andern ſeine heftige Liebe zu Amanden deſto mächtiger an. Dieſe hatte bereits ſoviel Herrſchaft über ihn erlangt, daß er ihr nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Sophien hoffte er durch ein künſtliches Benehmen wenigſtens in Ruhe zu erhalten, und die Angelegenheit mit Friedrich meinte er durch Adolfs thätige Hülfe ſo zu wenden, daß ſie ihm nicht ſchädlich werden könnte; beſtärkt in dieſer Hoffnung durch die Meinung, daß den Ausgang ſeines letzten Duells noch niemand aus der Geſellſchaft wiſſe. Wohl ſah er die ganze Gefahr ſeiner Lage ſehr deutlich vor Augen, und daß er mitten in einem tauſendfach verſchlungenen Gewebe ſtehe, deſſen Fäden ihn überall umſponnen hielten, aber die Hoffnung, auch nur einmal noch Amanda zu ſehen, machte ihn blind für jede Gefahr, und er traute ſich zu, wenn auch alles über ihm zuſammenſtürzen ſollte, ſich doch durch einen kühnen Streich zu retten, ja er nährte in ſeinem Innern die Hoffnung, wenn er, wie freilich zu erwarten war, von neuem zur Flucht gezwungen würde, Amanden, ſei's mit Gewalt, mit Ueberredung oder Liſt mit ſich hinwegzureißen.

---

## Vier und zwanzigſtes Kapitel.

---

Unterdeſſen waren Adolf und Ludwig von Amandas Krankenlager zurückgekommen, ziemlich erheitert, weil ſie dieſelbe

in einem Zuſtande der Remiſſion angetroffen, die ihnen, ungeachtet der Bedenklichkeit des Arztes, als Unkundigen die beſte Hoffnung zu geben ſchien. Als ſie auf dem Wege zur Kegelbahn, wo der Thee ſollte getrunken werden, bei dem Pavillon angekommen waren, ſtand Adolf ſtill, und ſagte zu Ludwig, indem er ihm die Hand drückte: Ich werde bald nachkommen, und wo möglich unſern eigenſinnigen, menſchenſcheuen Gaſt mitbringen. Er trat hinein, und Ludwig ging weiter. Faſt verdrießlich wollte Adolf werden, als er die Beiden bei Karl fand, die für ihn ſo wenig eingerichtet waren, daß er in ihrer Gegenwart ſelten ein recht herzliches Wort reden konnte. Auch jetzt gefror ihm die liebliche, ſchonende Anrede, die er im Sinne gehabt hatte, auf den Lippen, und er wußte ſich kaum in die Herzlichkeit zu finden, mit der Karl, durch die läſtige, lange Gegenwart von jenen Beiden recht wie zum Ausbruche gezwungen, ihm entgegen eilte. Focks, an einige Beſcheidenheit gewöhnt durch die Abhängigkeit, in welcher er immer gelebt hatte, hielt ſich ein wenig ſtill, aber ohne daß es den Andern etwas gefruchtet hätte, denn Jean Paul dehnte ſich ſogleich in dem freien Raum aus, und füllte alles mit ſeinen Worten, die wunderbar genug je häufiger je erträglicher wurden, weil er nur im Vehikel großer Maſſen ſeine Witze an den Tag brachte, aber auch dieſes jetzt vergebens, weil durchaus keine günſtige Laune in den Hörern war. Adolf und Karl konnten wenig von ihrer innern Stimmung herausbringen, und jener war ſchon ganz ergeben, heute den Freund nicht zum Mitgehen bewegen zu können, wozu er alles, was Liebe und Innigkeit Süßes haben, glaubte ausſtrömen zu müſſen, was dieſesmal unmöglich ſchien. Wie verwundert war er daher, als mit einemmal Karl, wie neben Jean Pauls Gerede noch Focks aus einem dort liegenden Voſſiſchen Horaz halblaut zu deklamiren anfing:

„Ambubajen im Chor, bannkundige Würzebereiter,
Bettelpropheten, und Tänzer, und Gaukeler, all das Gesind' ist"

recht ungeduldig sagte: Aber wir wollen doch gehen, damit wir nicht zu spät kommen! Sogleich warf Focks den Voß weg, Jean Paul steckte einige gelehrte Notizblätter ein, die er beim Reden in der Hand zu haben pflegte, Karl nahm ein kleines Reitpeitschchen, und alle verließen den Pavillon. Schön, schön! sagte Focks, daß Sie Ihr Versprechen halten, die Gräfin wird mir allen Dank dafür wissen, daß ich Sie endlich überredet habe.

Adolf hätte Karln jetzt lieber bei den Haaren zurückziehen mögen, als ihn zur Gesellschaft führen, denn ganz beschämt war er, das, was er als den Erfolg seiner innigsten, freundschaftlichsten Bemühungen zu gewinnen hoffte, gegenwärtig durch die Gewalt der Langenweile und Verdrießlichkeit davon getragen zu sehen. Er suchte jedoch sein verletztes Gefühl zu verbergen, und stimmte ein in die Reden der Andern, welche sich im voraus, zu Karls größtem Verdrusse, von dem Aufsehen unterhielten, welches des letztern Erscheinen in der Gesellschaft machen würde. Adolf konnte nicht anders, als bestätigen, daß alle sich mit dem größten Interesse nach Karls Befinden täglich erkundigt, und besonders die Gräfin, gewohnt, in allen Dingen, die auf die Gastfreundschaft Bezug haben, bis zur Pedanterie aufmerksam und sorgsam zu sein, sogar den Willen gehabt, hätte, ihn auf seinem Pavillon zu besuchen, wenn die andern Damen, wie Adolf schmeichelnd hinzusetzte, ihrem Beispiel gern nachgefolgt wären. Durch Adolfs zartere Berührung und den Gedanken an Amanden sanfter gestimmt, fand nun Karl gar nicht unangenehm, der Gegenstand des allgemeinen Interesse zu sein, und er konnte sich der Eitelkeit, vor seiner Geliebten so zu erscheinen, gar nicht erwehren. Er war ganz in Schwarz gekleidet, in einem Anzuge, den er durch Focks hatte besorgen lassen. Sein Gang war fest und edel, sein

Blick freier als gewöhnlich, indem ein gewiſſes mißtrauiſches Schielen ganz in den Hintergrund wich. Das innere Vertrauen auf ſich ſelbſt, das er wieder fühlte, bildete ſich in ſeinem Aeußern ab, und ſelbſt neben Adolf, dem Inbegriff edler und gefälliger Bildung, zeigte ſich ſeine Geſtalt ſehr vortheilhaft. Sie kamen bei der Kegelbahn an, wo ſeitwärts derſelben auf einer Wieſe, deren eine Hälfte von groſſen Pappeln beſchattet war, der Thee gegeben wurde, während einige Männer, zu denen Focks und Jean Paul ſich eiligſt geſellten, Kegel ſchoben, die Striezelmeier wieder aufſetzen half. Einige Damen, unter dieſen die Gräfin, waren noch um den Theetiſch verſammelt, die meiſten aber hatten ſich zerſtreut, theils auf der Wieſe, theils auf der Landſtraße, die hart daran vorbei ging, und ſich dann in den dichten Wald einbog. Die Gräfin bewillkommte Karln freundlich, erkundigte ſich angelegentlich nach ſeinem Befinden, und ſtellte ihn dann den Uebrigen vor, die während ſeines Krankſeins die Geſellſchaft vermehrt hatten. So auch erwiederte Karl ihre Höflichkeit, indem er ihr würdevoll und innig dankte für die unverdiente Aufnahme und Pflege, und zugleich verſicherte, daß er ohne dieſelbe ganz elend geweſen wäre, jetzt aber vielfach beglückt ſei auch dadurch, daß er in Adolf einen herzlichen Freund gefunden habe. Er ſah ſich um, glaubend, daß Adolf nahe ſei, und mit dem Verlangen, ihn in das Geſpräch hineinzuziehen. Zu ſeinem Verdruſſe war dieſer nicht mehr da, ſondern von dem Arzte ganz bei Seite geführt, mit dem er ausführlich zu ſprechen ſchien. Als ſich Karl darauf zur Gräfin kehren wollte, hatte dieſe ſich wieder geſetzt, und redete weiter mit dem Markeſe, der neben ihr ſaß, und durch Karls Ankunft in ſeiner Unterhaltung war geſtört worden. Ein Bedienter präſentirte Karln Thee, nebſt einigem Zwieback, und nun ſtand unſer Held wider Erwarten einſam und allein in der Geſellſchaft da, mit der Theetaſſe in der Hand, weder von jener Senſation, auf die

man ihn vorbereitet hatte, etwas merkend, noch Amanden erblickend, nach welcher er ſehnſuchtsvoll umherſah. Er konnte ſeine Verdrießlichkeit nicht bemeiſtern, wie ſehr er ſie auch zu verbeißen ſuchte; ein wenig Zwieback kam ihm in den unrechten Hals, und in der Erſchütterung des Huſtens ließ er die feine Taſſe, noch halb voll Thee, aus der Hand fallen. Unglücklicherweiſe traf ſie die Lehne eines Stuhles, die ihr eine Seitenrichtung gab, ſo daß ſie häßlich klingend mit ihrem Inhalt in Fräulein Luiſens Schoß niederfiel, deren grünes Kleid alsbald große, dunkle Flecken zeigte. Ihr Geſchrei hätte die ganze Geſellſchaft herbeigezogen, wenn ſie nicht gleich im nächſten Augenblick, ſich zuſammenraffend mit kleinen Schritten nach dem Schloſſe gelaufen wäre, an der Kegelbahn vorbei, von wo ihr ein lautes Gelächter nachſchallte. Wie die Gräfin dies hörte, glaubte ſie die gute Sitte zu ſehr verletzt, und unterdrückte durch die große Ernſthaftigkeit, die ſie ſogleich annahm, die Luſt, die einige junge Fräulein leiſe zeigten, mit jenen in das Gelächter einzuſtimmen. Karl hatte ſich kaum von ſeinem hartnäckigen Huſten etwas erholt, wobei ihm alles Blut ins Geſicht geſtiegen war, als er die gemeſſene Unterhaltung fortgeſetzt, und nicht einmal Gelegenheit fand, eine ſchickliche Entſchuldigung anzubringen. Er ſtand mit einer andern Taſſe ſehr verlegen da, und innerlich unwohl, indem kein Menſch ſich um ihn zu bekümmern ſchien, außer Wilhelm Meiſter, der wie von tiefem Mitleid ergriffen, eine junge Dame, mit der er geſprochen hatte, verließ, und mit ſachten Tritten ſich an Karl heran machte. Dieſes Mitleid, das ihm ein Menſ[illegible] bezeigte, den er ſelber ſo ſehr bemitleidete, gab Karls guter Laune den letzten Stoß; von allen Seiten fühlte er ſich in die entſetzliche, kleinliche Zerknirſchung hineingeſchleudert, der er ſeit einiger Zeit immer vergebens durch gewaltſame Mittel zu entrinnen ſuchte. Auch erwählte er dieſesmal die Geduld, und hörte mit äußerer Gelaſſenheit die einfachen Bemerkungen an, die Wil-

helm sehr freundlich ihm mittheilte, und woraus man seine gesammte Geistessphäre erkennen konnte. Da der Markese den Namen Goethe nannte gegen die Gräfin, hörten beide, Karl und Wilhelm, unwillkürlich hin. Ich freue mich unendlich, sagte der Markese, diesen wunderbaren Mann endlich kennen zu lernen, und ihn zu fragen, aus welchem Grunde er meine Geschichte erfahren hat, für deren Niederschreibung ich ihm gar nicht so übel will, wie mein Freund Meister, der gar nicht lassen kann, bei aller Bewunderung, die er dem Dichter zollt, eine kleine Bitterkeit gegen ihn zu bewahren.

Und das mit Recht! fiel Wilhelm ein, ich habe gute Autoritäten dafür, wenn Sie auch mir mein eignes Urtheil nicht wollten gelten lassen. Wahrhaftig, wäre nicht der göttliche Schiller dort, den ich an mein Herz drücken will, ich ließe Sie allein nach Weimar reisen.

Ist das nicht seltsam, sagte darauf der Markese, indem er sich zu Karl wandte, daß Ihr Freund diesen Dichter bei weitem vorzieht, da er doch den unmittelbaren Einfluß von jenem auf seine ganze Bildung erfahren hat?

Ich gestehe, versetzte Karl, die Art, wie Sie, Meister, den Shakespeare lieben, ließ mich vermuthen, daß Sie die Ihnen in diesem zumeist zusagenden Elemente eher im Schiller, als im Goethe wiederfinden würden.

So ist es auch! schloß Wilhelm, indem er Karln die Hand drückte.

Diese Undankbarkeit, sagte die Gräfin freundlich, fällt mir sehr schwer Ihnen zu verzeihen.

Ist das denn nicht, rief der Markese, grade die Krankheit, woran ihre Litteratur darnieder liegt? Die allgemeine Undankbarkeit gegen jedes Talent? Die Vernachlässigung, die Unherzlichkeit, mit der Sie Ihre Schriftsteller behandeln? Da sehen Sie uns Italiäner, da sehen Sie die Franzosen an, wie wir jedem, auch dem kleinsten, Verdienste, das sich bei uns

findet, ſchmeicheln, wie wir alles zuſammenhalten und bewegen, nichts liegen laſſen, dagegen bei den Deutſchen ganze Litteraturen ſind, die von einander nichts wiſſen wollen, und die Schriftſteller mittlerer Gattung faſt gar nicht genannt werden.

Sie haben Recht, verſetzte Karl, wir halten unſern Reichthum gar nicht zu Rathe, ſondern laſſen ganze Provinzen ungenutzt liegen, wenn es darauf ankommt, uns mit unſern Nachbarn zu meſſen, ſchon durch den kleinen Theil, den jeder ins Feld führen mag, des Sieges hinlänglich gewiß. Eben ſo geht es auch mit unſerer Dankbarkeit, die wohl nicht laut und geſchreivoll iſt, nicht in Krönungen auf dem Kapitol oder in Akademien ſich offenbart, aber auf viel gründlichere Weiſe unſere tiefgehende, ernſte Innigkeit durch die That darthut, oder können Sie eine größere Belohnung ausdenken, die Goethe von den Deutſchen geſchehen ſollte, als die iſt, daß Werther ein ordentliches Volksbuch geworden, auf ſchlechtem Papier, mit Holzſchnitten verziert, gleich jenen Büchern von Oktavianus und Genoveva? und zugleich neben dieſen Huldigungen der Maſſe des deutſchen Volkes, werden demſelben Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtern, in ganz verſchiedenen Studien lebend und ganz verſchiedene Wiſſenſchaften bildend, die herrlichſten Werke zugeeignet, wie dieſes Steffens und Wolf gethan haben, auf eine Weiſe, die klar darthut, daß nicht äußere Verhältniſſe oder Würden, ſondern die glühende Einwirkung ſeines durchdringenden Geiſtes ſie dazu veranlaßten.

Während dieſes geſprochen wurde, war Striezelmeier, ganz in Schweiß und ermüdet vom Kegelaufſetzen herangekommen, hatte die Ohren geſpitzt, und mit freudigem Erſtaunen Karl entdeckt, den in ſeiner feurigen Rede zu unterbrechen, er ſich aber wohl hütete, vielmehr ſachte davonſchlich, in der Abſicht, Friedrich zu rufen, der ihm vorhin tröſtend verſprochen hatte, daß er ihn für die im Kamin erlittene Schmach rächen wolle.

Indem der Markeſe neugierig erwartete, auf ſeine Erkundigung von Karl zu erfahren, wer denn jene Männer eigentlich wären, von denen er zum erſtenmal hörte, und die Gräfin ſchon den Auftrag gab, aus der Bibliothek die Prachtausgabe des Wolfiſchen Homers zu holen, durch die freilich mehr Geſchens als Wolfs ausgezeichnete Verdienſte zunächſt vor Augen liegen, eröffnete ſich plötzlich eine neue Scene, die alles mit Entſetzen erfüllte, und der Anfang heftiger Stürme wurde, die wir jetzt erzählen wollen.

## Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

In einiger Entfernung hörte man plötzlich einen durchdringenden Schrei von einer Frauenſtimme. Alle richteten ihre Blicke nach der Gegend, aus welcher er herkam, und ſogleich ſah man Julien in höchſter Uebereilung herbeilaufen. Sie ſchien auf der Flucht vor irgend einem entſetzlichen Anblick, nach welchem ſie einigemal ſich ſcheu umſah, und dann jedesmal mit erneuter Anſtrengung aller Kräfte ihren Lauf beſchleunigte. Todtenbleich war ſie, und ihr Haar flatterte wild zerſtreut hinter ihr her; auch hemmte ſie nicht eher ihren Lauf, bis ſie die Geſellſchaft erreicht hatte, die ſie pfeilſchnell durchdrang, worauf ſie athemlos, zitternd, zu den Füßen der Gräfin niederſank, in deren Schoß ſie ihr Haupt verbarg, und hier blieb ſie, nach den heftigſten Zuckungen, die ihren ganzen Körper ergriffen, ohnmächtig in todtengleicher Erſtarrung liegen. Einige ſprangen hinzu, um der Unglücklichen Hülfe zu leiſten, andere eilten nach dem Gegenſtande hin, den ſie, wie es ſchien, geflohen hatte, und der indeß auch ſchon, ſie ſchnell verfolgend, ſich näherte. Bald

erkannte man in demſelben einen Mann, mit Feſſeln beladen, die er zerſprengt hatte und mit fürchterlichem Geraſſel hinter ſich herſchleppte. Drei Männer eilten ihm angeſtrengt nach, und riefen denen, die ihm entgegen kamen, zu, er ſei raſend und daß ſie ihn halten ſollten. Dieſe packten ihn daher, als ſie an ihn herankamen; doch nur mit der größten Mühe gelang es ihnen, den Wüthenden zu bändigen und feſt zu halten, bis auch jene drei herbeikamen und ihnen halfen. Als man ihm die Feſſeln von neuem befeſtigt und ſich ſeiner verſichert hatte, befragte Karl, denn er war es, der mit Jean Paul, dem Markeſe und einigen andern hierher geeilt war, die drei Wächter des Wahnſinnigen über dieſen Unglücklichen, in welchem er ſogleich jenen Jüngling erkannt hatte, der, wie ſchon früher erzählt worden, aus Liebe zu Julien ſeinen Verſtand verloren. Als der junge Menſch, ſo erzählten die Wächter, erfahren hatte, daß Fräulein Juliens Vermählung mit einem vornehmen jungen Edelmann bevorſtehe, ward ſein Uebel gleich ſo heftig, daß man gezwungen war, ihn unter ſtrenger Aufſicht zu halten; dennoch entſprang er einſt aus derſelben, eilte auf das Schloß, mißhandelte den Vater des Fräuleins, und würde ihn vielleicht umgebracht haben, wenn nicht herbeieilende Bediente ihn aus ſeinen Händen errettet hätten. Hierauf beſchloß der Gutsherr, den Jüngling nach dem hier in der Nähe gelegenen Irrenhauſe bringen zu laſſen, welches Geſchäft er uns anvertraute. Wir wußten nicht, daß Fräulein Julie ſich hier befinde, ſonſt würden wir dieſe Gegend, obgleich der nächſte Weg hier durch führt, vermieden haben. Als der Kranke mit uns durch den Park ging, erblickte er plötzlich, obgleich in großer Entfernung, das Fräulein, das in einer der Alleen allein ſpazieren ging. Sogleich gerieth er in die heftigſte Wuth, zerbrach mit übernatürlicher Stärke ſeine Ketten, und entſprang uns, die wir nicht darauf gefaßt waren, ehe wir im Stande waren, ihn zurückzuhalten. Er

rannte im ſchnellſten Laufe auf Fräulein Julie zu, indem er unaufhörlich ſchrie: Julie, Julie, meine Braut, mein ſüßes Leben, komm in meine Arme, ich komme, dich zu retten; das Fräulein aber entfloh eilig, da ſie ſein wildes Rufen und das Raſſeln ſeiner Ketten hörte. Während dieſer Erzählung hatte der Wahnſinnige, von ſeiner Anſtrengung erſchöpft, ſtumm und in ſich gekehrt da geſeſſen, jetzt aber ſchien die vorige Heftigkeit nach und nach wieder in ihm zu erwachen, die ſich gewöhnlich erſt in lauten leidenſchaftlichen Reden, dann in raſenden Bewegungen zu äußern pflegte. Julie, rief er aus, meine himmliſche Braut, o ihr Elenden, ihr habt mich um ſie betrogen: aber auch du Unglücklicher wirſt ihrer Liebe nicht genießen, denn du liebſt ſie nicht, wie ich. O ihr Reichen, ihr Vornehmen, ihr Adlichen! alles Süße auf Erden reißt ihr in euren mißgünſtigen Schlund hinab, und für niemand ſoll Freude ſein, als nur für euch. Doch Geduld nur, ſo fuhr er mit noch ſtärkerer Stimme fort, eure Stunde hat ſchon geſchlagen, ein fürchterliches Gewitter bricht über das Land herein, und ihr habt es herbeigezogen durch eure Thorheit, durch eure Eitelkeit, durch eure Eigenſucht, durch eure Feigheit; die Kriegsflamme wird eure Wohnungen verzehren; unglücklich ſind, die fallen in verlorner Schlacht, unglücklicher, die ſie überleben im Anblick ihrer Schande. Weh über euch Männer, denn ihr werdet dienen! Weh über euch Weiber, denn ihr werdet fallen! Heil euch, ihr Flammen, die ihr alles verzehren werdet! auch mich werdet ihr verzehren, und ich werde frohlocken im ſeligen Untergange. Seine Bewegungen wurden immer heftiger und drückten alle Ausſchweifungen des höchſten Entzückens aus, bis ſie endlich wieder in die wildeſte Raſerei übergingen, ſo daß ſeine Wächter hinzuſpringen, ihn halten, bändigen, züchtigen mußten, bis ſie ihn endlich ſchäumend noch und kochend vor Wuth hinwegführten.

Der Kopf eines Wahnſinnigen, ſagte Jean Paul,

kommt mir immer vor wie die Ruinen von Herkulanum und Pompeji; alles was er ſagt iſt wie Trümmer einer untergegangenen Vernunftwelt, woraus ſcharfſinnige Archäologen ſich den ehemaligen Zuſtand des Ganzen recht gut zuſammenſetzen können.

Sehr wahr, verſetzte Wilhelm Meiſter, übrigens glaube ich, daß wahrhaft Gebildete niemals in dieſen Zuſtand verſinken können, daher auch die meiſten Wahnſinnigen aus den untern Ständen ſind.

Aus demſelben Grunde, ſagte der Markeſe, iſt es auch höchſt thöricht, zu glauben, daß ſolche Krankheiten jemals geheilt werden können, denn um den Patienten zu heilen, müßte man ihn bilden, um ihn aber bilden zu können, müßte er zuvörderſt geſund ſein.

Die pſychiſche Heilkunde, ſagte Jean Paul, iſt auch einer von den vielen Steinen der Weiſen, womit unſere Literaturſtraße gepflaſtert iſt, und die einem jeden Augenblick zu Steinen des Anſtoßes werden.

Karl und ſeine Begleiter kehrten hierauf zu der Geſellſchaft zurück. Durch die Hülfe der Gräfin, Adolfs und der Uebrigen war Julie wieder aus ihrer Ohnmacht erwacht und erholte ſich nach und nach von dem gewaltſamen Eindruck des Schreckens in den Armen der Gräfin, der ſie die Urſache deſſelben erzählte. Karl trat hinzu und begrüßte ſie; ſie erwiederte ſeinen Gruß mit einer Art von Ueberraſchung, in der man das Mißfallen, das ihr ſeine Gegenwart verurſachte, nicht verkennen konnte, und ihre Verwunderung ſchien ſich zu vermehren, als Adolf ihr ſagte, daß dieſes der Fremde ſei, den der Markeſe ihnen zugeführt, und in dem er einen lieben Freund zu finden das Glück gehabt habe. Der peinliche Zuſtand Karls war durch dieſe Aufnahme Juliens auf den Gipfel getrieben; ſchweigend zog er ſich zurück zu Wilhelm Meiſter und dem Markeſe, und indem er den Wechſelgeſprächen, die dieſe mit Jean Paul hielten, und den

Reden, die ſie zuweilen auch an ihn richteten, durch oft am unrechten Orte eingeſtreute Verwunderungs- und Beifallszeichen mimiſch ſeine Aufmerkſamkeit bezeugte, waren ſeine Gedanken und Wünſche weit entfernt, und er ſann auf tauſend Mittel, ſich dieſen qualvollen verwünſchten Verhältniſſen zu entreißen. Auch die Uebrigen waren ſtumm und verſtimmt. Einige, beſonders Fräulein Luiſe, wollten verzweifeln, weil ſie nicht reden konnten und auf keine Frage befriedigende Antwort bekamen; andere weil ſie in ihrer Verſtimmung und Geſtörtheit lieber geſchwiegen hätten, und doch um des Anſtandes willen einiges reden und antworten zu müſſen glaubten. So war die Geſellſchaft in dem Zuſtande der höchſten Ungeſelligkeit und Geſpanntheit, als Friedrich, Ludwig und Striezelmeier hinzutraten. Ludwig hatte ſich früher ſchon aus der Geſellſchaft entfernt, um Friedrich von dem Tode Theodors zu unterrichten, und ſpäter hatte ihm Striezelmeier die Anweſenheit Karls gemeldet. Friedrich, in der höchſten Wuth durch dieſe ſchreckliche Nachricht, ſah mit zornigen Augen umher, und als er Karl erblickte, ging er raſch auf ihn zu. Wie, ſagte er, dicht vor ihn hintretend, Sie haben die Frechheit, ſich immer von neuem in eine Geſellſchaft, in eine Familie einzudrängen, deren Glieder Sie ohne Ausnahme beſchimpft, gekränkt und elend gemacht haben? Sie wollen die Schaam, die wir empfinden müſſen, Sie jemals gekannt zu haben, und den Schmerz, den Ihr niederträchtiges Betragen über uns alle gebracht hat, durch Ihre verhaßte Gegenwart jeden Augenblick erneuern? Hinaus aus dieſem Kreiſe, den Sie verunreinigen! Mit dieſen Worten packte er ihn, um ihn herauszureißen aus dem Kreiſe, und auch Karl, der anfangs zwar verwirrt war, wollte jetzt, ſeiner Wuth nicht mehr mächtig, über Friedrich herfallen; Wilhelm Meiſter aber, der Markeſe und Jean Paul, die zunächſt ſtanden, warfen ſich zwiſchen ſie, und Adolf, der auf einen Augenblick ſich entfernt hatte, kehrte, da er den

Lärmen hörte, eilig zurück, noch zeitig genug, um Friedrichs letzte Worte zu vernehmen und seinen Angriff auf Karl zu sehen. Gemach, Friedrich, sagte er, sich zwischen beide stellend, ich werde nicht zugeben, daß mein Freund, den ich selbst hier eingeführt habe, vor meinen Augen beleidigt werde; auch hast du in der Hitze die Gegenwart der Damen vermuthlich nicht beachtet. Wenn dein Zwist mit diesem meinen Freunde vermittelt werden kann, so will ich gern als Vermittler auftreten, kann er es aber nicht, so muß ich dich bitten, die Beendigung der Sache, aus Achtung, wenn auch nicht vor mir, doch vor den Damen bis morgen aufzuschieben.

Grade aus Achtung vor den Damen, erwiederte Friedrich rasch, will ich diesen Menschen wegschaffen, und ist er dein Freund, was ich bedaure, so wirst du mir erlauben, meine Rechenschaft darüber bis morgen aufzuschieben. Sogleich wandte er sich wieder mit neuer Wuth gegen Karl, indem er erklärte, er würde jetzt ohne Unterschied jeden als Feind behandeln, der ihn von jenem abzuhalten suchen werde; dennoch fuhren die Umstehenden fort, theils durch Worte, theils durch thätliches Widerstreben beide von einander abzuhalten, wobei sich besonders Wilhelm Meister eifrig bezeigte. Ich bitte Sie, junger Mann, sagte er zu Friedrich, folgen Sie nicht den Eingebungen Ihrer Leidenschaft; durch vielfache Erfahrungen habe ich gelernt, wie sehr man dies zu bereuen pflegt. Sowohl der Markese als ich kennen den Mann, den Sie mit so viel Hitze angreifen, genau genug, um zu wissen, daß er eine solche Behandlung nicht verdient, und Sie würden nicht nur uns, sondern die Gräfin selbst, die uns so freundschaftlich aufgenommen hat, beleidigen, wenn Sie Ihr heftiges Betragen gegen unsern Freund fortsetzen wollten. Mein Streit gegen jenen, erwiederte Friedrich, ist von der Art, daß ich Ihnen nicht gestatten kann, sich hinein zu mischen; und die freundschaftliche Aufnahme in die-

sem Hause berechtigt Sie nicht, einen Menschen mit hierher zu führen, dessen Verhältnisse gegen uns alle Ihnen unbekannt sind. Lassen Sie mich, fuhr er mit der größten Heftigkeit fort, als Wilhelm Meister nicht aufhörte, ihn bei den Armen fest zu halten, lassen Sie mich, wenn Sie nicht empfinden wollen, welche Folgen es hat, wenn man eine schlechte Sache allzuhartnäckig vertheidigt.

Dennoch ließ Wilhelm Meister nicht nach, ihn zurück zu halten, bis Friedrich, dessen Wuth durch die Hindernisse, die man ihm entgegensetzte, immer höher stieg, endlich seiner nicht mehr mächtig, dem lästigen Friedenstifter eine heftige Ohrfeige gab. Wilhelm Meister, der einen solchen Ausgang der Sache nicht für möglich gehalten hatte, stand wie eingewurzelt da, und glich in seiner regungslosen Betäubung denen, die das Haupt der Meduſa erblickt haben. Durch die Celebrität, die ihm Goethe gegeben, war er gewohnt, sich in ganz Deutschland mit einer Art von heiliger Verehrung betrachtet zu sehen, und durch das Unglück, das ihn jetzt so unerwartet betraf, fand er sich mit einenmale von seiner Höhe so tief herabgestürzt, daß alle seine Erfahrungen, alle Bildung, die ihm ein so interessantes Leben gegeben hatte, nicht hinreichte, ihm die mit einem Schlage verlorne Fassung wiederzugeben. Alle seine Seelenkräfte waren vernichtet, sein Wille gelähmt, und ein Kind hätte ihn leiten können, wohin es gewollt hätte, daher er auch ohne das mindeste Widerstreben dem Markese folgte. Dieser, der wohl einsah, daß bei der ganzen Sache sehr tiefgehende und verwickelte Verhältnisse zum Grunde liegen müßten, wünschte keinesweges durch seinen Reisegefährten sich darin verflochten zu sehen, und er hielt es daher für das Beste, sich mit demselben sogleich zu entfernen. Er ergriff Wilhelm Meister, der sich willig leiten ließ, beim Arm, führte ihn hinweg, ließ den Reisewagen anspannen, und entfernte sich in der größten Eile vom Schloß.

Die Damen waren natürlich gleich bei dem Ausbruche des Zwiſtes in das höchſte Schrecken gerathen, und Julie, noch erſchöpft von ihrer kurz vorher erlittenen Furcht, war aufs neue in Ohnmacht geſunken. Dies hatte die Aufmerkſamkeit der Gräfin und der übrigen Frauen von dem Fortgange des Streites abgelenkt, und alle hatten mit Hülfe der Bedienten Julien aufs Schloß gebracht, bei welcher ſie blieben, um ihr beizuſtehen. Jetzt da Julie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, kehrte die Gräfin nach der Kegelbahn zurück, um dem unangenehmen Vorfall ein Ende zu machen. Der Markeſe und Wilhelm Meiſter hatten ſich ſchon entfernt; Friedrich aber und Karl waren immer noch durch die angeſtrengten Kräfte Adolfs und der andern Anweſenden nur mit Mühe von einander abzuhalten. Die Gräfin ging ſogleich zu Friedrich heran. Wenn Sie einige Liebe für mich haben, Friedrich, ſagte ſie mit einem Blick, in den ſie alles Imponirende und alles Ueberredende ihres ganzen Weſens zuſammendrängte, ſo kommen Sie ſogleich mit mir. Dieſer Aufforderung konnte er nicht widerſtehen; ſie faßte ihn bei der Hand und führte ihn nach dem Schloſſe, indeß Karl von Adolf und den andern Männern nach ſeinem Pavillon zurückgeführt ward.

Das Gemüth der Gräfin war tief verwundet durch dieſe heftigen Auftritte. Sie, deren eigenſtes Weſen hoher Anſtand und feine Sitte war, ſie, die es gewohnt war, Ruhe, Heiterkeit, und ein höheres edleres Leben um ſich her zu verbreiten, deren bloße Gegenwart ſtets hinreichte, die wildeſten Männer zur Ruhe, die freieſten Weiber zu anſtändigem Betragen zu führen, die Ungeſchickten geſchickt zu machen, und den Gemeineren Adel zu geben; vor welcher, bei aller Freiheit, die ſie gab, nie eine Frechheit aufkommen konnte: ſie mußte jetzt, in einem Kreiſe, den ſie ſelbſt verſammelt hatte, in einer Geſellſchaft, die ſie in ihrem Hauſe bewirthen und erfreuen wollte, alle Achtung vor ihrer Ge-

genwart verletzt ſehen, durch die wildeſten, roheſten, unbändigſten Ausbrüche der Leidenſchaft. Sie ſagte kein Wort darüber, aber ihr Herz war tief gekränkt, und ſie verzweifelte faſt daran, die Freude wieder aufleben zu ſehen, die ſie für dieſe Tage beſonders in ihrem Hauſe zu feſſeln ſo herzlich gewünſcht hatte.

---

## Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Es war ſchon ganz dunkel geworden, und daher für Karl unmöglich, noch heute dieſen Aufenthalt zu verlaſſen, der ihm nicht ſo fürchterlich war, als beſchämend, weil er von allen Seiten ſich ſo milde behandelt ſah, während er durch ſeine unglückliche Gemüthsart faſt kein Verhältniß, das vor ihm ſich zeigte, ungetrübt ließ. Amanda's Krankheit, die er durch einige hingeſprochene Worte erfahren hatte, beunruhigte ihn am meiſten, und er fühlte, daß er nicht würde weggehen können; ohne ſie noch geſprochen, wenigſtens geſehen zu haben. Was hätte er jetzt nicht darum gegeben, eine treue Seele zu wiſſen, der er ſich anvertrauen könnte! Er dachte vielfältig nach, ob er Jean Paul oder Focks als Vertrauten zurücklaſſen ſollte, deren jeder durch ſeine Lage in Stand geſetzt war, einen heimlichen Briefwechſel zu beſorgen. Er ging ſo weit, die Goldſtücke abzuzählen, mit denen er ſeinen erſten Antrag an letzteren begleiten wollte. Hundertmal wünſchte er Warnern herbei, deſſen Rath und Hülfleiſtung er nie ſo ſchwer entbehrt hatte, als eben jetzt, indem er nicht nur der Einzige war, auf den er ganz bauen konnte, ſondern auch unter mehreren wegen ſeiner Treue und Geſchicklichkeit den Vorzug verdient hätte. Unter dieſen Ge-

danken fühlte Karl weniger das volle Gewicht ſeiner verwickelten Lage; weder Friedrich noch Sophie beunruhigten ihn in dem Maße wie ehemals, und Julie und Adolf gingen ſogar mit einiger Freundlichkeit an ſeiner Seele vorüber, die ihren wahren Strahl einzig auf Amanda richtete. Er ergriff von ungefähr, während er unruhig herumging, ein blaues Strumpfband, das er Amanda'n in jener Nacht abgebunden hatte, und dieſes in der Hand haltend, verfiel er bald in die ſüßeſten Träumereien, in den wunderbarſten Taumel. In ſpaniſchen Novellen kommt oft von einer wunderbaren Zauberei vor, die bald durch ein Wachsbild des geliebten Gegenſtandes, bald durch ein ihm angehöriges Kleidungsſtück denſelben zu bannen vermag, ſelbſt wider den Willen deſſelben. Dieſe ſchauderhaften Erzählungen, an denen man ſo ſehr geneigt iſt zu zweifeln, kamen jetzt in Karls Seele zurück, und inmitten dieſer Träume faßte ihn plötzlich der Gedanke, ob denn die geheimen Kräfte gänzlich untergegangen ſein ſollten, und nicht ein tiefergriffenes, ſehnſüchtiges Gemüth ſie wiedergewinnen könne, wenn zu glücklicher, den Geiſtern günſtiger Stunde ein ſolches Kleinod, wie er beſitze, inbrünſtig bearbeitet würde. Die innige Verbindung, in welcher das blaue Band mit dem lebendigen Leibe der Geliebten geweſen, ſchien auf daſſelbe einen Theil des Lebens herübergelockt zu haben, und das Blut, deſſen Wärme das Band gefühlt, konnte auch von dem Bande Eindrücke zurück empfangen, deren leiſe Regel der Phyſik auf immer entrückt, und dem feiner bewegten Kreiſe ſtiller Zauberei anheim gefallen ſei. Mit Küſſen und Thränen bedeckte Karl das fliſternde Band, von dem er ſolche Wirkungen, kaum geſtand er ſich's recht, zu hoffen wagte, und doch war ihm, als redete das Band mit Geiſterſtimme, als bewege es ſich in eigenmächtigen Schwingungen, die wie dumpfe Zeichen eines tiefen Lebens hervorbrachen. Er ſchauderte, und Furcht vor dem Unbegreiflichen ſprang kalt in allen ſeinen Adern,

bis er zuletzt, aus Entſetzen, daß ihm ſeine Geſpenſter zu mächtig wurden und ihn dem Wahnſinne nahe brachten, das Band mit wildem Lachen von ſich warf, und weinend ein Buch ergriff, das aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag. Er hatte noch nicht lange geleſen, als er glaubte, eine leiſe Stimme zu hören, die er zuerſt für eine Täuſchung ſeiner Einbildungskraft hielt, gegen die er Stand halten wollte, in der ſchrecklichſten Angſt, von wahnſinnigen Gebilden am Ende überwältigt zu werden. Um thätig zu ſein, und ſo die Empfänglichkeit der Sinne abzuſtumpfen, fing er an laut zu leſen, indem er von Zeit zu Zeit inne hielt, um zu lauſchen, ob er nichts vernähme, und dann freudiger fortfuhr zu leſen, aber mehr auf die Töne achtend, als auf den Sinn. Es war die Hiſtorie des Ritters Galmy von Pellegrin, worin er las, und achtlos ſprach er mit der lauteſten Stimme dieſe Verſe:

Was mag an meiner Thüre ſich regen?
Es klopft! da will ſich zuſammenreih'n
Der Schein, der Klang, mit des Herzens Schlägen. —
Herein!

Kaum war das letzte Wort von ſeinen Lippen, als die Thüre aufſprang, und Karl'n ein ſolches Entſetzen ergriff, daß er das Buch wegſchleudernd von ſeinem Platze wich, indem er zugleich ängſtlich nach dem Lichte griff, das der entſtandene Luftzug auszulöſchen drohte. Wie eingewurzelt blieb er ſtehen, als er Amanden erkannte, die hereintrat, in einem Zuſtande, dem ähnlich, der ſie ſchon einmal zu ihm geführt hatte. Weinend folgte ihr eine Kammerjungfer nach, die vergebens ſich bemüht hatte, ſie zurückzuhalten, und nun Karl um Beiſtand bat für ihre arme Gebieterin. Sie erzählte darauf, wie Amanda aufgeſtanden ſei, und ihr, die bei ihr wachte, auf ihr Befragen die Antwort gegeben habe, ſie wolle ihr Strumpfband holen, das ſie irgendwo zurück-

gelaſſen; und wie ſie dann mit groſſer Gewalt fortgegangen ſei, ihr nichts übrig laſſend, als bittend und weinend ihr nachzugehen; vor der Thüre habe ſie leiſe geſungen, dann aber geſchwiegen, als ſie ihn laut leſen gehört, bis er herein gerufen habe. Sie ſchloß mit der Bitte, ihr das Fräulein zurückführen zu helfen. Unterdeſſen hatte Amanda dem Geliebten tauſend ſüße Liebkoſungen gemacht, ihn zu dem Bette geführt, und ſaß neben ihm, den einen Arm um ſeinen Leib geſchlungen. Wie konnte Karl ſolchen Reizen widerſtehen! er lebte wie in lauter Zaubereien, und alle menſchlichen Rückſichten fielen ihm weg; die Gegenwart trug ihn auf magiſchen Flügeln, und im Innern fühlte er eine Herrſchermacht über die Naturkräfte, als hätten ſie ſeinem Willen gehorcht. Selbſt die Anweſenheit der Kammerjungfer konnte nicht ſeiner Leidenſchaft gebieten. Er hieß dieſe trotzig nach dem Schloſſe zurück gehen, und ſie verließ lautſchluchzend den Pavillon. Sie war nicht mehr weit vom Schloſſe entfernt, als ihr zwei Männer begegneten, die ſie, nachdem ſie ſich erſt umſonſt gefürchtet, für Adolf und Ludwig erkannte, deren Weg auf den Pavillon zu ging. Ohne Zögern erzählte ſie die Wanderung Amanda's, ohne jedoch Karls Betragen zu erwähnen. Adolf hatte ſich mit Ludwig aufgemacht, um noch in dieſer Nacht Karl in den Stand zu ſetzen, das Schloß zu verlaſſen, welches ſowohl ſeiner Sicherheit als auch der Verſtimmung wegen, die er den Andern erregte, nöthig ſchien. Adolf war nun überzeugt, daß Karl ſchuldig ſei, und werth des Haſſes und der Geringſchätzung, die ihm zu Theil wurden, denn nicht nur Friedrich, ſondern auch Julie, und beſonders Sophie hatten alles erzählt, was ſeinen Egoismus und ſeine gänzliche Gemüthloſigkeit gegen Andere, wie ſie es nannten, in's Licht ſetzen konnte; ja ſogar Striezelmeier hatte ſich mit gröſter Wuth gegen ihn losgelaſſen. Dennoch wollte er den, welchem er unbedingt Schutz verſprochen, jetzt nicht verlaſſen,

ſondern hielt ſich verpflichtet, auf alle Weiſe ihm beizuſtehen; daher er auch Friedrich nicht minder ſchalt, und ihm ſeinen aufkeimenden Haß unverholen zeigte, wobei leider auch einige harte Worte gegen Julien gefallen waren, die Friedrichs Parthei nahm. Er dachte Karl'n milde zu erklären, wie er allerdings durch die Verwickelung der Begebenheiten einen Feind in ihm erkenne, wobei freilich das Herz unſchuldig ſei; ſein Aufenthalt müſſe daher ihm ſelber zur Laſt ſein, und falls er Geld bedürfe, brauche er es nur zu ſagen, indem er ein Darlehn von ihm annehmen könne, ohne ſeine Ehre zu kränken. Zugleich ſollte Ludwig, ſobald er Karls Antwort vernommen, im Dorfe Pferde beſtellen. Sie gingen nun beide um ſo ſchneller auf den Pavillon zu. Sie traten ein, ohne gehört zu werden, trotz des Geräuſches, das ſie machten; nach einem flüchtigen Blicke, den er herumgehen ließ, wollte Adolf ſchon wieder hinausgehen, indem er niemanden geſehen hatte, und glaubte, Karl führe Amanden zurück, aber die Kammerjungfer zeigte jammernd nach dem Bette, und erblaſſend näherten ſich Adolf und Ludwig demſelben, deſſen Vorhänge ſich aufthaten, und ſie, während Karl herausſprang, das unglückliche Kind in großer Unordnung daliegend erblicken ließen. Adolf erhob Amanden langſam, indem er einen fürchterlichen Seitenblick auf Karl warf, innerlich aber vor Schmerz zu vergehen dachte. Ludwig aber, der einen Augenblick, wie erſtarrt, unbeweglich dageſtanden hatte, rannte plötzlich mit verwilderten Geberden hinaus, und ſtürzte ſich in einen tiefen Brunnen, der in der Nähe war. Die Kammerjungfer ſah ihn, Adolf hörte ihn in das tiefe Waſſer ſtürzen, und keine Rettung war möglich. Adolf mußte beide, die ſchlafende Amanda und die halbohnmächtige Kammerjungfer, führen; ſein um Hülfe Schreien war zu ſchwach, der Laut erſtarb ihm auf den Lippen. So ſchleppte er ſich und die Andern dem Schloſſe zu, um Amanda beſorgt, um Ludwig verzweifelnd, deſſen lange, tiefverſchloſſene, innige-

nährte Liebe zu jener erſt in ſeinem Tode ſich offenbarte, der ihm das einzige Mittel war, der Verzweiflung über die Entehrung ſeiner Geliebten zu entgehen. Amanda bewegte ſich nur langſam und wie gegen ihren Willen fort, und leiſtete Adolfs ſchwachen Kräften oft Widerſtand; im Schloſſe aber blieb alles ruhig, denn niemand hörte das Rufen.

Karl war indeß betäubt auf und ab gegangen, in einem Zuſtande, der ihn dem Selbſtmorde nahe brachte. Sein ganzes Leben mit all ſeinen Begebenheiten drang in ihn ein wie ein Meer mit tauſend Wellen, daß er vor Angſt glaubte vergehn zu müſſen. Er ſah wie jede Flucht ihn tiefer unter die Feinde führte, und alles, alles ihm zum Unheil wurde. Wie ein Felſen fiel das Gefühl auf ſeine Bruſt, daß er keinen Freund habe, keine Stütze, keinen Ruhepunkt, nicht einmal ein Talent, das ihn in ſeine Arme nähme, wenn das fremde Leben ihn dergeſtalt verſtieße. An Warner mußte er wieder ſehnſüchtig denken, der war ja der Einzige, auf den er die Hoffnung geſetzt hatte, daß er ihm ein geprüfter, inniger Freund ſein werde; denn für jetzt dünkte ihm gleichwohl die Bekanntſchaft noch zu neu, um ihn ganz zu beruhigen und zu befriedigen. Er war vielmehr gefaßt darauf, daß jeden Augenblick ſich etwas entdecken würde, was wie durch ein Verhängniß Warner zu ſeinem Feinde machen werde, ähnlich dem, was ihm den kaum gewonnenen Adolf entriſſen hatte. Wie überraſchte nicht in dieſem Augenblicke Warner unſern Helden, der ſich kaum erholen konnte, als jener hereintrat und ihm in die Arme fiel! Endlich, endlich, rief der Angekommene aus, iſt es mir gelungen, dich wieder zu treffen, nachdem ich lange vergebens dir nachgeſpürt! Keinen Ausweg habe ich unverſucht gelaſſen, überall bin ich herumgeſchlichen, um von dir etwas zu erfahren; immer fruchtlos, bis ich geſtern einen Bedienten hier vom Schloſſe in der nächſten Stadt, wo er etwas zu beſorgen hatte, ſorgfältig ausfragte. Seit ſieben Stunden ungefähr bin ich hier,

und habe alles ausgekundſchaftet, wie du wohnſt, und wie ich dich ſprechen könnte; glücklich, daß wir wieder beiſammen ſind! Aber ich bewundere deinen Muth, mitten unter unſern ärgſten Feinden zu verweilen. Zwar die bitterſten ſind dieſe Nacht abgereiſt, aber doch dieſe Nacht erſt, und du warſt lange genug unter ihnen.

Auch iſt es nicht friedlich abgelaufen, verſetzte Karl; die ſchrecklichſten Kämpfe ſind ausgebrochen, und mir iſt das Herz auseinander geriſſen. Jeden Augenblick kann der Tod als gerechte Rache dieſes Hauſes bei mir einkehren; d'rum fort, eilends fort, jetzt hab' ich wieder Muth zur Flucht, da ich dich geliebten Freund wieder zur Seite habe.

Er erzählte darauf in der Kürze die gehabten Vorfälle, ohne das letzte Abenteuer mit Amanda zu verſchweigen, und ſchloß damit, wie er jeden Augenblick Adolf's Rückkehr befürchten müſſe, vielleicht ſogar mit mehreren.

Das fürchte nur nicht, ſagte Warner, der findet im Schloß genug zu thun; denn ſo eben, ich war verſteckter Zeuge der Verabredung und Ausführung, iſt ſeine Braut Julie mit Friedrich und Sophien plötzlich weggefahren, zu Juliens Vater. Dieſe ſcheint von Adolf beleidigt auf eine Zeitlang ſich von ihm losſagen zu wollen, wobei zugleich Friedrich ihr ſehr nahe ſteht, und ihrem Stolze zur Stütze dient. Ich hörte ſchon die Gräfin nachforſchen, wer weggefahren ſei, und in dieſem Augenblick muß ſchon das ganze Haus in Bewegung ſein. Aber d'rum laß uns eilen und die Zeit der Verwirrung benutzen, um aus dieſen Irrſälen zu flüchten.

Karl gab Warner ſeine lederne Geldkatze, und empfahl ihm, aufs ſchleunigſte und um jeden Preis im Dorfe Pferde zu beſorgen, die ſie am Ende der Häuſer erwarteten; dann aber ihn ſelber, der indeß ſich ankleiden und fertig machen würde, im Stillen abzuholen. Warner nahm das Geld, umarmte ſeinen Freund auf's neue, und

entfernte ſich eilig. Karl zog ſich völlig an, zerriß einige Papiere, die er dort geſchrieben, und lud ſein ihm noch gebliebenes Piſtol ſorgfältig. Er war lange fertig; der Morgen graute ſchon; nur Warner zögerte noch zu kommen. Unruhig ging er auf und ab, öffnete das Fenſter, und ärgerte ſich, daß die Morgenvögel ſchon wach wurden; Warners Ausbleiben war ihm unbegreiflich. Nach einer Weile kam gar ein Gärtnermädchen gegangen, die in der Nähe des Brunnens, in welchen Ludwig ſich geſtürzt, ſchöne Blumen in reicher Fülle in einen Korb ſammelte, und dabei halblaut folgendes Lied ſang:

O Mädchen, ſprich, was ſucheſt du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich ſah der Blumen mancherlei
Die glänzen ſchön im Thau.

Doch geheſt du die Blümelein
Ja alleſammt vorbei;
So laß mich wiſſen, liebes Kind,
Was denn dein Suchen ſei?

„Ich ſuche wohl, und find' es nicht,
Ein Blümchen wunderſchön,
Ich ſucht' es ſchon im dunkeln Wald,
Im Thal, und auf den Höhn."

O ſag, wie heißt das Blümchen denn,
Das deiner Wünſche Ziel?
Wer weiß, ich zeig es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens ſinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie ſie's beſchrieb,
Da bin ich fortgerannt."

„Das Mädchen, das dies Blümchen fand,
Das preiſe doch ſein Glück,

Dies Blümchen ſchützt als Talisman
In Noth und Mißgeſchick."

O hör', mich dünkt, ich hab' es ſchon,
Da blühet roſenroth
Ein wunderbares Blümlein auf,
Das lindert Weh und Noth.

Es blühet freundlich jedem auf
Im Lebens-Frühlingsſchein.
Mag nicht das, was die Mutter meint,
Das Blümchen Liebe ſein?

„Das Blümchen Liebe iſt es nicht,
Das iſt mir wohlbekannt,
Nein, jen's iſt ſeltner, anders auch
Hat Mutter es genannt."

„Sie ſagt': es wähnte manche ſchon,
Daß ſie das Blümchen fand,
Doch war es ſtets das rechte nicht,
Und welkt' in ihrer Hand."

Da ſteht ein and'res Blümlein ſchön,
Das glänzt und ſtrahlt wie Gold,
Das nennen wir die Freundſchaft hier,
Das iſt auch Vielen hold.

„Ach nein, auch Freundſchaft iſt es nicht,
Auch das iſt mir bekannt.
Nein, jenes iſt viel ſeltner noch,
Wird anders auch genannt."

Da iſt noch eins, das Freude heißt,
Dies liebe Blümchen lacht,
Und duftet ſüß für Alt und Jung
In vieler Farben Pracht.

„Das heitre Blümchen kenn' ich wohl,
Es ſprießet immer neu! —

Doch halt! ich hab's, mein Blümchen heißt,
Es heißt die Männertreu."

Die Männertreu! ja, gutes Kind,
Du bist umsonst bemüht,
Die findest du wohl nimmermehr,
Die ist schon lang verblüht!

Die blühet gleich der Aloe
In hundert Jahr aufs neu,
Drum findet unter Hunderten
Kaum Eine Männertreu!

Die Sängerin hatte längst geendigt, und suchte immer noch emsig die besten Blumen, die sie abpflückte, und in den Korb that, während Karl vor Ungeduld außer sich immer noch vergebens nach Warner aussah. —

---

## Sieben und zwanzigstes Kapitel.

---

Die fortwährende Anstrengung, mit welcher Karl auf den Tritt seines rückkehrenden Freundes gehorcht hatte, oder auf das Getrappel von Pferdehufen, indem nun Warner vielleicht mit dem Wagen gleich bis an die nahe Landstraße kommen würde, um ihn aufzunehmen, hatte das Ohr des Wartenden für andere Eindrücke fast gänzlich verschlossen gehalten. Er war sich daher des Getöns einzelner im Walde gefallener Schüsse nur dumpf bewußt geworden, bis ihn deren Annäherung und Verdoppelung gewaltsam aufschreckte.

„Fröhliche Jagd! sagte er seufzend zu sich selbst. Die Waidleute ziehen zu Walde, die Mägdlein nach Blumen über die Wiese — nur ich! nur ich!"

„Er ſchaute mit dieſen Worten wieder nach der jungen Blumenpflückerin aus; ſie mußte ſich aber eilig entfernt haben, denn ſein über den Raſenplatz hinſtreifender Blick fand ſie nicht mehr; einige verſtreuete Blumen bezeichneten ihres eiligen Laufes Spur.

Indem er noch in halber Zerſtreuung darüber ſann, warum ſie wohl ſo plötzlich verſchwunden ſei, ſprengte ein Reiter wild aus dem Gebüſche hervor, etwa hundert Schritt von dem Gartenhauſe, und über die Wieſe hin nach dem Wäldchen, das ſich gegen die Landſtraße zog, — ein zweiter und dritter ihm nach. Karl erkannte preußiſche Dragoner in ihnen, ungewiß, ob er wache oder träume. Gleich hinterher kamen etwa ſechs bis acht andere Reiter in fremder Uniform. En avant! en avant! ſchrieen ſie. Rend toi, Prussien!

Chargez, Chasseurs! Ils sont à nous! ſchrie er abermals durch die Büſche, — ein Offizier jagte an der Spitze eines ganzen fremden Reitertrupps vor. — Alles toſte vorüber.

Ich bin krank, ſagte Karl zu ſich ſelbſt, und ſtrebte mit Anſtrengung aller Kraft, ſich an irgend einem äußern, bekannten Gegenſtande mit ſeinen Sinnen feſtzuhalten, um auf dieſe Art die phantaſtiſchen Erſcheinungen, welche, glaubte er, ſeinen Geiſt verwirrten, fortzuſcheuchen. Bald aber ward er ſich eben dadurch vollkommen der Wirklichkeit des Geſehenen bewußt, und hörte abermals Reiter von derſelben Seite herantraben. Es waren wieder preußiſche Dragoner. Unfern des Gartenhauſes machten ſie auf den Wink ihres Offiziers Halt, und dieſer ſagte zu ihnen: Wartet hier; ſie ſind uns tüchtig in die Falle gelaufen; ich will nur erſt ſehen, wo ſich's hinzieht; rühre ſich ja keiner ehe ich winke; ſie müſſen uns nicht gewahr werden, bis wir ihnen ſchon im Nacken ſitzen. Damit trabte er über die Wieſe vor, hielt, wo der Buſch ſich drehte, ſah um deſſen Wendung

dann wieder zurück, und schwenkte die Klinge hoch über den Kopf. Seine Dragoner prellten auf das Signal im raschen Galopp vorwärts; als sie gegen ihn herankamen, rief er: „Links schwenkt euch! marsch, marsch!“ und sie sprengten um die Buschecke ihm nach. Das wilde Rufen und Pferdegebraus jenseits zog sich immer mehr nach den Gränzen des Parks hin, und ward endlich still. Eine Trompete blies Appell von dort herüber.

Hochklopfenden Herzens war Karl bereits aus dem Gartenhause geeilt, und lief nun, sein Pistol in der Hand, nach der Gegend hin, wo der helle Trompetenklang noch immer wiederholt schmetterte. Er traf die Dragoner am Gehäge des Gartens, und ihren Offizier auf's eifrigste beschäftigt, die vom Verfolgen zurückkommende Mannschaft zu ordnen. Einen Theil derselben hatte er absitzen lassen, und postirte sie längs den Hecken und Gräben. Karl näherte sich einem Unteroffizier; und fragte: „Aber um's Himmelswillen, was giebts denn hier?“

Was soll's eben geben? kam die Antwort zurück; Krieg giebt's und die Schwerenoths-Franzosen. Wenn Er sich lange hier aufhält, wird Er gleich wieder ein paar blaue Bohnen zu hören kriegen, oder gar zu kosten, nachdem's fällt.“

Der Offizier, durch das Reden aufmerksam gemacht, wandte sich, und fragte Karl'n, ob er ein Gast dieses Schlosses sei? Auf dessen bejahende Antwort, rief er: So eilen Sie, die gütige Aufnahme thätig zu vergelten, indem Sie alle Bewohner des Hauses von Schmach und Unheil retten. Rufen Sie Adolf, er kennt mich, ich bin erst vor wenigen Tagen von hier abgereist; — er nannte Karl'n seinen Namen. — Adolf soll eilig zu Pferde und hierher; wenn es sein kann in Uniform; ich glaube, er trägt als Landstand eine. Aber schnell. Es gilt ihm für Braut und Schwester und vieles Theure sonst. Antworten Sie nur

nicht erſt; — laufen Sie doch. O Gott, Sie könnten ſchon dort ſein!"

Karl lief, ohne recht zu wiſſen, was er that, noch weniger, was er thun ſolle. Die Schrecken der vergangenen Nacht und dieſes Morgens drängten ſich in ſeinem verſtörten Gemüthe auf's wunderlichſte zuſammen. Amanda's Gefahr, Adolf's Zorn gegen ihn, ſeine eigene Schlechtigkeit in Verletzung des Gaſtrechts, und doch wieder die Nothwendigkeit, vor die verletzten Perſonen hinzutreten, wenn er irgend einen Theil ſeines Vergehens wieder gut machen wolle — das Alles beengte ihm die Bruſt ſo gewaltſam, daß er kaum vermochte, ſeinen ſchnellen Lauf fortzuſetzen. In der Hoffnung, Jemanden zu erblicken, der an ſeiner Statt Adolfen rufen könne, ſah er vorübereilend in alle Fenſter des Erdgeſchoſſes hinein, und erblickte auf dieſe Weiſe plötzlich durch eine Glasthüre Amanden in ihres Bruders Armen. Sie lag auf einem Ruhebette, die Hände krampfhaft um Adolf's Nacken geſchlungen, welcher todtenbleich auf die Ohnmächtige hinſtarrte. Man hatte ſie vermuthlich nicht weiter als bis in dieſes Gartenzimmer bringen können, und die Kammerjungfer war von Adolf nach Hülfe hinaufgeſchickt worden. Karl blieb vor der Thür ſtehen, theils durch die Erſchöpfung, theils durch die Ueberraſchung zum Reden unfähig.

Indem ſeufzte Adolf recht ſchmerzlich, und ſagte: Du wollteſt ja Amanden pflegen, Julie! Nun haſt du dich etwas weit von ihr gebettet.

Eine herrliche Nacht! Weit fort die Braut, die liebe Schweſter hier. O, du ſehr geliebte Schweſter! O, es iſt ja nun Alles aus!

Der Offizier goloppirte heran. Ins Teufels Namen, was machen Sie hier? ſchrie er auf Karl'n ein; wo iſt Adolf? Es iſt die höchſte Zeit; wo iſt Adolf? Karl zeigte durch die Glasthüre. Amanda hatte indeß vor dem Lärmen des Pferdes und dem lauten Rufen des Offiziers die Augen

erſchrocken in die Höhe geſchlagen, dann war ſie aber matt auf die Kiſſen zurückgeſunken, und Adolf, dadurch frei geworden, trat gegen die Thüre vor. Zu Pferd, rief ihm der Offizier entgegen. Zu Pferd, und in Uniform, damit meine Dragoner Sie kennen und Ihnen folgen!

Adolf ſahe ihn zweifelnd an.

Die Franzoſen haben die Armee umgangen, fuhr der Offizier eilig fort. Es geht auf das Magazin im nächſten Städtchen los, zu deſſen Deckung ich mit kommandirt bin. Hier muß ich den Paß halten; geht's nur eine halbe Stunde an, ſo krieg ich Soutien, und wir ſchmeißen ſie zurück. Hier oben halte ich ſie auf, aber ſie können uns vom See her umgehen, — dort müſſen Sie mit zehn Dragonern hin, — mehr brauchen Sie nicht; nur gleich Kahn und Gondel in den Grund gebohrt, und vor allem ſchnell! Ich kann hier nicht abkommen, Sie wiſſen Beſcheid in der Gegend, und haben Begriff vom Krieg. Zu Pferd! Es gilt für die Braut, junger Ritter!

Für die Braut! wiederholte Adolf mit dumpfem Ingrimm.

Für Schweſter, Ehre, alles! rief der Offizier.

Horch! Sie greifen ſchon wieder das Gartengeheg' an. Dort finden Sie mich, Adolf, Schnell!

Er warf ſein Pferd herum, geſtreckten Laufs nach der Gränze des Parks zurückjagend, während Adolf aus der Thür ſprang, bei Karl'n vorbei, den er nicht erkannte, und ihm vorübereilend zurief: Sorgt für meine Schweſter. Ruft die Kammerjungfer, die Gräfin! Ich muß fort.

Karl ſtand noch unentſchloſſen an der Thüre, als ſich Amanda in krampfhaften Zuckungen regte, welche ihr einen gefährlichen Fall vom Ruhebette herab drohten, und ihn auf dieſe Art faſt gewaltſam zu ihr hin beſchworen. Indem er auf ſie zueilte, und, ſie umfaſſend, ſeine Stelle neben ihr nahm, ward ſie wieder ſtill, nur daß ſie, wie vorhin um

Adolf's Nacken, jetzt um den seinigen die Hände krampfhaft zusammen schlug.

Habe dich nun, halte dich nun! murmelte sie, und sank wie in tiefen Schlaf, beruhigt, schien es, durch den Gedanken, daß sie fest halte, was ihr lieb sei. Karl, beinahe des Feindes Bedrohung und alles Unheil seiner eignen Lage in der süßen Nähe gänzlich vergessend, bog sich über das schöne, bleiche Antlitz hin, Worte des Trostes und der Liebe in des holden Mägdleins Ohr flüsternd. Sie aber schien nichts davon zu vernehmen, vielmehr in einer Welt der Träume und Gesänge zu leben, denn abgebrochene Zeilen aus Liebesliedern und Balladen quollen in unsäglicher Anmuth über die halbgeschlossenen Lippen. Oftmals kamen Stellen aus der spanischen Romanze vor, die sie an jenem Abende im Walde, wo Karl so unerwartet in den Wagen gerieth, ihm gegenüber gesungen hatte. Ablassend vom vergeblichen Einreden wollte er eben einen Kuß auf ihre Lippen drücken, als die Worte daraus hervor klangen:

Luft in Luft zerfloß der Schatten,
Ließ sein Lieb in Gottes Huth.

Karl schauderte zurück, wie vor dem Tode selbst; er wollte sich losmachen, Amandens Arme hielten ihn in gewaltiger, eiskalter Umstrickung fest, ja, zogen ihn dem sich plötzlich entstellenden Antlitz immer näher und näher zu.

Das Schießen klang indeß heftiger aus dem Park heran. Lebhaft sehnte sich Karl in dieses lustige Todesspiel hinein, wo es doch Gewinnste geben mußte, da er hier in des unrettbaren Todes Verschlingung einfror. Amanda sang:

Hast solches gewollt,
Hast solches gewonnen —
Die Erde, sie rollt,
Sanduhr ist verronnen.

Find' dich nun, find' dich nun drein.
Zwei ſind nun Eines, mein Bübelein.

Sich mit ängſtlicher Anſtrengung emporrichtend ſah Karl nach der Glasthür. Er fürchtete wahnſinnig zu werden und, vielleicht im unbewußten Grauſen, die ihn feſthaltende Amanda zu beſchädigen.

Die Scheiben der Thüre gingen auf den See. Er ſah den Kahn drüber hinſchwimmen, franzöſiſche Infanterie herausſteigen und ſich am Ufer ordnen. O, Adolf, ſchrie er nun laut, Adolf, du kamſt ja zu ſpät!

Amanda hielt ihm den Mund zu, ohne mit der andern Hand ſeinen Nacken loszulaſſen, und ſang:

Schlafen wollteſt, du Liebchen mein,
Schlafen mit mir im Mondenſchein.
Schliefen auch beide gar ſacht,
Beide vom Flieder bedacht, —
Heimchen ſang drein —
Nun liegen wir unter dem Grabesſtein.
Schlafe, — ſumm! ſumm! —
Schlafe, — ſei ſtumm —
Schlafe, mein Liebchen, ſchlaf ein!

Ihr kalter Mund berührte ſeine Wangen. Er konnte ſich nicht regen, und nur das immer zunehmende Getümmel im Garten rettete ihn vor der Tollheit.

Auf dem Gange aus dem Hauſe vernahm er Tritte. Gottlob, da kommen Menſchen, dachte er bei ſich ſelbſt, ohne es mehr laut ſagen zu können, als eben die Gräfin vor ihn und Amanden hintrat. Sie ſchoß einen ſcharfen Blick auf die Beiden, und ſagte: Es ſtürzt ja alles Edle zuſammen. Adolf wird auch wohl ſchon todt ſein, nach dem, was er mir hat ſagen laſſen, und was ich dort vom See heranſtürmen ſehe. Sind Sie noch ein Mann von halber Ehre, ſo retten Sie mindeſtens Amanden vor den Mißhandlungen des Feindes.

Sie hatte indeſſen mit vieler Beſonnenheit die Hände der Ohnmächtigen von Karls Nacken losgemacht, und rief ihm ins Ohr: Schnell nun die hölzerne Thür vor die Glasſcheiben, und den Riegel davor. Bediente gibt's in ſolchen Stunden nicht.

Karl that nach ihrem Gebot, und ſah, indem er die Thüren verſchloß, Franzoſen von allen Seiten auf dieſe Stelle heraneilen. Kaum auch war ſein Geſchäft vollendet, ſo donnerten Flintenkolben gegen die Breter, und ſchrie es von draußen: Ouvrez! Au nom du diable, ouvrez, coquins!

Helfen Sie mir Amanden hinauftragen, flüſterte die Gräfin; ich kann ſie nicht allein heben. Karl aber gegen die ſchon wankende Thüre geſtemmt, widerlegte durch ſeine Stellung ſelbſt die Möglichkeit jeder andern Hülfsleiſtung. Draußen fluchten die Franzoſen immer wilder, ſchlugen immer gewaltiger gegen die leichte Thüre, die Gräfin rang in ſtummer Angſt die Hände, es ſchon aufgebend, Amanden mit ſich fortzubringen, ſo daß Karl von Wuth und Verzweiflung gedrängt, ſein Piſtol durch die verſchloſſene Thüre hinaus abfeuerte. Im ſelben Augenblicke fielen drei bis vier Schüſſe herein, von deren einem Karl eine ſchmerzliche Verletzung an der Schulter empfand, während die Wuth der einbrechenden Krieger Breter und Scheiben zugleich zertrümmerte, daß Alles mit einemmale über den Fallenden hinſtürzte, ihn aber auch zugleich den Augen der Ergrimmten entzog. Qui a tiré? Sacré nom d'un Dieu! Qui a tiré? ſcholl es durch das Gemach, welches urplötzlich von vielen ſchmuzigen, häßlich bärtigen Geſtalten angefüllt war. Die Gräfin ſtand gefaßt und beſonnen unter ihnen, ſo daß ſie Amanden durch ihre Stellung vor den Augen der Mehreſten verdeckte. Sowohl durch die außerordentliche Höhe ihrer Geſtalt, als auch durch deren regelmäßige Schönheit und durch die edle Sicherheit ihres Betragens erſchien ſie zwiſchen dem Gewirr von kleinen, ſeltſam verzerrten Figuren um ſie her wie eine Göttin, die

unter das abgefallene Menſchengeſchlecht getreten iſt, es an ſeine urſprüngliche Herrlichkeit und gegenwärtige Erniedrigung zu mahnen, vermittelſt des ſchneidenden Gegenſatzes auch die Unbändigſten beſchämend. Es gelang ihr auch etwas Aehnliches, ſo weit ihre Stimme reichte, und ihre Geſtalt ſichtbar ward. Das unerwartete Aufleuchten einer ſolchen Sonne blendete, für Augenblicke mindeſtens, die Sinne der Ueberraſchten: was hingegen weiter zurückſtand oder die Augen gleich anfänglich auf das reiche Geräth des Gartenzimmers geworfen hatte, tobte in Geldgier und Zorn unaufhaltſam fort, die Kameraden weiter vorandrängend, daher der Gräfin und Amandens Lage mit jedem Augenblicke bedenklicher ward. Einige rohe Gutmüthige unter dem Haufen beſſerten nichts; vielmehr betäubten ſie mit ihren ungeſtümen Rathſchlägen das Ohr und den Sinn der Gräfin, wodurch ſie verhindert ward, manches Paſſende zu ſagen oder zu thun. In dieſer beſorglichen Kriſis theilte ſich plötzlich das wilde Kriegsvolk, um einem jungen Offizier Platz zu machen, der mit edlem Anſtande vor die Gräfin hintrat, und ihr einige Worte des Troſtes zuſprach; ſodann aber ſich gleich wieder zu den Soldaten wandte, und ſie mit ernſten Worten hinaus und an ihren Poſten trieb, nachdem er Vieren oder Fünfen davon als Schutzwachten die Sicherung des Schloſſes anbefohlen hatte. In wenigen Minuten war Alles ſtill. Der Offizier, welcher ſich auf Befragen der Gräfin Ponſard nannte, hatte bereits den blutenden Karl aufgerichtet, deſſen Wunde ohne Bedeutung zu ſein ſchien, und war nun beſchäftigt, mit Hülfe der Gräfin Amanden in eines der obern Zimmer zu tragen. Dieſe blieb in ihrer Ohnmacht ſtill und regungslos, gleich wenig von Gefahr als Rettung empfunden habend, einer Braut des Todes vergleichbar, die der verliebte Bräutigam mit ſeinen bleichen Schleiern vor aller Störung decke und behüte. Karl folgte den Tragenden ſchweigend nach. Sie hatten kaum das gewählte Zimmer erreicht, als ein er-

neuter Tumult auf der andern Seite des Schloſſes ausbrach. Mein Gott, rief die Gräfin, dort wohnt Fräulein Luiſe! O retten Sie!

Ponſard wollte gleich hinaus, wandte ſich aber an der Schwelle, und ſagte: Ich darf Sie nicht ohne Sauvegarde laſſen.

Dann eilte er ans Fenſter, und indem er nach einigem Umherblicken einen andern Offizier gewahr ward, rief er ihm hinunter: Bribes! Rette! Dort auf jener Seite des Schloſſes! Der Angerufene flog blitzſchnell fort, und Ponſard verſicherte die Gräfin, ſie könne außer Sorgen ſein; Bribes, ſein Kamerad, werde Alles thun, was einem Manne von Muth und Ehre gezieme. Wirklich hörte man auch bald darauf durch den Vorſaal Fräulein Luiſens Stimme, die ſich im Herankommen ſehr angelegentlich mit ihrem Schützer und Begleiter unterhielt, und nun an deſſen Arm in das Zimmer trat. Er drückte in ſeiner ganzen Erſcheinung den kräftigen, etwas wilden Südländer aus. In ſeinem ſchönen Geſicht flammten zwei ganz ſpaniſche Augen, welche ſein Vaterland, hart an der ſpaniſchen Grenze, nicht verläugnen konnten. Er grüßte die Gräfin gutmüthig, aber obenhin, und ſtach überhaupt in ſeinem ganzen Weſen ſeltſam gegen den feinen, gewandten Ponſard ab. Fräulein Luiſe ſprang auf die Gräfin los, die ſich um Amanden beſchäftigte, und erzählte ihr mit vielen Worten ihre Rettung durch Bribes Dazwiſchenkunft, eben in dem Augenblick, wo ſie, von mehrern Voltigeurs umgeben, in der äußerſten Gefahr geweſen ſei. Sie rühmte den Muth und die Sittlichkeit ihres Retters auf das lebhafteſte, und verſicherte dabei ſo wiederholt und mit ſo feierlichen Betheurungen, er ſei noch eben zur rechten Zeit gekommen, daß Karl und die beiden franzöſiſchen Offiziere beinah auf die Vermuthung des Gegentheils geriethen. Um ein Lächeln darüber auf ſeines Kameraden Antlitz nicht zum Lachen werden zu laſſen, trat Ponſard mit einer

Frage nach Bribes Verwundung dazwiſchen. Es hat nichts zu bedeuten, ſagte dieſer. Siehſt du? hier. Er nahm den Hut ab, und ſchlug das Haar von der Stirne zurück, wo man noch immer vorquellendes Blut durch ein umgebundenes Tuch wahrnahm. Lebte nur der brave Dragoneroffizier noch, der mich dahin traf! ſagte er. Die Sauvegarden ſollen ihn ſuchen. Er muß noch wo im Garten liegen.

Haſt du Sauvegarden vor die Thür geſtellt? fragte Ponſard, und fuhr auf Bribes bejahende Antwort fort: So wollen wir den braven Preußen lieber ſelbſt ſuchen. Die Damen werden ohnehin nach dem überſtandenen Schrecken gern allein ſein.

Die Offiziere empfahlen ſich, und gingen, wobei ſich ihnen Karl zum Begleiter aufdrang, theils aus wirklicher Theilnahme an dem Dragoneroffizier, theils um der entſetzlichen Angſt willen, mit welcher er der Gräfin und Amanden gegenüber ſtand. Ponſard erinnerte ihn, ſeiner Streifwunde zu achten, aber Karl verſicherte, nicht davon behindert zu ſein, wie er ſich denn auch in der That körperlich wohl und kräftig fühlte. Vor dem Schloſſe gab Bribes einem lang verhehlten Gelächter über Fräulein Luiſen vollen Raum. Er konnte ſich gar nicht über ihre Betheurungen, ihre Ziererei und auch über ihr Aeußeres zufrieden geben. **Il paraît, ſagte er unter anderm, qu'on lui a fait la bouche d'un coup de sabre!**

**Il est vrai**, ſetzte der mildernde Ponſard hinzu, **il faut convenir, qu'elle a la bouche brusquement fendue.** Karl hörte wenig oder gar nicht auf ihr Geſpräch, nur bemüht, einen günſtigen Augenblick zur Frage nach Adolf zu finden. Daß die Gräfin theils aus tiefer, vorahnender Reſignation, theils auch wohl aus Scheu, das Furchtbarſte aus einem fremden Munde zu vernehmen, ſo lange über das Schickſal des jungen Mannes geſchwiegen habe, leuchtete ihm ein, und er benutzte nun die erſte Pauſe des Geſprächs, um ſich

durch eine Frage an Ponſard aus der ängſtlichen Ungewißheit zu ziehen. Indem er noch Adolfs Geſtalt und vermuthliche Tracht beſchrieb, ſahe ihn bereits Ponſard ſehr traurig und theilnehmend an. Karl ſtockte darüber, und Ponſard ſagte: Rufen Sie Ihre ganze Kraft zuſammen, junger Mann, wenn der, den Sie beſchreiben, Ihr Freund war. Gott weiß, wie gern ich Ihnen beſſere Nachrichten gäbe, aber langes Harren iſt bitterer Tod. Als wir über den See vordrangen, ſah ich ihn am Ufer liegen. Eine Kugel war ihm durch das Herz gefahren, und die jugendliche, bildſchöne Geſtalt ruhte lang ausgeſtreckt, ſtill, ſchmerzlos auf dem Raſen.

Unter dieſen Reden hatten ſie ſich der Gegend genähert, wo der See durch eine Wendung den ſchmalen Paß nach dem Garten her erweiterte. Man nahm an den zerknickten Büſchen, an dem zerſtampften Raſen die Spuren des Gefechtes noch wahr, und Bribes ſagte: Hier herum muß es geweſen ſein. Hier formirte ich meine Voltigeurs, und hier brach der wackere Dragoner wie alle Teufel auf mich ein. Wartet! das iſt der Strauch, hinter den ich mich bücken mußte, als mir von ſeinem Hiebe der Kopf zu ſchwindeln begann, und hier etwa muß ihm Dûblanc das Bajonet in die Seite gerannt haben, daß er von ſeinem ſchönen Engländer herunter taumelte.

Es regte ſich zwiſchen einigen Thränenweiden am Ufer des Gewäſſers, und als man darauf zuging, ward man des Offiziers gewahr, der bleich und blutig unter den Zweigen lag. Ein ſehr großer Dragoner, nicht fern von ihm hingeſtreckt, richtete ſich bei dem Geräuſch der Kommenden in die Höhe, und ſagte mit verwilderter Miene, die Bläſſe des Todes bereits auf dem halb abgeſtorbenen Geſicht: Aufgeſeſſen, Herr Lieutenant! die Franzoſen kommen.

Es geht nicht mehr, mein braver Kraft, antwortete der Offizier mit ſchmerzlichem Lächeln, und indem er ſich zu den herantretenden Franzoſen wandte, reichte er ihnen ſeinen

Degen, den er bis dahin noch immer feſt in der Hand gehalten hatte, mit den Worten hin: Ich bin Ihr Gefangener, Kameraden.

Ich will den Degen wohl tragen, entgegnete Bribes gutmüthig, bis wir nach dem Schloß kommen, aber er bleibt Ihr eigen. So braven Gefangenen, als Sie einer ſind, nimmt man die Waffen nicht ab.

Mein wackerer Dragoner dort iſt wohl ſchon todt? fragte der Preuße.

Ponſard ſah hin, und fand es alſo; worauf beide Offiziere den Verwundeten mit vieler Sorgfalt auf ihre Arme zu laden bemüht waren. Karl bewies ſich dabei hülfreich, ſoweit ſeine Wunde es verſtattete.

Ich danke, ich danke, ſagte der Preuße wiederholt, und möcht' es vergelten können.

Wer weiß, wie bald, entgegnete Ponſard. Hören Sie das Geſchieß? Unſre Landsleute ſind aneinander, und Sie, mein lieber Kamerad, haben ſich als ein zu guter Soldat bewieſen, um nicht zu wiſſen, daß der eigentliche Erfolg unſerer Umgehung erſt durch die Schlacht beſtimmt wird, die man dort drunten liefert.

In der That vernahm Karl, durch Ponſards Aeußerung aufmerkſam gemacht, was er früher in dem nähern Getümmel überhört hatte: gewaltſames Krachen des Geſchützes den fernen Horizont entlang. Der verwundete Preuße bemerkte, wie Karl neben ihm herging, und ſagte, ihn wieder erkennend: Ihre heutige Langſamkeit kam wohl von einer Unglücksahnung her. Wäre ich Ihnen nur nicht nachgeritten! Adolf iſt nun todt, und wir ſind dennoch erlegen. Ich würde mich ſchelten, ja verwünſchen, hätte ich etwas andres von ihm verlangt, als was ihm ſeines Standes wegen geziemte, und ſeiner Sinnesart wegen noch mehr.

Ponſards und Bribes höfliche Aeußerungen, der Achtung für ihren tapfern Gegner voll, unterbrachen dieſe Mit-

theilungen. Indem man in das Schloß trat, ließ ſich der preußiſche Offizier von den Schultern ſeiner edlen Widerſacher herabſenken, und ſchlich, auf ſie geſtützt, nach ſeinem ehemaligen Zimmer. Ihr Weg führte ſie an den Gemächern der Gräfin vorbei, welche, durch das heimliche Reden aufmerkſam gemacht, heraustrat. Der preußiſche Offizier ſagte in der Beſtürzung über ihren unvermutheten Anblick zu Karl: Mein Gott, weiß ſie ſchon?

Ja, ich weiß ſchon, antwortete die Gräfin, mit gefaßter Stimme, aber weinenden Auges. Man hat mir Adolfs Leichnam ſo eben herein gebracht.

Damit wandte ſie ſich von den Vorübergehenden ab, und riegelte die Thür hinter ſich zu.

---

## Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Tage der Unruhe waren dem Schloſſe vorübergezogen, da Ponſard und Bribes bei ihrem Abmarſche einige zuverläſſige Leute als Sauvegarden dort gelaſſen hatten, welche jeder bedrohenden Unordnung durch ihr muthiges und geſetztes Betragen abzuhelfen wußten. Der ganze Wohnort hatte ein faſt klöſterliches Anſehen gewonnen. Auf dem einen Flügel wohnte die Gräfin nebſt Fräulein Luiſen bei der kranken Amanda, deren Zuſtand auch das leiſeſte Geräuſch verbot; gegenüber ganz von dieſem abgeſondert, befanden ſich die beiden Verwundeten, Karl und der Dragoneroffizier, in der Pflege eines alten Hausverwalters, und unter der Aufſicht eines Wundarztes, welcher beinah täglich aus dem benachbarten Städtchen herüber kam. Die Bedienten im Schloſſe waren theils ausſchließlich um die Damen beſchäftigt, theils hatte

ſie der unvorhergeſehene Schlag eines ausbrechenden Unwetters verſcheucht. Auf die letztere Weiſe war es auch mit Jean Paul und anderen Fremden ergangen; ja ſelbſt Focks, ob er gleich eigentlich an das Haus geknüpft war, hatte ſich verloren.

Karl fühlte ſich in dieſen Mauern unendlich beengt, und wäre aus ganzer Seele gern viele Meilen weit hinweg geweſen, wenn es ihm der Zuſtand ſeiner Wunde verſtattet hätte. Durch die anfängliche Vernachläſſigung derſelben, wie auch durch die Erhitzung und die Gemüthsbewegungen, denen er ſich hingegeben hatte, war ſie bis auf einen bedeutenden Grad verſchlimmert, obgleich ſein Zuſtand bei weitem nicht ſo bedenklich ausſah, als der des preußiſchen Offiziers, deſſen Bajonetwunde dem Wundarzte viel zu ſchaffen machte. Dennoch blieb Hoffnung zur Geneſung, des ſtarken, ungeſchwächten Körperbaues halber, und vorzüglich der freudigen Seelenkraft wegen, welche den jungen Mann aufrecht erhielt.

Des Krieges Woge ſteigt und fällt, pflegte er wohl gegen Karln zu äußern, und ein wackerer Schwimmer hält eben dann den Kopf am höchſten, wenn ihn der Sturm am wildeſten gegen die Tiefe ſchleudert.

Zwar hatte er auf ſein Befragen von Ponſard erfahren, daß die Schlacht für Preußen verloren ſei, aber er meinte, man gewinne wohl eine andere wieder, und entwarf in einem fort Pläne zur Vertheidigung, wie zum Entſatz der Feſtungen, und ſprach von den dadurch wieder beginnenden Offenſivbewegungen. Nur das ſtörte ihn öfters auf eine ſchmerzliche Weiſe, daß er ſich genöthigt ſah, in dem Hauſe einer Dame zu verweilen, von der er wohl fühlte, daß ſie ihn als die ſchuldige Veranlaſſung zu eines theuern Jünglings Untergange betrachte, ſo wenig er ſich ſelbſt auch darüber zu tadeln vermochte, indem er gänzlich ſeiner und Adolfs Sinnesart gemäß verfahren war. Er blieb daher beſtändig gefaßt

und ſicher, während ſich Karl unaufhörlich in ſeinem Innern abarbeitete. Dieſen ängſtete vorzüglich eine lebhafte Sehnſucht nach Amandens Anblick, der er ſich ſo nahe wußte, ohne ſie erreichen zu können. In dem allerzauberiſchſten Farbenglanze, womit Liebe und Wehmuth eine Geſtalt zu bekleiden vermögen, trat die ihrige vor ſeinen zerrütteten Geiſt, ein heißes, inbrünſtiges Wünſchen in ſeinem Innern entzündend, das mit dem Morgenroth erwachte, und ihn erſt ſpät nach Mitternacht in einen traumvollen Schlaf ſinken ließ, woraus er oftmals mit unnennbarem Entſetzen aufſchreckte. In ſeinen Träumen nämlich ward ihm das Verlangen nach Amandas Erſcheinung gewöhnlich auf eine gräßliche Weiſe erfüllt. Er ſahe ſie alsdann, wie ſie durch ſeine Thüre hereinkam, nachtwandelnde Leiche, im Grabhemde, die Augen hohl, das Geſicht wunderlich verzerrt. Lange, lange Arme breitete ſie nach ihm aus, und verſuchte zu ſingen, aber es ward nur ein Schwirren und Pfeifen.

Dann pflegte ſie nach ihren Haaren zu faſſen, als wollte ſie ihm welche zum Andenken geben, aber alle, die ſie aus dem Kopftuche hervorzog, waren grau und erſtorben. Sie fielen von ſelber ab, durch eine grabdunſtige Zugluft gegen Karls Antlitz geweht.

Oftmals, wenn er aus ſolchen Geſichten ſchon ganz wieder zur Beſonnenheit gekommen war, konnte er ſich doch nicht der Furcht erwehren, Amandas Leiche ſtehe vor der Thüre, und hebe ſchon den langen, weißen Finger zum Klopfen auf; er ſelbſt aber werde es nicht laſſen können, wie in jener Nacht Herein! zu rufen; oder der Offizier werde es im Schlafe thun, und dann nicht mehr zu erwecken ſein, ihn mit dem grauſen Geſpenſte allein laſſend.

Jedesmal aber, ſobald ſich die Morgenwolken rötheten, gewann Amandas Bild den gewohnten Liebreiz wieder, und er gedachte alsdann nur der Erſcheinungen der Nacht, in der Angſt, ſie möchten auf ihren Tod gedeutet haben, und ſie

liege vielleicht ſchon im Sarge. Der alte Hausverwalter, welchem ſeine und des Offiziers Wartung übertragen war, hörte ſchwer, und beantwortete die zehnte Frage kaum, auch kam er gar nicht nach dem Flügel hinüber, welchen die Damen bewohnten; durch den Wundarzt war eben ſo wenig zu erfragen, da er, bei einem Lazareth im Städtchen ſehr beſchäftigt, nie auf längere Zeit ins Schloß kam, als der Verband beider Verwundeten unumgänglich erforderte. Das feierliche Geläut vom nahen Kirchthurm hatte Karln ſchon einigemal entſetzlich erſchreckt, der Alte aber behauptete, es ſei für Adolf.

Eines Tages trat ein Bedienter, welcher im andern Flügel aufwartete, in's Zimmer. Karl fuhr hoch in die Höhe, es war aber nichts, als daß ein Freund und Kamerad des Offiziers deſſen Anweſenheit auf dem Schloſſe erfahren, und einen Brief für ihn an die Gräfin adreſſirt hatte, den der Bediente mit einigen höflichen Worten übergab, und ſich gleich darauf wieder entfernte. Der Offizier las eifrig, plötzlich ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, und ſein ganzes Weſen verwandelte ſich ſichtbar. Als er zu Ende geleſen hatte, warf er das Blatt Karln zu, mit den Worten: Da! die Feſtungen ſind gefallen, die Korps ſind gefangen; es iſt aus.

Und hiermit legte er ſich langſam in ſeine Kiſſen zurück.

Karl las die unglücklichen Nachrichten wie Einer, deſſen ganzes Gefühl von drückendem perſönlichen Unheil befangen iſt, und dem der Fall des Ganzen nur als eine untergeordnete Zugabe erſcheint. Der edle Preuße aber blieb von dieſem Augenblick an durchaus verändert. Nicht, daß er ſich in Klagen oder Verwünſchungen ergoſſen hätte; er war ganz ſtill und ſchrieb viel, oftmals ganze Nächte hindurch. Wenn ihn der Wundarzt darüber ſchalt, lächelte er ihn mit einem ſeltſamen Blicke an, als habe er etwas ganz Fremdes und nicht hierher Gehöriges geſagt. Karls nächtliche Schrecken

wurden hierdurch vermindert; denn meistens, wenn er aus Träumen auffuhr, sah er seinen Gefährten wach und schreibend, jedoch so vertieft darin, daß er Karls Anreden höchst selten beantwortete.

In einer Nacht, es ging schon gegen den Morgen, hörte Karl den Offizier reden, oder vielmehr vor sich hin murmeln, so daß sich wahrnehmen ließ, es geschehe im Traume. Plötzlich aber ward dessen Stimme lauter, und er rief mit großer, gewaltsamer Anstrengung all seiner Kräfte: Drauf, drauf, wer ein braver Preuße ist! Wir haben's gleich!

In demselben Augenblick erwachend, starrte er sehr verwundert umher, und sagte endlich ganz heitern Antlitzes: So? Haben wir's? Ja, ja, es wird nun freilich ganz nahe dran sein.

Darauf richtete er sich empor, machte das Nachtlicht heller brennen, und begann an einem schon halb beschriebenen Blatte weiter zu schreiben. Karl konnte nicht mehr von ihm wegsehen. Es war, als verklärte sich seine Bildung, vorzüglich glänzten die Augen von einem recht himmlischen Feuer, welches den übrigen Leib zu fliehen und ihn seiner Ermattung zu überlassen schien, um sich desto heiterer und göttlicher aus den beiden Sonnen seines Antlitzes zu offenbaren. Er setzte die Feder ab, faßte nach seinem Verbande, als wolle er die Brust mit inbrünstiger Sehnsucht und voll Liebe zu dem eignen edlen Blute aufreißen, dann lag er mit einemmale starr und leblos da. Karl half sich mühsam aus dem Bette, schon überzeugt, daß der tapfre Geist entflohen sei und auch bald bei Untersuchung des Körpers die Bestätigung findend. Es graute ihm nicht bei der Leiche; vielmehr kam ihm nun sein ganzes eignes Treiben und Leiden wie ein unbedeutendes Possenspiel vor, das vor diesem wahrhaft göttlich großen Schmerze nicht laut werden dürfe. Er blieb ruhig zu Häupten des Todten sitzen, bis nach Sonnenaufgang der Alte hereinkam, und vor der seltsamen Gruppe erschrak.

Karl aber ergriff nun mit ſtiller Beſonnenheit und unendlicher Theilnahme das von dem Preußen zuletzt beſchriebene Blatt, das neben einem aufgeſchlagenen Petrarcha lag und folgende Canzone enthielt, die nach des italiäniſchen Dichters ſechszehnter gebaut war.

---

## Canzone.

Empfange, Herz, der Liederpfeile Labung
Für dieſe heißen Wunden,
Welche gewaltſam in dich eingeſchlagen;
Zwar kannſt du nicht vom Saitenſpiel geſunden,
Doch lindert die Begabung
Des Muſenquells den Schmerz; im Buſen nagen
Zu grimmig Wuth und Klagen,
Sie können nur in lauten Tönen ſchweigen.
Drum ſei die heil'ge Weiſe neu erhoben,
Die höher Weihung Proben
In alter Zeit Italien mußte zeigen,
Als ſchnöder Trübſal eigen
Ein kühnes Volk in Waffen.
O laß mein Blut in den Geſang hinfluthen,
Daß nicht die Weiſ' erſchlaffen,
Daß nicht die Seele mög' vergebens bluten!

Europa lag, die heil'ge, ſchwer danieder
In tiefer Krankheit Tücken,
Indeſſen noch die Adern muthig ſchlugen,
Und böſer Schein des Wohls rothfärbend ſchmücken
Gewollt die matten Glieder,
So innerlich des Tods Verhängniß trugen.
Aus feſtgeglaubten Fugen
Sollte ja bald der ſchöne Leib zerfallen
Im wilden Kampf wetteifernder Gewalten;
Doch ſtürzend aufgehalten
Durch feſter Pulſe Lebenskraft, durchwallen
Noch Liebreiz und Gefallen
Den Leib, zu Lieb' erregend,
Gottſel'ge Geiſter, die vom Himmel boſſen,

Heil'ger Fürbitten pflegend,
Daß für der Jungfrau Leid noch Mitleid offen.

„Zum Prieſteramt haſt du ſie, Herr, erkoren,
Für des Aeteres Pflegung
Die ew'ge Gluth, dein Abbild, zu bewahren;
Ihr hauchteſt ein du gottbegabte Regung,
Die fortan unverloren
Lebet und ſchafft in vielen tauſend Jahren;
Solch auserwählte Scharen
Von Geiſtern ſind in ihr emporgeſtiegen,
Der Bildung Wurzel, Stamm und Blüthenkrone;
Die Fromme denn verſchone,
Laß du ſie nicht in Erdenſchmerz erliegen!
Siehe, die Deinen ſchmiegen
Wir uns feſt an ihr Leben,
Wo einzig Kunſt und Wiſſenſchaft und Glauben
In Lichterſcheinung ſchweben;
O wolle, Gott, uns nicht dies Leben rauben!"

So ſprachen, gotterleucht, blühende Stimmen;
Es führten dieſe Töne
Engel dahin auf ihren goldnen Schwingen,
Die mußten in blauheller Himmelsſchöne
Zur Meeresfluth hinſchwimmen,
Wo all' unſterblich Ding' wogend erklingen,
In ew'gem Weben ringen;
Aus dieſem Meer wird alle Kunſt geboren,
Zu dieſem Meer muß alle Kunſt rückkehren.
Dort ſtehn auch wie in Ehren,
Unſer Gebet und Werk, ſo wir beſchworen;
Hier aber geht verloren,
O Schmerzen unermeßlich!
Das ſchöne Bild, das bildend uns erſchienen,
Und alle Regung gräßlich
Zum nahen Todesboten ſchon will dienen.

Deutſchland, du theures Herz, Brunnquell des Lebens,
Dich hat das Weh erdrungen,
Die Wunde mehr als andre bringt Verderben!
Ich, der ein Kind ſo liebvoll dich umſchlungen

Inmitten kräft'gen Strebens,
Soll ſchauen dich in harter Schmach hinſterben!
Kein Vaterland erwerben
Kann irgend wer bei ſolchen tiefen Leiden,
Weil uns das Herz, Deutſchland, das ehrne, zaget,
Feindlich Schwert in ſich traget,
Und ſich vom eignen Blut muß bitter ſcheiden.
O Gott! Flüchtlinge meiden
Wie bald in fernen Landen,
Nichts eigen führend als die grimmen Loose,
Daß über uns mit Schanden
Stiefmütterlich einſt ſchwellen fremde Moose.

Die Bergeshöhn, die Thalesgründ' und Auen,
Von friſchem Grün aufwallend,
Ehrwürd'ge Waldung aus den alten Zeiten,
Siegesgeſängen machtvoll einſt erſchallend,
Die müſſen ſchmachvoll ſchauen
Feindliche Horden ſtolz und trotzig ſchreiten.
Die Frechen zu beſtreiten
Sind nicht vorhanden deutſcher Männer Klingen,
Todt liegt im Boden ihre Kraft begraben;
So möge denn erhaben
Der Boden ſelbſt zur Rache ſich aufſchwingen,
Das ſchnöde Volk verſchlingen,
Zuſammenkrachend fallen
Die Bergeshöhn, die Ströme kochend brauſen,
Am Rheingeſtad erſchallen
Geworfner Leichen Stoß im wilden Grauſen.

Doch iſt in Süd und Nord dies Land geſchieden,
Die ſelber ſich bekämpfend
Zum einz'gen Heil, der Eintracht, nicht gelangen;
Des Südens Gluth der Norden feindlich dämpfend,
Will dieſer Waffen ſchmieden,
Hält jener ſtreng hülfreiche Gluth gefangen.
Entzweite nur umſchlungen
Des fremden Volkes hartgeſchloſſne Ketten,
Vereinten längſt in blut'ger Schlacht geſunken!
Von niedrer Selbſtſucht trunken,

Will keiner Deutschland, nur sein Eignes retten,
Nur sich weichlich zu betten.
Drum zornvoll in Erwartung
Ob nordisch Eisen, südlich Glühn sich einen,
Kann in der Söhn' Entartung
Des Vaters Geist zur Rache nicht erscheinen.

Wir haben Schuld auf Schuld grauvoll geladen,
Die haben uns getroffen,
Wunden geschlagen, Kraft des Bluts entsogen.
O schaut empor! ein Garten ja steht offen,
Allwo milde begnaden
Brunnquellen mit balsamisch duft'gen Wogen,
Bei welchen einst gepflogen
Liebesumgang Menschen und Himmelssöhne;
Dort von den Quellen trinkt, wer da getrunken,
Dem ist die Schuld entsunken,
Dem strahlet Reinheit neu, und Kraft und Schöne.
Rauscht auf, luftglühnde Töne!
So schaun wir auferwachen
In ferner Zeit Deutschlands Heldenermannung.
Ob wie dann nicht mehr wachen . . .
Wir sind noch wir auch in des Grabs Verbannung.

O Lied, der Flügel Rauschen
Führe dich hin zu rühmlichen Genossen,
Die Treu und Glauben meinem Sinn verbünket,
Und ihnen sei verkündet,
Daß hier das Herz, auf tönenden Geschossen
Frei im Gesang ergossen,
Noch wolle keck ansagen,
Wie gleicherweise, wenn des Himmels Zeichen
Zum Freiheitsbunde tagen,
Es frei hinströmte wohl den blut'gen Streichen.

Des

Nikolaus Machiavelli

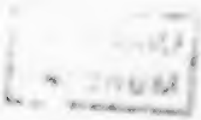
# Florentinische Geschichten.

aus

dem Italienischen übersezt

von

Wilhelm Neumann.



Erster Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Weiß.
1809.

Univ. Bibl.
München

# Vorrede des Verfaſſers.

Als ich zuerſt den Entſchluß faßte, die inneren und auswärtigen Begebenheiten des florentiniſchen Volks zu beſchreiben, war es meine Abſicht, die Erzählung mit dem Jahre 1434 der chriſtlichen Zeitrechnung anzufangen, zu welcher Zeit die Familie der Medici, durch die Verdienſte des Cosmus und ſeines Vaters Johann, in Florenz mehr Anſehn, als irgend eine andre gewann: denn ich war der Meinung, daß Meſſer Lionardo d'Arezzo und Meſſer Poggio, zwei vortreffliche Geſchichtſchreiber, die Begebenheiten, welche bis zu jener Zeit erfolgt waren, mit Genauigkeit erzählt hätten. Als ich aber hernach ihre Schriften ſorgfältig durchlas, um zu ſehen, nach welchem Grundſäzen und auf welche Weiſe ſie bei ihrer Arbeit verfahren haben, auf daß ich durch Nachahmung derſelben meiner Geſchichte den Beifall der Leſer erwerben möchte, fand ich, daß ſie zwar in der Beſchreibung der Kriege, welche die Florentiner gegen auswärtige Fürſten und

Völker geführt haben, äußerst sorgfältig gewesen sind, die bürgerlichen Zwistigkeiten aber, und die Feindseligkeiten im Innern, nebst den daraus entstandenen Folgen, theils gänzlich verschwiegen, theils in so großer Kürze dargestellt haben, daß es dem Leser nicht den mindesten Nuzen noch Vergnügen gewähren kann. Sie haben dies, wie ich glaube, gethan, entweder, weil ihnen jene Vorfälle so unbedeutend erschienen, daß sie solche für unwürdig hielten, schriftlich dem Andenken aufbehalten zu werden, oder, weil sie sich scheuten, die Nachkommen derjenigen zu beleidigen, die durch die Erzählung derselben hätten angeklagt werden müssen. Allein beide Ursachen, mit ihrer Erlaubniß sei es gesagt, scheinen mir großer Männer ganz unwürdig. Denn, wenn in der Geschichte nichts ist, was vergnügen oder belehren kann, so kann es dasjenige, was man mit Genauigkeit darstellt; wenn keine Lehre den Bürgern, welche die Republiken lenken, nüzlich ist, so ist es diejenige, die ihnen die Ursachen der Feindschaften und der Zwietracht in den Staaten zeigt, auf daß sie, durch fremde Gefahr weise, sich einig verhalten mögen; wenn aller Republiken Beispiel das Gemüth anregt, so regen es die, die von der eigenen man liest, bei weitem am meisten an, und bei weitem größer ist ihr Nuzen; und wenn keiner Republik Spaltungen jemals denkwürdig waren, so sind die der florentinischen höchst denkwürdig: denn der größte Theil der übrigen Re-

publiken, von denen man einige Kenntniß hat, ließ es bei Einer Spaltung bewenden, durch welche sie, nach Maaßgabe der Umstände, ihren Staat, bald zur Größe, bald zum Untergange geführt haben: Florenz aber, nicht zufrieden mit einer, ist in mehrere zerfallen. In Rom entstand, wie jeder weiß, nachdem die Könige vertrieben worden, die Uneinigkeit zwischen Adel und Volk, und in dieser blieb es bis zu seinem Untergange. Dasselbe that Athen, dasselbe alle die übrigen Republiken, die in jenen Zeiten geblüht haben. In Florenz aber trennten sich zuerst die Adlichen von einander, hierauf der Adel von dem Volke, und zulezt das Volk von dem Pöbel; ja es begab sich vielmals, daß die eine von diesen Partheien, nachdem sie die Oberhand behalten, sich in zwei theilte; und aus diesen Trennungen entstanden so viele Ermordungen, so viele Verweisungen, so vieler Familien Verderben, als niemals in irgend einem Staate, dessen Andenken uns übrig ist, erfolgt sind. Und wirklich scheint es, nach meinem Urtheil, keinen kräftigern Beweis zu geben für die Macht unserer Stadt, als denjenigen, der aus diesen Spaltungen hervorgeht, welche stark genug gewesen sein würden, auch die größte und mächtigste Stadt zu Grunde zu richten. Nichtsdestoweniger schien die unsrige fortdauernd größer zu werden; so groß war die Tugend ihrer Bürger, und die Macht der Klugheit und des Muths, die sie anwandten, sich und ihr Va-

terland empor zu heben, daß die wenigen, die befreit blieben von so großen Uebeln, sie durch ihre Tugend mehr zu erheben im Stande waren, als die Feindseligkeit der Ereignisse, durch die sie vermindert worden waren, sie hatte niederdrücken können. Und ohne Zweifel, wenn Florenz das Glück gehabt hätte, nachdem es sich von der Herrschaft des Kaisers befreit, eine Regierungsform anzunehmen, die es in Einigkeit erhalten hätte; so weiß ich nicht, welche Republik, sei es neuer oder alter Zeit, ihm hätte überlegen sein mögen: so große Waffenstärke und Betriebsamkeit würde es erfüllt haben. Den Beweis giebt folgendes: nachdem die Ghibellinen in so großer Anzahl daraus vertrieben waren, daß ganz Toskana und die Lombardei von ihnen angefüllt war, zogen die Guelfen, nebst denen, die in der Stadt zurückblieben, in dem Kriege gegen Arezzo, ein Jahr vor der Schlacht von Campaldino, an eignen Bürgern Ein Tausend Zweihundert Reuter und Zwölftausend Fußknechte aus der Stadt. Hierauf, in dem Kriege gegen Philipp Visconti, Herzog von Mailand, da es auf Betriebsamkeit und nicht auf selbst geführte Waffen ankam, denn diese waren in jenen Zeiten schon verschwunden, sah man, daß in fünf Jahren, welche der Krieg währte, die Florentiner drei Millionen und fünf mal hundert tausend Goldgulden aufwandten: und als der Krieg beendet war, giengen sie, nicht an dem Frieden sich erfreuend, um

die Macht ihrer Stadt noch deutlicher zu zeigen, gegen Lukka zu Felde *). Ich kann also nicht einsehen, warum diese Spaltungen nicht würdig sein sollten genau beschrieben zu werden. Wenn aber jene vortrefflichen Schriftsteller sich davon abhalten ließen, um nicht das Andenken derer zu beleidigen, von denen sie zu reden hatten, so haben sie darin geirrt, und bewiesen, daß sie nur wenig mit dem Ehrgeiz der Menschen bekannt sind, und mit dem Verlangen, das sie tragen, ihren eignen und ihrer Vorfahren Namen zu verewigen. Auch haben sie vergessen, daß viele, denen es an Gelegenheit fehlte, durch irgend eine lobenswürdige That sich Ruhm zu erwerben, durch tadelnswerthe Handlungen ihn zu erlangen sich bemüht haben. Sie haben auch nicht bedacht, daß Handlungen, die ein hohes Ansehen mit sich führen, wie das Herrschen und die Staatsverwaltung, wie man sie auch ausüben mag, und welches Ende sie immer nehmen mögen, stets auf gleiche Weise den Menschen mehr Ehre als Tadel bringen. Die Erwägung dieser Umstände ließ mich meinen Vorsaz ändern, und ich beschloß, meine Geschichte mit dem Ursprunge unserer Stadt anzuheben. Weil es aber nicht meine Absicht ist, fremdes Gebiet einzunehmen, so werde ich bis zum Jahre 1434 blos die inneren Angelegenhei-

*) Dies geschah im Jahr 1430 und die Erzählung davon stehe im vierten Buche dieser Geschichten

Anmerk. d. Uebers.

ten der Stadt genau beſchreiben, und von den auswärtigen weiter nichts ſagen, als was zum Verſtändniſſe der inneren nöthig ſein wird. Von dem Jahre 1434 an aber werde ich den einen, wie den andern Theil genau darſtellen. Ueberdies werde ich, damit dieſe Geſchichte um ſo deutlicher und auf jedem Zeitpunkte verſtanden werde, bevor ich von Florenz handle, zeigen, durch welche Umſtände Italien denjenigen Mächten zufiel, die zu der Zeit es beherrſchten. Alle dieſe Angelegenheiten, ſowohl italieniſche als florentiniſche, werden in vier Büchern vollendet ſein. Das erſte wird kürzlich alle Begebenheiten Italiens von der Abnahme des römiſchen Reichs an bis zu dem Jahre 1434 erzählen. Das zweite wird mit ſeiner Erzählung von dem Urſprunge der Stadt Florenz bis zu dem Kriege gehen, der nach des Herzogs von Athen Vertreibung gegen den Pabſt geführt ward. Das dritte wird im Jahre 1414 mit dem Tode des Königs Ladislaus von Neapel endigen. Und mit dem Vierten werden wir bis zu dem Jahr 1434 gelangen, von welcher Zeit an die in Florenz und außerhalb erfolgten Begebenheiten bis auf unſere gegenwärtige Zeiten genau beſchrieben werden ſollen.

# Erſtes Buch.

Die Völker, welche in den nördlichen Ländern jenseit der Flüsse Rhein und Donau wohnen, wachsen, weil sie in einer der Zeugung günstigen und gesunden Gegend geboren sind, oftmals zu einer so großen Menge an, daß ein Theil von ihnen gezwungen wird, das vaterländische Gebiet zu verlassen und sich neue Länder zur Wohnung aufzusuchen. Die Ordnung, welche sie beobachten, wenn eine jener Provinzen sich von Bewohnern erleichtern will, ist die, daß sie in drei Theile sich vertheilen, jeden derselben also zusammensezend, daß er aus Adlichen und Nichtadlichen, aus Reichen und Armen in gleicher Anzahl bestehe. Darauf geht derjenige Theil, sein Glück zu suchen, welchen das Loos dazu bestimmt, und die andern beiden Theile, des dritten entledigt, bleiben zurück im Genusse der väterlichen Güter. Diese Volksmassen waren es, welche das römische Reich zerstörten, und die Gelegenheit dazu ward ihnen von den römischen Kaisern gegeben, die Rom, des Reiches alten Siz, verlassend, und in Constantinopel ihren Wohnsiz nehmend, den abendländischen Theil des Reiches geschwächt hatten, indem er weniger von ihnen beobachtet, und mehr den Räubereien ihrer Minister und ihrer Feinde ausgesezt ward. Und wahrlich, zur Zerstörung eines so großen, auf

dem Blute so vieler tugendhaften Männer gegründeten Reiches war es erforderlich, daß nicht weniger Feigheit in den Fürsten, nicht weniger Untreue in den Ministern, nicht weniger Macht oder geringere Hartnäckigkeit in denen wäre, die es angriffen; daher war es nicht Ein Volksstamm, sondern viele, welche zu seinem Umsturze sich verschworen. Die ersten, welche nach den Cimbern, die von dem römischen Bürger Marius überwunden wurden, aus jenen nördlichen Gegenden gegen das Reich andrangen, waren die Visigothen, deren Name in ihrer Sprache eben das bedeutet, was in der unsrigen Westgothen. Diese behielten, nach einigen an den Gränzen des Reichs vorgefallenen Gefechten, auf Erlaubniß der Kaiser, lange Zeit hindurch ihren Siz oberhalb dem Flusse Donau; und wenn gleich sie auf mancherlei Veranlassung und zu verschiedenen Zeiten mehrmals die römischen Provinzen angriffen, so wurden sie dennoch durch die Macht der Kaiser stets gezügelt. Der lezte, der rühmlicherweise sie besiegte, war Theodosius; so daß sie, ihm zu gehorchen gezwungen, keinen König wieder bei sich einsezten, sondern, zufrieden mit dem ihnen zugestandenen Solde, unter seiner Führung und seinen Fahnen lebten und Kriegsdienste thaten. Aber als Theodosius gestorben war, und Arcadius und Honorius, seine Söhne, hinterblieben als Erben seines Reichs, nicht aber seiner Tugend und seines Glücks, veränderten sich auch mit dem Herrscher die Zeiten. Es waren von Theodosius über die drei Theile des Reiches drei Statthalter gesezt, Rufinus über den morgenländischen, über den abendländischen Stilico, und Gildo über den Afrikanischen; welche sämmtlich nach dem Tode des Fürsten darauf dachten, nicht sie zu verwalten, sondern als Herrscher zu besizen. Gildo und Rufinus wurden schon in ihrem ersten Beginnen unterdrückt; Stilico aber, der es besser verstand seine Gesinnung zu verbergen, suchte sich

das Zutrauen der neuen Kaiser zu erwerben, von der andern Seite aber ihren Staat so zu verwirren, daß es hernach ihm leichter würde, ihn an sich zu reißen. Und um die Westgothen ihnen zu Feinden zu machen, rieth er ihnen, jenen nicht mehr die gewöhnliche Besoldung zu geben; ausserdem aber, da er nicht glaubte, daß diese Feinde das Reich zu beunruhigen hinreichen würden, reizte er die Burgunden, Franken, Vandalen und Alanen, gleichfalls nördliche Völker, die sich bereits neue Wohnsize zu suchen in Bewegung gesezt hatten, daß sie die römischen Provinzen angriffen. Die Westgothen also, ihres Soldes beraubt, erwählten, um die erlittne Beleidigung besser rächen zu können, Alarich zu ihrem Könige, griffen das Reich an, verwüsteten nach mancherlei Vorfällen Italien, eroberten und plünderten Rom. Nach diesem Siege starb Alarich, und es folgte ihm Adolph, welcher Placidia die Schwester der Kaiser zur Gemahlin nahm, und durch diese Verwandtschaft gewonnen, sich bereitwillig finden ließ, Gallien und Hispanien zu Hülfe zu kommen, welche Provinzen von den Vandalen, Burgunden, Alanen und Franken auf die oben erwähnten Veranlassungen angegriffen worden waren. Die Folge davon war, daß die Vandalen, welche den Theil von Hispanien in Besiz genommen hatten, der Bätica hieß, da sie mächtig von den Westgothen bekämpft wurden, und nicht widerstehen konnten, von Bonifacius, der Afrika im Namen des Reichs verwaltete, diese Provinz einzunehmen berufen wurden: denn dieser, da er sich empört hatte, befürchtete, daß seine Verirrung von dem Kaiser erkannt werden möchte. Es griffen die Vandalen, aus den erwähnten Ursachen, gern zu dieser Unternehmung und bemächtigten sich Afrikas unter ihrem Könige Genserich. Während dieser Zeit war Theodosius, des Arkadius Sohn, in der Regierung gefolgt, welcher, durch seine geringe Aufmerksamkeit auf die Angelegen-

heiten des Occidents bewirkte, daß dieſe Volksſtämme die erworbenen Länder behalten zu dürfen dachten. So herrſchten alſo die Vandalen in Afrika, die Alanen und Weſtgothen in Hiſpanien, und die Franken und Burgunden nahmen nicht nur Gallien ein, ſondern die von ihnen in Beſiz genommenen Gegenden wurden auch nach ihrem Namen benannt, ein Theil nehmlich wurde Frankreich, der andere Burgund geheiſſen. Die glücklichen Erfolge dieſer Völker reizten neue Stämme zur Zerſtörung des Reichs, und einer derſelben, die Hunnen genannt, beſezte Pannonien, eine auf dem diesſeitigen Ufer der Donau gelegene Provinz, welche ihren Namen von jenen Hunnen angenommen hat und heutzutage Hungarn heißt. Zu dieſen Unordnungen kam hinzu, daß der Kaiſer, da er ſich von ſo vielen Seiten angegriffen ſah, um ſeine Feinde zu vermindern, bald mit den Vandalen bald mit den Franken Verträge zu machen anfing, welche Umſtände das Anſehn und die Macht der Barbaren vermehrten und die des Reichs verringerten. Auch nicht die Britanniſche Inſel, welche jezt England genannt wird, blieb geſchüzt vor dieſer groſſen Zerſtörung; denn die Britannen, in Furcht vor den Völkern, welche Frankreich eingenommen hatten, und nicht einſehend, wie der Kaiſer ſie vertheidigen könne, riefen die Angeln, Völker Germaniens, zu Hülfe. Die Angeln unterzogen ſich dieſer Unternehmung unter ihrem Könige Vortigern, und vertheidigten ſie anfangs, hernach aber jagten ſie die Britannen aus der Inſel, blieben darin zurück, ſie ſelbſt zu bewohnen, und nannten ſie nach ihrem Namen England. Die Bewohner derſelben aber, ihres Vaterlandes beraubt, wurden kriegeriſch aus Noth, und meinten, obſchon ſie ihr Land nicht zu vertheidigen vermocht, würden ſie doch fremdes erobern können. Sie ſchifften daher mit ihren Familien über das Meer, nahmen diejenigen Orte, welche ſie der Meeresküſte zunächſt

fanden, ein, und nannten dies Land nach ihrem Namen Bretagne. Die Hunnen, welche, wie wir oben erzählt, Pannonien in Beſiz genommen hatten, vereinigten ſich mit anderen Völkern, Gepiden, Heruler, Thüringer und Oſtgothen genannt, und ſezten ſich in Bewegung, um neue Länder zu ſuchen; und, nicht vermögend in Frankreich einzudringen, das von der Macht der Barbaren vertheidigt wurde, kamen ſie unter ihrem Könige Attila nach Italien. Dieſer hatte kurz vorher, um allein das Reich zu beſizen, ſeinen Bruder Bleda umgebracht; wodurch er äußerſt mächtig ward, und Andarich, König der Gepiden, und Velamir, König der Oſtgothen mußten gleichſam als Untergebene ihm folgen. Als Attila nach Italien kam, belagerte er Aquileja, vor welchem er ohne irgend ein anderes Hinderniß zwei Jahre ſtand, bei der Belagerung das ganze umliegende Land verwüſtete, und die Bewohner deſſelben zerſtreute, welches, wie wir an ſeinem Ort erzählen werden, der Stadt Venedig ihren Urſprung gab. Nach der Einnahme und Zerſtörung von Aquileja und mehreren andern Städten wandte er ſich gegen Rom, welches er, abgehalten durch des Pabſtes Bitten, zu zerſtören ſich enthielt, und die Ehrfurcht vor dieſem vermochte ſo viel über Attila, daß er ſich aus Italien entfernte und nach Oeſterreich zurückzog, woſelbſt er ſtarb. Nach ſeinem Tode ergriffen Velamir, König der Oſtgothen, und die anderen Häupter der übrigen Völker die Waffen gegen Erich und Eurich, ſeine Söhne, tödteten den einen, und zwangen den andern mit den Hunnen über die Donau, und in ſein Vaterland zurück zu kehren; worauf die Oſtgothen und Gepiden ſich in Pannonien niederließen, und die Heruler und Thüringer auf dem jenſeitigen Ufer der Donau blieben. Nachdem Attila Italien verlaſſen, dachte Valentinianus, der abendländiſche Kaiſer darauf, dem Lande wieder aufzuhelfen, und um beſſer im Stande zu ſein, es vor

den Barbaren zu vertheidigen, verließ er Rom und nahm in Ravenna seinen Siz. Diese Widerwärtigkeiten, welche das abendländische Reich erduldete, waren Ursach gewesen, daß der Kaiser, der in Constantinopel wohnte, oftmals anderen den Besiz jenes Reiches, als eine gefahrvolle und kostspielige Sache, überlassen hatte; vielmals hatten auch ohne seine Erlaubniß die Römer, da sie sich verlassen sahen, zu ihrer Vertheidigung selbst einen Kaiser gewählt, oder irgend jemand riß durch sein Ansehn das Reich an sich. So geschah es in diesen Zeiten, daß Maximus, ein Römer, nach dem Tode des Valentinianus sich dasselbe anmaßte, und dessen Gattin Eudoxia, ihn zum Gemahl zu nehmen zwang. Diese, voll Begierde eine solche Beleidigung zu rächen, und da sie, aus kaiserlichem Blut entsprossen, die Ehe mit einem Bürger zu ertragen nicht vermochte, reizte insgeheim Genserich den König der Vandalen und Herrn von Afrika, nach Italien zu kommen, indem sie ihm die Leichtigkeit und den Nuzen dieser Eroberung zeigte. Dieser, angelockt von der Beute, eilte herbei, plünderte Rom, das er verlassen fand; und verweilte vierzehn Tage daselbst. Hierauf nahm er noch mehrere Länder Italiens ein, plünderte sie, und kehrte endlich, er selbst und sein Heer mit Beute beladen, nach Afrika zurück. Die Römer erwählten, als sie wieder nach Rom kamen, da Maximus gestorben war, den Römer Avitus zu ihrem Kaiser. Hierauf, nach vielerlei Begebenheiten in Italien und außerhalb, und nach dem Tode vieler Kaiser, kam das Reich von Constantinopel an Zeno, und das von Rom an Oreſtes und dessen Sohn Augustulus, welche durch Trug die Herrschaft an sich rissen. Während sie sich anschickten, dieselbe durch Gewalt sich zu erhalten, kamen die Heruler und Thüringer, die, wie oben gesagt, nach Attila's Tode auf dem jenseitigen Ufer der Donau sich niedergelassen hatten, unter Odoaker, ihrem

Heerführer vereint, nach Italien. In die von ihnen verlassenen Gegenden drangen die Longobarden, ein ebenfalls nördliches Volk, unter Anführung seines Königs Gothold ein, und dieses Volk war, wie wir an seinem Orte erzählen werden, Italiens lezte Pest. Odoaker also, da er in Italien eindrang, besiegte und tödtete den Orestes in der Gegend von Pavia, Augustulus aber entfloh. Nach diesem Siege ließ sich Odoaker, damit Rom mit seiner Macht auch seinen Titel verändere, den Kaisertitel ausschlagend, König von Rom nennen, und er war unter den Häuptern der Völker, die damals in der Welt umherstrichen, der erste, der sich entschloß, Italien zu bewohnen; denn alle anderen hatten, entweder aus Furcht, daß sie das Land nicht würden behaupten können, weil die morgenländischen Kaiser ihm leicht zu Hülfe kommen konnten, oder aus irgend einer andern verborgenen Ursache es nur beraubt und alsdann andere Länder gesucht, ihren Sitz darin aufzuschlagen.

Es war demnach in diesen Zeiten das alte römische Reich unter folgende Herrscher gekommen: Zeno, in Constantinopel regierend, gebot dem ganzen morgenländischen Kaiserthume; die Ostgothen beherrschten Mösien und Pannonien; die Westgothen, Sueven und Alanen besaßen Gascogne und Hispanien; die Vandalen Afrika; die Franken und Burgunder Frankreich; und die Heruler und Thüringer Italien. Das Reich der Ostgothen war auf Theodorich, den Neffen Velamirs, gekommen, welcher Freundschaft haltend mit dem morgenländischen Kaiser Zeno, ihm schrieb, wie es seinen Ostgothen unbillig scheine, daß sie, an Tapferkeit allen andern Völkern überlegen, an Umfang des Reichs ihnen nachstehen sollten, und wie es ihm unmöglich sei, sie innerhalb Pannoniens Gränzen eingeschlossen zurück zu halten; daher er, einsehend, daß er genöthigt sei, sie die Waffen ergreifen und andere Länder aufsuchen zu lassen, ihn

vorher davon benachrichtigen wolle, damit er Vorkehrungen treffen könne, indem er ihnen irgend ein Land einräumte, wo sie, mit seiner Zustimmung, schicklicher und mit größerer Bequemlichkeit leben könnten. Zeno, theils aus Furcht, theils aus Begierde, den Odoaker aus Italien zu verjagen, gestattete dem Theodorich gegen diesen zu ziehen, und von Italien Besiz zu nehmen. Theodorich verließ eilig Pannonien, worin er die Gepiden, ein ihm befreundetes Volk zurück ließ, kam in Italien an, tödtete den Odoaker nebst seinem Sohne, und nahm, nach dessen Beispiel, den Titel eines Königs von Italien an. Darauf verlegte er seinen Siz nach Ravenna, durch dieselben Ursachen bewogen, die schon Valentinianus dort zu wohnen veranlaßten. Theodorich war ein Mann, vortrefflich im Kriege, wie im Frieden; daher war er in jenem immer Sieger, und stiftete in diesem seinen Städten und seinem Volke den größten Nuzen. Er vertheilte die Ostgothen mit ihren Anführern durch die Länder, damit diese Anführer im Kriege sie befehligen, im Frieden sie bilden möchten; er vergrößerte Ravenna; er stellte Rom wieder her, und gab den Römern, außer der Kriegsverfassung, jede Beehrung wieder: er hielt, ohne die mindeste Kriegsunruhe, einzig durch sein Ansehen, alle barbarischen Könige, Besitznehmer des Reichs, innerhalb ihren Gränzen zurück; er erbaute Städte und Festungen zwischen der äußersten Spize Italiens und den Alpen, um neue Barbaren, die Italien anzugreifen kämen, um so leichter am Durchbruch zu hindern. Und wären so große Tugenden nicht noch am Ende seines Lebens befleckt worden durch einige Grausamkeiten, bewirkt durch Besorgniß für seine Herrschaft, wie des Symmachus und des Boethius, höchst edler Menschen, Tod beweist: so würde sein Andenken durchaus von allen Seiten jedweder Verehrung würdig sein, denn durch seine Tapferkeit und Güte erhoben sich von neuem nicht

Rom allein und Italien, sondern auch alle anderen Theile des abendländischen Reichs, befreit von so vielen Mißhandlungen, die sie so viele Jahre lang durch so viele Ueberschwemmungen der Barbaren erduldet hatten, und sahen sich zurückgeführt zu einer guten Ordnung und zu einem glücklichen Loose. Und wahrlich, wenn jemals irgend eine Zeit bejammernswürdig war in Italien und in jenen von den Barbaren durchstrichenen Provinzen, so war es die, welche von Arkadius und Honorius an bis zu ihm verflossen war. Denn, wenn man betrachtet, wie großes Verderben es einem Freistaate oder einem Reiche bringe, seinen Fürsten oder seine Regierung, nicht durch irgend eine auswärtige Gewalt, sondern nur durch bürgerliche Zwietracht zu verändern, wo man sieht, daß selbst wenige Veränderungen jeden Freistaat und jedes Reich, wie mächtig es auch sei, zerstören: so wird man hiernach leicht sich vorstellen können, wie viel in jenen Zeiten Italien und die anderen römischen Provinzen gelitten haben, welche nicht allein die Regierung und den Fürsten wechselten, sondern die Gesetze, die Sitten, die Lebensart, die Religion, die Sprache, die Kleidung, die Namen; welche Dinge, ein jedes für sich, geschweige denn alle vereint, jedes feste und standhafte Gemüth, wenn es sie nur denkt, geschweige denn, wenn es sie sieht und erduldet, in Schrecken sezen können. Hieraus entstand die Zerstörung, die Gründung, die Vergrößerung vieler Städte. Unter denen, die zerstört wurden, waren Aquileja, Lodi, Chiusi, Popolonia, Fiesole und viele andere; unter denen, die neu erbaut wurden, waren Venedig, Siena, Ferrara, Aquila, und sehr viele andere Städte und Schlösser, die wir der Kürze wegen weglassen; solche, die aus unbedeutenden groß wurden, waren Florenz, Genua, Pisa, Mailand, Neapel und Bologna; zu welchen allen noch die Zerstörung und Wiederherstellung von Rom hinzukommt, und viele, die ver-

schiedentlich zu Grunde gerichtet und wieder erbaut wurden. Unter diesen Zerstörungen und diesen neuen Völkern erhoben sich neue Sprachen, wie es in der Rede sich zeigt, die in Frankreich, in Spanien und in Italien üblich ist, welche, gemischt aus den Muttersprachen jener neuen Völker und aus der alten römischen, eine ganz neue Gattung von Sprachen bildet. Es haben überdieses nicht nur die Provinzen den Namen verändert, sondern auch die Seen, die Flüsse, die Meere und die Menschen; daher Frankreich, Italien und Spanien voll sind von neuen Namen, die von den alten durchaus verschieden sind: so sind, viele andere nicht zu erwähnen, der Po, Garda und Archipelagus mit Namen, den alten ganz unähnlich, benannt worden; die Menschen aber sind aus Cäsaren und Pompejen, Peter, Johann und Matthias geworden. Unter so vielen Veränderungen aber war von nicht geringerer Wichtigkeit die Aenderung der Religion; denn aus dem Kampfe der Gewohnheit des alten Glaubens mit den Wundern des neuen erzeugten sich die größten Verwirrungen und Zwistigkeiten unter den Menschen. Und wäre nur noch die christliche Kirche in sich selbst einig gewesen, so würden weniger Unordnungen daraus entstanden sein; aber indem die griechische, römische und ravennatische Kirchen untereinander kämpften, und überdies noch die heretischen Sekten mit den katholischen, setzten sie auf vielfache Weise die Welt in Trauer. Ein Zeugniß davon giebt uns Afrika, welches viel mehr Trübsale erduldete durch die arianische Sekte, zu der sich die Vandalen bekannten, als durch deren Habsucht oder natürliche Grausamkeit. Indem also die Menschen unter so großen Verfolgungen lebten, trugen sie auch in ihren Augen die Furcht ihres Gemüthes abgebildet; denn zu den endlosen Uebeln, die sie erduldeten, kam noch, daß ein großer Theil von ihnen auch des Trostes ermangelte, ihre Zuflucht zum Beistande Gottes

nehmen zu können, auf welchen alle Elende zu hoffen pflegen; denn, da der größte Theil von ihnen ungewiß war, zu welchem Gott er sich wenden sollte, so mußten sie, jedes Beistandes und jeder Hoffnung beraubt, elend dahinsterben.

Es verdiente demnach Theodorich nicht geringes Lob, als der erste, der so viel Uebel heilte; so daß er in den acht und dreißig Jahren seiner Herrschaft über Italien es zu einer solchen Größe zurück führte, daß die alten Wunden nicht mehr an ihm zu erkennen waren. Da aber dieser gestorben war, und seiner Tochter Amalasuntha Sohn, Atalarich, zur Regierung kam, so fiel dieses Land in kurzer Zeit, da der Zorn des Schicksals noch nicht besänftigt war, in seine alten Trübsale zurück; denn Atalarich starb bald nach seinem Großvater, und die Mutter, der die Regierung zufiel, ward von Theodatus verrathen, den sie herbei gerufen hatte, sie in der Verwaltung des Reichs zu unterstützen. Dieser, indem er sie tödtete und sich zum Könige machte, ward dadurch den Ostgothen verhaßt, und dieses gab dem Kaiser Justinianus den Muth und die Hoffnung, ihn aus Italien verjagen zu können; er sandte daher als Feldherrn dieses Kriegszuges den Belisarius ab, der schon Afrika bezwungen, und dasselbe, nachdem er die Vandalen daraus verjagt, unter die Herrschaft des Reichs zurückgebracht hatte. Belisarius nahm also Sizilien ein, setzte von dort aus nach Italien über, und eroberte Neapel und Rom. Die Gothen, da sie diesen Verlust inne wurden, tödteten ihren König Theodatus, als die Veranlassung desselben, und wählten in seine Stelle Vitiges, welcher nach einigen Gefechten von Belisarius in Ravenna belagert und gefangen ward; noch war aber der Sieg nicht gänzlich vollendet, als schon Belisarius von Justinian zurückberufen und Johannes und Vitalis an seine Stelle gesetzt wurden, an Tapferkeit und Sitte jenem ganz unähnlich; so daß die Gothen wieder

Muth schöpften, und Hildibald, Befehlshaber in Verona, zu ihrem Könige machten. Nach diesem kam, da er getödtet ward, die Regierung an Totila, der die Völker des Kaisers schlug, Toskana und Neapel wieder gewann, und des Kaisers Generale fast aller der Länder wieder beraubte, die Belisarius erobert hatte. Justinianus hielt es daher für gut, ihn wieder nach Italien zu senden, wohin er mit wenigen Truppen zurückkehrte, eher aber den Ruhm seiner vorigen Thaten verlor, als daß er neuen sich erworben hätte. Denn Totila eroberte, da sich Belisarius mit seinen Truppen bei Ostia befand, unter seinen Augen Rom, und, weil er einsah, daß er weder es hinter sich zurücklassen, noch es vertheidigen dürfe, so zerstörte er den größten Theil davon, jagte das Volk hinaus und führte die Senatoren mit sich; worauf er, wenig des Belisarius achtend, mit seinem Heere nach Kalabrien ging, den Truppen zu begegnen, die jenem von Griechenland aus zu Hülfe kamen. Da Belisarius nun Rom verlassen sahe, wandte er sich zu einer ehrenvollen Unternehmung; er ging nehmlich hinein in die römischen Ruinen, stellte mit so großer Geschwindigkeit, als er konnte, die Mauern dieser Stadt wieder her, und rief die Bewohner dahin zurück. Doch, diesen seinen löblichen Unternehmen widersetzte sich das Glück; denn Justinianus ward zu jener Zeit von den Parthern angegriffen, und rief den Belisarius zurück. Dieser, um seinem Herrn zu gehorchen, verließ Italien, und überließ diese Provinz der Gnade Totila's, welcher Rom von neuem einnahm. Doch ward es jetzt nicht mit derselben Grausamkeit behandelt, wie das erste Mal: denn auf des Benedictus Bitten, welcher in jenen Zeiten den höchsten Ruf der Heiligkeit hatte, wandte er sich vielmehr zur Wiederherstellung Roms. Justinianus hatte indessen einen Vergleich mit den Parthern geschlossen, und als er schon darauf dachte, neue Truppen zur Hülfe In-

liens abzusenden, ward er durch die Slaven davon abgehalten, einem neuen nordischen Volke, das über die Donau gesezt war, und Illyrien und Thrazien angegriffen hatte; so daß Totila Italien jezt fast ganz einnahm. Als aber Justinianus die Slaven besiegt hatte, sandte er ein Heer nach Italien unter Narses, dem Eunuchen, einem im Kriege äußerst geübten Manne, der, sobald er in Italien ankam, den Totila schlug und tödtete. Die übrig gebliebenen Gothen zogen sich nach dieser Niederlage nach Pavia zurück, und erwählten Teja zu ihrem Könige. Narses andererseits besezte nach diesem Siege Rom, schlug sich zulezt mit Teja nahe bei Nocera, besiegte und tödtete ihn. Dieser Sieg vertilgte den Namen der Gothen in Italien gänzlich, woselbst sie von ihrem Könige Theodorich an bis zum Teja, siebenzig Jahre regiert hatten.

Als aber eben Italien von den Gothen befreit war, starb Justinianus, und hinterließ als Nachfolger seinen Sohn Justinus, der auf den Rath seiner Gattin Sophia den Narses aus Italien zurück berief, und ihn durch Longinus ablösen ließ. Longinus nahm nach seiner Vorgänger Beispiel in Ravenna seinen Siz, und gab Italien überdies eine neue Form: er sezte nehmlich nicht Statthalter der Provinzen ein, wie die Gothen gethan hatten, sondern ernannte in allen Städten und Flecken von einiger Bedeutung Oberhäupter, welche er Herzöge nannte. Auch Rom ehrte er um nichts mehr bei dieser Vertheilung als die anderen Städte, indem er den Consul und Senat, welche Namen bis zu dieser Zeit sich erhalten hatten, aufhob, und es unter einen Herzog brachte, der jährlich von Ravenna aus dahin gesandt und von welchem es das römische Herzogthum genannt ward: demjenigen aber, der im Namen des Kaisers zu Ravenna wohnte und ganz Italien verwaltete, gab er den Namen Exarch. Diese Eintheilung erleichterte den Ruin

Italiens, und gab den Longobarden früher Gelegenheit, es einzunehmen. Narses war heftig aufgebracht gegen den Kaiser, weil ihm die Verwaltung dieser Provinz genommen worden, die er durch seine Tapferkeit und mit seinem Blute gewonnen hatte; auch war es der Sophia noch nicht genug, ihn durch seine Zurückberufung zu beleidigen, sondern sie fügte noch beschimpfungsvolle Worte hinzu, sagend, sie wolle ihn mit den andern Eunuchen zur Spindel zurück senden. Narses also, von Wuth erfüllt, überredete Alboin den König der Longobarden, der damals in Pannonien herrschte, zur Eroberung Italiens herbei zu kommen. Es waren, wie oben gezeigt worden, die Longobarden in diejenigen Gegenden an der Donau eingerückt, welche von den Herulern und Thüringern verlassen worden waren, als sie von ihrem Könige Odoaker nach Italien geführt wurden. Die Longobarden, nachdem sie sich einige Zeit hier aufgehalten hatten, und ihre Regierung an Alboin, einen wilden und kühnen Manne, gekommen war, sezten über die Donau, schlugen sich mit Cunimundus, dem Könige der Gepiden, welcher Pannonien inne hatte, und besiegten ihn. Und da sich unter den Gefangenen Rosamunda, des Cunimundus Tochter, befand, so nahm Alboin sie zur Gemahlin, und bemächtigte sich Pannoniens; von seiner wilden Natur getrieben, ließ er aus des Cunimundus Schädel sich eine Schale bereiten und trank daraus zum Andenken jenes Sieges. Jezt aber, von Narses nach Italien berufen, mit dem er in dem Krieg gegen die Gothen Freundschaft gehalten hatte, überließ er Pannonien den Hunnen, die, wie wir gesagt, nach Attila's Tode in ihr Vaterland zurückgekehrt waren; kam nach Italien, und eroberte, da er es in so viele Theile zerschnitten fand, in einem Zuge Pavia, Mailand, Verona, Vicenza, ganz Toskana, und den größten Theil von Flaminia, das jezt Romagna genannt wird. So große und schnelle

Eroberungen machten ihn glauben, er habe Italien schon besiegt. Er feierte seine Siege in Verona durch ein Gastmal, und durch vieles Trinken in Laune gebracht, ließ er den Schädel des Comundus, mit Wein gefüllt, der Königin Rosamunda, die ihm gegenüber speiste, reichen, indem er mit lauter Stimme, daß sie es hören konnte, sprach, er wolle, daß bei so hoher Feier sie mit ihrem Vater tränke. Dieses Wort war ein Dolchstich in den Busen der Dame; sie beschloß, sich zu rächen, und da sie wußte, daß Almachild, ein edler Lombarde, jung und verwegen, eine ihrer Dienerinnen liebte, so überredete sie diese, zu bewirken, daß Almachild, statt bei ihr, bei der Königin schliefe. Almachild also, der auf Veranstaltung jener gekommen war sie an einem dunkeln Orte zu finden, schlief, indem er bei der Dienerin zu seyn glaubte, bei Rosamunden. Nach der That entdeckte sie sich ihm und deutete ihm an, wie es in seiner Wahl stünde, entweder Alboin zu tödten und immerfort ihrer und des Königreiches zu genießen, oder von jenem als der Schänder seiner Gattin getödtet zu werden. Almachild willigte ein, den Alboin zu tödten; aber nachdem sie ihn umgebracht hatten, sahen sie ein, daß es ihnen nicht gelingen würde, sich der Regierung zu bemächtigen, ja vielmehr besorgten sie, von den Longobarden, vermöge der Liebe, die sie gegen Alboin hegten, getödtet zu werden; sie entflohen daher mit dem königlichen Schaze nach Ravenna zum Longinus, der sie ehrenvoll aufnahm. Während dieser Unruhen war der Kaiser Justinus gestorben und Tiberius in seine Stelle gesezt, der, durch die Kriege beschäftigt, mit den Parthern Italien keine Hülfe leisten konnte. Es schien daher dem Longinus jezt eine schickliche Zeit, mit Hülfe der Rosamunda und ihres Schazes König der Longobarden und ganz Italiens werden zu können. Er theilte ihr diesen Plan mit, überredete sie, den Almachild zu tödten

und ihn selbst zum Gemahl zu nehmen. Sie nahm dieses an und bereitete einen Becher mit vergiftetem Wein, welchen sie mit eigner Hand dem Almachild reichte, als er durstig aus dem Bade kam. Dieser, als er ihn zur Hälfte geleert, fühlte seine Eingeweide sich bewegen und merkend was es sei, zwang er Rosamunden, den Ueberrest zu trinken; so starben beide in wenigen Stunden, und Longinus war der Hoffnung, König zu werden, beraubt. Die Longobarden indessen versammelten sich in Pavia, welches sie zum Hauptsize ihres Reichs gemacht hatten, und machten Cleß zu ihrem Könige, welcher das von Narses zerstörte Imola wieder aufbaute, Rimini und fast jeden Ort bis nach Rom, einnahm, aber im Laufe seiner Siege starb. Dieser Cleß war in solchem Maaße grausam, nicht bloß gegen die Fremden, sondern auch gegen seine Longobarden, daß diese, zurückschreckend vor der königlichen Macht, keinen König wieder einsezen wollten, sondern dreißig Herzöge aus ihrer Mitte erwählten, welche über die andern herrschen sollten. Dieser Beschluß verursachte, daß die Longobarden niemals ganz Italien eroberten, daß ihr Reich sich nicht über Benevent hinaus erstreckte, und daß Rom, Ravenna, Cremona, Mantua, Padua, Monselice, Parma, Bologna, Faenza, Furli, Cesena, theils sich eine Zeit lang vertheidigten, theils niemals von ihnen eingenommen wurden. Denn, daß sie keinen König hatten, machte sie weniger fertig zum Kriege, und als sie wieder einen König erwählten, waren sie durch die genossene Freiheit eine Zeit lang weniger gehorsam und mehr geneigt zu Zwistigkeiten unter sich; welches anfangs ihren Sieg aufhielt, nachher aber sie ganz aus Italien vertrieb. Als demnach die Longobarden auf diesem Punkte standen, machten die Römer und Longinus einen Vertrag mit ihnen, daß jeder die Waffen niederlegen, und was er besaß, genießen solle.

In diesen Zeiten fingen die Päbste an, zu größerem Ansehen zu gelangen, als sie vorher gehabt hatten: die ersten nehmlich nach dem heiligen Petrus waren wegen der Heiligkeit ihres Lebens und wegen der Wunder von den Menschen verehrt worden, und ihr Beispiel erhob so sehr die christliche Religion, daß die Fürsten genöthigt waren, um der großen Verwirrung abzuhelfen, welche die Welt beherrschte, sich zu ihr zu bekennen. Als demnach der Kaiser ein Christ geworden war, und, Rom verlassend, sich in Constantinopel niedergelassen hatte, so erfolgte daraus, wie wir im Anfange gesagt haben, der Untergang des römischen Reichs und der schnellere Wachsthum der christlichen Kirche. Nichtsdestoweniger gaben sich die Päbste bis zu der Ankunft der Longobarden, da Italien ganz den Kaisern oder den Königen unterworfen war, in jenen Zeiten niemals mehr Ansehen, als ihnen die Ehrfurcht vor ihren Sitten und ihrer Lehre gab. In den übrigen Dingen gehorchten sie entweder den Kaisern oder den Königen und wurden von diesen zuweilen getödtet, und als Beamte in ihren Geschäften gebraucht. Derjenige aber, welcher bewirkte, daß sie ein größeres Gewicht bekamen in den Angelegenheiten Italiens, war Theodorich, König der Gothen, und zwar dadurch, daß er seinen Sitz nach Ravenna verlegte: denn da Rom ohne Oberhaupt blieb, so waren die Römer veranlaßt, zu ihrer Sicherheit dem Pabste größeren Gehorsam zu leisten; dennoch wuchs sein Ansehen hierdurch nicht um vieles, und gewann nur dieses, daß die Kirche von Rom der von Ravenna vorgesezt ward. Als aber die Longobarden ankamen, und Italien in mehrere Theile zerfiel, erhielt der Pabst Gelegenheit, sich wirksamer zu zeigen. Denn da er gleichsam das Haupt in Rom war, so hatte sowohl der Kaiser zu Konstantinopel, als die Longobarden Ehrfurcht vor ihm, so daß die Römer durch den Pabst, nicht als Unterthanen,

sondern als Genossen mit den Longobarden und mit Longinus sich vereinten. Auf diese Weise erhöhten die Päbste ihr Ansehen, indem sie fortfuhren, bald der Longobarden, bald der Griechen Freunde zu sein. Als aber hierauf der Verfall des morgenländischen Reichs erfolgte, welches unter dem Kaiser Heraklius in jenen Zeiten geschah, da die Slavischen Völker, deren wir oben Erwähnung gethan, von neuem Illyrien angriffen, und nachdem sie dasselbe erobert hatten, es nach ihrem Namen Slavonien nannten: als ferner die andern Theile jenes Reichs zuerst von den Persern angegriffen wurden, dann von den Sarazenen, die unter Mahomet von Arabien ausgingen, und endlich von den Türken, wodurch ihm Syrien, Afrika und Aegypten entrissen ward; so blieb dem Pabst wegen der Ohnmacht jenes Reichs nicht mehr das Hülfsmittel, zu dem Kaiser in seinen Bedrängnissen Zuflucht zu nehmen; und da von der andern Seite die Macht der Longobarden sich vergrößerte, so glaubte er sich neue Gönner suchen zu müssen, und wandte sich deshalb an die Könige von Frankreich. Auf diese Weise wurden die seit jenen Zeiten von Barbaren in Italien geführten Kriege größtentheils von den Päbsten veranlaßt; und alle Barbaren, die dies Land überschwemmten, waren meistens von ihnen herbeigerufen. Diese Verfahrungsweise, welche noch in unsern Zeiten fortdauret, hielt und erhält Italien unruhig und kraftlos. Deshalb wird die Erzählung der Begebenheiten, welche seit jenen Zeiten bis zu den unsrigen erfolgt sind, nicht mehr den Verfall des Reichs darstellen, welches gänzlich verschwunden ist, sondern die Vergrößerung der Päbste und der andern Mächte, welche hierauf Italien bis zu der Zukunft Karls des achten beherrschten. Man wird daraus sehen, wie die Päbste zuerst durch die Kirchenstrafen, dann durch diese vereint mit den Waffen, zu denen sie den Ablaß noch gesellten, Furcht und Ehrerbietung ein-

flößten, und wie sie durch den übeln Gebrauch, den sie von beiden machten, jene gänzlich verloren haben, diese von andern müssen abhängen lassen. Doch wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Es war zur päbstlichen Würde Gregor der dritte, zur Regierung der Longobarden Aistulf gelangt, welcher gegen die eingegangenen Verträge Ravenna nahm, und den Pabst bekriegte. Deswegen nahm Gregorius, der aus den angeführten Gründen auf den Kaiser zu Konstantinopel seiner Schwäche wegen sich nicht verließ, noch der Treue der Longobarden, die sie so oft gebrochen hatten, vertrauen wollte, seine Zuflucht nach Frankreich zu Pipin dem zweiten, der aus einem Herrn von Austrasien und Brabant König von Frankreich geworden war, weniger durch eigne Tapferkeit, als durch die seines Vaters Karl Martell, und Pipins, seines Großvaters. Denn Karl Martell, als Verweier des Reichs, brachte den Sarazenen jene denkwürdige Niederlage bei Tours am Flusse Loire bei, wo mehr als zwei mal hundert tausend von ihnen getödtet wurden: und daher ward sein Sohn Pipin durch den Ruf seines Vaters und seine Tapferkeit, nachmals dieses Reiches König. An diesen wandte sich Pabst Gregorius, wie gesagt, um Hülfe gegen die Longobarden, und Pipin versprach ihm dieselbe, doch wünschte er vorher ihn zu sehen und in Person ihm seine Verehrung zu bezeigen. Gregor ging deshalb nach Frankreich und reiste durch die Länder seiner Feinde, der Longobarden, ohne daß sie ihn verhindert hätten; so groß war die Ehrfurcht, die man vor der Religion hatte. Als Gregor nach Frankreich kam, ward er von jenem Könige hoch geehrt, und mit dessen Herren nach Italien zurück gesandt, welche die Longobarden in Pavia belagerten. Aistulph verglich sich nothgedrungen mit den Franzosen und diese gienngen den Vergleich auf Bitten des Pabstes ein, der nicht den Tod seines Feindes wollte, sondern daß

er lebe und sich bekehre. In diesem Vertrage versprach Astulf, der Kirche alle Länder zurück zu geben, die er ihr entrissen hatte. Als aber Pipins Völker nach Frankreich zurückgekehrt waren, beobachtete Astulf den Vertrag nicht, und der Pabst nahm von neuem seine Zuflucht zu Pipin, der ein neues Heer nach Italien sandte, die Longobarden besiegte, Ravenna einnahm, und dieses gegen des griechischen Kaisers Willen, nebst allen den andern Ländereien, die zu diesem Exarchat gehörten, dem Pabste gab, wozu er noch das Land Urbino und die Mark hinzufügte. Während der Ueberlieferung dieser Länder aber starb Astulph, und der Lombarde Desiderius, der Herzog von Toskana war, ergriff die Waffen, um sich des Reiches zu bemeistern. Hierzu erbat er sich den Beistand des Pabstes, indem er seine Freundschaft ihm versprach. Dieser bewilligte es ihm, und bewirkte dadurch, daß die andern Fürsten nachgaben. Desiderius hielt im Anfange die Treue und fuhr fort dem Pabste die Ländereien zufolge den mit Pipin eingegangenen Verträgen zu überliefern; auch kam ferner kein Exarch von Konstantinopel nach Ravenna, sondern es wurde nach des Pabstes Willen verwaltet. Darauf starb Pipin und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Karl, der wegen der Größe der von ihm vollbrachten Thaten der große genannt ward. Auf dem päbstlichen Stuhl war indessen Theodor der erste gefolgt. Dieser gerieth in Streit mit Desiderius und ward in Rom von ihm belagert, so daß der Pabst sich an Karl um Hülfe wandte, der, nachdem er die Alpen überstiegen, Desiderius in Pavia belagerte, ihn und seine Söhne gefangen nahm, und sie nach Frankreich sandte; worauf er dem Pabst zu besuchen nach Rom ging. Hier setzte er sich, daß der Pabst, der Statthalter Gottes, keinem menschlichen Urtheil unterworfen sein könne; und der Pabst und das römische Volk machten ihn zum Kaiser. So fing Rom wie-

der an, einen abendländischen Kaiser zu haben, und statt daß sonst der Pabst von dem Kaiser bestätigt zu werden pflegte, begann nun dieser, bei seiner Erwählung des Pabstes zu bedürfen; das Kaiserthum sank nach und nach von den Stufen seines Ansehns herab; die Kirche erstieg sie, und durch diese Mittel vermehrte sich immer ihr Uebergewicht über die weltlichen Fürsten.

Die Longobarden waren zwei hundert zwei und dreißig Jahre in Italien gewesen; schon hatten sie nichts fremdes mehr an sich als den Namen, und Karl, dessen Absicht es war, Italien die Ordnung wieder zu schenken, gestattete ihnen zur Zeit des Pabstes Leo des dritten, diejenigen Oerter zu bewohnen, wo sie aufgewachsen waren, und daß diese Provinz nach ihrem Namen die Lombardei genannt wurde. Damit sie aber Ehrfurcht haben möchten vor dem römischen Namen, wollte er daß jener ganze in ihrer Nähe gelegene Theil Italiens, der dem Exarchat von Ravenna unterworfen war, Romagna genannt würde. Ferner ernannte er seinen Sohn Pipin zum Könige von Italien, dessen Herrschaft sich bis nach Benevent erstreckte; den ganzen Ueberrest beim der griechische Kaiser, mit welchem Karl einen Vertrag geschlossen hatte. In dieser Zeit gelangte Paskal der erste zur Pabstwürde und die Pfarrer der römischen Kirchen, weil sie dem Pabste näher standen und bei seiner Wahl mit wirkten, fingen an, um ihre Macht mit einem glänzenden Titel zu schmücken, sich Kardinäle zu nennen, und maßten sich, besonders nachdem sie das römische Volk von der Pabstwahl ausgeschlossen hatten, ein solches Ansehn an, daß nur selten ein Pabst gewählt ward, der nicht aus ihrer Mitte gewesen wäre; wie denn nach Paskals Tode Eugenius der zweite, Pfarrer von Santa Sabina, erwählt ward. Italien veränderte, nachdem es in den Händen der Franzosen war, zum Theil seine Gestalt

und Einrichtung, weil der Pabst in weltliche Angelegenheiten sich mehr Einfluß verschaffte, und jene den Namen der Grafen und Markgrafen darin einführten, so wie zuerst von Longinus, dem Exarchen von Ravenna, der Titel der Herzoge eingeführt worden war. Nachher gelangte ein gewisser Priester Osporkus, ein Römer, auf den päbstlichen Stuhl, der wegen der Häßlichkeit seines Namens sich Sergius nennen ließ und dadurch der Namensveränderung den Ursprung gab, welche die Päbste bei ihrer Erwählung vornehmen.

Kaiser Karl war indessen gestorben; sein Sohn Ludwig folgte ihm, und nach dessen Tode entstanden unter seinen drei Söhnen so große Zwistigkeiten, daß zur Zeit seiner Enkel dem Hause Frankreich die Kaiserwürde genommen und auf Deutschland übertragen wurde. Der erste deutsche Kaiser hieß Arnulph. Die Familie Karls verlor durch diese Zwistigkeiten nicht nur das Kaiserthum, sondern auch die Herrschaft Italiens; denn die Longobarden gewannen neue Kräfte, und verletzten den Pabst und die Römer, so daß jener, da er nicht wußte, zu wem er seine Zuflucht nehmen sollte, aus Noth den Berengar, Herzog in Friaul, zum Könige von Italien ernannte. Diese Begebenheiten gaben den Hunnen, die in Pannonien wohnten den Muth, Italien anzugreifen, da sie aber mit Berengar handgemein wurden, zwang er sie, zurückzukehren nach Pannonien oder Ungarn, denn so ward jene Provinz nach ihnen benannt. Romanus war zu dieser Zeit Kaiser in Griechenland; er hatte das Reich dem Konstantinus entrissen, dessen Armee er befehligte, und weil auf diese Neuigkeit Apulien und Kalabrien sich wider ihn empörten, die seiner Herrschaft, wie eben gesagt, unterworfen waren, so ersuchte er, über diese Empörung entrüstet, den Sarazenen, in jene Länder über zu setzen. Sie kamen also, und nachdem sie diese Pro-

vinzen eingenommen hatten, versuchten sie auch Rom zu erobern. Die Römer aber machten, weil Berengar sich gegen die Hunnen zu vertheidigen beschäftigt war, Alberich, Herzog von Toskana, zu ihrem Anführer und bewahrten Rom durch seine Tapferkeit vor den Sarazenen, die, von jener Belagerung abstehend, ein Fort auf dem Berge Garganus erbauten, von wo aus sie Appulien und Kalabrien beherrschten und das übrige Italien bedrängten. So kam Italien zu dieser Zeit in außerordentliche Noth, gegen die Alpen zu von den Hunnen, gegen Neapel von den Sarazenen bekämpft. In diesen Drangsalen blieb es viele Jahre, unter drei Berengaren, die einer dem andern folgten; Pabst und Kirche waren in diesem Zeitraum in fortdauernder Verlegenheit, jeder Zuflucht beraubt durch die Uneinigkeit der abendländischen Fürsten, und durch der morgenländischen Ohnmacht. Die Stadt Genua mit allen ihren Ufern ward damals von den Sarazenen zerstört, welches die Größe der Stadt Pisa begründete, wohin viele aus ihrem Vaterlande verjagte Völker sich flüchteten. Alle diese Dinge erfolgten ungefähr ums Jahr 93? der christlichen Kirche. Als aber Otto, Herzog von Sachsen, Sohn Heinrichs und der Mathilde, ein kluger und hochberühmter Mann, Kaiser ward, so wandte sich der Pabst Neapel an ihn, mit Bitten, daß er nach Italien komme, es der Tyrannei der Berengaren zu entziehn.

Die Staaten Italiens waren damals also geordnet: die Lombardei stand unter Berengar dem dritten und seinem Sohne Albert; Toskana und Romagna wurden von einem Minister des abendländischen Kaisers verwaltet; Appulien und Kalabrien gehorchten theils dem griechischen Kaiser, theils den Sarazenen; in Rom wurden jährlich zwei Konsuln aus dem Adel erwählt, die es nach der alten Sitte regierten; hierzu kam ein Präfekt, der dem Volke Rechenschaft ablegte; sie hatten eine Versammlung von zwölf Män-

nern, welche jährlich die Vorgesezten über die ihnen untergebenen Ländereien vertheilten. Der Pabst hatte in Rom und in ganz Italien mehr oder weniger Ansehen, je nach dem er die Gunst des Kaisers oder derer, die die mächtigsten darin waren, besaß. Kaiser Otto kam also nach Italien, nahm das Reich den Berengaren, welche fünf und funfzig Jahre darin regiert hatten und gab dem Pabste seine Würde wieder. Kaiser Otto hatte einen Sohn und einen Enkel, gleichfalls Ottonen genannt, welche einer nach dem andern ihm in der Regierung folgten. Zur Zeit Otto des dritten ward Pabst Gregor der fünfte von den Römern verjagt, weshalb Otto nach Italien kam, und ihn in Rom wieder einsezte, worauf der Pabst, um sich an den Römern zu rächen, ihnen das Recht entzog, den Kaiser zu ernennen, und es sechs Fürsten Deutschlands ertheilte, nehmlich dreien Bischöfen, Mainz, Trier und Köln und dreien Fürsten, Brandenburg, Pfalz und Sachsen; dies geschah im Jahre 1002. Nach Otto des dritten Tode ward von diesen Kurfürsten Heinrich, Herzog von Baiern zum Kaiser erwählt, der nach zwölf Jahren von Stephan dem achten gekrönt ward. Heinrich und Sigismunda, seine Gattin, führten ein äußerst frommes Leben, welches viele Kirchen beweisen die von ihnen erbaut und ausgestattet wurden, unter andern auch des H. Miniatus Kirche nahe bei der Stadt Florenz. Heinrich starb im Jahre 1024, ihm folgte Conrad von Schwaben und diesem Heinrich der zweite. Derselbe kam nach Rom und da eine Spaltung von drei Päbsten in der Kirche war, so entsezte er sie alle, und ließ Klemens den zweiten erwählen, von dem er zum Kaiser gekrönt ward.

Italien ward damals theils von den Völkern, theils von den Fürsten, theils von des Kaisers Abgeordneten regiert. Unter den leztern ward der vornehmste und dem die andern Bericht erstatteten, Kanzler genannt. Unter den

Fürsten war der mächtigste Gottfried und die Gräfin Mathilde, seine Gemahlin, die eine Tochter von Beatrix, der Schwester Kaiser Heinrichs des zweiten war. Sie und ihr Gemahl besaßen Lukka, Parma, Reggio und Mantua nebst allem dem, was heut zu Tage das Patrimonium genannt wird. Die Päbste hatten damals heftig zu kämpfen gegen die Ehrsucht des römischen Volks, welches zuerst sich ihres Ansehens bedient hatte, um sich von den Kaisern zu befreien; nachdem es aber die Regierung der Stadt sich zugeeignet, und solche nach seinem Gefallen eingerichtet hatte, sogleich den Päbsten feind ward; und weit mehr Mißhandlungen hatten sie von diesem Volke, als von irgend einem christlichen Fürsten zu ertragen. Ja zu den Zeiten, als die Päbste mit dem Kirchenbann das ganze Abendland erzittern machten, war das römische Volk gegen sie empört, und beider Partheien einzige Absicht war die, einander Ansehn und Ehre zu entreißen. Nikolaus der zweite gelangte demnach auf den päbstlichen Stuhl, und, so wie Gregor der fünfte den Römern das Recht der Kaiserwahl genommen hatte, so beraubte sie Nikolaus des Rechts an der Wahl des Pabstes Antheil zu nehmen, und wollte, daß die Erwählung desselben den Kardinälen allein zukomme. Hiermit noch nicht zufrieden, zwang er in Uebereinkunft mit den Fürsten, welche damals, durch die Umstände die wir sogleich angeben werden, Kalabrien und Appulien beherrschten, alle Beamte, welche die Römer bei ihrer Staatsverwaltung angestellt hatten, dem Pabste Gehorsam zu leisten, ja einige beraubte er ihres Amts. Nach Nikolaus Tode entstand eine Spaltung in der Kirche; denn die Geistlichkeit der Lombardei wollte dem zu Rom erwählten Alexander dem zweiten nicht Gehorsam leisten, und ernannte Kadolo von Parma zum Gegenpabst. Heinrich, dem die Macht der Päbste verhaßt war, ließ dem Pabst Alexander andeuten, daß er der päbst-

lichen Würde entsagen, und den Kardinälen, daß sie nach Deutschland gehen sollten, einen neuen Pabst zu wählen. Hierdurch ward er der erste Fürst, der zu fühlen begann, wie gefährlich die geistlichen Wunden sind; denn der Pabst versammelte ein Konzilium zu Rom, und beraubte Heinrich sowohl der Kaiserwürde, als des Königthums. Einige Völker Italiens folgten dem Pabste, andre Heinrich; und dieses war der Keim zu den Partheien der Guelfen und Ghibellinen, auf daß Italien, befreit von den Ueberschwemmungen der Barbaren, von innerlichen Kriegen zerrissen werde. Heinrich also, in den Kirchenbann gethan, ward von seinen Völkern gezwungen nach Italien zu gehen, barfuß vor dem Pabste das Knie zu beugen, und ihn um Verzeihung zu bitten; welches im Jahre 1080 geschah. Dennoch entstand bald darauf neuer Zwist zwischen dem Pabst und Heinrich: daher der Pabst von neuem ihn in den Bann that, und der Kaiser seinen Sohn, gleichfalls Heinrich genannt, mit einem Heere nach Rom sandte, der, mit Hülfe der Römer, die den Pabst haßten, ihn in der Festung belagerte. Hierauf kam Robert Guiskard ihm aus Appulien zu Hülfe: Heinrich aber erwartete diesen nicht, sondern kehrte nach Deutschland zurück. Nur die Römer beharrten in ihrer Hartnäckigkeit, so daß Rom von Robert neuerdings geplündert und in den alten Ruin zurückgeworfen ward, nachdem es vorher von mehreren Päbsten wiederhergestellt worden war. Da nun von diesem Robert die Errichtung des Königreichs Neapel ausging, so scheint es mir nicht überflüssig, seine Thaten und Abstammung besonders zu erzählen.

Als Uneinigkeit entstand unter den Erben Karls des Großen, wie wir oben gezeigt haben, gab dies neuen nordischen Völkern, unter dem Namen Normänner vereint, Gelegenheit, einen Angriff auf Frankreich zu machen, und

sie nahmen das Land in Besitz, welches heutzutage nach ihnen die Normandie genannt wird. Von diesen Völkern kam ein Theil nach Italien, zur Zeit als dieses Land von den Berengaren, den Sarazenen und den Hunnen beunruhigt ward, und bemächtigte sich einiger Ländereien in Romagna, wo sie während jener Kriege sich mit Tapferkeit behaupteten. Von Tankred, einem jener normannischen Fürsten wurden mehrere Söhne erzeugt, unter welchen Wilhelm, genannt Serabak und Robert, mit dem Zunamen Guiskard waren. Die Oberherrschaft war an Wilhelm gekommen und die Unruhen in Italien waren zum Theil gestillt. Dennoch behaupteten die Sarazenen Sizilien und beraubten jeden Tag die Ufer Italiens; daher Wilhelm mit den Fürsten von Kapua und von Salerno und mit dem Griechen Melorkus, der in des griechischen Kaisers Namen Appulien und Kalabrien verwaltete, übereinkam, Sizilien anzugreifen. Auf den Fall des Sieges verabredeten sie, daß ein jeder von ihnen von der Beute und von dem Lande ein Viertel zum Antheil haben solle. Die Unternehmung war glücklich; sie verjagten die Sarazenen, nahmen Sizilien ein; Melorkus aber ließ nach diesem Siege heimlich Truppen aus Griechenland kommen, nahm die Insel im Namen des Kaisers in Besitz, und theilte nur die Beute. Wilhelm war hierüber sehr unzufrieden; aber er versparte sich auf eine gelegenere Zeit, es zu zeigen, und verließ Sizilien mit den Fürsten von Salerno und Kapua. Als diese sich von ihm getrennt hatten, um nach Hause zu gehen, kehrte Wilhelm nicht nach Romagna zurück, sondern wandte sich mit seinen Truppen gegen Appulien, und nahm plötzlich Melfi ein, von wo aus er in kurzer Zeit gegen die Macht des griechischen Kaisers fast ganz Appuliens und Kalabriens sich bemeisterte. Diese Provinzen beherrschte zu Nikolaus II Zeit Wilhelms Bruder, Robert Guiskard, und weil er viele Streitigkeiten mit

seinen Neffen über die Erbfolge in diesen Staaten hatte, so bediente er sich des Ansehns des Pabstes, um sie beizulegen; welches dieser sehr gern ausführte, weil er Robert für sich zu gewinnen wünschte, auf daß er gegen die deutschen Kaiser, und gegen die Anmaßung des römischen Volkes ihn vertheidigen möchte; wie denn auch, nach dem was wir oben gezeigt haben, die Folge davon war, daß er auf Gregor des siebenten Anliegen, Heinrich von Rom verjagte, und das Volk bändigte. Roberts Nachfolger waren Roger und Wilhelm, seine Söhne, zu deren Reich Neapel hinzugefügt ward, nebst allen Ländern von Neapel bis Rom, hernach auch Sizilien, dessen sich Roger bemächtigte. Als aber Wilhelm hierauf nach Konstantinopel ging, um des Kaisers Tochter zur Gemahlin zu nehmen, ward er von Roger angegriffen und ihm das Reich entrissen. Aufgeblasen durch diesen Besiz ließ Roger zuerst sich König von Italien nennen, hernach aber, mit dem Titel eines Königes von Appulien und Sizilien sich begnügend, war er der erste der jenem Reiche Namen und Einrichtung gab, welches noch heut zu Tage innerhalb seinen alten Gränzen sich erhält, obgleich es nicht allein das Geschlecht, sondern sogar die Nazion seiner Könige mehrmals gewechselt hat. Denn nachdem der Stamm der Normannen untergegangen, ging dies Königreich auf die Deutschen über, von diesen auf die Franzosen, von diesen auf die Aragonier, und jezt wird es von den Flamändern beherrscht.

Urban II. war jezt auf den päbstlichen Stuhl gelangt; dieser war in Rom verhaßt, daher er, in der Meinung, daß er der Zwistigkeiten wegen in Italien nicht mehr mit Sicherheit würde bleiben können, sich zu einer erhabnen Unternehmung wandte, indem er mit seiner ganzen Geistlichkeit nach Frankreich ging, und in Antwerpen eine große Volksmenge versammelte, vor welcher er eine Rede gegen die Ungläubi-

gen hielt, und ihr Gemüth dadurch so sehr entzündete, daß alle beschlossen, den Kriegszug nach Asien gegen die Sarazenen zu unternehmen. Diese Unternehmung und die übrigen ähnlichen wurden nachmals Kreuzzüge genannt, weil alle diejenigen, welche daran Theil nahmen auf ihren Waffen und Kleidungen mit einem rothen Kreuze bezeichnet waren. Die Anführer dieses Zuges waren Gottfried, Eustachius und Balduin von Bouillon, Grafen von Bologna und Peter, ein Ermit, durch Frömmigkeit und Weisheit berühmt; worauf dann viele Könige und viele Völker mit ihren Schätzen zusammen kamen, und viele einzelne ohne den geringsten Lohn Kriegsdienste thaten. So viel vermochte damals die Religion über die Gemüther der Menschen, angefeuert von dem Beispiel der Häupter! Anfangs war die Unternehmung ruhmvoll, denn ganz Kleinasien, Syrien und ein Theil Aegyptens fiel in der Christen Hände. Durch sie veranlaßt entstand der Orden der Ritter von Jerusalem, der noch heut zu Tage die Insel Rhodus besitzt und beherrscht, welche als Hinderniß der mahomedanischen Macht einzig noch übrig ist. Auch der Orden der Tempelritter entstand, der aber nach kurzer Zeit seiner schlechten Sitten wegen unterging. Verschiedene Begebenheiten erfolgten zu verschiedner Zeit, wobei viele Nationen und einzelne Männer sich Ruhm erwarben. Den Zug zu unterstützen trat Frankreichs König, Englands König hinzu; und die Völker von Pisa, Venedig, Genua erlangten hohen Ruf und kämpften mit wechselndem Glücke bis zu Saladins des Sarazenen Zeiten, dessen Tapferkeit, vereint mit der Christen Zwietracht, ihnen endlich allen den Ruhm entriß, den sie im Anfang sich erworben hatten, und nach neunzig Jahren wurden sie aus dem Orte vertrieben, den sie mit so hoher Ehre glücklich erobert hatten.

Nach Urbans Tode ward Paskal der zweite zum Pabst

gewählte, und auf den Kaiserthron war Heinrich der vierte gelangt. Dieser kam nach Rom und stellte sich als wolle er Freundschaft mit dem Pabste halten; hernach aber sezte er den Pabst und die ganze Geistlichkeit ins Gefängniß, und befreite sie nicht eher, bis ihm zugestanden ward, über die Kirchen Deutschlands nach eigenem Gefallen bestimmen zu können. In diesen Zeiten starb die Gräfin Mathilde, und hinterließ ihren ganzen Staat der Kirche zur Erbschaft. Nach dem Tode Paskals und Heinrich des vierten folgten mehrere Päbste und Kaiser, bis endlich das Pabstthum an Alexander den dritten, das Kaiserthum an Friedrich von Schwaben, genannt Barbarossa, kam. Es hatten die Päbste in jenen Zeiten mit dem römischen Volke und mit den Kaisern viele Schwierigkeiten gehabt, welche zu Barbarossas Zeit sich sehr vermehrten. Friedrich war ein vortrefflicher Kriegsmann, aber von so großem Stolze erfüllt, daß er es nicht ertragen konnte, dem Pabste zu weichen. Dennoch kam er bei seiner Erwählung nach Rom, die Krone zu empfangen, und kehrte dann friedlich nach Deutschland zurück. Doch nicht lange blieb er in dieser Gesinnung, denn bald kam er von neuem nach Italien, um einige Oerter in der Lombardei zu bändigen, die ihm ungehorsam waren, und zu gleicher Zeit geschah es, daß der Kardinal von San Klemente, ein Römer von Geburt, von dem Pabste Alexander abfiel und von einigen Kardinälen zum Pabst ernannt wurde. Kaiser Friedrich befand sich damals im Lager zu Crema, und als sich Alexander bei ihm über den Gegenpabst beschwerte, antwortete er ihm, es solle einer wie der andere vor ihm erscheinen, und dann werde er entscheiden, wer von ihnen Pabst sei. Diese Antwort mißfiel dem Alexander, und weil er ihn geneigt sah, den Gegenpabst zu begünstigen, that er ihn in den Bann, und entfloh zum Könige Philipp von Frankreich. Friedrich indessen, seinen Krieg in der Lombar-

bei fortsezend, nahm und zerstörte Mailand, wodurch Verona, Padua und Vicenza veranlaßt wurden, sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen ihn zu verbinden. In der Zwischenzeit war der Gegenpabst gestorben, daher Friedrich den Guido von Kremona an dessen Statt ernannte. Die Römer hatten in diesen Zeiten durch die Abwesenheit des Pabstes und durch die Hindernisse, die der Kaiser in der Lombardei fand, wieder einige Macht in Rom gewonnen und prüften den Gehorsam der Ortschaften, welche ihnen unterworfen zu sein pflegten. Und weil die Tuskulaner ihrer Herrschaft sich nicht fügen wollten, so giengen sie in Masse auf dieselben los; diese aber, von Friedrich unterstüzt, schlugen das Heer der Römer mit einer so großen Niederlage, daß Rom nachher nie wieder weder bevölkert, noch reich ward. Indessen war Pabst Alexander nach Rom zurückgekehrt, in der Meinung, er werde dort, geschüzt durch die Feindschaft zwischen den Römern und Friedrich, und durch die Feinde, welche dieser in der Lombardei hatte, sicher bleiben können. Friedrich aber, jede Rücksicht bei Seite sezend, zog gegen Rom zu Felde, wo Alexander ihn nicht erwartete, sondern zum Könige Wilhelm von Apulien entfloh, der nach Rogers Tode der Erbe dieses Reiches geblieben war. Doch, von der Pest verjagt, hob Friedrich die Belagerung auf und kehrte nach Deutschland zurück; worauf die gegen ihn verbündeten Städte der Lombardei, um Pavia und Tortona angreifen zu können, welche der kaiserlichen Parthei ergeben waren, eine Stadt erbauten, die der Siz dieses Krieges sein sollte, und welche sie, dem Pabste Alexander zu Ehren und Friedrich zum Schimpf, Alexandria nannte. Auch der Gegenpabst Guido starb, und in seine Stelle ward Johann von Fermo gesezt, der durch Begünstigung der kaiserlichen Parthei zu Montefiascone sich aufhielt. Pabst Alexander war indessen nach Tuskulum ge-

gangen, von diesem Volke berufen, daß er mit seinem Ansehn es vor den Römern vertheidigen möchte. Hier kamen Gesandte zu ihm vom Könige Heinrich von England, ihm anzuzeigen, daß dieser König nicht die mindeste Schuld habe an dem Tode des H. Thomas, Bischofes von Canterbury, wie man im Volke verläumderisch ihm zur Last lege. Deswegen sandte der Pabst die Wahrheit der Sache zu untersuchen, zwei Kardinäle nach England, welche, obschon sie den König nicht in offenbarer Schuld fanden, dennoch, wegen der Schändlichkeit des Verbrechens, und weil er den Bischof nicht nach Verdienst geehrt hatte, zur Buße ihm auferlegten, daß er alle Barone des Reichs zusammenberufen, und dann in ihrer Gegenwart mit einem Eide sich reinigen solle: ferner, daß er sogleich zweihundert Soldaten, mit einjähriger Löhnung versehen, nach Jerusalem sende; daß er verpflichtet sei, mit einem Heere, so groß als er es nur versammeln könne, noch ehe drei Jahre vergiengen, persönlich dahin abzugehen; und endlich, daß er alles dasjenige für ungültig erkläre, was in seinem Reiche zum Nachtheile der kirchlichen Freiheit geschehen sei, und jedem seiner Unterthanen das Recht zugestehe, wenn er wolle, nach Rom zu appelliren. Alle diese Dinge wurden von Heinrich angenommen, und ein so großer König unterwarf sich diesem Urtheil, dem heut zu Tage ein Prwarmann sich zu unterwerfen sich schämen würde. Nichtsdestoweniger konnte der Pabst, während er eine so große Gewalt über die entfernten Fürsten ausübte, sich keinen Gehorsam von den Römern verschaffen, von denen er nicht einmal das erlangen konnte, daß er in Rom sich aufhalten durfte, obschon er versprach, mit andern Dingen, als mit den kirchlichen sich nicht zu beschäftigen: um so viel werden die Dinge, die einen Schein haben, mehr in der Ferne, als in der Nähe gefürchtet.

Friedrich war zu dieser Zeit nach Italien zurückgekehrt, und während er sich bereitete, mit dem Pabste einen neuen Krieg zu beginnen, gaben ihm alle seine Prälaten und Barone zu verstehen, daß sie ihn verlassen würden, wenn er nicht mit der Kirche sich versöhnte; er war daher gezwungen, nach Venedig zu gehen, um sich vor dem Pabste niederzuwerfen, worauf sie Frieden mit einander schlossen, und der Pabst in dem darüber abgeschlossenen Vertrage den Kaiser aller Macht, die er über Rom haben möchte, beraubte, und Wilhelm, König von Appulien und Sizilien, zu seinem Bundesgenossen ernannte. Friedrich, der nicht leben konnte, ohne Krieg zu führen, unternahm einen Zug nach Asien, um gegen Mahomed diese Ehrsucht zu stillen, die er gegen die Statthalter Christi nicht hatte stillen können; aber als er an den Fluß Cidnus kam, lockte ihn die Klarheit des Wassers, daß er sich darin badete, und diese Unregelmäßigkeit brachte ihm den Tod. So erzeigten die Fluthen den Mahomedanern größere Gunst, als die Bannstrahlen den Christen, denn diese zügelten seinen Hochmuth, jene aber löschten ihn aus. Nach Friedrichs Tode blieb dem Pabste nur noch der Römer Widerspenstigkeit zu bändigen, und nach vielen Zwistigkeiten über die Ernennung der Konsuln kamen sie überein, daß die Römer, dem Herkommen gemäß, sie erwählen sollten; doch sollten sie nicht eher ihr Amt antreten, bis sie geschworen hätten, der Kirche Gehorsam zu leisten. Dieser Vertrag bewog den Gegenpabst Johann, sich auf Monte Albano zu flüchten, wo er bald darauf starb. Zu dieser Zeit war Wilhelm, König von Neapel, gestorben, und der Pabst beabsichtigte, dieses Reich in Besitz zu nehmen, weil der König keine Söhne hinterlassen hatte, außer Tankred, seinen natürlichen Sohn; die Baronen aber stimmten dem Pabste nicht bei, sondern wollten, daß Tankred König werde. Cölestin der dritte war damals Pabst,

und begierig, dies Reich aus Tankreds Händen zu reiſſen, bewirkte er, daß Heinrich, der Sohn Friedrichs, zum Kaiſer ernannt wurde, und verſprach ihm das Königreich Neapel unter der Bedingung; daß er der Kirche die Länder, welche ihr gehörten, wieder erſtatte. Und um die Sache zu erleichtern, nahm er Conſtanza, eine ſchon alte Tochter Wilhelms, aus dem Kloſter, und gab ſie ihm zur Gemahlin. So ging das Königreich Neapel von den Normannen, die die Gründer deſſelben geweſen waren, auf die Deutſchen über. Kaiſer Heinrich kam, ſobald er Deutſchlands Angelegenheiten geordnet, mit ſeiner Gemahlin Conſtanza, und einem vierjährigen Sohne Namens Friedrich nach Italien, und nahm das Königreich ohne alle Schwierigkeit in Beſitz, weil Tankred ſchon geſtorben war, und nur ein kleines Söhnchen Namens Roger hinterlaſſen hatte. Nach einiger Zeit ſtarb Heinrich in Sizilien, und es folgte ihm im Königreiche Neapel Friedrich, und im Kaiſerthume Otto, Herzog von Sachſen, ernannt durch die Begünſtigung Pabſt Innocenz des dritten. Aber ſobald er die Krone aufgeſezt hatte, ward Otto, gegen alle Erwartung, des Pabſtes Feind; beſezte Romagna, und ſchickte ſich an, Neapel anzugreifen. Der Pabſt belegte ihn deshalb mit dem Bann, ſo daß er von Jedermann verlaſſen ward, und die Churfürſten Friedrich, König von Neapel, zum Kaiſer wählten. Friedrich kam zur Krönung nach Rom, der Pabſt aber wollte ihn nicht krönen, weil er ſeine Macht fürchtete, und ſuchte ihn aus Italien zu entfernen, wie er Otto daraus entfernt hatte. Friedrich, hierüber erzürnt, zog nach Deutſchland, und überwand daſelbſt Otto nach mehreren Feldzügen. Indeſſen ſtarb Innocenz, welcher auſſer andern vortrefflichen Werken auch das Spital des H. Geiſtes zu Rom erbauete. Sein Nachfolger war Honorius der dritte, zu deſſen Zeit die Orden des H. Dominikus und des H. Franz im Jahre

1213 entſtanden. Dieſer Pabſt krönte Friedrich, und Johann, Baldwins Sohn, König von Jeruſalem, der mit den Ueberreſten der Chriſten in Aſien war, und dieſen Titel noch führte, gab ihm eine ſeiner Töchter zur Frau, und bewilligte in der Mitgift ihm den Titel jenes Königreiches; daher kommt es, daß, wer immer König von Neapel iſt, ſich auch König von Jeruſalem nennt.

Die Verhältniſſe Italiens waren damals folgende; die Römer ernannten nicht mehr Konſuln, ſondern ſtatt deren bald einen, bald mehrere Senatoren, mit gleicher Macht bekleidet. Der Bund, welchen die lombardiſchen Städte gegen Friedrich Barbaroſſa geſchloſſen hatten, beſtand noch; dies waren nehmlich Mailand, Breſcia, Mantua, nebſt dem größten Theile der Städte in Romagna, und außerdem noch Verona, Vicenza, Padua und Trevigi. Auf Seiten des Kaiſers waren Cremona, Bergamo, Parma, Modena und Trient. Die anderen Städte und Feſten in der Lombardei, in Romagna und in der Trevigianer Mark begünſtigten, nach ihrem Bedürfniß, bald dieſe, bald jene Parthei. Zur Zeit Otto des dritten war ein gewiſſer Ezelin nach Italien gekommen, der im Lande blieb und einen Sohn erzeugte, welcher wiederum einen Sohn, Namens Ezelin, hinterließ. Dieſer, der reich und mächtig war, ſchloß ſich an Friedrich den zweiten, welcher, wie geſagt, ein Feind des Pabſtes geworden war, und jezt, nach Italien kommend, durch Ezelin's Mitwirken und Begünſtigung, Verona und Mantua einnahm, Vicenza zerſtörte, Padua eroberte, das Heer der verbündeten Städte ſchlug, und endlich gegen Toskana vordrang. Ezelin hatte indeſſen die ganze Trevigianer Mark unterworfen, doch konnte er Ferrara nicht erobern, weil es von Azzo von Eſte und von den Truppen, die der Pabſt in der Lombardei hatte, vertheidigt ward; daher denn nach Aufhebung der Belagerung der Pabſt dieſe Stadt dem Azzo

von Este zur Lehn gab, und von diesem stammen diejenigen ab, welche noch heut zu Tage es beherrschen. Friedrich machte zu Pisa Halt, voll Verlangen, sich Toskanas zu bemächtigen, und indem er die Freunde und Feinde in dieser Provinz auskundschaftete, säete er so viel Zwiespalt aus, daß er den Ruin von ganz Italien veranlaßte; denn die Partheien der Guelfen und Ghibellinen vervielfältigten sich: die Anhänger der Kirche nannten sich Guelfen, und Ghibellinen die, welche dem Kaiser folgten; zu Pistoja hörte man diese Namen zuerst. Nachdem er Pisa verlassen, brannte Friedrich und verwüstete auf vielfache Weise die Besitzungen der Kirche; so daß der Pabst, jedes andern Hülfsmittels beraubt, einen Kreuzzug gegen ihn ausschrieb, wie seine Vorgänger gegen die Sarazenen gethan hatten. Friedrich, um nicht mit einem Schlage von allen seinen Truppen verlassen zu werden, wie es Friedrich Barbarossa und seine anderen Vorgänger wurden, nahm viele Sarazenen in Sold, und, um dieselben sich zu verbinden und in Italien ein feststehendes Hinderniß gegen die Kirche aufzustellen, welches die päbstlichen Flüche nicht zu fürchten hätte, schenkte er ihnen Nocera im Königreiche Neapel, auf daß sie, mit einem eignen Zufluchtsort versehen, mit größerer Sicherheit ihm dienen könnten. Innocenz der vierte, der auf den päbstlichen Stuhl gelangt war, ging aus Furcht vor Friedrich, nach Genua und von da nach Frankreich, woselbst er eine Kirchenversammlung nach Lion veranstaltete, bei welcher auch Friedrich sich einzufinden beschloß. Allein die Empörung von Parma hielt ihn zurück, und da sein Angriff gegen diese Stadt zurückgeschlagen ward, ging er nach Toskana und von da nach Sizilien, wo er starb. Er hinterließ in Schwaben seinen Sohn Konrad und in Appulien Manfred, den er mit einer Beischläferin erzeugt und zum Herzoge von Benevent gemacht hatte. Konrad kam, um von

dem Königreiche Beſitz zu nehmen, ſtarb aber, als er zu Neapel ankam, und hinterließ einen noch kleinen Sohn, Konradin, der ſich in Deutſchland befand. Manfred nahm deshalb, anfangs als Konradins Vormund, das Reich in Beſitz, hernach aber machte er ſich, ausſprengend, daß Konradin geſtorben ſei, zum Könige, gegen den Willen des Pabſtes und der Neapolitaner, die er mit Gewalt zur Zuſtimmung zwang.

Während dieſe Begebenheiten im Neapolitaniſchen vorfielen, erfolgten in der Lombardei viele Bewegungen zwiſchen den Partheien der Guelfen und Ghibellinen. Für die Guelfen war ein Legat des Pabſtes, für die Ghibellinen Ezelin, der faſt die ganze Lombardei jenſeit des Po beſaß. Und weil ſich, während ihn der Krieg beſchäftigte, Padua gegen ihn empört hatte, ließ er zwölftauſend Paduaner tödten, ſtarb aber ſelbſt noch vor Beendigung des Krieges in einem Alter von achtzig Jahren, und nach ſeinem Tode wurden alle die Städte frei, die er beſeſſen hatte. Manfred, König von Neapel, ſetzte ſeine Feindſeligkeiten gegen die Kirche fort, nach dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren, und erhielt den Pabſt, der ſich Urban der vierte nannte, in immerwährender Verlegenheit; ſo daß dieſer, um ihn zu bändigen, einen Kreuzzug gegen ihn berief, und um die Truppen zu erwarten, nach Perugia ging. Da es ihm aber ſchien, daß nur wenige, ſchwache und langſame Völker heranzögen, ſo glaubte er zum Siege über Manfred ſichrerer Hülfsmittel zu bedürfen; er ſuchte deshalb in Frankreich Begünſtigung; ernannte Karl von Anjou, den Bruder König Ludwigs von Frankreich, zum König von Sizilien und Neapel, und trieb ihn an, nach Italien zu kommen, um jenes Reich in Beſitz zu nehmen. Ehe aber Karl nach Rom kam, ſtarb der Pabſt, und in ſeine Stelle ward Clemens der vierte erwählt, zu deſſen Zeit Karl mit dreißig Galeren

nach Ostia kam; er befahl, daß seine übrigen Truppen zu Lande kommen sollten, und während seines Aufenthaltes zu Rom ernannten ihn die Römer, um ihn sich günstig zu machen, zum Senator, und der Pabst bekleidete ihn mit dem Königreiche Neapel, unter der Verpflichtung, daß er der Kirche jährlich funfzigtausend Gulden bezahlen solle, auch machte er ein Gesez, daß in Zukunft weder Karl, noch die anderen, die dieses Reich besizen würden, Kaiser sein könnten. Karl ging darauf gegen Manfred, schlug und tödtete ihn nahe bei Benevent und bemächtigte sich Siziliens und des Königreichs Neapel. Konradin aber, dem durch das Vermächtniß seines Vaters dieses Reich gehörte, versammelte viele Truppen in Deutschland und zog gegen Karl nach Italien, schlug sich mit ihm bei Tagliacozzo, und ward besiegt, worauf er unerkannt entfloh, hernach aber gefangen und hingerichtet ward.

Italien blieb jezt ruhig, bis Adrian der fünfte auf den päbstlichen Stuhl gelangte. Da nun Karl sich in Rom aufhielt und es vermöge seines Amtes als Senator verwaltete, so konnte der Pabst seine Macht nicht ertragen, ging, seine Wohnung in Viterbo zu nehmen, und forderte den Kaiser Rudolph auf, gegen Karl nach Italien zu kommen. So hörten die Päbste niemals auf, bald aus Liebe zur Religion, bald aus persönlicher Ehrsucht, fremde Männer nach Italien zu rufen und neue Kriege zu erregen; wenn sie dann einen Fürsten mächtig gemacht hatten, so bereuten sie es und suchten seinen Untergang, auch gaben sie nicht zu, daß diejenigen Provinzen, welche sie aus Schwäche nicht besizen konnten, ein anderer besäße. Die Fürsten zitterten vor ihnen, weil sie immer, sei es kämpfend, sei es fliehend, siegten, wenn sie nicht etwa durch irgend einen Betrug unterdrückt wurden, wie Bonifacius der achte und einige andere, die unter der Maske der Freundschaft von den Kaisern gefangen

wurden. Rudolf kam nicht nach Italien, zurückgehalten durch seinen Krieg mit dem Könige von Böhmen. In dieser Zeit starb Adrian, und Nikolaus der dritte aus dem Hause Orsino ward zum Pabst gewählt, ein verwegener und ehrsüchtiger Mann, welcher die Macht Karls auf alle Weise zu vermindern trachtete. Auf sein Anstiften beschwerte sich Kaiser Rudolf, daß Karl von Seiten der Guelfischen Parthei, die er nach Manfreds Tode in Toskana wieder einaesezt hatte, in dieser Provinz einen Statthalter hielt. Karl gab dem Kaiser nach, zog seine Statthalter heraus, und der Pabst sandte einen seiner Nepoten, einen Kardinal, als Statthalter von Seiten des römischen Reichs hin: so daß der Kaiser, für diese ihm erzeigte Ehre, der Kirche Romagna zurückgab, welches seine Vorgänger ihr genommen hatten, worauf denn der Pabst den Berthold Orsino zum Herzoge von Romagna ernannte. Da er sich nun mächtig genug glaubte, um Karln die Stirn zeigen zu können, beraubte er ihn seines Amtes als Senator, und machte ein Gesez, daß niemand aus königlichem Geblüt ferner Senator in Rom sein könne. Außerdem hatte er im Sinne, Karln Sizilien zu entreißen, und schmiedete zu diesem Ende heimlicherweise Ränke mit Peter, König von Aragonien, welche aber erst nachher zu seines Nachfolgers Zeit ihre Wirkung hatten. Er beabsichtete ferner aus seinem Hause zwei Könige zu ernennen, einen in der Lombardei, den andern in Toskana, deren Macht die Kirche gegen die Deutschen vertheidigen sollte, die etwa nach Italien kommen wollten, und gegen die Franzosen, welche in Neapel waren; allein er starb mitten in diesen Plänen. Er war unter den Päbsten der erste, der öffentlich seine persönliche Ehrsucht zeigte, und der den Zweck hatte, unter dem Scheine, die Kirche zu erheben, die Seinigen zu bereichern. Und so wie bis zu seiner Zeit hinauf niemals von Nepoten oder Verwandten irgend eines

Pabſtes die Rede war, ſo wird in Zukunft die Geſchichte voll davon werden, ſo daß wir ſogar auf ihre Söhne werden kommen müſſen; und nichts bleibt den Päbſten noch zu verſuchen übrig, als daß, ſo wie ſie bis zu unſern Zeiten ihre Kinder als Fürſten zu hinterlaſſen geſtrebt haben, ſie eben ſo in Zukunft darauf denken mögen, ihnen das Pabſtthum erblich zu hinterlaſſen. Doch iſt es wahr, daß bis jezt die von ihnen geſtifteten Fürſtenthümer nur ein kurzes Leben geführt haben; denn weil die Päbſte meiſtens nur kurze Zeit leben, ſo vollenden ſie entweder das Pflanzen ihrer Gewächſe gar nicht, oder wenn ſie dieſelben auch gepflanzt haben, ſo hinterlaſſen ſie ſolche doch mit ſo wenigen und ſchwachen Wurzeln, daß ſie vom erſten Winde dahin gerafft werden, ſobald jene Kraft, die ſie erhielt, geſchwunden iſt.

Martin der vierte, ſein Nachfolger, begünſtigte, als ein geborner Franzoſe, Karls Parthei. Dieſer ſandte daher zu des Pabſtes Vortheil ſeine Truppen nach Romagna, das ſich gegen ihn empört hatte. Als er nun im Lager zu Forli ſtand, bewirkte Guido Boratti, ein Aſtrologe, daß, auf ein von ihm gegebenes Zeichen, das Volk die Franzoſen angriff, ſo daß dieſe dort ſämmtlich gefangen und getödtet wurden. Zu gleicher Zeit ward auch die vom Pabſte Nikolaus mit Peter, König von Arragonien verabredete Liſt ausgeführt, vermöge welcher die Sizilianer alle Franzoſen niederhieben, die ſich auf ihrer Inſel fanden. Peter bemächtigte ſich darauf der Inſel, behauptend, daß ſie ihm gehöre, weil er Manfreds Tochter, Konſtanze, zur Gemahlin habe. Karl aber ſtarb, da er eben, um ſie wieder zu erobern, ſich zum neuen Kriege rüſtete, und hinterließ als Nachfolger Karl den zweiten, der in dieſem Kriege als Gefangener in Sizilien zurückgeblieben war, und, um ſich zu befreien, verſprach, er wolle auch als ſolcher wieder zurück kehren, wenn

er innerhalb drei Jahren nicht beim Pabſte bewirkt hätte, daß das königliche Haus von Arragon mit dem Königreich Sizilien bekleidet würde.

Kaiſer Rudolf, anſtatt nach Italien zu kommen, um des römiſchen Reichs Anſehen daſelbſt wieder herzuſtellen, ließ einen Geſandten dahin abgehen, mit der Vollmacht, allen denjenigen Städten die Freiheit zu geben, die ſie erkaufen würden; daher denn viele Städte ſich loskauften, und mit der erlangten Freiheit auch ihre innere Einrichtung änderten. Adolf von Sachſen folgte auf dem Kaiſerthrone, und auf dem päbſtlichen Stuhle Peter von Murone, welcher Pabſt Cöleſtin genannt ward. Dieſer, da er ein Eremit und von hoher Frömmigkeit war, entſagte nach ſechs Monaten der päbſtlichen Würde, und es ward Bonifacius der achte erwählt. Die Vorſicht, wohl wiſſend, daß eine Zeit kommen würde, wo Franzoſen und Deutſche ſich aus Italien entfernen, und wo dieſes Land ganz in der Italiener Händen bleiben würde, ließ, damit der Pabſt, wenn er einſt frei wäre von den Hinderniſſen, die jenſeits der Alpen ſich ihm entgegenſtellten, weder ſeine Macht zu befeſtigen, noch ihrer zu genießen im Stande ſein möchte, zwei ſehr mächtige Familien ſich in Rom erheben, die Colonna und Orſini, auf daß ſie durch ihre Macht und Nähe dem Pabſtthum Schranken ſezten. Pabſt Bonifacius alſo, der dies erkannte, beſchloß, die Colonna zu unterdrücken, und ſchrieb, nicht zufrieden, ſie mit dem Bann belegt zu haben, einen Kreuzzug gegen ſie aus; welches, obſchon es ihnen einigermaßen ſchadete, der Kirche doch noch viel nachtheiliger war; denn dieſe Waffen, welche ſie aus Anhänglichkeit an den Glauben tapfer gebraucht hatte, begannen, da ſie ſolche aus perſönlichem Ehrgeiz gegen die Chriſten wandte, nicht mehr zu verwunden. So geſchah es, daß die Päbſte, durch den allzugroßen Hang, ihre Begierden zu befriedigen, ſich all-

mählich entwaffneten. — Ueberdieses beraubte er zwei Glieder dieser Familie, die Kardinäle waren, ihrer Kardinalswürde. Sciarra, das Haupt der Familie, ward, als er vor ihm floh, unerkannt von katalonischen Seeräubern gefangen, und an die Ruderbank geschmiedet, hierauf in Marseille erkannt und zu dem Könige Philipp von Frankreich gesandt, der von Bonifacius in den Bann gethan und seines Reiches beraubt worden war. Philipp, welcher erwog, wie er im offenen Kriege gegen die Päbste entweder der Verlierende bleiben, oder doch große Gefahr laufen müsse, wandte sich zur List; und sich stellend, als wolle er einen Vergleich mit dem Pabste eingehen, sandte er Sciarra insgeheim nach Italien, welcher bei seiner Ankunft zu Anagnia, wo der Pabst war, seine Freunde Nachts versammelte, und ihn gefangen nahm. Obschon er bald darauf von dem Volke von Anagnia befreit ward, so starb er doch vor Schmerz über diese Beleidigung in Raserei. Bonifacius war der Stifter des Jubiläums im Jahr 1300, und verordnete, daß es alle hundert Jahre gefeiert werde. Zu dieser Zeit erfolgten viele Unruhen zwischen den Guelfen und Ghibellinen, und weil Italien von den Kaisern verlassen war, so wurden viele Städte frei und viele von Tyrannen in Besitz genommen. Pabst Benedikt gab den Colonnesischen Kardinälen den Kardinalshut zurück, und dem Könige Philipp von Frankreich gab er den Segen wieder. Ihm folgte Clemens der fünfte, welcher, da er ein Franzose war, den päbstlichen Hof im Jahr 1306 nach Frankreich führte.

In der Zwischenzeit starb Karl der zweite, König von Neapel, dem Robert, sein Sohn, folgte; und auf den Kaiserthron war Heinrich von Luxemburg gelangt, der nach Rom ging, um sich zu krönen, obgleich der Pabst nicht dort war. Durch seine Ankunft entstanden viele Bewegungen in der Lombardei, denn alle Ausgewanderte, ob sie Guelfen

oder Ghibellinen waren, wurden wieder in ihre Länder eingesezt. Die Folge davon war, daß, indem einer den andern verjagte, die ganze Provinz sich mit Krieg erfüllte, dem der Kaiser mit aller seiner Macht nicht steuern konnte. Er verließ die Lombardei und ging über Genua nach Pisa, wo er sich bemühte, dem Könige Robert Toskana wegzunehmen; da er aber nicht den mindesten Erfolg fand, ging er nach Rom, wo er nur wenige Tage blieb, indem er von den Orsinis unter Begünstigung des Königs Robert daraus verjagt ward, und nach Pisa zurück kehrte: um nun mit größerer Sicherheit gegen Toskana Krieg zu führen, und es der Herrschaft des Königs Robert zu entziehn, ließ er es durch Friedrich, König von Sicilien, angreifen. Als er aber mit einem Male sich Toskanas zu bemeistern und dem Könige Robert sein Reich zu nehmen hoffte, starb er; und ihm folgte Ludwig von Baiern auf dem Kaiserthrone. Inzwischen gelangte Johann XXII auf den päbstlichen Stuhl, zu dessen Zeit der Kaiser nicht nachließ, die Guelfen und die Kirche zu verfolgen, welche vornehmlich von dem Könige Robert und den Florentinern vertheidigt wurde. Hieraus entstanden viele Kriege, in der Lombardei von den Visconti gegen die Guelfen, und in Toscana von Castruccio von Lucca gegen die Florentiner geführt. Weil aber die Familie der Visconti diejenige war, welche dem Herzogthume Mailand, einer der fünf Hauptmächte, welche nachher Italien beherrschten, den Ursprung gab, so wird es gut sein, ihre Umstände von früherer Zeit her hier nachzuholen. Als in der Lombardei der Bund jener Städte entstand, die, wie wir oben erwähnt haben, sich gegen Friedrich Barbarossa vertheidigen wollten, trat, aus seinem Ruin wieder hergestellt, Mailand um die erlittenen Beleidigungen zu rächen, dem Bunde bei, der dem Barbarossa Einhalt that, und eine Zeit lang die Parthei der Kirche in der Lombardei aufrecht

erhielt. In den Unruhen der Kriege, die damals erfolgten, ward in dieser Stadt die Familie derer della Torre sehr mächtig, und ihr Ansehen war beständig im Steigen, während die Kaiser nur wenig Macht in dieser Provinz besaßen. Als aber Friedrich der zweite nach Italien kam, und die Ghibellinische Parthei durch Ezelins Hülfe mächtig geworden war, entstanden in allen Städten Ghibellinische Bewegungen: wie denn auch in Mailand zu denen, welche die Parthei der Ghibellinen hielten, die Familie der Visconti gehörte, welche die della Torre aus der Stadt verjagten. Doch nur kurze Zeit waren diese auswärts gewesen, als sie durch die zwischen dem Kaiser und Pabst geschlossenen Verträge wieder in ihr Vaterland eingesezt wurden. Als aber der Pabst mit seinem Hofe nach Frankreich gegangen war, und Heinrich von Luxemburg nach Italien kam, um sich in Rom die Krone aufzusezen, ward er in Mailand von Maffeo Visconti und Guido della Torre empfangen, welche damals die Häupter dieser Familien waren. Maffeo nun, in der Absicht sich des Kaisers zu bedienen, um Guido zu verjagen, welches Unternehmen er, weil dieser von der der kaiserlichen entgegengesezten Parthei war, für leicht hielt, nahm von den Beschwerden des Volks gegen das üble Betragen der Deutschen Gelegenheit, vorsichtig bei allen Bürgern umherzugehen, jedem Muth einflößend und ihn überredend, die Waffen zu ergreifen und sich die Knechtschaft dieser Barbaren vom Nacken zu schaffen. Als er nun glaubte, die Sache zu seinem Vorhaben wohl eingeleitet zu haben, ließ er durch einen seiner Vertrauten einen Auflauf erregen, in welchem das ganze Volk gegen den deutschen Namen die Waffen ergriff. Nicht sobald war der Aufruhr erregt, als Maffeo mit seinen Söhnen und allen seinen Anhängern bewaffnet zu Heinrich eilte, ihm anzuzeigen, daß dieser Tumult von denen della Torre herrühre, welche unzufrieden, in

Mailand als Bürger zu leben, Gelegenheit genommen hätten, ihm zu schaden, um sich die Guelfen Italiens günstig zu machen, und Fürsten dieser Stadt zu werden; aber er solle nur gutes Muthes sein, denn sie und ihre Parthei wären, wenn er sich vertheidigen wolle, ihn auf alle Weise zu schützen bereit. Heinrich hielt alles, was Maffeo sagte, für wahr, vereinigte seine Truppen mit denen der Visconti, und griff die della Torre an, welche in mehrere Theile der Stadt geeilt waren, um die Unruhen zu dämpfen. Die, welche man fand, wurden getödtet, und die übrigen, ihres Vermögens beraubt, ins Exil gesandt. Auf Maffeo Visconti, der also gleichsam als Fürst in Mailand geblieben war, folgten Galeazzo und Azzo; und nach diesen Luchino und Johann. Johann ward Erzbischof der Stadt, und Luchino, welcher vor ihm starb, hinterließ Bernabo und Galeazzo; aber auch Galeazzo starb bald darauf und hinterließ Johann Galeazzo, genannt Graf von Virtu. Dieser ermordete nach des Erzbischofs Tode durch Hinterlist seinen Onkel Bernabo und blieb allein Fürst von Mailand; er war der erste, der den Titel eines Herzogs führte. Er hinterließ Philipp und Johann Maria Angelo; der leztere ward von dem mailändischen Volke umgebracht, worauf die Regierung dem Philipp zufiel, welcher keine männliche Nachkommen hinterließ; daher denn dieser Staat von dem Hause der Visconti auf das der Sforza überging auf die Weise und Veranlassung, die an ihrem Orte erzählt werden soll.

Doch ich kehre zurück, von wo ich ausgieng. Kaiser Ludwig kam, um seiner Parthei Gewicht zu geben und die Krone sich aufzusezen, nach Italien, und gab sich, um bei dieser Gelegenheit von den Mailändern Geld zu ziehen, das Ansehen, als wolle er sie in Freiheit sezen. Er verhaftete daher die Visconti; hernach aber befreite er sie auf Verwenden des Castruccio von Lukka, und ernannte bei seiner

Ankunft in Rom, um Italien desto leichter zu beunruhigen, den Peter von Corvara zum Gegenpabst, in der Absicht, durch das Ansehen desselben und durch die Macht der Visconti seine Gegenparthei in Toskana und der Lombardei in Ohnmacht zu erhalten. Castruccio aber starb, und sein Tod gab die erste Veranlassung zu Ludwigs Mißgeschick; denn Pisa und Lukka empörten sich gegen ihn, und die Pisaner sandten den Gegenpabst gefangen zu dem Pabste nach Frankreich, so daß der Kaiser, an den Angelegenheiten Italiens verzweifelnd, nach Deutschland zurückkehrte. Nicht sobald hatte sich dieser entfernt, als König Johann von Böhmen, von den Ghibellinen zu Brescia berufen, nach Italien kam, und sich der Städte Brescia und Bergamo bemeisterte. Und weil dieser Kriegszug mit Genehmigung des Pabstes geschah, obschon er das Gegentheil vorgab, so begünstigte ihn dessen Legat zu Bologna, in der Meinung, daß dieses ein gutes Mittel sei, der Rückkehr des Kaisers nach Italien vorzubeugen. Diese Maaßregel änderte den Zustand Italiens, denn die Florentiner und der König Robert, da sie sahen, daß der Legat die Unternehmungen der Ghibellinen begünstigte, wurden Feinde aller derer, welchen der Legat und der König von Böhmen freund war, und ohne Rücksicht auf die Guelfischen oder Ghibellinischen Partheien zu nehmen, traten viele Fürsten ihnen bei, unter denen die Visconti, die della Scala, Philipp Gonzaga der Mantuaner, die von Carrara und die von Este waren. Der Pabst belegte sie deshalb alle mit dem Bann, und der König ging vor Furcht vor diesem Bunde, nach Hause, um eine größere Macht zu sammeln. Als er hierauf mit größerm Heere nach Italien zurückkam, ward ihm die Unternehmung dennoch so schwierig, daß er, abgeschreckt dadurch, zu des Legaten Verdruß nach Böhmen zurück kehrte, nur Reggio und Modena besetzt ließ, und Parma dem Marsi-

lus und Peter de Rossi übertrug, welche in dieser Stadt äußerst mächtig waren. Als er sich entfernt hatte, trat Bologna dem Bunde bei, und die Verbündeten theilten vier Städte unter sich, welche bei der Parthei der Kirche verharrten. Sie kamen nehmlich überein, daß Parma denen della Scala, Reggio denen Gonzaga, Modena denen von Este und Lukka den Florentinern zufallen sollte. Bei der Besitznahme dieser Städte aber erfolgten viele Kriege, welche größtentheils von den Venezianern beigelegt wurden. Vielleicht wird es jemand nicht passend finden, daß wir es so lange aufgeschoben haben, bei so vielen in Italien erfolgten Begebenheiten von den Venezianern zu reden, da ihr Freistaat ein solcher ist, der, dem Range sowohl als der Macht nach, vor jedem andern Staat Italiens gerühmt zu werden verdiene. Um aber die Verwunderung darüber durch Angabe der Ursach aufzuheben, werde ich auf eine sehr frühe Zeit zurückkehren, damit ein jeder erfahre, welches ihr Ursprung war, und weshalb sie so lange zögerten, sich in die Angelegenheiten Italiens zu mischen.

Als Attila, König der Hunnen, Aquileja belagerte, flüchteten sich die Bewohner desselben, nachdem sie sich lange Zeit vertheidigt, an ihrer Rettung verzweifelnd, so gut sie konnten, mit ihrem beweglichen Eigenthum auf die vielen Felsen, welche dort bei der Erdzunge im Adriatischen Meere sind. Auch die Paduaner, da sie das Feuer sich so nahe sahen, und fürchteten, daß nach Aquileja's Fall Attila auch zu ihnen kommen möchte, brachten, was sie unter ihrer beweglichen Habe vom meisten Werth besaßen, auf einen von demselben Meere eingeschlossenen Ort, Rivoalto genannt, wohin sie auch ihre Weiber, Kinder und Greise sandten: die junge Mannschaft behielten sie in Padua zu dessen Vertheidigung zurück. Außer diesen giengen auch die Bürger von Monselice, nebst den Bewohnern der umliegenden Hü-

gel, vom gleichen Schrecken getrieben, auf die Felsen desselbigen Meeres. Nachdem aber Aquileja erobert worden, und Attila Padua, Monselice, Vicenza und Verona zerstört hatte, blieben die von Padua und die mächtigsten zurück um die sumpfigten Gegenden rings um Rivo alto zu, bewohnen: auf gleiche Weise zog sich das ganze Volk in der Runde aus jener Provinz, welche vor Alters Venezia genannt worden, durch die nehmlichen Vorfälle verjagt, in diese Sümpfe zurück. So verliessen sie, gedrängt von der Noth, sehr anmuthige und fruchtbare Gegenden, und nahmen in unfruchtbaren, rauhen und jeder Bequemlichkeit beraubten ihren Wohnsiz. Weil nun hierdurch eine grose Volksmenge mit einem Male zusammengeführt wurde, so machten sie diese Gegenden in sehr kurzer Zeit nicht blos bewohnbar, sondern auch angenehm: durch Gesez und Ordnung, die sie bei sich einführten, fühlten sie sich, mitten in Italiens schrecklicher Verwüstung sicher, und wuchsen bald an Ansehen und Macht: denn ausser den erwähnten Bewohnern flüchteten sich noch viele aus den lombardischen Städten dorthin, gröstentheils durch Clefis des Königs der Longobarden Grausamkeit verjagt, und dies verschaffte der Stadt nicht geringen Zuwachs; so daß zur Zeit Pipin's, Königs von Frankreich, als er auf des Pabstes Bitten die Longobarden aus Italien zu verjagen kam, in den Verträgen, die zwischen ihm und diesem Volke geschlossen wurden, festgesezt ward, daß der Herzog von Benevent und die Venezianer weder dem einen noch dem andern Theil gehorchen, sondern als neutrale ihrer Freiheit geniessen sollten. Hiezu kam, daß die Noth, welche sie dahin gebracht hatte, umgeben vom Wasser zu wohnen, auch darauf sie zu denken zwang, wie sie ohne Hülfe des Erdreichs anständig leben könnten; daher sie, die ganze Welt mit ihren Schiffen durchsegelnd, mit mannigfaltigen Waaren ihre Stadt anfüllten,

so daß die andern Menschen, deren bedürftig, an diesem Orte häufig sich einfinden mußten. Auch dachten sie viele Jahre hindurch auf keine andere Herrschaft, als auf diejenige, welche die Betreibung ihres Handels erleichterte. Sie verschafften sich daher viele Häfen in Griechenland und in Syrien: und bei den Ueberfahrten, welche die Franzosen nach Asien machten, wurde ihnen, weil dieselben häufig ihrer Schiffe sich bedienten, zur Belohnung die Insel Candia eingeräumt. So lange sie auf diese Weise lebten, war ihr Name furchtbar auf der See, und in Italien so hoch geachtet, daß sie bei allen Zwistigkeiten, welche entstanden, meistentheils Schiedsrichter waren; wie es denn auch geschah, daß, bei den Uneinigkeiten, welche unter den Verbündeten über die Städte entstanden waren, die sie unter sich getheilt hatten, die Entscheidung den Venezianern übertragen ward, der zufolge den Visconti Bergamo und Brescia zufielen. Als sie aber mit der Zeit Padua, Vicenza, Treviso, und hernach auch Verona, Bergamo und Brescia, nebst vielen Städten im Königreich Neapel und in Romagna, gereizt von Herrschsucht, an sich gerissen hatten, ward der Ruf ihrer Macht so groß, daß nicht blos Italiens Fürsten, sondern auch die Könige jenseit der Alpen sie fürchteten. Sie verbündeten sich daher gegen sie, entrissen ihnen an einem Tage die Herrschaft, die sie in vielen Jahren mit unendlichem Aufwande erworben hatten; und obschon sie in diesen lezten Zeiten einen Theil davon wieder erlangt haben, so müssen sie dennoch, da sie Ansehen und Macht nicht wieder erlangt, gleich allen andern Fürsten Italiens von fremder Macht abhangen.

Benedict der zwölfte war auf den päbstlichen Stuhl gelangt, und da er glaubte, die Herrschaft über Italien gänzlich verloren zu haben, und zugleich fürchtete, Kaiser Ludwig werde sich zum Herrn davon aufwerfen, so beschloß er,

sich alle diejenigen darin zu Freunden zu machen, welche die sonst dem Kaiser unterworfenen Besitzungen sich angemaßt hatten, damit, weil sie vom deutschen Reiche zu fürchten hatten, sie mit ihm sich zu Italiens Vertheidigung vereinen möchten. Er erklärte also durch eine Verordnung, daß alle Tyrannen der Lombardei die Besitzungen, die sie sich angemaßt, mit vollem Recht besäßen. Nach dieser Besitzertheilung starb der Pabst, und Clemens der sechste ward erwählt; der Kaiser aber, da er sahe, mit wie großer Freigebigkeit der Pabst die Ländereien des Reichs verschenkt hatte, wollte nicht weniger freigebig mit fremdem Eigenthum sein, als dieser gewesen war, und schenkte allen denen, welche in den Ländereien der Kirche Herrscher waren, ihre Besitzungen, auf daß sie solche mit kaiserlicher Genehmigung besäßen. Auf diese Art wurden Galeotto Malatesti und seine Brüder Herren von Rimini, von Pesaro und von Fano, Antonio da Montefeltro von der Mark und Urbino, Gentile da Varano von Camerino, Guido da Polenta von Ravenna, Sinibaldo Ordelaffi von Forli und Cesena, Johann Manfredi von Faenza, Ludwig Alidosi von Imola, und außer diesen noch viele andere von anderen Städten, so daß von allen Städten der Kirche nur wenige ohne Herren blieben. Dieser Umstand erhielt die Kirche schwach bis auf Alexander den sechsten, der in unseren Zeiten, durch den Untergang der Nachkommen jener Männer, der Kirche ihre Macht wieder gab. Der Kaiser befand sich, als er jene Besitzertheilung ausgehen ließ, zu Trient und ließ verlauten, daß er nach Italien kommen wolle, woraus viele Fehden in der Lombardei entstanden, durch welche die Visconti sich Parmas bemächtigten. Zu dieser Zeit starb König Robert von Neapel und hinterließ nur zwei Enkelinnen, Nachkommen seines Sohnes Karl, der längere Zeit vorher gestorben war. Er verordnete, daß die ältere, Johanna genannt, Erbin des

Reiches sein und den Andreas, Sohn des Königs von Ungarn, seinen Vetter, zum Gemahl nehmen solle. Nicht lange hatte Andreas mit ihr gelebt, als sie ihn tödten ließ, und sich mit einem andern ihrer Vetter, dem Prinzen von Tarent, Namens Ludwig, vermählte. Aber Ludwig, König von Ungarn, des Andreas Bruder, kam, um dessen Tod zu rächen, mit Truppen nach Italien und verjagte die Königin Johanna und ihren Gemahl aus dem Reiche.

In dieser Zeit erfolgte in Rom eine merkwürdige Begebenheit. Ein gewisser Nicolaus, Lorenzo's Sohn, Kanzler des Kapitols, verjagte die Senatoren aus Rom, machte sich unter dem Titel eines Tribunen zum Haupte der römischen Republik, und brachte dieselbe in ihre alte Form zurück, mit einem so großen Ruf von Gerechtigkeit und Tugend, daß nicht allein die benachbarten Länder, sondern ganz Italien ihm Gesandten schickte; so daß die alten Provinzen, da sie sahen, daß Rom wieder aufgestanden war, ihr Haupt erhoben, und, diese von Furcht, jene von Hoffnung bewogen, ihm Verehrung erzeigten. Nicolaus aber ließ, trotz seinem großen Rufe, schon im ersten Beginn sich selbst wieder sinken; denn, zaghaft unter seiner mächtigen Last, entfloh er, ohne daß jemand ihn trieb, heimlicherweise zum Könige Karl von Böhmen, der auf des Pabstes Verwendung, und Ludwig von Baiern zum Trotz, zum Kaiser erwählt worden war. Dieser, sich den Pabst geneigt zu machen, sandte ihm Nicolaus gefangen zu. Nach einiger Zeit geschah es, daß, jenen nachahmend, ein gewisser Franz Baroncegli das Tribunat zu Rom an sich riß, und die Senatoren daraus verjagte; so daß der Pabst, als das sicherste Mittel ihn zu unterdrücken, Nicolaus aus der Haft nahm, ihn nach Rom sandte, und ihm das Amt eines Tribunen wieder gab, daher er die Regierung wieder übernahm und Franz tödten ließ. Da ihm die Colonna aber Feind gewor-

den waren, so ward auch er kurze Zeit darauf geboten, und den Senatoren ihr Amt wiedergegeben. Inzwischen kehrte der König von Ungarn, nachdem er die Königin Johanna verjagt, in sein Reich zurück. Der Pabst aber, der viel lieber die Königin in Roms Nachbarschaft sehen wollte, als jenen König, brachte es dahin, daß er einwilligte, sie in das Reich wieder einzusetzen, dafern nur Ludwig, ihr Gemahl, mit dem Titel eines Fürsten von Tarent zufrieden, nicht König genannt werde. Das Jahr 1390 war gekommen, und dem Pabste schien es, man könne das Jubiläum, welches vom Pabste Bonifacius dem achten auf alle hundert Jahre festgesetzt war, auf funfzig zurückführen; er that es durch eine Verordnung, und für diese Gunst ließen die Römer sich gefallen, daß er vier Cardinäle nach Rom sandte, welche die Staatsverfassung dieser Stadt verbessern, und die Senatoren nach ihrem Gutbefinden einsetzen sollten. Der Pabst erklärte ferner Ludwig von Tarent zum Könige von Neapel, für welche Begünstigung die Königin Johanna der Kirche Avignon schenkte, welches ihr Erbtheil war. Zu dieser Zeit war Luchino Viscenti gestorben, wodurch der Erzbischof Johann einziger Herr von Mailand blieb. Er führte viele Kriege gegen Toscana und gegen seine Nachbarn, und ward dadurch äußerst mächtig. Nach seinem Tode hinterblieben Bernabo und Galeazzo, seine Neffen, Galeazzo aber starb bald darauf und hinterließ Johann Galeazzo, der sich mit Bernabo dieses Land theilte. König Karl von Böhmen war damals Kaiser, und Innocenz der sechste Pabst; dieser sandte den Kardinal Egidius, einen gebornen Spanier, nach Italien, welcher durch seine Tugend nicht allein in Romagna und in Rom, sondern durch ganz Italien das Ansehen der Kirche wieder hergestellt hatte: er gewann Bologna wieder, welches der Erzbischof von Mailand in Besitz genommen hatte: er nöthigte die Römer, einen ausländischen Senator

anzunehmen, welcher jährlich von dem Pabste dahin gesandt werden sollte: er schloß ehrenvolle Verträge mit den Visconti; und den Johann Aguto, einen Engländer, welcher in Toskana mit viertausend Britten für die Sache der Ghibellinen focht, schlug und nahm er gefangen: als daher Urban der fünfte, der auf dem päbstlichen Stuhle folgte, so große Sitze vernahm, beschloß er, Italien und Rom zu besuchen. Auch Kaiser Karl kam dorthin, und nach einigen Monaten kehrte dieser in das Reich, der Pabst nach Avignon zurück. Nach Urbans Tode ward Gregor der zwölfte erwählt, und da auch der Cardinal Egidius gestorben war, so fiel Italien zurück in seine alte Zwietracht, veranlaßt durch die gegen die Visconti verbündeten Völker. Der Pabst sandte also zuerst einen Legaten mit sechstausend Bretonen nach Italien, hierauf kam er in Person, und führte den Hof im Jahr 1376 nach Rom zurück, nachdem er 71 Jahre in Frankreich gewesen war. Als aber sein Tod erfolgte, ward Urban der sechste erwählt, und bald darauf ernannten zu Fondi zehn Cardinäle, welche behaupteten, daß Urban nicht rechtmäßig erwählt sei, Clemens den siebenten zum Pabst. Die Genueser, welche mehrere Jahre unter der Visconti Regierung gelebt hatten, empörten sich zu dieser Zeit, und zwischen ihnen und den Venezianern entstanden wegen der Insel Tenedos sehr wichtige Kriege, durch welche ganz Italien sich entzweite. In diesem Kriege sah man zuerst die Artillerie, ein von den Deutschen erfundenes neues Kriegsgeräth. Obschon die Genueser eine Zeit lang die Oberhand hatten, und Venedig mehrere Monate belagert hielten, so blieben dennoch die Venezianer am Ende des Krieges Meister, und schlossen auf Vermittelung des Pabstes den Frieden im Jahr 1381.

Wie wir oben gesagt haben, war eine Spaltung in der Kirche entstanden, und weil die Königin Johanna den

Gegenpabst begünstigte, so bewirkte Urban, daß Karl von Durazzo, aus dem königlichen Blute von Neapel entsprossen, einen Kriegszug nach Neapel gegen sie unternahm; er kam, und entriß ihr das K[illegible], dessen er dann sich selbst bemächtigte, sie aber entfloh nach Frankreich. Der König von Frankreich, über diese Vorfälle entrüstet, sandte Ludwig von Anjou nach Italien, um der Königin ihr Reich wieder zu gewinnen, Urban aus Rom zu verjagen, und den Gegenpabst einzusetzen. Ludwig aber starb mitten in dieser Unternehmung, und seine Truppen kehrten geschlagen nach Frankreich zurück. Der Pabst ging indessen nach Neapel, woselbst er neun Kardinäle ins Gefängniß setzte, weil sie der Parthei Frankreichs und des Gegenpabstes geschadet waren. Hernach aber erzürnte er sich über den König, weil dieser einen seiner Neveuen nicht zum Prinzen von Capua machen wollte. Indessen stellte er sich als ob es ihm gleichgültig, und bat den König, ihm Nocera zu seinem Aufenthalte zu bewilligen, welchen er sich darauf befestigte und den König des Reiches zu berauben sich entschloß. Der König rückte alsbald dorthin in das Feld, und der Pabst entfloh nach Genua, wo er die Kardinäle, die er verhaftet hatte, ebenfalls ließ. Von hier ging er nach Rom, und um sich Anhang zu verschaffen, ernannte er neun und zwanzig Kardinäle. Zu dieser Zeit ging Karl, König von Neapel, nach Ungarn, wo er zum Könige ernannt und bald darauf gekrönet ward. Er hinterließ zu Neapel seine Gattin mit seinen Kindern Ladislaus und Johanna. Um dieselbe Zeit hatte Johann Galeazzo Visconti seinen Onkel Bernabo ermordet, und den ganzen Staat von Mailand an sich gerissen; nicht zufrieden aber, Herzog der ganzen Lombardei geworden zu sein, wollte er auch noch Toskana in Besitz nehmen. Doch, als er schon die Herrschaft darüber zu erlangen und hierauf sich zum Könige von Italien zu krönen gedachte, starb er.

Urban dem sechsten war Bonifacius der neunte gefolgt. Es starb auch zu Avignon der Gegenpabst Clemens der siebente, und Benedict der dreizehnte wurde in seine Stelle erwählt. In Italien waren damals viele englische, deutsche und brabantische Truppen, theils von den Fürsten, die zu verschiedenen Zeiten nach Italien gekommen waren, dorthin geführet, theils von den Päbsten, als sie noch zu Avignon lebten, gesendet. Mit Hülfe aller dieser führten die Mächte Italiens ihre Kriege, bis Ludwig da Conte aus Romagna sich erhob. Dieser errichtete eine Compagnie italienischer Soldaten, St. Georg genannt, erwarb durch seine Tapferkeit und Kriegeszucht in kurzer Zeit den fremden Waffen ihr Ansehen, und übertrug dasselbe auf die italienischen, deren sich nachher die Mächte Italiens in den Kriegen, die sie unter einander führten, bedienten. Der Pabst ging wegen eines mit den Römern erhabten Zwistes, nach Tossi, und hielt sich bis zu dem Jubiläum des Jahres 1400 dort auf, zu welcher Zeit die Römer, auf daß er zum Nutzen ihrer Stadt nach Rom zurückkehre, sich gefallen liessen, von neuem einen fremden von ihm bestellten Senator anzunehmen, und ihm die Engelsburg befestigen liessen. Auf diese Bedingungen zurückgekehrt, verordnete er zur Versicherung der Kirche, daß jeder bei der Erledigung einer Pfründe, eines Jahres Einkommen an die Kammer bezahlen solle. Nach dem Tode des Herzogs Johann Galeazzo von Mailand trennte sich, obschon er zwei Söhne, Giovanmariangelo und Philipp, hinterließ, diese Staat in viele Parthien, und bei den Unruhen, die daraus erfolgten, ward Giovanmaria getödtet, und Philipp blieb eine Zeit lang in dem Fort von Pavia eingeschlossen, von wo er durch die Treue und Tapferkeit des dortigen Befehlshabers sich rettete. Unter den übrigen, welche die von dem Vater dieser Prinzen besessenen Städte an sich rissen, war auch Wilhelm della Scala, der, als ein

Vertriebener, sich in den Händen des Franz von Carrara, Herrn von Padua befand. Durch die Hülfe desselben erlangte Wilhelm den Besitz von Verona wieder, wo er jedoch nach einem nur kurzen Aufenthalt auf Anstiften des Franz vergiftet, und die Stadt ihm entrissen ward. Auf diese Veranlassung unterwarfen sich die Vicentiner, die unter dem Schilde der Visconti sicher gelebt hatten, aus Furcht vor der Macht des Herrn von Padua, den Venezianern: und um ihretwillen ergriffen die Venezianer gegen ihn die Waffen, nahmen zuerst ihm Verona und hierauf auch Padua.

Inzwischen starb der Papst Bonifacius, und Innocenz der siebente wurde erwählt, welchen das römische Volk ersuchte, ihm seine Freiheiten zurück zu geben und es in seine Ruhe wieder einzusetzen. Als der Papst dies nicht bewerkstelligen wollte, rief das Volk Ladislaus, den König von Neapel, zu Hülfe. Da hierauf ein Vertrag zwischen ihnen geschlossen ward, kehrte der Papst nach Rom zurück, denn aus Furcht vor dem Volke war er nach Viterbo geflohen, wo er seinen Neffen Ludwig zum Grafen von der Mark ernannt hatte. Er starb hierauf, und Gregor der zwölfte wurde erwählt, unter der Verpflichtung, daß er der päpstlichen Würde entsagen müsse, sobald sie auch der Gegenpapst abdanke. Auf der Kardinäle Antrieb kam, um eine Vereinigung der Kirche zu versuchen, der Gegenpapst Benedikt nach Porto Venere und Gregor nach Lucca, wo sie vieles verhandelten, aber nichts beschlossen; so daß die Kardinäle beider Päpste sie verließen, und die Päpste selbst, Benedikt nach Spanien, und Gregor nach Rimini ging. Von der andern Seite brachten die Kardinäle auf Betreiben des Baldasar Cossa, Kardinals und Legaten von Bologna, ein Konzilium in Pisa zu Stande, welches für Alexander den fünften erwählten, der sogleich den König Ladislaus mit

dem Bann belegte. Ludwig von Anjou nur diesen Reich bekleidete, gemeinschaftlich mit den Florentinern, Bolognesern, Venezianern und dem Legaten Balthasar Cossa den Ladislaus angriff, und ihm Rom wegnahm. Aber in der Hitze dieses Krieges starb Alexander, und Balthasar Cossa ward erwählt, welcher sich Johann der dritte und zweyzigste nennen ließ. Er reiste von Bologna, wo er erwählt worden, ab, und ging nach Rom, wo er Ludwig von Anjou antraf, der mit seiner Armee aus der Provence gekommen war. Sie kamen darauf mit dem Ladislaus zum Handgemenge und schlugen ihn; durch die Schuld der Miethstruppen aber konnten sie den Sieg nicht verfolgen, so daß der König nach kurzer Zeit neue Kräfte sammelte und Rom wieder einnahm; worauf der Pabst nach Bologna, Ludwig nach der Provence entfloh. Der Pabst, darauf bedacht, wie er die Macht des Ladislaus vermindern könnte, benutzte, daß Sigismund, König von Ungarn, zum Kaiser erwählt wurde, bereitete ihn, nach Italien zu kommen, und beriet sich mit ihm zu Mantua, wohin sie übereinkamen, eine allgemeine Kirchenversammlung zu veranstalten, auf der sich die Kirche vereinigen möchte, die in vereint der Macht ihrer Feinde leicht widerstehen könne.

Es waren zu dieser Zeit drei Päbste, Gregor, Benedikt und Johann, welche die Kirche kraftlos und ohne Ansehen erhielten. Man wählte zum Orte für die Kirchenversammlung Kostnitz, eine deutsche Stadt, gegen des Pabstes Johann Absicht, und obschon durch des Königs Ladislaus Tod die Ursach aufgehört hatte, welche den Pabst zu der Maßregel einer Kirchenversammlung hatte schreiten lassen, so konnte er doch nach der einmal eingegangenen Verbindlichkeit es nicht ausschlagen, dahin zu erscheinen. Als er wenige Monate darauf nach Kostnitz kam, erkannte er zu spät seinen Irrthum und versuchte zu entfliehen; er ward daher

ins Gefängniß gesetzt und der päbstlichen Würde zu entsagen gezwungen. Gregor, der eine der Gegenpäbste, dankte ebenfalls durch einen Gesandten ab, und Benedikt, der andere Gegenpabst, wurde, da er nicht abdanken wollte, als ein Ketzer verdammt. Zuletzt, von seinen Kardinälen verlassen, ward auch er zur Abdankung gezwungen, und das Concilium erwählte Otto, aus dem Hause Colonna, zum Pabst, welcher darauf Pabst Martin der fünfte genannt ward. So vereinigte sich denn die Kirche nach vierzig Jahren, während welchen sie unter mehreren Päbsten getheilt gewesen war.

Zu dieser Zeit befand sich, wie wir gesagt haben, Philipp Visconti in dem Fort von Pavia. Er hatte aber Zanino Cane, welcher bei den Unruhen der Lombardei sich der Städte Vercelli, Alessandria, Novara und Tortona bemächtigt, und viele Reichthümer aufgehäuft hatte. Da er keine Kinder hatte, so hinterließ er Beatrice, seine Gattin, als Erbin seiner Staaten, und trug seinen Freunden auf, es dahin zu bringen, daß sie mit Philipp sich vermählte. Durch diese Verbindung mächtig geworden, erlangte Philipp Mailand und die ganze Lombardei wieder. Hernach aber, um für so große Wohlthaten dankbar zu sein, wie es alle Fürsten fast immer sind, beschuldigte er seine Gemahlin Beatrice des Ehebruchs und ließ sie tödten. Zu großer Macht durch alles dies erhoben, fing er an auf den Krieg gegen Toskana zu denken, um seinen Vetter Johann Galeazzo Pisano zu verfolgen.

Ladislaus, König von Neapel, hatte bei seinem Tode seiner Schwester Johanna, außer dem Reiche, ein großes Heer unter den Befehlen der vorzüglichsten Heerführer Italiens hinterlassen. Unter den ersten dieser Feldherren war Sforza von Cotignola berühmt, als kundig, nach damaliger Weise den Krieg zu führen. Die Königin, um dem üblen Ruf zu entgehen, den ihr die Unterhaltung eines

gewissen Pandolfello gebracht, welchen sie erzogen hatte, nahm Jacob de la Marc, einen Franzosen aus königlichem Geblüte, zum Gemahl, unter der Bedingung, daß er, zufrieden mit dem Titel eines Prinzen von Tarent, den Titel und die Regierung des Königreiches ihr überlasse. Die Soldaten aber begrüßten ihn gleich bei seiner Ankunft zu Neapel als König: so daß zwischen dem Gemahl und seiner Gattin große Zwistigkeiten entstanden, worin sie mehrmals einer den andern überwanden: doch zulezt verblieb die Herrschaft der Königin, welche darauf dem Pabste feind wurde. Hierauf dankte Sforza, um sie in Verlegenheit zu sezen, und ihr die Nothwendigkeit aufzudringen, sich in seine Arme zu werfen, plözlich, ganz gegen ihre Erwartung, aus ihren Diensten ab. Durch diesen Vorfall mit einem Streiche entwaffnet, und aller andern Mittel beraubt, ersuchte sie Alphons, König von Aragon und Sicilien, um Hülfe. Sie nahm ihn an Sohnes Statt an, und zog Braccio da Montone in ihre Dienste, der so hoch als Sforza in den Waffen berühmt und mit dem Pabste feind war, weil er demselben Perugia und einige andere der Kirche gehörige Städte genommen hatte. Es erfolgte hierauf der Friede zwischen ihr und dem Pabste: der König Alphons aber, aus Besorgniß, daß sie ihn eben so wie ihren Gemahl behandeln möchte, suchte vorsichtig sich der Festungen zu bemeistern: doch sie, die sehr listig war, kam ihm zuvor, und befestigte sich in dem Fort von Neapel. Wie nun auf diese Weise der Argwohn zwischen beiden sich mehrte, kam es zu den Waffen, und die Königin überwand, mit Sforza's Hülfe, der in ihre Dienste zurückgekehrt war, Alphons, verjagte ihn aus Neapel, beraubte ihn der Adoption, und nahm Ludwig von Anjou an Sohnes Statt an: woraus ein neuer Krieg entstand zwischen Braccio, der des Alphons Parthei genommen hatte, und Sforza, der die Königin begünstigte. Als sie

diesen Krieg führten, ertrank Sforza, da er über den Fluß von Pescara ging, und dadurch ward die Königin von neuem entwaffnet, und würde aus dem Reiche vertrieben worden sein, wenn nicht Philipp Visconti, Herzog von Mailand, ihr beigestanden hätte, welcher Alphons nach Aragon zurückzukehren zwang. Braccio aber, nicht außer Fassung, da er sich von Alphons verlassen sah, setzte seine Unternehmung gegen die Königin fort. Als er nun Aquila belagerte, nahm der Pabst, der die Macht Braccio's für die Kirche nicht vortheilhaft fand, Franzesco, den Sohn des Sforza, in seine Dienste. Dieser ging dem Braccio nach Aquila entgegen, schlug, und tödtete ihn. Von Braccio's Seite hinterblieb sein Sohn Odo, welchem vom Pabste Perugia genommen, die Herrschaft Montone aber gelassen ward. Er ward bald darauf, da er für die Florentiner in Romagna kämpfte, getödtet; so daß von denen, die unter Braccio gefochten hatten, einzig Nicolaus Piccinini von größerem Rufe übrig blieb.

Da wir aber mit unserer Erzählung nahe an diejenigen Zeiten gekommen sind, auf welche meine Absicht geht; denn was noch davon zu erzählen übrig ist, betrifft größtentheils nichts weiter, als die Kriege, welche die Florentiner und die Venezianer mit Philipp, Herzog von Mailand, führten, welche dort, wo wir von Florenz insbesondere handeln werden, erzählt werden sollen: so will ich jezt nicht weiter fortgehen, sondern hier nur kurz bemerken, in welcher Verfassung Italien, sowohl in Rücksicht der Fürsten als der Waffen, sich zu der Zeit befand, welche wir mit unserer Erzählung nun erreicht haben. Von den Hauptstaaten besaß die Königin Johanna die zweite das Königreich Neapel, die Mark, das Patrimonium und Romagna. Ein Theil der Städte gehorchte der Kirche, ein Theil war von ihren Statthaltern oder Tyrannen in Besitz genommen, so wie Ferrara, Modena und

Reggio von denen von Este, Faenza von den Manfredi, Imola von den Alidosi, Furli von den Ordelaffi, Rimini und Pesaro von den Malatesti, und Camerino von den von Varano. Von der Lombardei gehorchte ein Theil dem Herzog Philipp, ein Theil den Venezianern; denn alle diejenigen, welche besondere Staaten daselbst gebildet hatten, waren untergegangen, außer dem Hause Gonzaga, welches in Mantua herrschte. Von Toskana besaßen den größten Theil die Florentiner; nur Lucca und Siena lebten nach eignen Gesezen, Lucca unter den Guinigi, und Siena in Freiheit. Die Genueser, welche bald frei waren; bald Diener entweder der Könige von Frankreich oder der Visconti, lebten ungeehrt und wurden zu den kleineren Mächten gezählt. Alle diese Hauptmächte waren von eigenen Waffen entblößt. Der Herzog Philipp leitete, in seinen Zimmern verschlossen, und ohne sich sehen zu lassen, durch Bevollmächtigte seine Kriege. Die Venezianer, sobald sie sich zum festen Lande wandten, legten jene Waffen ab, die auf dem Meere sie berühmt gemacht hatten, und vertrauten, der andern Italiener Sitte befolgend, fremder Leitung ihre Heere an. Der Pabst, dem es als Geistlichen, und die Königin Johanna, der es als Frau nicht anstand, die Waffen zu führen, thaten nothgedrungen, was die andern aus übler Wahl thaten. Auch die Florentiner gehorchten der nehmlichen Nothwendigkeit; denn da durch die häufigen Zwistigkeiten der Adel erloschen und der Staat in den Händen in Handelsgeschäften erzogener Männer war, so folgten sie der Weise und dem Schicksale der übrigen. So waren denn Italiens Waffen in den Händen kleinerer Fürsten oder rangloser Männer. Jene legten sie an, nicht von Ehrbegierde getrieben, sondern um entweder reicher oder sicherer zu leben; diese, weil sie, von ihrer Kindheit an darin auferzogen, keine andere Kunst zu üben verstanden, und daher mit ihrer Hülfe zu Reich-

thum oder Macht ſich zu erheben trachteten. Unter dieſen waren damals die angeſehenſten Carmignola, Franz Sforza, Nicolaus Piccinino ein Zögling Braccio's, Agnolo della Pergola, Lorenzo di Micheletto Attendoli, Tartaglia, Giacopaccio, Ceccolino von Perugia, Niccolo da Tolentino, Guido Torello, Antonio del Ponte ad Era, und viele andre. Hierzu kamen die Herren, von denen ich oben geſprochen, ferner die römiſchen Baronen Orſini und Colonna, nebſt anderen Herren und Edelleuten des Königreichs und der Lombardei, welche, wenn ſie im Kriege ſtanden, gleichſam einen Bund und Einverſtändniß mit einander errichtet und es auf eine Kunſt zurückgeführt hatten, vermöge welcher ſie es alſo einzurichten verſtanden, daß in den meiſten Fällen die kriegführenden Partheien beiderſeits verlieren mußten; ja endlich brachten ſie dieſe Kunſt zu einer ſolchen Armſeligkeit herab, daß jeder mittelmäßige Feldherr, in dem nur noch ein Schatten jener alten Tapferkeit erwacht wäre, ſie zur Bewunderung des ganzen Italiens, das nur aus eigner Thorheit ſie verehrte, beſchämt haben würde. Von dieſen müßigen Fürſten alſo, und von dieſen erbärmlichſten Waffen wird meine Geſchichte voll ſein, zu welcher ich nicht eher ſchreiten kann, bevor ich, nach meinem im Anfange gegebenen Verſprechen, mich wieder zurückgewandt habe, um den Urſprung von Florenz zu erzählen, und jeden deutlich erkennen zu laſſen, welches zu jener Zeit der Zuſtand dieſer Stadt war, und auf welche Weiſe ſie unter ſo großen Unruhen, die tauſend Jahre hindurch Italien verwirrten, zu demſelben gelangte.

# Zweites Buch.

Unter den übrigen groſſen und bewunderswürdigen Einrichtungen der Republiken und Monarchien des Alterthums, die in unſern Zeiten verſchwunden ſind, war auch die, daß zu allen Zeiten und ſtets von neuem zahlreiche Ortſchaften und Städte angebaut wurden; denn keine Maaßregel iſt eines vortrefflichen Fürſten und einer wohl eingerichteten Republik ſo würdig, als der Anbau neuer Oerter, wohin ſich die Menſchen zur Erleichterung der Vertheidigung oder des Gewerbes begeben mögen. Dieſe Maaßregel konnten jene leicht ausführen, da es bei ihnen Sitte war, in die beſiegten oder entvölkerten Länder neue Bewohner zu ſenden, deren Geſellſchaft ſie Kolonien nannten. Dieſe Einrichtung gewährte nicht allein den Vortheil, daß neue Oerter angebaut wurden, ſondern ſie verſicherte auch dem Sieger den Beſitz des eroberten Landes, erfüllte die entvölkerten Gegenden mit Bewohnern, und erhielt die Menſchen wohl durch die Provinzen vertheilt. Die Folge davon war, daß die Menſchen, denen die Bewohnung einer Provinz erleichtert war, ſich ſtärker daſelbſt vermehrten, und daß ſie beim Angriff kräftiger, bei Abwehr ſicherer waren. Daß dieſer Gebrauch heut zu Tage durch die Vernachläſſigung der Republiken und Fürſten aufgehoben iſt, bewirkt den Verfall und

die Schwäche der Provinzen, denn er allein erhöht der Staaten Sicherheit, und erhält den Ländern, wie schon gesagt worden, eine zahlreiche Bevölkerung. Sicherheit entsteht daraus, weil die Kolonie, die ein Fürst in sein neu erworbenes Land verpflanzt, gleichsam als eine Feste, als eine Wache dient, die übrigen in Treupflicht zu erhalten. Man kann überdies ohne diese Einrichtung eine Provinz weder ganz bevölkert erhalten, noch eine gleichmäßige Vertheilung der Bewohner darin bewirken: denn nicht alle Gegenden in derselben sind fruchtbar und gesund; daher kommt es, daß in dieser ein Ueberfluß, in jener ein Mangel an Menschen ist, und wenn man kein Mittel findet, sie aus den überflüssig bevölkerten Gegenden dahin zu versezen, wo ein Mangel daran ist, so muß die Provinz in kurzer Zeit zu Grunde gehen, weil ein Theil derselben durch allzusparsame Bevölkerung verödet, der andere durch allzureichliche verarmt wird. Da nun die Natur einer solchen Verderbniß nicht abhelfen kann, so ist es nöthig, daß der Kunstfleiß ihr entgegen wirke; denn ungesunde Länder werden gesund durch eine Menge von Menschen, die sich zugleich darin ansiedeln, durch den Anbau die Beschaffenheit des Landes verbessern und durch Feuer die Luft reinigen, welches die Natur niemals würde bewirken können. Einen Beweis davon giebt die Stadt Venedig: sie ward in einer sumpfigen und ungesunden Gegend angelegt, diese ward aber nichtsdestoweniger durch zahlreiche Bewohner, die sich zu gleicher Zeit daselbst versammelten, in eine gesunde verwandelt. Auch Pisa war wegen seiner verderblichen Luft niemals reich an Bewohnern, bis Genua mit seinen Gestaden von den Sarazenen zerstört ward: hierdurch versammelten sich jene aus dem vaterländischen Gebiet vertriebene Menschen daselbst mit einem Male in so grosser Anzahl, daß dadurch Pisa volkreich und mächtig ward. Dadurch aber, daß jene Einrich-

tung der Kolonienversendung aufgehört hat, werden die besiegten Länder mit größerer Schwierigkeit behauptet, die verödeten Gegenden bevölkern sich nie, und die allzuvolkreichen finden keine Erleichterung. Viele Theile der Welt und besonders Italiens sind dadurch, gegen ältere Zeiten betrachtet, menschenleer geworden, und von dem allen war und ist die Ursach, daß die Fürsten keinen Trieb nach ächtem Ruhme, und die Republiken auch nicht eine Anstalt haben, die gelobt zu werden verdiente. In der alten Zeit hingegen sind durch die heilsame Wirkung jener Kolonien häufig sowohl neue Städte entstanden, als auch die schon angelegten zu höherem Wachsthum gediehen. Zu diesen gehört die Stadt Florenz, die ihren Ursprung von Fiesole, ihren Wachsthum von den Kolonien herleitet.

Es ist völlig ausgemacht, nach den Beweisen, die Dante und Johann Villani darüber geführt haben, daß die Stadt Fiesole, auf dem Gipfel des Berges liegend, um ihren Märkten stärkeren Zulauf, und denen, die sie mit ihren Waaren besuchen wollten, größere Bequemlichkeit zu verschaffen, den Ort zu denselben nicht auf der Anhöhe, sondern in der Ebne zwischem dem Fuße des Berges und dem Flusse Arno bestimmt hatten. Diese Märkte sind nach meiner Meinung die Veranlassung zu den ersten Gebäuden gewesen, die an diesem Orte errichtet wurden, weil die Kaufleute bequeme Niederlagen zur Aufnahme ihrer Waaren haben wollten, woraus dann mit der Zeit ganz feste Gebäude geworden sind. Als hierauf die Römer, nach der Karthaginenser Besiegung, Italien vor auswärtigen Kriegen sicher gestellt hatten, vermehrten sich diese Gebäude zu einer großen Anzahl. Die Menschen bleiben niemals in einem beschwerlichen Zustande, wenn nicht irgend eine Noth sie darin erhält; wenn Furcht vor den Kriegsübeln sie drängt, suchen sie gern sich unzugängliche und rauhe Oerter zur Wohnung auf, ist aber jene

verſchwunden, ſo wollen ſie, von Bequemlichkeit gelockt, lieber in geſelligen und wohlgelegenen Gegenden leben. Die Sicherheit alſo, welche durch die Macht der römiſchen Republik über Italien verbreitet ward, konnte wohl die Wohnungen, die man auf die erwähnte Weiſe anzulegen angefangen hatte, zu einer ſolchen Anzahl vergrößern, daß ſie die Geſtalt eines Fleckens annahmen, welcher im Anfang Villa Arnina genannt wurde. Hernach entſtanden die bürgerlichen Kriege, zuerſt zwiſchen Marius und Sylla, dann zwiſchen Cäſar und Pompejus, und endlich zwiſchen Cäſars Mördern und denen, die ſeinen Tod rächen wollten. Zuerſt nun wurden von Sylla und hernach von jenen drei römiſchen Bürgern, die, nachdem ſie Cäſars Tod gerächt, ſich das Reich theilten, Kolonien nach Fieſole geſandt, die entweder alle, oder doch zum Theil ihren Wohnſitz in der Ebne neben dem ſchon angelegten Flecken aufſchlugen. Durch dieſen Zuwachs ward der Ort ſo reich an Gebäuden und Menſchen, ſo wie an allen bürgerlichen Einrichtungen, daß er unter den Städten Italiens mit aufgezählt werden konnte. Wo aber der Name Florenzia hergeleitet ſei, darüber ſind die Meinungen verſchieden. Einige wollen, daß er von Florinus, einem der Häupter der Kolonien herkomme. Andere meinen, nicht Florenzia, ſondern Fluenzia ſei es im Anfange genannt worden, weil es nahe am Fluſſe (fluente) Arno liege, und führen des Plinius Zeugniß an, welcher ſagt, die Fluentiner ſind des Fluſſes Arno Nachbarn. Dies möchte aber wohl falſch ſein, denn Plinius ſpricht in ſeinem Text von der Lage der Florentiner, nicht aber von ihrem Namen, und das Wort Fluentiner muß verfälſcht ſein, denn Frontin und Cornelius Tacitus, die faſt zu gleicher Zeit mit Plinius ſchrieben, führen Florenz und die Florentiner an, denn ſchon zu des Tiberius Zeit wurden ſie nach der andern italieniſchen Städte Gebrauch regiert. Tacitus führt an, daß

florentinische Gesandte zum Kaiser kamen, ihn zu bitten, daß das Wasser der stehenden Sümpfe nicht nach ihrem J. Ch.
Lande ausgeleitet werden möchte; und es ist nicht denkbar, 17.
daß diese Stadt zu einer und der nehmlichen Zeit zwei Namen gehabt haben sollte. Ich glaube daher, daß sie immer Florenz geheißen habe, woher dieser Name auch kommen mag: auch ist sie, was auch zu ihrem Ursprung mag Anlaß gegeben haben, unter der Römer Herrschaft entstanden, und zu der ersten Kaiser Zeiten fing sie an von den Schriftstellern erwähnt zu werden. Als das römische Reich von den Barbaren bedrängt ward, wurde auch Florenz von Totila, König der Ostgothen, zerstört, und 220 Jahre darauf von Karl dem großen wieder aufgebaut. Von dieser Zeit an bis zum Jahr Christi 1215 hatte es gleiches Schicksal mit den andern Machthabern Italiens. In diesem Zeitraume nehmlich herrschten in Italien zuerst die Nachkommen Karls des großen, dann die Berengaren und zuletzt die deutschen Kaiser, wie wir in unserer allgemeinen Uebersicht gezeigt haben. Auch konnten die Florentiner in jenen Zeiten sich nicht erheben, noch irgend etwas der Ueberlieferung würdiges vollführen, durch die Macht derer gehindert, deren Herrschaft sie unterworfen waren. Dennoch eroberten und zerstörten sie die Stadt Fiesole im Jahr 1010 am Tage des Jahr
H. Romulus, der von den Fiesolanern hoch gefeiert wird; 1010.
und sie müssen dies entweder mit Zustimmung der Kaiser gethan haben, oder zu einer Zeit, da von dem Tode des einen Kaisers an bis zur Erwählung des andern jedermann einer größeren Freiheit genoß. Nachdem aber die Päbste größere Macht in Italien gewonnen hatten, und der Einfluß der deutschen Kaiser geschwächt worden war, betrugen sich alle Städte dieser Provinz viel weniger unterwürfig gegen den Fürsten. Ja in dem Jahre 1056 zur Zeit Heinrich des dritten zerfiel Italien in eine offenbare Spaltung zwi-

schen ihm und der Kirche. Troz dieser Spaltung erhielten sich die Florentiner bis zum Jahr 1215 in Einigkeit, und suchten, dem Sieger sich gehorsam zeigend, nicht Herrschaft, sondern Sicherheit. Wie aber im menschlichen Körper die Krankheiten, je später sie erscheinen, um so viel gefährlicher und tödtlicher sind, so ward auch Florenz, je später es anfing den Partheien Italiens zu folgen, um so heftiger von ihnen zerrüttet. Die Ursach zu der ersten Spaltung ist sehr bekannt, da sie von Dante und vielen andern Schriftstellern häufig erwähnt worden ist; dennoch will ich sie kürzlich erzählen.

Jahr 1215. Zu den mächtigsten Familien in Florenz gehörten unter andern die Buondelmonti und die Uberti; ihnen zunächst standen die Amidei und die Donati. In der Familie der Donati war eine reiche verwittwete Dame, die eine vorzüglich schöne Tochter hatte. Es war die Absicht der Wittwe, ihre Tochter mit Messer Buondelmonte, einem jungen Kavalier und Haupt der Familie Buondelmonti, zu vermählen. Doch hatte sie diese ihre Absicht entweder aus Vernachläßigung, oder in der Meinung, daß es immer noch Zeit genug sei, noch niemand mitgetheilt, als der Zufall wollte, daß eine Tochter aus dem Hause Amidei mit Messer Buondelmonte verlobt wurde. Die Dame war hierüber äußerst mißvergnügt, und in der Hoffnung, durch ihrer Tochter Schönheit jene Hochzeit noch, ehe sie gefeiert würde, zu hintertreiben, stieg sie einst, da sie Messer Buondelmonte allein auf ihr Haus zukommen sah, hinab, ließ ihre Tochter sich folgen, und stellte sich ihm, als er vorüber ging, mit diesen Worten entgegen: Ich freue mich in der That sehr, daß ihr eine Frau gewählt habt, obschon ich diese meine Tochter für euch aufbehalten hatte; hierbei eröffnete sie die Thür und ließ ihn sie sehen. Bei dem Anblick der wirklich seltnen Schönheit dieses Mädchens und bedenkend, daß sie weder in

Rücksicht auf ihre Abkunft, noch auf den Brautschaz derje- Jahr
nigen nachsiehe, die er erwählt habe, ward der Kavalier 1215.
von so heftiger Begierde nach ihrem Besiz entzündet, daß
er weder des gegebenen Wortes, noch der Beleidigung, die
er durch dessen Verlezung anthat, noch der Uebel, die seine
Wortbrüchigkeit ihm zuziehen konnte, achtete, und sprach:
Da ihr sie denn für mich aufbehalten habt, so würde ich
undankbar sein, wenn ich sie ausschlüge, da es noch Zeit ist,
sie anzunehmen. Er vollzog hierauf ohne den mindesten
Zeitverlust die Hochzeit. Die Nachricht von dieser Begeben-
heit erfüllte die Familie der Amidei, und die der Uberti,
welche durch Blutsverwandtschaft mit ihnen verbunden wa-
ren, mit Wuth; sie versammelten sich mit vielen andern ih-
rer Verwandten und kamen überein, daß sie diese Beleidi-
gung nicht ohne den größten Schimpf ertragen, und durch
keine andere Rache, als Messer Buondelmontes Tod auslö-
schen könnten. Als einige die Uebel erwähnten, die dieser
Tod nach sich ziehen könnte, sagte Mosca Lamberti, daß,
wer vieles bedenke, nichts beschließe, und führte jenes wohl-
bekannte Sprichwort an: geschehene Dinge sind nicht zu
ändern. Sie gaben deshalb den Auftrag zu dieser Ermor-
dung dem Mosca, dem Stiatta Uberti, dem Lambertuccio
Amidei, und dem Oderigo Fifanti. Diese hielten sich am
Ostermorgen in dem Hause der Amidei, welches zwischen der
alten Brücke und St. Stephano lag, eingeschlossen, und als
Messer Buondelmonte auf einem weißen Pferde über den
Fluß ritt, vielleicht in der Meinung, daß es eben so leicht
sei, eine erlittene Beleidigung zu vergessen, als einer Ver-
wandschaft zu entsagen, ward er von ihnen am Fuße der
Brücke unter einer Bildsäule des Mars angefallen und ge-
tödtet. Dieser Mord theilte die ganze Stadt, von der sich
ein Theil an die Buondelmonti, der andere an die Uberti
anschloß. Da nun diese Familien stark waren an Häusern,

Jahr an Thürmen und an Menschen, so kämpften sie viele Jahre
1225. gegen einander, ohne daß eine die andere vertreiben konnte; ihre Feindseligkeiten wurden, obschon sie nicht durch einen Frieden beendigt werden konnten, durch Waffenstillstand beigelegt, und auf diese Weise nach Maaßgabe neu eintretender Umstände, bald beruhigt, bald wieder angefacht.

In diesen Unruhen blieb Florenz bis zu den Zeiten Fried-
1245. drich des zweiten, der, weil er König von Neapel war, seiner Macht das Uebergewicht über die Kirche verschaffen zu können glaubte. Um seine Macht in Toskana zu befestigen, begünstigte er die Uberti und ihre Anhänger; diese verjagten vermöge seiner Gunst die Buondelmonti; und so theilte sich unsere Stadt, so wie ganz Italien lange Zeit hindurch getheilt war, in Guelfen und Ghibellinen. Es scheint mir nicht überflüssig, die Familien, sowohl die der einen als die der andern Parthei folgten, anzuführen. Die Anhänger der Guelfischen Parthei also waren die Buondelmonti, Nerli, Rossi, Frescobaldi, Mozzi, Bardi, Pulci, Gherardini, Foraboschi, Bagnesi, Guidalotti, Sacchetti, Manieri, Lucardesi, Chiaramontesi, Compiobbesi, Cavalcanti, Giandonati, Gianfigliazzi, Scali, Gualterotti, Importuni, Bostichi, Tornaquinci, Vecchietti, Tosinghi, Arrigucci, Agli, Sizi, Adimari, Visdomini, Donati, Pazzi, della Bella, Ardinghi, Tedaldi, Cerchi. Für die Ghibellinische Parthei waren die Uberti, Mannelli, Ubriachi, Fifanti, Amidei, Infangati, Malespini, Scolari, Guidi, Galli, Capyiardi, Lamberti, Soldanieri, Cipriani, Toschi, Amieri, Palermini, Migliorelli, Pigli, Barucci, Cattani, Agolanti, Brunelleschi, Caponsacchi, Elisei, Abati, Tedaldini, Butochi, Galigai. Es schlossen sich überdies sowohl an die eine als an die andere Parthei dieser edlen Familien noch viele von den bürgerlichen an, so daß fast die ganze Stadt von dieser Trennung angegriffen ward. Die Guelfen also zogen sich,

nach ihrer Vertreibung, in die Städte des oberen Arnothals Jahr
zurück, wo sie einen großen Theil ihrer Festen hatten, und 1260.
vertheidigten sich, so gut sie vermochten, gegen die Macht ihrer Feinde. Als aber Friedrich starb, bedachten diejenigen Einwohner von Florenz, welche das Mittel zwischen beiden Partheien hielten und Einfluß auf das Volk hatten, daß es viel rathsamer sei, die Stadt zur Einigkeit zurück zu führen, als durch Erhaltung des Zwistes sie zu Grunde zu richten. Sie bewirkten daher, daß die Guelfen, die erlittene Schmach bei Seite sezend, zurückkehrten, die Ghibellinen, allen Verdacht aufgebend, sie aufnahmen, und nach ihrer Vereinigung schien es ihnen Zeit, eine freie Verfassung zu wählen, und Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung zu treffen, bevor der neue Kaiser Kraft gewinne.

Sie theilten demnach die Stadt in sechs Theile und erwählten zwölf Bürger, für jedes Sechstheil zwei; diese sollten ihnen vorstehen, Aelteste (anzioni) genannt und alle Jahre verändert werden. Um die Veranlassungen zu Feindseligkeiten hinwegzuräumen, welche durch die Urtheile zu entstehen pflegen, stellten sie zwei auswärtige Richter an, wovon sie einen Volkshauptmann, den andern Podesta nannten, welche die zwischen den Bürgern vorfallenden Rechtshändel, sowohl in Civil- als Kriminalsachen entscheiden sollten. Weil aber keine Einrichtung bestehen kann, die nicht durch eine Macht vertheidigt wird, so errichteten sie zwanzig Fahnen in der Stadt und sechs und sechzig auf dem Lande, unter welchen sie die junge Mannschaft einschrieben, und verordneten, daß jeder unter seinen Fahnen bereit und bewafnet sein sollte, so oft er von dem Hauptmann oder von den Aeltesten aufgefordert würde. Die Zeichen auf diesen Fahnen waren verschieden nach den Waffen, denn ein anderes Zeichen trugen die Armbrustschützen, ein anderes die Schildträger; und alle Jahr am Pfingsttage übergaben die

Jahr Bürger in groſſem Pompe der neuen Mannſchaft ihre Fah-
1429. nen und beſtimmten neue Häupter für die ganze Verwal-
tung. Um ihren Heeren ein würdevolles Anſehen zu geben
und einen Verſammlungsort, wohin ein jeder, der beim
Handgemenge zurück getrieben worden, ſich retten, und als
dann von neuem dem Feinde die Spize bieten könnte, er-
bauten ſie einen großen Wagen, der von zwei mit rothem
Zeuge bedeckten Ochſen gezogen ward, und auf welchem ein
weiß und rothe Fahne war. Wenn ſie nun das Heer aus-
ſenden wollten, führten ſie dieſen Wagen auf den neuen
Markt, und überlieferten ihn mit feierlichem Pomp den
Häuptern des Volks. Ferner hatten ſie zur Pracht bei ih-
ren Feldzügen eine Glocke Martinelle genannt, welche einen
Monat hindurch, ehe ſie die Heere aus der Stadt ſandten,
fortwährend ertönte, damit der Feind zu ſeiner Vertheidi-
gung Zeit habe; ſo groß war damals noch die Tugend jener
Männer, und mit ſo großmüthiger Seele betrugen ſie ſich,
daß, ſtatt daß es heut zu Tage für eine hochherzige und
kluge Handlung gilt, unerwartet ſeinen Feind zu überfallen,
dies damals für ſchimpflich und betrügeriſch gehalten wurde.
Auch dieſe Glocke führten ſie bei ihren Heeren mit, und
theilten dadurch den Wachen und andern Kriegsvölkern ihre
Befehle mit.

Auf dieſe Einrichtungen des Friedens und des Krieges
gründeten die Florentiner ihre Freiheit, und man ſollte
kaum glauben, zu welchem Anſehn und welcher Macht ſich
Florenz in kurzer Zeit empor ſchwang. Es ward nicht al-
lein das Haupt von Toskana, ſondern man rechnete es auch
unter die erſten Städte Italiens, und die höchſte Größe
würde es erreicht haben, wenn häufige und immer neue
1434. Spaltungen es nicht zerrüttet hätten. Die Florentiner leb-
ten zehn Jahr in dieſer Verfaſſung, worauf ſie Piſtoja,
Arezzos und Sienas Bürger zwangen, ſich mit ihnen

verbünden. Als sie mit dem Lager von Siena aufbrachen, Jahr
nahmen sie Volterra, zerstörten noch einige Kastelle und 1253.
führten die Bewohner nach Florenz. Alle diese Unterneh-
mungen geschahen auf der Guelfen Anrathen, welche viel
mehr als die Ghibellinen vermochten, sowohl, weil diese,
wegen ihres hochmüthigen Betragens als sie zu Friedrichs
Zeit die Herrschaft hatten, vom Volke gehaßt wurden, als
auch weil die Parthei der Kirche beliebter war als die des
Kaisers; denn durch Hülfe der Kirche hofften sie ihre Frei-
heit zu behaupten, und unter den Kaisern fürchteten sie de-
ren Verlust. Die Ghibellinen also, da sie ihr Ansehn auf
diese Weise schwinden sahen, konnten sich nicht ruhig ver- 1253.
halten, und warteten nur auf eine Gelegenheit, die Ver-
waltung an sich zu reißen. Sie glaubten diese Gelegenheit
sei gekommen, als sie sahen, daß Manfred, Friedrichs
Sohn, sich des Königreichs Neapel bemächtigt und die
Macht der Kirche sehr geschmälert hatte. Sie sezten sich
also heimlicherweise mit diesem in ein Einverständniß, um
sich ihr Ansehn wieder zu verschaffen, konnten jedoch ihr
Betragen nicht so einrichten, daß die von ihnen gepflogenen
Unterhandlungen nicht den Aeltesten verrathen worden wä-
ren. Diese luden also die Uberti vor, welche nicht allein
nicht gehorchten, sondern auch die Waffen ergriffen und sich
in ihren Häusern befestigten. Das Volk, hierüber aufge-
bracht, bewafnete sich und zwang sie mit Hülfe der Guelfen
Florenz zu verlassen, und mit der ganzen Ghibellinischen
Parthei nach Siena auszuwandern. Von hieraus baten sie
den König Manfred von Neapel um Beistand, und durch
die Betriebsamkeit des Messer Farinata von der Familie der
Uberti wurden die Guelfen von den Truppen dieses Königs
am Flusse Arbia mit einer so großen Niederlage geschlagen, 1260.
daß die, welche vom Schlachtfelde entkamen, ihre Stadt
für verloren achtend, nicht nach Florenz, sondern nach Lukka
sich retteten.

Jahr 1260. Manfred hatte den Ghibellinen als Anführer seine Truppen der Grafen Giordano zu Hülfe gesandt, einen Mann in damaliger Zeit in Waffen hoch berühmt. Dieser ging nach dem Siege mit den Ghibellinen nach Florenz, und brachte diese Stadt ganz unter Manfreds Herrschaft, indem er die Obrigkeiten, und alle andere Einrichtungen, an denen die Gestalt der Freiheit erkennbar war, aufhob. Die mit so weniger Klugheit angethane Beleidigung ward von dem Gemeinwesen mit großem Hasse aufgenommen, und die Feindschaft gegen die Ghibellinen stieg auf den höchsten Punkt; woraus dann mit der Zeit ihr gänzlicher Untergang erfolgte. Als der Graf Giordano wegen der Angelegenheiten des Königreichs nach Neapel zurückkehren mußte, ließ er den Grafen Guido Novello Herrn von Casentino als Königlichen Statthalter in Florenz. Dieser veranstaltete eine Versammlung der Ghibellinen zu Empoli, worin einmüthig beschlossen, daß, um die Macht der Ghibellinischen Parthei in Toskana aufrecht zu halten, es nöthig sei, Florenz zu zerstören, das doch nur dazu tauge, dem Guelfischen Volke Mittel in die Hand zu geben, um die Parthei der Kirche zu neuen Kräften gelangen zu lassen. Dieser grausamen Verurtheilung, ausgesprochen gegen eine so edle Stadt, sich zu widersetzen, trat nicht Ein Bürger, nicht Ein Freund jezt auf; nur Messer Farinata aus dem Hause Uberti, vertheidigte sie offen und ohne alle Rücksicht, und er sagte, so große Mühseligkeiten, so große Gefahren habe er einzig deswegen übernommen, um in seiner Vaterstadt wohnen zu können; er wolle jezt nicht sich das versagen, was er bisher gesucht, nicht das ausschlagen, was das Glück ihm gewährt habe; vielmehr werde er denjenigen, die anderen Sinnes wären, nicht weniger feindlich sein, als den Guelfen gewesen, und wenn einer von ihnen seine Vaterstadt fürchte, so solle er nur versuchen, sie zu zerstören

denn er hoffe mit gleicher Tapferkeit, als er die Guelfen Jahr
daraus verjagt, sie zu vertheidigen. Messer Farinata war 1266.
ein Mann von hohem Geiste, trefflich im Kriegswesen, das Haupt der Ghibellinen, und bei Manfred hoch geachtet; sein Ansehn also setzte jener Berathschlagung ein Ziel, und sie dachten auf andere Mittel sich die Herrschaft zu erhalten.

Die Guelfen, die sich nach Lukka geflüchtet hatten, gingen, auf des Grafen Drohungen von den Lukkesen verabschiedet, nach Bologna. Von hieraus wurden sie von den Guelfen zu Parma gegen die Ghibellinen zu Hülfe gerufen, und erhielten, da sie durch ihre Tapferkeit die Gegner überwunden hatten, deren sämmtliche Besitzungen zum Eigenthum. Hierdurch an Reichthum und Ehre vergrößert, schickten sie, auf die Nachricht, daß Pabst Clemens Karl von Anjou berufen habe, um Manfred des Königreichs zu berauben, Gesandte an den Pabst, ihm ihre Kräfte anzubieten. Der Pabst empfing sie nicht allein als Freunde, sondern gab ihnen auch seine Fahne, welche nachmals immer von dem Guelfen im Kriege getragen ward, und dies ist die nehmliche, die in Florenz noch jetzt gebraucht wird. Manfred ward darauf von Karl des Reichs beraubt und getödtet, und da die Guelfen von Florenz hierbei behülflich gewesen waren, so ward ihre Parthei dadurch mächtiger und die der Ghibellinen schwächer: daher denn diejenigen, die mit dem Grafen Guido Novello Florenz regierten, es für gut hielten, durch irgend eine Wohlthat das Volk für sich zu gewinnen, das sie vorher mit jeder Schmach belegt hatten. Allein die Mittel, die geholfen haben würden, wenn man sie vor dem Eintreten der Noth angewandt hätte, halfen jetzt nicht allein nicht, sondern beschleunigten auch noch ihren Untergang. Sie hofften nehmlich das Volk zu ihrem Freunde und Anhänger zu machen, wenn sie ihm einen Theil der Ehren und des Ansehens wiedergäben, das

Jahr 1250. sie ihm entrissen hatten, und wählten daher sechs und dreißig dem Volk geneigte Bürger, welche zugleich mit zwei Kavalieren, die man aus Bologna kommen ließ, die Verfassung der Stadt verbessern sollten. Diese theilten, sobald als sie zusammenkamen, die ganze Stadt in Zünfte, und sezten über jede Zunft einen Obern, der denen, die zu seiner Zunft gehörten, Rechnung ablegen sollte. Sie überlieferten überdies jeder Zunft eine Fahne; auf daß unter dieser jedermann bewaffnet sich versammle, wenn die Stadt dessen bedürfte. Dieser Zünfte waren im Anfang zwölf, sieben größere und fünf kleinere. Hierauf vermehrten sich die kleineren bis auf vierzehn, so daß ihrer in allem, wie es auch noch jezt ist, ein und zwanzig waren. Die sechs und dreißig Reformatoren verhandelten auch noch andere Dinge fürs allgemeine Wohl.

Um die Soldaten zu unterhalten, ließ der Graf Guido den Bürgern eine Steuer auflegen, fand aber so große Schwierigkeiten, daß er es nicht wagte, durch Gewalt sie zu erzwingen: Da es ihm nun schien, daß er die Herrschaft ganz verloren habe, verband er sich mit den Häuptern der Ghibellinen und sie beschlossen, dem Volke dasjenige mit Gewalt wieder zu entreißen, was sie aus Mangel an Klugheit ihm zugestanden hatten. Als sie demnach mit der Bewaffnung in Ordnung zu sein glaubten, ließen sie, als grade die sechs und dreißig versammelt waren, den Lärmen in der Stadt erheben, daher diese, erschrocken, sich in ihre Häuser zurückzogen, und sogleich wurden die Fahnen der Zünfte hinausgetragen, und viele Bewaffnete zogen hinter ihnen her. Als sie hörten daß der Graf Guido mit seiner Parthei bei St. Johann sei, stellten sie bei St. Trini-
1266. tat sich auf, und überreugen den Befehl an Messer Johann Soldanieri. Der Graf von der andern Seite, da er vernahm, wo das Volk sei, sezte sich in Bewegung, ihm zu

begegnen. Auch das Volk vermied nicht das Treffen, son- Jahr
dern gieng dem Feinde entgegen; sie trafen sich da, wo jezo 1260.
die Wohnung der Tornaquinci ist, und der Graf ward mit Verlust und Tod der meisten von seiner Parthei zurückgeschlagen. Hierüber ganz außer Fassung befürchtete er, daß die Feinde ihn in der Nacht anfallen, und bei der Niederlage und Muthlosigkeit der seinigen ermorden möchten. Diese Einbildung wirkte so mächtig auf sein Gemüth, daß er, ohne auf irgend ein anderes Hülfsmittel zu denken, sich lieber fliehend als fechtend zu retten beschloß, und gegen den Rath der Anführer seiner Parthei mit allen seinen Leuten nach Prato eilte. Sobald aber, da er sich in Sicherheit sah, seine Furcht verschwand, erkannte er auch seinen Fehler, und in der Absicht ihn am Morgen wieder gut zu machen, kehrte er bei Tages Anbruch mit allen seinen Leuten nach Florenz zurück, um mit Gewalt wieder einzudringen in die Stadt, die er aus Feigheit verlassen hatte. Doch er verfehlte seinen Zweck; denn das Volk, das ihn nur mit Mühe würde haben verjagen können, konnte sehr leicht ihn außerhalb erhalten. Er gieng also voll Betrübniß und Schaam ins Casentinische, und die Ghibellinen zogen sich auf ihre Landgüter zurück. Nachdem also das Volk den Sieg davon getragen, beschloß man auf Anrathen derer, die das Wohl der Republik wünschten, die Einigkeit in der Stadt wieder herzustellen, und alle Bürger sowohl Ghibellinen als Guelfen, die sich außerhalb befanden, zurückzurufen. Die Guelfen kehrten also, sechs Jahr nach ihrer Vertreibung, zurück, und auch den Ghibellinen ward ihre noch ganz neue Beleidigung verziehen, und sie in ihr Vaterland wieder eingesezt; doch waren sie dem Volke und den Guelfen sehr verhaßt, weil diese die Aechtung aus ihrem Andenken nicht verwischen konnten, und jenes nur allzu lebhaft sich der Tyrannei erinnerte, die es während ihrer

Jahr Herrschaft erduldet hatte; daher waren weder bei der einen
1266. noch bei der andern Parthei die Gemüther ruhig. Während man auf diese Weise in Florenz lebte, verbreitete sich das Gerücht, das Konradin, Manfreds Neffe, mit Truppen aus Deutschland ankomme, um Neapel zu erobern. Hierdurch schöpften die Ghibellinen neue Hoffnung, ihr Ansehn wieder zu gewinnen, und die Guelfen waren bedacht, wie sie sich vor ihren Feinden sicher stellen möchten; sie erbaten sich also Hülfe vom Könige Karl, um sich gegen Konradin bei seinem Durchzuge vertheidigen zu können. Als nun Karls Truppen anrückten, wurden die Guelfen dadurch so übermüthig, und setzten die Ghibellinen dergestalt in Schrecken, daß diese zwei Tage vor der Truppen Ankunft ohne versuchen zu werden davon flohen.

1267. Nach der Ghibellinen Entfernung brachten die Florentiner die Verfassung ihrer Stadt wieder in Ordnung. Sie erwählten zwölf Häupter, welche zwei Monate in der Rathsversammlung sitzen sollten, diese nannten sie nicht Aelteste, sondern gute Männer; außer diesen ernannten sie einen Rath von achtzig Bürgern, den sie die Credenza benannten; ferner hatten sie 180 Bürgerliche, dreißig für jedes Sechstheil, welche, mit der Credenza und den zwölf guten Männern vereint, die Generalversammlung genannt wurden. Noch einen andern Rath von 120 theils zum Volk, theils zum Adel gehörigen Bürgern setzten sie ein, um alle die von den andern Rathsversammlungen beschlossenen Gegenstände zur Vollziehung zu bringen, und durch diesen vertheilten sie die Aemter der Republik. Nachdem sie diese Regierung eingesetzt, befestigten sie noch die Guelfische Parthei durch Ertheilung von Aemtern und andere Einrichtungen, auf daß sie mit größerer Kraft sich gegen die Ghibellinen vertheidigen könnten. Die Güter der letzteren theilten sie in drei Theile: den einen davon verkauften sie öffentlich; den andern ertheil-

ren sie der Obrigkeit der Guelfenpartei, die Hauptleute Jahr
genannt; den dritten aber den Guelfen zum Ersatz für den 1267.
erlittenen Schaden. Der Pabst ernannte, um Toskana der
Guelfischen Parthei zu erhalten, den König Karl zum Vi-
kar des Reichs in Toskana. Während die Florentiner auf
solche Weise durch die Kraft dieser neuen Verfassung, inner-
halb durch Gesetze, ausserhalb durch die Waffen ihre Macht
zu erhalten suchten, starb der Pabst, und nach einem lan-
gen Streite ward nach Verlauf zweier Jahre Pabst Gregor
der zehnte erwählt, der, weil er lange Zeit in Syrien ge-
wesen war; ja zur Zeit seiner Erwählung noch sich daselbst
aufhielt, fern von den Einflüssen der Partheien, dieselben
viel geringer achtete, als seine Vorgänger sie geachtet hat-
ten. Als er daher auf seiner Durchreise nach Frankreich in
Florenz war, hielt er es für die Pflicht eines trefflichen Hir-
ten, den Staat zur Einigkeit zu führen, und brachte es da-
hin, daß die Florentiner sich gefallen liessen, die Syndiken
der Ghibellinen in Florenz aufzunehmen, um mit denselben
über die Art ihrer Rückkehr zu unterhandeln. Obschon aber
der Vertrag abgeschlossen ward, so waren doch die Ghibelli-
nen so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie nicht zurückkehren 1273.
wollten. Der Pabst maß die Schuld davon der Stadt bei,
und belegte sie, hierüber aufgebracht, mit dem Bann. In
dieser Ausschließung verblieben sie so lange der Pabst lebte,
nach seinem Tode aber ward ihnen vom Pabst Innocenz V 1277.
der Segen wieder ertheilt. Die päbstliche Würde war jetzt
auf Nikolaus den dritten, aus dem Hause Orsini, gekom-
men. Weil nun die Päbste immer denjenigen fürchteten,
dessen Macht in Italien hoch gestiegen war, selbst wenn die-
ses durch die Gunst der Kirche geschehen war, und weil sie
diese Macht immer wieder zu schmälern suchten; so entstan-
den daraus die häufigen Aufstände und die steten Umwäl-
zungen, welche dies Land verwirrten; denn die Furcht vor

Jahr einem Mächtigen machte, daß ein Schwacher emporstieg;
1278 war er gestiegen, daß man ihn fürchtete, und ward er gefürchtet, daß man ihn zu unterdrücken suchte. Dies entriß Manfreds Händen das Scepter Neapels, und reichte es Karln; dies flößte auch vor diesem Furcht ein, und erweckte das Bestreben nach seinem Untergange. Durch diese Bewe-
1278 gungsgründe veranlaßt, brachte es Nikolaus der dritte dahin, daß durch des Kaisers Vermittelung dem Könige Karl die Verwaltung Toskanas genommen ward, und in des Kaisers Namen sandte er Messer Latino, seinen Legaten, in diese Provinz.

Florenz war damals in einem sehr schlimmen Zustande, denn der Guelfische Adel war übermüthig geworden und achtete nicht der Obrigkeit, so daß täglich viel Mord und andere Gewaltthaten verübt wurden, ohne daß die Thäter, die bald einer bald der andere Adliche begünstigte, bestraft wurden. Die Häupter des Volks meinten daher, daß es, um diesen Uebermuth zu zügeln, wohlgethan sein würde, die Ausgewanderten zurück zu rufen. Der Legat nahm hiervon Gelegenheit, die Einigkeit wieder herzustellen, die Ghibellinen kehrten zurück, und statt der zwölf Häupter setzten sie vierzehn fest, von jeder Parthei sieben, welche ein
1280 Jahr regieren und vom Pabst erwählt werden sollten. Unter dieser Staatsverwaltung blieb Florenz zwei Jahre, bis der Pabst Martin, ein geborner Franzose auf den päbstlichen Stuhl kam, welcher dem Könige Karl alle die Macht wieder gab, die Nikolaus ihm entzogen hatte. Dadurch ward plötzlich der Partheigeist in Toskana wieder erweckt; die Florentiner ergriffen gegen den Statthalter des Kaisers die Waffen, und führten eine neue Regierungsform ein, theils um die Ghibellinen ihres Antheils an der Verwaltung zu berauben, theils um die Mächtigen im Zügel zu halten. Es geschah dies im Jahre 1282, und die Versammlungen

der Zünfte waren, seitdem ihnen die obrigkeitlichen Stellen Jahr
und die Fahnen anvertraut worden, zu hohem Ansehn ge- 1232.
langt: sie verordneten also jetzt vermöge ihres Einflusses, daß statt der vierzehn nunmehro drei Bürger erwählt werden sollten; diese sollten Priören genannt werden, die Verwaltung der Republik zwei Monate führen, und dürften bürgerliche oder adliche sein, nur daß sie Kaufleute oder zu irgend einer Zunft gehörig wären. Nachher brachten sie die Zahl der ersten Obrigkeiten auf sechs, damit von jedem Sechstheil eine wäre, und diese Zahl erhielt sich bis zum Jahre 1342, da sie die Stadt in Viertel abtheilten, und die Priören auf acht brachten, obgleich sie in der Zwischenzeit aus irgend einem Grunde auch einigemal zwölf ernannten. Diese Obrigkeit war, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, an dem Untergange des Adels schuld, denn durch mancherlei Begebenheiten ward er vom Volke zuletzt davon ausgeschlossen, und hernach ohne alle Rücksicht angegriffen. Im Anfange trugen die Adlichen selbst durch ihre Uneinigkeit viel dazu bei, denn indem sie zu heftig begehrten, einer dem andern die Regierung zu entreißen, verloren sie sie alle. Man wies dieser Obrigkeit einen Pallast zur beständigen Wohnung an, da es bisher Gebrauch gewesen war, daß die Regierung und die Rathsversammlungen in den Kirchen zusammen kamen; auch ehrte man dieselbe durch Rathsdiener und andere nöthige Bediente. Obschon sie im Anfange nur Priören genannt wurden, so fügte man doch spätershin zur Vermehrung der Würde noch den Titel Herren oder Signoren hinzu. Im Innern des Staates waren die Florentiner jetzt eine Zeit lang ruhig, und während dieser Ruhe führten sie Krieg mit den Aretinern, weil diese die Guelfen vertrieben hatten, und besiegten sie in Campaldino glücklich. Da nun die Stadt an Volksmenge und Reichthum 1289.
zunahm, so beschloß man auch durch Mauern sie zu ver-

Jahr größern, und ihr Umkreis ward, so wie man jetzt ihn sieht, 1284 erweitert, dagegen vorher ihr Durchmesser nur so lang war, als die Entfernung von der alten Brücke bis nach St. Lorenzo.

Die auswärtigen Kriege und der innere Frieden hatten die Guelfischen und Ghibellinischen Partheien in Florenz beinahe ausgelöscht, und nur diejenige Spannung blieb zurück, welche natürlicherweise in allen Städten zwischen den mächtigen und dem Volk zu sein pflegt; denn da das Volk den Gesetzen folgsam leben, die Reichen aber dem Gesetz gebieten wollen, so können sie unmöglich einig mit einander 1293. bleiben. So lange die Ghibellinen ihrer Gegenparthei Furcht einflößten, entdeckte sich diese Spannung nicht, sobald aber diese besiegt waren, bewies sie ihre Kraft: täglich ward irgend ein Bürgerlicher beleidigt, und weder Gesetze noch Obrigkeit reichten hin, ihm Recht zu verschaffen, denn jeder Adliche vertheidigte sich mit seinen Verwandten und Freunden vor der Macht der Priören und des Hauptmanns. Die Vorsteher der Zünfte, diesem Uebelstande abzuhelfen begierig, trafen deshalb die Veranstaltung, daß jede Rathsversammlung beim Anfange ihrer Amtsverrichtungen einen Bannerherrn oder Gonfaloniere der Gerechtigkeit aus dem Bürgerstande ernennen sollte, dem unter zwanzig Fahnen tausend Mann zugeschrieben würden, und der mit seinem Panier und seinen Bewaffneten die Gerechtigkeit zu unterstützen jederzeit bereit wäre, so oft er von ihnen oder von dem Hauptmann dazu aufgerufen würde. Der erste, der erwählt ward, war Ubaldo Ruffoli. Dieser trug das Panier hinaus, und zerstörte das Haus der Galletti, weil einer aus dieser Familie in Frankreich einen Bürgerlichen getödtet hatte. Es ward den Zünften leicht, diese Einrichtung zu treffen, durch die tödtlichen Feindschaften, die unter den Adlichen herrschten, und diese achteten nicht eher auf

die Maasregel, die man gegen sie genommen hatte, bis sie Jahr
diese harte Strafe vollzogen haben. Anfangs sezte sie dies 1293
in sehr große Bestürzung, doch kehrten sie bald zu ihrem vorigen Uebermuth zurück; denn da immer einer von ihnen zu den Herren oder Priören gehörte, so konnten sie leicht den Gonfaloniere verhindern, sein Amt zu vollziehen. Ueberdies hatte der Kläger einen Zeugen nöthig, wenn er irgend eine Beleidigung erlitten hatte, und niemals fand sich jemand, der gegen einen Adlichen hätte zeugen wollen. Daher fiel Florenz in kurzer Zeit in die nehmlichen Unordnungen zurück, und das Volk erduldete von den Großen die nehmlichen Beleidigungen, denn die Richter waren saumselig und den Urtheilsprüchen fehlte die Vollziehung. Da nun die Bürgerlichen hierüber keinen Entschluß zu fassen wußten, so stimmte Giano della Bella, ein Mann von sehr edler Abkommung, aber ein Freund der Freiheit seiner Vaterstadt, die Vorsteher der Zünfte dahin, den Staat zu verbessern, und auf seinen Rath ward festgesezt, daß der Gonfaloniere mit den Priören im Rath sizen und viertausend Mann unter seinem Befehl haben solle. Ferner wurden alle Adeliche des Rechts beraubt, im Rathe der Priören zu sizen; die Mitschuldigen eines Verbrechers wurden gleicher Strafe mit ihm unterworfen, und es ward festgesezt, daß das öffentliche Gerücht hinreichend sei, ein Urtheil zu begründen. Durch diese Gesezе, welche sie die Verordnungen der Gerechtigkeit nannten, erwarb das Volk wieder Einfluß, und Giano della 1295.
Bella vielen Haß, denn die Großen hatten den größten Ingrimm auf ihn, als den Zerstörer ihrer Macht, und die reichen Bürgerlichen waren auf ihn neidisch, weil sein Ansehen ihnen zu groß schien; beides zeigte sich, sobald es die Gelegenheit verstattete. Der Zufall nehmlich wollte, daß ein Bürger bei einer Schlägerei getödtet wurde, bei der mehrere Adliche zugegen waren. Unter diesen war Messer Corso

Jahr Donati, dem, als dem Verwegensten von allen, die Schuld
1343 beigemessen ward. Er ward deshalb von dem Volkshaupt-
mann festgenommen, aber, wie auch der Gang der Sache
gewesen sein mag, sei es, daß Messer Corso wirklich nichts
verbrochen hatte, sei es, daß der Hauptmann sich scheute,
ihn zu verurtheilen, genug, er ward losgesprochen. Diese
Lossprechung mißfiel dem Volke so sehr, daß es die Waffen
ergriff, zu dem Hause des Giano della Bella lief, und ihn
bat, er möchte dafür sorgen, daß diejenigen Gesetze beobach-
tet würden, von denen er selbst der Urheber gewesen sei.
Giano, welcher wünschte, daß Messer Corso bestraft werden
möchte, ließ sie die Waffen nicht niederlegen, welches er nach
dem Urtheile Vieler hätte thun sollen, sondern rieth ihnen,
bei den Prioren herum zu gehen, sich über den Vorfall zu
beklagen und sie zu bitten, daß sie dagegen Anstalten träfen.
Das Volk aber, höchst aufgebracht, weil es sich von dem
Hauptmann für beleidigt, von Giano für im Stich gelassen
hielt, ging nicht zu den Prioren, sondern zu des Haupt-
manns Pallast, den es einnahm und plünderte. Diese That
mißfiel allen Bürgern und diejenigen, welche Gianos Ruin
wünschten, maßen ihm die ganze Schuld bei; so daß er, da
sich unter den Prioren, die nachher erwählt wurden, ein
Feind von ihm befand, bei dem Hauptmann als Aufwiegler
des Volks angeklagt ward. Während seine Sache nun be-
trieben wurde, bewaffnete sich das Volk, lief zu seiner Woh-
nung und erbot sich, ihn gegen die Prioren und gegen seine
Feinde zu vertheidigen. Giano aber wollte weder die Gunst
des Volks auf die Probe setzen, noch sein Leben den obrig-
keitlichen Personen anvertrauen, weil er die Bosheit dieser und
die Unbeständigkeit jenes fürchtete; er beschloß daher, um sei-
nen Feinden die Gelegenheit zu einer Beleidigung gegen ihn,
und seinen Freunden zu einem Angriffe auf das Vaterland zu
rauben, sich zu entfernen, dem Neide zu weichen, die Bür-

ser von der Furcht, die sie vor ihm hatten, zu befreien, Jahr
und eine Stadt zu verlassen, die er durch seine Anstrengun- 1295.
gen und Gefahren von der Knechtschaft der Mächtigen be-
freit hatte: er erwählte eine freiwillige Verbannung.

Nach seiner Entfernung faßte der Adel neue Hoffnung, sein Ansehen wieder zu erlangen, und da er urtheilte, daß sein Uebel aus der Uneinigkeit entstanden sei, so vereinigten sich die Adlichen und sandten zwei von ihnen auf die Signoria, die nach ihrer Meinung ihnen günstig gestimmt war, mit dem Ansuchen, daß sie sich gefallen lassen möchte, die Härte der gegen den Adel gegebenen Gesetze einigermaßen zu mildern. Dieses Ansuchen beunruhigte, da es bekannt ward, die Gemüther der Bürgerlichen, weil sie besorgten, daß die Prioren es bewilligen möchten; und so kam es über das Begehren der Adlichen und den Argwohn des Volks zu den Waffen. Der Adel setzte sich an drei Orten fest, zu Sanct Johann, auf dem neuen Markt und auf dem Plaze der Mozzi, und unter drei Anführern, nehmlich Messer Forese Adimari, Messer Vanni de Mozzi, und Messer Geri Spini; die Bürger versammelten sich in sehr großer Anzahl unter ihren Fahnen bei dem Pallaste der Prioren, welche damals bei St. Proclus wohnten. Weil aber das Volk gegen die damalige Signoria Argwohn hatte, so ordnete es sechs Bürger ab, die mit ihr gemeinschaftlich die Verwaltung übernehmen sollten. Während nun beide Partheien sich zum Angriff rüsteten, legten sich einige, sowohl Bürgerliche als Adliche, so wie auch einige Geistliche von unbescholtenem Rufe ins Mittel, sie zum Frieden zu bewegen. Sie stellten den Adlichen vor, daß an dem Verluste ihrer Ehrenstellen, und an den Gesezen, die man gegen sie gegeben, nichts anderes Schuld sei, als ihr Hochmuth und ihre schlechte Verwaltung; daß ihr gegenwärtiges Ergreifen der Waffen und ihr Bestreben, dasjenige mit Gewalt sich wieder zu verschaffen,

Jahr 1496 was sie durch Uneinigkeit und übles Betragen sich hätten entreißen lassen, nichts anderes sei, als ein Streben nach dem Untergange ihres Vaterlandes und nach der Verschlimmerung ihres eigenen Zustandes; und daß sie bedenken möchten, daß das Volk an Zahl, Reichthum und Stärke der Leidenschaft ihnen weit überlegen sei; daß diese edliche Geburt, vermöge deren sie vor andern den Vorzug zu haben glaubten, nicht für sie kämpfen würde; und daß, wenn es zum Kampfe käme, ein hoher Name eitel erscheinen müßte, der ja sie gegen so viel Feinde zu vertheidigen nicht zureiche. Dem Volke stellten sie auf der andern Seite vor, daß es nicht der Klugheit gemäß sei, immer seinen Sieg bis aufs Äußerste zu verfolgen, und daß es niemals eine verständige Maßregel sei, die Menschen zur Verzweiflung zu treiben, weil, wer kein Heil mehr hofft, auch kein Unheil fürchtet; sie sollten bedenken, daß der Adel es sei, der ihrer Stadt in den Kriegen Ruhm erworben habe, und daß es daher weder gut noch billig sei, ihn mit so großem Hasse zu verfolgen; daß die Adlichen es gern ertrügen, unter den höchsten Ehrenstellen keinen Platz einzunehmen; das aber könnten sie länger nicht ertragen, daß es vermöge der getroffnen Einrichtungen in eines jeden Macht stehe, sie aus ihrem Vaterlande zu vertreiben. Es sei also wohlgethan, jene Einrichtungen zu mildern, und durch diese Mittel die Waffenruhe wieder herzustellen; auch möchten sie nicht das Glück des Kampfes auf die Probe stellen in allzugroßem Vertrauen auf ihre Anzahl, denn oft schon habe man viele von wenigen überwunden sehen. Die Meinungen im Volke waren getheilt; viele wollten, daß es zum Kampfe komme, als wozu es doch irgend einmal nothwendig kommen müsse; sie meinten daher, es sei besser es jetzt zu thun, als zu warten, bis die Feinde mächtiger wären; wenn man glauben dürfte, daß sie mit einer Milderung der Gesetze sich begnügen würden,

so würde es freilich wohlgethan sein, sie zu mildern; allein Jahr
ihr Hochmuth sei so groß, daß sie niemals ruhig sein wür- 1295.
den, als durch Gewalt gezwungen. Viele andere, die weiser und friedlicheren Gemüthes waren, meinten, daß wenig darauf ankomme, ob man die Geseze mildere, aber viel, ob man zum Kampf schreite; ihre Meinung gewann das Uebergewicht, und man verordnete, daß zu den Anklagen gegen Adliche künftig Zeugen nöthig sein sollten *).

Nachdem man die Waffen abgelegt, blieb eine wie die andre Parthei voller Argwohn, und beide befestigten sich durch Thürme und Waffen. Das Volk veränderte abermals die Regierung, indem es sie auf eine kleinere Anzahl zurück führte, bewogen durch die günstige Gesinnung, welche die damaligen Prioren gegen den Adel gezeigt hatten; Häupter der neuen Regierung blieben Mancini, Magalotti, Altoviti, Peruzzi, und Cecetani. Nachdem sie die Staatsverwaltung 1298.
festgesezt, gründeten die Florentiner zur höheren Pracht und größeren Sicherheit der Signoren im Jahr 1298 den Pallast derselben, und bestimmten dazu den Plaz, auf welchem der ehemals den Uberti gehörige Pallast stand. Zur nehmlichen Zeit wurde der Bau der öffentlichen Gefängnisse begonnen; diese Gebäude wurden im Laufe weniger Jahre vollendet, und nie war der Zustand unserer Stadt blühender und glücklicher, als damals; denn an Bewohnern, an Schäzen und hohem Rufe war sie reich; die waffenfähigen Bürger beliefen sich auf dreißig tausend und die Landbewohner auf siebenzig tausend; ganz Toskana gehorchte ihr, theils unterworfen, theils verbündet, und obschon zwischen dem Volke und dem Adel einiger Widerwillen und Argwohn bestand,

*) Man erinnert sich daß wenige Jahre vorher auf Veranlassung des Giano della Bella gegebenen Gesezes, daß das öffentliche Gerücht hinreichend sein solle, ein Urtheil zu begründen. S. p. 95.

Jahr 1296. so kamen doch diese zu keinem schädlichen Ausbruche, sondern alle lebten in Einigkeit und im Genusse des Friedens. Wäre dieser Frieden nicht durch neue Feindseligkeiten im Innern unterbrochen worden, so würde der Staat von keinem Angriffe von außen her etwas zu fürchten gehabt haben; denn er befand sich in einer solchen Lage, daß er weder das deutsche Reich, noch seine eignen Ausgewanderten zu scheuen brauchte, und daß seine Macht allen Staaten Italiens hätte begegnen können. Aber das Unheil, das die Mächte des Auslandes ihm nicht bringen konnten, stifteten innere.

1300. In Florenz waren zwei Familien, die Cerchi und die Donati, an Reichthümern, Adel und Anzahl vorzüglich mächtig. Unter diesen war, da sie in Florenz und auf dem Lande Nachbarn waren, einige Mißhelligkeit entstanden, nicht so erheblich jedoch, daß sie darüber zu den Waffen gegriffen hätten, und vielleicht würden sie keinen großen Erfolg gehabt haben, wenn nicht durch neue Veranlassungen die üble Stimmung erhöht worden wäre. Zu den ersten Familien Pistojas gehörte die der Cancellieri. Es traf sich einst, daß Lore, Messer Guglielmos, und Geri, Messer Bertaccios Sohn, alle aus dieser Familie, beim Spiel zum Wortwechsel kamen, worauf Geri von Lore leicht verwundet ward. Der Vorfall mißfiel Messer Guglielmo, und indem er durch Milde den Schaden zu heilen strebte, verschlimmerte er ihn. Er befahl seinem Sohne, zu dem Vater des Verwundeten ins Haus zu gehen, und ihn um Verzeihung zu bitten. Lore gehorchte seinem Vater; aber diese wohlgesinnte Handlung besänftigte nicht im mindesten Messer Bertaccios rauhes Gemüth; er ließ Lore ergreifen, und ihm, zu größerem Schimpfe, von seinen Dienern auf einem Eßtische die Hand abhauen, mit den Worten: kehre zurück zu deinem Vater, und sag' ihm, daß Wunden mit dem Eisen, nicht mit Worten, geheilt werden. Die Grausamkeit dieser That empörte

Messer Guglielmo so sehr, daß er die Seinigen zu den Waf- Jahr
fen greifen ließ, um sie zu rächen; auch Messer Bertaccio 1300.
bewaffnete sich zu seiner Vertheidigung; und nicht diese Fa-
milien allein, sondern ganz Pistoja zerfiel in Zwietracht. De
nun die Cancellieri vom einem Messer Cancelliere abstamm-
ten, der zwei Gattinnen gehabt hatte, deren eine Bianca
hieß, so nannte sich die eine Partei zu Ehren derer, die
von ihr abstammten, die Weiße (Bianca) und die andere
wand, um einen ihrer entgegengesetzten Namen zu erhalten,
die Schwarze annahm. Zwischen diesen erhoben zu ver-
schiedenen Zeiten vielfache Kämpfe, wobei viele Menschen
getödtet, viele Häuser zerstört wurden; und da sie sich nicht
versöhnen konnten, so zogen sie, müde des Unheils, und
voll Verlangen, entweder ihrer Zwietracht ein Ende zu ma-
chen, oder durch Entfernung anderen noch weiter sie zu ver-
bergen, nach Florenz. Die Schwarzen wurden, wegen ih-
rer Verwandschaft mit den Donati, von Messer Corso, dem
Haupte dieser Familie, begünstiget; daher kam es, daß die
Weißen, um eine mächtige Stütze zu erlangen, die gegen
die Donati sie aufrecht erhielte, sich an Messer Veri de
Cerchi wandten, einen Mann, der Messer Corso in keiner
Rücksicht nachstand.

Dieser Zwist, der von Pistoja herüber kam, schürte den
alten Haß zwischen den Cerchi und den Donati; und es
zeigte sich schon so offenbar, daß die Prioren und die andern
guten Bürger neuen Angriffen vorbeugten, daß es zwischen
ihnen zum Blutvergießen kommen, und dem zufolge die
ganze Stadt in Zwietracht gerathen möchte. Sie wandten
sich deshalb an den Papst, mit der Bitte, daß er sein An-
sehen anwende zur Hebung dieser Zwistigkeiten, die sie allein
auszugleichen nicht vermochten. Der Papst ließ alle Messer
Veri vor sich fordern, und legte ihm auf, mit den Donati
Friede zu schließen. Messer Veri zeigte sich darüber ver-

Jahr 1300. wundert, er habe, sagte er, mit jenen nicht die mindeste Freundschaft; der Frieden seze den Krieg voraus, und da zwischen ihnen kein Krieg bestehe, so könne er die Nothwendigkeit eines Friedens nicht einsehen. Da also Messer Veri ohne weitere Entscheidung von Rom zurückkehrte, so stieg die Erbitterung zu einem solchen Grade, daß der mindeste Zufall sie zum Ausbruch bringen konnte, wie es denn auch geschah. Es war im Monat Mai, zu welcher Zeit man, besonders an Festtagen, in Florenz sich öffentlich belustigt, als einige Jünglinge von den Donati mit ihren Freunden zu Pferde dicht bei St. Trinitat still hielten, um dem Ballspiele der Damen zuzusehen. Einige von den Cerchi, ebenfalls von vielen Adlichen begleitet, kamen hinzu, und da sie die Donati, die vorne waren, nicht erkannten, gaben sie, gleichfalls zuzusehen begierig, ihren Pferden die Sporen und stießen jene. Die Donati zogen, sich für beleidigt haltend, ihre Degen, und die Cerchi begegneten ihnen wacker, worauf sie nach vielen gegebenen und empfangenen Wunden sich trennten. Diese Unordnung war der Ursprung vielen Unheils, denn die ganze Stadt, sowohl das Volk, als die Großen, trennten sich, und die Partheien nahmen die Namen Weiße und Schwarze an. Die Häupter der weißen Parthei waren die Cerchi, und an diese schlossen sich die Adimari, die Abati, ein Theil der Tosinghi, der Bardi, der Rossi, der Frescobaldi, der Nerli und der Mannelli, alle Mozzi, die Scali, die Gherardini, die Cavalcanti, die Malispini, Bostichi, Giandonati, Venturini und Arrigucci. Hierzu kamen noch viele bürgerliche Familien nebst allen in Florenz befindlichen Ghibellinen; so daß sie wegen der großen Anzahl der zu ihrer Parthei gehörigen die Regierung der Stadt fast ganz in Händen hatten. Die Donati waren andererseits die Häupter der schwarzen Parthei und an sie schlossen sich diejenigen Glieder der obengenannten Familien, die

nicht zu den Weissen gehörten. Außerdem noch alle Pazzi, die Biadomini, die Manieri, die Baanesi, die Tornaquinci, Spini, Buondelmonti, Giansigliazzi, Brunelleschi. Ja dieser Haß vergiftete nicht allein die Stadt, sondern verbreitete auch Zwietracht durchs ganze Land. Die Stadthauptleute und jeder, der die Guelfische Parthei und den Staat liebte, befürchtete daher lebhaft, daß diese neue Trennung zum Untergange der Stadt die Ghibellinische Parthei wieder erheben möchte: sie sandten deshalb eine neue Botschaft an den Pabst Bonifacius, daß er auf ein Rettungsmittel bedacht sein möchte, wenn er nicht wolle, daß diese Stadt, die immer der Kirche zum Schilde gedient habe, entweder unterginge, oder Ghibellinisch werde. Der Pabst sandte deshalb Matteo d'Aquasparta, einen portugiesischen Kardinal, als Legaten nach Florenz. Dieser aber fand so vielen Widerstand bei der Parthei der Weissen, welche, weil sie sich für die mächtigere hielt, am wenigsten Furcht zeigte, daß er Florenz voll Zorn verließ, und mit dem Bann belegte, so daß die Stadt in größerer Zerrüttung blieb, als sie vor seiner Ankunft gewesen war.

Da nun die Gemüther aller Einwohner aufs höchste gespannt waren, geschah es, daß bei einem Leichenbegängniß, wobei viele von den Cerchi und von den Donati zugegen waren, sie im Wortwechsel, und von diesem zu den Waffen kamen, woraus damals nichts als Tumult entstand. Nachdem jeder zu seiner Wohnung zurückgekehrt war, beschlossen die Cerchi die Donati anzugreifen, und gingen ihnen in großer Anzahl entgegen, wurden aber durch Messer Corso's Tapferkeit zurückgeschlagen und ein großer Theil von ihnen verwundet. Die ganze Stadt war in Waffen: die Signoren und die Geseze waren von der Furie der Mächtigen besiegt, und die weisesten und besten Bürger von Besorgniß erfüllt. Die Donati und ihr Anhang fürchteten mehr, weil sie we-

Jahr ziger stark waren; um also für ihre Angelegenheiten zu sor-
1300. gen, vereinte sich Messer Corso mit den andern Häuptern der schwarzen Parthei und den Stadthauptleuten, und sie beschlossen, sich von dem Pabste einen Mann aus königlichem Geblüte zu erbitten, der nach Florenz käme, die Regierungsform zu verbessern; durch dieses Mittel hofften sie die Parthei der Weißen überwinden zu können. Diese Ver-
1300. sammlung und ihr Rathschluß wurde den Prioren angezeigt, und von der feindlichen Parthei in dem übeln Lichte einer Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit dargestellt. Da nun beide Partheien in Waffen waren, so faßten die Signoren, unter denen damals Dante war, durch seinen Rath und seine Klugheit Muth, und hießen das Volk zu den Waffen greifen, zu welchem sich dann noch viele Landbewohner gesellten. Sie zwangen darauf die Häupter der Partheien, die Waffen niederzulegen, und verwiesen Messer Corso Donati nebst vielen von der schwarzen Parthei. Um aber zu zeigen, daß sie bei diesem Urtheil ganz unpartheiisch wären, verwiesen sie auch einige von der weißen Parthei, die nachher unter dem Scheine billiger Gründe zurückkehrten.

Messer Corso und seine Anhänger gingen, weil sie den Pabst für ihre Parthei günstig hielten, nach Rom, und überredeten ihn mündlich zu demjenigen, wovon sie ihm bereits geschrieben hatten. An dem Hofe des Pabstes hielt sich der Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, auf, der von dem Könige von Neapel nach Italien berufen war, um nach Sicilien überzusetzen. Der Pabst hielt also für gut, ihn, auf das inständige Bitten der ausgewanderten Florentiner, auf so lange nach Florenz zu senden, bis die Jahreszeit der Schiffahrt günstig würde. Karl kam also an, und obschon die weiße Parthei, welche die Regierung in Händen hatte, ihm argwöhnisch war, so mogte sie doch, weil er das Haupt der Guelfen und vom Pabste ge-

sande war, nicht, seine Ankunft zu verhindern, sondern gab Jahr
ihm, um ihn sich zum Freunde zu machen, Vollmacht, nach 1301.
seiner Einsicht über die Stadt zu walten. Karl, da er diese Vollmacht erhalten hatte, ließ alle seine Freunde und Anhänger bewaffnen, und flößte dadurch dem Volke so großen Argwohn ein, er wolle dasselbe seiner Freiheit berauben, daß jedermann zu den Waffen griff und in seinem Hause blieb, um gleich bereit zu sein, wenn Karl die mindeste Bewegung machte. Die Cerchi und die Häupter der weißen Parthei waren, weil sie eine Zeit lang Häupter der Regierung gewesen waren, und sich hochmüthig betragen hatten, allgemein verhaßt geworden, und diesen gab Messer Corso und den andern ausgewanderten Schwarzen den Muth, nach Florenz zu kommen, besonders da sie wußten, daß Karl und die Stadthauptleute sie begünstigen würden. Da nun die Stadt aus Argwohn gegen Karl in Waffen war, rückte Messer Corso mit allen Ausgewanderten und vielen andern, die ihm folgten, ohne daß irgend jemand ihn hinderte, in Florenz ein; und obschon Messer Vieri de Cerchi den Rath erhielt, ihm entgegen zu gehen, so weigerte er sich dennoch, dies zu thun, indem er sagte, er wolle, daß ihn das florentinische Volk züchtige, gegen welches er komme. Allein es erfolgte grade das Gegentheil, denn von dem Volke ward er aufgenommen, nicht gezüchtiget, und Messer Vieri war genöthigt, zu seiner Rettung die Flucht zu ergreifen. Messer Corso nehmlich, nachdem er durch das Thor von Pinti eingedrungen war, stellte sich bei S. Pietro Maggiore, nahe bei seinem Pallaste in Ordnung, versammelte viele Freunde und Volk, das, nach Veränderung begierig, dort zusammenlief, und ließ es dann sein erstes Geschäft sein, alle diejenigen aus den Gefängnissen zu nehmen, die aus öffentlichen oder Privatursachen darin verschlossen waren. Er zwang die Signoren, sich als Privatleute in ihre Woh-

Jahr nungen zurückzuziehen; erwählte an ihrer Stelle Männer,
1304. die zu den neuen Volksfreunden und zu der schwarzen Parthei gehörten; und machte sichs fünf Tage hindurch zum Geschäft, die Vornehmsten der weißen Parthei zu plündern. Die Cerchi und die andern Häupter ihrer Parthei hatten sich aus der Stadt entfernt und in ihre festen Plätze zurückgezogen, weil sie Karl sich abgeneigt und den größten Theil des Volks feindselig sahen. Statt daß sie vormals nie dem Rathe des Pabstes hatten folgen wollen, waren sie nun gezwungen, ihn um Hülfe zu ersuchen, indem sie ihm zeigten, daß Karl gekommen sei, Florenz zur Zwietracht, nicht zur Eintracht, zu führen. Der Pabst sandte also von neuem seinen Legaten, Messer Matteo d'Aquasparta, dorthin, der den Frieden zwischen den Cerchi und den Donati zu Stande brachte, und ihn durch Verlöbnisse und Hochzeiten befestigte. Da er aber verlangte, daß die Weißen auch an den Aemtern Theil nehmen sollten, versagten die Schwarzen, welche die Regierung in Händen hatten, ihre Einwilligung; weshalb der Legat, weder mit größerer Zufriedenheit, noch mit geringerem Zorne, als das erste Mal, abreiste, und die Stadt, als eine ungehorsame, mit dem Interdikt belegt, verließ.

1305. Beide Partheien blieben also in Florenz, und beide mißvergnügt. Die Schwarzen fürchteten, weil sie die Gegenparthei sich so nah sahen, daß sie die verlorne Macht zu ihrem Untergange wieder erlangen möchten; die Weißen sahen sich ihrer Macht und ihrer Ehrenstellen beraubt: und zu diesem Verdruß und natürlichen Argwohn gesellten sich noch neue Beleidigungen. Messer Nikkolo de' Cerchi ging mit mehreren seiner Freunde auf seine Güter, und als er an die Brücke bei Affrico kam, ward er von Simon, Messer Corso Donati's Sohn, angegriffen. Der Kampf war heftig, und nahm für beide Theile ein beweinenswerthes

Ende; denn Messer Niccolo ward getödtet, und Simon so Jahr
schwer verwundet, daß er in der folgenden Nacht starb. 1302.
Dieser Vorfall beunruhigte von Neuem die ganze Stadt,
und obschon die schwarze Parthei die größere Schuld daran
hatte, so ward sie dennoch von der Regierung beschützt.
Ehe noch das Urtheil darüber gefällt war, entdeckte sich eine
Verschwörung zwischen den Weißen und Messer Peter Fer-
rante, einem Vasallen Karls, mit welchem sie den Anschlag
machten, sich wieder an die Spitze der Regierung zu stellen.
Die Sache kam durch Briefe, welche die Cerchi an jenen
geschrieben hatten, ans Licht; indessen war man der Mei-
nung, daß diese Briefe falsch, und von den Donati unter-
geschoben wären, um die Schande zu bedecken, die sie durch
Messer Niccolos Tod sich zugezogen hatten. Man verwies
also die Cerchi, nebst ihren Anhängern von der weißen
Parthei, unter denen auch der Dichter Dante war, brachte
ihre Güter zum öffentlichen Verkauf, und zerstörte ihre
Häuser. Sie zerstreuten sich nebst vielen Ghibellinen, die
sich zu ihnen gesellt hatten, an vielen Orten, durch neue
Arbeit neues Glück sich suchend. Karl aber, nachdem er
das vollbracht hatte, weshalb er nach Florenz gekommen
war, reiste ab, und kehrte zum Pabste zurück, um seine
Unternehmung gegen Sizilien zu verfolgen, bei welcher er
weder weiser noch besser, als in Florenz, sich zeigte; so daß
er nach dem Verluste vieler von den seinigen, mit Schimpf
nach Frankreich kehrte.

Der Zustand von Florenz war nach Karls Abreise ziem- 1304.
lich ruhig; nur Messer Corso war unruhig, weil er im
Staate nicht den Rang zu haben glaubte, der ihm nach
seiner Meinung zukam, sondern vielmehr, da die Regierung
bürgerlich war, die Staatsverwaltung in den Händen vieler
Leute sah, die ihm an Geburt nicht gleich kamen. Durch
diese Leidenschaften getrieben, hoffte er der Unbilligkeit sei-

Jahr ner Gesinnung durch einen billig scheinenden Grund Billi-
1304. gung zu verschaffen, daher verläumdete er alle Bürger, welche öffentliche Gelder verwaltet hatten, als wenn sie dieselben zu ihrem Privatgebrauch verwandt hätten, und meinte, daß es wohlgethan sein würde, sie zu entdecken und zu bestrafen. Dieser seiner Meinung stimmten mehrere bei, die mit ihm gleiche Wünsche hegten, und hierzu kam noch die Kurzsicht vieler andern, welche glaubten, Messer Corso handle aus Liebe zum Vaterlande. Die verläumdeten Bürger vertheidigten sich von der andern Seite durch die Gunst des Volkes, die sie besaßen, und die Uneinigkeit stieg zu einem solchen Grade, daß man vom glimpflichen Verfahren zu den Waffen überging. Auf der einen Seite war Messer Corso und Messer Lottieri, Bischof von Florenz, nebst vielen Adlichen und einigen Bürgerlichen; auf der andern Seite waren die Signoren nebst dem größeren Theile des Volks; und so ward in mehreren Gegenden der Stadt gekämpft. Die Signoren, da sie sich in so großer Gefahr sahen, sandten zu den Lukkesern um Hülfe, und plötzlich war das ganze Volk von Lukka in Florenz, durch dessen Ansehn denn für dasmal die Sache beigelegt, die Tumulte gestillt wurden, und das Volk seinen Zustand und seine Freiheit erhielt, ohne weiter die Anstifter der Unruhen zu bestrafen.

Der Pabst hatte die Tumulte von Florenz vernommen, und um sie zu stillen, sandte er Messer Niccolo de Prato seinen Legaten dahin. Dieser, ein Mann, der durch seinen Rang, seine Gelehrsamkeit, und seine Sitten im höchsten Rufe stand, erwarb sich bald ein so großes Zutrauen, daß man ihm Vollmacht gab, eine Regierung nach seiner Einsicht festzusetzen. Da er nun durch sein Vaterland zu den Ghibellinen gehörte, so hatte er im Sinne, die Ausgewanderten in ihre Vaterstadt wieder einzusetzen. Vorher aber wollte er

das Volk für sich gewinnen und stellte deshalb die alten Jahr
Bürgercompagnien wieder her, welche Einrichtung die Macht 1304.
des Volkes sehr vermehrte und die der Großen verringerte.
Da nun der Legat glaubte, sich die Menge verpflichtet zu
haben, so beschloß er, die Rückkehr der Ausgewanderten zu
bewirken; er versuchte dies auf mancherlei Wegen, aber
nicht nur gelang es ihm auf keinem, sondern er ward auch
denen, die die Regierung in Händen hatten, so verdächtig,
daß er genöthigt ward, abzureisen. Aufgebracht kehrte er
also zum Pabste zurück, und ließ Florenz voll von Verwir-
rung und mit dem Interdikte belegt. Nicht durch Eine
Spaltung nur, sondern durch viele, war jetzt die Stadt zer-
rüttet, denn in ihr wohnte Feindschaft zwischen dem Volk
und den Adlichen, den Ghibellinen und Guelfen, den Wei-
ßen und Schwarzen. Die ganze Stadt war daher in Waf-
fen, und mit Kämpfen erfüllt; denn viele waren auch, da
sie die Rückkehr der ausgewanderten wünschten, über des
Legaten Abreise mißvergnügt. Diejenigen unter diesen,
welche zuerst Unruhe erregten, waren die Medici und die
Magni, die sich mit dem Legaten zu Gunsten der Ausge-
wanderten verbunden hatten. Man kämpfte also in mehre-
ren Gegenden von Florenz. Zu diesen Uebeln gesellte sich
eine Feuersbrunst, welche bei dem Thore St. Michael in
dem Pallast der Abati ausbrach, von da aus den Pallast
der Cavalcanti anzündete, und diesen nebst denen der
Amieri, Toschi, Civriani, Lamberti, Cavalcanti, und den
ganzen neuen Markt in Asche legte; von hier aus wo sie
sich nach dem Thore St. Maria verbreitete es ganz, und
verbrannte, von der alten Brücke herum kommend, die Pal-
läste der Gherardini, Pulci, Amidei und Lucardesi, nebst
so vielen andern Häusern, daß die Anzahl derselben sich auf
1200 oder mehr belief. Nach der Meinung vieler war diese
Feuersbrunst durch Zufall in der Hitze des Gefechtes ent-

Jahr 1304. standen; andre behaupten, daß sie von Neri Abati, Prior von St. Pietro Scaraggio, einem zügellosen und schadenfrohen Menschen, angelegt worden sei, der, da er das Volk im Kampf begriffen sah, eine Schandthat vollbringen wollte, deren übeln Folgen die Menschen, weil sie anderweitig in Thätigkeit waren, nicht abhelfen könnten, und deshalb, damit es ihm besser gelinge, Feuer in die Wohnungen seiner Genossen legte, wo er es mit der meisten Bequemlichkeit thun konnte. Es war im Jahre 1304, im Monat Juli, als Florenz vom Feuer und Schwerdt so verwüstet ward. Messer Corso Donati allein bewafnete sich nicht bei diesen großen Unruhen, indem er urtheilte, daß er um so leichter Schiedsrichter beider Partheien werden würde, sobald sie, müde des Kampfs, sich zu Verträgen bequemten. Dennoch legte man die Waffen, mehr durch Ueberdruß an dem Uebel, als durch eine unter den Partheien bewirkte Vereinigung bewogen, nieder, und die einzige Folge davon war, daß die Empörten nicht wiederkehren durften, und daß die Parthei, die sie begünstigte, unterlag.

Der Legat, als er nach Rom zurückgekehrt war, und die neuen in Florenz erfolgten Unruhen vernahm, überredete den Pabst, daß, wenn er diese Stadt zur Eintracht führen wollte, er nothwendigerweise zwölf von den vornehmsten Bürgern derselben müsse zu sich kommen lassen, und wenn man auf diese Weise dem Uebel seine Nahrung entzogen habe, könne man hoffen, es um so leichter zu vertilgen. Der Rath ward von dem Pabste angenommen, und die berufenen Bürger, unter denen sich auch Messer Corso Donati befand, waren gehorsam. Nach ihrer Abreise ließ der Legat den Ausgewanderten andeuten, daß jetzo, da Florenz seiner Häupter beraubt sei, der Zeitpunkt wäre, dahin zurück zu kehren. Die Ausgewanderten kamen also, nachdem sie sich gerüstet, nach Florenz, rückten durch die noch un-

vollendeten Mauern in die Stadt, und drangen bis zu dem Jahr
Platze St. Johann vor. Bemerkenswerth war es, daß 1304.
diejenigen, die kurz zuvor für ihre Rückkehr gekämpft hatten, als sie noch unbewaffnet um Aufnahme in die Vaterstadt flehten, jetzt, da sie sie gerüstet und mit Gewalt die Stadt einzunehmen gekommen sahen, die Waffen wider sie ergriffen; um so viel höher achteten jene Bürger das Gemeinwohl, als die Freundschaft einzelner. Mit dem ganzen Volk vereint zwangen sie sie, dahin zurückzukehren, woher sie gekommen waren. Die Unternehmung der Ausgewanderten mißlang, weil sie einen Theil ihrer Truppen bei Lastra zurückgelassen, und weil sie Messer Tolosetto Uberti, der mit dreihundert Pferden von Pistoja kommen sollte, nicht erwartet hatten, indem sie eher durch Schnelligkeit als durch Kraft den Sieg davon zu tragen hofften. So geschieht es bei solchen Unternehmungen häufig, daß durch Zögern die Gelegenheit, durch Eil die Kraft verloren gehe. Nach der Entfernten Abzuge fiel Florenz in seine alte Zwiespalt zurück, und um der Familie der Cavalcanti ihre Macht zu entreißen, nahm das Volk ihr mit Gewalt die Stinche (Verwahrung) ein festes Schloß in dem Val di Grave, und von alters her ein Besitzthum jener Familie. Weil nun diejenigen, die man darin gefangen nahm, die ersten waren, welche in die vorher neu erbauten Gefängnisse gesetzt wurden, so ward nachmals dieser Ort nach dem Schlosse, woher sie kamen, le Stinche genannt, und heißt auch jetzt noch so. Diejenigen, welche damals an der Spitze 1307.
der Republik standen, erneuerten auch die Bürgercompagnien und gaben ihnen die Fahnen, da sie sich vormals unter denen der Zünfte vereinigt hatten; die Anführer wurden Gonfalonieren der Compagnien und Kollegen der Signoren genannt, und sie sollten die Signoria bei Unruhen mit den Waffen, im Frieden mit ihrem Rathe unterstützen. Zu den

Jahr vormaligen beiden Rektoren fügte man noch einen Exekutor,
1307. der mit den Gonfalonieren gemeinschaftlich sich dem Uebermuth der Großen entgegen stellen sollte.

Während dieses geschah, war der Pabst gestorben, und Messer Corso und die anderen Bürger von Rom zurück gekehrt. Die Stadt würde einiger Ruhe haben genießen können, wäre sie nicht durch Messer Corso's unruhiges Gemüth von neuem zerrüttet worden. Dieser hatte, um sich Ansehn zu verschaffen, den Meinungen der Mächtigen sich immer entgegen gesetzt, und immer auf die Seite, zu welcher er das Volk sich neigen sah, auch sein Ansehn hingewandt, um in der Gunst desselben zu steigen; so daß von allen Zwistigkeiten und Neuerungen er das Haupt war, und zu ihm alle diejenigen ihre Zuflucht nahmen, die irgend eine außerordentliche Absicht zu erreichen strebten. Dieserhalb ward er von vielen angesehenen Bürgern gehaßt, und dieser Haß stieg in einem solchen Grade, daß die Parthei der Schwarzen in eine offenbare Spaltung zerfiel; denn Messer Corso stützte sich auf Macht und Einfluß der Einzelnen, und die Gegner auf den Staat. Indessen war das Ansehen, das seiner Person eigen war, so groß, daß jedermann ihn fürchtete. Um ihm jedoch die Gunst des Volkes zu entziehen, welche man auf diesem Wege sehr leicht auslöschen kann, streuten die Gegner aus, daß er die Oberherrschaft an sich reißen wolle; und dies fand um so leichter Glauben, da seine Lebensart das bürgerliche Maaß bei weitem überstieg. Die Wahrscheinlichkeit dieser Meinung ward dadurch sehr erhöht, daß er eine Tochter des Uguccione della Faggiuola geheirathet hatte, der ein Haupt der Ghibellinen und Weißen, und in Toskana sehr mächtig war.

1308. Diese Verschwägerung gab, da sie bekannt wurde, seinen Gegnern Muth; sie ergriffen gegen ihn die Waffen; und das Volk ward durch die nehmlichen Ursachen verhin-

dert ihn zu vertheidigen; ja der größte Theil deſſelben ſchlug Jahr
ſich vielmehr zu ſeinen Feinden. Die Häupter ſeiner Ge- 1378.
genpartei waren Meſſer Roſſo della Toſa, Meſſer Pazzino de' Pazzi, Meſſer Giori Spini, und Meſſer Berto Brunelleſchi. Dieſe, mit ihren Anhängern, und dem größten Theile des Volks, verſammelten ſich bewaffnet am Fuß des Pallaſtes der Signoren, auf deren Befehl dem Hauptmanne der Bürger, Meſſer Piero Branca, eine Anklage gegen Meſſer Corſo eingehändigt ward, als gegen einen Mann, der mit Ugucciones Hülfe ſich zum Oberherrn machen wolle; auf dieſe Anklage ward er vorgeladen, und darauf, als nicht erſcheinender für einen Rebellen erklärt. Zwiſchen der Anklage und dem Urtheil verfloß nicht mehr Zeit, als zwei Stunden. Nachdem ſie dies Urtheil geſprochen, eilten die Signoren mit den Bürgerverwandten unter ihren Fahnen, ihn aufzuſuchen. Meſſer Corſo von der andern Seite, den weder der Abfall vieler der ſeinigen, noch das geſprochne Urtheil, noch das Anſchen der Signoren, noch die Menge ſeiner Feinde verlegen machte, befeſtigte ſich in ſeinem Pallaſte, in der Hoffnung, ſich darin ſo lange vertheidigen zu können, bis Uguccione, zu dem er geſandt hatte, ihm zu Hülfe käme. Seine Wohnung und die Wege rings um dieſelbe waren von ihm verſperrt, und darauf von ſeinen Anhängern beſetzt worden, und dieſe vertheidigten ſie ſo lebhaft, daß das Volk, ſo groß auch ſeine Anzahl war, ſie nicht bezwingen konnte. Der Kampf war daher ſehr heftig und auf beiden Seiten viele Todte und Verwundete. Da nun das Volk ſah, daß es von der Ebne aus ihn nicht bezwingen könne, ſo bemächtigte es ſich der Häuſer, die dem ſeinigen zunächſt ſtanden, und brang, indem es dieſe durchdrang, auf ganz unerwarteten Wegen von in das Haus des Meſſer Corſo alſo, der ſich von ſeinen Feinden umringt ſah, und auf Ugucciones Hülfe ſich nicht mehr verließ, beſchloß,

Jahr da er auf den Sieg nicht mehr hoffte, sich nach einem Rettungsmittel umzusehen; er stellte sich also mit Oberardo Bordoni und vielen andern seiner stärksten und vertrautesten Freunde den Feinden entgegen; sie griffen dieselben an, und trieben sie auseinander, so, daß sie kämpfend durchdringen konnten, und durch das Thor alla Croce aus der Stadt entkamen. Sie wurden jedoch von vielen verfolgt und Oberardo bei Affrike von Boccaccio Cavicciulli getödtet. Auch Messer Corso ward zu Rovezzano von einigen catalanischen Reutern, Soldaten der Signoria, eingeholt und verhaftet. Als er aber auf Florenz zu kam, stürzte er sich, um nicht seinen siegreichen Feinden ins Gesicht zu sehen, und von ihnen gemißhandelt zu werden, vom Pferde, und ward, da er auf dem Boden lag, von einem derer, die ihn führten, getödtet. Sein Körper ward von den Mönchen von St. Salvi aufgehoben, und ohne irgend eine Auszeichnung beglattet. Dies war das Ende von Messer Corso, von dem das Vaterland und die Parthei der Schwarzen viel Gutes und viel Böses empfing; wäre sein Gemüth ruhiger gewesen, so würde sein Andenken glücklicher sein. Dennoch verdient er unter die seltneren Bürger gezählt zu werden, die unsre Stadt besessen hat. Gewiß ist, daß seine Unruhe das Vaterland und seine Parthei die Verpflichtungen, die sie gegen ihn hatten vergessen machte, daß sie so dieser, wie jenem viele Uebel, ihm selbst aber endlich den Tod zuzog. Uguccione, der seinem Schwiegersohn zu Hülfe kam, hörte, als er zu Remole ankam, daß Messer Corso von dem Volke bekämpft werde; da er nun glaubte ihm keinen Dienst mehr leisten zu können, so kehrte er, um nicht sich zu schaden, ohne jenem zu helfen, nach Hause zurück.

1312. Nach Messer Corso's Tode, der im Jahr 1308 erfolgte, stillten sich die Unruhen, und man lebte in Frieden, bis die Nachricht kam, daß Kaiser Heinrich mit allen florentinischen

Rebellen nach Italien komme, und daß er ihnen versprochen habe, sie in ihr Vaterland wieder einzusezen. Die Jahr 1312.
Häupter der Regierung hielten es daher für wohlgethan, um weniger Feinde zu haben, die Anzahl der Vertriebenen zu vermindern, und sie beschlossen daher, daß alle jene Empörte wieder eingesezt sein sollten, ausgenommen diejenigen, denen das Gesez die Rückkehr namentlich verbot. Es blieb demnach der größte Theil der Ghibellinen, und einige von der weißen Parthei ausgeschlossen, und unter diesen befand sich Dante Alighieri, Messer Vieri de'Cerchi's und Giano della Bella's Söhne. Sie baten überdies den König Robert von Neapel um Beistand, und da sie denselben nicht als Freunde erlangen konnten, übergaben sie ihm die Stadt auf fünf Jahre, auf daß er als seine Unterthanen sie vertheidige. Der Kaiser nahm bei seiner Ankunft den Weg über Pisa, und reiste über die Küstenländer nach Rom, wo er sich die Krone aufsezte im Jahr 1312. Hierauf beschloß er, die Florentiner zu bändigen und kam über Perugia und Arezzo nach Florenz. Er lagerte sich mit seinem Heere bei dem Kloster St. Salvi eine Meile von der Stadt, woselbst 1313
er sich ohne den geringsten Vortheil funfzig Tage aufhielt. Er gab daher den Entschluß auf, den Zustand dieser Stadt zu stören, und gieng nach Pisa, wo er sich mit Friedrich König von Sizilien zu einer Unternehmung gegen das Königreich Neapel verband, und mit seinen Truppen aufbrach. Als aber er schon den Sieg hoffte, und der König Robert schon seinen Untergang fürchtete, starb er zu Buonconvento.

Bald darauf geschah es, daß Ugucione della Faggiuola 1313
Herr von Pisa ward, und kurz nachher auch von Lukka, wo er auf Begünstigung der Ghibellinen eingesezt ward; und mit Hülfe dieser beiden Städte fügte er den Nachbarn beträchtlichen Schaden zu. Um sich davon zu befreien, erbaten sich die Florentiner von dem Könige Robert, seinen

Jahr Bruder Peter, damit er ihre Heere anführe. Uguccione
1315. ließ von der andern Seite nicht nach, seine Macht zu vermehren, und hatte durch Gewalt und List viele Festen im Arnothal und im Thal von Nievole eingenommen. Da er nun an die Belagerung von Monte Catini ging, hielten es die Florentiner für nöthig, dieser Feste zu Hülfe zu kommen, um zu vermeiden, daß dieses Feuer ihr ganzes Land verzehre. Sie sammelten also ein großes Heer, womit sie in das Thal von Nievole einrückten; kamen mit Uguccione zum Handgemenge, und wurden nach einem heftigen Kampfe geschlagen, wobei Peter, der Bruder des Königs getödtet ward, dessen Körper sich gar nicht wieder fand, und mit ihm kamen mehr als zwölftausend Mann um. Aber auch von Ugucciones Seite ward der Sieg nicht leicht gewonnen, denn es kam dabei einer seiner Söhne und viele andre Befehlshaber des Heers ums Leben.

1316. Nach dieser Niederlage befestigten die Florentiner alle ihre Städte in der Runde, und der König Robert sandte ihnen als Heerführer den Grafen von Andria, Graf Novello genannt, durch dessen Betragen, oder auch weil es den Florentinern angeboren seyn mag, daß jeder Zustand ihnen lästig wird, und jeder Vorfall sie uneinig macht, die Stadt, trotz ihrem Kriege mit Uguccione, sich in Freunde und Feinde des Königs theilte. Die Häupter der Feinde des Königs waren Messer Simon della Losa und die Magalotti nebst gewissen andern Bürgerlichen, welche in der Regierung vor den andern mächtig waren. Diese bewirkten, daß man nach Frankreich und hierauf nach Deutschland sandte, um von dorther Befehlshaber und Truppen zu ziehen, womit man sobald sie ankämen, den Grafen, des Königs Statthalter, vertreiben könnte. Der Zufall aber wollte, daß sie diese nicht erhalten konnten. Sie gaben indessen ihren Plan nicht auf, und da sie jemand suchten,

den sie anbeten könnten: so holten sie ihn aus Agobbio. Jahr
Sie liessen nehmlich, nachdem sie den Grafen vertrieben hat- 1316.
ten, Lando von Agobbio, als Executor, oder als Häscher-
hauptmann kommen, und gaben demselben volle Macht über
die Bürger. Er war ein habsüchtiger und grausamer Mann:
mit vielen Bewaffneten durchstrich er das Land, und nahm
bald diesem bald jenem das Leben, nach der Willkühr derer,
die ihn erwählt hatten. Ja er gieng in seinem Uebermuth
so weit, daß er eine falsche Münze mit dem florentinischen
Stempel prägen ließ, ohne daß jemand wagte, sich ihm zu
widersezen: zu einer solchen Macht hatte ihn die Zwietracht
von Florenz erhoben! Diese so große und so unglückliche
Stadt hatte nicht das Andenken an vormalige Zwistigkeiten,
nicht die Furcht vor Uguccione, noch das Ansehn eines Kö-
nigs standhaft machen können: und dies stürzte sie in diesen
unglücklichen Zustand, da sie ausserhalb von Uguccione be-
droht, innerhalb von Lando von Agobbio verheert ward.

Die Freunde des Königes, und die Gegner Landes und 1317.
seiner Anhänger waren adliche und mächtige bürgerliche Fa-
milien, und sämtlich Guelfen. Weil aber ihre Gegner die
Regierung in Händen hatten, so konnten sie sich nicht ohne
große Gefahr entdecken. Dennoch beschlossen sie, sich von
einer so schimpflichen Tyrannei zu befreien, und schrieben
ins geheim an den König Robert, daß er den Grafen
Guido da Battifolle zu seinem Statthalter in Florenz er-
nennen möchte. Der König that dies sogleich, und wegen
der trefflichen Eigenschaften des Grafen wagte es die feind-
liche Parthei nicht, sich ihm zu widersezen, obgleich die
Signoren dem Könige entgegen waren. Dennoch hatte er
nicht viel Einfluß, denn die Signoren und die Gonfalonie-
ren der Kompagnien begünstigten Lando und seine Parthei.
Während man zu Florenz in diesen Unruhen lebte, reiste
die Tochter König Alberts aus Deutschland durch, welche

Jahr zu ihrem Gemahle Karl, dem Sohne König Roberts gieng.
1327. Sie ward von den Freunden des Königs hoch geehrt, und sie beklagten sich bei ihr über den Zustand der Stadt und über die Tyrannei Landos und seiner Anhänger; hierdurch ward, noch ehe sie wieder abreiste, durch ihre Begünstigung und durch diejenigen, welche der König dazu bestellt hatte, eine Vereinigung der Bürger bewirkt, dem Lando seine Macht genommen, und er mit Beute und Blut beladen nach Agobbio zurückgesandt. Bei der Umschaffung der Regierung ward die Herrschaft dem Könige auf drei Jahr verlängert, und weil schon sieben Signoren von der Parthei des Lando erwählt waren, so wurden noch sechs von der Parthei des Königs erwählt; es folgten auch auf diese noch einige Rathsversammlungen von dreizehn Signoren. Nachher aber wurden sie, dem alten Gebrauch zufolge wieder auf sieben eingeschränkt.

1328. In dieser Zeit ward dem Uguccione die Herrschaft von Lukka und Pisa entrissen; und Castruccio Castracani stieg von einem Bürger, zum Herrn derselben. Er war ein kühner und wilder Jüngling, und in seinen Unternehmungen beglückt; daher ward er in sehr kurzer Zeit das Haupt der Ghibellinen in Toskana. Die Florentiner legten deshalb ihre bürgerlichen Zwistigkeiten auf mehrere Jahre beiseite, und dachten ernstlich darauf, wie sie den Anwachs von Castruccios Macht verhindern, und herrach, als sie wider ihren Willen gewachsen war, wie sie sich davor vertheidigen möchten. Damit nun die Signoren mit größerer Vorsicht berathschlagen und mit stärkerer Macht ihre Beschlüsse vollziehen möchten, erwählten sie zwölf Bürger, welche sie Gute Männer nannten, und ohne deren Rath und Zustimmung die Signoren keine wichtige Angelegenheit vornehmen sollten. Inzwischen war das Gute von König Roberts Herrschaft herausgekommen; die Stadt, wieder Herrin ihrer

selbst, stellte die alte Einrichtung mit den gewöhnlichen Rek- Jahr
toren und Obrigkeiten wieder her; und die große Furcht, 1321.
die sie vor Castruccio hatte, erhielt sie in Einigkeit. Dieser
griff nach vielen Unternehmungen gegen die Herren von Lu-
nigiana, Prato an. Die Florentiner beschlossen also, die 1323.
sem Ort zu Hülfe zu kommen, schlossen ihre Laden, und
giengen in Masse dorthin. Zwanzigtausend Mann zu Fuß,
und ein tausend fünf hundert zu Pferde versammelten sich,
und um dem Castruccio die Macht zu entziehen und dadurch
die ihrige zu vermehren, liezen die Signoren durch öffent-
lichen Ausruf anzeigen, daß jeder Guelfische Rebell, der
zur Hülfe von Prato herbeikäme, nach Vollendung der Un-
ternehmung in sein Vaterland wieder eingesezt werden solle,
wodurch vier tausend Rebellen sich einfanden. Dieses so
zahlreiche und mit so großer Schnelligkeit nach Prato ge-
führte Heer bestürzte Castruccio so sehr, daß er ohne sein
Glück auf ein Gefecht ankommen zu lassen, sich nach Lukka
zurückzog. Hierdurch entstand im florentinischen Lager zwi-
schen dem Adel und dem Volk ein Zwist; dieses wollte ihn
verfolgen, um ihn zu bekämpfen und zu vernichten; jener
wollte zurückkehren, indem er behauptete, es sei schon
genug, daß man Florenz in Gefahr gesezt habe, um Prato
zu befreien, welches zwar recht gethan gewesen sei, weil es
die Noth erfordert habe; jezt aber da diese verschwunden
sei, müsse man das Glück nicht auf die Probe sezen, weil
dabei wenig zu gewinnen und viel zu verlieren ist. Die
Entscheidung ward, da man sich nicht vereinigen konnte,
den Signoren übertragen, in deren Berathschlagungen sich
bald die nehmliche Uneinigkeit zwischen Adel und Volk zeigte.
Als die Sache in der Stadt bekannt ward, versammelte
sich auf dem Platze viel Volk, das sehr drohende Worte ge-
gen die Grossen ausstieß, so daß diese aus Furcht endlich
nachgaben. Da diese Maasregel indessen erst spät und von

Jahr vielen mit Widerwillen genommen wurde, so bekam der
1343 Feind dadurch Zeit, sich sicher nach Lukka zurück zu ziehen.

Diese Unordnung erbitterte das Volk so sehr gegen die Großen, daß die Signoren den Ausgewanderten das ihnen auf des Adels Geheiß und Antrieb gethane Versprechen nicht halten wollten. Die Ausgewanderten, die dies vorhersahen, beschlossen, dem zuvor zu kommen, und zielten sich, um zuerst in Florenz einzudringen, früher als das Heer an den Thoren der Stadt. Doch die Unternehmung mißlang ihnen, weil man sie vorausgesehen hatte, und sie wurden von denen, die in Florenz geblieben waren, zurückgeschlagen. Um indessen zu versuchen, ob sie durch Unterhandlung sich verschaffen könnten, was sie durch Gewalt nicht hatten erlangen können, sandten sie acht Männer als Gesandte hinein, um die Signoren an das gegebne Wort, und an die Gefahr zu erinnern, der sie sich im Vertrauen auf dasselbe ausgesetzt hätten, in der Hoffnung dafür die Belohnung zu erhalten, die ihnen versprochen worden sei. Obgleich nun die Adlichen, die sich als die Schuldner bei dieser Verpflichtung ansahen, weil sie insbesondere dasjenige versprochen, wozu sich die Signoren verpflichtet hatten, sich zu Gunsten der Ausgewanderten die äußerste Mühe gaben; so konnten sie es dennoch wegen des Verdrusses, den die Menge darüber empfand, daß man den Sieg gegen Castruccio nicht so weit, als man gekonnt hätte, verfolgt hatte, nicht durchsetzen; was denn zum Nachtheil und zur Unehre der Stadt ausschl. Viele von den Adlichen, die hierüber erzürnt waren, versuchten durch Gewalt zu erlangen, was ihren Bitten versagt wurde; sie verabredeten mit den Ausgewanderten, daß sie bewaffnet an die Stadt kommen sollten, während sie selbst innerhalb zu ihrer Unterstützung die Waffen ergreifen würden. Die Sache ward aber vor dem bestimmten Tage entdeckt; die Ausgewanderten kan-

den die Stadt in Waffen, und bereit sowohl die auswärtigen Feinde zu bändigen, als auch die innern so in Furcht zu sezen, daß keiner wagen möchte, die Waffen zu ergreifen; sie gaben also ohne den mindesten Erfolg ihre Unternehmung wieder auf. Nach ihrem Abzuge wünschte man diejenigen zu bestrafen, die an ihrem versuchten Angriff schuld gewesen waren; obgleich aber ein jeder wohl wußte, wer die schuldigen waren, so hatte doch keiner den Muth, sie zu nennen oder gar sie anzuklagen. Um indessen die Wahrheit, ohne Ansehn der Person, zu erfahren, so ward beschlossen, daß in den Rathsversammlungen ein jeder den Namen der Schuldigen aufschreiben könnte, und daß die geschriebenen Namen insgeheim dem Hauptmanne vorgelegt werden sollten. Hierdurch zeigten sich Messer Amerigo Donati, Messer Tegliato Frescobaldi, und Messer Lotteringo Gherardini als Angeklagte; weil sie indeß einen günstigeren Richter fanden, als ihre Fehltritte wohl verdienen mochten, so wurden sie zu Geldstrafen verurtheilt. Jahr 1323.

Die Aufstände, welche in Florenz bei der Ankunft der Rebellen an den Thoren entstanden, bewiesen, daß ein einziger Anführer für die Bürgerkompagnien nicht hinreichte; man beschloß daher, daß in Zukunft eine jede drei oder vier Häupter haben sollte, und fügte jedem Gonfaloniere zwei oder drei Männer, die man Fähnriche oder Pennonieri nannte, bei; damit, sobald es die Noth erforderte, da, wo die ganze Kompagnie sich nicht zu versammeln brauchte, ein Theil derselben unter einem Anführer gebraucht werden könne. Wie es nun in allen Republiken zu geschehen pflegt, daß immer nach irgend einem Vorfalle einige alte Geseze aufgehoben, andere erneuert werden, so ließen sich auch hier, statt daß vormals die Signoria sich selbst von Zeit zu Zeit erwählt hatte, die damaligen Signoren und Kollegen, weil sie große Gewalt hatten, Vollmacht geben, die Signoren,

Jahr welche für die nächsten 40 Monate im Rathe sizen sollten,
1323. zu ernennen, deren Namen sie dann in einen Beutel warfen, und sie alle zwei Monate herauszogen. Ehe aber das Ende der 40 Monate herankam, wurden schon wieder neue Namen hineingeworfen, weil viele Bürger zweifelten, daß die ihrigen schon in dem Beutel wären. Hieraus entsprang die Einrichtung, daß man auf lange Zeit die Namen der Magistratspersonen, sowohl in als außer der Stadt, auf diese Art in einem Beutel sammelte, statt daß vorher am Ende der Verwaltung die Rathsversammlung ihre Nachfolger erwählte; und diese Imborsationen oder Sammlungen der Namen in einem Beutel, wurden nachher Squittini genannt. Da sie nun alle drei oder aufs längste alle fünf Jahre vorgenommen wurden, so schienen sie der Stadt Unannehmlichkeiten zu ersparen, und die Ursach zu vielen Tumulten aufzuheben, welche bei Erwählung einer jeden Obrigkeit durch die Menge der Mitwerber zu entstehen pflegten. Und weil man dem Uebel nicht anders vorzubeugen wußte, so wählte man diese Auswege, ohne die Mängel einzusehen, die unter diesem geringen Vortheil verborgen waren.

1323. Indessen war das Jahr 1323 herangekommen und Castruccio, der Pistoja eingenommen hatte, war so mächtig geworden, daß die Florentiner, vor seiner Macht besorgt, beschlossen, ihn anzugreifen, ehe er sich in der Herrschaft von Pistoja festgesezt hätte, und dasselbe aus seiner Gewalt zu reißen. Sie sammelten daher ein Heer aus Bürgern und Bundesgenossen von zwanzigtausend Fußgängern und dreitausend Reutern, und mit diesen lagerten sie sich bei Altopascio, um dieses einzunehmen, und dadurch Castruccio zu verhindern, daß er Pistoja nicht zu Hülfe kommen könne. Es gelang den Florentinern, den Ort einzunehmen, und darauf zogen sie auf Lukka zu, indem sie das Land verheerten. Durch die geringe Klugheit aber, und noch ge-

Univ. Bibl. München

ringere Treue des Hauptmanns machten sie keine großen Fortschritte. Messer Ramondo de Cardona war damals Hauptmann. Dieser hatte gesehen, daß die Florentiner bisher sehr freigebig mit ihrer Freiheit umgegangen waren, indem sie dieselbe bald dem Könige, bald den Legaten, bald auch Männern von noch geringern Ansprüchen hingegeben hatten, und meinte daher, wenn er sie in irgend eine Noth führte, so könnte es leicht kommen, daß sie ihn zum Fürsten machten. Er ermangelte daher nicht, oftmals daran zu erinnern und zu fordern, daß man ihm in der Stadt die nehmliche Gewalt bewilligte, die ihm über die Truppen gegeben war, indem er zeigte, daß er sonst nicht diejenige Folgsamkeit erlangen könnte, die einem Feldherrn nöthig sei. Da ihm dieses nun die Florentiner nicht zugestanden, so zögerte er, und verschwendete viel Zeit, und diese gewann Castruccio, indem die Hülfsvölker zu ihm stießen, die ihm von den Visconti und den andern Fürsten der Lombardei versprochen worden waren; er hatte nun eine starke Macht beisammen, so daß Messer Ramondo, der vorher aus Mangel an Redlichkeit nicht zu siegen wußte, jetzo aus Mangel an Klugheit sich auch nicht zu retten verstand; sondern, da er mit seinem Heer langsam vorrückte, von Castruccio nahe bei Altopascio angegriffen, und nach einem heftigen Kampf geschlagen wurde. Viele Bürger blieben gefangen und todt, und unter lezteren war auch Messer Ramonde, der für seine Untreue und seine verderblichen Rathschläge vom Schicksale die Strafe erlitt, die er von den Florentinern verdient hatte. Das Leid, das Castruccio nach dem Siege den Florentinern zufügte an Beute, Gefangenen, Verwüstung und Verbrennung würde man gar nicht beschreiben können, denn, ohne daß sich ihm irgend jemand entgegen stellte, ging und ritt er mehrere Monate hindurch, wohin er immer wollte, und die Florentiner waren nach einer so großen Niederlage sehr zu- Jahr 1325.

Jahr frieden, nur ihre Stadt retten zu können. Dennoch wur-
1325. den sie nicht so kleinmüthig, daß sie nicht die nöthigen Geld-
summen angeschafft, Truppen in Sold genommen und zu
ihren Freunden um Hülfe gesandt hätten. Doch, einen so
starken Feind zu zügeln, war keine Vorkehrung hinreichend.
Sie waren daher genöthigt, Karl, Herzog von Kalabrien,
einen Sohn des König Robert, zu ihrem Herrn zu erwählen,
wenn sie wollten, daß er zu ihrer Vertheidigung herbeikäme;
denn diese Fürsten, gewöhnt in Florenz zu herrschen, woll-
ten lieber den Gehorsam dieser Stadt, als ihre Freundschaft
annehmen. Da aber Karl in den Sizilianischen Kriegen
verwickelt war, und deshalb nicht kommen konnte, die Herr-
schaft der Stadt zu übernehmen, so sandte er Walter, einen
gebornen Franzosen und Herzog von Athen, zu ihnen. Die-
ser nahm als Statthalter des Herrn von der Stadt Besitz
und ordnete die Obrigkeiten nach seiner Willkühr an. Doch
war sein Betragen sehr bescheiden und seiner Natur so sehr
entgegen, daß jedermann ihn liebte. Nach Beilegung der
Sizilianischen Kriege kam Karl mit tausend Reitern nach
1326. Florenz, woselbst er im Juli 1326 seinen Einzug hielt, und
bewirkte durch seine Ankunft, daß Castruccio nicht mehr frei
das florentinische Land verheeren konnte. Doch die Macht,
die außerhalb gewonnen ward, ging innerhalb verloren, und
die Uebel, die die Feinde nicht mehr anthun konnten, erdul-
dete man von den Freunden, denn die Signoren thaten
nichts ohne Einwilligung des Herzogs und im Laufe eines
Jahres zog er viermal hundert tausend Dukaten aus der
Stadt, obgleich in den mit ihm geschlossenen Verträgen
nicht über zweimal hundert tausend bestimmt worden waren.
So groß waren die Kosten, womit täglich bald er, bald sein
Vater die Stadt beschwerte.

1327. Zu diesen Uebeln gesellten sich noch neue Besorgnisse
und neue Feinde. Die Ghibellinen in der Lombardei waren

durch Karls Ankunft in Toskana so besorgt gemacht, daß Jahr
Galeazzo Visconti und die andern lombardischen Fürsten 1327.
durch Geld und Versprechungen Ludwig von Baiern, der
gegen des Pabstes Willen zum Kaiser erwählt worden war,
bewogen, nach Italien zu kommen. Er kam nach der Lom-
bardei, von da nach Toskana, und bemächtigte sich mit Ca-
strucio's Hülfe der Stadt Pisa, von wo aus er, mit neuem
Gelde versehen, gegen Rom zog. Hierdurch bewirkte er,
daß Karl, für das Königreich besorgt, von Florenz abreiste,
und Meiser Philippo da Saggineto als seinen Statthalter
zurückließ. Nach des Kaisers Abzuge bemächtigte Castruccio
sich Pisa's, und die Florentiner nahmen ihm Pistoja durch
einen Vergleich. Castruccio aber zog gegen Pistoja zu Felde
und berannte es mit solcher Tapferkeit und Hartnäckigkeit,
daß, obgleich die Florentiner mehrmals den Versuch mach-
ten, der Stadt zu Hülfe zu kommen, und bald sein Heer,
bald sein Land angriffen, sie ihn doch weder durch Gewalt
noch List von seinem Ziele abwenden konnten, so begierig
war er, die Pistojesen zu strafen, und die Florentiner zu
unterdrücken. Die Pistojesen wurden also gezwungen, ihn
als ihren Herrn aufzunehmen, welches, so hohen Ruhm es
ihm auch brachte, ihm doch auch so große Anstrengung ko-
stete, daß er bei seiner Rückkunft zu Lucka starb. Und so
wie denn selten das Glück irgend ein Gut oder ein Uebel
unbegleitet von irgend einem andern Gut oder Uebel entste-
hen läßt, so starb zugleich in Neapel Karl, Herzog von
Kalabrien und Herr von Florenz, auf daß die Florentiner
in kurzer Zeit gegen alle Erwartung von der Herrschaft des
einen, so wie von der Furcht vor dem andern befreit wür-
den. Da sie nun wiederum frei waren, veränderten sie die
Regierung der Stadt, hoben die ganze Einrichtung der al-
ten Rathsversammlungen auf, und errichteten statt deren 1328.
zwei, eine aus dreihundert Bürgerlichen, die andere aus

Jahr zweihundert und funfzig Adlichen und Bürgerlichen bestehend,
1346. die erstere nannten sie den Rath des Volks, die andere den gemeinschaftlichen Rath.

Der Kaiser ernannte bei seiner Ankunft zu Rom einen Gegenpabst, traf vielerlei Einrichtungen gegen die Kirche, und versuchte viele andere ohne Erfolg. So daß er am
1329. Ende mit Schimpf abreiste und nach Pisa kam, wo entweder aus Verdruß, oder wegen Ausbleiben des Soldes, ungefähr achthundert deutsche Reuter sich gegen ihn empörten und zu Montechiara, am Cernalio sich befestigten. Diese besetzten, sobald der Kaiser aus Pisa abzog, um nach der Lombardei zu gehen, Lukka und verjagten den Francesco Castracani von dort, den der Kaiser da zurückgelassen hatte. Da sie nun aus diesem Fang einigen Nutzen ziehen wollten, so boten sie die Stadt den Florentinern für achtzigtausend Goldgulden an; was aber auf Messer Simon della Tosa's Rath ausgeschlagen ward. Dieses Verfahren würde für unsere Stadt äußerst nützlich gewesen sein, wenn die Florentiner dieser ihrer Meinung immer treu geblieben wären. Kurz nachher aber änderten sie ihren Sinn, und dies ward ihnen sehr schädlich: denn damals, als sie die Stadt für einen so geringen Preis im Frieden erlangen konnten, wollten sie dieselbe nicht haben; nachher aber, als sie sie haben wollten, konnten sie solche nicht bekommen, wenn sie auch einen viel höheren Preis hätten dafür bezahlen wollen; und dies verursachte, daß Florenz zu seinem größten Nachtheil mehrmals seine Regierung wechselte. Lukka also, von den Florentinern ausgeschlagen, ward von Messer Oberardo Spinoli, einem Genueser, für dreißigtausend Goldgulden erkauft, und, weil die Menschen viel lästiger sind, zu erwerben, was sie bekommen können, als zu begehren, was sie nicht erreichen können; so ward auch, sobald nur der von Messer Oberardo geschlossene Kauf bekannt ward, und der geringe Preis,

für den er ihn gethan hatte, das florentinische Volk von Jahr
einer ausnehmenden Begierde entzündet, die Stadt zu besi- 1329.
zen, indem es sich selbst und diejenigen, die ihm abgerathen hatten, ausschalt. Um sie nun durch Gewalt zu erlangen, nachdem es sie nicht hatte kaufen wollen, sandte es seine Truppen zu Plünderungen und Streifereien gegen die Lukkesen aus. Von dem Tode des Castruccio, der im Jahr 1328 erfolgte, an, bis zum Jahr 1340 lebten die Florentiner im Innern in Ruhe, und beschäftigten sich nur mit den auswärtigen Angelegenheiten ihres Staates. In der Lombardei führten sie wegen der Ankunft des Königs Johann von Böhmen, und in Toskana wegen des Besizes von Lukka, viele Kriege. Sie schmückten auch ihre Stadt mit neuen Gebäuden; so erbauten sie in dieser Zeit den Thurm von St. Reparata nach der Angabe des Giotto, eines damals hoch berühmten Mahlers, und weil im Jahr 1333 durch 1333.
eine Ueberschwemmung das Wasser des Arno an einigen Orten über 12 Ellen stieg, wodurch ein Theil der Brücken und viele Gebäude zu Grunde gingen, so stellten sie das Zerstörte mit großem Eifer und Aufwande wieder her.

Im Jahre 1340 aber entstanden neue Veranlassungen 1340.
zu Zwistigkeiten. Die mächtigen Bürger hatten zwei Wege, ihre Macht zu erhöhen, oder zu erhalten; der eine war, die Imborsazionen zu den Staatsämtern so einzuschränken, daß sie immer entweder auf sie selbst, oder auf ihre Freunde fallen mußten; und der andere, daß sie die Wahl der Rektoren (Regierenden) lenkten, damit diese ihnen nachher bei ihren Aussprüchen günstig wären. Diese zweite Weise achteten sie so hoch, daß sie nicht mit den gewöhnlichen Rektoren sich begnügend, zuweilen noch einen dritten einführten. So hatten sie in jenen Zeiten gegen die gewöhnliche Ordnung, unter dem Titel eines Hauptmanns der Garde, Messer Giacomo Gabrielli von Agobbio angestellt und ihm alle

Jahr Macht über die Bürger anvertraut. Dieser verübte täglich
1340 nach der Willkühr der Machthaber vielfache Ungerechtigkeiten, und unter den von ihm beleidigten waren auch Messer Piero de Bardi und Messer Bardo Frescobaldi. Diese, die adlich und von Natur stolz waren, konnten nicht ertragen, daß ein Fremder mit Unrecht und nach der Willkühr von wenigen Mächtigen sie beleidigt hatte, und um sich zu rächen, verschworen sie sich gegen ihn und gegen die, welche die Regierung leiteten. In dieser Verschwörung waren viele adliche Familien, nebst einigen aus dem Volke, denen die Tyrannei der Regierenden mißfiel. Die Maasregeln, die sie unter sich verabredet hatten, waren, daß ein jeder in seinem Hause viele Bewaffnete sammeln sollte, und an dem Morgen nach dem Festtage aller Heiligen, wenn ein jeder, um für seine verstorbenen Verwandten zu beten, in der Kirche wäre, wollten sie die Waffen ergreifen, den Hauptmann und die Ersten der Regierung ermorden, und alsdann durch neue Signoren und eine neue Einrichtung den Staat verbessern.

Weil man aber gefahrvolle Entschlüsse um so schlechter auszuführen pflegt, je länger man sie überlegt: so geschieht es immer, daß Verschwörungen, die die Ausführung eine Zeit lang aufschieben, entdeckt werden. Unter den Verschwornen befand sich Messer Andrea de Bardi, über welchen, bei wiederholter Erwägung der Sache, die Furcht vor der Strafe mehr vermochte, als die Hoffnung auf Rache; und er entdeckte das Ganze dem Giacomo Alberti, seinem Verwandten; Giacomo zeigte sie den Prioren, und die Prioren denen, die die Regierung führten, an. Und weil die Sache dem Ausbruche nahe war, da der Allerheiligentag heranrahete, so versammelten sich viele Bürger im Pallaß, und verlangten, weil sie Jögerung für gefährlich hielten, daß die Signoren die Glocke ziehen liezen, und das Volk zu den

Waffen rufen ſollten. Taldo Valori war Gonfaloniere und Jahr
Franceſco Salviati einer der Signoren. Dieſen, weil ſie 1340.
Verwandte der Bardi waren, gefiel das Läuten nicht, und ſie wandten dagegen ein, es ſei nicht gut, um jeder Kleinigkeit willen das Volk zu bewaffnen, denn die Macht, die man der von keinem Zügel gebändigten Menge anvertraue, ſtifte nie Gutes: Unruhen wären leicht zu erregen, aber ſchwer zu ſtillen; und daher ſei es beſſer gethan, zuerſt die Wahrheit der Sache zu unterſuchen und alsdann zu beſtrafen, als ſie zum höchſten Nachtheil von Florenz auf einen bloßen Bericht im Volksaufſtande zu ſchlichten. Auf dieſe Worte ward aber ganz und gar nicht gehört, ſondern durch beleidigende Behandlung und ſchimpfliche Worte die Signoren zum Läuten der Glocke genöthigt, auf deren Schall denn das ganze Volk bewaffnet auf den Markt lief. Die Bardi und Frescobaldi von der andern Seite, ergriffen, da ſie ſich entdeckt ſahen, die Waffen, um mit Ruhm zu ſiegen, oder doch ohne Schande zu ſterben, indem ſie hofften, den Theil der Stadt jenſeit des Fluſſes, wo ſie ihre Häuſer hatten, vertheidigen zu können, und verſchanzten ſich an den Brücken, in Hoffnung auf die Hülfsvölker, die ſie von den Adlichen aus der Gegend und andern ihrer Freunde erwarteten. Dieſer ihr Plan ward indeſſen von den Bürgerlichen vereitelt, welche mit ihnen in demſelben Theile der Stadt wohnten, und die für die Sache der Signoren die Waffen ergriffen; ſo daß ſie, ſich in die Mitte genommen ſehend, die Brücken verließen, ſich in die Straße, worin die Bardi wohnten, weil ſie von allen die ſtärkſte war, zurückzogen, und dieſe mit Tapferkeit vertheidigten. Meiſſer Giacomo d'Agobbio, da er wußte, daß gegen ihn die ganze Verſchwörung gerichtet war, ſtellte ſich, aus Furcht vor dem Tode ganz beſtürzt und in Schrecken geſetzt, in der Mitte ſeiner bewaffneten Truppen, nahe bei dem Pallaſte der

Jahr Signoren; die andern Rektoren aber zeigten, so wie sie we-
1350 niger Schuld trugen, auch größeren Muth, den größten aber der Podesta, Messer Maffeo da Marradi. Dieser zeigte sich da, wo gekämpft ward, und ohne irgend etwas zu fürchten, warf er sich, nachdem er über die Brücke bei Rubaconte gegangen war, zwischen die Schwerdter der Bardi, und gab ein Zeichen, das er zu ihnen sprechen wolle. Die Ehrfurcht vor dem Manne, seine Sitten, und seine andern trefflichen Eigenschaften machten, daß in einem Augenblick die Waffen ruhten, und jeder still auf ihn hörte. Er tadelte in gemäßigten und ernsten Worten ihre Verschwörung, zeigte ihnen die Gefahr, in der sie sich befänden, wenn sie dem Ungestüme des Volks nicht nachgäben, gab ihnen Hoffnung, daß sie nachmals angehört und mit Milde gerichtet werden sollten, und versprach ihnen, der Vermittler zu sein, daß ihren billigen Beschwerden abgeholfen werden solle. Hierauf kehrte er zu den Signoren zurück und überredete sie, daß sie nicht streben möchten, mit Aufopferung des Bluts ihrer Mitbürger zu siegen; daß sie jene nicht ungehört verdammen möchten; und endlich brachte er es dahin, daß mit Bewilligung der Signoren die Bardi und die Frescobaldi mit ihren Freunden die Stadt verlassen und ohne Hinderniß in ihre Festen sich zurückziehen durften. Nachdem diese abgezogen waren und das Volk die Waffen niedergelegt hatte, verfuhren die Signoren blos gegen diejenigen von den Familien der Bardi und der Frescobaldi, welche die Waffen ergriffen hatten; und um ihnen die Macht zu nehmen, kauften sie von den Bardi das feste Schloß von Mangone und von Vernia; und verordneten durch ein Gesez, daß kein Bürger in einer Nähe von 20 Meilen bei Florenz feste Schlösser besizen könne. Wenige Monate darauf ward Simone Frescobaldi enthauptet, und mehrere andere von dieser Familie wurden für Rebellen erklärt. Denen, die an der Regierung

waren, genügte es nicht, die Bardi und Frescobaldi über- Jahr
wunden und gezügelt zu haben, sondern sie machten es, wie 1340.
die Menschen fast immer thun, daß sie nehmlich, je mehr Macht sie haben, um so mehr dieselbe mißbrauchen, und um so unverschämter werden. Statt daß vorher nur ein Hauptmann von der Garde war, der Florenz bedrängte, erwählten sie jezt noch einen für das Land, und bekleideten ihn mit großer Macht, auf daß die ihnen verdächtigen Personen weder in Florenz noch auswärts einen Wohnsiz finden möchten. Sie erbitterten alle Adliche in einem so hohen Grade gegen sich, daß sie bereit waren, die ganze Stadt und sich selbst zu verkaufen, um sich nur zu rächen. Sie erwarteten nur eine Gelegenheit dazu, die sich bald zeigte, und die sie aufs beste benuzten.

Durch die vielen Unruhen, die in Toskana und in der 1331.
Lombardei vorgefallen waren, war die Stadt Lukka unter die Herrschaft des Mastino della Scala, Herrn von Verona, gekommen. Dieser hatte, obgleich er sich durch einen Vertrag verbunden hatte, sie den Florentinern zu überliefern, dieses dennoch nicht gethan, weil er, als Herr von Parma, sie behaupten zu können glaubte, und kehrte sich also nicht an sein gegebenes Wort. Die Florentiner, um sich dafür zu rächen, verbanden sich mit den Venezianern, und führten einen solchen Krieg gegen ihn, daß er nahe daran war, sein ganzes Land zu verlieren. Dennoch hatten sie davon keinen andern Nuzen, als die kleine Genugthuung, den Mastino geschlagen zu haben, denn die Venezianer machten es wie alle diejenigen, die sich mit minder mächtigen verbinden: nachdem sie Treviso und Vicenza für sich erlangt hatten, schlossen sie ohne alle Rücksicht auf die Florentiner, einen Vergleich. Als aber bald nachher die Visconti, Herren von Mailand, dem Mastino Parma weggenommen hatten, und er deswegen Lukka nicht mehr behaupten zu können

Jahr glaubte, ſo beſchloß er es zu verkaufen. Käufer dazu waren
1341. die Florentiner und die Piſaner, und beim Fortgange der Unterhandlungen ſahen die Piſaner wohl ein, daß die Florentiner, als die reichſten, die Stadt erhalten würden; ſie bedienten ſich daher der Gewalt und rückten mit Hülfe der Visconti gegen Lukka zu Felde. Die Florentiner ſtanden deshalb von dem Kaufe nicht ab, ſchloſſen mit Maſtino die Bedingungen, bezahlten einen Theil der Gelder, gaben für einen andern Theil Geißel, und ſandten Nadd Rucellai, Johann Bernardino's Sohn von Medici, und Roſſo Ricciardo's Sohn von Ricci ab, um von der Stadt Beſitz zu nehmen. Dieſe drangen mit Gewalt in Lukka ein, und von Maſtino's Leuten ward ihnen die Stadt überliefert. Nichtsdeſtoweniger ſetzten die Piſaner ihre Unternehmung fort und ſuchten mit der größten Thätigkeit die Stadt mit Gewalt zu erobern; die Florentiner hingegen wollten ſie von der Belagerung befreien. Nach einem langen Kriege wurden endlich die Florentiner, nachdem ſie viel Geld verloren und viel Schimpf davongetragen hatten, daraus verjagt und die Piſaner blieben Herren davon.

1342. Der Verluſt dieſer Stadt machte, wie es in ſolchen Fällen immer geſchieht, das florentiniſche Volk gegen die Glieder der Regierung mißvergnügt; es ſchmähte ſie öffentlich an allen Orten, auf allen Plätzen, indem es ihren Geiz und ihre ſchlechten Rathſchläge anklagte. Man hatte beim Anfange des Krieges zwanzig Bürgern zu deſſen Führung Vollmacht gegeben, und dieſe hatten Meſſer Malateſta von Rimini zum Hauptmann des Feldzuges erwählt. Er hatte aber denſelben mit wenig Muth und noch weniger Klugheit geleitet; da ſie nun den König Robert von Neapel um Hülfe baten, ſo ſandte ihnen derſelbe den Walter, Herzog von Athen, und dieſer kam, nach dem Willen des Himmels, der das künftige Unglück ſchon vorbereitete, gerade in dem

Augenblick zu Florenz an, als der Feldzug gegen Lukka gänzlich mißlungen war. Jene zwanzig Männer also, da sie den Unwillen des Volks sahen, hofften durch die Wahl eines neuen Hauptmannes dasselbe mit neuer Hoffnung zu erfüllen, und dadurch die Veranlassung zur Anklage gegen sie entweder zu mäßigen oder ganz zu entfernen. Weil sie also große Ursach zur Furcht hatten, und der Herzog von Athen sie durch sein größeres Ansehen vertheidigen konnte, so wählten sie ihn erst zum Erhalter und hernach zum Hauptmann ihrer Truppen. Die Großen, die um der oben angeführten Ursachen willen mißvergnügt waren, und von denen viele mit Walter Bekanntschaft hatten, als er vormals im Namen des Herzogs Karl von Kalabrien Florenz verwaltete, hofften, daß nun die Zeit gekommen sei, mit dem Verderben der Stadt ihren eigenen Brand zu löschen, indem sie urtheilten, es gebe kein anderes Mittel, dieses Volk, das sie so sehr gekränkt hatte, zu zähmen, als sich einem Fürsten zu unterwerfen, der, wohlbekannt mit den Tugenden der einen Parthei, und mit dem Uebermuthe der andern, diese bezähmen und jene belohnen würde. Hiermit verbanden sie noch die Hoffnung auf die Vortheile, die sie durch ihre Verdienste um ihn erlangen würden, wenn er durch ihre Bemühungen die Herrschaft von Florenz erhielte. Sie hielten daher insgeheim mehrere Zusammenkünfte mit ihm, und überredeten ihn die Herrschaft ganz zu übernehmen, indem sie ihm den kräftigsten Beistand anboten, der in ihrer Macht stände. Zu dem Ansehen und den Ueberredungsgründen dieser gesellten sich noch die wenigen bürgerlichen Familien, nehmlich der Peruzzi, Acciajuoli, Antellesi und Bonaccorsi, welche, von Schulden gedrückt und unvermögend sie mit ihrem Eigenthume abzutragen, mit fremdem dies zu thun, und durch des Vaterlandes Knechtschaft sich von der Knechtschaft ihrer Gläubiger zu befreien

Jahr 1342.

Jahr begehrten. Diese Ueberredungen entzündeten des Herzogs
1342. ehrsüchtiges Gemüth zu noch heftigerer Herrschbegierde, und um sich den Ruf der Strenge und Gerechtigkeit zu verschaffen und sich auf diesem Wege in der Gunst des Volkes zu erhöhen, verfolgte er diejenigen, welche den Krieg gegen Lukka geleitet hatten, nahm Messer Johann von Medici, Maddo Rucellai und Guglielmo Altoviti das Leben, und verdammte viele zur Verbannung, viele zu Geldbußen.

Diese Hinrichtungen setzten die Bürger aus dem Mittelstande in große Bestürzung, nur die Großen und den Pöbel befriedigten sie: diesen, weil er seiner Natur nach sich am Uebel ergötzt, jene, weil sie sich für so viele von den Bürgerlichen erlittene Beleidigungen gerächt sahen. Wenn der Herzog durch die Straßen ging, so ward mit lauter Stimme der freie Muth seines Geistes gelobt und jedermann ermunterte ihn öffentlich, die Vergehungen der Bürger zu entdecken und zu bestrafen. Die Amtsführung der Zwanzieger war jetzt aufgehoben, das Ansehen des Herzogs sehr groß, und die Furcht vor ihm aufs höchste gestiegen; so daß ein jeder, um sich als sein Freund zu zeigen, sein Wappen über seinem Hause mahlen ließ, und daß um Fürst zu sein, ihm nur noch der Titel fehlte. Da er nun glaubte, mit Sicherheit alles wagen zu können, ließ er den Signoren andeuten, daß er es für das Wohl der Stadt nöthig finde, daß ihm unumschränkte Herrschaft zugestanden werde, und deshalb begehre, da die ganze Stadt darin willigte, daß auch sie darin einstimmten. Die Signoren, obgleich sie schon lange vorher den Untergang ihres Vaterlandes vorausgesehen hatten, wurden doch alle über dies Begehren bestürzt; und so deutlich sie auch ihre Gefahr erkannten, so schlugen sie es dennoch, um sich nicht an ihrem Vaterlande zu vergehen, mit Herzhaftigkeit aus. Der Herzog hatte, um sich einen höheren Schein von Religiosität und Tugend

zu geben, das Kloſter der Minoriten von St. Croce zu ſeiner Wohnung gewählt, und, begierig ſein böſes Vorhaben zu vollziehen, ließ er durch Ausruf den Befehl verbreiten, das ganze Volk ſolle am folgenden Morgen auf dem Plaze von St. Croce vor ihm erſcheinen. Dieſer Ausruf beſtürzte die Signoren noch weit mehr, als ſeine Worte vorhin gethan hatten, und ſie verbanden ſich mit denjenigen Bürgern, welche ſie für Freunde des Vaterlandes und der Freiheit hielten; da ſie aber die Macht des Herzogs kannten, ſo dachten ſie kein anderes Mittel dagegen anwenden zu können, als daß ſie ihn bäten, und abwarteten, ob vielleicht, da ihre Kräfte nicht hinreichend waren, ihre Bitten im Stande wären, entweder ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, oder doch ſeine Herrſchaft weniger drückend zu machen. Ein Theil der Signoren ging alſo zu ihm, und einer derſelben redete ihn folgendermaßen an: Jahr 1342.

Wir kommen zu Euch, o Herr, veranlaßt erſtlich durch Euer Begehren, und dann durch die Befehle, die Ihr gegeben habt, um das Volk zu verſammeln: denn es ſcheint uns gewiß zu ſein, daß Ihr entſchloſſen ſeid, dasjenige auf außerordentlichem Wege Euch zu verſchaffen, was wir auf dem ordentlichen Euch nicht bewilligt haben. Es iſt auch nicht unſere Abſicht, uns auf irgend eine Weiſe mit Gewalt Eurem Vorhaben zu widerſezen, ſondern einzig, Euch zu zeigen, wie ſchwer die Laſt ſein werde, die Ihr Euch auflader, und wie gefährlich der Entſchluß, den Ihr faßt; auf daß Ihr immer an unſern Rath Euch erinnern könnt, ſo wie an den Rath derer, die Euch nicht zu Eurem Nuzen, ſondern um ihren wüthenden Haß zu befriedigen, anders-rathen. Ihr ſucht eine Stadt dienſtbar zu machen, die bisher immer frei geweſen iſt, denn die Herrſchaft, die wir dem Königshauſe von Neapel zugeſtanden haben, war von unſrer Seite ein Bündniß und keine Dienſtbarkeit. Habt Ihr

Jahr erwogen, wie wichtig der Einfluß und wie groß die Macht
1502. sei, die in einer solchen Stadt der Name Freiheit hat? Keine Kraft kann sie bändigen, keine Zeit sie aufreiben, kein Verdienst sie aufwiegen. Bedenkt, o Herr, welche Kriegsmacht erforderlich sei, um eine so mächtige Stadt gehorsam zu erhalten. Die fremde Macht, die Ihr immer werdet erhalten können, reicht nicht hin, und auf die innere dürft Ihr kein Vertrauen setzen, denn diejenigen, die jetzt Eure Freunde sind, und die Euch, diese Maaßregeln zu nehmen, ermuntern, werden, sobald sie mit Eurer Macht ihre Feinde werden erschlagen haben, so sehr sie können danach streben, Euch zu unterdrücken, und sich selbst zu Herren zu machen. Der Pöbel, dem Ihr vertraut, wendet bei jedem Vorfalle, sei es auch der kleinste, seinen Sinn; so daß Ihr fürchten müßt, in kurzer Zeit diese ganze Stadt Euch feindlich zu sehen; was denn Euch und ihr den Untergang bereiten kann. Auch werdet ihr gegen dies Uebel kein Mittel finden; denn diejenigen Herren können wohl ihre Herrschaft sicher stellen, die nur wenige Feinde haben, die sie durch Tod oder Verbannung leicht entfernen können; bei allgemeinem Hasse aber ist nimmer Sicherheit, weil man nicht weiß, von woher das Uebel ausbrechen soll; und weil, wer alle Menschen fürchten muß, sich keines einzigen versichern kann. Und versuchte er auch, es zu thun, so vermehrt er nur die Gefahren, denn die übrigen werden um so befestigter in ihrem Haß, um so entschlossener in ihrer Rache. Daß auch die Zeit nicht vermöge, den Wunsch nach Freiheit zu unterdrücken, ist gewiß: denn oftmals hört man, daß diejenigen in einer Stadt sie wieder ergreifen, die ihrer niemals selbst genossen haben, sondern nur um des Andenkens willen, das ihre Väter davon hinterlassen hatten, sie liebten, und deshalb die einmal wieder gewonnene mit aller Hartnäckigkeit und auf alle Gefahr vertheidigen. Hätten aber auch die Väter ihrer niemals

erwähnt, so würden doch die öffentlichen Paläste, die Ver- Jahr
sammlungsorte der Obrigkeit, die Zeichen freier Verfassung 1342.
daran erinnern, und die Bekanntschaft mit diesen Dingen
muß den Bürgern die lebhaftesten Wünsche einflößen. Welche
Wucht bedenkt Ihr zu vollbringen, die der Trägheit des
freien Lebens die Wage halten, oder die in den Menschen
die Sehnsucht nach ihrem früheren Zustande austilgen könn-
ten? Nicht wenn Ihr dieser Herrschaft ganz Toskana hin-
zufügtet, nicht wenn Ihr täglich triumphirend über Eure
Feinde in diese Stadt zurückkehrtet, denn all dieser Ruhm
würde nicht ihr gehören, sondern Euch, nicht Unterthanen
würden die Bürger erwerben, sondern Mitbürger, durch
die sie ihre Dienstbarkeit nur erschwert sehen würden. Und
wenn auch Euer Wandel fromm, Euer Betragen gütig,
Eure Urtheile gerecht sind, so werden sie doch nicht hinrei-
chen, Euch Liebe zu gewinnen. Ihr würdet Euch sehr irren,
wenn ihr glaubtet, daß sie dazu hinreichen, denn den, der
ungebunden zu leben gewohnt ist, drückt jede Kette, jedes
Band zwängt ihn. Es ist aber überdies auch unmöglich,
daß ein so ungestümer und heftiger Staat einen guten Für-
sten habe, denn nothwendigerweise müßten Staat und Fürst
entweder sich ähnlich werden, oder sehr bald einer den an-
dern zu Grunde richten. Ihr könnt daher glauben, daß
Ihr entweder diese Stadt mit der größten Gewaltsamkeit
werdet behaupten müssen, wenn die Citadellen, die Leibwa-
chen, die auswärtigen Verbündeten einmals nicht hinreichen,
oder daß Ihr Euch mit der Gewalt begnügen müßt, die wir
Euch ertheilt haben. Hierzu nun fordern wir Euch auf,
indem wir Euch erinnern, daß nur die Herrschaft dauerhaft
sein kann, die freiwillig ertheilt wird, und wollen nicht,
durch einigen Eifer verblendet, Euch auf eine Stelle wa-
gen, wo Ihr, unvermögend, fest zu stehen, aber höher zu
steigen, zu Eurem und unserm höchsten Nachtheil gezwungen
sein dürftet, herabzustürzen.

Jahr 1342. Diese Worte machten nicht den mindesten Eindruck auf des Herzogs verstocktes Gemüth; es sei nicht seine Absicht, sagte er, dieser Stadt ihre Freiheit zu rauben, sondern sie ihr wieder zu geben; denn nur die uneinigen Städte wären dienstbar, die einigen aber frei; und wenn Florenz durch seine Einrichtung, von Partheien, von Ehrsucht, von Feindschaften befreit würde, so würde ihm dadurch die Freiheit gegeben, nicht genommen. Da nun, diese Last zu übernehmen, nicht sein Ehrgeiz, sondern die Bitten vieler Bürger ihn bewogen hätten, so würden sie wohl thun, bei demjenigen sich zu beruhigen, womit die anderen zufrieden wären. Was aber die Gefahren beträfe, in die er dadurch sich begeben könnte, so achte er ihrer nicht, denn das sei das Betragen eines nudeln Mannes, aus Furcht vor dem Uebel das Gute zu unterlassen, und das eines feigen, um des zweifelhaften Erfolges willen, eine rühmliche Unternehmung nicht zu wagen. Er hoffe sich auf eine solche Weise zu betragen, daß sie in kurzer Zeit einsehen würden, daß sie zu geringes Vertrauen und zu große Furcht gegen ihn gehabt hätten. Die Signoren willigten also, da sie sahen, daß sie weiter nichts gutes bewirken konnten, ein, daß am folgenden Morgen das Volk sich auf ihrem Platze versammele, und daß in Vollmacht desselben dem Herzoge die Herrschaft auf ein Jahr übergeben werde, und zwar unter den Bedingungen, unter denen sie vormals dem Herzog von Kalabrien bewilligt worden war. Es war am 8ten September des Jahrs 1342 als der Herzog, begleitet von Messer Giovanni della Tosa, und allen seinen Genossen und von vielen andern Bürgern auf den Platz kam, und zusammt der Signoria auf die Rednerbühne stieg, denn so nennen die Florentiner die Stufen, die am Fuße des Pallastes der Signoren befindlich sind, und hier wurden dem Volke die zwischen der Signoria und ihm eingegangenen Verträge vor-

gelesen. Als man nun an die Stelle kam, worin ihm die Herrschaft auf ein Jahr übertragen ward, schrie das Volk auf Lebenszeit. Hierauf erhob sich Messer Francesco Rustichegli einer von den Signoren, um zu sprechen und den Tumult zu stillen, allein seine Worte wurden durch das Geschrei unterbrochen, und so ward jener durch Zustimmung des Volks nicht auf ein Jahr, sondern auf immer zum Herrn erwählt, dann aufgehoben, und durch die Menge hingetragen, die seinen Namen über den Platz ausrief. Es ist gebräuchlich, daß derjenige, der der Wache des Pallastes vorgesetzt ist, in der Abwesenheit der Signoren sich inwendig einschließe, und zu diesem Posten war damals Niniero di Giotto bestellt. Dieser, von den Freunden des Herzogs bestochen, ließ denselben, ohne irgend eine Gewalt zu erwarten, ein; die Signoren kehrten verwirrt und beschimpft in ihre Wohnungen; der Pallast ward von der Dienerschaft des Herzogs geplündert, die Fahne des Volks zerrissen, und dagegen sein Wappen über dem Pallast befestigt. Alles dies geschah zum unbeschreiblichen Schmerze und zur Betrübniß aller Guten, und zum großen Vergnügen derer, die aus Unwissenheit oder Bosheit darin einwilligten.

Jahr 1326.

Als der Herzog die Oberherrschaft erlangt hatte, verbot er, um denen, die Vertheidiger der Freiheit zu sein pflegten, allen Einfluß zu entziehen, den Signoren, sich in dem Pallaste zu versammeln, und wies ihnen ein Privathaus an; den Gonfalonieren der Volkscompagnien nahm er ihre Fahnen; die Verordnungen der Gerechtigkeit gegen die Adlichen hob er auf; befreite die Gefangenen aus der Haft; ließ die Bardi und Frescobaldi aus der Verbannung zurück kommen; und verbot jedermann, Waffen zu tragen. Um sich innerhalb besser gegen Feinde vertheidigen zu können, machte er sich die Auswärtigen zum Freunde. Deshalb begünstigte er die Aretiner sehr, und überhaupt alle den Flo-

Jahr 1312. centinern unterworfene; schloß Frieden mit den Pisanern, obgleich man ihn eben darum zum Anführer gemacht hatte, daß er mit ihnen Krieg führen sollte; den Kaufleuten, die in dem Kriege wegen Lukka der Republik Geld vorgeschossen hatten, nahm er ihre Anweisungen zur Wiederbezahlung; die alten Steuern erhöhte er, und legte noch neue auf; den Signoren entzog er alle Macht; dagegen waren Messer Baglione da Perugia, und Messer Guglielmo di Ascesi seine Rektoren und mit diesen und Messer Cerrettieri Bisdomini berieth er sich. Die Auflagen, womit er die Bürger belegte, waren schwer, seine Urtheilssprüche ungerecht, und jene Strenge und Billigkeit, die er erheuchelt hatte, hatte sich in Hochmuth und Grausamkeit verwandelt. Viele vornehme Bürger sowohl Adliche als Nichtadliche waren daher schon zum Tode verurtheilt, oder mit harter Folter belegt worden. Um sich auswärts nicht besser als in der Stadt zu betragen, bestellte er sechs Rektoren für das Land, welche die Bauern drückten und beraubten. Gegen die Adlichen war er argwöhnisch, obschon sie ihm gutes erzeigt hatten, und er viele derselben in ihr Vaterland wieder eingesetzt hatte; denn er konnte nicht glauben, daß die edlen Gemüther, die dem Adel einzuwohnen pflegen, im Gehorsam gegen ihn sich beruhigen könnten. Er begünstigte daher den Pöbel, in der Hoffnung durch dessen Gunst und durch die fremden Waffen die Oberherrschaft sich erhalten zu können. Als daher der Monat Mai kam, zu welcher Zeit das Volk Feste zu begehen pflegt, ließ er das gemeine Volk und den Pöbel mehrere Compagnien bilden, denen er, indem er sie mit glänzenden Titeln ehrte, Fahnen und Geld reichen ließ. Ein Theil des Volks ging also in festlicher Feier durch die Stadt, und der andere empfing die feiernden im höchsten Pomp. Als der Ruf von dieses Mannes neuer Herrschaft sich verbreitete, kamen viele von französischem

Geblüte zu ihm; und er stellte sie sämmtlich als die zuver- Jahr
läßigsten Leute an; so daß Florenz in kurzer Zeit nicht nur 1342.
den Franzosen, sondern auch ihren Sitten und ihrer Lebensart unterworfen war. Denn Männer und Frauen ahmten ihnen ohne alle Rücksicht auf das bürgerliche Leben und ohne alle Schaam nach; was aber von allem das meiste Mißvergnügen erregte, war die Gewalt die er und die seinigen ohne die mindeste Rücksicht den Frauen anthaten.

Die Bürger lebten also, voll Unwillen, die Würde ihres Staates erniedrigt, die Verfassung zerstört, die Geseze vernichtet, die Sittlichkeit des Lebens befleckt, und alle bürgerliche Bescheidenheit verschwunden zu sehn; und diejenigen, die gewohnt waren, niemals irgend eine königliche Pracht zu erblicken, konnten nicht ohne Schmerz ihm begegnen, wie er von bewaffneten Trabanten zu Fuß und zu Pferde umgeben war. Denn alsdann waren sie genöthigt ihren eignen Schimpf ganz in der Nähe zu sehen und zugleich demjenigen, den sie aufs höchste haßten, Ehre zu erzeigen. Hierzu gesellte sich noch die Furcht, wenn man die häufigen Ermordungen und die immerwährenden Auflagen betrachtete, durch die er den Staat verarmte und auszehrte. Dieses 1343.
Mißvergnügen und diese Besorgnisse kannte der Herzog und fürchtete sie; dennoch wollte er einen jeden Glauben machen, daß er geliebt werde. Daher geschah es, daß, als Matteo di Morozzo, entweder um seine Gunst zu gewinnen, oder um sich aus der Gefahr zu befreien, ihm eröffnete, daß die Familie der Medici mit einigen andern sich gegen ihn verschworen hätten, der Herzog nicht allein die Sache nicht untersuchte, sondern auch den Anzeiger elend umbringen ließ. Durch diese Maaßregel nahm er denjenigen den Muth, die zu seiner Sicherheit ihn warnen wollten, und flößte ihn denen ein, die nach seinem Untergange strebten. Ueberdies noch ließ er dem Bertone Cini mit solcher Grau-

Jahr samkeit die Zunge ausschneiden, daß er davon starb, weil er
1343. die Steuern, die den Bürgern aufgelegt wurden, getadelt hatte. Hierdurch ward der Unwille der Bürger und ihr Haß gegen den Herzog vermehrt, denn eine Stadt, die gewohnt war, mit aller Freiheit alles zu thun und zu sagen, konnte nicht ertragen, daß man ihr die Hände band und den Mund verschloß.

Dieser Unwille und dieser Haß stiegen daher zu einem solchen Grade, daß sie, ich will nicht sagen die Florentiner, die die Freiheit nicht zu behaupten verstehn, und die Unterwürfigkeit nicht ertragen können, sondern ein jedes noch so knechtische Volk zur Wiedererkämpfung seiner Freiheit entflammt haben würden. Viele Bürger aus allen Ständen beschlossen daher, ihr Leben aufzugeben oder ihre Freiheit wieder zu erlangen. So bildeten sich in drei Abtheilungen aus drei verschiednen Ständen der Bürger drei Verschwörungen, bestehend aus den Adlichen, den Bürgerlichen und den Handwerkern, die außer den allgemeinen Bewegungsgründen noch jede ihren eignen hatten: den Adlichen nehmlich schien es, als hätten sie durch des Herzogs Erhebung die Regierung nicht wieder erlangt; den Bürgerlichen, als hätten sie dieselbe verloren; und den Handwerkern, als hätte ihr Verdienst abgenommen. Messer Agnolo Acciajoli war damals Erzbischof von Florenz, der vormals durch seine Predigten die Größe des Herzogs erhoben, und ihn beim Volk in große Gunst gesetzt hatte. Da er ihn aber als Herrn sah und sein tyrannisches Verfahren bemerkte, schien es ihm, als habe er sein Vaterland betrogen; um nun seinen begangenen Irrthum zu verbessern, sah er keine Einsicht noch kein anderes Mittel, als dieses, daß dieselbe Hand, welche die Wunde geschlagen habe, auch sie heile; er stellte sich also an die Spitze der ersten und stärksten Parthei der Verschwornen, bei der sich die Bardi, Rossi, Frescobaldi

baldi, Scali, Altoviti, Magalotti, Strozzi und Mancini befanden. Von der einen der beiden andern Partheien waren Messer Manno und Corso Donati Häupter, und nächst diesen die Pazzi, Cavicciulli, Cerchi und Albizzi. Von der dritten war der erste Antonio Adimari, und mit ihm die Medici, Bordoni, Rucellai, und Aldobrandini. Sie gedachten ihn in dem Hause der Albizzi zu ermorden, wohin sie glaubten, daß er am St. Johannistage gehen werde, um dem Pferderennen zuzusehen. Da er aber nicht hinging, so mißlang es ihnen. Sie gedachten darauf, ihn auf seinem Spaziergange durch die Stadt anzugreifen; allein die Ausführung war schwierig, denn er ging immer wohl begleitet und bewaffnet und wechselte häufig den Weg, so daß man ihn an keinem Orte mit Gewißheit erwarten durfte. Sie sprachen davon, ihn in den Rathsversammlungen umzubringen, allein es schien ihnen, als blieben sie dort, wenn er gleich todt wäre, in der Gewalt seiner Truppen. Jahr 1343.

Während unter den Verschwornen diese Dinge verhandelt wurden, entdeckte sich Antonio Adimari einigen seiner Freunde aus Siena, um von ihnen Truppen zu erhalten, indem er ihnen einen Theil der Verschworenen anzeigte, und versicherte, daß die ganze Stadt sich zu befreien gesonnen sei. Einer von diesen also theilte die Sache Messer Francesco Brunelleschi mit, nicht, um sie ihm zu entdecken, sondern in der Meinung, daß auch er einer der Verschworenen sei. Messer Francesco, entweder aus Besorgniß für sich, oder aus Haß gegen die anderen, entdeckte das Ganze dem Herzoge, worauf Pagolo del Mazacca und Simone da Monterappoli verhaftet wurden. Diese eröffneten Stand und Anzahl der Verschworenen, wodurch der Herzog sehr bestürzt ward, und man beschloß, sie lieber vorzufordern, als zu verhaften; weil, wenn sie entfliehen sollten, man sich ihrer ohne Aufsehen durch die Verbannung versichern konnte.

Jahr 1343. Der Herzog ließ also Antonio Adimari vor sich fordern, der im Vertrauen auf seine Genossen sogleich erschien. Er ward zurückbehalten und Messer Francesco Brunelleschi und Messer Uguccione Buondelmonti riethen dem Herzoge, daß er bewaffnet umher gehen, und die er fangen könne, tödten lassen solle. Ihm aber gefiel diese Maßregel nicht, da ihm seine Macht gegen so viele Feinde zu gering schien. Er ergriff daher eine andere, wodurch er, wenn sie ihm gelungen wäre, sich der Feinde versichert und sich eine Macht verschafft haben würde. Es hatte der Herzog die Gewohnheit die Bürger vorzufordern, daß sie bei vorkommenden Gelegenheiten ihm Rath ertheilten. Nachdem er also ausgesandt hatte, sich Truppen zu verschaffen, machte er eine Liste von dreihundert Bürgern, und ließ sie, unter dem Schein, als wolle er sich mit ihnen berathschlagen, durch seine Rathsdiener vorladen, in der Absicht, sobald sie versammelt wären, durch Tod oder Gefängniß sich ihrer zu entledigen. Die Festhaltung des Antonio Adimari aber, und das Aussenden nach Truppen, welches nicht unbemerkt geschehen konnte, hatte die Bürger, und vorzüglich die Schuldigen bestürzt, und die dreistesten unter ihnen verweigerten den Gehorsam. Weil nun ein jeder die Liste gelesen hatte, so fanden sie darauf einer den andern, und ermuthigten sich, die Waffen zu ergreifen und lieber als Männer mit dem Schwerdt in der Hand zu sterben, als zur Schlachtbank geführt zu werden, wie Lämmer. So entdeckten sich in sehr kurzer Zeit alle drei Verschwörungen eine der andern, und sie beschlossen am folgenden Tage, nehmlich am 26sten Juli 1343 einen Aufstand auf dem alten Markte zu erregen, hierauf sich zu bewaffnen, und das Volk zur Freiheit aufzurufen.

Am anderen Tage also ergriff man auf den Schall der Mittagsglocke nach dem gegebenen Befehl die Waffen; das

ganze Volk bewaffnete sich auf den Ruf zur Freiheit, und Jahr
jeder stellte sich in seinem Bezirk unter den mit dem Wap- 1343
pen des Volks bezeichneten Fahnen, welche die Verschwore-
nen heimlich hatten verfertigen lassen. Alle Familienhäupter,
sowohl Adliche, als Bürgerliche versammelten sich, und be-
schworen ihre Vertheidigung und den Tod des Herzogs,
ausgenommen einige von den Buondelmonti, und von den
Cavalcanti, nebst den vier bürgerlichen Familien, die sich
vereinigt hatten, ihn zum Herrn zu machen; diese liefen
nebst den Fleischern, und andern vom niedrigsten Pöbel zu
Gunsten des Herzogs bewaffnet auf den Plaz. Auf diesen
Lärmen befestigte der Herzog den Pallast, und die Seini-
gen, die in verschiedenen Gegenden wohnten, stiegen zu
Pferde um auf den Plaz zu eilen, wurden aber auf dem
Wege an vielen Orten angegriffen und getödtet. Dennoch
langten dreihundert Reuter dort an. Der Herzog schwankte,
ob er zum Kampfe gegen die Feinde hinausgehn, oder sich
im Pallaste vertheidigen solle. Auf der andern Seite waren
die Mediei, Cavicciulli, Rucellai und andere von ihm am
meisten beleidigte Familien besorgt, daß wenn er heraus-
käme, viele von denen, die gegen ihn die Waffen ergriffen
hatten, sich als seine Freunde zeigen möchten; sie wünschten
daher, ihm die Gelegenheit zum herauskommen und zur
Vergrößerung seiner Macht abzuschneiden, machten also
Fronte und griffen den Plaz an. Bei ihrem Anzuge ver-
änderten jene bürgerliche Familien, die sich für den Herzog
erklärt hatten, da sie sich einem offnen Angriffe ausgesezt
sahen, ihre Gesinnung, so wie sich das Schicksal des Her-
zogs geändert hatte, und alle schlossen sich an ihre Mitbür-
ger an, außer Messer Agnolone Buondelmonti, der in den
Pallast ging, und Messer Gianozzo Cavalcanti, der mit
einem Theil seiner Genossen auf den neuen Markt sich zu-
rück zog, daselbst auf eine Bank stieg, und das Volk, das

Jahr bewaffnet auf den Plaz lief, zu Gunsten des Herzogs hin-
1343. zugehen hat. Um sie zu erschrecken, vergrößerte er des Herzogs Macht, und drohte ihnen, daß sie alle umkommen würden, wenn sie den Aufstand gegen den Herrn hartnäckig fortiezten.

Indessen war der Kampf zwischen dem Volke und den Leuten des Herzogs auf dem Plaze sehr heftig; und obschon die lezteren der Pallast unterstüzte, so wurden sie dennoch besiegt; ein Theil von ihnen gab sich in die Gewalt der Feinde, und der andere entfloh mit Hinterlassung seiner Pferde in den Pallast. Während der Kampf auf dem Plaze fortdauerte, erbrachen Corso und Messer Amerigo Donati mit einem Theile des Volks die Stinche *), verbrannte die Schriften des Potesta und der Kämmerei; plünderten die Häuser der Rektoren, und tödteten alle Diener des Herzogs, die sie in ihre Gewalt bekamen. Der Herzog von der andern Seite, da er den Plaz verloren, die ganze Stadt ihm feindlich, und sich ohne alle Hoffnung auf Hülfe sah, versuchte, ob er durch irgend eine milde Handlung das Volk gewinnen könnte. Er ließ die Gefangenen zu sich kommen, befreite sie mit liebreichen und gefälligen Worten, und erhob Antonio Adimari, obschon gegen dessen Willen, zum Ritter. Er ließ von dem Pallaste sein Wappen hinwegnehmen und das des Volkes aufrichten; aber alle diese Dinge, spät und zur Unzeit gethan, konnten ihm wenig helfen, da sie gezwungen und als gegen seine Neigung erschienen. Voll Unmuth blieb er also im Pallaste eingeschlossen; sah, wie er alles verlor, weil er zuviel hatte besizen wollen; und fürchtete binnen wenigen Tagen durch Hunger oder Schwerdt umkommen zu müssen. Die Bürger begaben sich darauf, um dem Staate eine Verfassung zu geben

*) Oeffentliche Gefängnisse, siehe Seite 111.

nach Santa Reparata, und ernannten vierzehn Bürger zur Hälfte Adliche zur Hälfte Bürgerliche, die nebst dem Bischofe vollkommene Macht haben sollten, die Staatsverfassung von Florenz umzubilden. Außerdem erwählten sie sechs Männer, die die Macht des Potesta haben sollten, bis ein solcher erwählt sein würde. Jahr 1343.

Es waren zum Beistande des Volks viele Truppen zu Florenz angekommen und unter diesen auch Sieneser mit sechs Gesandten, in ihrem Vaterlande hochgeehrten Männern. Diese unterhandelten zwischen dem Volke und dem Herzoge einen Vergleich; das Volk aber wies jeden Gedanken an Vergleich von sich, wenn nicht zuvor ihm Messer Guglielmo d'Asceſi und dessen Sohn wie auch Messer Cerretiert Bisdomini in seine Gewalt gegeben und überliefert werde. Der Herzog wollte es nicht bewilligen, aber von den Truppen, die mit ihm eingeschlossen waren, bedroht, ließ er sich endlich dazu bewegen. Ohne Zweifel zeigt sich der Unwille heftiger und die Wunden sind schmerzhafter, wenn eine Freiheit wiedererkämpft, als wenn sie vertheidigt wird. Messer Guglielmo und sein Sohn wurden den Tausenden ihrer Feinde überliefert, und dieser Sohn war noch nicht achtzehn Jahre alt. Dennoch konnte ihn weder seine Jugend, noch seine Gestalt, noch seine Unschuld vor der Wuth der Menge erretten. Diejenigen, welche die beiden nicht mehr lebend verwunden konnten, verwundeten sie als Todte, und nicht zufrieden sie mit dem Schwerdte zu zerstücken, zerrissen sie sie auch mit den Händen und mit den Zähnen. Ja damit alle ihre Sinne mit Rache befriedigt werden möchten, wollten sie, nachdem sie ihre Wehklagen gehört, ihre Wunden gesehn, ihr zerfeztes Fleisch berührt hatten, auch mit dem Geschmack sie empfinden; auf daß, so wie schon alle äußeren Theile damit gesättigt waren, auch die inneren sich daran sättigen möchten. Diese rasende Wuth

Jahr war dem Messer Corretier eben so nützlich, als sie jenen
1513 verderblich war, indem die Menge, durch die Grausamkeiten gegen jene beide ermüdet, sich seiner nicht erinnerte; er blieb, da man ihn weiter nicht forderte, im Pallast zurück, und ward hernach in der Nacht durch einige seiner Verwandten und Freunde in Sicherheit hinaus gebracht. Als die Menge durch das Blut jener beiden beruhigt war, ward der Vergleich geschlossen, daß der Herzog mit seinen Leuten und Sachen sich in Sicherheit entfernen, allen Gerechtsamen die er über Florenz gehabt hatte, entsagen, und diese Entsagung außerhalb dem Gebiet von Florenz in Casentino vollziehen solle. Nach diesem Vergleiche zog er am sechsten August von vielen Bürgern begleitet von Florenz ab, und vollzog bei seiner Ankunft zu Casentino die Entsagungsakte, obwohl ungern; und er würde sein Wort nicht gehalten haben, wenn der Graf Simone ihn nicht bedroht hätte, ihn nach Florenz zurück zu führen. Dieser Herzog war, wie seine Verwaltung beweist, geizig und grausam, in seinen Audienzen schwierig, in Antworten hochmüthig. Er verlangte die Unterwerfung, nicht das Wohlwollen der Menschen, und daher begehrte er mehr, daß man ihn fürchte, als daß man ihn liebe. Auch war seine Person nicht weniger widerwärtig als sein Betragen; er war klein und schwarz, sein Bart lang und dünn; kurz, in jedem Betracht verdiente er verabscheut zu werden, daher denn auch schon nach Verlauf von zehn Monaten sein schlechtes Betragen ihm die Herrschaft wieder entriß, die er den schlechten Rathschlägen anderer zu danken hatte.

Diese Begebenheiten, die in der Stadt erfolgten, gaben allen den Florentinern unterworfenen Städten den Muth, sich wieder in Freiheit zu sezen; daher sich Arezzo, Castiglione, Pistoja, Volterra, Colle, und St. Gimignano gegen sie empörten. So verlor Florenz zu gleicher Zeit seinen

Herrn und seine Herrschaft; und durch die Wiedererkäm- Jahr
pfung seiner Freiheit zeigte es seinen Unterthanen, wie sie 1337.
die ihrige wiedererkämpfen sollten. Als demnach die Vertreibung des Herzogs und der Verlust der Herrschaft erfolgte, dachten die vierzehn Bürger und der Bischof, daß es besser sei, ihre Unterthanen durch Frieden zu versöhnen, als sie durch Krieg sich zu Feinden zu machen, und beschlossen daher sich eben so zufrieden mit der Freiheit jener als mit ihrer eigenen zu zeigen. Sie ordneten also Gesandte nach Arezzo ab, um der Oberherrschaft, die sie über jene Stadt gehabt hatten, zu entsagen, und mit ihren Bürgern einen Vertrag zu schließen, damit sie, wenn gleich nicht mehr als Unterthanen sie anzusehen im Stande, doch als Freunde ihrer Stadt sich ihrer bedienen könnten. Auch mit den andern Städten verglichen sie sich auf die Weise, wie sie am besten konnten, einzig bemüht, sich dieselben zu Freunden zu erhalten, auf daß sie als freie ihnen beistehen, und ihre Freiheit behaupten helfen könnten. Diese so klüglich genommene Maßregel hatte den glücklichsten Erfolg; denn Arezzo kehrte nach wenigen Jahren unter die Herrschaft der Florentiner zurück, und die andern Städte begaben sich in wenigen Monaten wieder in ihre vorige Abhängigkeit. So erlangt man oftmals die Dinge schneller und mit weniger Gefahr und Aufwand indem man sich von ihnen entfernt, als wenn man mit aller Anstrengung und Hartnäckigkeit sie verfolgte.

Nachdem die auswärtigen Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, wandten sie sich zu den inneren; und nach einigem Streit zwischen den Adlichen und Bürgerlichen wurden sie einig, daß die Adlichen in der Signoria den dritten Theil und von den andern Aemtern die Hälfte besetzen sollten. Die Stadt war, wie wir oben gezeigt haben, in Sechstheile abgesondert, daher auch immer sechs Signoren,

Jahr für jedes Sechstheil einer, ernannt worden waren, ausge-
1345. nommen daß man auf besondere Veranlassung, einigemal zwölf oder dreizehn erwählt hatte; doch war man bald darauf wieder auf sechs zurückgekehrt. Man beschloß also in diesem Punkte eine Veränderung vorzunehmen, sowohl weil die Sechstheile schlecht abgetheilt waren, als auch weil man, um die Adlichen zu befriedigen, die Anzahl der Signoren vergrößern mußte. Sie theilten also die Stadt in Viertel, und ernannten für jedes drei Signoren. Den Gonfaloniere, der Gerechtigkeit und die Gonfalonieren der Bürgercompagnien schafften sie ab, und statt der zwölf Guten Männer ernannten sie acht Räthe, aus jedem Stande vier. Nach dieser Einrichtung der Staatsverfassung würde die Stadt haben der Ruhe genießen können, wenn die Adlichen sich hätten gefallen lassen mit derjenigen Mäßigung zu leben, welche für das bürgerliche Leben erforderlich ist. Sie thaten aber gerade das Gegentheil; denn im Privatleben wollten sie keine Genossen neben sich, und in der Regierung wollten sie Herren seyn, und täglich begingen sie neue Handlungen des Uebermuthes und der Hoffahrt. Dieser Umstand mißfiel dem Volke und es beklagte sich, daß statt des einen Tyrannen, den es gestürzt hätte, tausend entstanden wären. Von der einen Seite stieg also der Uebermuth und von der andern das Mißvergnügen so sehr, daß die Häupter der Bürgerlichen den Bischof auf das unedle Betragen der Adlichen und auf die schlechte Gesellschaft, die sie mit dem Volke hielten, aufmerksam machten, und ihm zuredeten, er möchte bewirken, daß die Großen mit ihrem Antheil an den andern Aemtern sich begnügten, die obrigkeitlichen Stellen der Signoren aber dem Volke allein überließen. Der Bischof war von Natur gut, aber sehr leicht bald auf diese, bald auf jene Seite zu lenken. Daher war es gekommen, daß er auf Ansuchen seiner Amtsbrüder zuerst den Herzog

von Athen begünstigt, und nachher auf den Rath einiger Jahr
Bürger sich gegen ihn verschworen hatte. Er hatte bei der 1343.
neuen Einrichtung der Regierung die Großen begünstigt,
und jezo hielt er es wieder für gut das Volk zu begünsti-
gen, durch diejenigen Gründe veranlaßt, die ihm diese
Männer aus dem Bürgerstande vorstellten. Da er nun bei
andern eben so wenig Standhaftigkeit zu finden glaubte,
als er selbst besaß, so stellte er sich vor, er werde die Sache
durchsezen können; berief die vierzehn zusammen, die ihre
Macht noch nicht verloren hatten; und redete ihnen mit so
guten Worten, als er nur immer finden konnte, zu, daß
sie die Würde der Signoria dem Volke überlassen möchten,
indem er ihnen als Folge davon die Ruhe der Stadt, im
entgegengesezten Fall aber ihren eignen Nachtheil und Un-
tergang verkündete. Diese Worte reizten das Gemüth der
Adlichen heftig und Messer Ridolfo dei Bardi schalt ihn
mit harten Worten, ihn einen Mann von schlechter Treue
nennend, und ihm seine Freundschaft gegen den Herzog als
einen Leichtsinn, dessen Vertreibung aber als eine Verräthe-
rei vorwerfend; er schloß mit der Versicherung, daß sie diese
Ehrenstellen, die sie mit ihrer Gefahr erworben hätten, mit
ihrer Gefahr auch vertheidigen wollten; und machte dieses,
nachdem er sich sehr entrüstet von dem Bischofe entfernt,
seinen Amtsgenossen und allen adlichen Familien bekannt.
Auch die Bürgerlichen theilten den übrigen ihre Gesinnung
mit, und während die Adlichen sich mit denen, die ihnen
beistanden, zur Vertheidigung ihrer Signoren anschickten,
hielt es das Volk nicht für gut, zu erwarten, bis sie damit
zu Stande gekommen wären, sondern eilte bewaffnet zum
Pallast, rufend, es wolle, daß die Adlichen von den Staats-
ämtern abdankten. Der Lärmen und der Aufstand war
groß. Die Signoren sahen sich verlassen, weil die Adlichen,
da sie das ganze Volk in Waffen sahen, sich nicht getrauten

Jahr zum Schwerdt zu greifen und jedermann in seiner Woh-
1343. nung blieb. Die bürgerlichen Signoren also, die sich zuerst Mühe gegeben hatten, das Volk zu beruhigen, indem sie demselben versicherten, daß ihre Amtsgenossen gemäßigte und brave Männer wären, saidten dieselben, da es ihnen damit nicht gelang, um den wenigst gefährlichen Entschluß zu fassen, in ihre Häuser zurük, wohin sie nur mit Mühe unverlezt gelangten. Als die Adlichen aus dem Pallast entfernt waren, ward auch den vier adlichen Räthen ihr Amt genommen; darauf erhöhten sie die Zahl der bürgerlichen Räthe auf zwölf, zu den acht Signoren, welche übrig blieben, gesellten sie einen Gonfaloniere der Gerechtigkeit und sechszehn Gonfalonieren der Bürgerkompagnien, und die Rathsversammlungen veränderten sie auf solche Weise, daß die ganze Regierung von dem Willen des Volks abhing.

Als diese Begebenheiten erfolgten, war eine grosse Hungersnoth in der Stadt, daß also der Adel und die niedrige Volksklasse mißvergnügt waren; diese über den Hunger, jene, weil sie ihre Würden verloren hatten. Dieser Umstand brachte es Meser Andrea Strozzi in den Sinn, sich der Freiheit der Stadt bemächtigen zu wollen. Er verkaufte sein Korn zu geringeren Preisen als die anderen und deshalb liefen zu seinem Hause viele Leute zusammen; er hatte also die Kühnheit, eines Morgens zu Pferde zu steigen und mit einigen von enen Leuten hinter sich das Volk zu den Waffen zu rufen; in kurzer Zeit hatte er mehr als viertausend Menschen versammelt und mit diesen ging er auf den Plaz der Signoren und verlangte, daß ihnen der Pallast eröffnet werde. Die Signoren aber trieben sie mit Drohungen und Waffen vom Plaze; und erschreckten sie nachher so sehr durch öffentlichen Ausruf, daß nach und nach ein jeder nach Haus ging, und Meser Andrea, allein zurückgelassen, nur mit Mühe den Händen der Obrigkeit durch die Flucht entkam.

Dieser Vorfall, so verwegen er auch war, und obgleich Jahr
er den Ausgang nahm, den solche Bewegungen zu haben 1343.
pflegen, flößte dennoch den Adlichen Hoffnung ein, das Volk bezwingen zu können, da sie die niedrige Volksklasse mit demselben in Zwietracht sahen. Und um diese Gelegenheit nicht zu verlieren, beschlossen sie, sich mit jeder Art von Hülfsmitteln zu bewaffnen, um rechtmäßigerweise mit Gewalt dasjenige wieder zu erlangen, was ihnen unrechtmäßiger Weise mit Gewalt genommen worden war. Ihre Zuversicht zum Siege stieg so sehr, daß sie ganz öffentlich sich mit Waffen versahen, ihre Häuser befestigten, und zu ihren Freunden bis in die Lombardei um Hülfe sandten. Auch das Volk traf in Gemeinschaft mit den Signoren seine Vorkehrungen, indem es sich bewaffnete und von Siena und Perugia sich Hülfsvölker erbat. Sowohl bei der einen, als bei der andern Parthei waren bereits Hülfstruppen angelangt; die ganze Stadt war in Waffen. Die Adlichen diesseits des Arno hatten sich in drei Abtheilungen aufgestellt, nehmlich beim Hause der Cavicciulli, nahe bei St. Johann, bei den Häusern der Pazzi und Donati zu St. Pier Maggiore, und bei dem der Cavalcanti auf dem neuen Markt. Die Adlichen jenseits des Arno hatten sich bei den Brücken und in den Strassen, wo ihre Häuser lagen, befestigt; die Nerli vertheidigten die Brücke alla Carraja, die Frescobaldi und Mannelli St. Trinita, und die Rossi und Bardi die alte Brücke und Rubaconte. Die Bürgerlichen von der andern Seite versammelten sich unter der Fahne der Gerechtigkeit, und denen der Bürgerkompagnien.

Da die Sachen nun so standen, schien es dem Volke nicht gut, den Kampf noch länger auszusezen; und die ersten, die sich in Bewegung sezten, waren die Medici und die Rondinelli, welche die Cavicciulli von der Seite angriffen, wo man von dem Plaze St. Johann nach ihrem Hause

Jahr hineingeht. Hier war der Kampf sehr heftig, denn von den
1343. Thürmen aus wurden sie mit Steinen geworfen, und von unten her mit Armbrüsten verwundet. Diese Schlacht dauerte drei Stunden und das Volk wuchs immerwährend an; so daß die Cavicciulli, da sie sahen, daß die Menge sie übermanne und die Hülfe schwinde, in Bestürzung geriethen und sich der Gewalt des Volkes übergaben, welches ihrer Häuser und Vermögen schonte, nur die Waffen ihnen wegnahm und ihnen befahl, daß sie entwaffnet sich in die Häuser ihrer bürgerlichen Verwandten und Freunde vertheilen sollten. Nachdem sie in diesem ersten Angriff gesiegt hatten, wurden auch die Donati und die Pazzi leicht überwunden, weil sie noch weniger stark waren als jene. Diesseit des Arno blieben also nur noch die Cavalcanti, die durch Anzahl und Vortheil der Lage mächtig waren. Da sie indessen alle Gonfalonieren gegen sich, und die übrigen von nur drei Fahnen besiegt sahen, so ergaben sie sich ohne viele Gegenwehr. Drei Viertheile der Stadt waren bereits in den Händen des Volks. Nur eines noch blieb in den Händen der Adlichen, allein es war das schwierigste, sowohl wegen der Stärke derer, die es vertheidigten, als auch durch seine Lage, da es von dem Flusse Arno gedeckt wurde, so daß man erst die Brücken erobern mußte, die auf die oben beschriebene Weise vertheidigt wurden. Die alte Brücke ward also zuerst angegriffen, indessen ward sie tapfer vertheidigt, denn die Thürme waren bewaffnet, die Straßen durch Schlagbäume gesperrt, und diese Schlagbäume wurden von den entschlossensten Männern bewacht; so daß das Volk mit großem Verlust zurückgeschlagen ward. Da sie also einsahen, daß sie hier sich umsonst abmüdeten, versuchten sie über die Brücke Rubaconte durchzudringen; und da sie hier die nehmlichen Schwierigkeiten fanden, ließen sie zur Bewachung dieser beiden Brücken vier Fahnen zurück, und griffen mit

den übrigen die Brücke alla Carraja an. Obgleich nun die Jahr
Nerli sich männlich vertheidigten, konnten sie doch den wü- 1343.
thenden Angriff des Volks nicht aushalten, sowohl weil diese Brücke, da sie keine Thürme zu ihrer Vertheidigung hatte, schwächer war, als auch weil die Cappoui und andere bürgerliche Familien aus ihrer Nachbarschaft sie angriffen. Da man also von allen Seiten auf sie eindrang, verließen sie die Schlagbäume und öffneten dem Volke den Weg; dieses besiegte darauf die Rossi und Frescobaldi, weil alle Bürgerliche jenseit des Arno sich an die Sieger anschlossen. Nur die Bardi blieben jezt noch übrig, und diese konnte weder die Niederlage der übrigen, noch die Vereinigung der ganzen Volksmasse gegen sie allein, noch die schwache Hoffnung auf Hülfe, in Furcht sezen, und sie wollten lieber kämpfend entweder sterben oder ihre Häuser verbrennen und plündern sehen, als freiwillig sich der Willkühr ihrer Feinde unterwerfen. Sie vertheidigten sich deshalb so standhaft, daß das Volk mehrere Male vergebens versuchte, sie von der alten Brücke, oder von der Brücke Rubaconte aus zu besiegen, immer wurde es mit vielen Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Man hatte in vorigen Zeit eine Straße gemacht, durch die man von dem römischen Wege aus durch den Pallast Pitti gehend an die auf dem Berge St. Georg befindlichen Mauern gelangen konnte. Auf diesem Wege sandte das Volk sechs Fahnen ab, mit dem Befehl, daß sie die Häuser der Bardi von der Rückseite angreifen sollten. Dieser Angriff machte, daß die Bardi den Muth verloren, und das Volk den Sieg davon trug; denn als diejenigen, die die Schlagbäume der Straße vertheidigten, bemerkten, daß man ihre Häuser angreife, verließen sie ihren Posten, und eilten zur Vertheidigung derselben. Die Folge davon war, daß der Schlagbaum der alten Brücke erobert ward, und daß die Bardi nach allen Richtungen in die Flucht ge-

Jahr schlagen wurden, bis sie bei den Quaratesi, Panzanesi und
1343. Mozzi Aufnahme fanden. Das Volk, und von diesem der
unedelste Theil, plünderte und verheerte indessen nach Beute
dürstend alle ihre Häuser, und zerstörte und verbrannte ihre
Palläste und Thürme mit so großer Wuth, daß selbst ein
Feind, und wäre er auch noch so erbittert gegen den floren-
tinischen Namen, sich einer solchen Zerstörung geschämt ha-
ben würde.

Nach dem Siege über die Adlichen veränderte das Volk
die Staatsverfassung, und weil es aus drei Klassen bestand,
nehmlich aus den Mächtigen, dem Mittelstande und den
Gemeinen, so sezte es fest, daß die Mächtigen zwei, der
Mittelstand drei und die Gemeinen ebenfalls drei Signoren
haben sollten; der Gonfaloniere aber sollte abwechselnd von
der einen und von der andern Klasse sein. Ueberdies wur-
den alle Verordnungen der Gerechtigkeit gegen die Adlichen
wieder hergestellt, und um diese zu schwächen, wurden viele
von ihnen mit der Masse des Volks vermischt. Diese Nie-
derlage der Adlichen war so groß und drückte ihre Parthei
so sehr nieder, daß sie nachher nie wieder die Waffen gegen
das Volk zu ergreifen sich erkühnten, sondern vielmehr fort-
dauernd milder und demüthiger wurden. Die Wirkung da-
von war, daß Florenz nicht nur seiner Waffen, sondern
auch aller hohen Gesinnung beraubt ward. Nach dieser
Zerrüttung erhielt sich die Stadt bis zum Jahr 1353 in
Ruhe, und in diesem Zeitraume erfolgte jene denkwürdige
Pest, die von Messer Johannes Boccaccio mit so großer
1347. Beredsamkeit geschildert worden ist, und durch welche in
Florenz mehr als sechs und neunzig tausend Seelen hinge-
rafft wurden. Auch führten während desselben die Florenti-
ner ihren ersten Krieg gegen die Visconti, veranlaßt durch
die Ehrsucht des Erzbischofes, damaligen Oberherrn von
Mailand, und nicht sobald war dieser Krieg beendigt, als
auch die Partheien im Innern der Stadt schon wieder er-
wachten. Und obschon der Adel zu Grunde gerichtet war,
so fehlte es doch dem Schicksal nicht an Mitteln, durch
neue Zwistigkeiten neue Zerrüttungen entstehen zu lassen.

# Drittes Buch.

Die heftigen und natürlichen Feindschaften, die zwischen den Bürgerlichen und den Adlichen statt finden, veranlaßt dadurch, daß diese befehlen und jene nicht gehorchen wollen, sind die Ursachen aller der Uebel, die in den Städten entstehen; denn aus dieser Verschiedenheit der Meinungen ziehen alle die anderen Umstände, welche die Republiken zerrütten, ihre Nahrung. Dies erhielt Rom in Uneinigkeit, und eben dies hat, wenn es erlaubt ist, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen, auch Florenz in Zwist erhalten, obschon es in der einen und in der andern Stadt verschiedene Wirkungen hervorgebracht hat. Denn die Feindschaften, die in Rom anfangs zwischen dem Volke und dem Adel statt fanden, wurden durch mündlichen Streit, die von Florenz durch Kämpfe beendigt. Die von Rom wurden durch ein Gesez, die von Florenz durch die Verbannung und den Tod vieler Bürger geschlossen. Die von Rom erhöhten fortdauernd den kriegerischen Geist, die von Florenz vernichteten ihn gänzlich. Die von Rom führten diese Stadt von einer Gleichheit der Bürger zu einer außerordentlichen Ungleichheit derselben, die von Florenz haben es von einer Ungleichheit zu einer wunderbaren Gleichheit geführt. Diese Verschiedenheit der Wirkungen muß eine Folge der verschiedenen

Absichten gewesen sein, die diese beiden Völker gehabt haben. Denn das Volk von Rom begehrte mit dem Adel gemeinschaftlich der höchsten Ehrenstellen theilhaft zu werden, das von Florenz aber kämpfte, um allein die Regierung zu verwalten, ohne daß die Adlichen daran Theil nähmen. Und weil das Verlangen des römischen Volks billiger war, so waren auch seine Angriffe den Adlichen erträglicher, so daß jener Adel leicht und ohne die Waffen zu ergreifen nachgab; daher sie denn nach einigen Streitigkeiten übereinkamen, ein Gesez abzufassen, wodurch dem Volk Genüge geleistet, die Adlichen aber in ihren Würden gelassen würden. Das Begehren des florentinischen Volks hingegen war kränkend und ungerecht, der Adel rüstete sich daher mit größerer Anstrengung zu seiner Vertheidigung, und dadurch kam es zulezt zum Blutvergießen und zur Verbannung der Bürger. Die Gesetze aber, die hierauf gegeben wurden, waren nicht zum gemeinschaftlichen Nuzen, sondern sämmtlich zur Begünstigung des Siegers abgefaßt. Aus dem nehmlichen Grunde geschah es, daß bei den Siegen des Volks die Stadt Rom an Tugend zunahm; denn da den Bürgerlichen die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter, der Heere und der Provinzen mit den Adlichen gemeinschaftlich übertragen werden konnte, so suchten sie sich dieselbe Tugend anzueignen, die jene besaßen, und ihre Stadt wuchs, da ihre Tugend zunahm, auch an Macht. In Florenz aber blieben, nach dem Siege des Volks, die Adlichen der obrigkeitlichen Aemter beraubt, und um sie wieder zu erlangen, mußten sie nothwendigerweise in ihrem Betragen, in ihrer Gesinnung und in ihrer Lebensweise den Bürgerlichen ähnlich nicht blos sein, sondern auch scheinen. Hieraus entstand die Vertauschung der Wappen, und die Veränderung der Familienmittel, welche die Adlichen nach den Bräuchen des Volks vornahmen; wodurch jene Tapferkeit in Waffen und jene edle Gesinnung des

Gemüths, die dem Adel eigen war, erlosch, und in dem Volke, dem sie nicht eigen war, sich nicht entzünden konnte; und dadurch ward Florenz immer demüthiger und unbedeutender. Wie aber Rom, nachdem sich jene Tugend in Hochmuth verkehrt hatte, in einen Zustand versank, daß es ohne einen Fürsten sich nicht erhalten konnte; so ist Florenz zu einer solchen Stufe gelangt, daß es durch einen weisen Gesezgeber leicht in irgend eine Regierungsform gebracht werden könnte. Diese Dinge kann man beim Lesen des vorhergehenden Buchs zum Theil ganz deutlich erkennen. Nachdem wir nun die Entstehung von Florenz und den Ursprung seiner Freiheit, nebst den Ursachen seiner Uneinigkeiten gezeigt haben, und wie die Partheien des Adels und des Volks mit der Tyrannei des Herzogs von Athen und mit dem Untergange des Adels endigten, bleiben uns nun noch die Feindseligkeiten zwischen dem Volk und dem Pöbel, und die verschiedenen Begebenheiten, die dieselben hervorbrachten, zu erzählen übrig.

Nachdem die Macht der Adlichen gebändigt, und der Krieg mit dem Erzbischofe von Mailand beendet war, schien es nicht, als wäre in Florenz irgend eine Veranlassung zur Unruhe übrig geblieben. Allein das Unglück unserer Stadt und ihre schlechten Einrichtungen machten, daß zwischen der Familie der Albizzi und der der Ricci eine Feindschaft entstand, welche Florenz eben so trennte, wie es zuerst jene der Buondelmonti und Uberti, und hernach die der Donati und Cerchi getrennt hatte. Die Päbste, die damals in Frankreich wohnten, und die Kaiser, die in Deutschland waren, hatten, um ihr Ansehen in Italien zu erhalten, zu verschiedenen Zeiten eine Menge von Soldaten von verschiedenen Nationen dorthin gesandt; so daß sich in dieser Zeit Engländer, Deutsche und Bretonen daselbst befanden. Diese, durch die Beendigung des Kriege ohne Sold, brand-

Jahr 1355.

Jahr 1353. schazten, einer Freibeutersahne nachziehend, bald diesen, bald jenen Fürsten. So kam im Jahr 1353 eine dieser Kompagnien, unter Anführung des Monsignor Reale, eines Provenzalen, nach Toskana; ihre Ankunft sezte alle Städte dieser Provinz in Schrecken, und die Florentiner versahen sich nicht allein von Seiten des Staats mit Truppen, sondern auch viele einzelne Bürger, unter denen die Albizzi und die Ricci waren, bewaffneten sich zu ihrer eignen Vertheidigung. Diese waren von gegenseitigem Haß erfüllt, und jeder von ihnen dachte darauf, wie er, um die höchste Stelle in der Republik zu erhalten, den andern unterdrücken könnte. Dennoch waren sie noch nicht zu den Waffen gekommen, sondern widerstrebten einander nur in den Aemtern und 1354. Rathsversammlungen. Da nun die ganze Stadt in Waffen war, entstand zufällig auf dem alten Markte ein Streit; wobei denn, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, viel Volk zusammen lief. Und indem sich dieser Lärmen verbreitete, ward den Ricci hinterbracht, daß die Albizzi gegen sie anrückten, den Albizzi aber, daß die Ricci ihnen entgegen kämen. Durch diesen Vorfall erhob sich die ganze Stadt, und nur mit Mühe konnten die Obrigkeiten die beiden Familien zügeln, damit nicht wirklich dieser Kampf erfolgte, den das Gerücht durch Zufall, und ohne daß jemand von ihnen schuld daran war, verkündet hatte. Dieser Zufall, so unbedeutend er war, entflammte ihre Gemüther von neuem und bewog beide, mit um so größerer Anstrengung sich Anhänger zu verschaffen. Weil aber durch den Fall der Adlichen die Bürger bereits zu einer solchen Gleichheit gekommen waren, daß die Ehrfurcht vor den Obrigkeiten größer war, als sie zuvor zu sein pflegte, so beschlossen sie auf regelmäßigem Wege und ohne Privatgewalt einander entgegen zu arbeiten.

Wir haben vorher erzählt, wie man nach dem Siege

Karls die Regierung zuerſt aus der Guelfiſchen Parthei erwählte, und wie ſie groſſe Obermacht über die Ghibellinen erlangte; die Zeit aber, die mannichfaltigen Begebenheiten, und neue Spaltungen hatten dies ſo in Vergeſſenheit gebracht, daß viele Abkömmlinge der Ghibellinen die erſten Staatsämter bekleideten. Uguccione de Ricci alſo, das Haupt ſeiner Familie, bewirkte daß das Geſez gegen die Ghibellinen erneuert ward, zu denen auch nach der Meinung vieler die Albizzi gehörten, die viele Jahre vorher, aus Arezzo gebürtig, ihren Wohnſiz in Florenz genommen hatten. Uguccione hoffte alſo durch Erneuerung jenes Geſezes die Albizzi der Staatsämter zu berauben, weil durch daſſelbe verordnet ward, daß jeder von einem Ghibellinen abſtammende beſtraft werden ſolle, wenn er irgend ein Staatsamt bekleidete. Dieſer Plan des Uguccione ward dem Peter degli Albizzi, Philipps Sohn, entdeckt, und er beſchloß, ihn zu begünſtigen, indem er urtheilte, daß er durch Widerſezung dagegen ſich ſelbſt für einen Ghibellinen erklären würde. Dieſes Geſez alſo, durch die Ehrſucht jener erneuert, nahm nicht, ſondern gab dem Peter degli Albizzi Anſehen, und ward der Urſprung vieler Uebel. Ueberhaupt kann man kein ſchädlicheres Geſez für eine Republik geben, als ein ſolches, das ſich auf lange Zeit in das Vergangene erſtreckt. Da alſo Peter das Geſez begünſtigt hatte, ſo ward das, was ſeine Feinde zu ſeiner Beeinträchtigung erfunden hatten, der Weg zu ſeiner Gröſſe; denn da er ſich zum Führer dieſer neuen Einrichtung machte, gewann er immer mehr Anſehen, indem er von dieſer neuen Parthei der Guelfen mehr als irgend jemand begünſtigt ward. Jahr 1354.

Da nun keine obrigkeitliche Perſon da war, die unterſuchte, welches die Ghibellinen wären, und alſo das eingeführte Geſez nicht viel Wirkung that, ſo bewirkte er, daß den Hauptleuten Vollmacht gegeben ward, die Ghibellinen 1357.

Jahr zu entdecken, denen aber, die sie entdeckt hätten, es anzu-
1357. zeigen und sie zu warnen, daß sie kein Staatsamt annähmen; wenn sie aber dieser Warnung nicht Folge leisteten, so sollten sie verurtheilt werden. Daher kommt es, daß seitdem alle diejenigen zu Florenz, denen das Recht Staatsämter zu bekleiden versagt ist, Gewarnte genannt werden. Die Hauptleute also, deren Verwegenheit mit der Zeit immer größer ward, warnten ohne alle Rücksicht, nicht blos diejenigen, die es verdienten, sondern auch einen jeden, den sie aus irgend einer geizigen oder ehrsüchtigen Absicht dazu bestimmten. Daher waren vom Jahr 1357, in welchem diese Einrichtung begonnen hatte, bis zum Jahr 1366 schon mehr als zweihundert Bürger gewarnt. Die Stadthauptleute und die Parthei der Guelfen waren dadurch mächtig geworden, denn jeder bezeigte ihnen Ehrfurcht, aus Furcht gewarnt zu werden, besonders aber den Häuptern dieser Parthei, nehmlich Peter degli Albizzi, Messer Lapo da Castiglionchio und Carlo Strozzi. Wie nun dieses übermüthige Verfahren vielen mißfiel, so waren die Ricci vor allen andern damit unzufrieden, weil sie sich als die Urheber dieser Unordnung ansahen, durch welche sie die Republik zerrütten, und ihre Feinde, die Albizzi, ganz gegen ihre Absicht zu hoher Macht
1366. gelangt sahen. Als daher Uguccione de Ricci unter den Signoren saß, wollte er diesem Uebel, das er und die übrigen von seiner Parthei verursacht hatten, ein Ende machen, und verordnete durch ein neues Gesez, daß immer sechs Partheihauptleuten noch drei zugesellt werden sollten, wovon zwei immer aus den niedrigern Handwerkern sein müßten, und daß ferner die entdeckten Ghibellinen immer von vier und zwanzig dazu verordneten Bürgern der Guelfischen Parthei als solche anerkannt werden sollten. Diese Maaßregel minderte für damals die Macht der Hauptleute großentheils; so daß das Warnen fast ganz aufhörte und wenn auch noch

einige gewarnt wurden, so waren es doch nur sehr wenige. Jahr
Nichtsdestoweniger waren die Partheien der Albizzi und der 1356.
Ricci wachsam, und in Gesezen, Unternehmungen, Berathschlagungen arbeiteten sie aus gegenseitigem Hasse einander entgegen. Diese Unruhen dauerten fort vom Jahr 1336 bis 1371, zu welcher Zeit die Parthei der Guelfen neue Kraft gewann. In der Familie der Buondelmonti war ein Ritter, 1371.
Messer Benchi genannt, der um seiner Verdienste in einem Kriege gegen die Pisaner willen zum Bürger, und dadurch fähig gemacht worden war, ein Mitglied der Signoria zu sein. Als er nun erwartete, in diesem Staatsrathe Siz zu erhalten, ward ein Gesez gegeben, daß kein Adlicher, der zum Bürger gemacht worden sei, dies Amt bekleiden könne. Dieser Vorfall beleidigte Messer Benchi sehr; er schloß sich daher an Peter degli Albizzi, und sie beschlossen, durch das Warnen die geringere Bürgerklasse zu verdrängen und so sich allein die Staatsverwaltung anzumaßen. Durch den Einfluß, den Messer Benchi auf den alten Adel und den, welchen Peter auf den größten Theil der vornehmeren Bürgerlichen hatte, vergrößerten sie wieder die Macht der Guelfischen Parthei, und durch neue Veränderungen, die sie in der Parthei vornahmen, richteten sie die Sache so ein, daß sie über die Hauptleute und über die vier und zwanzig Bürger nach ihrem Willen schalten konnten. Man kehrte also mit größerer Kühnheit als vorher zum Warnen zurück, und das Haus der Albizzi wurde, als das Haupt dieser Parthei, immer mächtiger. Die Ricci unterließen von der andern Seite nicht mit ihren Freunden sich diesen Absichten so mächtig sie konnten, zu widersezen; so daß man in den größten Besorgnissen lebte, und ein jeder seinen Untergang befürchtete. Es versammelten sich daher viele Bürger, von der Liebe zu ihrem Vaterlande angetrieben, in St. Piero Scheraggio, und nachdem sie viel mit einander über diese Unord-

Jahr nungen ansprachen hatten, gingen sie zu den Signoren, an
1371. welche einer der angesehensten unter ihnen folgende An-
rede hielt.

1372. Viele von uns, hochachtbare Signoren, haben Bedenken getragen, sich, wenn gleich auf eine öffentliche Veranlassung, zu einer Privatversammlung einzufinden; aus Besorgniß, daß sie als Vermessene getadelt, oder als Ehrsüchtige verurtheilt werden könnten. Da wir indeß bedachten, daß viele Bürger täglich und ohne alle Rücksicht in Hallen und Häusern, nicht zu irgend einem öffentlichen Nuzen, sondern um ihrer eignen Ehrsucht willen, sich versammeln, so urtheilten wir, daß, da ja diejenigen, die sich zum Untergange des Vaterlandes vereinigen, nichts fürchten, auch wohl diejenigen nichts zu fürchten hätten, die zum Heil und zum Nuzen des gemeinen Wesens zusammentreten, und daß wir, was andere von uns urtheilen, nicht zu untersuchen brauchen, da ja jene, was wir von ihnen urtheilen möchten, nicht achten. Die Liebe, die wir, hochachtbare Signoren, für unser Vaterland fühlen, hat uns zuerst bewogen, uns zu vereinen, und bewegt uns jezo, zu Euch zu kommen, um über jenes Uebel zu sprechen, das schon so mächtig geworden ist, und das mit jedem Augenblicke zunimmt in unserm Staate; und um uns Euch anzubieten als bereitwillig, zur Unterdrükung desselben Euch beizustehen. Es würde Euch dieses, so schwer das Unternehmen auch scheinen mag, gelingen, wenn Ihr alle persönlichen Rücksichten beiseite sezen und nebst der öffentlichen Gewalt auch Euer eignes Ansehen dazu anwenden wolltet. Die allgemeine Verderbniß aller Städte Italiens, hochachtbare Signoren, hat auch unsere Stadt verdorben, und verdirbt sie noch immer, denn nachdem sich dies Land von der Gewalt des deutschen Reichs befreit hat, haben die Städte desselben, eines Zügels zu ihrer Besserung ermangelnd, nicht als freie, sondern als in

Partheien zerrissene ihre Staaten und Verfassungen einge- Jahr
richtet. Daraus sind denn alle die andern Uebel, alle die 1372.
andern Unordnungen entstanden, die in ihnen sichtbar sind. Vor allen findet sich unter ihren Bürgern weder Einigkeit noch Freundschaft, als nur unter denen, die an irgend einem Verbrechen, sei es gegen das Vaterland oder gegen Einzelne begangen, Mitschuldige sind. Und weil bei allen die Religion und die Gottesfurcht erloschen ist, so sind sie ihrem Eide und dem gegebnen Worte nur so lange getreu, als es ihnen nüzlich ist; und die Menschen bedienen sich deren, nicht um sie zu halten, sondern weil sie dieselben als Mittel gebrauchen können, um desto leichter zu betrügen, und je leichter und sicherer der Betrug gelingt, um so höher ist das Lob und der Ruhm, den er einbringt. Deshalb werden die schädlichen Menschen als betriebsame gelobt, und die Guten als thörigte getadelt. Und wahrlich, in den Städten Italiens ist alles beisammen, was verdorben werden, und was verderben kann. Die Jünglinge sind müßig, die Greise ausgelassen, jedes Geschlecht und jedes Alter hat die schlechtesten Sitten an sich, und die guten Gesezze helfen dem Uebel nicht ab, weil sie durch die übeln Gebräuche verderbt sind. Daraus entsteht jener Geiz, den man an den Bürgern bemerkt, und jene Begierde nicht nach wahrem Ruhm, sondern nach tadelnswerthen Beehrungen, von welcher der Haß ausgeht, und die Feindschaften, die Zwistigkeiten, die Partheien, welche Ermordungen, Verbannungen, Kränkung der Guten, und Erhöhung der Schlechten zur Folge haben. Denn die Guten suchen, im Vertrauen auf ihre Unschuld, nicht, so wie die Schlechten, jemand auf, der sie außerordentlicherweise vertheidige und beehre, daher sie denn auch unvertheidigt und unbeehrt untergehen. Aus solchem Beispiel entsteht dann die Sucht nach den Partheien und deren Macht; denn die Schlechten hängen ihnen

Jahr nach aus Geiz und Ehrsucht, die Guten durch Noth ge-
1378. drungen. Das verderblichste aber ist, daß die Urheber und Anführer derselben ihre Gesinnung und ihren Zweck durch einen rechtlichen Namen beschönigen; denn immer unterdrücken sie die Freiheit, gegen die sie doch alle feindlich gesinnt sind, unter dem Scheine, daß sie eine Regierung der Adlichen oder der Bürgerlichen vertheidigen. Der Preis, den sie durch ihren Sieg davon zu tragen wünschen, ist nicht der Ruhm ihr Vaterland befreit, sondern das Vergnügen ihre Feinde überwunden, und jenes unter ihre Herrschaft gebracht zu haben; und sind sie dahin gelangt, so ist nichts so unrecht, so grausam, so habsüchtig, das sie zu thun sich nicht erkühnten. Daher werden dann solche Verfassung und Gesetze, die nicht dem öffentlichen, sondern dem persönlichen Nuzen förderlich sind, eingeführt. Daher werden die Kriege, die Friedensschlüsse, die Freundschaftsverbindungen nicht zur Ehre des Ganzen, sondern zur Befriedigung einzelner beschlossen. Und sind die übrigen Städte von solchen Unordnungen erfüllt, so ist die unsrige mehr als irgend eine damit befleckt; denn die Gesetze, die Einrichtungen, und die bürgerliche Verfassung sind, nicht wie es die Erhaltung der Freiheit, sondern wie es der Ehrgeiz derjenigen Parthei, die die Oberhand behielt, forderte, immer in derselben eingerichtet worden, und werden es noch. Daher kommt es, daß immer, wenn eine Parthei verjagt, ein Zwiespalt geschlichtet ist, gleich ein anderer sich erhebt; denn in einer Stadt, die mehr durch Partheien, als durch Gesetze sich erhalten will, muß nothwendig diejenige Parthei, die ihrer Gegner entledigt ist, in sich selbst zerfallen, weil sie sich vor dem eigenmächtigen Verfahren nicht vertheidigen kann, das sie anfangs zu ihrem Vortheil selbst eingeführt hatte. Daß dieses wahr sei, beweisen die alten und die neueren Spaltungen unserer Stadt. Jedermann glaubte,

ach dem Sturze der Ghibellinen würden nun die Guelfen Jahr
nge Zeit glücklich und geehrt leben. Nichtsdestoweniger 1537.
heilten sie sich in kurzer Zeit in Weiße und Schwarze. Als
arauf die Weißen besiegt waren, blieb darum die Stadt
icht von Partheien frei; bald zu Gunsten der Verbannten,
ald für die Feindschaften zwischen dem Volk und dem Adel,
waren wir immer im Kampf begriffen. Und um anderen das
u geben, was wir für uns selbst in Eintracht besizen nicht
wollten oder konnten, haben wir unsere Freiheit bald dem
Könige Robert, bald dessen Bruder, bald dessen Sohne
und endlich dem Herzoge von Athen unterworfen. Dennoch
haben wir unter keiner Verfassung uns jemals ruhig betra-
gen, weil wir niemals einig genug waren, um frei zu sein,
und Knechte zu sein nicht ertragen konnten. Auch haben
wir keinen Anstand genommen, so sehr ist unsere Verfassung
zum Zwiespalt geneigt, da wir noch unter der Regierung
des Königs lebten, seine Majestät einem ganz niedrigen
Menschen, aus Agobbio gebürtig, nachzusezen. Des Her-
zogs von Athen darf man um der Ehre dieser Stadt willen
gar nicht erwähnen; er, dessen grausames und tyrannisches
Gemüth uns hätte weise sein, und leben lehren sollen.
Dennoch war er nicht sobald vertrieben, so hatten wir schon
die Waffen in der Hand, und kämpften mit mehr Haß,
mit größerer Erbitterung, als wir jemals gekämpfe hatten,
bis unser alter Adel besiegt war und sich des Volkes Will-
kühr überlieferte. Viele würden glauben, daß nun nie wie-
der irgend ein Anlaß zur Unruhe oder zum Partheigeist in
Florenz entstanden sei, da diejenigen gezügelt waren, die
durch ihren Hochmuth und ihre unerträgliche Ehrsucht schie-
nen daran schuld gewesen zu sein. Jezt aber zeigt es die
Erfahrung, wie trüglich die Meinungen der Menschen sind,
wie irrig ihr Urtheil ist: denn der Hochmuth und die Ehr-
sucht der Adlichen ist nicht erloschen, sondern nur von un-

Jahr sern Bürgerlichen ihnen genommen worden, die jezo, nach
1372. der ehrsüchtigen Menschen Sitte, den ersten Rang in der Republik zu erlangen streben. Da sie nun diesen zu erhalten kein andres Mittel haben, als die Zwietracht; so entzweien sie von neuem die Stadt, und erwecken wieder die Namen der Guelfen und Ghibellinen, die schon erloschen waren, und die besser niemals in dieser Republik wären gehört worden. Auf daß in den menschlichen Dingen niemals etwas dauerhaftes oder ruhiges sei, hat es der Himmel verhängt, daß in allen Republiken es unheilbringende Familien gebe, welche zum Untergange derselben geschaffen sind. An diesen ist unsere Republik reicher gewesen, als irgend eine andre, denn nicht eine nur, sondern viele haben sie zerrüttet und bedrängt; so thaten es zuerst die Buondelmonti und die Uberti, dann die Donati und die Cerchi, und nun, o der Schande, der Lächerlichkeit! zerrütten und entzweien sie die Ricci und die Albizzi. Wir haben Euch nicht an unserer Stadt verderbte Sitten und an unsere alten und fortdauernden Spaltungen erinnert, um Euch zu erschrecken, sondern um Euch die Ursachen derselben zu Gemüth zu führen; um Euch zu zeigen, daß so sehr Ihr nur immer ihrer eingedenk sein mögt, auch wir ihrer denken; und um Euch zu sagen, daß Ihr durch das Beispiel jener Familien der Vorzeit Euch nicht sollt das Vertrauen rauben lassen, diese jezigen im Zaum halten zu können. Denn jene alten Familien besaßen eine so große Macht, und so groß war die Begünstigung, deren sie von den Fürsten genossen, daß die gesezliche Verfassung und Ordnung sie zu zügeln nicht hinreichte. Jezt aber, da das Reich keine Macht über uns hat, da der Pabst nicht furchtbar ist, da ganz Italien und diese Stadt zu einer solchen Gleichheit gekommen sind, daß sie durch eigne Macht sich regieren können, ist die Schwierigkeit dabei nicht groß. Und unsere Republik vornehmlich kann,

roz den Beispielen der Vorzeit, die dem entgegen scheinen, Jahr
nicht allein ihre Einigkeit erhalten, sondern auch ihre Ein- 1372.
richtungen und bürgerliche Verfassung verbessern, wenn nur
Ew. Herrlichkeiten daran zu arbeiten geneigt sind: wozu wir
Euch denn, bewogen durch Liebe zum Vaterlande, nicht
etwa durch eine andere persönliche Leidenschaft, auffordern.
Und so groß auch ihre Verderbniß sein mag, so vertilget
einmal dieses Uebel, das uns krank macht, diese Wuth die
uns verzehrt, dieses Gift, das uns tödtet: und messet die
vormaligen Unordnungen nicht der Natur der Menschen bei,
sondern den Zeiten: da aber diese verändert sind, so dürft
Ihr für Eure Stadt durch eine bessere Verfassung auch ein
besseres Schicksal hoffen. Denn die Feindseligkeit des Schick-
sals kann man durch Klugheit besiegen; wenn man den
Ehrsüchtigen Zügel anlegt; wenn man jene Einrichtungen
vernichtet, die den Partheien Nahrung geben, und dagegen
diejenigen annimmt, die einem wahrhaft freien und gesez-
lichen Leben angemessen sind. Möge es Euch also gefallen,
es lieber jezt durch die Wohlthat der Gesetze zu thun, als
daß durch Euer Zögern die Menschen genöthigt werden soll-
ten, durch die Macht der Waffen es zu erzwingen.

Die Signoren, bewogen sowohl durch ihre eigne Kennt-
niß des Uebels, als durch das Ansehn und die Aufforderung
dieser Männer, gaben sechs und funfzig Bürgern Vollmacht,
für das Wohl der Republik Sorge zu tragen. Sehr wahr
ist es, daß die meisten Menschen geschickter sind, eine gute
Einrichtung zu erhalten, als sie selbst zu erfinden. Diese
Bürger dachten eifriger darauf, die gegenwärtigen Partheien
zu unterdrükken, als die Ursachen zu den künftigen auszu-
rotten; daher sie denn weder eines noch das andre erreich-
ten: denn sie räumten die Ursachen zu neuen Partheien
nicht weg, und von denen, die damals sich regten, machten
sie, zur höchsten Gefahr der Republik, die eine mächtiger

Jahr 1372. als die andere. Sie entzogen nehmlich drei Gliedern der Familie Albizzi, und denen der Familie Ricci auf drei Jahre das Recht zur Bekleidung der Staatsämter, ausgenommen solcher, die auf die innere Verfassung der Guelfischen Parthei Bezug hatten *); unter jenen war Peter degli Albizzi, unter diesen Uguccione de' Ricci. Sie verboten allen Bürgern den Eingang in den Pallast, ausgenommen zu den Zeiten, da die Versammlungen gehalten wurden. Sie verordneten, daß ein jeder, der gemißhandelt oder in dem Besiz seiner Güter behindert wurde, solches in einer Eingabe den Räthen anzeigen, durch die Großen ausmitteln, und, sobald es ausgemittelt war, ihnen zur Last schreiben konnte. Diese Maaßregel entzog der Parthei der Ricci ihr Ansehen und erhöhte das der Albizzi; denn obgleich beide unter dem Gesez begriffen waren, so litten doch die Ricci ungleich mehr darunter. War auch dem Peter der Pallast der Signoren verschlossen, so blieb ihm doch der Pallast der Guelfen geöfnet, wo er den größten Einfluß hatte; und war er, und die ihm anhingen, vorher eifrig im Warnen gewesen, so wurden sie es nach dieser erlittenen Schmach im höchsten Grade; bald aber wurde ihre feindliche Gesinnung noch durch neue Veranlassungen vermehrt.

1375. Gregor der eilfte, der auf dem päbstlichen Stuhl saß, regierte, da er seinen Aufenthalt zu Avignon hatte, wie seine Vorgänger, Italien durch Legaten, die, von Geiz und Hochmuth getrieben, mehrere Städte gekränkt hatten. Einer derselben, der sich damals zu Bologna aufhielt, wollte,

*) Ein solches war z. B. das Amt der vier und zwanzig Deputirten der Guelfischen Parthei, welche zur Anerkennung der von den Partheihauptleuten entdeckten Ghibellinen verordnet waren, so daß also den Albizzi, als Guelfen, das Warnen unbenommen blieb, worin doch eigentlich der Druck, den sie ausübten, hauptsächlich bestand. Siehe Pag. 164.

die Gelegenheit einer Hungersnoth, die in diesem Jahr in Florenz war, ergreifend, sich Toscanas bemächtigen; und unterstützte daher die Florentiner nicht nur nicht mit Lebensmitteln, sondern griff sie auch, um sie der Hoffnung auf die künftigen Ernten zu berauben, gleich beim einwetenden Frühling mit einem grosen Heere an, in der Hoffnung, sie unbewaffnet und ausgehungert zu überraschen und dadurch leicht zu besiegen. Auch würde ihm dies vielleicht gelungen sein, wenn die Waffen, mit denen er sie angriff, nicht untreu und feil gewesen wären. Die Florentiner nehmlich, jeder anderen Hülfe beraubt, gaben seinen Soldaten hundert und dreißig tausend Goldgulden, und bewirkten dadurch, daß sie den Feldzug aufgaben. Die Kriege beginnen sobald man will, aber nicht sobald man will hören sie auf. Dieser Krieg, durch des Legaten Ehrsucht begonnen, ward durch den Unwillen der Florentiner fortgesezt; sie schlossen einen Bund mit Messer Bernabo, und mit allen der Kirche feindlichen Städten, und ernannten, diesen Bund zu seitzen, acht Bürger, bevollmächtigt ohne Appellation zu handeln, und Geld aufzuwenden, ohne Rechnung davon abzulegen. Dieser gegen den Pabst erhobene Krieg machte, obgleich Ugucione todt war, diejenigen wieder aufstehen, die der Parthei der Ricci gefolgt waren, welche, den Albizzi zum Troz, immer Messer Bernabo begünstigt, und der Kirche entgegengearbeitet hatte; um so mehr, da die Achte sämmtlich Feinde der Guelfischen Parthei waren. Dies bewirkte, daß Peter degli Albizzi, Messer Lapo da Castiglionchio, Carlo Strozzi und die übrigen sich fester zum Angriff auf ihre Gegner verbanden. Während diese nun fortfuhren zu warnen, dauerte der Krieg unter der Leitung der Achte drei Jahre fort, und endigte nur mit dem Tode des Pabstes; er ward mit so grosser Tapferkeit, und zu so grosser Zufriedenheit des Ganzen durchgeführt, 1375

Jahr daß die Achte allsüberin in ihrem Amte bestätigt wurden; so
1375 man nannte sie Heilige, obschon sie der Kirchenstrafen wenig
geachtet, die Kirchen ihrer Güter beraubt, und die Geistlichkeit den Gottesdienst zu verrichten gezwungen hatten:
soviel höher achteten damals die Bürger ihr Vaterland, als
ihr Seelenheil; und zeigten der Kirche, daß sie, so mächtig
sie vormals als Freunde sie vertheidigt hatten, so bitter
auch als Feinde sie kränken konnten, indem sie ganz Romagna, die Mark, und Perugia gegen sie in Aufstand
brachten.

1378. Allein während sie mit dem Papste so mächtig Krieg
führten, konnten sie sich vor den Partheihauptleuten und
deren Anhange nicht vertheidigen; denn die Eifersucht der
Guelfen gegen die Achte vermehrte die Kühnheit dieser
Hauptleute, und sie enthielten sich nicht, nicht nur die übrigen edlen Bürger, sondern sogar auch einige Mitglieder der
Achte zu beleidigen. Die Partheihauptleute gingen endlich
so weit in ihren Anmaßungen, daß sie mehr als die Signoren gefürchtet wurden; daß man mit geringerer Scheu sich
diesen nahte, als jenen; und daß der Pallast der Parthei
in höherer Achtung stand, als der der Signorie; so daß kein
Gesandter nach Florenz kam, der nicht Aufträge an die
Hauptleute gehabt hätte. Nachdem also Papst Gregor gestorben, und die Stadt vom auswärtigen Kriege befreit
war, lebte man im Innern in großer Zerrüttung; denn
von der einen Seite war die Verwegenheit der Guelfen unerträglich, und von der andern zeigte sich kein Mittel zu
ihrer Unterdrückung. Nur das sah man wohl ein, daß
man nothwendig zu den Waffen kommen und sehn müsse,
welche von beiden Partheien die Oberhand behalten werde.
Von der Guelfischen Parthei waren alle vormalige Adliche
nebst dem größten Theil der mächtigsten Bürgerlichen, von
denen, wie wir gesagt haben, Messer Rapo, Peter und

Carl die Häupter waren. Auf der andern Seite waren alle Bürgerliche der geringeren Klasse, und ihre Häupter die acht Kriegsbeamte, Messer Giorgio Scali, Thomas Strozzi, mit denen sich die Ricci, Alberti und Medici vereinigten; der Ueberrest der Menge schloß sich, wie es fast immer geschieht, an die mißvergnügte Parthei an. Jahr 1378.

Den Häuptern der Guelfischen Parthei schien die Macht ihrer Gegner bedeutend, und ihre Gefahr groß, wenn irgend einmal eine Signoria, die ihnen feindlich war, sie unterdrücken wollte. Da sie es also für besser hielten, dem zuvorzukommen, so versammelten sie sich, und untersuchten den Zustand der Stadt und ihre eigne Lage, wo sie dann fanden, daß die Gewarnten, weil ihre Anzahl so sehr angewachsen war, ihnen soviel Beschuldigungen aufgebürdet hätten, daß die ganze Stadt ihnen feind geworden sei. Sie sahen dagegen kein anderes Mittel, als, wie sie ihnen bereits die Ehrenstellen entzogen hatten, auch den Aufenthalt in der Stadt ihnen zu entziehn, indem sie mit Gewalt den Pallast der Signoren einnehmen, und die ganze Regierung in die Hände ihrer Parthei bringen wollten, jenen alten Guelfen nachahmend, die durch nichts anderes sicher in der Stadt gelebt hatten, als durch aller ihrer Gegner Vertreibung. Hierin stimmten sie alle überein, nur über die Zeit waren sie uneins. Es geschah dieses im Laufe des Jahres 1378. und zwar im Monat April; Messer Lapo war der Meinung, man müsse nicht zögern, indem er behauptete, daß nichts so leicht schlechte Zeit bringe, als verlorne Zeit, besonders aber ihnen, da bei der nächsten Signoria leicht Messer Salvestro de Medici Gonfaloniere werden könne, der ihnen als Gegner ihrer Parthei bekannt sei. Peter degli Albizzi hielt von der andern Seite dafür, daß man noch warten müsse, denn nach seiner Meinung wären Truppen nöthig: diese könne man unmöglich versammeln,

Jahr ohne es zu zeigen, und durch eine Entdeckung würden sie
1378 in augenscheinliche Gefahr stürzen. Er hielt es deshalb für nöthig, den nächsten St. Johannistag abzuwarten; zu welcher Zeit, weil es der vornehmste Festtag der Stadt sei, eine große Volksmenge sich in derselben versammle, unter der sie dann leicht so viel Truppen, als sie wollten, würden verbergen können. Um aber die Besorgniß, die man vor Salvestro habe, zu entfernen, müsse man ihn warnen, und wenn dies nicht thunlich scheine, so müsse einer aus dem Kollegium aus seinem Stadtviertel gewarnt werden. Wenn man nun, weil die Wahlbeutel leer waren, neue Wahlen machte, so könnte es leicht der Zufall fügen, daß dieser oder jener seiner Amtsgenossen gezogen würde, wodurch er denn gehindert werden würde, als Gonfaloniere zu sitzen. Sie entschlossen sich also zu dieser Maaßregel, obschon Messer Lapo nur ungern darin willigte, denn er urtheilte, das Zögern sei schädlich, und niemals sei die Zeit zu irgend einem Unternehmen ganz vortheilhaft, daher denn auch derjenige, der alle Vortheile abwarten wolle, entweder niemals etwas unternehme, oder wenn er es unternehme, es meistentheils zu seinem Nachtheil ende. Sie warnten darauf den Kollegen, allein es gelang ihnen nicht, Salvestro dadurch zu hindern, denn da die acht Kriegsbeamte die Ursach erriethen, so bewirkten sie, daß keine neue Imborsazion gemacht wurde.

Es ward also Salvestro, des Messer Alamanno Sohn, von Medici zum Gonfaloniere gewählt. Dieser, aus einer der vornehmsten bürgerlichen Familien abstammend, konnte nicht ertragen, daß das Volk von wenigen Mächtigen unterdrückt werde. Er faßte den Gedanken, diesem Unfug ein Ende zu machen, und da er das Volk ihm günstig, und viele vornehme Bürgerliche als Theilnehmer sah, theilte er seine Absichten dem Benedikt Alberti, Thomas Strozzi,

nd Messer Giorgio Scali mit, die ihm alle mögliche Hülfe Jahr 1378.
u leisten versprachen. Sie faßten also im geheim ein Gesez
b, welches die Verordnungen der Gerechtigkeit gegen die
ldlichen erneuerte, das Ansehn der Partheihauptleute ver-
minderte, und den Gewarnten einen Weg eröfnete, wieder
Ehrenstellen erlangen zu können. Damit es nun fast zu
leicher Zeit versucht und auch durchgesezt werde; denn es
mußte zuerst von den Kollegen, und dann in den Raths-
ersammlungen darüber berathschlagt werden: so ließ Sal-
estro, da er grade Vorsizer war, welcher Rang einen, für
ie Zeit seiner Dauer, fast zum Oberherrn der Stadt macht,
n einem nehmlichen Vormittage das Kollegium und die
Rathsversammlung zusammen berufen. Hierauf legte er zu-
rst den Kollegen von der Rathsversammlung abgesondert
as verfaßte Gesez vor, es fand aber, als etwas neues
ei der so kleinen Anzahl von Männern soviel Widerspruch,
aß es nicht durchgesezt ward. Da also Salvestro sah, daß
hm die ersten Wege, um es durchzusezen, abgeschnitten
waren, so that er, als ob er um irgend eines Bedürfnisses
willen hinaus ginge, und begab sich, ohne von den andern
emerkt zu werden, in die Rathsversammlung, wo er auf
ine Erhöhung stieg, damit ein jeder ihn hören und sehen
önne, und sagte: Er glaube, man habe ihn zum Gonfa-
oniere ernannt, nicht um Richter über Privatstreitigkeiten
u sein, die schon ihre dazu bestellten Richter haben, son-
dern um über den Staat zu wachen, den Uebermuth der
Mächtigen zu unterdrücken, und diejenigen Geseze zu mil-
dern, durch deren Anwendung man die Republik untergehn
ehe; auf beide Gegenstände habe er sorgfältig gedacht, und,
soviel ihm möglich gewesen sei, Vorkehrungen getroffen; al-
ein der böse Wille der Menschen widerstrebe so sehr seinen
echtlichen Entwürfen, daß ihm der Weg verschlossen werde,
das Gute zu bewirken, ihnen aber, es auch nur anzuhören,

Jahr 1378. geschweige denn, darüber zu berathschlagen. Da er also einsehe, daß er ferner weder der Republik, noch dem allgemeinen Besten irgend nüzlich sein könne, so wisse er nicht, weswegen er noch länger dies Amt behalten solle, welches er entweder wirklich, oder doch nach der Meinung anderer nicht verdiene; deshalb wolle er nach Hause gehen, damit das Volk in seine Stelle einen andern sezen könne, der entweder größeres Verdienst oder besseres Glück habe, als er. Mit diesen Worten verließ er die Rathsversammlung, um nach Hause zu gehen.

Diejenigen im Rathe, die um die Sache mit wußten, und die andern, die nach Neuerungen begierig waren, erwarteten ein Getümmel, auf welches die Signoren und die Kollegen herbei eilten; und da sie ihren Gonfaloniere hinweg gehen sahen, hielten sie ihn mit Bitten und Vorstellungen zurück, und bewogen ihn, in die Rathsversammlung, die noch im vollen Aufstande war, zurück zu kehren; viele edliche Bürger wurden jezt mit den beleidigendsten Worten bedroht, ja Karl Strozzi ward von einem Handwerker bei der Brust ergriffen, der ihn umbringen wollte, und nur mit Mühe ward er von den Umstehenden beschüzt. Derjenige aber, der den größten Aufstand erregte und die Stadt in Waffen sezte, war Benedetto degli Alberti, der aus den Fenstern des Pallastes mit lauter Stimme das Volk zu den Waffen rief, worauf der Plaz sogleich voll von Bewaffneten ward: daher denn die Kollegen jezt durch Drohungen und Schreck bewogen dasjenige thaten, was sie vorher auf Bitten nicht hatten thun wollen. Die Parteihauptleute hatten zur nehmlichen Zeit viele Bürger in ihrem Pallaste versammelt, um zu berathschlagen, wie sie sich gegen die Maasregeln der Signoren vertheidigen sollten. Als aber der entstandne Aufruhr laut wurde, und man vernahm, was in der Rathsversammlung beschlossen worden war, so liefen sie alle in ihre Wohnungen zurück.

Hoffe nur keiner, der eine Umwälzung in einer Stadt erregt, er werde ihr nachher wieder Einhalt thun können, sobald, oder sie einrichten, wie er will. Salvestros Absicht war, dieses Gesez einzuführen und die Stadt zu beruhigen, allein der Erfolg war anders: denn die erregten Unruhen hatten einen jeden so bestürzt, daß die Laden nicht eröfnet wurden, die Bürger sich in ihren Häusern verschlossen, viele ihre Habe in Klöstern und Kirchen versteckten, und jedermann irgend ein nahes Uebel fürchtete. Die Handwerkszünfte versammelten sich, und jede ernannte einen Syndikus. Die Priören beriefen also ihre Kollegen und diese Syndiken, und berathschlagten den ganzen Tag, wie man die Stadt zur Zufriedenheit eines jeden beruhigen könne: aber die Meinungen waren verschieden und sie vereinigten sich nicht. Am folgenden Tage trugen die Zünfte ihre Fahnen hinaus, und die Signoren, da sie es vernahmen und den Erfolg vermutheten, beriefen die Rathsversammlung, um Vorkehrung dagegen zu treffen. Kaum aber waren sie versammelt, als sich der Lärmen erhob, und plözlich die Fahnen der Zünfte mit einer Menge von Bewafneten hinter ihnen her auf dem Plaze waren. Die Rathsversammlung gab also, um den Zünften und dem Volke Hoffnung zu seiner Befriedigung zu geben, und die Veranlassung zu Unheil zu entziehen, den Signoren, den Kollegen, den Achten, den Parteihauptleuten, und den Syndiken der Zünfte, Generalvollmacht, oder, wie man es in Florenz nennt, Balia, die Verfassung der Stadt zum allgemeinen Wohl derselben verbessern zu können. Während dieses beschlossen ward, sonderten sich einige Fahnen der Zünfte, nehmlich derer vom niedern Range, gereizt von denen, die sich für die neuerlich von den Guelfen erlittenen Kränkungen zu rächen wünschten, von den übrigen ab, und plünderten und verbrannten Messer Luca da Castiglionchio's Haus. Dieser,

Jahr 1378.

Jahr 1378. da er hörte, daß die Signoren die Anordnungen der Guelfen angegriffen hatten, und das Volk in Waffen sah, hatte kein anderes Rettungsmittel als Verbergung oder Flucht; er versteckte sich daher zuerst in St. Croce, und floh dann, als Mönch verkleidet, nach Casentino, wo man ihn oftmals sich selbst anklagen hörte, daß er dem Peter degli Albizzi nachgegeben, und den Peter, daß er bis zum St. Johannistage habe warten wollen, sich des Staates zu versichern. Peter aber, und Karl Strozzi versteckten sich beim ersten Aufruhr, in der Hoffnung, daß, wenn dieser vorüber wäre, sie mit Sicherheit würden in Florenz bleiben können, da sie viele Verwandte und Freunde hatten. Nachdem Messer Lapo's Haus abgebrannt war, wurden, wie denn jedes Uebel, wenn es auch schwer anfängt, doch leicht zunimmt, bald noch viele Häuser, theils aus allgemeinem Hasse, theils aus persönlichen Feindschaften geplündert und verbrannt. Und um eine Gesellschaft zu haben, die mit noch größerer Begierde, als die ihrige war, ihnen bei Beraubung fremder Güter beistehe, erbrachen sie die öffentlichen Gefängnisse, und plünderten hierauf das Kloster degli Agnoli, und das des H. Geistes, in welchen viele Bürger ihre Habseligkeiten verborgen hatten. Auch die öffentliche Kämmerei würde den Händen dieser Räuber nicht entgangen sein, wenn nicht die Scheu vor einem der Signoren dieselbe vertheidigt hätte, der zu Pferde an der Spitze vieler Bewaffneten sich der Wuth der Menge so sehr er konnte entgegensetzte.

Nachdem diese Volkswuth, theils durch das Ansehn der Signoren, theils durch die einbrechende Nacht, einigermaßen besänftigt war, wurden von der Balia oder Generalversammlung am folgenden Tage die Gewarnten begnadigt mit der Einschränkung, daß sie auf drei Jahre kein Staatsamt bekleiden könnten. Die Glieder der Balia hoben die von den Guelfen zur Beeinträchtigung der Bürger gegebenen Gesetze auf; erklärten Messer Lapo da Castiglionchio und

dessen Genossen für Rebellen, und mit diesen noch viele andre, die allgemein verhaßt waren. Nach diesen Beschlüssen wurden die neuen Signoren bekannt gemacht, unter welchen Ludwig Guicciardini Gonfaloniere war; man hoffte, daß durch sie der Aufruhr würde gestillt werden, da jedermann sie für friedliebende, und der allgemeinen Ruhe geneigte Männer hielt. Dennoch wurden die Laden nicht geöffnet, die Bürger legten nicht die Waffen nieder, und in der ganzen Stadt wurden große Wachen gehalten. Deswegen übernahmen auch die Signoren nicht mit der gewöhnlichen Feierlichkeit außerhalb des Pallastes ihr Amt, sondern innerhalb desselben und ohne irgend eine Ceremonie. Diese Signoren urtheilten, daß sie im Anfange ihrer Verwaltung nichts nützlicheres zu thun hätten, als der Stadt den Frieden wieder zu geben; daher ließen sie die Waffen niederlegen, die Laden eröffnen, und viele Landleute sich von Florenz entfernen, die von Bürgern zu ihrer Unterstützung waren berufen worden. An vielen Orten der Stadt bestellten sie Wachen, so daß, wenn nur die Gewarnten sich hätten beruhigen können, die Stadt sich beruhigt haben würde. Sie aber waren nicht zufrieden damit, daß sie noch drei Jahr auf die Wiedererlangung ihrer Ehrenämter warten sollten; daher denn, ihnen Genugthuung zu schaffen, die Zünfte sich wieder versammelten, und von den Signoren verlangten, sie möchten um der Ruhe und des Wohls der Stadt willen verordnen, daß ein jeder Bürger der zu irgend einer Zeit Mitglied der Signoren, oder der Kollegen, Partheihauptmann, oder Obermeister irgend einer Zunft gewesen sei, nicht als Ghibelline gewarnt werden könne; daß überdies neue Imborsazionen oder Amtswahlen bei der Parthei der Guelfen gemacht werden, und die vorhandenen verbrannt werden sollten. Diese Forderungen wurden nicht allein von den Signoren, sondern auch sogleich von allen Jahr 1378.

Jahr 1378. Räthen bewilligt; und es schien, als ob dadurch die aufrührischen Bewegungen, die sich schon von neuem gezeigt hatten, sich wieder legten.

Weil es aber den Menschen niemals genug ist, das ihrige wieder zu erlangen, sondern sie auch immer noch, was andern gehört, an sich reißen, und sich rächen wollen, so zeigten diejenigen, welche auf die Unordnungen ihre Hoffnung sezten, den Handwerkern, daß sie niemals sicher sein würden, wenn nicht viele ihrer Feinde vertrieben und unterdrückt würden. Die Signoren, die dies erfuhren, lieſen die Beamten der Zünfte nebst ihren Syndiken vor sich kommen und der Gonfaloniere Ludwig Guicciardini sprach folgendermaßen zu ihnen: Wenn diese Signoren und ich mit ihnen nicht schon längst das Schicksal dieser Stadt gekannt hätten, welches bewirkt, daß wenn die auswärtigen Kriege beendigt sind, die inneren beginnen; so würden wir uns mehr verwundert haben über die erfolgten Aufstände, und gröſseren Schmerz würden sie uns verursacht haben. Weil aber gewohnte Uebel weniger Unannehmlichkeit mit sich führen, haben wir die vergangenen Unruhen mit Geduld ertragen, besonders da sie ohne unsere Schuld begonnen wurden, und wir hofften, daß diese, gleichwie die vormaligen, einst enden müßten, da wir ja so groſse und so harte Forderungen Euch willfährig zugestanden haben. Da wir aber erfahren, daß ihr Euch nicht beruhiget, sondern vielmehr fordert, daß Euren Mitbürgern neue Kränkungen zugefügt werden und daß sie von neuem zur Verbannung verurtheilt werden sollen, so wächst mit Eurer Unbilligkeit auch unser Mißvergnügen. Und wahrlich, wenn wir geglaubt hätten, daß während unserer Verwaltung unsere Stadt, entweder durch Widersezlichkeit oder durch Willfährigkeit gegen Euch, untergehen sollte, so würden wir durch Flucht oder Verbannung uns diesen Ehrenstellen entzogen haben. Wir hofften

aber mit Männern zu thun zu bekommen, die einige Billig- Jahr
keit, einige Liebe zu ihrem Vaterlande in sich trügen, und 1378.
deshalb nahmen wir gern unsere Aemter an, in der Hoffnung, durch unsere Milde auf alle Weise Euren Ehrgeiz zu besiegen. Doch jezt sehen wir aus Erfahrung, daß, je demüthiger wir uns betragen, je mehr wir Euch nachgeben, ihr nur um so viel hochmüthiger werdet, und desto unbilligere Dinge begehrt. Und wenn wir so reden, so geschieht es nicht, Euch zu beleidigen, sondern Euch zur Erkenntniß zu bringen; denn, möge ein andrer Euch sagen, was Euch gefällt, wir wollen sagen, was Euch nüzlich ist. Sagt uns bei Eurer Treue, was ist es, das ihr billigerweise ferner noch von uns verlangen könnt. Ihr wolltet den Parteihauptleuten ihre Macht benehmen: man nahm sie ihnen; Ihr wolltet, daß die Gewarnten wieder einträten in die Ehrenämter: es ward erlaubt. Auf Eure Bitten haben wir denen, die die Häuser verbrannt und die Kirchen beraubt haben, verziehen; und so viele geehrte und mächtige Bürger sind verbannt worden, um Euch Genüge zu leisten. Aus Rücksicht gegen Euch sind die Adlichen durch neue Maaßregeln gezügelt worden. Was wird das Ende sein von diesen Euren Forderungen, oder wie lange noch werdet Ihr unsere Nachgiebigkeit mißbrauchen. Seht Ihr nicht, daß wir mit größerer Geduld besiegt zu sein ertragen, als Ihr den Sieg? Wohin soll Eure Uneinigkeit Eure Stadt noch führen? Erinnert Ihr Euch nicht, daß, als sie uneinig war, Castruccio, ein niedriger Bürger Lucca's sie besiegt, ein Herzog von Athen, als Privatmann in Eurem Solde dienend, sie unterjocht hat? Doch, als sie einig war, konnte ein Erzbischof von Mailand, ein Pabst sie nicht besiegen, und beide haben nach so vielen Jahren des Krieges nur Schande davon getragen. Warum also wollt Ihr, daß Eure Zwietracht im Frieden diese Stadt zur Sklavin

Jahr 1570. mache, die gegen soviel mächtige Feinde im Kriege sich frei erhalten hat? Was werdet Ihr durch Eure Zwistigkeiten anderes erlangen, als Knechtschaft? Oder durch die Güter, die Ihr uns geraubt habt, oder rauben möchtet, was anderes, als Armuth? denn sie sind es, die vermöge unserer Thätigkeit die ganze Stadt ernähren: ihrer beraubt, werden wir sie nicht mehr ernähren können; und diejenigen, die sich ihrer werden bemächtigt haben, werden sie, als übel erworbenes Gut, nicht zu erhalten verstehn, woraus denn Hungersnoth und Armuth für die Stadt entstehen wird. Ich und diese Signoren befehlen, und, wenn der Anstand es erlaubt, wir bitten Euch, daß Ihr endlich Euer Gemüth beruhiget, und Euch gefallen laßt, bei demjenigen ruhig stehn zu bleiben, was wir verordnet haben: und wenn Ihr ja eine neue Einrichtung verlangt, daß Ihr bescheidentlich und nicht im Aufruhr, nicht mit den Waffen sie begehren wollt; denn wenn sie billig ist, so wird sie Euch stets bewilligt werden, und Ihr werdet nicht boshaften Menschen Gelegenheit geben, zu Eurer Last und Schaden, auf Eure Rechnung das Vaterland zu Grunde zu richten. Diese Worte bewegten durch ihre Wahrheit die Gemüther jener Bürger mächtig, und mit Höflichkeit dankten sie dem Gonfaloniere, daß er seine Pflicht gegen sie als ein guter Signor und gegen die Stadt als ein guter Bürger erfüllt habe, indem sie sich erboten, allem was ihnen aufgetragen worden, bereitwillig Gehorsam zu leisten. Die Signoren, um ihnen dazu Gelegenheit zu geben, bestellten zwei Bürger für jeden der obern Räthe, um gemeinschaftlich mit den Syndiken der Zünfte zu berathschlagen, ob irgend etwas für die allgemeine Ruhe verbessert werden könne, und es dann den Signoren zu berichten.

Während des Fortganges dieser Begebenheiten entstand ein Aufruhr, der viel mehr als der erste der Republik scha-

dete. Der größte Theil der in den kurz vorhergehenden Jahr
Tagen vollführten Brandstiftungen und Räubereien war 1378.
von dem niedrigsten Pöbel verübt worden; und diejenigen
unter ihnen, die sich am frechsten gezeigt hatten, fürchte-
ten, daß nach Ausgleichung und Beilegung der größeren
Streitigkeiten, sie für die begangenen Fehler bestraft, und
wie es immer geschieht, von denjenigen verlassen werden
möchten, die sie zum vollbringen des Bösen gereizt hatten;
hierzu gesellte sich ein Haß, den die niedere Volksklasse ge-
gen die reichen Bürger, und Häupter der Zünfte hatten,
weil sie für ihre Arbeit nicht so belohnt zu werden glaub-
ten, als sie ihrer Meinung nach mit Recht verdienten. Als
nehmlich zu Karl des Ersten Zeiten die Stadt nach Zünften
eingetheilt ward, bekam eine jede ihr Oberhaupt und ihre
Verwaltung und es ward dafür gesorgt, daß die zu einer
jeden Zunft gehörigen in bürgerlichen Rechtsfällen von ih-
ren Häuptern gerichtet wurden. Dieser Zünfte waren, wie
wir bereits gesagt haben, im Anfange zwölf; hernach aber
vermehrten sie mit der Zeit sich so, daß sie bis zu ein und
zwanzig anwuchsen, und wurden so mächtig, daß sie in
wenigen Jahren die ganze Regierung der Stadt übernah-
men. Weil nun einige unter ihnen mehr, andere weniger
geehrt wurden, so theilten sie sich in höhere und niedere
Zünfte, sieben wurden höhere und vierzehn niedere genannt.
Aus dieser Eintheilung und aus den andern Ursachen, die
wir oben erzählt haben, entstand der Uebermuth der Par-
theihauptleute, weil diejenigen Bürger, die von Alters her
Guelfen gewesen waren, und unter deren Leitung dies Amt
beständig blieb, die Bürger von den höheren Zünften be-
günstigten und die von den niedern nebst ihren Vertheidi-
gern verfolgten. Daraus entstanden denn alle die Aufstände
gegen sie, die wir erzählt haben. Weil aber bei der Ein-
richtung der Zunftgemeinden, viele Arbeiter in solchen Hand-

Jahr arbeiten, mit denen die geringere Volksklasse und der nied-
1378 rigste Pöbel sich beschäftigt, ohne eigne Zunftgemeinden auszumachen übrig blieben, sondern sich nach der verschiedenen Beschaffenheit ihrer Arbeiten verschiedenen Zünften unterordneten, so entstand daraus, daß, wenn sie entweder für ihre Mühe nicht hinlänglich belohnt, oder auf irgend eine Weise von ihren Meistern gedrückt wurden, sie zu niemand ihre Zuflucht nehmen konnten, als zu der Obrigkeit derjenigen Zunft, die über sie gesezt war, und von dieser, schien es ihnen, erhielten sie nicht die Gerechtigkeit, die ihnen nach ihrem Urtheil zukam. Diejenige, die von allen Zünften die größte Anzahl dieser Untergebenen hat, war und ist die der Wollarbeiter, die, weil sie die mächtigste und dem Einfluß nach von allen die erste ist, durch ihren Betrieb den größten Theil des Pöbels und der niedrigen Volksklasse stets ernährt hat und noch ernährt.

Die Menschen aus der niedern Volksklasse also, sowohl die der Wollarbeiterzunft, als auch die der andern Zünften unterworfenen, waren, um der erwähnten Ursachen willen, voll Unwillen; und da sich zu diesem noch die Furcht wegen der von ihnen verübten Brandstiftungen und Räubereien gesellte, so versammelten sie sich mehrere male des Nachts, besprachen sich über die geschehenen Vorfälle, und zeigten sich einer dem andern die Gefahr in der sie sich befanden. Einer der verwegensten und erfahrensten unter ihnen sprach darauf, um die übrigen zu ermuthigen, folgendermaßen zu ihnen: Wenn wir jezt erst darüber beschließen sollten, ob die Waffen ergriffen, die Häuser der Bürger verbrannt und beraubt, und die Kirchen geplündert werden sollten, so würde ich einer von denen sein, die es erst zu überlegen rathen würden, und vielleicht würde ich für recht halten, daß man eine ruhige Armuth einem gefahrvollen Gewinn vorziehn müsse. Da aber die Waffen schon ergrif-

fen sind, und viel Unheil schon verübt ist, so scheint es Jahr
mir, daß man davon zu reden habe, wie wir jenes nicht 1378.
zu unterlassen brauchen und wie wir wegen des gestifteten Uebels uns sicher stellen mögen. Ich glaube gewiß, daß wenn auch andere es uns nicht lehrten, die Noth es uns zeigen würde. Ihr sehr diese ganze Stadt voll von Klagen und Haß gegen uns; die Bürger vereinigen sich; die Signoria ist immer bei den Räthen. Glaubet nur, daß Fallstricke für uns gelegt, und neue Kräfte gegen unsere Häupter in Bewegung gesetzt werden. Noch zwei Dingen müssen wir also streben, und zwei Entzwecken bei unsern Berathschlagungen folgen: der eine, daß wir für das, was wir in diesen Tagen begangen haben nicht gestraft werden können; der andere, daß wir mit größerer Freiheit und Zufriedenheit als bisher leben mögen. Wir müssen also, wie es mir scheint, wenn wir wollen, daß die alten Vergehungen uns vergeben werden sollen, deren neue begehen, indem wir das Unheil verdoppeln, Brand und Raub vervielfältigen und uns bemühen, dabei recht viele Genossen zu haben. Denn wo viele sündigen, wird keiner bestraft, und kleine Verbrechen werden bestraft, die großen und schweren aber belohnt. Wenn viele leiden, so suchen wenige sich zu rächen, denn Verachtungen gegen das Ganze werden mit mehr Geduld als die gegen Einzelne ertragen. Die Vervielfältigung der Uebel wird uns leichter Verzeihung verschaffen und uns den Weg eröffnen zum Besitz der Dinge, die wir um unsrer Freiheit willen zu erlangen wünschten. Auch scheint es mir, als gingen wir einem sichern Gewerb entgegen, denn die, die uns daran verhindern konnten, sind uneinig und reich; ihre Uneinigkeit wird uns also den Sieg verschaffen und ihre Reichthümer werden, wenn sie uns gehören, uns ihn erhalten. Auch laßt Euch nicht abschrecken durch jene alte Abstammung ihres Geschlechts, die sie uns

Jahr 1778. verhalten. Denn alle Menschen sind, da sie einen gemeinschaftlichen Ursprung gehabt haben, von gleich alter Abstammung, und von der Natur auf gleiche Weise gebildet worden. Wenn wir alle entkleidet sind, werdet Ihr uns alle ähnlich sehn; legt uns ihre Kleider an, und ihnen die unsrigen, und ohne Zweifel werden wir adelich, und sie unadelich erscheinen; denn nur Armuth und Reichthum machen uns ungleich. Es thut mir sehr leid zu bemerken, daß viele unter Euch aus Gewissensangst das Geschehene bereuen, und das noch zu vollbringende unterlassen wollen. Und gewiß, wenn es wahr ist, so seid ihr nicht die Männer, für die ich Euch gehalten habe, denn weder Gewissen, noch Schande darf Euch abschrecken, weil diejenigen die siegen, auf welche Weise sie auch siegen mögen, niemals Schande davon haben. Auf das Gewissen aber dürfen wir keine Rücksicht nehmen, denn da wo, wie bei uns, die Furcht vor Hunger und vor Gefängniß ist, kann und darf die vor der Hölle nicht statt finden. Wenn ihr aber auf das Verfahren der Menschen Achtung gebt, so werdet ihr sehn, daß alle diejenigen, die zu großen Reichthümern und großer Macht gelangen, entweder durch Betrug oder durch Gewalt sie erworben haben; und den Besiz der Dinge, die sie so durch List oder Gewaltthat an sich gerissen haben, beschönigen sie, um die schlechte Art des Erwerbs zu verbergen, mit dem falschen Namen des Gewinns. Und diejenigen, die aus Mangel an Klugheit und aus allzugroßer Einfalt dieses Verfahren meiden, kommen um in Sklaverei und Armuth; denn die treuen Sklaven bleiben immer Sklaven, und die guten Menschen immer arm; nur die untreuen und verwegenen befreien sich aus der Sklaverei, und nur die räuberischen und betrügerischen aus der Armuth. Denn Gott und die Natur haben alle Güter der Menschen in ihre Mitte gelegt, und sie sind mehr dem Raub, als

dem Fleiß, mehr den schlechten als den guten Künsten aus- Jahr
gesezt. Daher kommt es, daß sich die Menschen einer den 1378.
anderen verzehren, und daß immer das schlechteste erlangt, wer am wenigsten vermag. Man muß sich also seiner Macht bedienen, wenn die Gelegenheit dazu gegeben ist; eine bessere aber kann uns vom Glück nicht dargeboten werden, da die Bürger noch uneinig, die Signoria unentschlossen, die Obrigkeiten bestürzt sind, so daß man, ehe sie sich vereinigen und sich fassen können, leicht sie unterdrücken kann. Dann werden wir entweder ganz und gar die Herren der Stadt bleiben, oder doch so großen Theil an ihr haben, daß man nicht allein die begangenen Vergehungen uns verzeihen wird, sondern wir auch Macht haben werden, ihnen mit neuen Beleidigungen zu drohen. Ich gestehe, daß dieser Entschluß verwegen und gefährlich ist; allein, wo die Nothwendigkeit drängt, da wird die Verwegenheit als Klugheit beurtheilt, und auf die Gefahr nahmen muthvolle Männer bei großen Unternehmungen niemals Rücksicht. Denn diejenigen Unternehmungen, die mit Gefahr beginnen, endigen immer mit Belohnungen, und aus einer Gefahr hat sich noch niemand ohne Gefahr befreit. Ueberdies aber glaube ich, daß da, wo man Gefängniß, Marter und Tod in Bereitschaft sezen sieht, das Stehenbleiben mehr zu fürchten sei, als das Bestreben sich davor sicher zu stellen, denn durch das erste wird das Uebel sicher, und durch das andere zweifelhaft. Wie oft habe ich Euch klagen hören über den Geiz Eurer Vorgesezten, und über die Ungerechtigkeit Eurer Obrigkeiten? Jezt ist es Zeit, nicht allein Euch von ihnen zu befreien, sondern auch so sehr ihrer mächtig zu werden, daß sie mehr über Euch zu klagen, mehr von Euch zu fürchten haben müssen, als Ihr von ihnen. Die Gelegenheit, die uns die Umstände darbieten, hat Flügel, und ist sie entflohen, so sucht man vergebens

Jahr sie wieder zu ergreifen. Ihr seht die Anstalten Eurer Geg-
1378 ner. Laßt uns ihren Absichten zuvorkommen, und wer von uns zuerst die Waffen wieder ergreift, wird ohne Zweifel Sieger sein zum Untergange seines Feindes und zu seiner eignen Erhöhung; dann wird vielen von uns Ehre und allen Sicherheit zu Theil. Diese Ueberredung entflammte heftig die schon an sich erhitzten Gemüther zum Unheil, so daß sie beschlossen die Waffen zu ergreifen, sobald sie noch mehr Genossen zu ihren Absichten bestimmt hätten. Sie verpflichteten sich durch Eide, sich beizustehen, wenn es geschehen sollte, daß einer von ihnen von der Obrigkeit unterdrückt würde.

Während diese sich anschickten, sich der Republik zu bemächtigen, kam diese ihre Absicht zur Kenntniß der Signoren; sie ließen also einen gewissen Simon von dem Plaze ergreiffen und erfuhren von ihm die ganze Verschwörung und daß sie am folgenden Tage den Aufruhr erheben wollten. Da sie also die Gefahr einsahen, so versammelten sie die Kollegen, und diejenigen Bürger die gemeinschaftlich mit den Syndiken der Zünfte an der Vereinigung der Stadt arbeiteten. Ehe sie aber alle beisammen waren, war der Abend schon gekommen, und jene gaben den Signoren den Rath, sie sollten die Obermeister der Zünfte vor sich kommen lassen; diese gaben alle den Rath, daß man sämmtliche Mannschaft von Florenz herbei kommen lasse, und daß die Gonfalonieren des Volks am Morgen mit ihren Kompagnien bewaffnet auf dem Plaz sein sollten. Ein gewisser Nikolaus von St. Friano stellte die Uhr des Pallastes gerade zu der Zeit, als Simon gefoltert ward, und die Bürger sich versammelten; und da er erfahren hatte, was es war, kehrte er nach Hause und erfüllte die ganze Nachbarschaft mit Aufruhr, so daß in einem Augenblick mehr als tausend Menschen sich bewaffnet auf dem Plaze St. Spirito

versammelten. Dieser Lärmen gelangte zu den übrigen Verschwornen, und St. Pier Maggiore und St. Lorenzo, Oerter die sie vorher verabredet hatten, erfüllten sich ebenfalls mit Bewaffneten. Jahr 1378.

Der Tag war schon angebrochen, es war der 21ste Julius, und zu Gunsten der Signoren waren noch nicht mehr als 80 Bewaffnete auf dem Plaze erschienen; auch von den Gonfalonieren kam nicht einer, weil sie auf das Gerücht, daß die ganze Stadt in Waffen sei, ihre Häuser zu verlassen fürchteten. Die ersten, die von dem Pöbel auf dem Plaze erschienen, waren diejenigen, die sich auf St. Piero Maggiore versammelt hatten; und bei ihrer Ankunft bewegten sich die Truppen nicht. Nächst diesen erschien der andre Haufen; da sie keinen Widerstand fanden, so foderten sie mit fürchterlicher Stimme von der Signoria ihre Gefangene, und um dieselben mit Gewalt zu erlangen, da sie auf ihre Drohungen nicht herausgegeben wurden, verbrannten sie des Ludwig Guicciardini Haus; so daß die Signoren aus Furcht vor größerem Unheil sie ihnen auslieferten. Als sie diese wieder erhalten hatten, nahmen sie dem Exekutor die Fahne der Gerechtigkeit und verbrannten unter derselben die Häuser vieler Bürger, indem sie diejenigen verfolgten, die entweder um öffentlicher oder persönlicher Ursachen willen gehaßt waren. Viele Bürger führten sie, um sich für persönlich erlittene Beleidigungen zu rächen, zu den Häusern ihrer Feinde; denn es war schon genug, wenn eine Stimme aus der Mitte des Haufens, zu dem Hause dieses oder jenes, schrie, oder wenn der, der die Fahne in der Hand hielt, sich dahin wandte. Sie verbrannten auch alle Schriften der Wollarbeiter Zunft. Nachdem sie viel Unheil angestiftet, ernannten sie, um es mit irgend einer lobenswürdigen That zu begleiten, Salvestro de' Medici und so viele andere Bürger zu Rittern, daß die Zahl aller bis zu vier

Jahr 1378. und sechzig stieg, unter welcher auch Benedikt und Anton degli Alberti, Thomas Strozzi, und andre ähnliche, zu denen sie Vertrauen hatten, waren, obschon sie auch viele mit Gewalt dazu machten. Bei dieser Begebenheit verdient vor allen Dingen bemerkt zu werden, daß man vielen ihre Häuser verbrennen und nachher diese Männer an demselben Tage von den nehmlichen Leuten (so nahe war die Wohlthat der Beleidigung) zu Rittern erheben sahe; welches unter andern dem Gonfaloniere der Gerechtigkeit Ludwig Guicciardini begegnete. Die Signoren, die sich in solchem Aufruhr von den Truppen, von den Häuptern der Zünfte, und von ihren Gonfalonieren verlassen sahen, waren außer Fassung, weil keiner ihnen dem gegebenen Befehl gemäß zu Hülfe gekommen war; und von den sechszehn Fahnen erschien nur die des goldnen Löwen und die des Fells unter Giovenco della Stufa und Johann Cambi, und auch diese blieben nur kurze Zeit auf dem Plaz, denn da sie die anderen nicht sich folgen sahen, so entfernten sie sich auch. Die Bürger von der andern Seite, da sie die Wuth dieser zügellosen Menge sahen, und daß der Pallast verlassen war, blieben theils in ihren Häusern, theils auch folgten sie dem Haufen der Bewaffneten, um dadurch daß sie sich unter ihnen befanden ihre und ihrer Freunde Häuser besser schüzen zu können, wodurch denn die Macht der Aufrührer wachsen und die der Signoren abnehmen mußte. Dieser Tumult dauerte den ganzen Tag, und als die Nacht hereinbrach, hielten sie bei dem Pallast des Messer Stephan hinter der Kirche des H. Barnabas still. Ihre Zahl betrug mehr als sechs tausend, und ehe der Tag anbrach liessen sie sich von den Zünften unter Drohungen ihre Fahnen schicken. Als der Morgen kam, gingen sie mit dem Panier der Gerechtigkeit, und mit den Fahnen der Zünfte vor den Pallast des Potesta, und da dieser sich weigerte, ihnen den Besiz desselben einzuräumen, so bekämpften und eroberten sie ihn.

Die Signoren in der Absicht einen Versuch zum Vergleich mit ihnen zu machen, da sie kein Mittel sahen, sie mit Gewalt zu zügeln, beriefen vier von ihren Kollegen, und sandten diese zum Pallaste des Potesta, um ihre Gesinnung zu vernehmen; diese fanden, daß die Häupter des Volks mit den Syndiken der Zünfte, und einigen Bürgern überlegt hatten, was sie von der Signoria fordern wollten. Sie kehrten also mit vier aus dem Volke abgeordneten und mit folgenden Forderungen nach der Signoria zurück: daß die Wollarbeiterzunft keinen fremden Richter mehr halten solle; daß drei neue Zunftgemeinden errichtet würden, eine für die Wollkrempler und Färber, die zweite für die Barbierer, Schneider und andere Handwerker ähnlicher Art, die dritte für das gemeine Volk; daß von diesen drei neuen Zünften immer zwei Signoren, und von den vierzehn niedern Zünften drei sein sollten; daß die Signoria für ein Haus sorgen solle, wo diese neuen Zünfte sich versammeln könnten; daß keiner der zu diesen Zünften gehöre innerhalb zwei Jahren gezwungen werden könne, eine Schuld zu bezahlen, deren Summe geringer als funfzig Dukaten sei; daß das Leihhaus die Interessen niederschlagen solle, und nur die Kapitale wieder bezahlt zu werden brauchten; daß die Verwiesenen und Verurtheilten losgesprochen werden sollten; daß alle Gewarnte zu den Ehrenstellen wieder zugelassen werden sollten. Außer diesen forderten sie noch viele andere Dinge zum Vortheil ihrer besonderen Gönner; und so auch gegentheils, daß viele ihrer Feinde verwiesen und gewarnt werden sollten. Diese Forderungen wurden, obschon sie der Republik schimpflich und lästig waren, dennoch aus Furcht vor größerem Uebel von den Signoren, Kollegen, und dem Rathe des Volks sogleich bewilligt. Um ihnen aber ihre gänzliche Vollziehung zu geben, war es nöthig, daß sie auch in der gemeinschaftlichen Versammlung bestätigt Jahr 1378.

Jahr 1378. würden, welches, da sich an einem Tage nicht zwei Räthe versammeln konnten, bis zum folgenden Tage aufgeschoben werden mußte. Dennoch schien es, als wenn für jezt die Zünfte zufrieden, und dem Volke Genüge geleistet wäre, und sie versprachen, daß nachdem die Gesetze ihre Vollziehung würden erhalten haben, aller Aufruhr gestillt werden solle.

Am folgenden Morgen also, während man sich in dem gemeinschaftlichen Rathe berathschlagte, kam die ungeduldige und bewegliche Menge unter den gewöhnlichen Fahnen auf den Platz, und erhub so laut und so fürchterlich ihre Stimmen, daß der ganze Rath und die Signoren davon erschreckt wurden. Guerriante Marignolli einer der Signoren also, mehr durch Furcht, als durch irgend eine andere persönliche Leidenschaft bewogen, ging unter dem Vorwande, die untere Thüre bewachen zu wollen, hinunter, und entfloh nach Hause. Er konnte sich aber beim hinausgehen nicht so verborgen halten, daß er nicht von der Menge erkannt worden wäre; doch ward ihm weiter kein Leid zugefügt, als daß die Menge bei seinem Anblick schrie, daß alle Signoren den Pallast verlassen sollten, sonst würden sie ihre Kinder ermorden und ihre Häuser verbrennen. Unterdessen war das Gesez beschlossen, die Signoren in ihre Zimmer zurückgekehrt, und der Rath hinuntergegangen; und dieser stand ohne hinaus zu gehen, auf dem Gange und in dem Hofe, verzweifelnd an dem Heil der Stadt, bei dem Anblick so großer Frechheit bei der Menge, und so großer Bosheit oder Feigheit bei denen, die sie hätten zügeln oder unterdrücken können. Auch die Signoren waren außer Fassung und an des Vaterlandes Rettung zweifelnd, da sie von einem aus ihrer Mitte sich verlassen, und von keinem einzigen Bürger auch nur mit Rath, geschweige denn mit Beistand unterstüzt sahen. In dieser Unentschlossenheit also,

was sie thun könnten oder sollten, rieth ihnen Messer Thomas Strozzi, und Messer Benedikt Alberti, bewogen entweder durch persönliche Ehrsucht, indem sie Herren des Pallasts zu bleiben wünschten, oder weil sie es wirklich für gut hielten, diesem Ungestüm des Volkes nachzugeben, und als Privatpersonen in ihre Häuser zurück zu kehren. Dieser Rath, von denen ertheilt, die des Aufruhrs Häupter gewesen waren, empörte, obschon die andern nachgaben, zwei der Signoren, Alamanno Acciajoli und Nikolaus del Bene höchlich; sie fühlten wieder einige Stärke in sich und sagten, wenn die übrigen abziehen wollten, so könnten sie dem nicht abhelfen, sie aber wollten nicht, bevor die gesezmäßige Zeit es erlaube, ihre Würde fahren lassen, wenn sie mit ihr nicht auch das Leben verlören. Diese Zwistigkeiten verdoppelten die Furcht der Signoren und die Wuth des Volks; daher denn der Gonfaloniere, indem er verzog, sein Amt mit Schimpf, als mit Gefahr zu enden, sich in Messer Thomas Strozzi's Schuz empfahl, der ihn aus dem Pallast brachte und in seine Wohnung führte. Auf gleiche Weise entfernten sich die übrigen Signoren nacheinander; daher denn Alamanno und Nikolaus, um nicht für muthiger als klug gehalten zu werden, da sie sich allein gelassen sahen, sich ebenfalls entfernten; und so blieb der Pallast in den Händen des Volkes und der Achte Kriegsbeamten, die ihre Aemter noch nicht niedergelegt hatten. Jahr 1378.

Als das Volk in den Pallast eindrang, hatte ein gewisser Michael von Lando, ein Wollkämmer, die Fahne des Gonfaloniere der Gerechtigkeit in seiner Hand. Dieser stieg barfuß und kärglich bekleidet, mit dem ganzen Haufen hinter sich her, die Treppe hinauf, und da er in den Audienzsaal der Signoren kam, stand er still, und sprach, sich zu der Menge wendend: Ihr seht, dieser Pallast ist Euer, und diese Stadt in Euren Händen. Was wollt Ihr, daß

Jahr 1378. geschehen soll? Hierauf antworteten alle, sie wollten, daß er Gonfaloniere und Signor sein, und sie und die Stadt, wie es ihm gut dünke, regieren solle. Michael nahm die Signoria an, denn er war ein scharfsichtiger und kluger Mann, und verdankte mehr der Natur als dem Glück. Er beschloß die Stadt zu beruhigen, den Aufruhr zu stillen, und befahl, sowohl um das Volk beschäftigt zu erhalten, als auch um sich selbst Zeit zur Bildung eines Planes zu verschaffen, man solle einen gewissen Ser Nuto aufsuchen, der von Messer Lapo da Castiglionchio zum Häscherhauptmann bestimmt worden war. Der größte Theil derer, die um ihn waren, gingen den Auftrag zu vollziehn. Um nun mit Gerechtigkeit die Regierung anzufangen, die er durch Gunst erlangt hatte, ließ er öffentlich befehlen, daß niemand Feuer anlegen oder etwas rauben solle. Und um jedermann zu schrecken ließ er auf dem Plaze den Galgen aufrichten. Um mit der Verbesserung des Staats den Anfang zu machen, entsetzte er die Syndiken der Zünfte, und ernannte deren neue, nahm den Signoren und Kollegen ihre Aemter, und verbrannte die Wahlbeutel zu den Aemtern. Indessen ward Ser Nuto von der Menge auf den Plaz getragen, und mit einem Fuße an den Galgen gehenkt; da nun ein jeder Umstehende ein Stück von ihm abriß, so war im Augenblicke nichts von ihm übrig, als der Fuß. Von der andern Seite hatten die acht Kriegsbeamte, in der Meinung, daß sie durch den Abzug der Signoren Herren der Stadt geblieben wären, bereits die neuen Signoren bestimmt. Als Michael dies erfuhr, ließ er ihnen sagen, sie sollten sogleich den Pallast verlassen, denn er wolle einem jeden zeigen, daß er ohne ihren Rath Florenz zu regieren wisse. Darauf ließ er die Syndiken der Zünfte sich versammeln, und ernannte die Signoria, viere für die niedrige Volksklasse, zwei für die höheren und zwei für die niedern

Zünfte. Ueberdies nahm er eine neue Amtswahl vor, und theilte die Regierung in drei Theile, deren einer mit den neuen, einer mit den niedern und einer mit den höhern Zünften sich beschäftigen sollte. Messer Salvestro de Medici verlieh er die Einkünfte der Laden von der alten Brücke; sich selbst die Amtmannschaft von Empoli; und vielen andern Bürgern die Volksfreunde waren, ertheilte er viele andre Begünstigungen, nicht sowohl um ihnen ihre Bemühungen zu vergüten, als damit sie jederzeit ihn gegen böse Gesinnte vertheidigen möchten. Jahr 1378.

Es schien der geringern Volksklasse, als sei Michael bei der Verbesserung des Staats den vornehmeren Bürgerlichen allzugünstig gewesen, auch glaubten sie nicht soviel Antheil an der Regierung zu haben, als sie nöthig hatten, um sich darin erhalten, und vertheidigen zu können; daher sie denn, von ihrer gewöhnlichen Frechheit angetrieben, die Waffen von neuem ergriffen; in vollem Aufruhr unter ihren Fahnen auf den Plaz kamen, und verlangten, daß die Signoren auf die Rednerbühne herunter steigen sollten, um über neue Maasregeln zum Behuf ihrer Sicherheit und ihres Wohls zu berathschlagen. Michael, da er ihren Uebermuth sah, hörte weiter nicht auf das, was sie verlangten, sondern, um sie nicht noch mehr zu erbittern, tadelte er blos die Art und Weise die sie bei ihren Forderungen annahmen, und ermahnte sie, die Waffen niederzulegen, indem ihnen alsdann dasjenige zugestanden werden solle, was durch Gewalt die Signoria mit Anstand nicht bewilligen könne. Die Menge zog sich also, hierdurch gegen den Pallast aufgebracht, nach St. Maria Novella; hier erwählten sie aus ihrer Mitte acht Häupter nebst Dienern und andern Einrichtungen, die ihnen Ansehen und Würde verschaffen sollten; so daß die Stadt nun zwei Regierungssize hatte, und von zwei verschiedenen Gewalten regiert ward. Diese Häupter beschlossen

Jahr 1378 unter sich, daß immer acht aus ihren Zunftgemeinden erwählte Männer mit den Signoren im Pallaste wohnen sollten, und daß zu allem, was die Signoria beschlösse, ihre Bestätigung erforderlich sein solle. Messer Salvestro de' Medici und dem Michael von Lando nahmen sie alles das, was durch ihre vorigen Beschlüsse denselben war bewilligt worden. Vielen aus ihrer Mitte wiesen sie Aemter und Zuschüsse an, damit sie sich in ihrem Range mit Würde erhalten könnten. Nachdem sie diese Beschlüsse zu Stande gebracht, sandten sie, um sie rechtskräftig zu machen, zwei aus ihrer Mitte nach der Signoria, um zu fordern, daß sie ihnen von den Räthen bestätigt würden, mit dem Bedeuten, daß sie dieselben mit Gewalt durchsezen wollten, wenn sie es in der Güte nicht könnten. Die beiden trugen mit großer Frechheit und noch größerer Anmaßung den Signoren ihren Auftrag vor, und machten dem Gonfaloniere die Würde mit der sie ihn bekleidet und die Ehre, die sie ihm angethan, und daß er sich mit so großer Undankbarkeit und so wenig Rücksichten gegen sie betrage, zum Vorwurf. Da sie nun am Ende ihrer Rede zu Drohungen kamen, konnte Michael so großen Uebermuth nicht länger ertragen, und mehr des Ranges, den er behauptete, als seiner niedrigen Herkunft eingedenk, beschloß er so außerordentliche Unverschämtheit auf eine außerordentliche Weise zu zügeln, zog den Degen, den er an der Seite trug, verwundete sie erst gefährlich, und ließ sie dann fesseln und einkerkern.

Dieser Vorfall entflammte, da er bekannt ward, die ganze Menge zur Wuth, und in der Meinung, daß sie bewaffnet durchsezen würden, was sie unbewaffnet nicht erlangen konnten, ergriffen sie in Wuth und Aufruhr die Waffen, und sezten sich in Bewegung, um hinzugehen und die Signoren zu zwingen. Michael auf der andern Seite vermuthete das, was geschah, und beschloß, ihm zuvor zu

kommen, bedenkend, daß es ihm mehr Ruhm bringe, den Jahr
Gegner anzugreifen, als innerhalb den Mauern ihn zu er- 1378.
warten, und nachher, wie seine Vorgänger, den Pallast
entehrend und sich beschimpfend entfliehen zu müssen. Er
versammelte also eine große Anzahl von Bürgern, die be-
reits angefangen hatten, ihren Irrthum zu erkennen, stieg
zu Pferde, und eilte von vielen Bewaffneten begleitet, nach
Santa Maria Novella, um sie zu bekämpfen. Das Volk,
welches, wie wir oben gesagt, denselben Entschluß gefaßt
hatte, zog fast zu gleicher Zeit, da Michael sich in Bewe-
gung sezte, ebenfalls aus, um auf den Plaz zu gelangen
und der Zufall wollte, daß beide verschiedene Wege nahmen,
so daß sie unterwegs sich nicht begegneten. Michael also
fand, da er umkehrte, den Plaz schon eingenommen, und
den Pallast angegriffen; er begann daher den Kampf mit
ihnen, besiegte sie, jagte einen Theil aus der Stadt, und
zwang den andern mit Verlust seiner Waffen sich zu verber-
gen. Nach diesem Siege legte sich der Aufruhr einzig durch
die Tugend des Gonfaloniere, der an Muth, Klugheit und
Güte alle Bürger seiner Zeit übertraf, und unter die weni-
gen gezählt zu werden verdient, die ihrem Vaterlande Wohl-
thaten erzeigt haben. Denn wenn sein Gemüth boshaft
oder ehrsüchtig gewesen wäre, so würde die Republik ihre
Freiheit gänzlich verloren haben, und in größere Tyrannei
als die des Herzogs von Athen verfallen sein. Seine Güte
aber ließ niemals einen Gedanken in ihm aufsteigen, der
dem allgemeinen Wohl nachtheilig gewesen wäre, und seine
Klugheit machte ihn die Sachen so leiten, daß viele seiner
Parthei Vertrauen zu ihm hatten, und er die übrigen mit
den Waffen bezähmen konnte. Hierdurch ward das Volk
geschreckt, und die besseren Handwerker kamen zur Erkennt-
niß, und bedachten, welch ein Schimpf für diejenigen, die
die den Hochmuth der Großen gezügelt hatten, es sei, die
Gemeinheit des Pöbels zu ertragen.

Jahr 1378. Als Michael den Sieg über den Pöbel erhielt, waren bereits die Namen der Mitglieder der neuen Signoria gezogen, unter den Gezogenen aber waren zwei von so niedrigem und verächtlichen Stande, daß die Bürger den Wunsch faßten, sich von so großer Schande zu befreien. Da also, als am ersten September die neuen Signoren ihr Amt übernahmen, der Plaz voll von Bewaffneten war, erhob sich, sobald als die alten Signoren den Pallast verlassen hatten, unter den Bewaffneten mit Aufruhr eine Stimme; sie wollten nicht, daß aus dem gemeinen Volke einer unter den Signoren sei. Die Signoria also entsezte, um ihnen Genüge zu leisten, diese beiden, deren einer Tira, der andere Baroccio hieß, ihres Amts und erwählte Messer Georg Scali, und Francesco di Michele an ihre Stelle. Sie hoben auch die Zünfte des gemeinen Volkes wieder auf, und entsezten die dazu gehörigen, ausgenommen Michael von Lando und Ludwig di Puccio nebst einigen anderen von besseren Eigenschaften, ihrer Aemter. Die Ehrenstellen theilten sie in zwei Klassen, deren eine sie den höheren, und die andere den niederen Zünften anwiesen. Nur von den Signoren sollten nach ihrem Willen immer fünf aus den niederen und vier aus den höheren Zünften, der Gonfaloniere aber abwechselnd, einmal aus dieser, und einmal aus jener Klasse sein. Diese also eingerichtete Verfassung gab für damals der Stadt ihre Ruhe wieder. Obschon nun die Republik den Händen der niedrigsten Volksklasse entzogen war, so blieben dennoch die Handwerker des niedrigen Ranges mächtiger, als die vornehmen bürgerlichen, welches die lezteren zuzugeben gezwungen waren, um dem gemeinen Volke, dadurch daß sie jenen nachgaben, das Recht Zünfte zu bilden zu entziehen. Auch ward diese Einrichtung von denen begünstigt, welche wünschten, daß diejenigen unterdrückt bleiben möchten, die unter dem Namen der Guelfi-

schen Parthei so viele Bürger mit so grosser Gewaltthätig- Jahr
keit beleidigt hatten. Da nun unter den übrigen, die diese 1378.
Beschaffenheit der Regierung begünstigten, auch Messer Georg Scali- und Messer Benedikt Alberti waren, so blieben dadurch Messer Salvestro di Medici und Messer Thomas Strozzi gleichsam Herren der Stadt. *) Diese Einrichtung und Anordnung der Dinge beförderte noch die schon durch die Ehrsucht der Ricci und Albizzi entstandene Trennung zwischen den vornehmen Bürgerlichen, und den niedrigern Handwerkern; und weil nachher aus dieser zu verschiedenen Zeiten die wichtigsten Folgen entstanden, wir ihrer auch oftmals werden gedenken müssen, so wollen wir die eine dieser Partheien die Bürgerliche und die andere die Volksparthei nennen. Dieser Zustand dauerte drei Jahre, reich an Verbannungen und Ermordungen; denn diejenigen, die an der Regierung waren, lebten immer in den größten Besorgnissen, weil innerhalb und auswärts sehr viel Mißvergnügte waren. Die Mißvergnügten im Innern versuchten, entweder wirklich oder doch wie man vermuthete, täglich neue Unruhen zu erregen. Die Auswärtigen aber, die durch keine Rücksichten im Zaum gehalten wurden, streuten bald mit dieses Fürsten bald mit jener Republik Hülfe, bald in dieser, bald in jener Gegend neue Unruhen aus.

Zu dieser Zeit befand sich zu Bologna Stanozzo da 1379.
Salerno, ein Feldherr des Karl von Durazzo, der aus dem Königshause von Neapel stammend, die Absicht hatte, gegen die Königin Johanna einen Feldzug in dieses Königreich zu thun, und diesen seinen Feldherrn vermöge der Be-

*) Man erinnere sich, daß bei der Ernennung Salvestro's zum Gonfaloniere eben diese vier es waren, die sich zur Befreiung des Volkes von dem Drucke der Großen verbanden. Vgl. p. 176.

Jahr günstigungen die er vom Pabste Urban, dem Feinde der
1378 Königin, genoß, in der erwähnten Stadt hielt. Es befanden sich zu Bologna auch viele vertriebene Florentiner, die mit ihm und mit Karl genaue Verbindungen unterhielten; dies verursachte, daß diejenigen, die in Florenz an der Regierung waren, in der größten Besorgniß lebten, und daß man den Verläumdungen gegen die verdächtigen Bürger leicht Glauben beimaß. In dieser Spannung der Gemüther ward der Obrigkeit eröffnet, daß Stanozzo da Salerno mit den Vertriebenen vor Florenz erscheinen und viele Einwohner von Florenz selbst ebenfalls die Waffen ergreifen und ihm die Stadt überliefern würden. Auf diesen Bericht wurden viele angeklagt, unter welchen Peter degli Albizzi und Karl Strozzi die ersten waren, die genannt wurden; nächst diesen Cipriano Mangioni, Messer Jacob Sacchetti, Messer Donato Barbadori, Philipp Strozzi, und Johann Anselmi, und sie alle wurden, außer Karl Strozzi, der entfloh, verhaftet. Die Signoren ordneten darauf, damit niemand wage, zu ihren Gunsten die Waffen zu ergreifen, Messer Thomas Strozzi und Messer Benedikt Alberti mit einer Menge von Bewaffneten zur Bewachung der Stadt ab. Die verhafteten Bürger wurden verhört und weder der Anklage noch den Beweisen nach konnte man sie für schuldig erkennen; da also der Hauptmann sie nicht verurtheilen wollte, so reizten ihre Feinde das Volk so sehr auf, und trieben es zu solcher Wuth gegen sie an, daß sie durch Gewalt zum Tode verurtheilt wurden. Den Peter degli Albizzi rettete jezt weder die Größe seines Hauses, noch sein vormaliges Ansehn, da er lange Zeit vor allen andern Bürgern war geehrt und gefürchtet worden. Damals sandte ihm jemand, entweder sein Freund, um ihn in seiner Größe leutseliger zu machen, oder sein Feind, um ihm mit dem Unbestande des Glücks zu drohen,

als er vielen Bürgern ein Gastmal gab, eine silberne Jahr
Schale gefüllt mit Konfekt, unter dem ein Nagel verbor- 1379.
gen war; und da dieser entdeckt und von allen Gästen ge-
sehen wurde, machte man die Auslegung, dies solle ihn er-
innern, daß er sein Rad festnagle, denn da ihn nun das
Glück mit seinem Rade auf den höchsten Punkt geführt
habe, so müsse dies, wenn es seinen Kreislauf weiter fort-
setze, ihn nothwendig mit in die Tiefe reißen. Diese Aus-
legung ward erst durch seinen Fall und bald durch seinen
Tod bestätigt.

Nach der Vollziehung dieses Urtheils blieb die Stadt 1380.
voll von Verwirrung, denn sowohl Sieger als Besiegte
fürchteten. Verderblichere Wirkungen aber brachte der Re-
gierenden Furcht hervor; denn auch der geringste Vorfall
ließ sie neue Ungerechtigkeiten gegen die Parthei brachen,
indem sie ihre Mitbürger bald verurtheilten, bald warnten,
bald verbannten. Hierzu kamen neue Gesetze, neue Ein-
richtungen, die häufig zur Befestigung der Regierung ge-
macht wurden. Alles dieses geschah zum größten Nachtheil
derer, die ihrer Parthei verdächtig waren; und deshalb er-
nannten sie sechs und vierzig Bürger, die mit den Signo-
ren gemeinschaftlich die Republik von solchen Personen rei-
nigen sollten, die der Regierung verdächtig wären. Diese
warnten neun und dreißig Bürger, machten viele Bürger-
liche zu Adlichen, viele Adliche zu Bürgerlichen; und nah-
men, um auswärtiger Macht widerstehen zu können, Mes-
ser Giovanni Aguto, einen gebornen Engländer, und in
den Waffen hochberühmt, in Sold, der dem Pabste und
andern Mächten in Italien Kriegsdienste gethan hatte.
Diese Besorgniß vor auswärtigen Angriffen entstand, weil
man hörte, daß von Karl Durazzo mehrere Kompagnien
von Bewaffneten zu seinem Feldzuge nach Neapel errichtet
wurden, und bei ihm befanden sich auch dem Gerücht zu-

Jahr folge viele vertriebene Florentiner. Gegen diese Gefahren
1380. traf man, außer der errichteten Kriegsmacht, auch noch durch eine Geldsumme Vorkehrung; Karl erhielt nehmlich bei seiner Anwesenheit in Arezzo von den Florentinern vierzig tausend Dukaten, wogegen er versprach, sie nicht zu beunruhigen. Er sezte darauf seinen Feldzug fort, bemächtigte sich glücklich des Königreiches Neapel und sandte die Königin Johanna als Gefangene nach Ungarn. Dieser Sieg erhöhte von neuem die Besorgnisse derer, die in Florenz die Regierung in Händen hatten; denn sie konnten nicht glauben, daß ihr Geld mehr über das Gemüth des Königs vermögen sollte, als die alte Freundschaft seines Hauses gegen die Guelfen, welche mit so harten Kränkungen von ih-
1381. nen unterdrückt worden waren. Jemehr dieser Verdacht nun stieg, desto mehr Kränkungen häufte man auf die Verdächtigen, wodurch denn jener statt entfernt zu werden nur noch erhöht wurde; so daß die meisten Menschen in der höchsten Unzufriedenheit lebten. Hierzu kam noch der Uebermuth von Messer Georg Scali und Messer Thomas Strozzi, die durch ihr persönliches Ansehn das Ansehn der Obrigkeiten vernichteten, weil ein jeder fürchtete, daß sie mit Hülfe der Volksgunst ihn unterdrücken möchten. Ja nicht blos den Wohlgesinnten, sondern auch den Unruhigen schien diese Regierung tyrannisch und gewaltthätig. Auf daß aber Messer Georg Scali's Uebermuth endlich einmal endigen möchte, mußte es sich fügen, daß Johann di Cambio von einem Diener Scali's angeklagt ward, Ränke gegen den Staat geschmiedet zu haben, von dem Hauptmanne aber unschuldig befunden wurde. Der Richter also wollte den Ankläger mit derjenigen Strafe belegen, in welche der Angeklagte gefallen wäre, falls man ihn schuldig befunden hätte; und da ihn Messer Georg Scali auf keine Weise weder durch Bitten, noch durch sein Ansehn

retten konnte, so giengen er und Messer Thomas Strozzi, Jahr
begleitet von einer Menge Bewaffneter hin und befreiten 1381.
ihn mit Gewalt, plünderten das Haus des Hauptmanns und zwangen diesen zu seiner Rettung sich zu verbergen. Diese That erfüllte die Stadt mit solchem Hasse gegen ihn, daß seine Feinde es jezt für möglich hielten, ihn zu stürzen, und die Stadt nicht blos aus seinen, sondern aus des Pöbels Händen zu befreien, der sie drei Jahre lang durch seinen Uebermuth unterdrückt gehalten hatte. Hierzu gab auch der Hauptmann sehr große Veranlassung, denn als sich der Tumult gelegt hatte, gieng er zu den Signoren und sprach zu ihnen: Er habe sehr gern das Amt übernommen, wozu ihre Herrlichkeiten ihn erwählt hätten, weil er geglaubt habe in die Dienste gerechter Männer zu treten, und solcher, die die Waffen ergriffen, um die Gerechtigkeit zu schüzen, nicht sie zu hemmen. Nachdem er aber die Regierung der Stadt und sein eignes Loos dabei gesehen und kennen gelernt habe, so wolle er diese Würde, die er, um Nuzen und Ehre sich zu erwerben, gern übernommen habe, ihnen, um Gefahr und Schaden zu vermeiden, gern auch wieder zurückgeben. Der Hauptmann ward darauf von den Signoren aufgerichtet, und ihm Muth gemacht durch das Versprechen des Ersazes für den erlittnen Schaden, und der Sicherheit für die Zukunft. Ein Theil von ihnen verband sich darauf mit einigen Bürgern, die sie für Freunde des allgemeinen Besten und für am wenigsten bei der Regierung verdächtig hielten, und sie einigten sich darüber, daß jezt eine treffliche Gelegenheit gekommen sei, die Stadt aus Messer Georg's und des Pöbels Gewalt zu befreien, da durch diesen lezten Uebermuth das ganze Volk ihm abgeneigt worden sei. Sie hielten es daher für gut, diese Gelegenheit zu benuzen, bevor die empörten Gemüther sich wieder beruhigten, denn sie wußten wohl, daß die

Jahr Gunst der Menge durch den mindesten Zufall gewonnen
1378. und verloren wird: auch hielten sie für nöthig, daß sie, um die Sache durchzusezen Messer Benedikt Alberti auf ihre Seite zögen, ohne dessen Einwilligung sie die Unternehmung für gefährlich hielten.

Messer Benedikt war ein sehr reicher, leutseliger, strenger Mann, der Freiheit seines Vaterlandes Freund, und dem tyrannischen Verfahren höchst abgeneigt: es war daher leicht, ihn jezt zu beruhigen, und seine Einwilligung zu erlangen, um Messer Georg zu stürzen. Denn die Ursache, die ihn den vornehmen Bürgerlichen und der Parthei der Guelfen zum Feinde und der niedern Volksklasse zum Freunde gemacht hatte, war der Uebermuth jener und ihr tyrannisches Verfahren gewesen; da er aber gesehen hatte, daß die Häupter des gemeinen Volks jenen gleich geworden waren, so hatte er sich schon seit geraumer Zeit von ihnen abgesondert, und die Beleidigungen, die man vielen Bürgern angethan hatte, waren ganz ohne seine Zustimmung geschehen. Die nehmlichen Ursachen also, die ihn hatten die Parthei der niedern Volksklasse ergreifen lassen, machten auch jezt, daß er sie wieder verließ. Als sie nun Messer Benedikt und die Häupter der Zünfte auf ihre Seite gebracht und sich mit Waffen versehen hatten, ward Messer Georg verhaftet, und Messer Thomas entfloh.
1378. Am folgenden Tage ward Messer Georg enthauptet, und seine Parthei war so sehr in Schrecken gesezt, daß kein einziger sich regte, sondern vielmehr alle um die Wette zu seinem Sturze beizutragen suchten. Da er sich nun zum Tode führen sah im Angesicht desselben Volks, daß kurze Zeit vorher ihn angebetet hatte, beklagte er sich über sein hartes Geschick und über die Bosheit seiner Mitbürger, die dadurch, daß sie ihn so ungerechter Weise beleidigten, ihn gezwungen hätten, einen Volkshaufen zu begünstigen

und zu ehren, in welchem nicht die mindeste Treue oder Dankbarkeit zu finden sei. Und als er unter den Bewaffneten Messer Benedikt Alberti erkannte, sagte er zu ihm: Und du, Messer Benedikt, willigest ein, daß mir dies Unrecht angethan werde, welches ich in deiner Stelle nie zugeben würde, daß man dir anthäte? Aber ich verkünde dir, daß dieser Tag das Ende meines Unglücks und der Anfang des deinigen ist. Darauf beklagte er sich über sich selbst, daß er zu sehr einem Volke vertraut habe, das jedes Wort, jede Bewegung, jeder Argwohn in Bewegung sezt und verführt. Unter diesen Klagen starb er in Mitten seiner bewaffneten und an seinem Tode sich freuenden Feinde. Nach ihm wurden einige seiner vertrautesten Freunde getödtet und von dem Volke geschleift. Jahr 1732.

Der Tod dieses Bürgers sezte die ganze Stadt in Bewegung; denn zu dessen Vollziehung hatten viele die Waffen zu Gunsten der Signoria und des Volkshauptmanns ergriffen; viel andre auch aus Ehrsucht, oder aus persönlichen Besorgnissen. Da nun die Stadt voll war von mannigfaltigen Partheien, so verfolgte jeder seinen besondern Zweck und alle wollten den ihrigen durchsezen, bevor die Waffen niedergelegt würden. Die vormaligen Adlichen, die man Große nannte, konnten es nicht ertragen, der öffentlichen Ehrenstellen beraubt zu sein, und bemühten sich daher mit aller Anstrengung dieselben wieder zu erlangen; deshalb sahen sie es auch gern, daß den Partheihauptleuten ihr Ansehn wieder gegeben würde. Den vornehmen Bürgerlichen und den höheren Zünften war es unangenehm, daß sie die Regierung mit den niedern Zünften und der geringeren Volksklasse getheilt hatten. Die niederen Zünfte von der andern Seite wollten ihre Macht viel eher erhöhen als vermindern; und das gemeine Volk befürchtete die Kollegen die zu seinen Zünften gehörten, zu verlieren. Diese verschiede-

Jahr 1382. neu Unzufriedenheiten sezten Florenz im Verlauf eines Jahres vielmal in Aufruhr; bald ergriffen die Großen, bald die höhern, bald die niedern Zünfte und mit diesen das gemeine Volk die Waffen, und mehrmals waren in mehrern Gegenden der Stadt alle zugleich bewaffnet. Hieraus entstanden sowohl zwischen ihnen selbst, als auch mit den Truppen des Pallastes häufige Kämpfe, und die Signoria suchte bald nachgebend, bald kämpfend so großem Uebelstande so gut sie konnte abzuhelfen. Endlich nach zwei Parlamenten und mehreren Balien, die zur Verbesserung der Staatsverfassung errichtet wurden, nach vielem Schaden, Unruhen und schweren Gefahren ward eine Regierung zu Stande gebracht, wodurch alle seit der Zeit, daß Messer Salvestro de' Medici Gonfaloniere gewesen war, verwiesene wieder in ihr Vaterland eingesezt wurden. Vorrechte und Gehalte wurden allen denen wieder genommen, die von der Balie vom Jahr 1378. solche empfangen hatten; der Guelfischen Parthei wurden ihre Ehrenstellen wieder eingeräumt; den beiden neuen Zünften wurden ihre Gemeinden und ihre Obrigkeit genommen, und alle dazu gehörige wurden wieder unter ihre vormaligen Zünfte gesezt; den niedern Zünften wurde das Recht auf das Amt des Gonfaloniere der Gerechtigkeit genommen, statt der Hälfte wurde ihnen jezt nur der dritte Theil der Ehrenstellen bewilligt, und von diesen noch die vom höheren Range ausgenommen. So kam denn die Regierung wieder an die Parthei der vornehmen Bürgerlichen und der Guelfen, und ward der des gemeinen Volkes entzogen, welche sie vom Jahre 1378 bis 1381, wo diese Neuerungen erfolgten, besessen hatte.

Diese Regierung aber war weder weniger drückend für ihre Bürger noch weniger hart in ihren Grundsäzen, als die des gemeinen Volks gewesen war; daher wurden viele vornehme Bürgerliche, die als Vertheidiger desselben bekannt waren,

nebst vielen andern Häuptern der geringeren Volksklasse verbannt. Unter diesen war auch Michael von Lando, und selbst die zahlreichen Wohlthaten, die sein Ansehen dem Staate erzeigt hatte, als er von der zügellosen Menge zerrüttet ward, waren nicht im Stande, ihn von der Wuth der Parthei zu retten. So zeigte ihm also sein Vaterland nur wenig Dankbarkeit für seine guten Handlungen. Dieser Fehler, in den die Fürsten und Republiken so oft verfallen, ist Schuld, daß die Menschen, abgeschreckt durch solche Beispiele, ehe sie die Undankbarkeit ihrer Vorgesezten fühlen möchten, diese lieber selbst angreifen. Diese Verbannungen und diese Todesurtheile mißfielen dem Messer Benedikt Alberti, wie sie ihm immer mißfallen hatten, und er tadelte sie, sowohl öffentlich als in der Gesellschaft. Die Häupter der Regierung fürchteten ihn daher, denn sie hielten ihn für einen der ersten Freunde des Volks und glaubten, er habe in den Tod des Messer Georg Scali gewilligt, nicht weil ihm dessen Verfahren mißfallen hätte, sondern um sich allein der Regierung zu bemächtigen. Seine Worte und sein Betragen vermehrten diesen Argwohn, daher denn die ganze Parthei, die jezt am Ruder war, die Augen auf ihn gerichtet hielt, um die Gelegenheit zu seiner Unterdrückung zu ergreifen. Jahr 1382.

Während dieses Zustandes waren die auswärtigen Angelegenheiten nicht sehr schwierig; denn die einzige Begebenheit, die erfolgte, verursachtete mehr Furcht als Nachtheil. Es kam nehmlich zu dieser Zeit Ludwig von Anjou nach Italien, um das Königreich Neapel der Königinn Johanna wieder zu geben und Karl von Durazzo daraus zu vertreiben. Sein Durchzug erschreckte die Florentiner sehr, denn Karl forderte, nach alter Freunde Sitte, Hülfe von ihnen, und Ludwig forderte, als einer der sich um neue Freundschaften bewirbt, daß sie neutral bleiben sollten. Die Flo-

Jahr rentiner also um scheinbarlich Ludwig Genüge zu thun, und
1382. Karl zu unterstützen, entließen Messer Johann Agnto aus ihrem Solde, und ließen ihn in des Pabst Urban Dienste treten, der Karls Freund war; allein dieser Betrug ward von Ludwig leicht erkannt, und er nahm dies als eine schwere Beleidigung von den Florentinern auf. Während nun der Krieg zwischen Ludwig und Karl in Appulien geführt ward, kamen neue Truppen zu Ludwigs Verstärkung aus Frankreich an, und diese wurden, da sie Toskana erreicht hatten, von den vertriebenen Aretinern nach Arezzo geführt, und die Partei die in Karls Namen daselbst regierte, hinausgeworfen. Als sie aber beabsichteten, die Regierung von Florenz zu verändern, so wie sie die von Arezzo verändert hatten, erfolgte Ludwigs Tod, und die Angelegenheiten sowohl in Appulien, als in Toskana veränderten mit dem veränderten Glück auch ihre Lage; Karl nehmlich
1384. versicherte sich dieses Reichs, das er fast schon verloren hatte, und die Florentiner, die gezweifelt hatten, ob sie Florenz würden vertheidigen können, erwarben sich Arezzo, indem sie es von den Truppen, die es in Ludwigs Namen besezt hatten, an sich kauften. Nachdem Karl sich Appuliens versichert hatte, ging er in das Königreich Ungarn, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, und ließ in Appulien seine Gemahlinn, nebst seinen Kindern Ladislaus und Johanna, die noch unerzogen waren, wie wir dies an seinem Ort gezeigt haben. Karl erhielt das Königreich Ungarn, ward aber bald nachher getödtet.

Wegen dieses Erwerbs beging man in Florenz festliche Lustbarkeiten, so wie sie niemals eine Stadt wegen irgend eines selbsterfochtnen Sieges gefeiert hat; und man erkannte dabei die Pracht des Volkes sowohl, als der Einzelnen, indem viele Familien mit dem ganzen Volk in die Wette Festlichkeiten anstellten. Diejenigen aber, die an Prunk und

Herrlichkeit alle andere übertraf, war die Familie der Al- Jahr
berti, denn die Zubereitungen, und öffentlichen Spiele, die '304.
von dieser veranstaltet wurden, waren nicht einer bürgerli-
chen Familie, sondern eines jeden Prinzen würdig. Der
Neid gegen sie ward dadurch sehr vermehrt, und dieser,
vereint mit dem Argwohn, den die Regierung gegen Messer
Benedikt hegte, war die Ursach seines Falls. Denn die-
jenigen, die an der Regierung waren, konnten ihm gegen-
über nicht ruhig sein, da es schien, als könne es jeden Au-
genblick geschehen, daß er mit der Gunst der Parthei auch
sein Ansehn wieder gewinne und sie aus der Stadt vertreibe.
In diesem Zustande des Schwankens geschah es, daß, da '307.
er gerade Gonfaloniere der Bürgercompagnien war, der
Name seines Schwiegersohns Messer Philipp Magalotti
zum Gonfaloniere der Gerechtigkeit gezogen ward; und die-
ser Umstand verdoppelte die Furcht bei den Häuptern der
Regierung, indem sie meinten, daß Messer Benedikt zu
große Macht erlange und dadurch für den Staat große Ge-
fahr entstehe. Da sie nun diesem ohne Aufruhr vorzubeu-
gen wünschten, so beredeten sie seinen Amtegenossen und
Feind Bere Magalotti, den Signoren anzudeuten, daß
Messer Philipp, da er das zur Verwaltung dieses Amts
erforderliche Alter noch nicht habe, dasselbe nicht erhalten
könne und dürfe.

Die Sache ward von den Signoren untersucht und sie
urtheilten, einige von ihnen aus Haß, andere um Unruhe
zu vermeiden, daß Messer Philipp zu dieser Würde unfähig
sei; und an seiner Stelle fiel das Loos auf Bardo Mancini,
einen Mann, der der geringeren Volksparthei gänzlich ent-
gegen und Messer Benedikts heftiger Feind war. Dieser
also errichtete, sobald er sein Amt angetreten hatte, eine
Balie, die indem sie die ganze Regierung umwarf und ver-
änderte, Messer Benedikt Alberti verbannte, und die übri-

Jahr gen von seiner Familie, ausgenommen Messer Anton,
1307. warnte. Messer Benedikt versammelte vor seiner Abreise alle seine Freunde, und da er sie traurig und in Thränen sahe, sprach er zu ihnen: Ihr sehe, meine Väter und Brüder, wie das Schicksal mich gestürzt, und Euch bedroht hat; und darüber kann weder ich, noch sollt Ihr Euch wundern, denn immer wiederfährt dies denjenigen, die unter vielen Schlechten gut sein wollen, und die dasjenige aufrecht zu erhalten suchen, was die Menge niederzustürzen strebt. Die Liebe zu meinem Vaterlande war der Grund, daß ich mit Messer Salvestro de' Medici mich verband, und daß ich nachher von Messer Georg Scali mich trennte. Dieselbe Liebe flößte mir Abscheu ein gegen das Betragen derer, die jezt regieren, und die, so wie sie noch keinen gehabt haben, der sie züchtigen könnte, auch keinen haben wollen, der sie tadeln möchte. Ich bin zufrieden, durch meine Verbannung sie von der Furcht zu befreien, die sie nicht blos vor mir haben, sondern vor einem jeden, der ihr tyrannisches und schändliches Verfahren kennt; weshalb sie denn auch durch meine Bestrafung die andern bedroht haben. Um meinetwillen betrübe ich mich nicht, denn die Ehre mit der mein Vaterland in seiner Freiheit mich bekleidet hat, kann es nicht in seiner Dienstbarkeit mir rauben; und das Andenken an mein verflossenes Leben wird mir stets mehr Vergnügen gewähren, als mir das Unglück, das meine Verbannung über mich bringt, Schmerz verursachen kann. Das thut mir herzlich leid, daß mein Vaterland eine Beute von wenigen, und ihrem Hochmuth und ihrer Habsucht hingegeben bleiben soll. Um Euch thut es mir leid, denn ich fürchte, daß diese Uebel, die für mich heut enden und für Euch anfangen, mit viel größerm Unglück Euch als mich verfolgen werden. Daher ermahne ich Euch, Euer Gemüth zu stärken gegen jedes Unglück und Euch so zu be-

tragen, daß, wenn irgend ein Unfall Euch trifft, wie denn Jahr
ſicher viele Euch treffen werden, jedermann erkennen möge, 1387.
daß Ihr unſchuldig und gegen Euer Verdienſt davon betroffen werdet. Hierauf ging er, um auch im Auslande von ſeiner Tugend keine geringere Meinung zu erwecken, als er ſich in Florenz erworben hatte, zum Grabmal Chriſti, und ſtarb auf ſeiner Rückkehr zu Rhodus. Seine Gebeine wurden nach Florenz gebracht und mit den größten Ehrenbezeugungen von denen begraben, die bei ſeinem Leben ihn mit allen möglichen Verläumdungen und Kränkungen verfolgt hatten.

In dieſen Unruhen der Stadt ward nicht allein die Familie der Alberti beleidigt, ſondern mit ihr noch viele andere Bürger gewarnt und verbannt; unter den lezteren waren Peter Benini, Matthäus Alderotti, Johann und Franz del Bene, Johann Benci, Andreas Adimari, und außer ihnen noch eine große Menge von den niedern Handwerkern. Unter den Gewarnten waren die Covoni, die Benini, die Rinucci, die Formicone, die Corbizzi, die Mannelli, und die Alderotti. Es war ſonſt gebräuchlich, die Balie auf eine beſtimmte Zeit zu ernennen; diejenigen Bürger aber, aus welchen ſie beſtand, pflegten gewöhnlich, ſobald ſie dasjenige, wozu ſie berufen worden waren, vollendet hatten, um des Anſtandes willen, auch wenn dieſe beſtimmte Zeit noch nicht verfloſſen war, ihr Amt nieder zu legen. Da nun auch die Mitglieder der jezigen Balie dem Bedürfniß des Staats Genüge geleiſtet zu haben glaubten, ſo wollten ſie, nach dem Gebrauche, abdanken. Allein viele, die dies hörten, eilten bewaffnet zum Pallaſt, und forderten, daß ſie vor ihrer Abdankung noch viele andre verbannen und warnen ſollten. Dies mißfiel den Signoren ſehr; ſie hielten die Unruhigen durch gute Verſprechungen ſo lange auf, bis ſie ſich Macht verſchafft hatten, und bewirkten al-

Jahr dann, daß diese Aufrührer aus Furcht die Waffen nieder-
1387. legen mußten, die sie aus Wuth ergriffen hatten. Um jedoch einigermaßen ihrer wüthenden Neigung Genüge zu leisten, und um den Handwerkern aus der niedrigen Volksklasse noch mehr von ihrem Einfluß zu entziehn, verordneten sie, daß statt des dritten Theils der Ehrenämter sie künftig nur den vierten bekleiden sollte. Damit auch unter den Signoren immer zwei von denjenigen Männern wären, auf die der Staat das größte Vertrauen sezte, gaben sie dem Gonfaloniere der Gerechtigkeit nebst vier andern Bürgern Vollmacht, in einem Beutel die Namen solcher Auserwählten zu sammeln, und aus diesem sollten für jede Signoria zwei gezogen werden.

So ward die Regierung, sechs Jahre nach ihrer 1381 vorgenommenen Umschmelzung, festgesezt, und die Stadt genoß im Innern bis zum Jahr 1393 einer ziemlichen Ruhe. In dieser Zeit betrog Johann Galeazzo Visconti, genannt Graf von Virtu, seinen Onkel Messer Bernabo und ward dadurch Herr der ganzen Lombardei. Durch Gewalt hoffte er König von Italien zu werden, sowie er durch Betrug
1395. Herzog von Mailand geworden war. Er begann im Jahr 1390 einen sehr heftigen Krieg gegen die Florentiner, und der Glückswechsel in demselben war so, daß der Herzog mehrmals nahe daran war, die Florentiner zu verderben, die wirklich verloren gewesen wären, wenn er nicht gestorben wäre. Dennoch war die Vertheidigung sehr muthvoll und bewundernswürdig für eine Republik, und das Ende viel weniger nachtheilig, als der Krieg selbst furchtbar gewesen war. Denn als der Herzog Bologna, Pisa, Perugia, und Siena eingenommen, und die Krone schon bereitet hatte, mit der er in Florenz sich zum Könige von Italien krönen wollte, starb er, und sein Tod beraubte ihn der Früchte seiner erfochtenen Siege, und befreite die Florentiner von den Folgen ihrer Niederlagen.

Während dieser Krieg mit dem Herzoge geführt ward Jahr
wurde Messer Maso degli Albizzi, der durch Peters Tod 1393.
ein Feind der Alberti geworden war, zum Gonfaloniere der
Gerechtigkeit ernannt. Und wie denn unaufhörlich die Ver-
folgungen der Partheien gegeneinander wütheten, so beschloß
Messer Maso, obgleich schon Messer Benedikt in der Ver-
bannung gestorben war, sich dennoch, noch ehe er sein Amt
niederlegte, auch an dem Ueberreste der Familie zu rächen.
Eine Gelegenheit dazu fand er, da ein Mann, der über
gewisse Verbindungen, die er mit den Rebellen unterhalten
hatte, verhört ward, den Albert und Andreas degli Alberti
angab. Diese wurden sogleich verhaftet, worüber die ganze
Stadt in Bestürzung gerieth, so daß die Signoren sich mit
Waffen versahen, das Volk zur allgemeinen Versammlung
beriefen, und darauf Männer zu einer Balie ernannten,
kraft welcher sie viele Bürger verbannten und zu den Aem-
tern neue Imborsationen machten. Unter den Verbannten
waren fast alle Alberti; auch wurden viele Handwerker ge-
warnt und getödtet. Durch so große Kränkungen gereizt,
erhoben sich die Zünfte und die niedere Volksklasse in Waf-
fen, denn es schien ihnen, als wolle man ihnen Ehre und
Leben rauben. Ein Theil von ihnen ging auf den Plaz,
ein andrer eilte zu dem Hause des Messer Veri de Medici,
der nach Messer Salvestro's Tode das Oberhaupt dieser Fa-
milie geworden war. Denjenigen, die auf den Plaz kamen,
gaben die Signoren, um sie einzuschläfern, Messer Rinaldo
Gianfigliazzi und Messer Donato Acciajoli, mit den Fahnen
der Guelfischen Parthei und des Volks in der Hand, als
Männer, die unter den Bürgerlichen vor allen andern bei
der niedern Volksklasse beliebt waren, zu Häuptern. Die-
jenigen die zu dem Hause Messer Veri's liefen, baten ihn,
daß er sich gefallen lassen möchte, die Regierung zu über-
nehmen und sie von der Tyrannei dieser Bürger zu be-

Jahr freien, die der Guten und des allgemeinen Wohls Vertil-
1393. ger wären.

Alle diejenigen, die irgend ein Denkmal jener Zeiten uns hinterlassen haben, stimmen darin überein, daß wenn Messer Veri ehrgeiziger als edel gewesen wäre, er sich ohne das mindeste Hinderniß zum Herrn der Stadt hätte machen können. Denn die bittern Kränkungen, die sowohl mit Recht als Unrecht den Zünften und deren Freunden angethan worden waren, hatten ihre Gemüther so sehr zur Rache gereizt, daß sie diesen Trieb zu befriedigen nur eines Anführers, der sie geleitet hätte, bedurften. Auch fehlte es nicht an einem Manne, der Messer Veri auf das, was er thun könne, aufmerksam machte, denn Anton de' Medici, der lange Zeit in persönlicher Feindschaft mit ihm gelebt hatte, redete ihm zu, die Herrschaft der Republik zu übernehmen. Messer Veri aber antwortete ihm: Deine Drohungen haben mir niemals Furcht gemacht, als du mein Feind warst, und jezt da du mein Freund bist, sollen mir deine Rathschläge keinen Schaden thun. Darauf wandte er sich zu der Menge und hieß sie gutes Muthes sein, denn er wolle ihr Beschüzer sein, wenn sie nur sich von ihm rathen lassen wollten. Er gieng hierauf in ihrer Mitte auf den Plaz, und von dort in den Pallast, woselbst er zu den Signoren sagte: Keinesweges könne er sich darüber beklagen, auf eine solche Weise gelebt zu haben daß das Florentinische Volk ihn liebe, das aber thue ihm sehr leid, daß es ein Urtheil über ihn gefällt habe, wie sein verflossenes Leben es nicht verdiene, denn da er niemals Beweise seiner Neigung zu Unruhen oder seines Ehrgeizes gegeben habe, so wisse er nicht, woher es komme, daß man glaube, er werde als ein Unruhiger den Aufruhr nähren, oder als ein Ehrsüchtiger sich der Regierung bemächtigen. Er bäte deshalb ihre Herrlichkeiten, daß sie die Un-

kunde der Menge nicht einem Vergehen von seiner Seite Jahr
beimessen möchten, denn was ihn beträfe, so habe er sich, 1373.
so schnell er nur gekonnt habe, in ihre Gewalt begeben. Indessen bitte er sie, daß es ihnen gefallen möchte, sich ihres Glückes mit Mäßigung zu bedienen, und daß sie sich lieber an einem mäßigen Siege genügen lassen möchten, als daß sie durch das Bestreben ihn vollkommen zu machen, ihn ganz verlieren sollten. Die Signoren lobten Messer Veri und ermahnten ihn, daß er das Volk die Waffen niederlegen lasse; alsdann würden sie nicht ermangeln, dasjenige zu thun, was er und die übrigen Bürger ihnen rathen würden. Nach diesen Worten kehrte Messer Veri auf den Plaz zurück und vereinigte die mit ihm gekommenen Volkshaufen mit denen, die von Messer Rinaldo und Messer Donato angeführt wurden. Darauf sagte er zu allen, er habe bei den Signoren den besten Willen gegen sie gefunden; man habe über viele Dinge gesprochen, aber wegen Kürze der Zeit und wegen der Abwesenheit der obrigkeitlichen Personen keinen Entschluß gefaßt. Er bitte sie deshalb, die Waffen niederzulegen und den Signoren zu gehorchen: indem er ihnen sein Wort gäbe, daß man mehr durch Milde als durch Hochmuth, durch Bitten als durch Drohungen auf sie zu wirken suchen werde, und daß an ihrer Zufriedenheit und Sicherheit nichts fehlen werde, wenn sie nur von ihm sich leiten ließen. So bewirkte er, daß im Vertrauen auf ihn ein jeder zu seiner Wohnung ging.

Nachdem die Waffen niedergelegt waren, befestigten die Signoren zuerst den Plaz; dann schrieben sie zweitausend Bürger, die das Zutrauen der Regierung hatten, gleichmäßig vertheilt unter Fahnen aus, und befahlen ihnen zu ihrem Beistande bereit zu sein, sobald sie sie dazu berufen würden; den nicht ausgeschriebenen aber verboten sie, sich

Jahr zu bewaffnen. Nachdem sie diese Vorkehrungen getroffen,
1378. verbannten und tödteten sie viele Handwerker von denen, die sich verwegener, als die anderen bei dem Aufruhr gezeigt hatten, und damit der Gonfaloniere der Gerechtigkeit mehr Würde und Ansehn habe, verordneten sie, daß um dieses Amt zu verwalten, ein Alter von fünf und vierzig Jahren erforderlich sein solle. Sie trafen noch viele andere Einrichtungen zur Befestigung der Regierung, die aber denjenigen, gegen die sie gerichtet waren, unerträglich, und den guten Bürgern ihrer eigenen Parthei verhaßt waren; denn sie hielten eine Regierung nicht für gut oder sicher, die mit solcher Gewaltthätigkeit sich vertheidigen mußte. Und nicht allein denen die von der Familie Alberti noch in der Stadt geblieben waren, und den Medici, die sich in ihren eignen Augen vorkamen, als hätten sie das Volk betrogen, sondern auch vielen andern gereichte diese Gewaltthätigkeit zum höchsten Verdruß. Der erste, der es versuchte, sich ihr zu widersezen, war Messer Donato Acciaj-
1378. soli, Jacobs Sohn. Dieser, obschon er in der Stadt sehr mächtig war, und eher ein Vorgesezter, als Genosse des Messer Maso degli Albizzi, der wegen der in seinem Gonfalonierat vollbrachten Handlungen, gleichsam Haupt der Republik war, konnte dennoch unter soviel Mißvergnügten nicht allein zufrieden leben, noch sich, wie die meisten thun, das allgemeine Unglück zum persönlichen Nuzen gereichen lassen, und faßte daher den Gedanken, zu versuchen, ob er den Verbannten ihr Vaterland, oder doch wenigstens den Gewarnten ihre Aemter wieder verschaffen könnte. Er ging also zu diesem und jenem Bürger und theilte ihm diese seine Meinung mit, indem er zeigte, daß man auf keine andre Weise das Volk beruhigen und die Unruhe der Partheien stillen könne; auch fügte er hinzu, daß er nur erwarte, ein Mitglied der Signoria zu werden, um dieses sein Vorha-

ben in's Werk zu sezen. Weil aber bei unseren Handlungen Aufschub Langeweile, und Uebereilung Gefahr bringt, so entschloß er sich um der Langenweile zu entgehen, der Gefahr Troz zu bieten. Michael Acciajoli, sein Verwandter, und Niccolo Ricoveri sein Freund saßen in der Signoria, und daher glaubte Messer Donato, daß ihm eine Gelegenheit gegeben sei, wobei er keine Zeit verlieren dürfe, und foderte sie auf, in den Räthen ein Gesez vorzuschlagen, wodurch die Wiedereinsezung der Bürger befohlen würde. Diese, von ihm überredet, sprachen davon mit ihren Amtsgenossen, die ihnen antworteten, sie wären nicht geneigt Neuerungen zu versuchen, wovon der Nuzen zweifelhaft und die Gefahr gewiß wäre. Messer Donato also, nachdem er vorher alle Mittel umsonst versucht, ließ ihnen, von Zorn entbrannt, andeuten, daß, da sie nicht wollten, daß die Stadt durch gütlichen Vergleich sich beruhige, dies durch die Waffen geschehen müsse. Diese Worte mißfielen so sehr, daß, nachdem die Sache den Häuptern der Regierung mitgetheilt worden, Messer Donato vorgeladen, als er erschien, von denen, welchen er die Botschaft aufgetragen, überführt, und deshalb nach Barletta verwiesen ward. Ferner wurden Alamanno und Anton de' Medici verwiesen, nebst allen denjenigen aus dieser Familie, die von Messer Alamanno abstammten, wie auch viele nicht vornehme, aber bei dem gemeinen Volke angesehene Handwerker. Diese Begebenheiten erfolgten zwei Jahre nachdem Messer Maso die Regierung wieder erhalten hatte. Jahr 1396.

So war jezt der Zustand der Stadt; innerhalb waren viele Mißvergnügte und außerhalb viele Verbannte. Unter den lezteren befanden sich auch zu Bologna, Picchio Cavicciulli, Thomas degli Ricci, Anton de' Medici, Benedikt degli Spini, Anton Girolamo, Christoph di Carlone nebst zwei andern von niedrigem Stande, sämmtlich aber 1397.

Jahr waren sie verwegene Jünglinge, und entschlossen jeder Ge-
1397. fahr Troz zu bieten, um in ihr Vaterland zurück zu kehren. Diesen wurde auf geheimen Wegen von Piggiello und Baroccio Cavicciulli, die als Gewarnte in Florenz lebten, angezeigt, daß, wenn sie nach der Stadt kommen wollten, so würden sie insgeheim sie in ihr Haus aufnehmen und von da könnten sie nachher hinausgehn, Messer Maso degli Albizzi umbringen und das Volk zu den Waffen rufen, das seiner Unzufriedenheit wegen sehr leicht würde in Aufstand zu bringen sein, besonders da auch die Ricci, Adimari, Medici, Mannelli und viele andere Familien ihnen folgen würden. Jene also, von dieser Hoffnung angetrieben, kamen am 4ten August des Jahrs 1397, und nachdem sie sich heimlicher weise dahin begeben hatten, wo ihnen vorgeschrieben worden war, sandten sie aus, um Messer Maso zu beobachten, da sie mit seinem Tode den Aufstand erregen wollten. Messer Maso ging aus seinem Hause, und blieb darauf in einer Apotheke bei St. Piero Maggiore stehen. Derjenige, der ausgegangen war, ihn zu beobachten, lief sogleich zu den Verschwornen, es ihnen anzuzeigen, und diese nahmen ihre Waffen und gingen zu dem bezeichneten Orte, von wo er aber schon wieder sich entfernt hatte. Nicht außer Fassung jedoch, daß ihnen dieser erste Versuch mißlungen war, wandten sie sich zum alten Markt und tödteten daselbst einen von der Gegenparthei. Hierauf erhoben sie ein Getümmel indem sie riefen: Volk, Waffen, Freiheit, es sterben die Tyrannen! wandten sich dann gegen den neuen Markt, und tödteten am Ende von Calimala noch einen. Da sie nun unter denselben Ausrufungen ihren Weg fortsezten, niemand aber zu den Waffen griff, zogen sie sich in die Gallerie della Mighittosa zurück. Hier stellten sie sich auf eine Erhöhung, umgeben von einer großen Volksmenge, die mehr um sie zu sehen als zu begünstigen

herbeigelaufen war; ermahnten die Menschen mit lauter Stimme, die Waffen zu ergreifen, und aus dieser Sklaverei sich zu befreien, die ihnen so verhaßt sei; und versicherten, daß die Beschwerden der Mißvergnügten dieser Stadt mehr als die selbst erlittenen Kränkungen sie zu ihrer Befreiung angetrieben hätten. Sie hätten gehört, daß viele Gott nur um eine Gelegenheit bäten, sich zu rächen, und daß sie dies thun würden, sobald sie nur einen Anführer hätten, der sie leite; jezt aber, da die Gelegenheit gekommen und die Anführer da wären, um sie zu leiten, sähen sie einer den andern an, und erwarteten, gleich Erstarrten, bis die Urheber ihrer Freiheit getödtet, sie selbst aber in noch härtere Sklaverei versenkt würden. Es nähme sie Wunder, daß sie, die sonst bei der geringsten Beleidigung die Waffen zu ergreifen pflegten, jezt bei so vielen sich nicht regten und es erdulden wollten, daß so viele ihrer Mitbürger verbannt und so viele gewarnt wären, da es doch in ihrer Willkühr stände, den Verbannten ihr Vaterland, den Gewarnten die Aemter wieder zu schenken. Diese Worte, so gegründet sie auch waren, bewegten das Volk nicht im mindesten; sei es nun aus Furcht, oder weil der Tod jener zwei Männer ihre Mörder verhaßt gemacht hatte. Da also die Urheber des Tumultes einsahen, daß weder Worte noch Thaten Macht hatten, einen einzigen in Bewegung zu sezen, erkannten sie zu spät, wie gefährlich es sei, ein Volk befreien zu wollen, das schlechterdings dienstbar sein will, und zogen sich, am Erfolg der Unternehmung verzweifelnd, in die Kirche der H. Reparata zurück, woselbst sie sich einschlossen, nicht sowohl um das Leben zu retten, als um den Tod noch zu verzögern. Die Signoren, auf den ersten Lärmen bestürzt, befestigten und verrammelten den Pallast; als sie aber das Verhältniß vernommen, und erfahren hatten, wer diejenigen waren, die den Tumult erregt, und wo

Jahr 1397.

Jahr sie sich eingeschlossen hatten, so ermannten sie sich, und be-
1397. fahlen dem Hauptmann, nebst vielen andern Bewaffneten, hinzugehen und sie zu verhaften. Es wurden also ohne große Anstrengung die Pforten der Kirche erbrochen, und ein Theil von ihnen in der Vertheidigung ermordet, der andere gefangen. Als man sie verhörte, fand man, außer ihnen selbst, niemand schuldig, als Baroccio und Piggiello Cavicciulli, die denn auch mit ihnen hingerichtet wurden.

1400. Nach dieser Begebenheit trug sich eine von größerer Wichtigkeit zu. Wie wir oben gesagt haben, hatte die Stadt zu damaliger Zeit Krieg mit dem Herzoge von Mailand, der, einsehend daß zu ihrer Unterdrückung offenbare Gewalt nicht hinreichte, sich auch zur heimlichen wandte, und mit den vertriebenen Florentinern, von denen die ganze Lombardei voll war, einen Vertrag abschloß, woran auch viele in Florenz selbst Antheil nahmen, und in welchem man beschlossen hatte, daß an einem bestimmten Tage ein großer Theil der waffenfähigen Vertriebenen aus den Florenz am nächsten gelegenen Oertern aufbrechen und über den Fluß Arno in die Stadt eindringen, dann mit ihren Freunden in der Stadt selbst gemeinschaftlich zu den Häusern der Staatshäupter eilen, diese ermorden, und die Regierung nach ihrer Willkühr verändern sollten. Unter den Verschworenen in der Stadt war einer von den Ricci, Samminiato genannt. Wie es nun bei Verschwörungen häufig zu gehen pflegt, daß wenige nicht hinreichen und zu viele sie entdecken, so fand auch hier Samminiato, indem er Genossen suchte, einen Ankläger. Er theilte nehmlich die Sache dem Salvestro Cavicciulli mit, den seine und seiner Anverwandten erlittne Schmach hätten zur Treue bewegen sollen; aber nichtsdestoweniger gab er lieber der augenblicklichen Furcht, als einer noch fernen Hoffnung Gehör und entdeckte sogleich die ganze Verhandlung den Signoren, die Samminiato verhaften ließen und ihn zwangen, das ganze Verhältniß der Verschwörung zu offenbaren. Indessen wurde keiner der Theilnehmer gefangen, als Thomas Darizi, ein Mann der, von Bologna kommend, und von dem, was in Florenz indessen vorgefallen, nicht unterrichtet, noch vor seiner Ankunft angehalten ward; alle übrigen entflohen nach Samminiato's

Verhaftung in vollem Schrecken. Nachdem Samminiato und Thomas ihren Verbrechen nach bestraft waren, ward mehreren Bürgern Balie ertheilt, daß sie mit voller Gewalt die Verbrecher ausfindig machen und dem Staate Sicherheit verschaffen sollten. Diese erklärten sechs von der Familie der Ricci, sechs von der der Alberti, zwei von den Medici, drei von den Scali, zwei von den Strozzi, Bindo Altoviti, Bernhard Adimari, nebst vielen Nichtadelichen für Rebellen. Ferner warnten sie die ganze Familie der Alberti, Ricci, und Medici auf zehn Jahre, bis auf wenige ausgenommene. Von den zur Familie Alberti gehörigen war Messer Anton nicht gewarnt worden, weil man ihn für einen ruhigen und friedfertigen Mann hielt. Es geschah aber, daß ehe der durch die Verschwörung erregte Argwohn sich gelegt hatte, ein Mönch verhaftet ward, den man zu der Zeit, als die Verschworenen miteinander unterhandelten, öfters hatte von Bologna nach Florenz gehen sehn. Dieser gestand, daß er mehrmals Briefe an Messer Anton überbracht habe; man verhaftete also diesen sogleich und obschon er im Anfang läugnen wollte, so ward er doch von dem Mönche überführt, deshalb zu einer Geldstrafe verurtheilt, und auf eine Entfernung von drei hundert Meilen von der Stadt verbannt. Und damit nicht die Alberti den Staat täglich in neue Gefahr sezen sollten, so wurden alle diejenigen Mitglieder dieser Familie, die über funfzehn Jahre alt waren, aus der Stadt verbannt. Jahr 1400.

Diese Begebenheit erfolgte im Jahr 1400, und zwei Jahr darauf starb Johann Galeazzo Herzog von Mailand, dessen Tod, wie wir oben gesagt haben, diesem Kriege nach einer zwölfjährigen Dauer ein Ende machte. Zu dieser Zeit unternahm die Regierung, da sie, von auswärtigen und inneren Feinden befreit, mehr Kraft gewonnen hatte, den Feldzug gegen Pisa, worin sie aufs rühmlichste den Sieg davon trug. Im Innern erhielt sich die Ruhe vom Jahr 1400 bis 1433, und nur im Jahr 1412 ward, weil die Alberti ihre Verbannung überschritten hatten, eine neue Balia gegen sie aufgerichtet, welche die Regierung durch neue Verordnungen befestigte, und die Alberti durch Aussezung von Preisen auf ihre Personen verfolgte. Zu dieser 1406.

Jahr Zeit führten die Florentiner auch gegen den König Ladislaus
1408. von Neapel einen Krieg, der durch den Tod des Königs im Jahr 1414 endigte. In dem Laufe dieses Krieges hatte der König, da er unterlag, den Florentinern die Stadt Cortona, wovon er Herr war, zugestanden. Bald darauf erlangte er wieder Kräfte und erneuerte den Krieg gegen sie, der diesmal viel gefährlicher als das erstemal für sie ward; und hätte er nicht durch seinen Tod sich geendigt, ebenso wie jener mit dem Herzoge von Mailand, so würde auch der König, gleich dem Herzoge, Florenz in Gefahr gesezt haben, seine Freiheit zu verlieren. Auch schloß sich dieser Krieg mit dem Könige mit nicht geringerem Glücke als jener; denn als er bereits Rom, Siena, die Mark, und ganz Romagna eingenommen hatte, und ihm nur noch Florenz fehlte, um mit seiner Macht in die Lombardei zu dringen, starb er. So war den Florentinern immer der Beste von allen Freunden der Tod, der kräftiger zu ihrer Rettung wirkte, als ihre eigne Tugend. Nach dem Tode des Königs genoß die Stadt auswärts und innerhalb einer achtjährigen Ruhe, nach deren Verlauf zugleich mit den Kriegen gegen Philipp, Herzog von Mailand, auch die Kämpfe der Partheien wieder begannen, die nicht eher beruhigt wurden, als mit dem Untergange der Regierung, die von 1381 bis 1434 bestanden, so viele Kriege mit so großem Ruhm geführt, und ihrer Oberherrschaft Arezzo, Pisa, Cortona, Livorno und Monte Pulciano unterworfen hatte. Noch größere Dinge aber würde sie vollbracht haben, wenn die Stadt sich einig erhalten hätte und nicht jene alten Unruhen in ihr von neuem wären angefacht worden, wie sich dies im folgenden Buche genau zeigen wird.

# Viertes Buch.

Diejenigen Städte, und besonders die nicht wohl eingerichteten, welche unter dem Namen Republiken verwaltet werden, wechseln sehr häufig in ihren Regierungen und Verfassungen, nicht zwischen Freiheit und Knechtschaft, wie viele glauben, sondern zwischen Knechtschaft und Zügellosigkeit. Denn die Freiheit wird nur dem Namen nach sowohl von den Dienern der Zügellosigkeit, nehmlich den Bürgerlichen, als von denen der Knechtschaft, nehmlich den Adlichen, hoch gerühmt, indem beide wünschen, weder den Gesezen noch den Menschen unterworfen zu sein. Wahr ist es, wenn es einmal sich zuträgt, (was freilich sehr selten der Fall ist) daß zum guten Glücke der Stadt in derselben ein weiser guter und mächtiger Bürger aufsteht, und Gesezе einführt, durch welche die Feindschaften zwischen Adlichen und Bürgerlichen sich beruhigen, oder doch auf solche Weise eingeschränkt werden, daß sie kein Unheil stiften können, dann mag eine solche Stadt sich frei nennen, dann mag man ihre Verfassung für dauerhaft und fest halten. Denn, gegründet auf gute Gesezе und gute Einrichtungen, bedarf sie nicht, gleich den andern, der Tugend eines Mannes, der sie aufrecht halte. Mit solchen Gesezen und Einrichtungen waren viele Republiken des Alterthums, deren Reich Jahr 1500.

Jahr 1400. sich lange Zeit erhalten hat, ausgestattet. Solcher Einrichtungen und Gesetze ermangelten und ermangeln alle diejenigen, die oftmals in ihrer Regierung von tyrannischer Verfassung zur zügellosen, und von dieser zu jener übergegangen sind und übergehen: denn weil beide Verfassungen sehr mächtige Feinde haben, so haben sie keine Festigkeit und können sie nicht haben, denn die eine gefällt den Guten nicht, die andere mißfällt den Verständigen, die eine kann sehr leicht Schaden, die andere nur mit Mühe Gutes thun; in der einen haben die Anmaßenden, in der andern die Dummen zu viel Einfluß, und sowohl die eine als die andere muß durch die Tugend und das Glück eines Mannes aufrecht erhalten werden, der durch den Tod dahin sinken, oder durch Arbeiten untüchtig werden kann.

Die Verfassung also, sage ich, die in Florenz durch Messer Georg Scali's Tod im Jahre 1381 ihren Ursprung erhielt, ward zuerst durch Messer Maso degli Albizzi's, und hernach durch Nikolaus da Uzano's Tugend aufrecht erhalten. Die Stadt genoß vom Jahr 1413 bis 1422 der Ruhe, da der König Ladislaus todt und die Regierung der Lombardei in viele Theile zerfallen war, so daß die Stadt weder außerhalb noch innerhalb das allermindeste zu besorgen hatte. Nächst Nikolaus da Uzano standen folgende Bürger in Ansehen: Bartholomäus Valori, Nerone di Nigi, Messer Rinaldo degli Albizzi, Neri di Gino, und Lapo Niccolini. Der Partheigeist der durch die Zwietracht zwischen den Albizzi und den Medici entstanden war, und nachher mit so großen Unruhen von Messer Salvestro de Medici wieder aufgeweckt wurde, erlosch niemals. Und obschon diejenige Parthei, die bei der Menge am beliebtesten war, nur drei Jahre regierte, und im Jahr 1381 unterlag, so konnte sie doch, da die Neigung zu ihr dem größten Theil der Stadt eigen war, niemals ganz und gar unterdrückt werden.

Wahr ist es, daß die häufigen Generalversammlungen und Jahr
die fortwährenden Verfolgungen, die vom Jahr 1381 bis 1400.
1400 gegen ihre Häupter veranstaltet wurden, sie fast auf nichts zurück brachten. Die ersten Familien, die als ihre Häupter verfolgt wurden, waren die Alberti, Ricci und Medici, und diese wurden mehrmals ganz von Menschen und Reichthümern entblößt und die wenigen von ihnen, die in der Stadt zurückblieben, wurden von den Ehrenstellen ausgeschlossen. Diese Widerwärtigkeiten machten die Parthei ohnmächtig und lösten sie fast ganz auf. Dennoch erhielt sich bei vielen Menschen ein Andenken an die erlittenen Kränkungen und der Wunsch sie zu rächen, der, weil er nichts fand, worauf er sich hätte stützen können, sich in ihrer Brust verborgen hielt. Jene vornehmen Bürgerlichen aber, die jezt in Frieden die Stadt regierten, begingen zwei Fehler, die ihrer Regierung den Untergang brachten; der eine, daß sie durch die fortdauernde Herrschaft anmaßend wurden; der andre, daß sie durch die Eifersucht, die sie gegeneinander nährten, und durch den langen Besiz der Regierung, die Vorsicht die sie gegen die, die ihnen schädlich werden konnten, hätten anwenden sollen, vernachläßigten. Da sie also durch ihr übles Betragen den Haß der Menge täglich von neuem aufregten, und sich nicht in Acht nahmen vor schädlichen Dingen, weil sie sie nicht fürchteten, oder gar aus gegenseitigem Hasse sie unterhielten, bewirkten sie, daß die Familie der Medici wieder in Ansehn kam. Der erste aus derselben der wieder einen Anfang machte, sich empor zu heben, war Johann, Ricci's Sohn. Dieser, da er sehr reich geworden und von Natur gütig und milde war, ward auf Bewilligung derer die die Regierung lenkten zu der höchsten Ehrenstelle erhoben. Die ganze Stadt zeigte 1420.
hierüber eine so große Fröhlichkeit, weil nehmlich die Menge glaubte, einen Vertheidiger ihrer Sache gewonnen zu ha-

Jahr 1420. ben, daß die Verständigen mit Recht darüber besorgt wurden, weil man sahe, daß alle die alten Unruhen sich wieder zu regen begannen. Nikolaus da Uzano unterließ auch nicht die übrigen Bürger darauf aufmerksam zu machen, indem er ihnen zeigte, wie gefährlich es sei, einen Mann zu begünstigen, der so großen Einfluß auf die Menge habe; und daß es leicht sei, den Unordnungen entgegen zu arbeiten, so lange sie nur beginnen, wenn man sie aber wachsen lasse, so sei es schwer, ihnen abzuhelfen; auch wisse er, daß Johann viele Eigenschaften besize, wodurch er dem Salvestro noch überlegen sei. Nikolaus ward aber von seinen Genossen nicht gehört; denn sie waren neidisch auf sein Ansehn und wünschten Gehülfen zu haben, um ihn zu unterdrücken.

Indem nun Florenz von diesen Unruhen bewegt ward, die im Verborgenen wieder aufzubrausen begannen, wünschte Philipp Visconti, des Johann Galeazzo zweiter Sohn, der durch seines Bruders Tod Herr der ganzen Lombardei geworden war und daher jeglicher Unternehmung sich gewachsen glaubte, nichts eifriger, als sich Genua's zu bemächtigen, welches damals unter der Regierung des Doge Messer Thomas da Campofregoso der Freiheit genoß. Dennoch getraute er sich nicht, weder diese, noch irgend eine andere Unternehmung durchsezen zu können, wenn er nicht zuvor einen neuen Vertrag mit den Florentinern abschlösse, durch dessen Ansehn er hoffte seine Zwecke erreichen zu können. Er schickte deshalb seine Gesandte mit diesem Begehren nach Florenz. Viele Bürger riethen, daß es nicht geschehen möchte, sondern daß man, ohne es zu thun, in dem Frieden, den man lange Jahre mit ihm unterhalten habe, verbleiben solle; denn sie kannten den Vortheil den die Bewilligung ihm brachte, und den geringen Nuzen, den die Stadt davon zog. Viele andere hielten für gut, daß man es thue, und kraft dieses Vertrages ihm Gränzen seze,

durch die man, wenn er sie überschreite, seine böse Gesin- Jahr
nung erkennen, und dann, wenn er den Frieden breche, um 1421.
so gerechter ihm den Krieg erklären könne. Nachdem man so die Sache mannigfach bestritten hatte, ward der Frieden abgeschlossen, worin Philipp versprach keinen Antheil zu nehmen in den Angelegenheiten diesseit der Flüsse Magra und Panaro.

Nach dem Abschluß dieses Vertrages, nahm Philipp Brescia ein und bald darauf auch Genua, gegen die Erwartung derer, die in Florenz zu dem Frieden gerathen hat- 1422.
ten; denn sie hatten geglaubt, Brescia würden die Venezianer vertheidigen, und Genua sich selbst. Da nun in dem Vertrage, den Philipp mit dem Doge von Genua abschloß, dieser ihm Serezana und andere Oerter diesseit der Magra überließ, unter der Bedingung, daß wenn er sie veräußern wolle, er den Genuesern sie zu geben verbunden sei, so beging er dadurch einen Friedensbruch. Außerdem schloß er auch mit dem Legaten von Bologna einen Vertrag ab. Diese Vorfälle beunruhigten die Gemüther der Bürger und bewirkten, daß sie aus Besorgniß vor neuen Uebeln auf neue Mittel dagegen dachten. Als Philipp diese Bewegungen erfuhr, sandte er, entweder um sich zu rechtfertigen, oder um die Gesinnungen der Florentiner zu erforschen, oder um sie einzuschläfern, Botschafter nach Florenz, unter dem Schein, als wundere er sich über den gefaßten Argwohn, und mit dem Erbieten, alle diejenigen seiner gethanen Schritte wieder aufzugeben, die irgend einen Verdacht erwecken könnten. Diese Gesandten aber bewirkten nichts anderes, als eine Spaltung der Stadt, denn ein Theil derselben, nebst denen, die in der Regierung den meisten Einfluß hatten, urtheilten, es sei wohlgethan, sich zu bewaffnen und vorzubereiten, um die Absichten des Feindes zu vereiteln; und wenn diese Vorbereitungen gemacht wären und

Jahr 1432. Philipp bleibe ruhig, so wäre kein Krieg erregt, sondern vielmehr der Frieden erhalten worden. Viele andre, theils aus Haß gegen die Regierenden, theils aus Furcht vor dem Kriege, urtheilten, man müsse nicht allzuleicht Mißtrauen gegen einen Freund schöpfen, und die Schritte, die er gethan habe, seien so großen Argwohns nicht werth; wohl aber wüßten sie, daß die Ernennung der Zehnmänner und das Anwerben der Truppen Krieg bedeute, und diesen gegen einen solchen Fürsten zu unternehmen, werde zum sichern Untergange der Stadt gereichen, ohne daß davon einiger Nuzen zu hoffen sei, da wir von den zu erobernden Plätzen, weil die Romagna dazwischen liege, nicht Herr werden könnten, und wir auch wegen der Nähe der Kirche an die Angelegenheiten von Romagna nicht denken dürften. Der Einfluß derer, die für die Rüstung zum Kriege stimmten, gewann indessen doch die Oberhand über die Meinung derer, die zum Frieden riethen; sie ernannten also die Zehnmänner, warben Truppen, und machten neue Auflagen. Diese, weil sie mehr die geringeren, als die vornehmeren Bürger belästigten, erfüllten die Stadt mit Mißvergnügen, und jeder verdammte die Ehrsucht und den Geiz der Mächtigen, sie beschuldigend, daß sie um ihren Begierden zu fröhnen, und durch ihre Herrschaft das Volk zu unterdrücken, einen unnöthigen Krieg erregen wollten.

1433. Noch war es mit dem Herzoge nicht zum offenbaren Bruch gekommen, aber überall zeigte sich Argwohn; denn Philipp hatte auf Ansuchen des Legaten von Bologna, weil dieser sich vor Messer Anton Bentivogli fürchtete, der von Bologna ausgewandert sich zu Castel Bolognese befand, Truppen in diese Stadt gesandt, und diese, weil sie dem Gebiete von Florenz so nahe waren, erhielten die florentinische Regierung in Argwohn; was aber jedermann in Schrecken sezte, und zum Ausbruch des Krieges vollen An-

laß gab, war der Angriff, den der Herzog auf Furli machte. Jahr
Georg Ordelaffi war Herr von Furli, und hinterließ bei 1423.
seinem Tode seinen Sohn Tibaldo unter der Vormundschaft
Philipps. Obschon nun die Mutter, da ihr der Vormund
verdächtig war, ihn ihrem Vater Ludwig Alidossi zusandte,
der Herr von Imola war, so ward sie doch von dem Volke
von Furli gezwungen, ihn, um dem Testamente des Vaters
Folge zu leisten, den Händen des Herzogs zu überliefern.
Philipp also, um weniger Verdacht gegen sich zu erwecken,
und seine Absicht besser zu verbergen, brachte es dahin, daß
der Marchese von Ferrara den Guido Torello als seinen
Stellvertreter mit Truppen absandte, um die Regierung
von Furli zu übernehmen. So kam dieser Ort in Philipps
Gewalt. Als man diesen Vorfall zugleich mit der Neuig-
keit von den in Bologna eingerückten Truppen zu Florenz
erfuhr, so ward dadurch die Entschließung zum Kriege er-
leichtert, obschon sie dennoch großen Widerspruch fand, und
Johann von Medici öffentlich davon abrieth, indem er
zeigte, daß, wenn man auch von der feindlichen Gesinnung
des Herzogs vollkommen überzeugt wäre, es dennoch besser
sei, seinen Angriff zu erwarten, als ihm mit Kriegesmacht
entgegen zu ziehen; denn in diesem Falle würde der Krieg
gerechtfertigt sein in den Augen der Mächte von Italien,
sowohl derer von des Herzogs, als von unserer Parthei.
Auch könne man jezt nicht mit gleichem Vertrauen Beistand
fordern, als dann, wenn seine Ehrsucht offenbar sein würde,
und mit höherem Muthe und größerer Macht würden sie
ihre eigene Sache verfechten, als eine fremde. Die Gegner 1424.
sagten, man müsse nicht den Feind in der eignen Wohnung
erwarten, sondern ihm entgegen gehen; das Glück begünstige
weit mehr den, der angreife, als den, der sich vertheidige;
und mit geringerem Schaden, wenn auch mit größeren Un-
kosten, führe man den Krieg auf dem Gebiet des andern,

Jahr als auf dem eigenen. Dieser Rath erhielt also den Vorzug
1424. und man beschloß, daß die Zehnmänner alle mögliche Mittel anwenden sollten, um die Stadt Furli aus den Händen des Herzogs zu reißen.

Als Philipp sahe, daß die Florentiner diejenigen Pläze einzunehmen strebten, die er zu vertheidigen übernommen hatte, sezte er alle Rücksichten bei Seite und sandte Agnolo della Pergola mit starker Macht nach Imola, damit der Herr dieser Stadt, auf seine eigne Vertheidigung zu denken gezwungen, an die Beschäzung seines Enkels nicht denken könne. Agnolo kam also in der Nähe von Imola an, als die Truppen der Florentiner noch zu Modigliano waren; da nun die Kälte sehr groß und daher die Graben der Stadt noch mit Eis belegt waren, so nahm er die Stadt in einer Nacht durch Ueberfall weg und sandte Ludwig als Gefangenen nach Mailand. Die Florentiner, da sie Imola verloren und den Krieg erklärt sahen, sandten ihre Truppen nach Furli, die dann die Belagerung der Stadt eröfneten und sie von allen Seiten einschossen. Und damit die Truppen des Herzogs ihr nicht vereint zu Hülfe kommen möchten, nahmen sie den Grafen Alberigo in Sold, der von seinem Size Zagonara aus täglich bis zu den Thoren von Imola streifte. Agnola della Pergola sah ein, daß er nicht mit Sicherheit Furli zu Hülfe kommen könne, wegen der starken Stellung die unsere Truppen genommen hatten; er beschloß daher zur Eroberung von Zagonara zu schreiten, in der Meinung, die Florentiner würden diesen Ort nicht verloren geben wollen, und wollten sie ihm zu Hülfe kommen, so würden sie den Angriff auf Furli aufgeben und zu ihrem Nachtheil sich in ein Treffen einlassen müssen. Die Truppen des Herzogs zwangen also den Alberigo um Frieden zu bitten, der ihm zugestanden ward, gegen das Versprechen, daß er die Stadt übergeben wolle, im Fall er

binnen vierzehn Tagen nicht Hülfe von den Florentinern erhielte. Da man diesen Unfall in dem Lager der Florentiner und in der Stadt erfuhr, so wünschten alle, daß der Feind diesen Sieg nicht erhalten möchte, und bewirkten dadurch, daß er einen viel größeren erhielt. Denn da das Heer von Furli aufbrach, um Zagonara zu Hülfe zu kommen, ward es, als es auf den Feind stieß, geschlagen, nicht sowohl durch die Tapferkeit der Gegner, als durch das üble Wetter. Die unsrigen stießen nehmlich, nachdem sie mehrere Stunden durch den tiefsten Koth marschirt, und von Regen durchnäßt waren, auf den noch frischen Feind, dem es also leicht ward, sie zu besiegen. Dennoch kam bei einer so großen durch ganz Italien berühmten Niederlage niemand weiter um, als Ludwig degli Obizi nebst zwei andern seiner Leute, die vom Pferde gestürzt im Koth erstickten. Jahr 1424.

Die Nachricht von dieser Niederlage sezte die ganze Stadt Florenz in Trauer, am meisten aber die vornehmen Bürger, die zum Kriege gerathen hatten; denn sie sahen den Feind gerüstet, sich selbst entwaffnet, ohne Kriegsvolk, und das Volk gegen sich erbittert, das auf allen Plätzen mit beleidigenden Worten sie angriff, indem es sich über die auferlegten Steuern, und über den ohne Ursach begonnenen Krieg beklagte und ausrief: Haben sie nun die Zehnmänner ernannt, um den Feind in Schrecken zu sezen? Haben sie nun Furli entsezt und den Händen des Herzogs entzogen? So haben sich ihre Rathschläge nun offenbart, und das Ziel, nach welchem sie gestrebt haben; nicht die Freiheit zu vertheidigen, die ihre Feindin ist, sondern um ihre eigne Macht zu erhöhen, die nun Gott gerechterweise erniedrigt hat. Auch haben sie nicht mit diesem Feldzuge allein die Stadt bedrückt, sondern mit vielen; denn eben so wie dieser, war auch der gegen den König Ladislaus. Bei wem

Jahr werden sie nun Beistand suchen? Beim Pabst Martin, den 1424.
sie zu Gunsten Braccios mißhandelt haben? Bei der Königinn Johanna, die sie im Stich gelassen und dadurch gezwungen haben, sich dem Könige von Arragonien in die Arme zu werfen? Außer diesem sagten sie noch alles, was ein erbittertes Volk zu sagen pflegt. Die Signoren fanden daher für gut, viele Bürger zu versammeln, die durch gute Worte die bei der Menge sich regende üble Stimmung beruhigen sollten. Messer Rinaldo degli Albizzi also, der als ältester Sohn des Messer Maso hinterblieben war, und durch seine Tugend und durch das Andenken seines Vaters auf die höchste Würde im Staate Anspruch machte, hielt eine lange Rede, worin er zeigte, daß es nicht der Klugheit gemäß sei, die Dinge nach dem Ausgange zu beurtheilen, weil oftmals wohl überlegte Dinge ein übles, und schlecht überlegte ein gutes Ende nähmen. Wenn man also schlechte Rathschläge um ihres guten Erfolges willen lobe, so thue man nichts anderes, als die Menschen zum Irrthum anzufeuern, welches den Republiken zum größten Nachtheile gereiche, weil nicht immer die schlechten Rathschläge glücklich sind. Auf gleiche Weise irre man, indem man eine weise Maaßregel tadle, die einen unbefleckten Ausgang nehme, weil man dadurch den Bürgern den Muth raube, dem Staate zu rathen, und das zu sagen, was sie für recht halten. Hierauf zeigte er, wie nothwendig es gewesen sei, zu diesem Kriege zu schreiten, und wie er, wenn man ihn nicht in Romagna angefangen hätte, in Toscana würde geführt worden sein. Da nun Gott gewollt habe, daß die Truppen geschlagen würden, so würde der Verlust nur um so schlimmer sein, jemehr man sich sinken lasse; wenn man aber dem Schicksal die Stirn zeige, und die Mittel anwende, die man in seiner Gewalt habe, so würden sie nicht den Verlust und der Herzog nicht den Sieg empfinden.

Auch sollten sie sich nicht vor den zukünftigen Unkosten und Jahr
Steuern fürchten; denn diese müßten billigerweise verändert 1424.
werden, und jene würden viel geringer als die bisherigen sein; denn weniger Zurüstungen bedürfe derjenige, der sich nur vertheidigen wolle, als der, der andere anzugreifen suche. Er ermahnte sie zulezt, ihren Vätern nachzuahmen, die, weil sie den Muth nicht verloren hätten bei jedem widrigen Vorfall, sich auch immer gegen jeglichen Fürsten vertheidigt hätten. Da nun durch sein Ansehen die Bürger ermuthigt waren, nahmen sie den Grafen Oddo einen Sohn des Braccio in Sold, und gaben ihm den Nikolaus Piccinino als Rathgeber zur Seite, der ein Zögling Braccio's und vor allen andern die unter den Fahnen desselben gekämpft hatten berühmt war. Zu diesen fügten sie noch andere Heerführer, und von denen, die ihre Rüstung verloren hatten, versahen sie wieder einige mit Pferden. Hierauf ernannten sie zwanzig Bürger, die neue Lasten auferlegen sollten, welche dann, da die Niedergeschlagenheit, in die sie die mächtigen Bürger durch die erlittene Niederlage versezt sahen, ihnen Muth gab, diese ohne alle Rücksicht vor ihnen mit Auflagen belegten.

Diese Belastung war den vornehmen Bürgern sehr anstößig. Im Anfang zwar beklagten sie sich nicht über die ihnen auferlegten Beschwerungen, um rechtlicher zu erscheinen, dennoch mißbilligten sie dieselben im allgemeinen als ungerecht, und riethen eine Erleichterung darin zu machen. Da nun dieses Vielen bekannt wurde, so wurden sie in den Rathsversammlungen daran verhindert. Um also durch das 1426.
Verfahren selbst die Härte davon fühlbar, und die Maaßregel bei Vielen verhaßt zu machen, bewirkten sie, daß die Exekutoren die Auflagen mit der größten Härte erpreßten; indem sie ihnen Vollmacht gaben, einen jeden, der sich dabei gegen die Gerichtsdiener vertheidigen würde, zu tödten.

Jahr 1426. Hieraus entstanden viele traurige Vorfälle durch den Tod und die Verwundung von Bürgern. Es schien daher als würde es zwischen den Partheien zum Blutvergießen kommen, und jeder Verständige fürchtete irgend ein nahes Unglück; denn die vornehmen Bürger, gewöhnt mit Achtung behandelt zu werden, konnten eine so harte Begegnung nicht ertragen, die andern aber verlangten, daß jeder in gleichem Maaße belastet werde. Viele der ersten Bürger schlossen sich daher aneinander an, und vereinigten sich dahin, daß es nöthig sei, die Regierung wieder an sich zu bringen, indem es ihr Mangel an Aufmerksamkeit sei, der dem Volke den Muth gegeben habe, die Maasregeln der Regierung zu tadeln, und der diejenigen, die gewöhnlich an der Spize der Menge stünden, so frech gemacht habe. Nachdem sie nun diese Dinge mehrmals unter sich besprochen hatten, beschlossen sie, sich einmal zu einer allgemeinen Versammlung zu vereinigen, und es kamen also in der St. Stephanskirche, mit Erlaubniß der damals regierenden Signoren Messer Lorenz Ridolfi, und des Franz Gianfigliazzi mehr als siebenzig Bürger zusammen. Johann von Medici fand sich dabei nicht ein, entweder weil er als verdächtig nicht dazu eingeladen worden, oder weil er, nicht einstimmend in die Meinung jener Männer, nicht zugegen sein wollte.

Rinaldo degli Albizzi sprach zu der Versammlung. Er zeigte ihnen den Zustand der Stadt, und wie dieselbe durch ihre Nachlässigkeit in die Gewalt des Pöbels zurückgefallen sei, aus der sie im Jahre 1381 von ihren Vätern sei gezogen worden. Er erinnerte sie an die Ungerechtigkeit jener Regierung, die vom Jahr 1378 bis 1381 statt gefunden habe; wie sie allen denen, die hier versammelt wären, diesem seinen Vater, jenem seinen Ahn getödtet habe; und wie man nun zurückkehre in dieselben Gefahren, der Staat

zurückstürze in die nehmliche Verwirrung. Denn schon habe Jahr
der Hause eine Steuer auferlegt nach seiner Willkühr, und 1425.
bald auch, wenn man ihn nicht zurückhielte durch größere Macht oder bessere Anordnung, werde er die Staatsdiener nach seinem Gutdünken einsezen. Wenn aber dieses geschehen sollte, so werde er ihre Plätze einnehmen, und diesen Staat zu Grunde richten, den sie zwei und siebenzig Jahre hindurch zu so großem Ruhme der Stadt verwaltet hätten; und dann würde Florenz beherrscht werden entweder nach dem Willen des Zufalls, unter der Willkühr des Haufens, wo man denn von einer Seite zügellos, und von der anderen gefahrvoll leben werde; oder unter der Herrschaft eines Einzigen, der sich zum Herrscher desselben erheben werde. Er versicherte demnach, daß ein jeder, der sein Vaterland und seine Ehre liebe, nothwendig erwachen müsse, und sich erinneren an Bardo Mancinis Tugend, der durch den Untergang der Alberti die Stadt aus jenen Gefahren gerissen habe, in denen sie damals schwebte, und daß die Ursach dieser Verwegenheit, die das Volk ergriffen habe, aus der Vermehrung der Wahllooſe entstanden sei, die durch ihre Unachtsamkeit sei vorgenommen worden, und wodurch der Pallast der Regierung sich mit neuaufgekommenen und gemeinen Menschen angefüllt habe. Er schloß hierauf, nur diese einzige Art gebe es, dem Uebel abzuhelfen; daß man nehmlich die Regierung den Großen zurückgebe, den niederen Zünften aber einen Theil ihrer Macht entzöge, indem man sie von vierzehn auf sieben zurück brächte. Hierdurch werde das Volk in den Rathsversammlungen weniger Einfluß haben, sowohl durch die Verminderung ihrer Anzahl, als auch durch die vergrößerte Macht der Großen in denselben, die um der alten Feindschaft willen, sie ungünstig behandeln würden. Er fügte hinzu, man müsse sich der Menschen bedienen nach Maaßgabe der Zeiten: wenn ihre Väter sich

Jahr 1426. des Volks bedient hätten, um den Uebermuth der Großen zu unterdrücken, so würde es jezt, da die Großen bescheiden und das Volk übermüthig geworden sei, wohlgethan sein, seinen Uebermuth mit Hülfe jener zu zügeln. Diesen Zweck auszuführen müsse man der List oder der Gewalt sich bedienen, und zu dieser könne man leicht gelangen, da einige von ihnen zu den Zehnmännern gehörten, und heimlich Kriegsvölker in die Stadt führen könnten. Messer Rinaldo ward gelobt und sein Rath von allen gebilligt; Nikolaus von Uzano unter andern sagte: Alles was Messer Rinaldo angeführt habe, sei wahr, auch die Maasregeln gut und sicher, wenn man sie anwenden könne, ohne zu einer offenbaren Spaltung der Stadt zu kommen. Dieses würde gewiß vermieden, wenn Johann von Medici auf ihre Seite gezogen würde, denn wenn dieser Antheil nehme, so könne der Haufe, seines Haupts und seiner Kräfte beraubt, keinen Schaden mehr thun. Wenn aber er nicht Antheil nehme, so würde man ohne Waffen nichts ausrichten; durch die Waffen aber halte er die Ausführung für gefährlich, weil man entweder nicht werde siegen, oder den Sieg nicht benuzen können. Er rief ihnen ferner seine in der vergangnen Zeit gemachten Erfahrungen bescheidentlich in's Gedächtniß, und daß sie diese Schwierigkeiten nicht hätten hinwegräumen wollen, zu einer Zeit, wo sie es leicht gekonnt hätten; jezt aber sei es nicht mehr Zeit es zu thun, ohne größeres Unheil zu befürchten, und es bleibe also kein anderes Mittel übrig, als jenen zu gewinnen. Messer Rinaldo erhielt daher den Auftrag, daß er zu Johann gehen und versuchen solle, ihn zu ihrer Meinung zu stimmen.

Der Kavalier erfüllte seinen Auftrag und beredete ihn in den passendsten Ausdrücken die er finden konnte, die Unternehmung mit ihnen gemeinschaftlich durchzuführen, und nicht durch Begünstigung eines Volkshaufens die Verwegen-

heit derſelben zum Untergange der Regierung und des Staats zu vermehren. Hierauf antwortete Johann: Es ſei, nach ſeiner Meinung, die Pflicht eines verſtändigen und guten Bürgers die hergebrachten Ordnungen eines Staates nicht zu verändern, denn es gebe nichts was den Menſchen ſo zuwider ſei, als das umwechſeln derſelben, weil man immer dabei viele Bürger beleidigen müſſe, und da wo viele Mißvergnügte wären, habe man fortwährend ſchlimme Ereigniſſe zu fürchten. Auch ſcheine es ihm, daß dieſer ihr Beſchluß zwei ſehr gefährliche Folgen nach ſich ziehe: die eine, daß dadurch die Ehrenſtellen denjenigen gegeben würden, die weil ſie dieſelben nie bekleidet hätten ſie weniger achten, und auch wenn ſie ſolche nicht erhielten, weniger Urſach haben würden, ſich zu beklagen; die andere, daß dieſe Stellen denen genommen würden, die gewöhnt, ſie zu bekleiden, niemals ruhen würden, bis ſie ſelbige wieder erlangten. Dadurch würde dann das Unrecht, das dem einen Theil geſchähe, viel größer ſein, als die Wohlthat, die der andere empfinge; der Urheber davon würde ſich alſo wenige Freunde, aber ſehr viele Widerſacher zu Wege bringen, und dieſe würden viel eifriger ſein, ihn anzugreifen, als jene ihn zu vertheidigen, da die Menſchen überhaupt viel geneigter ſeien, Beleidigungen zu rächen, als für Wohlthaten dankbar zu ſein, denn dieſes ſcheine ihnen immer Nachtheil, jenes aber Nuzen und Vergnügen zu bringen. Hierauf wandte er ſeine Rede auf Meiſſer Ri[illegible]ldo indem er ſagte: Ihr aber, wenn ihr euch erinnertet an das Vergangene, und wie betrüglich man in dieſer Stadt zu Werke geht, ſo würdet ihr weniger hizig zu dieſem Entſchluſſe greifen; denn derjenige der dazu räth, würde, ſobald er durch euren Beiſtand dem Volke ſeine Macht entriſſen hätte, ſie euch wiederum mit der Hülfe derer entziehen, die durch dieſe Beleidigung würden eure Feinde geworden ſein. Dann würde es euch erge- Jahr 1426.

Jahr 1426. hen, wie Messer Benedikt Alberti, welcher, überredet von denen, die nicht seine Freunde waren, in den Untergang von Messer Georg Scali und Messer Thomas Strozzi einwilligte, bald darauf aber von denen selbst, die ihn überredet hatten, ins Exil gesandt ward. Er ermahnte ihn demnach, die Sache reiflicher zu überlegen, und seinem Vater nachzuahmen, der um sich das allgemeine Wohlwollen zu erwerben, den Preis des Salzes verringerte; der ferner bewirkte, daß diejenigen, denen weniger als ein halber Gulden Steuer auferlegt war, ihn nach seinem Belieben bezahlen konnte, oder nicht; und der bestimmte, daß an dem Tage, wo sich der Rath versammelte, ein jeder vor seinen Gläubigern sicher sein sollte. Er schloß endlich damit, daß er, sofern es auf ihn ankomme, der Meinung sei, den Staat in seinen Einrichtungen bestehen zu lassen.

Diese Verhandlungen wurden allgemein bekannt und vermehrten den guten Ruf Johanns, und den Haß gegen die andern Bürger; doch wich er diesem Ruhme aus, um dadurch denen weniger Muth zu machen, die unter seiner Begünstigung Umwälzungen beabsichteten; und in allen seinen Reden gab er jedermann zu erkennen, daß er den Partheigeist nicht zu nähren, sondern zu unterdrücken strebe, und daß, was immer man auch von ihm erwarte, er keinen andern Zweck habe, als die Eintracht des Staats; obgleich viele die zu seiner Parthei gehörten, hierüber mißvergnügt waren, weil sie gewünscht hätten, daß er an diesen Angelegenheiten lebhafteren Antheil genommen hätte. Unter diesen war auch Allamanno von Medici, der, heftiger von Natur, nicht nachließ ihn zur Verfolgung der Feinde und zur Begünstigung der Freunde anzureizen, indem er seine Kälte, und sein ruhiges Verfahren tadelte, welches, wie er sagte, verursache, daß die Feinde ohne alle Rücksicht ihm entgegen arbeiteten, welches Bestreben sie einst durchsezen

würden zum Untergang seines Hauses und seiner Freunde. Jahr
Dieselbe Gesinnung erweckte er auch in Johanns Sohne 1426.
Kosmus; und dennoch ließ sich Johann durch nichts was ihm eröffnet oder vorhervertündigt wurde, von seinem Vorsaz abwenden. Indessen war doch durch alles dieses die Parthei schon entdeckt und die Stadt in offenbarer Entzweiung. In dem Rathspallast waren zum Dienste der Signoren zwei Stadtschreiber, Ser Martin und Ser Paul. Dieser begünstigte die Parthei Uzano's, jener die Mediceische: da nun Messer Rinaldo sah, daß Johann nicht mit seiner Parthei einstimmen wollte, so hielt er für nöthig Ser Martin seines Amtes zu berauben, in der Meinung, daß der Rathspallast ihm dann immer gewogener werden würde. Die Gegner aber sahen dies voraus, und so ward nicht nur Ser Martin vertheidigt, sondern auch Ser Paul zum Mißvergnügen und Schimpf seiner Parthei des Amts entsezt. Dieses würde sogleich schlimme Wirkungen hervorgebracht haben, wäre der Krieg nicht gewesen, der der Stadt bevorstand, welche durch die bei Zagonara erlittene Niederlage in Schrecken gesezt war; denn während in Florenz sich diese Begebenheiten zutrugen, hatte Agnolo della Pergola mit dem Heere des Herzogs, alle den Florentinern gehörige Oerter in Romagna, außer Castrocaro und Modigliano, theils durch die Schwäche jener Oerter, theils durch die Schuld ihrer Vertheidiger eingenommen. Bei der Einnahme dieser Pläze trugen sich zwei Vorfälle zu, woraus man ersennen kann, wie sehr die Tapferkeit selbst vom Feinde werthgehalten wird, Feigheit aber und Bosheit mißfällt.

Auf dem Fort von Monte Petroso war Biagio del Melano Befehlshaber. Dieser, da er alles um sich her von den Feinden in Brand gesteckt, und für das Heil der Feste keine Rettung sah, warf Decken und Stroh hinab von der

Jahr Seite die noch nicht brannte, und auf dieses warf er seine
1426. beiden kleinen Söhne, indem er dem Feinde zurief: Nehmet sie für euch diese Güter, die das Glück mir gewährt hat, die aber, die mein Muth mir gewährt, worin mein Ruhm und meine Ehre besteht, will weder ich euch geben, noch könnt ihr sie mir nehmen. Die Feinde eilten herbei, die Kinder zu retten, und warfen ihm Stricke und Leitern zu, um zu entkommen; er aber nahm sie nicht an, und wollte lieber in den Flammen sterben, als gerettet sein von Händen, die seinem Vaterlande feind waren. Ein Beispiel wahrhaft würdig jener hochgepriesenen alten Vorzeit, und um soviel bewundernswerther noch als jene, je seltener es ist. Der Feind gab seinen Söhnen diejenigen Besitzthümer zurück, die gerettet werden konnten, und sandte sie mit der größten Sorgfalt ihren Verwandten zu, auch war die Republik nicht weniger liebevoll gegen sie, denn so lange sie lebten, wurden sie auf öffentliche Kosten unterhalten. Das Gegentheil zu jener Begebenheit erfolgte zu Galeata, wo Janobi dal Pino den Befehl führte, der ohne die geringste Vertheidigung die Feste dem Feinde übergab, und sogar dem Agnolo noch rieth die Gebirge von Romagna zu verlassen, und zu den Hügeln von Toskana zu kommen, wo er den Krieg mit geringerer Gefahr und größerem Vortheil führen könne. Agnolo konnte die Niederträchtigkeit und das boshafte Gemüth dieses Menschen nicht ertragen, und gab ihn seinen Dienern preis, die nach vielen Verhöhnungen ihm nichts als mit Schlangen bemahltes Papier zu essen gaben, indem sie sagten, daß sie auf diese Weise ihn aus einem Guelfen in einen Ghibellinen umschaffen wollten; so fastend starb er in wenigen Tagen.

Indessen war der Graf Oddo mit Nikolaus Piccinino in das Thal von Lamona gegangen, um zu versuchen, den Herrn von Faenza wieder zur Freundschaft mit den Floren-

tinern zu bewegen, oder wenigstens Agnolo von Pergola zu verhindern, daß er nicht mehr so frei Romagna durchziehe. Jahr 1426.
Weil aber dieses Thal sehr stark ist und die Thalbewohner kriegerisch sind, so ward der Graf Oddo daselbst getödtet und Nikolaus Piccinino gefangen nach Faenza geführt. Allein das Schicksal wandte es so, daß die Florentiner durch eine Niederlage erlangten, was sie durch einen Sieg vielleicht nicht würden gewonnen haben; denn Nikolaus brachte es bei dem Herrn von Faenza und seiner Mutter dahin, daß sie Freunde der Florentiner wurden. Durch diesen Vertrag ward Nikolaus Piccinino frei, befolgte aber für sich selbst den Rath nicht, den er andern gegeben hatte: denn da er wegen seiner Insoldnehmung mit der Stadt unterhandelte, ging er, sei es nun weil ihm die Bedingungen zu wenig vortheilhaft schienen, oder weil er anderswo sie annehmlicher fand, ganz plözlich und unerwartet von Arezzo, wo er im Quartier lag, hinweg, begab sich nach der Lombardei, und trat bei dem Herzog in Sold.

Die Florentiner, durch diesen Vorfall in Furcht gesezt, und durch die vorhererwähnten Kosten abgeschreckt, glaubten diesen Krieg nicht mehr allein tragen zu können, und sandten deshalb Gesandte zu den Venezianern, um sie zu bitten, daß sie, so lange es ihnen noch leicht sei, sich der Größe eines Mannes widersezen möchten, der, wenn sie ihm Zeit zum Wachsthum ließen, so sehr für sie als für die Florentiner gefährlich werden könnte. Franz Carmignuola, ein Mann der in damaliger Zeit für einen ganz vortrefflichen Krieger gehalten wurde, und vormals in des Herzogs Diensten gestanden, dann aber sich gegen ihn empört hatte, rieth ihnen gleichfalls zu dieser Unternehmung. Die Venezianer schwankten noch, weil sie nicht wußten, wie weit sie auf den Carmignuola sich verlassen könnten, indem sie fürchteten, daß seine Feindschaft mit dem Herzog

Jahr 1426. schon beendigt sein möchte. Indem sie in diesem Zweifel standen aber geschah es, daß der Herzog durch einen Diener des Carmignuola denselben vergiften ließ; das Gift war aber nicht stark genug ihn zu tödten, obgleich es ihn seinem Ende nahe brachte. Sobald die Ursach seiner Krankheit entdeckt ward, ließen die Venezianer ihren Argwohn fahren, und machten auf das fortgesezte Ansuchen der Florentiner ein Bündniß mit denselben, worin beide Theile sich verpflichteten, den Krieg auf gemeinschaftliche Kosten zu führen, und daß die Eroberungen in der Lombardei den Venezianern, die in Romagna und Toskana aber den Florentinern zufallen sollten; und Carmignuola ward Obergeneral der Verbündeten. Der Krieg zog sich demnach vermöge dieses Vertrages nach der Lombardei, woselbst Carmignuola ihn äußerst tapfer führte, und dem Herzoge in wenigen Monaten die Stadt Brescia mit vielen andern Oertern wegnahm; diese Eroberung ward in jener Zeit, und nach Maaßgabe der damaligen Kriege für sehr bewundernswürdig gehalten.

1427. Der Krieg hatte nun vom Jahr 1422 bis 1426 gedauert, und die Florentiner waren der bis zu diesem Zeitpunkt auf sie vertheilten Auflagen so müde, daß sie die Art der Vertheilung zu verändern beschlossen. Damit nun die Auflagen nach Verhältniß des Vermögens gleich vertheilt würden, so führte man ein, daß sie auf das Vermögen gelegt wurden, und daß ein jeder der hundert Gulden besaß, einen halben Gulden davon abgeben sollte. Da aber die Auflage nach dem Gesez und nicht nach dem Willen der Menschen gemacht wurde, so fühlten sich die mächtigen Bürger sehr davon gedrückt, und ehe man darüber zum Beschluß kam, ward sie von ihnen bestritten; nur Johann von Medici lobte sie ganz offen, weshalb sie auch durchging. Weil nun bei ihrer Vertheilung die Güter eines jeden zu-

sammengenommen wurden, welches die Florentiner katastri- Jahr
ren nennen, so ward diese Auflage Katastrum genannt. 1427.
Diese Einrichtung mäßigte in etwas die Tyrannei der Gro-
ßen, denn nun konnten sie nicht mehr die Geringeren drü-
cken, und in den Rathsversammlungen durch Drohungen
zum Schweigen bringen, wie sie zuvor thaten. Die Auf-
lage ward also von dem ganzen Volke gern, von den Vor-
nehmen aber mit dem größten Mißvergnügen aufgenommen.
Wie es aber zu gehen pflegt, daß die Menschen sich niemals
begnügen, und wenn sie eine Sache erlangt haben, nicht
damit zufrieden, sogleich noch eine andere begehren, so for-
derte auch das Volk, noch nicht zufrieden mit der Gleich-
heit der Auflagen, die eine Folge des Gesezes war, daß
man auf die verflossenen Zeiten zurückginge und nachsehe,
was die Reichen nach dem Katastrum weniger bezahlt hät-
ten, und daß sie nun noch soviel nachbezahlen sollten, bis
sie mit denen wieder gleich würden, die ihre Besitzungen
hatten verkaufen müssen, um zu bezahlen, was sie mit Un-
recht geben mußten. Diese Forderung schreckte die Großen
viel mehr noch als das Katastrum, und um sich davor zu
schüzen, hörten sie nicht auf, dieses zu verdammen, indem
sie behaupteten, dasselbe sei höchst ungerecht, weil auch die
beweglichen Güter darin eingetragen wären, die man heute
besizt und morgen verliert, es gebe überdies auch viele Leute,
die verborgnes Geld besäßen, welches das Katastrum nicht
ausfindig machen könne; sie fügten hinzu, daß diejenigen,
die um der Staatsverwaltung willen ihre Geschäfte dahinten
ließen, weniger belastet werden dürften von der Auflage;
es sei schon genug, daß sie ihre Person bemühen müßten,
und gar nicht gerecht, daß der Staat ihr Gut und ihre
Arbeit, von den übrigen aber nur das Geld benuze. Die
andern, denen das Katastrum gefiel, erwiederten: wenn die
beweglichen Güter sich veränderten, so könnte man auch die

Jahr Auflagen verändern, und daß man also durch deren öftere
1427. Abänderung diesem Nachtheil abhelfen könne. Auf diejenigen, die verborgenes Geld besäßen, brauche man nicht Rücksicht zu nehmen, denn es sei nicht billig, daß sie von demjenigen Gelde bezahlten, das keinen Nuzen brächte; sobald es aber Nuzen brächte, würde es auch entdeckt werden. Wenn es ihnen aber nicht gefiele, sich für den Staat zu bemühen, so möchten sie es nur unterlassen, denn es würden sich wohl liebevolle Bürger finden, denen es nicht schwer fallen würde, den Staat mit ihrem Vermögen und Rath zu unterstüzen; auch sei der Vortheil und die Ehre, welche die Staatsverwaltung mit sich führe, so groß, daß sie sich damit begnügen müßten, ohne Befreiung von den Lasten dafür zu verlangen. Das Uebel aber läge nicht da, wo sie sagten, denn es thue ihnen nur leid, keinen Krieg mehr ohne ihren eignen Nachtheil erregen zu können, da sie zu den Unkosten so gut als die andern beitragen müßten; und wenn man diese Einrichtung früher getroffen hätte, so würde man weder den Krieg mit dem Könige Ladislaus unternommen haben, noch jezo den mit dem Herzog Philipp führen; beide aber habe man angefangen, um die Bürger zu bereichern, nicht aber aus Nothwendigkeit. Diese entstandenen Mißhelligkeiten wurden durch Johann von Medici beigelegt, indem er zeigte, daß es nicht gut sei, vergangene Dinge zu untersuchen, sondern vielmehr für die künftigen zu sorgen; wären die Auflagen bis dahin ungerecht vertheilt worden, so müsse man Gott danken, daß man ein Mittel gefunden habe, sie auf gerechte Weise einzurichten; auch müsse man dahin sehen, daß diese Einrichtung dazu diene, den Staat einig zu machen, und nicht uneinig, welches leztere geschehen würde, wenn man die vorigen Auflagen untersuchen und mit den jezigen gleich machen wolle. Wer übrigens mit einem mäßigen Siege zufrieden sei, thue immer besser, denn diejenigen,

die einen vollkommenen Sieg davon tragen wollten, verlö- Jahr
ren sehr oft. Mit solchen Reden stillte er die Unruhen, 1427.
und bewirkte, daß von der Gleichmachung nicht weiter ge-
sprochen ward.

Der Krieg der indessen fortgedauert hatte, ward endlich 1428.
durch einen Frieden zu Ferrara, unter Vermittelung eines
päbstlichen Legaten beendigt. Der Herzog aber erfüllte im
Anfang nicht die Bedingungen, daher die Verbündeten von
neuem zu den Waffen griffen; da sie nun mit seinem Heere
zusammentrafen, schlugen sie ihn bei Macloviо. Nach die-
ser Niederlage machte der Herzog neue Vergleichsvorschläge,
welche die Venezianer und Florentiner eingingen; diese weil
sie gegen die Venezianer argwöhnisch geworden waren, und
meinten, daß sie viel aufopferten, um andere mächtig zu
machen; jene weil sie bemerkten daß Carmignuola, nach der
em Herzog beigebrachten Niederlage langsam zu Werke ging,
so daß sie nicht glaubten, ihm länger trauen zu dürfen.

Im Jahr 1428 ward also der Friede geschlossen; die
Florentiner bekamen durch ihn die in Romagna verlornen
Oerter zurück, die Venezianer aber behielten Brescia, und
überdies gab ihnen der Herzog noch Bergamo und dessen
Gebiet. Die Florentiner wandten in diesem Kriege drei
Millionen und fünf mal hundert tausend Dukaten auf, wo-
durch sie die Macht und Größe der Venezianer, so wie ihre
eigne Armuth und Uneinigkeit vermehrten. So wie aus-
wärts der Friede geschlossen war, begann wieder im Innern
der Krieg. Die vornehmen Bürger konnten das Katastrum
nicht ertragen, und da sie kein Mittel sahen es zu unter-
drücken, so erdachten sie Mittel ihm mehrere Feinde zu er-
wecken, um sich mehr Gehülfen zu verschaffen, die ihm ent-
gegen arbeiteten. Sie zeigten also den Beamten, die den
Auftrag hatten, es einzurichten, daß das Gesez sie verbin-
de, auch die Güter der Einwohner des florentinischen Ge-

Jahr hiess zu katastriren, um zu sehen, ob etwa Güter der Floren-
1428. tiner darunter wären. Es wurden deshalb die Unterthanen aufgefordert binnen einer gewissen Zeit ein Verzeichniß ihrer Güter beizubringen. Die Volaterraner sandten deshalb Deputirte an die Signoria, um sich über diese Sache zu beschweren, und die Beamten, hierüber aufgebracht, sezten achtzehn davon ins Gefängniß. Dieser Vorfall verdroß die Volaterraner sehr, dennoch blieben sie, aus Rücksicht auf ihre Gefangene ruhig.

1429. Zu dieser Zeit ward Johann von Medici krank, und da er sein Uebel als tödtlich erkannte, so rief er Kosmus und Lorenz seine Söhne zu sich und sprach zu ihnen: Ich glaube die Zeit nun verlebt zu haben, die mir von Gott und der Natur bei meiner Geburt zugemessen wurde. Ich sterbe zufrieden, da ich euch reich, gesund, und in solchem Stande hinterlasse, daß ihr, wofern ihr in meine Fußtapfen tretet, geehrt, und in jedermanns Gunst in Florenz werdet leben können. Denn nichts in der Welt macht mich im Tode so vergnügt, als die Erinnerung, niemals jemand beleidigt, sondern vielmehr nach meinem Vermögen jedermann wohlgethan zu haben. Dasselbe zu thun, ermahne ich auch Euch. Vom Staate nehmet, wenn ihr mit Sicherheit leben wollt, soviel, als das Gesez und die Menschen euch geben, und dieses wird euch niemals weder Neid noch Gefahr zuziehn, denn dasjenige was der Mensch sich nimmt, nicht das was ihm gegeben wird, macht ihn gehaßt; und immer werdet ihr dann mehr besizen, als diejenigen, die, indem sie nach dem Antheil anderer streben, den ihrigen verlieren, und vor dem Verlust noch in immerwährenden Sorgen leben. Durch diese Kunst habe ich unter so vielen Feinden, unter so vielen Uneinigkeiten meinen Ruf in dieser Stadt nicht blos erhalten, sondern auch erhöht. So werdet ihr, wenn ihr meinem Beispiele folgt, auch euch erhal-

ten und vergrößern; wenn ihr aber anders handelt, so be- Jahr
denkt, daß euer Ende nicht glücklicher sein wird, als das 1429.
Ende derer gewesen ist, die noch, so weit unser Gedächtniß reicht, sich selbst zu Grunde gerichtet, und ihr Haus gestürzt haben. Bald darauf starb er und hinterließ in der ganzen Stadt eine sehr große Betrübniß, so wie es seine vortrefflichen Eigenschaften verdienten. Johann war mildthätig und gab nicht blos denen Almosen, die ihn darum baten, sondern kam vielmals auch ohne Aufforderung dem Bedürfniß der Armen zu Hülfe. Er liebte alle, lobte die Guten, und hatte Mitleid mit den Bösen. Er strebte nie nach Ehrenstellen, und erhielt sie alle. Er ging nie in den Rathspallast ohne gerufen zu sein. Er liebte den Frieden und floh den Krieg. Im Unglück stand er den Menschen bei, ihr Wohlsein vermehrte er. Er war fern von Beraubung der Staatsgüter und ein Beförderer des gemeinen Wohls. In den Staatsämtern war er gütig, nicht von großer Wohlredenheit, aber von der größten Klugheit. Sein Ansehn war melancholisch, aber nachmals war er in Gesellschaft anmuthig und launig. Er starb reich an Schäzen, aber reicher noch an hohem Ruf und Wohlwollen. Seine Erbschaft, sowohl an Gütern des Glücks als des Gemüths ward von Kosmus nicht allein erhalten, sondern auch vermehrt.

Die Volaterraner waren müde im Gefängnisse zu sizen, und versprachen, um ihre Freiheit wieder zu erhalten, sich demjenigen zu fügen, was man ihnen befahl. Da sie nun befreit und zurückgekehrt waren, kam die Zeit, daß ihre neuen Prioren ihr Amt antraten; unter diesen hatte das Loos einen gewissen Giusto getroffen, einen gemeinen Mann, aber beim Volke sehr angesehen und zugleich einer von denen, die in Florenz gefangen gesessen hatten. Dieser, schon von selbst, sowohl wegen der öffentlichen, als wegen seiner persönlichen Beleidigung von Haß gegen die Florentiner ent-

Jahr brannt; ward noch mehr angereizt durch Johann von Con-
1429. tugi, einen Adlichen, der mit ihm in der Regierung saß, daß er das Volk durch das Ansehn der Prioren und durch seinen eignen Einfluß in Bewegung sezen, den Ort aus den Händen der Florentiner reißen und sich zum Fürsten davon machen solle. Auf den Rath dieses Mannes, nahm Giusto die Waffen, durchlief den ganzen Ort, nahm den Kapitän, der im Namen der Florentiner dort war, gefangen, und machte sich selbst mit Zustimmung des Volkes zum Herrn der Stadt. Diese Neuigkeit, die sich zu Volterra begeben, mißfiel den Florentinern außerordentlich; da sie aber eben mit dem Herzog Friede gemacht hatten, und durch die neuen Verträge sich sicher glaubten, so meinten sie zur Wiedereroberung Zeit zu haben, und um diese nicht zu verlieren, sandten sie sogleich als Bevollmächtigte zu diesem Geschäft Messer Rinaldo degli Albizzi und Messer Palla Strozzi aus. Giusto, da er vermuthete, daß die Florentiner ihn angreifen würden, bat sich von den Sienesern und Lukkesern Hülfe aus. Die Sienese schlugen sie ab, indem sie sagten, daß sie mit den Florentinern verbündet wären, und Paul Guinigi, der Herr von Lukka war, schlug, um sich die Gunst des florentinischen Volks wieder zu erwerben, die er in dem Kriege mit dem Herzoge verloren zu haben glaubte, weil er sich als ein Freund Philipps gezeigt hatte, dem Giusto nicht blos die Hülfe ab, sondern sandte auch den, der um sie zu fordern gekommen war, gefangen nach Florenz. Die Bevollmächtigten vereinigten indessen, um die Volaterraner unvorbereitet zu treffen, alle ihre Truppen, und hoben in dem untern Arnothal und in dem Gebiet von Pisa viel Fußvolk aus, worauf sie gegen Volterra zogen. Giusto aber gab weder dadurch, daß seine Nachbarn ihn verließen, noch durch den Angriff, den er die Florentiner auf sich machen sah, bewogen, seine Sache nicht auf, sondern rüstete sich, im

Vertrauen auf die Festigkeit seiner Lage und auf die Rau- Jahr
higkeit des Bodens, zur Vertheidigung. 1472.

In Volterra war ein gewisser Messer Arcolano, Bru- der jenes Johann, der den Giusto beredet hatte, die Herr- schaft an sich zu reißen, ein Mann der beim Adel in An- sehn stand. Dieser versammelte seine Vertrauten, und zeigte ihnen, wie Gott durch diesen Vorfall der Noth ihrer Stadt zu Hülfe gekommen sei; denn wenn sie darin einstimmen wollten, die Waffen zu ergreifen, und den Giusto der Herrschaft zu berauben, um die Stadt den Florentinern zu überliefern, so würde die Folge davon sein, daß sie die ober- sten im Orte bleiben, diesem selbst aber seine alten Vor- rechte erhalten werden würden. Nachdem sie also hierüber sich vereinigt hatten, gingen sie zu dem Pallaste, wo Giusto wohnte; ein Theil von ihnen stellte sich unten, Messer Ar- colano ging mit drei andern hinauf in den Saal, und da er ihn in Gesellschaft einiger Bürger fand, nahm er ihn bei Seite, als habe er ihn über irgend eine wichtige Angelegen- heit zu sprechen; so brachte er ihn von einem Gespräch ins andere, und führte ihn zulezt in ein Zimmer, woselbst er und seine Begleiter ihn mit ihren Schwerdtern angriffen. Sie waren dabei jedoch nicht so eilig, daß Giusto nicht Zeit gehabt hätte, ebenfalls zu den Waffen zu greifen, daher er ehe sie ihn tödten konnten, zwei von ihnen schwer verwun- dete, da er indessen endlich so vielen nicht widerstehen konnte, ward er getödtet und aus dem Pallast hinabgewor- fen. Hierauf ergriff die Parthei des Messer Arcolano die Waffen, und übergab die Stadt den florentinischen Bevoll- mächtigten, die mit ihren Truppen in der Nähe waren, und nun ohne weiteren Vergleich hineinrückten. Die Folge davon war, daß Volterra seinen Zustand verschlimmerte; denn unter andern ward der größte Theil des Gebiets da- von abgerissen, und in eine Stadthalterschaft verwandelt.

Jahr 1429. Da nun auf dieſe Weiſe Volterra gleichſam im nehmlichen Augenblick verloren und wieder gewonnen war, ſo ließ ſich keine Urſach zu einem neuen Kriege abſehen, wenn nicht die Ehrſucht der Menſchen ihn wiederum erregt hätte. In dem Kriege mit dem Herzoge hatte Nikolaus Fortebraccio von Perugia lange Zeit der Stadt Florenz Kriegsdienſte geleiſtet. Dieſer ward bei erfolgtem Frieden von den Florentinern verabſchiedet, und als jener Vorfall mit Volterra ſich ereignete, war er noch zu Fucecchio einquartirt. Daher bedienten ſich die Bevollmächtigten ſeiner und ſeiner Truppen bei dieſer Unternehmung. Man war der Meinung, daß Meſſer Rinaldo, zu der Zeit als er mit ſeiner Hülfe dieſen Krieg führte, ihn überredet habe, unter irgend einem ſcheinbaren Vorwande zum Streit, die Lukkeſer anzugreifen, indem er ihm vorſtellte, daß wenn er dies thäte, Meſſer Rinaldo es in Florenz dahin bringen wolle, daß der Krieg gegen Lukka unternommen, und er zum Anführer deſſelben gemacht würde. Nachdem alſo Volterra erobert, und Nikolaus in ſein Quartier nach Fucecchio zurückgekehrt war, nahm derſelbe, entweder durch Meſſer Rinaldo überredet, oder aus eignem Antriebe im November des Jahrs 1429 mit drei hundert Reutern und ebenſoviel Fußgängern Ruoti und Compito, zwei feſte Pläze der Lukkeſer weg, ſtieg darauf in die Ebne hinab und machte ſehr groſſe Beute. Als die Neuigkeit von dieſem Angriff in Florenz bekannt wurde, fanden in der ganzen Stadt Zuſammenkünfte von Leuten jeder Art ſtatt, und der gröſſere Theil von ihnen war der Meinung, man müſſe den Angriff auf Lukka unternehmen. Unter den vornehmen Bürgern, die ihn begünſtigten, waren die von der Parthei der Medici, und an dieſe hatte ſich Meſſer Rinaldo angeſchloſſen, bewogen, entweder durch die Meinung, daß dieſe Unternehmung dem Staate nüzlich ſei, oder durch ſeinen perſönlichen Ehrgeiz, in der Hoffnung ſich

als die Haupturſach des zu erringenden Sieges betrachtet zu ſehen. Diejenigen die ſich der Unternehmung entgegen ſtellten, waren Nikolaus von Uzano und ſeine Parthei. Es ſcheint eine ganz unglaubliche Sache zu ſein, daß über die Unternehmung von Kriegen ſo entgegengeſezte Meinungen in einer und der nehmlichen Stadt beſtehen konnten; indem dieſe Bürger und dies Volk, das nach zehnjährigem Frieden den zur Vertheidigung ſeiner Freiheit gegen den Herzog Philipp eröfneten Krieg getadelt hatte, jezt nach ſo großem Aufwande und in einer ſo betrübten Lage der Stadt mit der gröſten Lebhaftigkeit verlangte, daß ein Krieg gegen Lukka unternommen werde, um die Freiheit anderer zu unterdrücken, und von der andern Seite diejenigen, die den vorigen Krieg geſucht hatten, dieſen mißbilligten. So wechſeln mit den Zeiten die Meinungen, ſo viel geneigter iſt die Menge fremdes Gut an ſich zu reißen, als ſein eignes zu erhalten, und ſoviel mehr werden die Menſchen gereizt von der Hoffnung des Gewinns als von der Furcht vor Verluſt; denn dieſen halten ſie nur erſt wenn er ganz nah iſt, für möglich, jenen hoffen ſie, wie fern er auch ſein mag. Auch war das Volk von Florenz ſchon von Hoffnung erfüllt durch die Eroberungen, die Nikolaus Fortebraccio gemacht hatte und machte, und durch die Briefe der Obrigkeiten aus der Gegend von Lukka. Denn die Stadthalter von Pescia und Vico ſchrieben, daß man ihnen Erlaubniß geben möchte, die Feſtungen in Beſiz zu nehmen, die ſich ihnen ergeben würden, denn bald würde das ganze Gebiet von Lukka erobert ſein. Hierzu kam noch der Geſandte, den der Herr von Lukka abſchickte, um ſich über den Angriff des Nikolaus zu beſchweren, und um die Signoria zu bitten, daß ſie doch keinen Krieg anfangen möchte gegen einen Nachbar, und gegen eine Stadt, die immer ihre Freundin geweſen ſei. Der Name des Geſandten war Meſſer Jakob Bi-

Jahr 1429.

Jahr Chr. 1429. Dieser war kurze Zeit zuvor von Paul Guinigi Herrn von Lukka gefangen gesezt worden, weil er sich gegen ihn verschworen hatte, und obschon ihn derselbe schuldig gefunden, hatte er ihm dennoch das Leben geschenkt, und vertraute sich ihm, in der Hoffnung, daß Messer Jakob ihm die Beleidigung verziehen habe. Allein dieser, mehr der Gefahr als der Wohlthat eingedenk, ermunterte bei seiner Ankunft zu Florenz die Bürger heimlicherweise zu der Unternehmung; und diese Ermunterungen, verbunden mit den übrigen Hoffnungen, bewirkten, daß die Signoria die Rathsversammlung berief, wozu 498 Bürger sich einfanden, vor welchen von den Vornehmsten der Stadt die Sache verhandelt ward.

Unter den ersten, die für die Unternehmung stimmten, war, wie wir oben erwähnten, Messer Rinaldo. Dieser zeigte den Nuzen der Eroberung, zeigte, wie die Gelegenheit dazu günstig sei, da die Venezianer und der Herzog den Florentinern die Lukkeser als Beute überließen, und daß der Pabst, in den Angelegenheiten des Königreichs verwikelt, sie nicht daran hindern könne; hierzu fügte er die Leichtigkeit der Eroberung Lukkas, da dasselbe einem seiner Bürger gehorche, und jene natürliche Kraft, so wie jenen alten Eifer seine Freiheit zu vertheidigen verloren habe; so daß es entweder von dem Volke um den Tyrannen zu verjagen, oder von dem Tyrannen aus Furcht vor dem Volke ihnen überlassen werden würde. Er erzählte die Beleidigungen, die der Herr von Lukka unserer Stadt zugefügt habe, und seine feindliche Gesinnung gegen dieselbe; und wie gefährlich er sein würde, wenn entweder der Pabst oder der Herzog von neuem Krieg mit der Stadt anfangen sollte. Er schloß damit, daß keine Unternehmung des florentinischen Volks jemals weder so leicht, noch so nüzlich, noch so gerecht gewesen sei. Gegen diese Meinung sagte Nikolaus von

Uzano, daß die Stadt Florenz niemals etwas unternommen habe, das ungerechter, oder gefährlicher gewesen sei, oder woraus größerer Schaden hätte entstehen können. Denn erstlich ginge man darauf aus, eine Guelfische Stadt anzugreifen, die immer eine Freundin des florentinischen Volks gewesen sei, und die vielmals mit eigner Gefahr die Guelfen in ihren Schooß aufgenommen habe, die in ihrem Vaterlande nicht hätten bleiben dürfen. In der Geschichte unserer Stadt fände sich nicht, daß Lukka jemals Florenz angegriffen habe; wenn aber einer, der sie unterjocht hätte, wie vormals Castruccio, und jezt Guinigi, uns beleidigt habe, so sei die Schuld davon nicht der Stadt beizumessen, sondern dem Tyrannen. Er glaube übrigens, daß nur diejenigen Dinge nüzlich genannt werden können, die nicht leicht Nachtheil verursachen könnten; daher verstehe er nicht, wie irgend jemand diese Unternehmung nüzlich nennen könne, von der die Nachtheile gewiß, der Nuzen aber zweifelhaft sei. Der gewisse Nachtheil wären die Unkosten, die sie nach sich ziehe, die so groß wären, daß sie eine durch Ruhe gestärkte Stadt in Furcht sezen müßten, geschweige denn eine durch langen und schweren Krieg erschöpfte, wie die ihrige sei. Der Nuzen, den man daraus ziehn könne, sei die Eroberung von Lukka, und dieser sei wie er gestehn müsse, groß: man müsse aber die Ungewißheit, der er unterworfen sei, in Betracht ziehen, und diese scheine ihm so groß, daß er die Eroberung für unmöglich halte. Auch sollten sie nicht etwa glauben, daß die Venezianer und Philipp mit dieser Eroberung zufrieden sein würden, denn jene stellten sich nur, als ob sie darin willigten, um nicht undankbar zu scheinen, da sie kurz zuvor durch das Geld der Florentiner ihr Reich so sehr erweitert hätten; dieser aber sehe sehr gern, daß sie in neuen Krieg und neuen Aufwand sich verwickelten, damit er nachher, wenn sie entkräftet und ermüdet wären von al-

Jahr 1429.

Jahr 1429. len Seiten, sie von neuem angreifen könne; auch werde es ihm nicht an Mitteln fehlen, mitten im Kriege und wann die Hoffnung des Sieges am größten sein werde, den Lukkesern zu Hülfe zu kommen, sei es nun durch heimliche Unterstützung mit Geldern, oder durch Abdankung seiner Truppen, die er dann als Freiwillige ihnen zur Hülfe senden werde. Er rieth also, daß man von dieser Unternehmung abstehe, und mit dem Tyrannen auf dem Fuß bleibe, daß man ihm innerhalb so viel Feinde mache als möglich; denn kein Weg sei bequemer, jene Stadt zu unterjochen, als wenn man sie unter den Händen des Tyrannen lasse, diesen aber kränke und schwäche, weil wenn man die Sache klug betreibe, der Tyrann weder die Stadt behaupten, noch diese verstehen oder vermögen werde, sich selbst zu regieren, und also nothwendig in unsere Hand werde fallen müssen. Da er indessen sehe, daß die Unruhe bereits empor gekommen sei, und daß seine Worte nicht gehört werden, so wolle er ihnen nur dieses vorhersagen, daß sie einen Krieg beginnen würden, worin sie große Kosten aufwenden, große Gefahr laufen, anstatt Lukka zu erobern, es befreien, und aus einer unterdrückten, schwachen, aber ihnen befreundeten Stadt, eine freie und ihnen feindliche machen würden, die mit der Zeit ein Hinderniß ihrer eignen Größe sein werde.

Nachdem man also für und wider die Unternehmung gesprochen hatte, schritt man dem Gebrauche gemäß zum Stimmenfordern, und unter der ganzen Anzahl fanden sich nur 93 widersprechende. Nachdem also der Beschluß gefaßt und die Zehnmänner zur Führung des Krieges erwählt worden waren, nahmen sie Truppen zu Fuß und zu Pferde in Sold, wählten Astorre Gianni und Messer Rinaldo degli Albizzi zu Commissarien, und kamen mit Nikolaus Fortebraccio überein, daß man die eroberten Oerter von ihm in Empfang nehmen und er die Unternehmung als unser Söld-

ner fortsezen sollte. Als die Commissarien mit ihrem Heer in dem Gebiet von Lukka angekommen waren, theilten sie dasselbe; Astorre dehnte sich durch die Ebene gegen Camaggiore und Pietrasante aus, und Messer Rinaldo zog sich gegen die Berge in der Meinung, wenn er die Hauptstadt des ihm zugefallenen Theils erst werde geplündert haben, werde es ihm nachher auch eben so leicht sein, sie zu erobern. Die Unternehmungen beider Feldherrn waren unglücklich, nicht etwa, weil sie sehr viel Eroberungen machten, sondern weil einem wie dem andern bei der Führung des Krieges sehr viel Beschwerden zur Last gelegt wurden. So viel ist gewiß, daß Astorre zu den Beschwerden, die ihn trafen, die augenscheinlichsten Ursachen gab. Nahe bei Pietrasante ist ein Thal Seravezza genannt, reich, und stark mit Einwohnern versehen, die als sie die Ankunft des Commissarius vernahmen, ihm entgegen gingen und ihn baten, daß er sie als treue Unterthanen des florentinischen Volks annehmen möchte. Astorre stellte sich als nehme er das Anerbieten an, ließ aber darauf von seinen Truppen alle Pässe und festen Pläze des Thals besezen; dann ließ er die Bewohner alle in ihrer Hauptkirche versammeln, und nahm sie hier sämtlich gefangen; seine Leute aber ließ er das ganze Land plündern und zerstören, als ein Beispiel von Grausamkeit und Geiz, indem er weder der geweihten Oerter, noch der Weiber, ob Mädchen oder Frauen, verschonte. Diese Vorfälle wurden gleich so wie sie geschehen waren in Florenz bekannt, und mißfielen nicht allein den Obrigkeiten, sondern der ganzen Stadt. Jahr 1429.

Einige von den Seravezzanern, die den Händen des Commissarius entflohen waren, liefen nach Florenz und erzählten in allen Straßen und allen Leuten ihr Elend. Viele also, die den Commissarius bestraft zu sehen wünschten, entweder als einen schlechten Menschen, oder als einen der ih-

Jahr 1429. rer Parthei zuwider war, riethen ihnen zu den Zehnmännern zu gehen und Gehör zu verlangen. Sie wurden eingelassen und einer von ihnen sprach in diesem Sinne. Wir sind überzeugt, hochachtbare Signoren, daß unsere Worte Glauben und Mitleid bei Euch finden werden, da ihr wissen werdet auf welche Weise Euer Commissarius unser Land eingenommen hat, und auf welche Weise wir hierauf von ihm behandelt worden sind. Unser Thal war, wie die Urkunden Eurer alten Geschichte voll davon sein werden, von je an Guelfisch und ist vielmals ein getreuer Zufluchtsort Eurer Bürger gewesen, wenn sie von den Ghibellinen verfolgt, sich dorthin geflüchtet haben. Auch haben immer unsere Vorfahren und wir den Namen dieser hochberühmten Republik hoch verehrt, weil sie das Haupt und die erste dieser Parthei ist, und so lange als die Lukkeser Guelfen waren, haben wir gern ihrer Herrschaft gehorcht; nachher aber als sie unter einen Tyrannen fielen, der die alten Freunde verlassen hat, und der Parthei der Ghibellinen gefolgt ist, haben wir ihnen mehr aus Zwang, als freiwillig gehorcht. Gott weiß wie oft wir ihn gebeten haben, daß er uns Gelegenheit gebe, unsere Gesinnung gegen die alte Parthei zu zeigen. Aber wie blind sind die Menschen in ihren Wünschen! Das was wir zu unserm Heile wünschten, ist unser Untergang gewesen. Denn als wir zuerst hörten, daß Eure Fahnen sich uns näherten, gingen wir Euch nicht als Feinden, sondern als unsern alten Herren entgegen, Euren Commissarius zu treffen; legten unser Thal, unser Vermögen und uns selbst in seine Hände, und empfahlen uns seiner Treue, in der Hoffnung in seinem Busen das Herz, wenn auch nicht eines Florentiners, doch wenigstens eines Menschen zu finden. Ew. Herrlichkeiten werden uns verzeihen; denn daß wir nichts schlimmeres erdulden können, als was wir schon erduldet haben, giebt uns Muth zum sprechen.

Dieſer Euer Commiſſarius hat von einem Menſchen nichts als die Perſon, und von einem Florentiner nichts als den Namen; er iſt eine tödtende Peſt, eine grauſame Beſtie, ein ſchreckliches Ungeheuer, ſo ſehr es jemals irgend ein Schriftſteller dargeſtellt hat; denn nachdem er uns in unſere Kirche gebracht hatte, unter dem Vorgeben mit uns ſprechen zu wollen, machte er uns gefangen, zerſtörte und verbrannte das ganze Thal, ſchleppte Menſchen und Sachen daraus fort, raubte, plünderte, ſchlug, tödtete, ſchändete die Weiber, befleckte die Mädchen, und riß ſie aus den Armen ihrer Mütter, um ſie ſeinen Soldaten zum Raube zu geben. Hätten wir durch irgend eine Beleidigung gegen das florentiniſche Volk, oder gegen ihn ſelbſt, ein ſo großes Unglück verdient, oder wenn er uns bewaffnet oder auf der Vertheidigung ergriffen hätte, dann würden wir uns weniger beklagen, vielmehr uns anklagen, daß wir durch Beleidigung oder Frechheit es verdient hätten; da wir uns aber freiwillig und unbewaffnet unterworfen haben und er uns nachher beraubt, und mit ſo großer Schmach und Schande geplündert hat, ſind wir gezwungen uns zu beklagen. Und obſchon wir die ganze Lombardei hätten anfüllen können mit Klagen, und zur Laſt dieſer Stadt in ganz Italien den übeln Ruf eurer Ungerechtigkeit ausſäen, ſo haben wir es doch nicht thun wollen, um nicht eine ſo edle und fromme Republik mit der Schändlichkeit und Grauſamkeit eines einzigen ſchlechten Bürgers zu beſudeln, deſſen Geiz wir nur vor unſerm Untergange hätten kennen ſollen; dann würden wir uns bemüht haben ſein gieriges Gemüth, obgleich kein Boden oder Maaß darin iſt, anzufüllen, und dadurch würden wir mit einem Theil unſeres Vermögens den andern gerettet haben. Da es aber hierzu nicht mehr Zeit iſt, haben wir zu Euch unſere Zuflucht nehmen wollen und Euch bitten, daß Ihr dem Unglück Eurer Unterthanen zu Hülfe

Jahr 1429.

Jahr kommet, damit andere Menſchen durch unſer Beiſpiel nicht
1429. abgeſchreckt werden, unter Eure Regierung zu treten. Und wenn Euch unſer groſſes Unglück nicht bewegt, ſo bewege Euch wenigſtens die Furcht vor Gottes Zorn, der ſeine Tempel geplündert und verbrannt geſehn hat, und unſer Volk in ſeinem Schooß verrathen. Nachdem ſie dieſes geſagt hatten, warfen ſie ſich zur Erde, ſchreiend und bittend, daß man Vermögen und Vaterland ihnen wiedergebe, daß man (da die Ehre ſich nicht zurückgeben laſſe) wenigſtens die Weiber ihren Männern, die Kinder ihren Eltern zurückgeben möchte. Da man die Grauſamkeit des Verfahrens ſchon zuvor erfahren, und hernach aus dem Munde derer ſelbſt vernommen hatte, die es ertragen hatten, ſo ward der Rath dadurch bewogen, daß er ſogleich Aſtorre zurückkommen ließ, worauf er verurtheilt, und durch Warnung von allen Aemtern ausgeſchloſſen ward. Man machte Nachforſchungen über die Güter der Seravezeſer, und diejenigen, die man wiederfinden konnte, wurden ihnen zurück gegeben, für die übrigen wurden ſie mit der Zeit auf verſchiedene Weiſe von der Stadt entſchädigt.

Meſſer Rinaldo degli Albizzi ſtand auf der andern Seite in dem übeln Ruf, daß er den Krieg nicht zum Vortheil des florentiniſchen Volks ſondern zu ſeinem eignen führe. Seitdem er Commiſſarius geworden ſei, wäre die Begierde Lukka zu erobern ganz aus ſeinem Sinn gekommen, weil es ihm ſchon genug ſei, die Gegend zu plündern, um ſeine Güter mit Vieh und ſeine Häuſer mit Beute zu füllen. Da ihm auch die Beute die von ſeinen Dienern zu ſeinem eignen Nutzen gemacht wurde, nicht hinreiche, ſo kaufe er auch noch die der Soldaten, ſo daß er aus einem Commiſſarius ein Kaufmann geworden ſei. Dieſe Anklagen, da ſie zu ſeinen Ohren kamen, empörten ſein ſtolzes Gemüth von Grund auf, mehr als es einem geſetzten Mann ziemte, und

brachten ihn so ins Aufbrausen; daß er in Wuth gegen Jahr
Magistrat und Bürger, ohne Erlaubniß zu erwarten, oder 1529.
auch nur zu fordern, nach Florenz zurückkehrte, sich zu den Zehnmännern begab und folgendermaßen sprach: Er wisse sehr wohl, welche Mühe und welche Gefahr es sei, einem zügellosen Volk zu dienen, und einer uneinigen Stadt. Denn einer erfinde alle möglichen übeln Gerüchte, der andere hasche blos nach schlechten Handlungen, die guten belohne er nicht und die zweifelhaften klage er an; so daß wenn du siegst, niemand dich lobt, wenn du dich irrst, ein jeder dich verdammt, und wenn du verlierst, ein jeder dich verläumdet; denn die Parthei deiner Freunde verfolgt dich aus Neid, die deiner Feinde aus Haß; dennoch habe er noch niemals aus Furcht vor einer falschen Beschuldigung irgend ein Werk unterlassen, das seiner Stadt einen wirklichen Nutzen hätte bringen können. Indessen sei es wahr, daß die Schimpflichkeit der gegenwärtigen Beleidigungen seine Geduld überwunden, und seine Natur verändert habe. Er bitte deshalb die Obrigkeit, sie möchte in Zukunft sich geneigter zeigen, ihre Bürger zu vertheidigen, damit auch diese wieder geneigter sein möchten, wohl für das Vaterland zu handeln; und da es in Florenz nicht gebräuchlich sei, ihnen den Triumph zuzugestehen, so solle man wenigstens den Gebrauch einführen, sie vor falschen Beleidigungen zu beschützen. Sie möchten sich erinnern, daß auch sie Bürger dieser Stadt wären, und daß ihnen zu jeder Stunde irgend ein Auftrag könnte gegeben werden, durch den sie könnten einsehen lernen, welchen Verdruß unbescholtene Leute über falsche Beschuldigungen empfänden. Die Zehnmänner suchten nach den Zeitumständen ihn zu besänftigen, und übertrugen die Besorgung der Commissariats-Geschäfte 1530.
dem Neri di Gino und Allamanno Salviati, welche das Umherziehn durch das Gebiet von Lukka beiseite sezten, und

Jahr sich mit ihrem Lager dem Orte näherten. Da nun die kalte
1430. Jahrszeit noch fortdauerte, sezten sie sich zu Capannole; die Commissarien, die auch zu viel Zeit zu verlieren fürchteten, wollten sich noch mehr dem Orte nähern, die Soldaten wollten aber wegen des schlechten Wetters sich nicht dazu bequemen, obgleich die Zehnmänner die Annäherung des Lagers durchaus forderten, und keine Entschuldigung deswegen annehmen wollten.

Zu jener Zeit lebte zu Florenz ein vortrefflicher Baumeister, Philipp di Ser Brunelleſcho genannt, von deſſen Werken unſere Stadt voll iſt, ſo daß er nach ſeinem Tode die Belohnung erworben hat, daß ſein Bild von Marmor in der vornehmſten Kirche von Florenz mit einer Inſchrift am Fuß aufgeſtellt worden iſt, welche noch allen, die ſie leſen, ein Zeugniß ſeiner Vortrefflichkeit ablegt. Dieſer zeigte, wie man Lukka unter Waſſer ſezen könne, wenn man auf die Lage der Stadt und das Bett des Fluſſes Serchio Rückſicht nehme, und machte dieſe Meinung ſo wahrſcheinlich, daß die Zehnmänner beſchloſſen den Verſuch anſtellen zu laſſen. Es entſtand aber nichts daraus, als Unordnung in unſerm Lager und Sicherheit bei den Feinden. Denn die Lukkeſer erhöhten ihr Erdreich nach der Seite, wo man den Serchio hinleitete, mit einem Damm, und durchbrachen darauf in einer Nacht den Damm des Grabens, durch welchen die Florentiner das Waſſer führten; ſo daß dieſes, da es gegen Lukka zu einen Widerſtand und den Damm ſeines Canals offen fand, ſich ſoweit durch die ganze Ebene ausbreitete, daß das Lager, anſtatt ſich der Stadt nähern zu können, vielmehr davon entfernt werden mußte.

Da alſo dieſe Unternehmung verunglückt war, ſandten die Zehnmänner, die jezt ihre Stellen wechſelten, Meſſer Johann Guicciardini als Commiſſarius ab. Dieſer lagerte ſich ſo geſchwind als er konnte dicht bei der Stadt. Der

Herr von Lukka alſo, da er ſich gedrängt ſah, ſandte auf Jahr
Anrathen eines gewiſſen Meſſer Anton del Roſſo, eines 1430.
Sieneſers, der in Vollmacht der Gemeinde von Siena ſich
bei ihm aufhielt, Salveſtro Trenta und Ludwig Buonviſi an
den Herzog von Mailand. Dieſe baten ihn von Seiten ih-
res Herrn um Beiſtand, und da ſie ihn kalt fanden, baten
ſie ihn inſtändig, daß er ihnen Truppen geben ſollte, dage-
gen verſprachen ſie demſelben, ihm von Seiten des Volkes
ihren Herrn gefangen zu überliefern, und zugleich auch den
Beſiz der Stadt; indem ſie ihn benachrichtigten, daß wenn
er nicht eilig dieſen Schritt thue, ſo würde der Herr die
Stadt den Florentinern geben, die ihn mit vielen Verſpre-
chungen dazu aufforderten. Die Furcht, die der Herzog
vor dieſem Ausgang hatte, ließ ihn alle Rückſichten aus den
Augen ſezen, und er ordnete an, daß der Graf Franz
Sforza ſein Feldherr ſich öffentlich Urlaub von ihm erbat,
um nach Neapel zu reiſen. Sobald dieſer ihn erhalten
hatte, ging er mit ſeiner Compagnie nach Lukka, obgleich
die Florentiner, die dieſen Kunſtgriff kannten, und das was
geſchah befürchteten, an den Grafen ſeinen Freund, Boc-
caccino Alamanni, abſandten, um ihn davon abzubringen.
Als demnach der Graf zu Lukka angekommen war, zogen
ſich die Florentiner mit ihrem Lager nach Librafatta zurück,
und der Graf ging eilig zu Peſcia ins Lager, woſelbſt Pa-
golo da Diciaccetto Stadthalter war, der, mehr der Furcht,
als irgend einem andern beſſern Hülfsmittel Gehör gebend,
nach Piſtoja entfloh. Auch würde der Ort, wäre er nicht
durch Johann Malavolta, der daſelbſt den Befehl hatte ver-
theidigt worden, verloren gegangen ſein. Der Graf, da er
dieſen nicht auf den erſten Angriff hatte nehmen können,
ging nach dem Flecken Buggiano und nahm ihn; Stigliano
ein nahgelegenes Kaſtell verbrannte er. Die Florentiner,
da ſie dieſe Zerſtörung ſahen, nahmen zu denjenigen Mit-

Jahr teln ihre Zuflucht, die sie so oft gerettet hatten, eingedenk,
1430. daß bei den Miethstruppen, da wo die Macht nicht hinreicht, die Bestechung hilft. Sie boten daher dem Grafen Geld an, daß er nicht blos abmarschiren, sondern auch die Stadt ihnen geben solle. Der Graf, der nicht glaubte von Lukka mehr Geld ziehen zu können, entschloß sich leicht, es von denen zu ziehn, die welches hatten. Er kam daher mit den Florentinern überein, nicht ihnen Lukka zu geben, denn darin wollte er aus Ehrliebe nicht willigen, sondern dasselbe zu verlassen, wenn ihm funfzig tausend Dukaten gegeben würden. Nach Abschluß dieses Vertrages unterstüzte er das Volk von Lukka um seinen Herrn zu verjagen, damit dieses Volk ihn bei dem Herzoge entschuldigen möchte.

In Lukka war, wie wir oben gesagt haben, Messer Anton del Rosso, Sienesischer Gesandter, dieser bewirkte unter der Autorität des Grafen mit den Bürgern Pagolo's Untergang. Häupter der Verschwörung waren Peter Cennami und Johann da Chivizano. Der Graf wohnte außerhalb der Stadt am Serchio, und bei ihm befand sich ein Sohn des Herrn Namens Lanziloro. Die Verschwornen gingen also vierzig an der Zahl des Nachts bewaffnet zu Pagolo, der auf das Geräusch ihnen ganz erstaunt entgegen ging, und sie nach der Ursach ihres Kommens fragte. Hierauf antwortete Peter Cennami: Da er sie bereits lange Zeit regiert und sie nun dahin gebracht hätte, rings umgeben von Feinden vom Schwerdt und Hunger umzukommen, so hätten sie beschlossen, sich künftig selbst zu beherrschen, und forderten also von ihm die Schlüssel der Stadt, und den öffentlichen Schaz. Pagolo antwortete ihnen, der Schaz sei verwandt worden, die Schlüssel aber und er selbst wären in ihrer Gewalt, und er bitte sie nur um das einzige: sie möchten zugeben, daß so wie seine Herrschaft ohne Blut angefangen und fortgedauert habe, sie auch ohne Blutver-

gießen endigen dürfte. Pagolo und sein Sohn wurden von dem Grafen Franz zu dem Herzoge geführt, und starben nachher im Gefängnisse. Jahr 1430.

Die Abreise des Grafen hatte Lukka von dem Tyrannen, und die Florentiner von der Furcht vor seinen Truppen befreit, daher jene sich zur Vertheidigung rüsteten, diese wieder zum Angriff zurück kehrten. Leztere hatten den Grafen von Urbino zu ihrem Feldherrn erwählt, und dieser drängte die Stadt so stark, daß die Lukkeser von neuem gezwungen waren den Herzog um Beistand zu bitten, der ihnen dann auch unter dem nehmlichen Vorwande, als er den Grafen geschickt hatte, Nikolaus Piccinino zu Hülfe sandte. Als dieser ankam, um in Lukka einzurücken, giengen ihm die unsrigen an den Serchio entgegen, und beim Uebergange desselben kam es zum Treffen, worin er sie schlug; nur der Kommissarius und wenige von unsern Leuten entkamen nach Pisa. Diese Niederlage betrübte unsere ganze Stadt; und weil die Unternehmung von allen gemeinschaftlich gemacht worden, und die Volksparthei also nicht wußte gegen wen sie sich wenden sollte, so verläumdete sie diejenigen, die sie angeführt, da sie die nicht verläumden konnte, die sie beschlossen hatten, und erweckten wieder die alten Beschwerden gegen Messer Rinaldo. Keiner aber ward schlimmer zerrissen als Messer Johann Guicciardini, den sie beschuldigten, er hätte können nach dem Abmarsch des Grafen Franz den Krieg zu Ende bringen, allein er wäre mit Geld bestochen worden; er habe auch eine Summe nach Hause gesandt, und man führte an, wer sie gebracht habe und wer empfangen. Diese Gerüchte und diese Anklagen wurden so laut gehört, daß der Volkshauptmann, durch die öffentliche Stimme bewogen, und von der entgegengesezten Parthei angestiftet, ihn vorlud. Messer Johann erschien voll Unwillens; und seine Verwandte bewirk-

Jahr ten um ihrer Ehre willen, daß der Hauptmann seinen Vor-
1433. saz fahren ließ.

Die Lukkeser erhielten nach diesem Siege nicht nur alle ihre Städte zurück, sondern sie nahmen auch die in dem Gebiet von Pisa liegenden ein, ausgenommen Bientina, Calcinaja, Livorno, und Librafatta: und wäre nicht eine Verschwörung entdeckt worden, die sich in Pisa angesponnen hatte, so wäre auch diese Stadt verloren gegangen. Die Florentiner brachten ihre Truppen wieder in Ordnung und machten den Micheletto, einen Zögling Sforzas zu ihrem Heerführer. Von der andern Seite verfolgte der Herzog seinen Sieg und um die Florentiner mit desto größerer Macht angreifen zu können, bewirkte er, daß die Genueser, Sieneser und der Herr von Piombino sich zur Vertheidigung von Lukka verbündeten, und daß sie Nikolaus Piccinino als Feldhauptmann in Dienste nahmen; welcher Umstand denn seine ganze Absicht an den Tag brachte. Demzufolge erneuerten die Venezianer und Florentiner ihr Bündniß, und man fing an, in der Lombardei und in Toskana den Krieg ganz offenbar zu führen, wobei in beiden Provinzen verschiedene Treffen mit verschiedenem Ausgange erfolgten, bis beide Theile ermüdet waren und im Mai 1433 ein Vertrag zwischen den Partheien geschlossen ward. Zufolge demselben verließen die Florentiner, Sieneser und Lukkeser alle Festungen, deren sie in dem Kriege einer vom andern sehr viele erobert hatten, und jeder kehrte in den Besiz der seinigen zurück.

Während dieser Krieg geführt ward, brausten immerwährend die schlimmen Gährungen der innern Partheien wieder auf, und Kosmus von Medici betrug sich nach dem Tod seines Vaters Johann mit lebhafterer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und mit größerem Eifer

und mehr Freiheit für seine Freunde, als sein Vater gethan hatte; so daß diejenigen, die über den Tod Johanns sich gefreut hatten, da sie sahen, was Kosmus für ein Mann sei, sich betrübten. Kosmus war ein äußerst kluger Mann, von würdiger und angenehmer Person, höchst freigebig, höchst menschenfreundlich: er unternahm nie etwas gegen eine Parthei oder gegen den Staat, sondern wartete immer auf die Gelegenheit jedermann wohlzuthun und durch seine Freigebigkeit sich viele Bürger zu Anhängern zu machen. Durch dieses Beispiel, vermehrte er die Unzufriedenheit mit denen die den Staat regierten, und er selbst hoffte auf diesem Wege entweder in Florenz so mächtig und sicher als irgend ein anderer zu leben, oder wenn es durch die Ehrsucht seiner Gegner zu außerordentlichen Vorfällen kommen sollte, an Stärke der Waffen und Gunst der Mächtigere zu sein. Wichtige Werkzeuge zur Gründung seiner Macht waren Averardo de' Medici und Puccio Pucci. Von diesen brachte ihm Averardo durch seine Kühnheit, und Puccio durch seine Klugheit und Scharfsicht Gunst und Größe zuwege; und so sehr war der Rath und das Urtheil Puccios geachtet, und so sehr von jedermann gekannt, daß die Parthei des Kosmus nicht nach diesem, sondern nach Puccio genannt ward. Von dieser so uneinigen Stadt ward der Angriff auf Lukka unternommen, in welcher die Gährungen der Partheien sich immer mehr entzündeten statt zu erlöschen. Obgleich nun die Parthei des Kosmus diejenige gewesen war, die den Krieg begünstigt hatte, so wurden dennoch zur Führung desselben auch sehr viele von der entgegengesezten Parthei gebraucht, als Leute die in Staatsgeschäften Ruf hatten. Da nun hiergegen Averardo von Medici und die anderen nichts thun konnten, so ergriffen sie mit jeder Kunst und allem Fleiß die Gelegenheit sie zu beschuldigen, und wenn irgend ein Verlust entstand, wie es denn häufig

Jahr 1433.

Jahr geschah, so ward nicht die Macht oder das Glück des Fein-
1433. des, sondern die geringe Klugheit des Commissarius ange-klagt. Dieses erschwerte die Schuld des Astorre Gianni; dieses sezte Messer Rinaldo degli Albizzi in Wuth und machte ihn seine Befehlshaberstelle ohne Urlaub verlassen; dieselbe Ursach brachte die Beschuldigungen gegen den Volks-hauptmann Messer Johann Guicciardini hervor; hieraus entstanden alle die andern Beschwerden, die man den Com-missarien und Magistratspersonen zur Last legte; denn die gegründeten wurden vergrößert, die ungegründeten erdich-tet, und sowohl die gegründeten, wie die ungegründeten wurden von dem Volke geglaubt, das gewöhnlich sie haßte.

Diese Beschaffenheit der Umstände und diese außeror-dentliche Verfahrungsweise kannten Nikolaus von Uzano, und die andern Häupter seiner Parthei sehr wohl, und sie hatten vielmals mit einander über die Gegenmittel gespro-chen, ohne sie jedoch finden zu können. Denn die Sache wachsen zu lassen, schien ihnen gefährlich, und sie zu un-terdrücken schwer, und Nikolaus von Uzano war der erste, dem die außerordentlichen Wege mißfielen. Da man nun so, außerhalb im Kriege, und innerhalb in diesen Unruhen lebte, wollte Nikolaus Barbadori den Nikolaus von Uzano dahin stimmen, in des Kosmus Untergang zu willigen, und ging daher zu ihm ins Haus, wo er ihn ganz gedankenvoll in seinem Studirzimmer fand. Er ermahnte ihn mit den besten Gründen, die er anzuführen wußte, sich mit Messer Rinaldo zu vereinigen, um Kosmus zu verjagen. Darauf antwortete Nikolaus von Uzano in folgendem Sinne. Es würde besser sein für dich, für dein ganzes Haus und für unsere Republik, wenn du und die anderen, die dir in dieser deiner Meinung beistimmen, lieber einen Bart von Silber hättet, als von Gold, wie man sagt, daß du

habest *), denn alsdann würden eure Rathschläge, aus einem Jahr
silberhaarigen und erfahrungsreichen Haupte hervorgehend, 1433.
viel weiser und für jedermann nüzlicher sein. Es scheint mir, das diejenigen die darauf denken Kosmus aus Florenz zu verjagen, vor allen Dingen ihre Kräfte mit denen des Kosmus zu messen haben. Diese unsere Parthei habt ihr die Parthei der Adlichen getauft und die entgegengesezte die des Volks. Wenn die Wahrheit mit dem Namen übereinstimmte, so würde in jeder Rücksicht der Sieg zweifelhaft sein, und immer wäre für uns eher zu fürchten, als zu hoffen, wenn wir auf das Beispiel des alten Adels dieser Stadt zurück sehen, der von dem Volke vernichtet worden ist. Allein wir haben viel mehr zu fürchten, da unsere Parthei zerrissen, und die der Gegner vollständig ist. Zuerst Neri di Gino und Nerone di Nigi, zwei unserer ersten Bürger haben sich niemals so erklärt, daß man sagen könnte, sie wären mehr unsere Freunde, als die ihrigen. Es giebt viele Familien, vielmehr noch viele Häuser, die getrennt sind, denn aus Feindschaft gegen ihre Brüder oder Verwandte sind viele uns feindlich und jener Parthei günstig. Ich will dir nur einige von den wichtigsten ins Gedächtniß rufen, an die übrigen magst du dich selbst erinnern. Von den Söhnen von Messer Maso degli Albizzi hat sich Lukas aus Feindschaft gegen Messer Rinaldo in die andere Parthei geworfen. Aus dem Hause der Guicciardini ist von den Söhnen des Messer Ludwig, Peter ein Feind von Messer Johann und begünstigt unsere Gegner; Thomas und Nikolaus Soderini sind aus Haß gegen ihren Onkel Franz ganz öffentlich uns entgegen. Wenn man daher genau betrachtet, wer wir sind, so weiß ich nicht, weshalb unsere Parthei eher verdienen möchte, adelich genannt zu

*) Barbadori heißt Goldbart.

Jahr werden, als die ihrige. Wenn es etwa wäre, weil sie ganz
1433. und gar dem Volke gefolgt sind, so sind wir dadurch in schlimmerer Lage und sie in besserer, und sobald es zu den Waffen oder zum Parthiergreifen kommt, so können wir ihnen nicht widerstehen. Und wenn wir noch in unserer Würde bestehen, so geschieht es durch den alten Ruhm dieser Regierung der sich funfzig Jahr hindurch erhalten hat; wenn es aber zu einer Prüfung kommen sollte, und unsere Schwäche offenbar würde, so würden wir dieselbe verlieren. Und wenn du sagen wolltest, daß die gerechte Ursach die uns bewegt, unser Ansehen vergrößern und das ihrige ihnen nehmen werde, so antwortete ich dir, daß es nöthig sein würde, daß diese Gerechtigkeit auch von andern eingesehen und geglaubt werde, nicht blos von uns selbst; aber gerade das entgegengesezte ist der Fall, denn die Ursach die uns bewegt, ist einzig auf dem Argwohn gegründet, daß er sich zum Fürsten dieser Stadt machen möchte. Wenn wir diesen Argwohn haben, so haben die Andern ihn nicht; sondern vielmehr, was noch schlimmer ist, sie beschuldigen uns desselben, dessen wir ihn beschuldigen. Die Handlungen des Kosmus, die ihn uns verdächtig machen, sind, daß er mit seinem Gelde einem jeden dient, und nicht blos Privatpersonen, sondern auch dem Staat, nicht blos den Florentinern, sondern auch den Miethstruppen; daß er diesen und jenen Bürger begünstigt, der eines Staatsamtes bedarf; daß er mit Hülfe des Wohlwollens, dessen er allgemein genießt, diesem oder jenem seiner Freunde zu höheren Ehrenstellen verhilft. Man würde also die Ursachen anführen müssen, die zu seiner Verbannung da wären, denn er ist fromm, dienstfertig, freigebig und von jedermann geliebt. Nun sage mir einmal, welches Gesez verbietet denn, oder tadelt und verdammt an einem Menschen die Frömmigkeit, die Freigebigkeit, die Liebe? Und obschon-

dieſes alles Wege ſind, die den Menſchen im Fluge zur höchſten Stelle führen, ſo hält man ſie doch nicht dafür, und wir ſind auch nicht im Stande, ſie als ſolche zu erkennen zu geben; denn unſer Verfahren hat uns das Vertrauen geraubt, und die Stadt die ihrer Natur nach zur Partheilichkeit geneigt, und beſtimmt iſt, immer zum Theil in verderbtem Zuſtande zu bleiben, kann dergleichen Beſchuldigungen nicht ihr Ohr leihen. Aber ſezen wir auch, daß es euch gelänge, ihn zu vertreiben, welches, wenn wir eine uns geneigte Signoria haben, leicht gelingen könnte, wie werdet ihr jemals unter ſo vielen ſeiner Freunde, die hier zurückbleiben und vor Begierde nach ſeiner Zurückkunft brennen würden, verhindern können, daß er nicht zurückkehre? Dieſes würde unmöglich ſein, denn da ihrer ſo viele ſind, und ſie das allgemeine Wohlwollen für ſich haben, würdet ihr euch niemals davor ſichern können. Und jemehr ihr von ſeinen zuerſt entdeckten Freunden verjagen würdet, deſto mehr Feinde würdet ihr euch machen, ſo daß er in kurzer Zeit zurückkehren würde, und damit würdet ihr das gewonnen haben, daß ihr ihn als einen gut geſinnten verjagt hättet, und als einen feindlich geſinnten wiederkehren ſähet. Denn ſeine Natur würde verdorben werden durch die, die ihn zurückberiefen, denen er ſich, aus Verbindlichkeit gegen ſie, nicht würde widerſezen können. Wenn ihr aber die Abſicht hättet, ihn ſterben zu laſſen, ſo wird euch dies durch Hülfe der Regierenden niemals gelingen, denn ſein Geld und eure beſtechlichen Gemüther werden ihn ſtets erretten. Nehmen wir aber auch an, daß er ſterbe, oder einmal verjagt nicht wiederkehre, ſo ſehe ich nicht, welcher Vortheil dadurch im Innern unſerer Republik entſtehen würde; denn wenn ſie ſich von Kosmus befreit, ſo macht ſie ſich zur Sklavin von Meſſer Rinaldo; und ich für mein Theil bin einer von denen, welche wünſchen, daß kein Bür-

Jahr 1433.

Jahr 1433. ger an Macht und Anſehn den andern übertreffe. Wenn aber einer von dieſen beiden den andern überwiegen müßte, ſo ſehe ich nicht aus welchem Grunde ich Meſſer Rinaldo mehr lieben ſollte als Kosmus. Auch will ich dir nichts weiter ſagen, als daß Gott dieſe Stadt behüten möge, daß irgend einer ihrer Bürger ihr Fürſt werde; wenn aber ja unſere Sünden dies verdient haben, ſo möge er ſie behüten, Meſſer Rinaldo gehorchen zu müſſen. Wolle alſo ja nicht dazu rathen, daß man eine Maaßregel ergreife, die ſo von allen Seiten ſchädlich wäre, oder glauben, du werdeſt dich von wenigen begleitet, dem Willen vieler widerſezen können; denn alle dieſe Bürger ſind theils aus Unwiſſenheit theils aus Bosheit gleich bereit, dieſe Republik zu verkaufen, und ſie haben ſchon den Käufer gefunden. Betrage dich alſo nach meinem Rath, beſtrebe dich beſcheiden zu leben, und du wirſt, was die Freiheit betrifft, die Anhänger unſerer Parthei für nicht weniger verdächtig halten, als die der entgegen geſezten. Wenn aber irgend ein Kampf entſteht, ſo wirſt du durch Partheiloſigkeit jedermann werth ſein, und auf dieſe Weiſe dir ſelbſt nüzen und dem Vaterlande nicht ſchaden.

Dieſe Worte zügelten etwas die Gedanken des Barbadoro, ſo daß die Sachen, ſo lange als der Krieg mit Lukka währte, ruhig blieben. Als aber der Friede erfolgt war, und zugleich der Tod des Nikolaus von Uzano, verblieb die Stadt ohne Krieg und auch ohne Zügel, daher denn die ſchädlichen Gährungen ohne alle Rückſicht wuchſen, und Meſſer Rinaldo, der ſich allein als Haupt der Parthei übrig glaubte, nicht nachließ, alle die Bürger, von denen er glaubte, daß ſie Gonfalonieren werden könnten, zu bitten und anzutreiben, daß ſie ſich waffnen möchten, das Vaterland von dieſem Menſchen zu befreien, der nothwendiger Weiſe durch die Bosheit weniger und die Thorheit vieler ſie

zur Knechtſchaft führe. Dieſes Verfahren des Meſſer Ri- Jahr
naldo, und das der entgegengeſezten Parthei, erhielten die 1433.
Stadt in ſterem Argwohn, und ſo oft eine neue Magiſtratswahl vorgenommen ward, ſagte man ſich öffentlich, wie viele von der einen Parthei und wie viele von der andern darin ſäßen, und wann die Namen der Signoren gezogen wurden, war die ganze Stadt im Aufſtande. Jeder Fall, der vor die Oberen gebracht wurde, ſelbſt der unbedeutendſte gab ihnen Anlaß zum Streit; die Geheimniſſe wurden bekannt gemacht; ſowohl der Gute, wie der Böſe ward begünſtigt, und befeindet; die Guten, wie die Schlechten wurden gleicherweiſe gemißhandelt; und keine Obrigkeit that ihre Pflicht.

Da nun Florenz in dieſer Verwirrung und Meſſer Rinaldo in dem Willen ſtand, die Macht des Kosmus zu erniedrigen, und da er wußte, daß Bernhard Guadagni Gonfaloniere werden könnte, ſo bezahlte er deſſen Rückſtand an den Auflagen, damit die öffentliche Schuld ihn nicht dieſes Ranges berauben möchte. Da man alſo zur Ziehung der Signoren ſchritt, bewirkte der Zufall, der unſern Zwiſtigkeiten günſtig war, daß Bernhard als Gonfaloniere gezogen ward, um in den Monaten September und October zu ſizen. Meſſer Rinaldo ging ſogleich ihn zu beſuchen und ſagte ihm, wie ſehr die Parthei der Adlichen und ein jeder der ein zufriednes Leben wünſchte, ſich erfreut habe, daß er zu dieſer Würde gelangt ſei, und daß es für ihn ſchicklich ſein würde, ſo zu verfahren, daß ſie ſich nicht umſonſt gefreut hätten. Er zeigte ihm darauf die Gefahren, denen man durch Uneinigkeit ſich ausſeze, und daß kein anderes Mittel zur Einigkeit führen könne, als die Unterdrückung des Kosmus, weil dieſer allein, durch die Begünſtigungen, die ſeine unmäßigen Reichthümer ihm verſchafften, ſie in Kraftloſigkeit erhielte; daß er ſich ſchon ſo hoch hinaufgear-

Jahr 1433. heitet habe, daß, wenn man nicht zuvorkäme, er Fürſt werden würde, und daß es eines guten Bürgers Pflicht ſei, dem entgegen zu arbeiten, das Volk auf den Plaz zu berufen, die Regierung wieder an ſich zu nehmen, um dem Vaterlande ſeine Freiheit wieder zu ſchenken. Er führte ihm zu Gemüth, daß Meſſer Salveſtro de' Medici nur mit Unrecht der Größe der Guelfen Einhalt thun konnte, denen um des vergoßnen Bluts ihrer Vorfahren willen die Regierung zukomme, und daß dasjenige, was jener gegen ſo viele mit Unrecht thun konnte, er wohl mit vollem Rechte gegen dieſen Einzigen thun könnte. Er ermahnte ihn, nichts dabei zu fürchten, indem die Freunde mit den Waffen zu ſeiner Hülfe bereit ſtehen würden, und auf das Volk das jenen anbete, gar keine Rückſicht zu nehmen, indem Kosmus keine andere Gunſtbezeigungen von demſelben erlangen werde, als einſt Meſſer Georg Scali erlangte; auch ſolle er um ſeiner Reichthümer willen nicht ſchwanken, denn ſobald er in der Macht der Signoren wäre, ſo würden ſie die ihrigen ſein. Er ſchloß endlich, daß dieſe That den Staat ſicher und einig, ihn aber berühmt machen werde. Auf dieſe Worte erwiederte ihm Bernhard kürzlich, er halte es für höchſt nothwendig, das zu thun, was er ihm geſagt habe; und weil die Zeit nöthig zum Handeln gebraucht werde, ſo ſolle er ſich nur beſtreben, ſich die nöthige Macht zu verſchaffen, um bereit zu ſtehn in der Ueberzeugung, daß ihm auch Freunde nicht fehlen.

Als Bernhard ſein Amt angetreten hatte, die Gehülfen angewieſen waren, und er mit Meſſer Rinaldo übereingekommen war, ſo berief er Kosmus, der, obſchon ihm viele ſeiner Freunde abriethen, dennoch erſchien, mehr auf ſeine Unſchuld vertrauend, als auf das Mitleid der Signoren. Als Kosmus im Pallaſt und feſtgenommen war, ging Meſſer Rinaldo mit vielen Bewaffneten aus ſeinem Hauſe, mit

ihm die ganze Parthei, und so kamen sie auf den Platz, wohin die Signoren das Volk rufen ließen, worauf sie zweihundert Menschen zu einem Rath ernannten, um die Regierung der Stadt zu verbessern. In diesem Rath verhandelte man sobald als möglich über die Reform und über des Kosmus Leben und Tod. Viele wollten, daß er verbannt, viele daß er getödtet würde, viele andere schwiegen, entweder aus Mitleid für ihn, oder aus Besorgniß für sich selbst, und diese Verschiedenheit der Meinungen ließ es zu keinem Schlusse kommen. In dem Thurm des Pallastes ist ein Ort, der so groß ist, als der Raum des Thurms selbst, Alberghettino genannt: hier ward Kosmus eingeschlossen, und dem Friedrich Malavolti in Gewahrsam gegeben. Kosmus, der von diesem Orte aus die Gespräche und das Geräusch der Waffen auf dem Markte, so wie das häufige Läuten zum Stimmensammeln vernahm, stand in Besorgniß für sein Leben; noch mehr aber fürchtete er, daß seine persönlichen Feinde ihn auf außerordentliche Weise möchten sterben lassen. Er enthielt sich deshalb der Speise, so daß er in vier Tagen nichts als ein wenig Brodt hatte essen wollen. Als Friedrich dies bemerkte, sagte er zu ihm: Du fürchtest vergiftet zu werden, Kosmus, und giebst dir dadurch den Hungertod, mir aber schlechte Ehre, indem du glaubst, daß ich zu einer solchen Niederträchtigkeit meine Hand leihen könnte. Ich glaube nicht, daß du dein Leben verlieren wirst, so viele Freunde hast du im Pallast und draußen; aber wenn du es auch verlieren müßtest, so sei nur sicher, daß sie andere Mittel ergreifen werden, als mich zum Werkzeug zu brauchen, um es dir zu nehmen; denn ich will meine Hände nicht beflecken mit dem Blute irgend eines Menschen, und am wenigsten mit dem deinigen, der du mich nie beleidigt hast; sei also guten Muths, nimm die Speise und erhalte dein Leben deinen Freunden und dem

Jahr 1433.

Jahr Vaterlande. Und damit du mit größerm Vertrauen es thun
1433. könneſt, ſo will ich ſelbſt von deinen Speiſen mit dir eſſen.
Dieſe Worte ermuthigten Kosmus völlig; mit Thränen in
den Augen umarmte und küßte er Friedrich, und dankte ihm
mit lebhaften und kräftigen Worten für einen ſo mitleidigen
und liebevollen Dienſt, ihm ſeine höchſte Dankbarkeit anbie-
tend, wenn je das Glück ihm Gelegenheit dazu gäbe.

De alſo Kosmus ein wenig geſtärkt war, und die Bür-
ger über ſeinen Fall verhandelten, traf es ſich, daß Frie-
drich um ihm Vergnügen zu machen, einen Diener des
Gonfaloniere mit ſich zur Mahlzeit brachte, der Fargagnac-
cio hieß, und ein luſtiger und ſpaßhafter Menſch war. Da
ſie nun faſt abgeſpeißt hatten, gab Kosmus, der ſich der
Gegenwart dieſes Menſchen bedienen wollte, weil er ihn
ſehr wohl kannte, dem Friedrich ein Zeichen, daß er hinweg
ginge. Dieſer, der die Urſach vermuthete, that als ginge
er, um noch Dinge zu holen, die zum Mahle gehörten,
und ließ die beiden allein, worauf Kosmus, nachdem er
einige freundliche Worte mit dem Fargagnaccio gewechſelt,
demſelben ein Merkzeichen gab, und ihm auftrug, zu dem
Spitalverwalter von St. Maria Nuova zu gehen, um ein
tauſend und ein hundert Dukaten zu holen; hundert davon
ſolle er für ſich nehmen, und tauſend ſolle er dem Gonfalo-
niere bringen, und ihn bitten, daß er unter irgend einem
ſchicklichen Vorwande zu ihm kommen möchte, um mit ihm
zu reden. Dieſer nahm den Auftrag an, das Geld ward
bezahlt, und Bernhard ward dadurch etwas gemäßigter,
wovon dann die Folge war, daß Kosmus nach Padua ver-
wieſen ward, gegen Meſſer Rinaldos Willen, der ihn gern
ganz vertilgt hätte. Außer ihm ward auch Averardo und
viele andere aus dem Hauſe Medici, und mit ihnen Puccio
und Johann Pucci verwieſen; und um diejenigen, die mit
des Kosmus Vertreibung unzufrieden waren, in Schrecken

zu ſezen, gaben ſie den acht Gardehauptleuten und dem Volkshauptmann die oberſte Vollziehungsgewalt. Nach dieſen Beſchlüſſen kam Kosmus den 3ten Oktober 1433 vor die Signoren, welche ihm ſeine Verweiſung ankündigten, und ihn zum Gehorſam ermahnten, wenn er nicht wolle, daß man mit Härte gegen ſeine Güter verfahren ſollte. Kosmus nahm mit freudigem Geſicht die Verweiſung an, indem er verſicherte, daß wohin immer die Signoria ihn ſende, da werde er gern bleiben. Er bäte ſehr, daß da ſie ihm das Leben gerettet habe, ſie es ihm auch vertheidigen möchte, denn er merke wohl, daß auf dem Plaze viele wären, die nach ſeinem Blute verlangte. Er bot hierauf, an welchem Orte er ſich auch befinden ſollte, der Stadt, dem Volke und ihren Herrlichkeiten ſich und ſein Vermögen an. Er ward von dem Gonfalonere getröſtet, und ſo lange im Pallaſt zurückgehalten, bis die Nacht kam. Darauf führte ihn dieſer in ſein Haus, und ließ ihn dann, nachdem er ihn hatte mit ſich zu Abend ſpeiſen laſſen, von vielen Bewaffneten zu den Gränzen begleiten. Ueberall, wo Kosmus durchreiſte ward er ehrenvoll aufgenommen; ja die Venezianer beſuchten ihn von Staats wegen, und beehrten ihn, nicht wie einen Verbannten, ſondern wie einen Mann vom höchſten Range. Jahr 1433.

Da nun Florenz zurückblieb, verwaiſet von einem groſſen und ſo allgemein geliebten Bürger, war jedermann in Beſtürzung, und gleich ſtark war die Furcht derer die geſiegt hatten, und derer die beſiegt waren. Meſſer Rinaldo alſo, der ſein künftiges Unglück ſchon ahndete, verſammelte, um weder für ſich, noch für ſeine Parthei etwas zu verſäumen, viele Bürger die zu ſeinen Freunden gehörten, und ſprach zu ihnen: Er ſehe ſchon ihren Untergang bereitet, weil ſie ſich hätten bewegen laſſen durch die Bitten, durch die Thränen und durch das Geld ihrer Feinde; und ſie ſähen nicht,

Jahr 1433. daß in kurzer Zeit an sie die Reihe kommen werde, zu bitten, und zu weinen, daß aber dann ihre Bitten nicht würden gehört werden, und ihre Thränen niemand finden, der Mitleid dafür zeige; von dem genommenen Gelde aber würden sie das Kapital zurückgeben müssen, und die Zinsen bezahlen in Qualen, Tod, und Verbannung. Viel besser hätten sie gethan in ihrem vorigen Zustande zu bleiben, als den Kosmus am Leben zu lassen, und seine Freunde in Florenz; denn mächtige Männer müsse man entweder gar nicht angreifen, oder sie ganz unterdrücken. Auch sehe er kein anderes Hülfsmittel, als sich in der Stadt die möglichste Macht zu verschaffen, damit wenn die Feinde wieder aufstünden, welches sie gewiß bald thun würden, man sie mit den Waffen verjagen könne, da man sie durch die gesezlichen Formen nicht habe vertreiben können. Hierzu wäre das Mittel dieses, das er schon vor langer Zeit in Vorschlag gebracht habe: sich die Großen wieder zu gewinnen, indem man ihnen alle Ehrenämter des Staates zurückgebe und zugestehe, und sich durch diese Parthei zu stärken, weil ihre Gegner sich durch das Volk gestärkt hätten. Hierdurch werde ihre Parthei um so mächtiger sein, je größer in ihr das Leben, je stärker die Tugend, je höher der Muth, und je fester das Zutrauen sei. Er schloß mit der Versicherung, daß wenn dieses lezte und rechte Hülfsmittel nicht ergriffen werde, so sehe er nicht auf welche andere Weise man unter so vielen Feinden eine Regierung erhalten wolle, deutlich aber sehe er dann den nahen Untergang ihrer Parthei und der Stadt. Diesem Rath widersezte sich Mariotto Boldovinetti, einer von den Versammelten, indem er die Hochmuth der Großen und ihre unerträgliche Natur zeigte; und daß es nicht rathsam sei, unter einer entschiedenen Tyrannei Schuz zu suchen, um vor den zweifelhaften Gefahren, die man von dem Volke fürchte, zu entfliehen. Da also

Messer Rinaldo sah, daß sein Rath nicht gehört ward, so Jahr
beklagte er seine Parthei, indem er alles Unglück mehr 1433.
dem Willen des Himmels, als der Unwissenheit und Blindheit der Menschen zuschrieb. Wie nun die Sache auf diesem Punkte stand, ohne daß man irgend eine nöthige Vorkehrung traf, fand man einen Brief von Messer Agnolo Acciajuoli an Kosmus, worin er ihm die Stimmung der Stadt gegen ihn anzeigte, und ihm rieth, zu bewirken, daß irgend ein Krieg entstünde, und sich Neri di Gino zum Freunde zu machen; denn seine Meinung sei, daß da die Stadt Geld nöthig habe, und keinen finden würde, der ihr darin diene, so würde dadurch sein Andenken bei den Bürgern wieder erwachen, und zugleich der Wunsch ihn zurückkehren zu lassen. Und wenn Neri sich von Messer Rinaldo losreiße, so würde diese Parthei so schwach werden, daß sie nicht Kraft genug haben werde, sich zu vertheidigen. Dieser Brief, der in die Hände der Obrigkeit fiel, gab Veranlassung, daß Messer Agnolo festgenommen, gefoltert und Landes verwiesen ward. Dennoch ward durch ein so hartes Beispiel auch nicht im mindesten die Stimmung gezügelt, die den Kosmus begünstigte.

Es war fast schon ein Jahr verflossen, seit dem Tage, 1434.
da Kosmus verjagt worden war, als gegen das Ende des Monat August des Jahres 1434 zum Gonfaloniere für die beiden künftigen Monate Nikolaus von Cocco gezogen ward, und mit ihm acht Signoren, die sämtlich Anhänger des Kosmus waren; so daß eine solche Signoria Messer Rinaldo und seine ganze Parthei erschreckte. Da nun die Signoren, bevor sie ihr Amt antreten, drei Tage lang als Privatleute leben, so kam Messer Rinaldo abermals mit den Häuptern seiner Parthei zusammen, und zeigte ihnen die gewisse und nahe Gefahr, und daß das Mittel dagegen sei, die Waffen zu ergreifen, und zu bewirken, daß Donato

Jahr Bellutl, der damals als Gonfaloniere saß, daß Volk auf
1434. dem Plaze versammele, einen neuen Volksrath mache, die neuen Signoren ihres Amtes entseze, andere die den Umständen des Staats angemessener wären erwähle, die alten Wahlbeutel verbrenne, und neue mit neuen Loosen, aus Freunden bestehend, anfülle. Diese Maaßregel ward von vielen für sicher und nöthig erklärt; von vielen andern aber für allzu gewaltsam, und als eine solche, die allzu viel Beschuldigung nach sich ziehe. Unter diesen, denen sie mißfiel, war auch Messer Palla Strozzi, der ein ruhiger, milder und gütiger Mann war, und eher geschickt, den Wissenschaften sich zu widmen, als eine Parthei zu zügeln und sich den bürgerlichen Zwistigkeiten entgegen zu stellen. Dieser sagte also, daß listige oder kühne Maaßregeln im Anfange gut scheinen, nachher aber bei ihrer Anwendung schwer, und bei ihren Ausgange gefährlich gefunden werden; und er glaube, die Besorgniß vor den neuen auswärtigen Kriegen; da die Truppen des Herzogs in Romagna an unseren Gränzen wären, würde die Signoren mehr auf diese denken machen, als an die inneren Uneinigkeiten; indessen, wenn man sähe, daß sie Aenderungen machen wollten (welche sie nicht machen könnten, ohne daß es bemerkt werde) so würde es noch immer Zeit sein, die Waffen zu ergreifen und dasjenige auszuführen, was für das allgemeine Wohl nothwendig scheinen werde; und wenn dieses durch Nothwendigkeit geschehe, so würde es mit geringerer Verwunderung des Volks erfolgen und ihnen weniger zur Last gelegt werden. Man beschloß deshalb, die neuen Signoren ihre Aemter antreten zu lassen, und nur ihre Schritte zu beobachten; und wenn man irgend eine Bewegung gegen die Parthei bemerkte, so solle ein jeder die Waffen ergreifen, und auf dem Plaze von St. Pulinari sich einfinden, einem Orte, der dem Pallast sehr nah ist, und von wo aus

ſie ſich leicht würden hinbegeben können, wohin es ihnen nöthig ſcheinen möchte. Jahr 1434.

Mit dieſem Entſchluſſe waren ſie auseinander gegangen, die neuen Signoren traten ihre Aemter an, und der Gonfaloniere, um ſich Anſehn zu verſchaffen, und diejenigen in Beſtürzung zu ſezen, die etwa die Abſicht hätten, ihm zu widerſtreben, verurtheilte Donato Velluti ſeinen Vorfahren zum Gefängniß, als einen Mann, der das Staatsgeld für ſich verwandt habe. Hierauf prüfte er ſeine Kollegen, um Kosmus zurückkehren zu laſſen, und da er ſie dazu geneigt fand, ſo ſprach er davon mit denen, die er für Häupter der Parthei der Medici hielt; angefeuert von dieſen, lud er Meſſer Rinaldo, Rudolf Peruzzi, und Nikolaus Barbadori, als Häupter der Gegenparthei vor. Nach dieſer Vorladung glaubte Meſſer Rinaldo, daß man nicht länger zögern dürfe, und rückte mit einer großen Anzahl Bewaffneter aus ſeinem Hauſe, worauf ſich ſogleich Rudolf Peruzzi und Nikolaus Barbadori zu ihm geſellten. Bei ihnen waren noch mehrere andere Bürger und viele Soldaten, die ſich in Florenz ohne Dienſt befanden, und alle ſtellten ſich nach der getroffenen Uebereinkunft auf dem Plaze St. Pulinari. Meſſer Palla Strozzi ging, obſchon er viele Leute verſammelt hatte, nicht hinaus; ein gleiches that Meſſer Johann Guicciardini, daher denn Meſſer Rinaldo ausſandte, um ſie anzutreiben, und ihnen ihr Zögern zu verweiſen. Meſſer Johann antwortete, er thue der feindlichen Parthei ſchon Schaden genug, wenn er durch ſein Zuhauſebleiben verhindere, daß ſein Bruder Peter nicht ausginge, dem Pallaſte zu Hülfe zu kommen. Meſſer Palla kam endlich, nach vielen an ihn gerichteten Geſandtſchaften, zu Pferde mit zwei unbewaffneten Fußgängern nach St. Pulinari; Meſſer Rinaldo ging ihm entgegen und verwieß ihm ſehr hart ſeine Nachläſſigkeit, indem er hinzufügte, das Nichtzuſammentreffen mit

Jahr den Anderen rühre entweder aus Mangel an Treue her, oder
1451. aus Mangel an Muth, und eine wie die andere dieser Beſchuldigungen müßte ein Mann zu fliehen ſuchen, der zu derjenigen Klaſſe gerechnet ſein wolle, zu der man ihn zähle. Wenn er glaube, daß weil er die Pflicht gegen ſeine Parthei verſäume, der Feind als Sieger ihn von dem Tode oder der Verweiſung frei ſprechen werde, ſo betrüge er ſich. Was immer ihm ſelbſt auch bevorſtünde, wenn ein Unglück geſchehe, ſo werde er doch die Beruhigung haben, daß er es vor der Gefahr nicht an ſeinem Rath, und in der Gefahr nicht an ſeiner Macht habe fehlen laſſen. Meſſer Palla aber und die anderen werden doppelten Verdruß empfinden, wenn ſie daran denken würden, ihr Vaterland dreimal verrathen zu haben: ein mal, da ſie Kosmus retteten; das andere mal, da ſie ſeine Rathſchläge nicht annahmen; und das dritte mal jezt, da ſie ihm mit ihren Waffen nicht beiſtünden. Auf dieſe Worte erwiederte Meſſer Palla nichts, was die Umſtehenden hätten verſtehen können, ſondern wandte murmelnd ſein Pferd um, und ritt nach Hauſe.

Die Signoren, da ſie erfuhren, daß Meſſer Rinaldo und ſeine Parthei die Waffen ergriffen habe, und ſich ſelbſt verlaſſen ſahen, ließen den Pallaſt verſchließen, und wußten, jedes Raths beraubt, nicht was zu thun ſei. Da aber Meſſer Rinaldo ſeine Ankunft auf dem Plaze verzögerte, um die Macht zu erwarten, die nicht kam, benahm er ſich ſelbſt die Gelegenheit zum Siege, und gab ihnen die Kraft, ſich zu ſchüzen, und vielen Bürgern die, zu ihnen zu gehen und ihnen zu rathen, daß ſie Schritte thun möchten, damit die Waffen niedergelegt würden. Einige weniger verdächtige Leute gingen alſo von Seiten der Signoren zu Meſſer Rinaldo und ſagten ihm, die Signoria kenne die Urſache nicht, weshalb dieſe Bewegungen gemacht würden; ſie habe nie-

mals daran gedacht, ihn beleidigen zu wollen: wenn man Jahr
von Kosmus gesprochen habe, so habe man doch nicht dar- 1434.
auf gedacht, ihn wieder einzusezen; wenn also dieses die Ursache des Argwohns sei, so würden sie darüber sie sicher stellen; sie möchten sich nur gefallen lassen, in den Pallast zu kommen, so würden sie sehr willkommen sein, und ihnen in allen ihren Forderungen willfahret werden. Diese Worte änderten nicht Messer Rinaldos Entschluß; sondern er erwiderte, er wolle sich dadurch sicher stellen, daß er sie zu bloßen Bürgern mache, und alsdann solle, zum Wohl eines Jeden, die Regierung anders eingerichtet werden. Allein es geschieht immer, daß wo die lenkenden Mächte gleich und die Meinungen verschieden sind, fast niemals irgend ein heilsamer Entschluß gefaßt wird. Rudolf Peruzzi, durch dieser Bürger Worte bewogen, sagte, er für sein Theil verlange nichts weiter, als daß Kosmus nicht zurückkehre; wenn dieses in Ordnung sei, so sei er mit seinem Siege zufrieden, und wolle nicht um einen größeren zu erringen, seine Stadt mit Blut erfüllen, daher werde er der Signoria gehorchen; und hierauf ging er mit seinen Leuten in den Pallast, wo er fröhlich empfangen ward. Das Warten Messer Rinaldos zu St. Pulinari also, Messer Palla's Mangel an Muth, und Rudolfs Abtreten hatten in dieser Unternehmung Messer Rinaldo den Sieg entrissen, und die Gemüther der Bürger die ihm folgten, hatten angefangen, ein wenig von ihrer Hize nachzulassen; wozu nun noch das Ansehn des Pabstes kam.

Es befand sich damals Pabst Eugenius, der von dem Volke aus Rom verjagt worden war, zu Florenz. Dieser da er die Tumulte vernahm, und es ihm seines Amtes schien, sie zu beruhigen, sandte den Patriarchen Messer Johann Vitelleschi einen genauen Freund von Messer Rinaldo zu diesem, um ihn zu sich zu bitten, indem es, wie er ihm

Jahr ſagen ließ, bei der Signoria ihm weder an Einfluß noch an
1434. Zutrauen fehle, um ihm Zufriedenheit und Sicherheit zu verſchaffen, ohne das Blut und Unheil der Bürger. Meſſer Rinaldo alſo, von ſeinem Freunde überredet, ging mit ſeinem ganzen bewaffneten Gefolge nach St. Maria Novella, wo der Pabſt wohnte. Der Pabſt gab ihm zu verſtehen, daß die Signoren ihr ganzes Vertrauen auf ihn geſezt, und allen Zwiſt ſeiner Entſcheidung übergeben hätten, und daß ſich die Sachen, ſobald er die Waffen niederlege, ſo ausgleichen laſſen würden, wie er es für gut halte. Meſſer Rinaldo, der die Kälte Meſſer Palla's und den Leichtſinn des Rudolf Peruzzi geſehn hatte, warf ſich aus Mangel an einem beſſeren Auswege in ſeine Arme, indem er doch hoffte, daß des Pabſtes Anſehn ihn ſchüzen müſſe. Der Pabſt ließ alſo dem Nikolaus Barbadori und den andern die ihn draußen erwarteten, anzeigen, ſie möchten die Waffen niederlegen, denn Meſſer Rinaldo bleibe bei dem Pabſte, um mit den Signoren den Verein zu unterhandeln; auf dieſe Stimme entſchloß ſich ein jeder und entwaffnete ſich.

Die Signoren, da ſie ihre Gegner entwaffnet ſahen, fuhren fort unter Vermittelung des Pabſtes den Vertrag zu unterhandeln, und auf der andern Seite ſandten ſie indeſſen heimlich in das Gebirge von Piſtoja nach Fußvolk aus, und ließen dieſes mit allen ihren Waffenträgern des Nachts nach Florenz kommen. Nachdem ſie dann alle feſten Punkte der Stadt in Beſiz genommen hatten, beriefen ſie das Volk auf den Plaz, und ernannten einen neuen Volksrath, der, ſobald er ſich verſammelte, Kosmus und die anderen, die mit ihm verwieſen worden waren, in ihr Vaterland wieder einſezte, und von der Gegenparthei Meſſer Rinaldo Albizzi, Rudolf Peruzzi, Nikolaus Barbadori, und Meſſer Palla Strozzi, nebſt vielen andern Bürgern verwieß, und zwar in ſo großer Anzahl, daß wenige Oerter in

Italien übrig blieben, wohin man keine verbannt hätte, Jahr
und viele außer Italien von ihnen voll wurden; ſo daß 1434.
Florenz durch ſolchen Vorfall nicht blos Männer von Rechtſchaffenheit, ſondern auch von Reichthum und Fleiß ſich entzog. Der Pabſt, da er dieſen Untergang über diejenigen hereinbrechen ſah, die auf ſeine Bitten die Waffen niedergelegt hatten, war darüber höchſt mißvergnügt, und beklagte Meſſer Rinaldo wegen der Schmach, die man ihm unter dem Schuze ſeines Vertrauens angethan habe, und ermahnte ihn zur Geduld, und zur Hoffnung auf künftiges Wohl durch den Wechſel des Glücks; worauf Meſſer Rinaldo antwortete: das zu kleine Zutrauen, das mir diejenigen gezeigt haben, die mir hätten glauben ſollen, und das zu große, das ich Euch gezeigt habe, hat mich und meine Parthei geſtürzt. Allein ich beklage mich mehr über mich ſelbſt, als über irgend jemand anders, weil ich geglaubt habe, daß ihr, der ihr aus eurem eignen Vaterlande vertrieben wart, mich in dem meinigen erhalten könntet. Ueber die Spiele des Glücks habe ich ſehr gute Erfahrung, und ſo wie ich auf die Glücksfälle mich wenig verlaſſen habe, ſo ſchmerzen auch die Unfälle mich weniger; und ich weiß, daß wenn es dem Geſchick gefällt, es ſich auch freundlicher mir zeigen kann. Sollte es ihm aber auch nie gefallen, ſo werde ich immer wenig Werth darauf legen, in einer Stadt zu leben, wo die Geſeze weniger vermögen, als die Menſchen; denn das Vaterland iſt wünſchenswerth, wo man ſeines Vermögens und ſeiner Freunde mit Sicherheit genießen kann, nicht das, wo jenes die leicht genommen werden kann; und deine Freunde aus Beſorgniß für ihr eignes in deinen höchſten Nöthen dich verlaſſen. Auch war es weiſen und guten Menſchen immer weniger ſchmerzlich die Leiden ihres Vaterlandes zu hören, als ſie zu ſehen, und ſie halten es für ruhmvoller ein ehrenwerther Rebell, als ein ſklaviſcher Bürger zu ſein.

Jahr Voll Unmuth verließ er den Pabst, und häufig bei sich
1434 selbst seine Rathschläge und die Kälte seiner Freunde wieder überdenkend ging er in die Verbannung. Kosmus von der andern Seite kehrt auf die Nachricht von seiner Wiedereinsezung nach Florenz zurück, und selten ist es geschehen, daß ein Bürger, der triumphirend von einem Siege zurück kehrte, von seinem Vaterlande mit so großem Zulauf des Volks, und mit so großer Bezeugung des Wohlwollens empfangen wurde, als er empfangen ward bei seiner Rückkehr aus dem Exil, und jedermann grüßte ihn freiwillig Wohlthäter des Volks und Vater des Vaterlands.'

Ende des ersten Theils.

Des

Nikolaus Machiavelli

# Florentinische Geschichten.

aus

dem Italienischen übersetzt

von

Wilhelm Neumann.

[illegible]

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Johann Friedrich Weiß.
1809.

Univ. Biol.
München

# Fünftes Buch.

Meistens pflegen die Länder durch die Veränderungen, die sie erleiden, aus der Ordnung in Unordnung zu verfallen, und dann wieder von neuem von der Unordnung zur Ordnung überzugehen; denn da die Natur in den Dingen dieser Welt keinen Stillstand zuläßt, so müssen sie, sobald sie ihre höchste Vollkommenheit erreicht haben, weil sie nicht mehr aufwärts steigen können, nothwendig herabsinken; und ebenso, wenn sie hinunter gestiegen und durch Unordnungen in den tiefsten Verfall gerathen sind, müssen sie, da sie nicht weiter abwärts sinken können, nothwendigerweise hinaufsteigen; und so immer sinkt man vom Guten zum Uebel, und steigt vom Uebel zum Guten. Denn die Tugend erzeugt Ruhe, die Ruhe Unthätigkeit, die Unthätigkeit Unordnung, und die Unordnung Zerstörung; ebenso auch entsteht aus der Zerstörung Ordnung, aus der Ordnung Tugend, und aus dieser Ruhm und gutes Glück. Daher haben die Verständigen beobachtet, daß die Wissenschaften den Waffen folgen, und daß in den Ländern und Städten früher Feldherren als Philosophen entstehen. Denn wenn die starken und wohlgeführten Waffen Siege hervorgebracht haben, und die Siege Ruhe, so kann die Kraft der kriegerischen Geister durch keine rühmlichere Muße aufgehoben werden, als durch die der Wissenschaften, noch

kann die Unthätigkeit durch eine stärkere und gefährlichere Täuschung in wohlgeordnete Staaten Eingang finden. Wohl wußte dies Cato, da Diogenes und Carneades, die Philosophen, als Gesandte von Athen an den Senat nach Rom kamen; da er sah, daß die Römische Jugend mit Bewunderung ihnen zu folgen begann, und weil er das Uebel erkannte, das aus einer so rühmlichen Muße seinem Vaterlande erwachsen könnte, so brachte er es dahin, daß kein Philosoph in Rom durfte aufgenommen werden. Durch diese Ursachen kommen die Länder zu ihrem Untergange; und wann sie dahin gekommen und die Menschen durch Ungemach weise geworden sind, so kehren sie, wie gesagt, zur Ordnung zurück, wenn sie nicht etwa durch eine außerordentliche Macht unterdrückt bleiben. Diese Ursachen machten zuerst vermittelst der alten Toskaner, und hernach durch die Römer Italien bald glücklich, bald elend; und wenn gleich auf den Römischen Ruinen nachher kein Gebäude wieder errichtet worden ist, das Italien aus denselben emporgehoben hätte, welches unter einer vollkommenen Regierung höchst ruhmvollerweise hätte bewirkt werden können; so lebte doch so hohe Tugend auf in manchem der neuen Staaten und Reiche, die auf den Trümmern des Römischen entstanden, daß wenn gleich einer nicht über die andern herrschte, sie dennoch alle in dem Maaße miteinander einig und wohlgeordnet waren, daß sie Italien von den Barbaren befreiten und vor ihnen vertheidigten. Unter diesen Reichen war das der Florentiner, wenn auch an Umfang, doch nicht an Ansehn noch an Macht geringer; sondern vielmehr durch ihre Lage in der Mitte Italiens, durch ihren Reichthum und durch ihre Bereitschaft zum Angriff, bestanden sie theils mit Glück den Krieg, der gegen sie begonnen ward, theils verschafften sie dem den Sieg, auf dessen Seite sie sich stellten. Wenn übrigens auch durch die Trefflichkeit

dieſer neuen Staaten nicht Zeiten entſtanden, die durch einen langen Frieden beglückt waren, ſo waren ſie doch auch nicht gefahrvoll durch allzuzerſtörende Kriege. Denn Frieden kann man es zwar nicht nennen, wenn oftmals die Staaten gegenſeitig mit gewaffneter Hand ſich angreifen; aber auch Krieg kann man das nicht nennen, wenn die Menſchen einander nicht umbringen, die Städte nicht zerſtört werden, die Staaten nicht untergehen, denn dieſe Kriege verſanken in ſo große Schwäche, daß ſie ohne Furcht begonnen, ohne Gefahr geführt, und ohne Schaden geendigt wurden. So daß jene Tapferkeit, die in andern Ländern durch einen langen Frieden zu erlöſchen pflegt, in Italien durch die Armſeligkeit der Kriege verſchwand, wie man deutlich aus demjenigen erkennen wird, den wir von dem Jahre 1434 bis 1494 beſchreiben werden; wo man ſehen wird, wie endlich den Barbaren von neuem der Weg eröfnet ward, und Italien in ihrer Knechtſchaft ſich beruhigte. Und wenn man die Thaten unſerer Fürſten im Felde und im Kabinette auch nicht, wie die der Alten, wegen ihrer Tugend und Größe mit Bewunderung leſen wird, ſo wird man ſie doch wegen ihrer andern Eigenſchaften mit nicht geringerer Bewunderung betrachten, wenn man ſehen wird, wie ſo viele höchſt edle Völker mit ſo ſchwachen und ſchlecht geführten Waffen in Zaum gehalten wurden. Wenn in der Beſchreibung der auf dieſe verkehrte Weiſe erfolgten Begebenheiten weder von der Tapferkeit der Kriegsleute, noch von der Trefflichkeit der Heerführer die Rede ſein wird, ſo wird man doch ſehen, durch welchen Trug, durch welche Liſt und Kunſtgriffe, die Fürſten, die Krieger, die Häupter der Republiken ſich in dem Anſehn zu erhalten wußten, das ſie nicht verdient hatten; und dieſes kennen zu lernen wird vielleicht nicht weniger nützlich ſein, als die Thaten der Alten; denn wenn edle Gemüther durch dieſe zur Nach-

ahmung angefeuert werden, so werden sie durch jene gereizt, diese Fehler zu meiden und zu verachten.

Jahr 1433. Italien war durch diejenigen, die es beherrschten, in einen solchen Zustand versezt, daß wenn durch Einigkeit der Machthaber ein Friede entstanden war, er gleich darauf durch die, welche die Waffen in Händen hatten, wieder gestört ward; und so erlangten sie durch den Krieg keinen Ruhm und durch den Frieden keine Ruhe. Als demnach im Jahr 1433 der Frieden zwischen dem Herzoge von Mailand und den Verbündeten geschlossen war, so wandten sich die Soldaten, die im Kriegsstande verbleiben wollten, gegen die Kirche. Es gab damals in Italien zwei Kriegsheere, das des Braccio und das des Sforza. Von diesem war der Graf Franz, ein Sohn des Sforza, das Haupt, von jenen waren Nikolaus Piccinino und Nikolaus Fortebraccio die Häupter. An diese Heere schlossen sich fast alle andere Krieger Italiens an. Das Heer des Sforza ward unter beiden am meisten geschäzt, sowohl wegen der Talente des Grafen, als durch das Versprechen, welches ihm der Herzog von Mailand gegeben hatte, ihm seine natürliche Tochter Bianka zur Gemahlin zu geben, und die Hoffnung auf diese Verwandschaft verschaffte ihm sehr groſses Ansehen. Diese Kriegshaufen also griffen nach hergestelltem Frieden in der Lombardei aus verschiedenen Ursachen den Pabst Eugenius an. Nikolaus Fortebraccio ward dazu durch die alte Feindschaft bewogen, die Braccio immer gegen die Kirche gehegt hatte; den Grafen aber trieb der Ehrgeiz dazu; daher denn Nikolaus Rom angriff, und der Graf sich der Mark be-
1434. mächtigte. Die Römer also, weil sie keinen Krieg wollten, verjagten Eugenius aus Rom, und dieser kam, nachdem er mit Gefahr und Mühe entflohen war, nach Florenz. Da er nun die Gefahr überlegte, in der er schwebte, und sich von den Fürsten verlassen sah, die um seinetwillen nicht

wieder zu den Waffen greifen wollten, die sie ihrem eifrigsten Wunsche nach niedergelegt hatten, so verglich er sich mit dem Grafen und gestand ihm die Herrschaft über die Mark zu, obgleich der Graf zu dem Unrecht, dieselbe eingenommen zu haben, auch noch eine Schmähung gefügt hatte: wenn er nehmlich den Ort bezeichnete, von wo aus er die Briefe an seine Geschäftsträger schrieb, so sezte er immer nach dem Italienischen Gebrauch in Lateinischer Sprache darunter: Ex Girifalco nostro Firmiano invito Petro et Paulo. Auch war er mit der Abtretung des Landes nicht zufrieden, sondern wollte zum Gonfaloniere der Kirche ernannt sein; alles dieses ward ihm zugestanden, so viel mehr fürchtete Eugenius einen gefahrvollen Krieg, als einen schmachvollen Frieden. Da nun der Graf zum Freunde des Pabstes geworden war, so verfolgte er den Nikolaus Fortebraccio, und es erfolgten zwischen ihnen auf dem Gebiet der Kirche mehrere Monate hindurch mancherlei Kämpfe, die alle mehr zum Schaden des Pabstes und seiner Unterthanen, als der kriegführenden Theile ausfielen, bis endlich durch Vermittelung des Herzogs von Mailand, vermöge eines Waffenstillstands ein Vergleich zwischen ihnen zu Stande kam, wodurch einer wie der andere in den Staaten der Kirche Herr blieb. Jahr 1434.

Dieser Krieg, der zu Rom beigelegt war, ward durch Baptista von Canneto in Romagna wiederangefacht. Dieser ermordete zu Bologna einige von der Familie der Grisoni, und verjagte den päbstlichen Statthalter nebst andern seiner Feinde aus der Stadt. Um nun diese Stadt mit Gewalt sich zu erhalten, erbat er sich Hülfe von Philipp, und der Pabst, um sich für die Beleidigung zu rächen, bat die Venezianer und Florentiner um Beistand. Beide erhielten die gesuchten Hülfstruppen, und so befanden sich plözlich in Romagna zwei große Heere. Philipps Heerführer war

Jahr 1434. Nikolaus Fortebraccio und die Venezianischen und Florentinischen Truppen wurden von Gattamelata und Nikolaus von Tolentino geführt. Nahe bei Imola kam es zum Treffen; die Venezianer und Florentiner wurden geschlagen und Nikolaus von Tolentino dem Herzoge als Gefangener zugesandt; er starb darauf in wenigen Tagen entweder durch Hinterlist des Herzogs, oder aus Schmerz über das erlittene Unglück. Nach diesem Siege verfolgte der Herzog, entweder durch die vorigen Kriege geschwächt, oder weil er glaubte, daß die Verbündeten nach dieser Niederlage ruhig bleiben würden, sein Glück nicht weiter, und ließ dem Pabste und den Bundsgenossen Zeit, sich von neuem zu vereinigen. Diese erwählten den Grafen Sforza zu ihrem Feldherrn, und unternahmen, den Nikolaus Fortebraccio aus Romagna zu verjagen, und zu sehen, ob sie diesen Krieg durchführen könnten, den sie zu Gunsten des Pabstes begonnen hatten. Die Römer, da sie den Pabst mächtig in seinen Lagern sahen, suchten sich mit ihm zu vergleichen, sandten zu ihm, und nahmen einen Bevollmächtigten von ihm an. Nikolaus Fortebraccio besaß unter andern Städten auch Tiboli, Montefiascone, Citta di Castello und Ascesi. In leztere Stadt hatte sich Nikolaus, der sich im Felde nicht halten konnte, zurückgezogen, und der Graf belagerte ihn daselbst. Da sich nun die Belagerung in die Länge zog, weil Nikolaus sich tapfer vertheidigte, so hielt es der Herzog für nöthig, entweder die Verbündeten an diesem Siege zu hindern, oder sich, nachdem er ihnen gelungen wäre, auf die Vertheidigung seines Eigenthumes gefaßt zu machen. Um also den Grafen von der Belagerung abzuwenden, befahl er dem Nikolaus Piccinino, daß er auf dem Wege von Romagna sich nach Toskana zöge; daher denn die Verbündeten, die es für nöthiger hielten, Toskana zu vertheidigen, als Ascesi einzunehmen, dem Grafen

auftrugen, dem Nikolaus, der schon mit seinem Heer in Furli war, den Paß zu verwehren. Der Graf auf der andern Seite sezte sich mit seinen Truppen in Bewegung und kam nach Cesena, indem er seinem Bruder Leo die Sorge für die Mark und für seine eigne Staaten überließ. Während nun Piccinino durchzukommen, und der Graf ihn daran zu hindern suchte, griff Nikolaus Fortebraccio den Leo an, nahm ihn mit großem Ruhm gefangen und vernichtete seine Truppen, worauf er seinen Sieg verfolgend in demselben Andrang viele Städte in der Mark einnahm. Dieser Vorfall betrübte den Grafen sehr, indem er alle seine Staaten für verloren hielt; er ließ also einen Theil seines Heers gegen Piccinino zurück, gieng mit dem andern auf Fortebraccio los, bekämpfte diesen und schlug ihn. In dieser Niederlage ward Fortebraccio gefangen genommen und erhielt eine Wunde, an der er starb. Dieser Sieg gab dem Pabst alle die Städte zurück, die ihm Nikolaus Fortebraccio genommen hatte, und zwang den Herzog von Mailand, um Frieden zu bitten, der auch durch Vermittelung des Nikolaus von Este, Herzogs von Ferrara, geschlossen ward. Diesem Frieden zufolge wurden alle von dem Herzoge in Romagna eingenommenen Städte der Kirche zurückgegeben, und die Truppen des Herzogs kehrten nach der Lombardei zurück; Baptista von Canneto aber hatte das Schicksal aller derer, die sich nur durch die Macht und Tapferkeit Anderer in der Regierung erhalten, denn sobald des Herzogs Truppen Romagna verlassen hatten, entfloh er, unfähig durch eigne Tapferkeit und Macht sich zu erhalten, aus Bologna, und Messer Anton Bentwogli, das Haupt der Gegenpartei, kehrte dahin zurück. Jahr 1434.

Alle diese Dinge erfolgten während der Verbannung des Kosmus, und nach seiner Zurückkunft dachten diejenigen, die ihn wieder eingesezt hatten, und die vielen an-

Jahr 1434. dern beleidigten Bürger darauf, ohne alle Rücksicht sich selbst die Erhaltung der Regierung zu sichern. Die Signoria also, die im November und December in die Aemter eintrat, nicht zufrieden mit dem was ihre Vorgänger zum Vortheil ihrer Parthei gethan hatten, verlängerte und veränderte vielen Personen ihre Verweisung, und verwies noch viele andere von neuem. Vielen Bürgern schadete hierbei nicht so sehr die Feindschaft dieser Parthei, als ihre Reichthümer, ihre Verwandschaften, und ihre persönlichen Verbindungen. Ja, wenn diese Achtserklärung auch mit Blutvergießen begleitet gewesen wäre, so würde sie mit denen des Oktavianus oder Silla Aehnlichkeit gehabt haben; obgleich sie auch zum Theile wenigstens, mit Blut sich färbte, denn Anton Guadagni des Bernhard Sohn ward enthauptet, und vier andere Bürger, unter denen sich Zanobius Belfratelli und Kosmus Barbadori befanden, wurden da sie ihren Bann überschritten hatten und sich zu Venedig befanden, von den Venezianern, die des Kosmus Freundschaft höher achteten, als ihre eigne Ehre, ins Gefängniß geworfen, woselbst sie schändlich ermordet wurden, dieser Vorfall sezte die Parthei in großes Ansehen und ihre Feinde in das größte Schrecken, angesehen daß eine so mächtige Republik ihre Freiheit den Florentinern verkaufte, welches sie, wie man glaubte, gethan hatte, nicht sowohl dem Kosmus zu gefallen, als um die Partheien in Florenz noch mehr zu entflammen, oder um vermittelst des Blutes die Trennung unserer Stadt noch gefährlicher zu machen, weil die Venezianer keinen größern Gegner, als die Einigkeit von Florenz zu haben glaubten.

Da nun die Stadt derer entledigt war, die der Regierung feindlich oder verdächtig waren, wandten sie sich zu Wohlthaten gegen Andere, um ihre Parthei zu verstärken: alle Große, sehr wenige ausgenommen, sezten sie zurück in

den Bürgerstand; die Besitzungen der Rebellen veräußerten sie unter sich zu geringen Preisen. Außerdem stärkten sie sich durch neue Gesetze und Anordnungen, und veranstalteten neue Amtswahlen, indem sie die Namen ihrer Feinde aus den Wahlbeuteln herausnahmen und diese mit denen ihrer Freunde anfüllten. Und gewarnt durch den Untergang ihrer Gegner urtheilten sie, daß diese auserlesenen Amtswahlen noch nicht hinreichten, ihre Parthei zu befestigen, und sannen daher aus, daß diejenigen Magistratspersonen, die über das Leben Macht haben, immer aus den Häuptern ihrer Parthei bestehen müßten, und verordneten also, daß die Aufseher, die bei dem Geschäfte, die Namen zu neuen Amtswahlen in die Wahlbeutel zu thun, den Vorsitz führten, vereint mit der alten Signoria das Recht haben sollten, die neue zu wählen. Den acht Befehlshabern der Bürgermiliz gaben sie das Recht über Leben und Tod; auch sezten sie fest, daß die Verwiesenen, auch nach Verlauf ihrer Verbannungszeit, nicht zurückkehren durften, wenn nicht von den Signoren und Kollegen, deren Anzahl 37 ist, 34 zu ihrer Wiedereinsezung einstimmten. Den Verwiesenen zu schreiben oder von ihnen Briefe zu empfangen verboten sie; und jedes Wort, jedes Zeichen, jeder Gebrauch, der den Regierenden auf irgend eine Weise mißfiel, ward aufs härteste bestraft. Wenn irgend ein Verdächtiger in Florenz zurückblieb, der von diesen Angriffen nicht getroffen worden wäre, so ward er von den Auflagen, die sie von neuem ausschrieben, bedrückt; und so versicherten sie sich durch Verjagung und Verarmung der feindlichen Parthei in kurzer Zeit der Regierung. Um aber auch auswärtiger Hülfe nicht zu ermangeln, und sie denen zu entziehen, die zur Absicht haben möchten, sie anzugreifen, verbanden sie sich mit dem Pabst, den Venezianern und dem Herzog von Mailand zur gegenseitigen Vertheidigung ihrer Regierungen. Jahr 1434.

Jahr 1435. Da die Sachen in Florenz nun auf diesem Punkte standen, starb die Königin Johanna von Neapel und hinterließ durch ein Testament Rainer von Anjou als Erben ihres Reichs. Es befand sich damals Alphons König von Aragon in Sizilien, der sich vermöge der Freundschaft, die er mit vielen Baronen hatte, jenes Königreich in Besiz zu nehmen anschickte. Die Neapolitaner und viele Baronen begünstigten Rainer; der Pabst von der andern Seite wollte, daß weder Rainer noch Alphons es besäße, sondern wünschte, daß es durch einen von ihm bestellten Stadthalter verwaltet würde. Alphons kam also im Königreich an, und ward von dem Herzog von Sessa aufgenommen; er nahm darauf einige Fürsten in Sold, in der Absicht (da er Kapua besaß, welches der Prinz von Tarent in Alphons Namen beherrschte) die Neapolitaner zu seinem Willen zu zwingen, und sandte seine Flotte zum Angriff von Gaeta, welches von den Neapolitanern vertheidigt ward. Die Neapolitaner baten deshalb Philipp um Hülfe. Dieser überredete die Genueser, sich der Unternehmung zu unterziehen, welche auch, nicht allein um dem Herzoge, ihrem Herrn, Genüge zu leisten, sondern auch, um ihre Waaren zu retten, die sie in Neapel und Gaeta hatten, eine mächtige Flotte ausrüsteten. Alphons von der andern Seite, da er dies hörte vergrößerte die seinige, und gieng in Person den Genuesern entgegen; da es nun bei der Insel Ponzio zur Schlacht kam, wurde die Aragonesische Flotte geschlagen, und Alphons nebst mehreren Fürsten gefangen genommen und von den Genuesern Philipps Händen überliefert.

Dieser Sieg bestürzte alle die Mächte, die in Italien Philipps Macht zu fürchten hatten, indem sie urtheilten, daß er die beste Gelegenheit habe, sich des Ganzen zu bemeistern. Er aber (so sehr sind die Meinungen der Menschen verschieden) schlug einen Weg ein, der dieser Meinung

ganz entgegen war. Alphons war ein kluger Mann und Jahr
sobald als er mit Philipp sprechen konnte, bewies er ihm, 1435.
wie sehr er sich irre, indem er Rainer begünstige, und ihm
widerstrebe; denn Rainer, sobald er König von Neapel
würde, habe alle seine Kräfte anzuwenden, um Mailand
dem Könige von Frankreich zu verschaffen, damit er die
Hülfstruppen nahe habe und nicht erst nachzusuchen brau-
che, daß seinen Hülfsvölkern der Weg eröffnet werde,
wenn er in Noth sei. Dieses Vortheils könne er sich auf
keine andere Weise versichern, als durch des Herzogs Un-
tergang, indem er seinen Staat an Frankreich bringe. Das
Gegentheil aber würde erfolgen, wenn er König von Nea-
pel würde: denn da er keinen andern Feind zu fürchten
habe, als die Franzosen, so würde er genöthigt sein, den-
jenigen zu lieben und dem zu schmeicheln, ja was noch
mehr ist, dem zu gehorchen, der seinen Feinden den Weg
öffnen könne. Deshalb werde der Titel eines Königs von
Neapel bei Alphons, Ansehn und Macht aber bei Philipp
sein. Daher käme es dem Herzoge viel mehr als ihm
selbst zu, die Gefahren der einen Maaßregel und die Nüz-
lichkeit der andern zu überlegen, wenn er nicht etwa lieber
irgend einem Gelüste folgen, als seinen Staat sich sichern
wolle; denn in dem einen Falle werde er Herrscher sein
und frei, in dem andern aber, in der Mitte liegend zwi-
schen zwei sehr mächtigen Fürsten, werde er entweder sei-
nen Staat verlieren, oder in steter Furcht leben, und
jenen als ein Knecht gehorchen müssen. Diese Worte ver-
mochten soviel über des Herzogs Gemüth, daß er seinen
Entschluß ändernd Alphons befreite, und ehrenvoll nach
Genua und von da in das Königreich zurücksandte. Er be-
gab sich darauf nach Gaeta, welches, sobald seine Befrei-
ung kund ward, von einigen Herren, seinen Anhängern,
war in Besiz genommen worden.

Jahr 1435 Die Genueser, da sie sahen, daß der Herzog ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, den König befreit hatte, daß jener von ihren Gefahren und Kosten die Ehre davon trug, und daß ihm der Dank der Befreiung, ihnen dagegen der Haß für die Gefangennehmung und Niederlage bleibe, so entrüsteten sie sich sehr gegen ihn. In der Stadt Genua, wenn sie ihrer Freiheit genießt, erwählt man durch freie Stimmensammlung ein Oberhaupt, das sie Doge nennen, nicht, weil er unbeschränkter Herrscher ist, noch weil sein Rathschluß allein gilt, sondern weil er als Haupt dasjenige vorschlägt, worüber die Magistratspersonen und Räthe berathschlagen sollen. In dieser Stadt sind viele edle Familien, die so mächtig sind, daß sie nur mühsam der Herrschaft der Magistrate gehorchen. Vor allen sind die Familien Fregosa und Adorna sehr mächtig. Von diesen gehen die Uneinigkeiten dieser Stadt aus, und die Verderbniß der bürgerlichen Einrichtungen; denn weil sie mit einander nicht auf gesetzliche Weise, sondern meistens mit gewaffneter Hand um jene höchste Würde kämpfen, so erfolgt daraus, daß immer ein Theil unterdrückt ist, und der andre herrscht. Zuweilen geschieht es auch, daß diejenigen, die ihrer Würde beraubt worden sind, zu fremden Waffen ihre Zuflucht nehmen, und das Vaterland, das sie selbst nicht regieren können, der Herrschaft eines Fremden unterwerfen. Daraus entstand es, und entsteht noch, daß diejenigen, die in der Lombardei regieren, meistens auch über Genua befehlen, so wie es damals, als Alphons von Aragon gefangen ward, der Fall war. Unter den ersten Genuesern, die die Unterwerfung dieser Stadt an Philipp veranlaßt hatten, war Franz Spinola, der bald nachdem er seine Vaterstadt in die Sklaverei gestürzt hatte, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, dem Herzoge verdächtig ward. Voll Verdruß hatte er sich daher gleichsam ein freiwilliges Exil zu Gaeta erkoh-

zum, woselbst er sich befand, als die Seeschlacht mit Al- Jahr
phons erfolgte. Da er sich nun zur Beförderung dieser Un- 1435.
ternehmung männlich gehalten hatte, so glaubte er sich da-
durch von neuem soviel Verdienst um den Herzog erworben
zu haben, daß er wenigstens zur Belohnung seiner Dienste
sicher in Genua würde leben können. Da er aber sah, daß
der Herzog in seinem Argwohn beharrte, weil derselbe nicht
glauben konnte, daß derjenige, der seines eignen Vaterlan-
des Freiheit nicht geliebt habe, ihn lieben werde; so beschloß
er, das Glück von neuem zu versuchen, und mit einem
Streich dem Vaterlande die Freiheit und sich selbst Ruhm
und Sicherheit wieder zu geben, in der Meinung, daß bei
seinen Mitbürgern ihm kein anderes Mittel übrig sei, als
das, eine That zu vollbringen, vermöge welcher dieselbe
Hand, die die Wunde versezt habe, ihr auch Balsam und
Heilung brächte. Da er nun den allgemeinen Unwillen sah,
der durch die Befreiung des Königs gegen den Herzog ent-
standen war, so hielt er dafür, daß die Zeit nun gekom-
men sei, seine Absichten durchzuführen, und theilte diesen
seinen Plan einigen mit, von denen er wußte, daß sie glei-
cher Meinung waren, und überredete und bestimmte sie ihm
zu folgen.

Der Festtag St. Johannes des Täufers war gekom-
men, an welchem Arismino, der neue von dem Herzog ge-
sandte Stadthalter in Genua einzog; und da er bereits her-
eingekomen war, begleitet von Opicino, dem alten Stadt-
halter, und von vielen Genuesern, so glaubte Franz Spi-
nola nicht länger zögern zu dürfen; er gieng daher mit de-
nen, die an seinem Plane Theilnehmer waren, bewaffnet
aus seinem Hause, und als er auf dem Plaze war, der vor
demselben ist, rief er den Namen der Freiheit aus. Es
war bewundernswürdig zu sehen, wie dieses Volk und diese
Bürger bei diesem Worte zusammenströmten, so daß von

Jahr denen, die um ihres Nuzens willen, oder aus 'rgend einer
1435 andern Ursach den Herzog liebten, nicht nur keine Zeit hatte, die Waffen zu ergreifen, sondern sie kaum im Stande waren, ihre Flucht zu bewerkstelligen. Arismino flüchtete sich mit einigen bei ihm befindlichen Genuesern in die Festung, die in des Herzogs Namen besezt gehalten wurde. Opicino aber, in der Meinung, er würde, wenn er in den Pallast sich flüchtete, woselbst zwei Tausend Bewaffnete zu seinem Befehl standen, entweder sich retten oder seinen Freunden zur Vertheidigung Muth einflößen können, wandte sich auf diesen Weg, allein noch ehe er auf dem Plaz ankam, ward er getödtet und in viele Stücke zerrissen durch ganz Genua geschleppt. Nachdem nun die Genueser ihre freie Verfassung wieder eingeführt hatten, nahmen sie in wenigen Tagen das Kastell und die andern festen Orte, die der Herzog inne hatte, in Besiz, und befreiten sich gänzlich von dem Joch des Herzog Philipp.

Dieser Gang der Begebenheiten, so wie er anfangs die Mächte Italiens erschreckt hatte, indem sie fürchteten, daß der Herzog zu mächtig werden möchte, gab ihnen jezo, da sie sahen, welches Ende er nahm, wieder Hoffnung, den Herzog in Zaum halten zu können, und trez dem von neuem eingegangenen Bündnisse, vereinigten sich die Florentiner und Venezianer mit den Genuesern. Da nun also Messer Rinaldo degli Albizzi und die andern Häupter der vertriebenen Florentiner die Verhältnisse sich verwirren und die Welt eine andere Gestalt annehmen sahen, so faßten sie Hoffnung den Herzog zu einem offenbaren Kriege gegen Florenz bewegen zu können. Sie gingen also nach Mailand, und Messer Rinaldo sprach folgendermaßen zum Herzoge: Wenn wir, einst deine Feinde, jezt mit Vertrauen zu dir kommen, um uns deine Hülfe zu unserer Rückkehr ins Vaterland zu erbitten, so darfst weder du, noch irgend ein an-

derer, der den Lauf der menschlichen Dinge, und wie das Glück so wandelbar ist erwägt, darüber sich verwundern: obschon wir auch für unsere vergangenen und gegenwärtigen Handlungen, sowohl bei dir für die, welche wir vormals vollbracht, als bei unserm Vaterlande für die, welche wir jezt vollbringen, unverwerfliche und billige Entschuldigungen anführen können. Kein guter Mensch wird jemals einen tadeln, daß er sein Vaterland zu vertheidigen sucht, auf welche Weise er es auch vertheidigen möge. Auch war es niemals unsere Absicht, dich zu beleidigen, sondern vielmehr unser Vaterland vor Beleidigungen zu schüzen; ja du selbst kannst bezeugen, daß im Laufe der größten Siege unseres Bundes, wenn wir dich als zu einem wahrhaften Frieden geneigt erkannten, wir begieriger danach waren, als du selbst; wir sind daher völlig überzeugt, niemals etwas gethan zu haben, was uns könnte zweifeln machen, daß wir jede Gefälligkeit von dir erwarten können. Eben so wenig aber kann sich auch unser Vaterland beklagen, wenn wir dich jezt überreden, die nehmlichen Waffen gegen dasselbe wieder zu ergreifen, gegen welche wir es mit so großer Beharrlichkeit vertheidigt haben; denn nur ein solches Vaterland verdient von allen seinen Bürgern geliebt zu werden, welches alle seine Bürger in gleichem Grade liebt, nicht aber ein solches, das, mit Hintansezung aller übrigen, einige wenige Bürger vergöttert. Auch verdamme nur keiner die Waffen, die gegen das Vaterland geführt werden, auf welche Weise es auch sein mag: denn die Staaten, obschon sie zusammengesezte Körper sind, haben doch mit den einfachen Körpern Aehnlichkeit, und so wie in diesen vielmals Krankheiten entstehen, die ohne Eisen und Feuer nicht geheilt werden können, so entstehen auch in jenen häufig so große Mißverhältnisse, daß ein frommer und guter Bürger, wenn gleich er nothwendig das Eisen zur Heilung anwenden müßte, Jahr 1436.

Jahr 1436. dennoch eine größere Sünde begehen würde, sie ungeheilt zu lassen, als sie zu heilen. Welche Krankheit kann nun wohl dem Körper einer Republick gefährlicher sein, als die Knechtschaft? Welches Heilmittel ist es nöthiger anzuwenden, als das, welches von dieser Krankheit ihn heilt? Nur diejenigen Kriege sind gerecht, die nöthig sind; nur dann können Waffen fromm genannt werden, wenn es außer ihnen kein Hülfsmittel mehr giebt. Ich weiß nicht welche Nothwendigkeit stärker ist, als die, die uns gebietet, oder welche Frömmigkeit höher ist, als die, die das Vaterland aus der Sklaverei reißt. Es ist demnach gewiß, daß unsere Sache fromm ist und gerecht, und so muß sie sich zeigen, sowohl vor deinen als vor unsern Augen. Auch der Antheil den du daran nimmst, ist nicht von Gerechtigkeit entblößt; denn die Florentiner haben sich nicht geschämt, nach einem mit so großer Feierlichkeit geschlossenen Frieden, sich mit den Genuesern, die sich gegen dich empörten, zu verbinden. Wenn also unsere Sache dich nicht bewegen kann, so bewege dich der Unwille, und so viel mehr noch, je leichter sich die Unternehmung für dich zeigt. Denn die vergangenen Beispiele dürfen dich nicht abschrecken, wo du die Macht dieses Volks und seine Beharrlichkeit in der Vertheidigung gesehen hast; freilich sollten diese beiden Dinge dir billig auch jezt noch furchtbar sein, wenn sie noch in derselben Kraft als damals wären; allein jezt wirst du ganz das Gegentheil gewahr werden, denn welche Macht willst du, daß eine Stadt besizen soll, die noch neuerlich den größten Theil ihrer Reichthümer und ihres Kunstfleißes von sich ausgestoßen hat? Welche Beharrlichkeit willst du, daß ein Volk zeigen soll, das durch so vielfache, so neue Feindschaften entzweit ist? Diese Zwietracht ist die Ursache, daß auch selbst diejenigen Reichthümer, die dort zurückgeblieben sind, nicht auf solche Weise wie damals können aufgewandt

werden; denn die Menschen wenden gern ihr Erbtheil daran, wenn sie sehen, daß es zu ihrer eignen Ehre, zu ihrem eignen Ruhm und Wohlstande verwandt wird, hoffend, im Frieden die Güter wieder zu erwerben, die der Krieg ihnen entreißt; nicht aber dann, wenn sie im Kriege wie im Frieden sich unterdrückt sehn, gezwungen in jenem die Angriffe des Feindes, in diesem die Ungerechtigkeit ihrer Beherrscher zu ertragen. Weit schädlicher aber ist den Völkern der Geiz ihrer eignen Bürger, als die Raubsucht ihrer Feinde; denn von dieser hat man immer einige Hoffnung das Ende zu sehen, von jenem aber niemals. In den verflossenen Kriegen also führtest du die Waffen gegen eine ganze Stadt, jezt aber führst du sie nur gegen einen sehr kleinen Theil dieser Stadt; du kamst, um vielen und guten Bürgern die Regierung zu nehmen, jezt kommst du, um sie wenigen und schlechten zu entziehn; du kamst, um einer Stadt ihre Freiheit zu entreißen, jezt kommst du, sie ihr wieder zu geben. Es ist daher nicht der Vernunft gemäß, daß bei einer solchen Verschiedenheit der Ursachen gleiche Wirkungen erfolgen sollten, vielmehr ist ein sicherer Sieg davon zu hoffen. Wie sehr sich nun durch diesen die Macht deines Staates vermehren werde, kannst du leicht urtheilen, denn durch ihn wird Toskana dir befreundet und durch einen so großen Dienst dir verpflichtet werden, dies Land, das dir bei deinen Unternehmungen nüzlicher sein wird, als Mailand; und wenn dir zu einer andern Zeit die Erwerbung desselben als Ehrsucht und Gewaltthat wäre ausgelegt worden, so wird sie jezt für gerecht und heilig geachtet werden. Laß also nicht diese Gelegenheit vorübergehn, und bedenke, daß wenn deine anderen Unternehmungen gegen diese Stadt bei ihrer großen Schwierigkeit die Kosten und Schimpf gebracht haben, diese mit Leichtigkeit dir den größten Nuzen und den ehrenvollsten Ruf erwerben werde. Jahr 1436.

Jahr 1435. Es waren nicht viele Worte nöthig, um den Herzog zum Kriege gegen die Florentiner zu überreden, denn er ward schon dazu angetrieben durch einen angeerbten Haß und einen blinden Ehrgeiz, die ihm dies befahlen; um so mehr, da die neuen Beleidigungen der Florentiner, die er in ihrem Vertrage mit den Genuesern sah, ihn noch anreizten; obgleich seine vorher aufgewandten Kosten, die Gefahren, denen er sich ausgesezt hatte, so wie das Andenken an seinen noch ganz neuen Verlust, und die eitlen Hoffnungen der Verbannten ihn schreckten. Der Herzog hatte, sobald er die Empörung von Genua vernommen hatte, Nikolaus Piccinino mit allen seinen Truppen und soviel Fußvolk, als er im Lande zusammentreiben konnte, gegen diese Stadt geschickt, um sich die möglichste Mühe zu geben, sie wieder zu gewinnen, ehe die Bürger ihre Gemüther befestigt, und die neue Regierung eingerichtet hätten; wobei er sich sehr auf das Kastell verließ, das innerhalb Genua durch seine Anhänger besezt war. Obgleich nun Nikolaus die Genueser von den Bergen hinunter jagte, ihnen das Thal von Pozevera nahm, woselbst sie sich befestigt hatten, und sie in den Mauern ihrer Stadt einsperrte, so fand er dennoch durch den beharrlichen Muth, womit die Bürger sich vertheidigten, so große Hindernisse, weiter vor zu dringen, daß er gezwungen ward, wieder von dort abzuziehen. Der Herzog also, durch die vertriebenen Florentiner überredet, befahl ihm den Fluß Levante anzugreifen, und nahe an den Pisanischen Gränzen den Krieg in dem Gebiet der Genueser so mächtig zu führen, als er könnte, indem er glaubte, daß diese Unternehmung ihm von Zeit zu Zeit die Maaßregeln zeigen werde, die er würde nehmen müssen. Nikolaus griff also Serezana an und nahm es. Darauf richtete er immer mehr Verwüstungen an, um die Florentiner in Schrecken zu sezen, und kam so nach Lukka, indem er aus-

sprengte, er gienge durch nach dem Königreich um dem Kö- Jahr
nige von Aragon beizustehen. Auf diese neuen Begebenhei- 1435.
ten reiste Pabst Eugenius von Florenz ab und ging nach Bologna, woselbst er neue Vergleichsvorschläge zwischen dem Herzoge und den Verbündeten unterhandelte, indem er dem Herzoge zeigte, daß wenn er nicht in den Vergleich einwillige, so würde er genöthigt sein, den Verbündeten den Grafen Franz abzutreten, der damals als sein Mitverbündeter in seinem Solde Kriegsdienste that. Obgleich der Pabst sich nun hierin die größte Mühe gab, so waren dennoch alle seine Bemühungen umsonst; denn der Herzog wollte sich ohne Genua nicht vergleichen, und die Verbündeten wollten, daß Genua frei bleibe, daher denn beide Theile, an dem Frieden verzweifelnd, sich zum Kriege rüsteten.

Da also Nikolaus Piccinino nach Lukka gekommen war, so argwohnten die Florentiner neue Bewegungen und ließen Neri di Gino mit ihren Reutern in das Pisanische Land ziehen, auch erlangten sie von dem Pabste, daß der Graf Franz sich mit ihm vereinigte, worauf sie mit ihrem Heere zu St. Gonda halt machten. Piccinino, der zu Lukka war, verlangte freien Durchmarsch, um nach dem Königreich zu gehen, und da er ihm abgeschlagen ward, so drohte er, ihn mit Gewalt zu nehmen. Beide Heere waren sowohl an Macht, als an Heerführern gleich; da also keiner von ihnen das Glück versuchen wollte, da sie noch von der kalten Jahrszeit zurückgehalten wurden, denn es war im Dezember, so weilten sie mehrere Tage, ohne sich anzugreifen. Der erste von ihnen, der sich in Bewegung sezte, war Nikolaus Piccinino, dem gezeigt ward, daß wenn er Vico Pisano des Nachts angriffe, er es leicht würde wegnehmen können. Nikolaus versuchte die Unternehmung, und da es ihm nicht gelang Vico zu nehmen, so verheerte er das umliegende Land und beraubte und verbrannte den Flecken St.

Jahr 1436. Giovanni alla Vena. Diese Unternehmung, obschon sie dem größten Theile nach mißlang, gab dennoch Nikolaus den Muth, noch weiter vorzudringen, vorzüglich weil er gesehen hatte, daß der Graf und Neri sich nicht bewegt hatten; daher er denn auch Santa Maria in Castello und Filetto angriff und überwand. Auch hierdurch ließen sich die Florentinischen Truppen noch nicht aus der Ruhe bringen, nicht weil der Graf Furcht gehabt hätte, sondern weil die Regierung zu Florenz den Krieg noch nicht beschlossen hatte, aus Ehrfurcht vor dem Pabst, der den Frieden unterhandelte. Das was die Florentiner aus Klugheit thaten, geschah, nach der Meinung der Feinde, aus Furcht, und dies gab diesen den Muth zu neuen Unternehmungen; so daß sie den Entschluß faßten Barga zu erobern, und sich mit ihrer ganzen Macht davor zeigten. Dieser neue Angriff machte, daß die Florentiner, alle Rücksichten bei Seite sezend, nicht blos Barga zu Hülfe zu eilen, sondern auch das Gebiet von Lukka anzugreifen beschlossen. Der Graf ging also Nikolaus entgegen, griff ihn unter den Mauern von Barga an, besiegte ihn, und zwang ihn, fast ganz zu Grunde gerichtet, 1437. diese Belagerung aufzuheben. Die Venezianer indessen, denen es schien, als habe der Herzog den Frieden gebrochen, sandten Johann Franz von Gonzaga, ihren Feldherrn, nach Ghiaradadda, und dieser zwang den Herzog, indem er sein Land äußerst beschädigte, den Nikolaus Piccinino aus Toskana zurückzurufen. Diese Zurückberufung, vereint mit dem Siege über Nikolaus, ermuthigte die Florentiner zu der Unternehmung gegen Lukka, und ließ sie dessen Eroberung hoffen; auch hatten sie dabei weder Furcht, noch irgend eine Rücksicht, da sie sahen, daß der Herzog, den sie allein zu fürchten hatten, von den Venezianern bekämpft ward, und daß die Lukkeser, weil sie ihre Feinde bei sich aufgenommen und ihnen sie anzugreifen erlaubt hatten, sich auf keine Weise beschweren durften.

Also im Monat April 1437 sezte der Graf das Heer in Bewegung, und da die Florentiner, bevor sie andere angriffen, erst das ihrige wieder erobern wollten, so nahmen sie Santa Maria in Castello, und alle andere von Piccinino weggenommenen Pläze wieder. Hierauf wandten sie sich gegen das Gebiet von Lukka und griffen Camajore an, dessen Bewohner, obschon ihren Herren treu, dennoch mehr der Furcht vor dem naheſtehenden Feinde, als der Treue gegen den entfernten Freund nachgebend, sich ergaben. Massa und Serezana wurden auf gleiche Weise genommen. Mit dem Ende des Mai waren diese Thaten vollbracht, worauf das Lager nach Lukka zu verlegt ward, und die Florentiner alle Saaten und alles Korn verdarben, die Städte verbrannten, Weinstöcke und Bäume ausrotteten, das Vieh raubten, und auch nicht ein Unheil ungeschehen ließen, das man seinem Feinde anzuthun pflegt und anthun kann. Die Lukkeser von der andern Seite, die sich von dem Herzoge verlassen sahen, und nicht hoffen durften, ihr Land vertheidigen zu können, hatten dieses aufgegeben, und befestigten mit Bollwerken und allen andern anwendbaren Hülfsmitteln ihre Stadt, denn diese, die voll war von Vertheidigern, zweifelten sie nicht, eine Zeit lang vertheidigen zu können, und sie gründeten diese Hoffnung auf das Beispiel der vorigen Angriffe, welche die Florentiner gegen sie unternommen hatten. Nur von dem wankelmüthigen Sinn der Menge fürchteten sie, daß sie, der Belagerung überdrüssig, vielleicht mehr Rücksicht auf ihre eigenen Gefahren, als auf die Freiheit anderer nehmen, und sie zu irgend einem schimpflichen und nachtheiligen Vertrage zwingen möchte. Um sie also zur Vertheidigung anzufeuern, versammelten sie sie auf dem Plaz und einer von den älteſten und weiſeſten sprach zu ihnen in folgendem Sinne. Jahr 1437.

Ihr werdet immer gehört haben, daß man von denjeni-

Jahr 1437. gen Dingen, die man aus Nothwendigkeit thun muß, Lob oder Tadel einernden weder soll noch kann. Wenn ihr uns also beschuldigen wolltet, in der Meinung, daß wir diesen Krieg, den jezt die Florentiner gegen euch führen, herbeigeführt hätten, indem wir die Truppen des Herzogs bei uns aufgenommen, und ihnen jene anzugreifen erlaubt hätten, so würdet ihr euch gröblich betrügen. Es ist euch die alte Feindschaft des Florentinischen Volkes gegen euch bekannt, von der weder eure Beleidigungen noch ihre Furcht die Ursach ist, sondern vielmehr eure Schwäche und ihr Ehrgeiz; denn jene giebt ihnen die Hoffnung, euch unterdrücken zu können, und diese treibt sie an, es zu versuchen. Glaubet auch nur nicht, daß irgend ein Verdienst von eurer Seite sie von diesem Wunsche abwenden, oder irgend eine Beleidigung von euch sie noch mehr anfeuern könnte, euch zu beleidigen. Ihr Gedanke muß also sein, euch die Freiheit zu rauben, der eurige sie zu vertheidigen; und über das was sie und wir zu diesem Zwecke thun, kann jeder sich beklagen, keiner sich wundern. Wir beklagen uns also, daß sie uns angreifen, daß sie unsere Städte erobern, unsere Häuser verbrennen, unser Land verwüsten. Aber wer von uns ist so thöricht, daß er sich darüber wundere? Denn wenn wir könnten, so würden wir ihnen dasselbe anthun, oder noch schlimmeres. Und haben sie diesen Krieg begonnen wegen der Ankunft des Nikolaus, so würden sie ihn, auch wenn er nicht gekommen wäre, um einer andern Ursach willen begonnen haben; und wenn dieses Unglück aufgeschoben worden wäre, so würde es vielleicht noch größer geworden sein. So darf man also Piccinino's Ankunft nicht anklagen, sondern vielmehr euer böses Geschick, und ihre ehrsüchtige Natur; obschon wir auch dem Herzoge die Aufnahme seiner Truppen nicht verweigern, und da sie einmal gekommen waren, sie auch nicht abhalten konnten, den

Krieg zu führen. Ihr wißt, daß wir ohne die Unterſtüzung Jahr
eines Mächtigen uns nicht erhalten können, und es giebt 1437.
keine Macht, die mit größerer Treue und größerer Kraft
uns vertheidigen könnte, als der Herzog. Er hat uns un-
ſere Freiheit wieder gegeben, es iſt billig, daß er ſie uns
erhalte; er iſt von je an der größte Feind unſerer ſteten
Gegner geweſen. Wenn wir alſo, um die Florentiner nicht zu
beleidigen, den Herzog aufgebracht hätten, ſo würden wir
den Freund verloren, und den Feind mächtiger und zum
Angriff gegen uns geſchickter gemacht haben. So iſt es alſo
viel beſſer, mit der Freundſchaft des Herzogs dieſen Krieg,
als mit ſeinem Haſſe den Frieden zu haben; und wir müſſen
hoffen, daß er uns aus dieſen Gefahren retten werde, in
die er uns verſezt hat, wenn wir nur uns ſelbſt nicht auf-
geben. Ihr wißt mit welcher Wuth die Florentiner uns
angegriffen und mit welchem Ruhme wir uns gegen ſie ver-
theidigt haben. Vielmals hatten wir keine Hoffnung mehr
übrig, als auf Gott, und auf die Zeit, und beide haben
unſere Rettung bewirkt. Wenn wir alſo damals uns ver-
theidigten, welche Urſach könnte uns hindern, es auch jezo
zu thun? Damals hatte uns ganz Italien ihnen zur Beute
gelaſſen, jezt haben wir den Herzog für uns, und dürfen
hoffen, daß die Venezianer nicht eilen werden uns anzugrei-
fen, da es ihnen mißfällt, wenn die Macht der Florentiner
allzuſehr anwächſt. Zu jener Zeit waren die Florentiner
freier, hatten größere Hoffnung auf Hülfe, und waren ſtär-
ker in ſich ſelbſt; wir aber waren in jeder Rückſicht ſchwä-
cher, denn damals vertheidigten wir einen Tyrannen, jezt
vertheidigen wir uns ſelbſt; damals erndteten andere den
Ruhm unſerer Vertheidigung, jezt iſt er unſer Eigenthum;
damals griffen uns jene vereinigt an, jezt greifen ſie uns
uneinig an, denn ganz Italien iſt voll von ihren Vertrie-
benen. Aber wenn wir auch dieſe Hoffnungen nicht hätten,

Jahr so muß die äußerste Nothwendigkeit uns standhaft machen
1437. zur Vertheidigung. Jeden Feind sollt ihr billigerweise fürchten, denn alle werden ihren Ruhm und euren Untergang suchen; vor allen andern aber müssen die Florentiner uns furchtbar sein, denn ihnen würde nicht unser Gehorsam, nicht unser Tribut, nicht die Herrschaft über diese unsere Stadt genügen; sondern sie würden auch noch unsere Personen, unser Eigenthum verlangen, um mit Blut ihre Grausamkeit, mit Raub ihren Geiz sättigen zu können; so daß jedermann aus jedem Stande sie fürchten muß. Laßt euch also nicht bewegen, nicht durch die Verwüstung eurer Felder, durch den Brand eurer Landhäuser, durch den Verlust euerer Städte; denn wenn wir diese unsere Stadt retten, so werden jene nothwendig auch gerettet; wenn wir sie verlieren, so würden jene ohne Nutzen für uns gerettet sein; denn erhalten wir uns frei, so kann sie unser Feind nur mit Schwierigkeit behaupten, verlieren wir die Freiheit, so würden wir sie umsonst besitzen. Greift also zu den Waffen, und wenn ihr kämpft, so denkt, daß der Preis eures Sieges das Heil nicht nur eures Vaterlandes, sondern auch euerer Häuser und eurer Söhne sein wird. Die letzteren Worte dieses Mannes wurden von dem Volke mit großem Feuer aufgenommen, alle versprachen einstimmig, eher zu sterben, als sich aufzugeben, oder an einen Vergleich zu denken, der auf irgend eine Weise ihre Freiheit beflecken könnte, und sie ordneten mit einander alles an, was zur Vertheidigung einer Stadt nothwendig ist.

Indessen verlor das Heer der Florentiner keine Zeit, und nahm nach vielem Schaden, den es dem Lande verursachte, Monte Carlo durch Uebergabe ein; nach der Eroberung dieses Orts gieng es nach Uzano ins Lager, damit die Lukkeser, von allen Seiten eingeschlossen, keine Hülfe zu hoffen hätten, und durch Hunger gezwungen sich ergeben

müßten. Das Kastell war sehr stark und reichlich besezt, so Jahr
daß seine Eroberung nicht so leicht war, als die der anderen. 1437.
Die Lukkeser, da sie sich gedrängt sahen, wandten sich wie natürlich an den Herzog, und empfahlen sich ihm auf alle Weise, sowohl mild als rauh; bald zeigte ihm ihre Rede ihre Verdienste, bald die Beleidigungen der Florentiner, welchen Muth er seinen andern Freunden einflößen würde durch ihre Vertheidigung, und welchen Schrecken, wenn er sie unbeschüzt ließe. Daß so wie sie mit ihrer Freiheit das Leben, er mit seinen Freunden die Ehre verlieren würde, zugleich mit dem Zutrauen aller derer, die jemals aus Freundschaft zu ihm irgend einer Gefahr sich würden aussezen sollen; und diesen Worten fügten sie noch Thränen hinzu, daß wenn nicht Schuldigkeit, doch Mitleid ihn bewege. Der Herzog also, mit seinem alten Hasse gegen die Florentiner seine neue Verbindlichkeit gegen die Lukkeser verbindend, vor allem aber begierig, die Florentiner an einer so wichtigen Eroberung zu hindern, beschloß, eine starke Macht nach Toskana zu senden, oder die Venezianer mit solcher Wuth anzugreifen, daß die Florentiner genöthigt würden, ihre Unternehmungen fahren zu lassen, um jenen zu Hülfe zu eilen.

Nach diesem Entschlusse hörte man plözlich zu Florenz, daß der Herzog sich anschickte, Truppen nach Toskana zu senden, und dies fieng an, den Florentinern die Hoffnung zu benehmen, die sie auf ihre Unternehmung gesezt hatten; und damit der Herzog in der Lombardei beschäftigt werde, trieben sie die Venezianer an, ihn mit ihrer ganzen Macht zu bedrängen. Allein auch diese waren in Furcht gesezt, weil sie der Markgraf von Mantua verlassen hatte, und in den Sold des Herzogs getreten war. Da sie sich nun hierdurch gleichsam entwaffnet fanden, so antworteten sie, sie könnten diesen Krieg nicht einmal im Gange erhalten, ge-

Jahr schweige denn noch verstärken, wenn sie ihnen nicht den
1437. Grafen Franz zusenderten, um ihr Heer anzuführen; jedoch mit der Bedingung, daß er persönlich über den Po kommen müsse. Auch wollten sie sich nicht mehr nach dem alten Vertrage richten, vermöge dessen der Graf nicht verpflichtet war, über diesen Fluß zu gehen; denn, sagten sie, ohne Feldherrn wollten sie nicht Krieg führen, auf einen andern könnten sie jezt sich nicht verlassen, als auf den Grafen, und dieser könne ihnen nichts helfen, wenn er sich nicht anheischig mache, an jedem Orte Krieg zu führen. Den Florentinern schien es zwar nöthig, daß der Krieg in der Lombardei mit Kraft geführt werde, von der andern Seite aber sahen sie ihre Unternehmung auf Lukka zu Grunde gehen, sobald sie der Graf verließ. Auch erkannten sie sehr wohl, daß die Venezianer diese Forderung thaten, nicht sowohl, weil sie des Grafen so nöthig bedurften, als vielmehr um sie in dieser Eroberung zu stören. Von der andern Seite konnte der Graf ganz nach dem Gefallen der Verbündeten in die Lombardei gehen, aber er wollte an den Bedingungen nichts ändern, indem er sich der Hoffnung nicht zu berauben wünschte, die er auf die ihm von dem Herzoge versprochene Verbindung hatte.

Die Florentiner wurden also von zwei verschiedenen Leidenschaften getrieben, nehmlich von der Begierde Lukka zu besizen, und von der Furcht vor dem Kriege mit dem Herzoge. Dennoch siegte, wie es zu geschehen pflegt, die Furcht, und sie willigten ein, daß der Graf nach der Eroberung von Uzano in die Lombardei gienge. Allein es blieb noch eine andere Schwierigkeit, die, weil es nicht in der Macht der Florentiner stand sie zu heben, sie noch mehr aufbrachte und ihnen noch mehr Besorgniß einflößte, als die erste. Der Graf nehmlich wollte nicht über den Po gehen, und die Venezianer wollten ihn auf keine andere Weise an-

nehmen. Da es nun kein Mittel gab sie zu vereinigen, so Jahr
daß freiwillig einer dem andern nachgegeben hätte, so über- 1437.
redeten die Florentiner den Grafen, er möchte sich durch einen Brief, den er an die Signoria von Florenz schreiben sollte, verbindlich machen, über jenen Fluß zu sezen, indem sie ihm zeigten, daß dieses Privatversprechen ja die öffentlichen Verträge nicht aufhebe, und daß er nachher dennoch handeln könne, ohne hinüber zu gehen; es würde aber daraus der Nuzen entstehen, daß die Venezianer, wenn der Krieg einmal ausgebrochen wäre, genöthigt würden, ihn fortzusezen, woraus dann die Abwendung des Uebels erfolgen würde, das sie befürchteten. Den Venezianern auf der andern Seite stellten sie vor, daß dieser Privatbrief hinreichend sei, den Grafen zu verbinden, und sie möchten sich daher damit begnügen; denn wo sie im Stande wären, die Rücksichten zu schonen, die der Graf gegen seinen künftigen Schwiegervater nehme, würden sie wohl daran thun, und daß es weder ihm noch ihnen nüzlich sei, es ohne augenscheinliche Noth zu entdecken. Auf diese Weise also entschloß man sich zu dem Marsche des Grafen nach der Lombardei, der dann auch, nachdem er Uzano erobert, und einige Werke um Lukka angelegt hatte, um die Lukkeser eingeschlossen zu halten, den Kommissarien die Führung dieses Krieges anbefahl, die Alpen überstieg und nach Reggio ging. Die Venezianer aber, denen sein Vorrücken verdächtig war, forderten ihn, um seine Gesinnung zu prüfen, vor allen Dingen dazu auf, daß er über den Po seze, und sich mit ihren andern Truppen vereinige. Der Graf aber schlug dies gänzlich ab, und zwischen ihm und Andreas Mauroceno dem Venezianischen Abgeordneten wurden beleidigende Worte gewechselt, indem sie einer dem andern Ueberfluß an Hochmuth und Mangel an Treue vorwarfen, und gegenseitig protestirten, der eine, daß er nicht zum Dienst, der andere,

Jahr daß er nicht zur Zahlung verpflichtet sei; worauf dann der
1437. Graf nach Toskana und der andere nach Venedig zurückkehrte. Der Graf ward von den Florentinern in das Gebiet von Pisa einquartirt, und sie hofften ihn dahin bringen zu können, daß er den Krieg gegen die Lukkeser erneuerte, allein sie fanden ihn nicht geneigt dazu, denn da der Herzog vernommen hatte, daß er aus Rücksicht gegen ihn den Po nicht habe passiren wollen, so glaubte er mit seiner Hülfe auch die Lukkeser retten zu können, und bat ihn daß er einwilligen möchte, einen Vergleich zwischen den Lukkesern und Florentinern abzuschließen, und wenn er es könnte, auch ihn darin einzuschließen, indem er ihm Hoffnung machte, alsdann nach seinem Belieben die Vermählung mit seiner Tochter zu vollziehen. Diese Verbindung vermochte sehr viel über den Grafen, denn vermöge dieser hoffte er, da der Herzog keine männlichen Erben hatte, sich Mailands bemächtigen zu können. Deswegen hinderte er die Florentiner immer an ihren Kriegesunternehmungen, und versicherte, er werde nicht einen Schritt thun, wenn die Venezianer ihm nicht sein Gehalt und den Sold seiner Truppen richtig zahlten; auch wäre ihm die Zahlung allein noch nicht hinreichend, denn wenn er des Besitzes seiner Staaten versichert bleiben wollte, so müßte er noch eine andere Stütze haben, außer den Florentinern. Würde er also von den Venezianern verlassen, so wäre er genöthigt, an seine Angelegenheiten zu denken; und so drohte er geschickterweise, sich mit dem Herzoge zu vergleichen.

1438. Diese Schikanen und Trügereien mißfielen den Florentinern außerordentlich, denn sie sahen die Unternehmung auf Lukka mißlungen, und was noch mehr war, sie fürchteten für ihren eignen Staat, so oft der Graf sich mit dem Herzoge vereinigen würde. Um also die Venezianer zu bewegen, den Grafen in ihrem Solde zu behalten, gieng Kosmus

von Medici nach Venedig, in der Hoffnung, durch sein Ansehn auf sie zu wirken. Er handelte die Materie in ihrem Senate ausführlich ab, indem er darthat, in welchen Umständen der Staat von Italien sich jezt befinde, wie groß die Macht des Herzogs sei, wo das Ansehen und die Kraft der Waffen sei, und schloß: daß wenn der Graf sich mit dem Herzoge verbinde, beide wieder auf das Meer ihre Macht wenden, und sie in ihrer Freiheit beeinträchtigen würden. Die Venezianer antworteten hierauf: sie kennten ihre eigne Macht und die der Italiener, und glaubten sich auf alle Fälle vertheidigen zu können; sie versicherten zugleich, sie wären nicht gewohnt, die Soldaten zu bezahlen, die Anderen dienten; deshalb möchten die Florentiner nur darauf denken, den Grafen zu bezahlen, weil sie seine Dienste empfingen; es sei aber für diejenigen, die ihrer Staaten sich in Sicherheit erfreuen wollten, nöthiger, den Hochmuth des Grafen niederzubeugen, als ihn zu bezahlen; denn die Menschen kennten in ihrer Ehrsucht keine Gränzen, und wenn er jezt bezahlt würde, ohne zu dienen, so würde er bald irgend etwas noch schimpflicheres oder noch gefährlicheres fordern. Es scheine ihnen daher nöthig, seiner Unverschämtheit einmal Zügel anzulegen, und sie nicht so sehr wachsen zu lassen, bis sie unheilbar geworden wäre; wenn jedoch sie, entweder aus Furcht oder aus einem andern Grunde ihn sich zum Freunde halten wollten, so möchten sie ihn auch bezahlen. Dennoch lagen die Florentiner dem Grafen gewaltig an, daß er nicht abfalle von dem Bunde; auch er selbst trennte sich nur ungern davon; aber der Wunsch, diese Verwandschaft zu knüpfen, erhielt ihn schwankend, so daß jeder auch der unbedeutendste Vorfall, wie es denn auch geschah, ihn zum Entschluß bestimmen konnte. Der Graf hatte zur Bewachung seiner Städte in der Mark den Furlano, einen seiner ersten Offiziere, zurückgelassen. Dieser

Jahr 1433.

Jahr ward sehr von dem Herzoge angereizt, daß er den Dienst
1438. des Grafen verlassen und sich an ihn anschließen möchte; und dies verursachte, daß der Graf, jede Rücksicht hintansezend, aus Besorgniß für sich selbst mit dem Herzoge sich verglich; und unter den andern Bedingungen war auch die, daß er mit den Angelegenheiten von Toskana und der Mark sich nicht beschäftigen sollte. Nach diesem Vergleich überredete der Graf die Florentiner mit Eifer, daß sie sich mit den Lukkesern vergleichen möchten, und trieb sie dermaßen dazu an, daß sie, kein anderes Mittel vor sich sehend, sich im Monate April des Jahrs 1438 mit denselben verglichen, durch welchen Vertrag den Lukkesern ihre Freiheit und den Florentinern Monte Carlo und einige andere ihrer Schlösser zugesichert wurden. Darauf erfüllten sie ganz Italien mit Briefen voll bitterer Klagen, wodurch sie anzeigten, daß, da Gott und Menschen nicht gewollt hätten, daß die Lukkeser unter ihre Botmäßigkeit kommen sollten, sie mit denselben Frieden geschlossen hätten: und gewiß ist es selten der Fall, daß jemand so großes Mißvergnügen empfindet, seine eignen Besizthümer verloren zu haben, als damals die Florentiner empfanden, das Eigenthum anderer nicht erlangen zu können.

Obgleich damals die Florentiner mit einer so großen Unternehmung beschäftigt waren, so versäumten sie doch nicht, auch an ihre Nachbarn zu denken, und ihre Stadt zu verschönern. Es war, wie wir erzählt haben, Nikolaus Fortebraccio gestorben, welcher eine Tochter des Grafen von Poppi zur Ehe hatte. Dieser hatte bei dem Tode des Nikolaus den Flecken San Sepolcro und die Festung dieses Orts in Händen, und führte daselbst im Namen seines Schwiegersohnes den Befehl, so lange dieser lebte. Nach seinem Tode aber sagte er, daß er den Ort als Heirathsgut seiner Tochter besäße, und wollte ihn dem Pabst nicht aus-

liefern, welcher ihn als ein der Kirche entzogenes Gut zu- Jahr
rückforderte; so daß der Pabst den Patriarchen mit seinen 1338.
Truppen zur Eroberung desselben absandte. Der Graf, welcher einsah, daß er diesem Angriff nicht würde widerstehen können, bot den Ort den Florentinern an, und diese wollten ihn nicht. Als aber der Pabst nach Florenz zurück gekehrt war, so traten sie zwischen ihn und den Grafen, um sie zu vergleichen; da sich indessen Schwierigkeiten bei dem Vergleich fanden, so griff der Patriarch das Casentinische an, und nahm das alte Prato und Romena weg, welche Oerter er gleichfalls den Florentinern anbot, doch diese wollten sie wiederum nicht annehmen, wenn der Pabst nicht zuvor einwilligte, daß sie sie dem Grafen zurückgeben dürften. Nach vielem Wortwechsel war endlich der Pabst damit zufrieden, doch verlangte er, daß die Florentiner ihm versprächen, es bei dem Grafen von Poppi dahin zu bringen, daß er ihm den Flecken zurückgebe. Da also auf diese Weise der Pabst beruhigt war, so gefiel es den Florentinern (da gerade die Kathedralkirche ihrer Stadt, Sankt Reparata genannt, deren Erbauung lange Zeit vorher war angefangen worden, so weit vollendet war, daß der Gottesdienst darin gehalten werden konnte) ihn zu bitten, daß er sie persönlich einweihen möchte. Der Pabst willigte gern darin ein, und zu größerer Zierde der Stadt und der Kirche, so wie zu höherer Ehre des Pabstes ward von Santa Maria Novella, der Wohnung des Pabstes, bis zu der Kirche, die eingeweiht werden sollte, eine Gallerie gebaut, deren Breite vier, und deren Höhe zwei Ellen betrug, und die oben und an den Seiten ganz mit den reichsten Stoffen bedeckt war. Durch diese ging blos der Pabst mit seinem Hofstaat nebst denjenigen Magistratspersonen der Stadt und Bürgern, die abgeordnet waren, ihn zu begleiten; die ganze übrige Bürgerschaft und das Volk begab sich auf die Straßen, an die

Jahr Fenſter und in die Kirche, um dieſes groſſe Schauſpiel mit
1438. anzuſehen. Nachdem nun alle bei einer ſolchen Einweihung gewöhnliche Feierlichkeiten vollbracht waren, erhob der Pabſt, um ein beſonderes Zeichen ſeiner Liebe zu geben, den Julian von Avanzati, damals Gonfaloniere der Gerechtigkeit, einen von jeher hochgeehrten Bürger, in den Ritterſtand; und die Signoria, um nicht weniger liebreich als der Pabſt zu erſcheinen, übertrug demſelben Bürger die Stadthalterſchaft von Piſa auf ein Jahr.

1439. Zu der nehmlichen Zeit waren einige Streitigkeiten zwiſchen der Römiſchen und Griechiſchen Kirche; ſo daß ſie nicht in jedem Theile des Gottesdienſtes mit einander übereinſtimmten; da nun auf der lezten zu Baſel gehaltenen Kirchenverſammlung die Prälaten der abendländiſchen Kirche viel über dieſe Materie geſprochen hatten, ſo beſchloß man alles mögliche anzuwenden, daß der Kaiſer und die Griechiſchen Prälaten an der Kirchenverſammlung zu Baſel Theil nähmen, um zu verſuchen, ob ſie ſich mit der Römiſchen Kirche vereinigen könnten. Obſchon nun dieſer Beſchluß der Majeſtät des Griechiſchen Kaiſerthums entgegen war, und es dem Stolze ſeiner Prälaten ſehr mißfiel, dem Römiſchen Biſchofe zu weichen, ſo beſchloſſen ſie dennoch, da ſie von den Türken bedrängt wurden, und ſich ſelbſt zur Vertheidigung nicht ſtark genug fühlten, diesmal nachzugeben; und alſo kam der Kaiſer mit dem Patriarchen und anderen Griechiſchen Prälaten und Baronen, um ſich dem Beſchluſſe der Kirchenverſammlung gemäß, in Baſel einzufinden, nach Venedig; in Schrecken geſezt aber durch die Peſt, beſchloſſen ſie, ihre Streitigkeiten in der Stadt Florenz beizulegen. Nachdem alſo die Griechiſchen und Römiſchen Prälaten mehrere Tage in der Kathedralkirche verſammelt geweſen waren, ſo gaben die Griechen endlich nach vielen und langen Verhandlungen nach, und vereinigten ſich endlich mit der Kirche und dem Römiſchen Biſchofe.

Nachdem der Frieden zwiſchen den Lukkeſern und den Florentinern, ſo wie zwiſchen dem Herzoge und dem Grafen geſchloſſen war, ſo glaubte man, daß nun die Waffen von Italien, beſonders die, welche die Lombardei und Toskana verheerten, niedergelegt werden könnten; denn die, welche im Königreich Neapel Renatus von Anjou und Alphons von Arragonien gegen einander führten, mußten wohl endlich durch des einen oder des andern Untergang zur Ruhe kommen. Obgleich nun der Pabſt unzufrieden war, weil er viele von ſeinen Städten verloren hatte, und man auch die große Herrſchſucht des Herzogs und der Venezianer kannte, ſo glaubte man doch, daß der Pabſt aus Nothwendigkeit und die andern aus Ermattung ruhig bleiben würden. Allein der Erfolg war anders, denn weder der Herzog noch die Venezianer hielten Ruhe, und die Folge davon war, daß die Waffen von neuem ergriffen, und die Lombardei und Toskana wieder mit Krieg erfüllt wurden. Das ſtolze Gemüth des Herzogs konnte nicht ertragen, daß die Venezianer Bergamo und Brescia beſäßen, um ſo mehr da er ſie bewaffnet und täglich ſein Land in vielen Gegenden durchſtreifen und beunruhigen ſah; er glaubte vielmehr, ſie nicht allein im Zaume halten, ſondern auch ſeine Städte wieder erlangen zu können, ſo oft ſie von dem Pabſt, von den Florentinern und von dem Grafen verlaſſen würden. Seine Abſicht war alſo, dem Pabſte Romagna wegzunehmen, indem er urtheilte, daß wenn er dies Land beſäße, jener ihm nicht würde ſchaden können, und daß die Florentiner, wenn ſie das Feuer ſich ſo nahe ſähen, entweder aus Beſorgniß für ſich ſelbſt, keine Bewegung machen, oder wenn ſie es thäten, ihn nicht bequem würden angreifen können. Auch kannte der Herzog den Unwillen der Florentiner gegen die Venezianer, wegen der Angelegenheit von Lukka, und hielt ſie daher für weniger Jahr 1439.

Jahr bereit zu Gunsten ihrer die Waffen zu ergreifen. Was den
1439. Grafen Franz betraf, so glaubte er, daß die neugeschloßne Freundschaft und die Hoffnung auf die Verwandschaft hinreichen würden, ihn ruhig zu halten; um aber Tadel zu vermeiden, und den Mächten desto weniger Ursach zur Unruhe zu geben, vorzüglich aber, weil er nach dem mit dem Grafen geschlossenen Vertrage Romagna nicht angreifen durfte, veranstaltete er, daß Nikolaus Piccinino, gleichsam als wenn er es aus eigner Ehrsucht thäte, die Ausführung über sich nahm.

Nikolaus befand sich, als der Vertrag zwischen dem Herzoge und dem Grafen abgeschlossen wurde, in Romagna, er stellte sich, nach der mit dem Herzog genommenen Abrede, entrüstet über die zwischen dem Herzoge und dem Grafen, seinem beständigen Feinde, geschlossene Freundschaft, und zog sich mit seinen Truppen nach Camurata, einem Orte zwischen Furli und Ravenna; wo er sich befestigte, als wenn er lange, und bis er neue Bundsgenossen fände, dort bleiben wollte. Sobald sich nun der Ruf von diesem seinen Unwillen überall ausgebreitet hatte, so gab Nikolaus dem Pabste zu verstehen, wie groß seine Verdienste um den Herzog wären, und wie groß dessen Undank; auch lasse der Herzog, da er unter den beiden ersten Feldherren fast die ganze Kriegsmacht Italiens in Händen habe, deutlich seine Absicht merken, es zu erobern: wenn aber seine Heiligkeit wollte, so könne er machen, daß von den beiden Feldherren, die jener zu besizen glaube, der eine sein Feind, und der andere unnüz sein werde; denn wenn er ihn mit Geld versähe und seine Kriegsmacht erhielte, so wolle er die Staaten des Grafen, die er von der Kirche besize, anfallen, so daß der Graf, an seine eigenen Angelegenheiten zu denken gezwungen, dem Ehrgeize Philipps nicht würde dienen können. Der Pabst glaubte diesen Worten, die ihm vernünftig schie-

nen, er sandte dem Nikolaus fünftausend Dukaten und machte ihm viele Versprechungen, indem er ihm und seinen Söhnen Ländereien antrug. Obschon nun der Pabst von vielen von dem Betruge benachrichtigt wurde, so glaubte er es doch nicht, wollte auch von niemand das Gegentheil hören. Die Stadt Ravenna wurde von Ostasio da Polenta für die Kirche verwaltet. Nikolaus, dem es Zeit schien, seine Unternehmungen nicht mehr aufzuschieben, weil sein Sohn Franz zum Schimpf des Pabstes Spoleto geplündert hatte, beschloß Ravenna anzugreifen, entweder, weil er diese Unternehmung für die leichteste hielt, oder heimlich mit Ostasio Verständnisse unterhielt, und nahm es wenige Tage, nachdem er es angegriffen hatte, durch Vertrag ein. Nach dieser Eroberung wurden Bologna, Imola und Furli von ihm erobert. Das Bewundernswürdigste aber ist, daß von zwanzig Festungen, die in jenen Staaten für den Pabst besezt gehalten wurden, auch nicht eine übrig blieb, die nicht in Nikolaus Macht gefallen wäre. Auch war es ihm noch nicht genug, mit diesem Unrecht den Pabst beleidigt zu haben, sondern er wollte ihn auch noch durch Worte, wie durch Thaten, verhöhnen, und schrieb, er habe ihm die Städte nach Verdienst weggenommen, weil er sich nicht geschämt habe, eine Freundschaft trennen zu wollen, die zwischen dem Herzoge und ihm bestanden hätte, auch Italien mit Briefen erfüllt habe, welche meldeten, daß er den Herzog verlassen, und sich mit den Venezianern vereiniget hätte. Jahr 1439.

Nachdem Nikolaus Romagna eingenommen, überließ er es seinem Sohne Franz zu bewachen, er aber ging mit dem größten Theile seiner Truppen in die Lombardei, und griff, nachdem er sich mit dem Ueberrest der herzoglichen Truppen vereinigt hatte, das Brescianische Gebiet an, welches er in kurzer Zeit ganz eroberte. Hierauf begann er

Jahr 1439. die Belagerung der Stadt selbst. Der Herzog, welcher wünschte, daß ihm die Venezianer als Beute überlassen würden, entschuldigte sich bei dem Pabst, bei den Florentinern und bei dem Grafen durch das Vorgeben, daß die in Romagna von Nikolaus vollbrachten Dinge, wenn sie gegen die Verträge, auch gegen seinen Willen geschehen wären. Auch ließ er ihnen durch geheime Boten anzeigen, daß er von diesem Ungehorsam, sobald Zeit und Gelegenheit es erlauben würden, einen überzeugenden Beweis führen werde. Die Florentiner und der Graf maßen ihm keinen Glauben bei, sondern meinten, der Wahrheit gemäß, daß dieser Kriegszug gemacht worden sei, um sie unthätig zu erhalten, bis er die Venezianer überwunden habe, die voll Stolz, in der Meinung, sie könnten der Macht des Herzogs allein widerstehen, niemand um Hülfe zu bitten würdigten, sondern den Krieg durch Gattamelata ihren Hauptmann führten. Der Graf Franz wünschte mit Begünstigung der Florentiner dem Könige Renatus zu Hülfe zu gehen, wenn die Begebenheiten in Romagna und der Lombardei ihn nicht zurückgehalten hätten, und auch die Florentiner hätten ihn gern begünstigt, wegen der alten Freundschaft, die ihre Stadt mit dem französischen Hofe immer gehalten hatte; der Herzog aber würde seine Gunst dem Alphons zugewandt haben, wegen der Freundschaft, die er bei dessen Gefangenschaft mit ihm gestiftet hatte. Allein einer wie der andere, beschäftigt durch die Kriege in der Nachbarschaft, enthielt sich entfernterer Unternehmungen. Die Florentiner also, da sie Romagna von den Truppen des Herzogs eingenommen und die Venezianer geschlagen sahen, fürchteten, aus dem Untergange Anderer den [illegible]gen folgen zu sehen, und baten daher den Grafen nach Toskana zu kommen, um auszumitteln, was man thun müsse, um sich der Macht des Herzogs zu widersezen, die jezo größer sei, als noch niemals vorher;

indem sie behaupteten, wenn sein Uebermuth nicht auf irgend Jahr
eine Weise gezügelt werde, so würden alle Regierungen 1439.
Italiens in kurzer Zeit darunter leiden. Der Graf erkannte die Furcht der Florentiner für gegründet, dennoch hielt ihn sein Wunsch, die mit dem Herzoge geknüpfte Verwandschaft vollzogen zu sehn, in Unentschlossenheit; und der Herzog, der diesen Wunsch kannte, gab ihm die größte Hoffnung dazu, im Fall er nicht die Waffen gegen ihn ergriffe. Da auch die Jungfrau schon in dem Alter war, daß die Hochzeit gefeiert werden konnte, so führte er die Sache mehrmals bis auf den Punkt, daß alle dazu erforderlichen Einrichtungen getroffen wurden; nachher aber wurde immer wieder unter mancherlei Vorwänden die ganze Sache aufgehoben. Um sie aber dem Grafen noch glaublicher zu machen, fügte er zu seinen Versprechungen auch Thaten hinzu, und sandte ihm dreißig tausend Gulden, die er nach dem Ehevertrage zahlen mußte.

Indessen griff der Krieg in der Lombardei um sich, die Venezianer verloren täglich mehr Städte; alle Flotten, die sie nach jenen Strömen geschickt hatten, waren von den Truppen des Herzogs besiegt, das Gebiet von Verona und Brescia ganz eingenommen worden, und beide Oerter selbst so eng eingeschlossen, daß sie, nach dem allgemeinen Urtheil, sich nur noch kurze Zeit halten konnten. Der Markgraf von Mantua, der lange Jahre hindurch Feldherr im Solde ihrer Republik gewesen war, hatte sie ganz gegen ihre Erwartung verlassen und sich mit dem Herzoge vereinigt, so daß dasjenige, was im Anfange des Krieges ihnen Stolz eingeflößt hatte, im Fortgange desselben Furcht verursachte. Da sie also einsahen, daß ihnen kein anderes Hülfsmittel übrig bleibe, als die Freundschaft der Florentiner und des Grafen, so fingen sie an, um dieselbe zu bitten, ob schon beschämt und voll Besorgniß; denn sie fürchteten von den

Jahr 1439. Florentinern jezt dieselbe Antwort zu bekommen, die jene bei dem Angriff auf Lukka und in den Angelegenheiten des Grafen von ihnen erhalten hatten. Allein sie fanden sie gefälliger, als sie gehofft, und durch ihr Betragen verdient hatten; so viel stärker wirkte auf die Florentiner der Haß gegen ihren alten Feind, als die Entrüstung gegen eine alte und gewohnte Freundin! Da sie auch schon lange Zeit vorher die Noth gesehen hatten, in welche die Venezianer würden kommen müssen, so hatten sie dem Grafen gezeigt, daß der Untergang jener auch der seinige sein würde, daß er sich betröge, wenn er glaube, der Herzog Philipp werde im Glück ihn höher achten, als im Unglück, und daß die Ursach, weshalb er ihm seine Tochter versprochen habe, nichts anderes sei, als die Furcht, die er vor ihm hätte. Da aber die Noth diejenigen Dinge, welche sie zu versprechen zwingt, auch zu halten zwingen könne, so sei es erforderlich, daß er den Herzog in dieser Noth erhalte, welches ohne die Macht der Venezianer nicht möglich sei. Er solle also bedenken, daß wenn die Venezianer gezwungen würden, ihre Besitzungen auf dem festen Lande aufzugeben, ihm nicht allein die Vortheile fehlen würden, die er von ihnen ziehen könnte, sondern auch alle diejenigen, die er durch die Furcht vor ihnen von andern erlangen könnte. Wenn er die Staaten von Italien genau betrachte, so werde er sehen, daß dieser arm sei, jener sein Feind; auch wären die Florentiner allein, wie er selbst mehrmals gesagt habe, nicht im Stande, ihn aufrecht zu erhalten; daher sei es für ihn in jeder Rücksicht nothwendig, die Venezianer auf dem festen Lande mächtig zu erhalten. Diese Ueberredungen, vereint mit dem Haß, den der Graf gegen den Herzog gefaßt hatte, weil es ihm schien, als habe er in der Heirathsangelegenheit Spott mit ihm getrieben, bewirkten, daß er den Vertrag einging; dennoch wollte er sich auch für jezt nicht verbindlich machen,

über den Po zu gehen. Diese Verträge wurden im Februar Jahr 1438 geschlossen: die Venezianer verpflichteten sich darin, zwei Drittheile, und die Florentiner einen Drittheil zu den Kosten beizutragen, und beide verbanden sich, auf ihre Kosten die Staaten, die der Graf in der Mark besaß, zu vertheidigen. Doch selbst mit dieser Macht waren die Verbündeten noch nicht zufrieden; weshalb sie noch den Herrn von Faenza, die Söhne von Messer Pandolfus Malatesti von Rimini und Peter Johann Paul Orsino hinzufügten; den Markgrafen von Mantua aber konnten sie, obschon sie ihn mit großen Versprechungen versuchten, dennoch nicht von der Freundschaft und dem Dienste des Herzogs losmachen, und der Herr von Faenza wandte sich, nachdem die Verbündeten seinen Kriegshaufen schon in Sold genommen hatten, da er bessere Bedingungen erlangte, zu dem Herzoge, wodurch den Verbündeten die Hoffnung entzogen ward, den Feldzug in Romagna schnell zu beendigen. 1439.

Zu dieser Zeit war die Lombardei in großer Unruhe: Brescia ward von den Truppen des Herzogs so scharf belagert, daß man jeden Tag befürchtete, es werde sich vor Hunger ergeben; auch Verona war dermaßen eingeschlossen, daß man dasselbe Ende voraus sah; und wenn eine von diesen beiden Städten verloren ging, so hielten sie alle ihre Kriegsrüstungen für unnüz, und die bis jezt angewandten Kosten für verloren. Indessen gab es dagegen kein anderes sichereres Hülfsmittel, als den Grafen Franz nach der Lombardei gehen zu lassen. Dagegen aber gab es drei Schwierigkeiten; die eine, den Grafen dahin zu bringen, daß er über den Po ginge, und aller Orten Krieg führte; die andere, daß es den Florentinern schien, als blieben sie der Willkühr des Herzogs überlassen, sobald der Graf sie verließ, denn der Herzog konnte leicht sich in seine festen Pläze zurückziehen und mit einem Theil seiner Leute den Grafen

Jahr 1439. beschäftigt halten, indeß er mit den übrigen nach Toskana käme verstärkt durch die Ausgewanderten, vor welchen die Regierung, die damals an der Spize stand, die größte Furcht hatte; die dritte Schwierigkeit war, welchen Weg der Graf mit seinen Truppen einschlagen sollte, der ihn sicher nach Padua führte, wo die anderen Venezianischen Truppen standen. Von diesen drei Schwierigkeiten war die zweite, welche die Florentiner anging, die bedenklichste; doch diese, da sie die Nothwendigkeit einsahen, und des Andringens der Venezianer müde waren, die mit großem Ungestüm den Grafen forderten, indem sie bewiesen, daß ohne ihn sie preisgegeben würden, ließen die Noth anderer ihren eignen Besorgnissen vorgehen. Nun blieb noch die Schwierigkeit des Weges übrig, der, wie man beschloß, von den Venezianern gesichert werden sollte; da nun, um über diese Verträge mit dem Grafen zu unterhandeln und ihn zum Abmarsch zu bewegen, Neri di Gino Capponi ernannt worden war, so gefiel es der Signoria, daß er auch nach Venedig sich begeben solle, um der dortigen Signoria diese Wohlthat noch annehmlicher zu machen, und den Weg und sichern Durchmarsch für den Grafen anzuordnen.

Neri reiste also von Cesena ab und verfügte sich zu Schiffe nach Venedig. Niemals ward irgend ein Fürst mit so großer Ehrenbezeugung von der dortigen Signoria aufgenommen, als er; denn von seiner Ankunft und von dem, was unter seiner Mitwirkung beschlossen und unternommen werden sollte, hing nach ihrem Urtheil das Wohl ihres ganzen Reiches ab. Als Neri nun beim Senat eingeführt war, sprach er in folgendem Sinne: Meine Signoren, durchlauchtigster Fürst, waren immer der Meinung, daß die Größe des Herzogs der Untergang dieses Staates, so wie auch ihrer Republik sei, und daß also das Wohl dieser beiden in Eurer und unserer Größe bestehe. Wenn Ew. Herr-

lichkeiten das nehmliche geglaubt hätten, so würden wir uns Jahr
in einer bessern Lage befinden, und euer Staat würde sicher 1439.
sein vor den Gefahren, die ihn jezt bedrohen. Weil aber ihr zu der Zeit, da ihr gesollt hättet, uns weder halfet noch Wort hieltet, so konnten wir nicht eilig zu den Hülfsmitteln gegen euer Uebel greifen, und auch ihr konntet euch nicht schnell entschließen, sie zu fordern, als Leute, die wie in euren Unfällen, so auch in eurem Glücke, uns wenig gekannt habt, und nicht wißt, daß unsere Gesinnung die ist, immer zu lieben, wen wir einmal lieben, und immer zu hassen, wen wir einmal hassen. Die Liebe, die wir gegen diese eure durchlauchtigste Signoria gehegt haben, kennt ihr selbst, denn mehr als einmal habt ihr zu eurer Hülfe die Lombardei mit unserm Gelde und unsern Truppen sich anfüllen sehen. Den Haß, den wir gegen Philipp trugen, und gegen sein Haus stets tragen werden, kennt die ganze Welt; und es ist nicht möglich, daß alte Liebe oder alter Haß durch neue Verdienste oder neue Beleidigung leicht ausgelöscht werden könnte. Wir waren und sind überzeugt, daß wir in diesem Kriege neutral bleiben konnten zum höchsten Vergnügen des Herzogs und ohne große Gefahr für uns; denn obschon er durch euren Untergang Herr der Lombardei geworden wäre, so blieb uns dennoch so viel blühende Kraft in Italien übrig, daß wir nicht Ursach hatten, an unserm Heil zu verzweifeln. Denn wo Macht und Umfang wachsen, da wächst auch Feindschaft und Neid, woraus dann Krieg und Unglück zu entstehen pflegen. Auch wußten wir, welchen Kosten wir durch Vermeidung dieses Krieges entgingen, welche drohende Gefahren wir vermieden, und daß dieser Krieg, der jezt in der Lombardei ist, sobald wir uns in Bewegung sezen, sich nach Toskana ziehen könne. Doch alle diese Besorgnisse sind durch eine alte Zuneigung gegen diesen Staat verdrängt worden, und wir haben beschlossen,

Jahr mit der nehmlichen Eile euerem Staate zu Hülfe zu kom-
1439 men, als wir unserem eignen zu Hülfe eilten, wenn er an-
gegriffen würde. Da es also, nach meiner Signoren Ur-
theil, vor allen Dingen nöthig war, Verona und Brescia
zu unterstützen, und dieses ohne den Grafen nicht geschehen
konnte, so sandten sie zuvor mich ab, um ihn zu dem Mar-
sche nach der Lombardei zu bewegen, und an jedem Orte
Krieg zu führen (denn ihr wißt, daß er über den Po zu
gehen nicht verpflichtet ist) und ich habe ihn dazu bestimmt,
indem ich durch dieselben Gründe ihn bewog, die uns selbst
bewogen haben. Und er, so wie er durch die Waffen un-
überwindlich zu sein glaubt, so will er auch an Gütigkeit
nicht überwunden sein, und strebte, diese Aufopferung, mit
der er uns gegen euch verfahren sieht, zu übertreffen;
denn er weiß wohl, in welcher Gefahr Toskana nach
seinem Abmarsche zurückbleibt, doch da er sieht, daß wir
eurem Heile unsere Gefahren nachgesezt haben, so hat auch
er dasselbe allen seinen Rücksichten vorgehn lassen. Ich
komme also, euch den Grafen anzubieten mit sieben tausend
Reutern und zwei tausend Fußgängern, bereit den Feind an
jedem Orte aufzusuchen. Ich bitte euch sehr, und so bitten
euch auch meine Signoren und er, daß, da die Zahl seiner
Truppen größer ist, als er unter seinem Befehle zu stellen
verpflichtet ist, daß auch ihr euererseits durch Freigebigkeit
ihn belohnen wollet; damit er nicht bereue, zu eurem Dienste
gekommen zu sein, und wir nicht bereuen, ihn dazu ver-
mocht zu haben. Die Rede Neri's ward von dem Senate
mit nicht geringerer Aufmerksamkeit gehört, als wenn sie
ein Orakel wäre, und die Zuhörer wurden durch seine Worte
so entzündet, daß sie nicht mit Geduld erwarteten, bis nach
der Sitte der Doge ihm antwortete. Aufstehend vielmehr,
mit erhobenen Händen, fast alle weinend, dankten sie den
Florentinern für diesen liebreichen Dienst, und ihm für die

so sorgfältige und schnelle Ausführung; und versprachen, daß nie, zu keiner Zeit, nicht blos aus ihren Herzen, nein, selbst aus denen ihrer Nachkommen nicht, das Andenken davon verwischt werden solle, und daß sie mit den Florentinern stets nur ein gemeinschaftliches Vaterland haben wollten. Jahr 1439.

Nachdem diese Hize ein wenig abgekühlt war, besprach man sich über den Weg, den der Graf zu nehmen habe, damit man denselben mit Brücken, breiten Wegen, und allem nöthigen versehen könne. Es gab dazu vier Wege; der eine von Ravenna aus längs der Meeresküste; dieser, weil er großentheils von dem Meere und von Sümpfen eingeengt wurde, ward nicht gebilligt. Der andere war der gerade Weg; dieser ward durch eine Feste das Vögelchen genannt, gesperrt, die von des Herzogs Truppen besezt war, und die man, um durchzukommen, überwinden mußte, und es war schwer, dies in so kurzer Zeit zu thun, daß es die Gelegenheit zur Hülfe, die Eil und Schnelligkeit erforderte, nicht raubte. Der dritte war durch den Seewald; weil aber der Po aus seinen Ufern getreten war, so machte er den Uebergang dadurch nicht nur schwer, sondern unmöglich. Der vierte endlich ging durch das Bolognesische Gefilde, führte über die Poledranische Brücke, über Cento, über die Pieve, und durch das Finalische und Bondenische nach Ferrara, von wo aus sie hernach zu Wasser und zu Lande sich nach dem Paduanischen begeben und sich mit den Venezianischen Truppen vereinigen konnten. Dieser Weg, obschon auch er viele Schwierigkeiten hatte, und an einigen Orten von dem Feinde vertheidigt werden konnte, ward als der wenigstschlechte gewählt, und sobald dies dem Grafen angezeigt ward, zog er in der größten Eile ab und langte den 20. Juni im Paduanischen an. Die Ankunft dieses Feldherrn in der Lombardei erfüllte Venedig und dessen ganzes

Jahr 1439. Gebiet mit guter Hoffnung, und wie die Venezianer erst an ihrer Rettung verzweifelten, so fingen sie jezt wieder an, auf Vergrößerung zu hoffen. Vor allem Andern eilte der Graf zur Unterstüzung von Verona; dieses zu verhindern, ging Nikolaus mit seinem Heer nach Soave, einer zwischen dem Vicentinischen und Veronesischen gelegenen Feste, und hatte sich mit einem Graben umgeben, der von Soave bis zu den Morästen der Etsch ging. Der Graf, der sich abgeschnitten sah von dem Wege durch die Ebene, glaubte über die Berge gehen und sich Verona auf diesem Wege nähern zu können, in der Meinung, Nikolaus werde entweder nicht glauben, daß er diesen rauhen und beraigten Weg nehme, oder wenn er es auch glaubte, es doch nicht zeitig genug verhindern können; nachdem er sich also mit Mundvorrath auf acht Tage versehen, überstieg er mit seinen Truppen das Gebirge und kam unterhalb Soave in der Ebne an. Obgleich nun Nikolaus einige Bastionen hatte machen lassen, um dem Grafen auch diesen Weg zu verschließen, so waren sie doch nicht hinreichend, ihn zurück zu halten. Nikolaus also, da er den Feind ganz gegen seine Erwartung durchgedrungen sah, zog sich, um eine Schlacht zu vermeiden, die für ihn nachtheilig gewesen wäre, jenseits der Etsch zurück, worauf der Graf ohne Hinderniß in Verona einzog.

Nach dem Gelingen dieser ersten Arbeit des Grafen, nehmlich der Befreiung Verona's, blieb ihm nun die zweite übrig, nehmlich Brescia zu Hülfe zu kommen. Diese Stadt liegt so dicht an dem Gardasee, daß wenn sie auch zu Lande belagert wird, sie dennoch von dem See her sich immer Lebensmittel verschaffen kann. Aus dieser Ursach hatte der Herzog sich mit seinen Truppen zum Meister auf dem See gemacht, und im ersten Fortgange seiner Siege aller Oerter sich bemächtigt, die vermittelst des Sees Brescia unterstüzen

konnten. Die Venezianer hatten auch Galeeren darauf, aber um sich mit des Herzogs Truppen zu schlagen, waren sie nicht stark genug. Der Graf hielt es also für nöthig, mit den Landtruppen die Venezianische Flotte zu unterstützen; denn er hoffte mit Leichtigkeit die Oerter zu erobern, die Brescia die Lebensmittel abschnitten. Er schlug deshalb sein Lager zu Bandolino, einem am See gelegenen Kastell auf, in der Hoffnung, daß wenn er dieses besize, die andern sich ergeben würden. Das Glück aber war dem Grafen bei dieser Unternehmung ungünstig, indem ein großer Theil seiner Leute erkrankte; so daß der Graf, das Unternehmen aufgebend, nach Zevio, einem Veronesischen Kastell, ging, wo Ueberfluß und gesunde Luft war. Nikolaus, da er den Rückzug des Grafen sah, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die er jezt zu haben glaubte, sich zum Herrn des Sees zu machen; er ließ also sein Lager zu Vegasio und ging mit auserwählten Truppen an den See, wo er mit dem größten Ungestüm und Feuer die Venezianische Flotte angriff und fast ganz wegnahm. Durch diesen Sieg blieben nur wenige Kastelle an dem See, die sich nicht an Nikolaus ergeben hätten. Jahr 1439.

Die Venezianer, durch diesen Verlust erschreckt, und deshalb fürchtend, daß die Brescianer sich ergeben möchten, baten den Grafen durch Boten und durch Briefe um Hülfe für dieselben. Da nun der Graf seine Hoffnung ihnen von der Seite des Sees beizustehen, fehlgeschlagen sah, und daß es von der Landseite unmöglich war, wegen der Graben, Bastionen und andern von Nikolaus angeordneten Hindernisse, so daß er, wenn er durch sie hin auf den Feind losgehen wollte, seinem offenbaren Untergange entgegen ging; so beschloß er, daß der Weg über die Berge, der ihn schon Verona hatte retten machen, ihm auch zur Unterstüzung Brescias helfen sollte. Nach diesem gemachten Plane also

Jahr 1439. ging der Graf von Zevio ab durch das Thal von Acri an den See von St. Andreas und gelangte durch Torboli und Peneda an den Gardasee. Darauf marschirte er nach Tenna, wo er sein Lager aufschlug, weil, um nach Brescia zu kommen, die Einnahme dieses Kastells durchaus nöthig war. Nikolaus, als er die Absichten des Grafen vernahm, führte sein Heer nach Peschiera, worauf er mit dem Markgrafen von Mantua und einigen seiner auserwählteſten Leute dem Grafen entgegen ging. Da es aber zur Schlacht kam, ward Nikolaus geschlagen, seine Leute versprengt und ein Theil von ihnen gefangen; die übrigen flohen, theils ins Lager, theils auf die Flotte. Nikolaus zog sich nach Tenna zurück, und da die Nacht einbrach, so dachte er, daß wenn er an diesem Orte den Tag erwarte, er dem Unglücke, in des Feindes Hand zu fallen, nicht werde entgehen können, daher er denn, um einer gewissen Gefahr zu entgehen, sich einer zweifelhaften aussezte. Nikolaus hatte von seiner großen Dienerzahl einen einzigen bei sich, einen Deutschen von Geburt, äußerst stark an Körper, und der ihm immer sehr treu gewesen war. Diesen überredete er, daß er ihn in einen Sack steckte und auf die Schulter nähme und so, als trage er Gepäcke seines Herrn, an einen sichern Ort brächte. Rings um Tenna war das feindliche Lager, aber wegen des Sieges am vorigen Tage, ohne Wachen und ohne die mindeſte Ordnung. Dadurch war es dem Deutschen leicht, seinen Herrn zu retten, denn mit dieser Last auf der Schulter und als Packknecht gekleidet, ging er ohne das mindeſte Hinderniß durch das ganze Lager und brachte ihn unverlezt zu seinen Truppen.

Dieser Sieg also, wäre er eben so glücklich benuzt, als erlangt worden, würde den Brescianern größere Hülfe, den Venezianern größeres Glück verschafft haben. Aber der schlechte Gebrauch desſelben machte, daß die Fröhlichkeit

schnell wieder aufhörte, und Brescia in derselben Verlegen- Jahr
heit blieb. Denn da Nikolaus zu seinen Truppen zurückge- 1439.
kehrt war, so bedachte er, daß es sich für ihn schicken würde, durch irgend einen neuen Sieg jenen Verlust wieder auszulöschen, und den Venezianern die Unterstützung Brescias unmöglich zu machen. Er kannte die Lage der Citadelle von Verona, und von den in diesem Kriege gemachten Gefangenen hatte er gehört, daß sie schlecht bewacht würde, so wie die Leichtigkeit und die Art sie zu erobern. Es schien ihm also, als habe das Glück ihm eine Gelegenheit eröffnet, seinen Ruhm wieder zu gewinnen und zu verursachen, daß die Freude, die der Feind über seinen neuen Sieg empfunden hatte, durch eine neue Niederlage sich in Schmerz verwandelte. Die Stadt Verona liegt in der Lombardei am Fuß der Berge, die Italien von Deutschland scheiden, so daß sie theils auf diesen, theils in der Ebene erbaut ist. Der Fluß Etsch entspringt in dem Thal von Trient, dehnt sich aber bei seinem Eintritte in Italien nicht sogleich durch das Gefilde aus, sondern sich zur Linken längs den Bergen hinwendend, trifft er diese Stadt an und fließt durch die Mitte derselben, doch nicht so, daß beide Theile gleich wären, sondern viel mehr davon läßt er nach der Seite der Ebne, als nach der Seite der Berge. Auf diesen nun liegen zwei Forts, das eine St. Peter, das andere St. Felix genannt, welche stärker erscheinen durch ihre Lage als durch ihre Mauern, und, da sie hoch liegen, die ganze Stadt beherrschen. In der Ebene diesseits der Etsch, auf den Mauern der Stadt sind zwei andere Festen, eine tausend Schritte von der andern entfernt; die eine heißt die alte, die andere die neue Citadelle; auf der innern Seite geht eine Mauer von der einen aus, die sich bis zu der andern zieht, und so gleichsam die Sehne bildet zu dem Bogen, den die gewöhnlichen Stadtmauern machen, die von der

Jahr einen Citadelle zur andern gehen. Dieser ganze Raum aber
1439. zwischen den beiden Mauern ist voll Bewohner und wird die Vorstadt von St. Zeno genannt. Diese Citadellen und diese Vorstadt gedachte Nikolaus Piccinino wegzunehmen in der Hoffnung eines leichten Erfolgs, sowohl wegen der steten Nachläßigkeit, mit der die Wachen geschahen, als auch weil er glaubte, daß diese Nachläßigkeit durch den neuen Sieg noch größer sein werde, und weil er wußte, daß im Kriege keine Unternehmung leichter auszuführen ist, als die, von welcher der Feind glaubt, daß du sie nicht machen könnest. Nachdem er also eine Anzahl seiner Leute auserwählt hatte, gieng er gemeinschaftlich mit dem Markgrafen von Mantua bei Nacht nach Verona, wo er, ohne gehört zu werden, die neue Citadelle erstieg und wegnahm. Von hier aus stiegen seine Truppen hinunter in die Stadt, erbrachen das Thor Sanct Anton und ließen durch dieses die ganze Reuterei hinein. Diejenigen, die für die Venezianer die alte Citadelle bewachten, hörten den Lärmen erst, als die Besatzung der neuen ermordet war, und nachher, als das Thor erbrochen ward, erkannten sie, daß es Feinde waren, und fingen an zu schreien und zu läuten auf das Volk und zu den Waffen. Die Bürger, da sie dies hörten, geriethen in die größte Verwirrung; diejenigen, die den meisten Muth hatten, ergriffen die Waffen und liefen auf den Plaz der Stadthalter. Indessen hatten des Nikolaus Truppen die Vorstadt St. Zeno geplündert und da sie weiter vordrangen, so erfuhren die Bürger, daß die Herzoglichen Truppen in der Stadt wären; da sie nun keine Möglichkeit sahen, sich zu vertheidigen, so riethen sie den Venezianischen Stadthaltern sich in die Festungen zu flüchten, um ihre Personen und den Ort zu retten; indem sie anführten, daß es besser sei, sich das Leben und dieser reichen Stadt die Hoffnung auf ein besseres Schicksal zu erhalten, als, um dem gegen-

wärtigen Unglück auszuweichen, sich selbst dem Tode und die Stadt der Armuth zu überliefern. Die Stadthalter also und was nur immer sich zum Venezianischen Namen bekannte, floh in das Fort von St. Felix. Hierauf gingen einige der ersten Bürger dem Nikolaus und dem Markgrafen von Mantua entgegen, sie bittend, daß sie doch diese Stadt lieber mit Ehren als eine reiche, wie mit Schimpf als eine arme besitzen wollten, besonders da sie durch keine Vertheidigung weder Dank von ihren ersten Herren, noch Haß von ihnen verdient hätten. Nikolaus und der Markgraf beruhigten diese Bürger und schützten die Stadt vor der Plünderung so gut als die Ausgelassenheit der Soldaten es erlaubte. Und weil sie auch so gut wie überzeugt waren, daß der Graf zur Wiedereroberung derselben herbei kommen würde, so bemühten sie sich mit aller Anstrengung, die festen Pläze in ihre Hände zu bekommen, und diejenigen, die sie nicht erlangen konnten, sonderten sie von dem Lande durch Graben und Verhaue ab, damit dem Feinde sein Einzug in dieselben erschwert werde. Jahr 1439.

Der Graf Franz war mit seinen Truppen zu Tenna, als er diese Neuigkeit vernahm. Anfangs hielt er sie für ungegründet, bald aber, als er durch sichere Nachrichten ihre Wahrheit erkannt hatte, wollte er durch Schnelligkeit die vorige Nachlässigkeit wieder gut machen. Obgleich nun alle Hauptleute seines Heers ihm riethen, daß er, die Unternehmung auf Verona und Brescia aufgebend, nach Vicenza gehen sollte, um nicht, wenn er hier bleibe, von den Feinden belagert zu werden, so wollte er doch nicht seine Beistimmung dazu geben, sondern versuchen jene Stadt wieder zu gewinnen, daher er sich, mitten in dieser Unentschlossenheit zu den Venezianischen Proveditoren und zu Bernardetto von Medici, welcher als Kommissarius von Seiten der Florentiner bei ihm war, wandte, und ihnen die Wiedereroberung

Jahr rung der Stadt ganz ſicher verſprach, wenn eines von den
1439. Kaſtellen ſich bis zu ihrer Ankunft hielte. Nachdem er alſo ſeine Truppen hatte ordnen laſſen, marſchirte er in der größten Schnelligkeit gegen Verona. Als Nikolaus ihn erblickte, ſo glaubte er, daß er nach dem Rath, den die ſeinigen ihm gegeben hatten, nach Vicenza gienge; als er aber darauf die Truppen ſich gegen die Stadt zu wenden, und nach dem Kaſtell St. Felix richten ſah, ſo fieng er an, die Vertheidigung anzuordnen. Doch nicht mehr war es Zeit, denn die Verhacke an dem Kaſtell waren noch nicht gemacht, die Soldaten durch die Habſucht nach Beute und Erpreſſung zerſtreut; und nicht ſchnell genug konnte er ſie wieder verſammeln, um den Truppen des Grafen entgegen zu gehen und zu hindern, daß ſie nicht der Feſtung ſich näherten und durch dieſe in die Stadt hinabſtiegen, welche ſie auch glücklich zu Nikolaus Schande und ſeiner Leute Nachtheil wieder eroberten. Nikolaus zog ſich mit dem Markgrafen von Mantua zuerſt in die Citadelle und darauf durch die Ebene nach Mantua zurück, woſelbſt ſie die geretteten Ueberreſte ihrer Truppen, mit den übrigen, die bei der Belagerung von Brescia ſtanden, vereinigten. So ward alſo Verona binnen vier Tagen von dem Herzoglichen Heere erobert und verloren. Nach dieſem Siege ging der Graf, da es ſchon Winter und die Kälte groß war, nachdem er mit großer Schwierigkeit Lebensmittel nach Brescia hinein geſchafft hatte, nach Verona in die Winterquartiere, und befahl, daß während des Winters zu Torboli einige Galeeren gebaut würden, um im Frühlinge zu Waſſer und zu Lande ſo ſtark zu ſein, daß Brescia ganz könnte befreit werden.

1440. Der Herzog da er den Krieg für den Augenblick geendigt, und ſich der Hoffnung, die er auf die Eroberung von Verona und Brescia gehabt hatte, beraubt ſah, ſer-

ner, daß an allem diesen das Geld und die Rathschläge der Florentiner Schuld waren, und daß diese, weder durch die von den Venezianern erlittenen Beleidigungen von der Freundschaft gegen dieselben hatten entfernt, noch durch die Versprechungen, die er ihnen gethan hatte, für ihn hatten gewonnen werden können: so beschloß er, damit sie etwas mehr in der Nähe die Früchte ihrer Aussaat genießen möchten, Toskana anzugreifen; wozu er von den verwiesenen Florentinern und von Nikolaus angetrieben wurde. Diesen bewog dazu das Verlangen das er hatte, die Staaten Braccios zu erobern und den Grafen aus der Mark zu vertreiben; jene trieb der Wunsch, in ihr Vaterland zurückzukehren; und beide hatten den Herzog mit schicklichen und ihrem Wunsch entsprechenden Gründen bewogen. Nikolaus zeigte ihm, daß er ihn nach Toskana senden und zugleich Brescia belagert halten könne, weil er Herr des Sees sei, und die starken und wohlversehenen Festen des Landes besitze, auch Anführer genug und Truppen übrig habe, um dem Grafen zu widerstehen, wenn er irgend etwas neues unternähme; doch sei es nicht wahrscheinlich, daß dieser es thun werde, ohne Brescia zu befreien, welches indessen unmöglich sei; daß er also Krieg in Toskana führen werde, ohne die Unternehmung in der Lombardei aufzugeben. Er zeigte ihm ferner, daß die Florentiner genöthigt sein würden, sobald sie ihn in Toskana sähen, den Grafen zurückzurufen, oder sich zu Grunde zu richten; und daß, welches von beiden auch geschehe, der Sieg daraus erfolgen müsse. Die Vertriebenen versicherten, es sei unmöglich, wenn Nikolaus sich mit seinem Heere Florenz nähere, daß nicht das Volk in dieser Stadt, müde der Auflagen und des Uebermuths der Mächtigen, die Waffen gegen diese ergreifen sollte. Sie zeigten ihm, daß die Annäherung an Florenz leicht sei, indem sie ihm versprachen, daß der Weg durchs

Jahr 1440.

Jahr 1440. Casentinische offen sein sollte, wegen der Freundschaft die Messer Rinaldo mit diesem Grafen hielt; daher denn der Herzog, schon an sich dazu geneigt, noch viel mehr durch ihre Ueberredungen zu dieser Unternehmung bestimmt ward. Die Venezianer von der andern Seite, so rauh der Winter auch war, unterließen doch nicht, den Grafen anzutreiben, daß er Brescia mit seinem ganzen Heer zu Hülfe komme. Der Graf behauptete, die Sache könne nicht zu dieser Zeit geschehen, sondern man müsse die neue Jahrszeit abwarten, und in der Zwischenzeit die Flotte in Stand sezen, um der Stadt nachher zu Wasser und zu Lande zu Hülfe zu kommen. Die Venezianer waren hierüber verdrießlich und langsam zu jeder Anschaffung, so daß in ihrem Heere viele Leute fehlten.

Die Florentiner, als sie alle diese Dinge erfuhren, erschraken, denn sie sahen den Krieg gegen sich anziehen, ohne daß in der Lombardei viel gewonnen worden war. Auch ward ihre Unruhe nicht geringer, durch die Besorgniß, die sie vor den Truppen der Kirche hatten; nicht daß der Pabst ihr Feind gewesen wäre, sondern weil sie sahen, daß dieses Kriegsheer mehr dem Patriarchen, der ihr größter Feind war, gehorchte, als dem Pabst. Dies war Johann Vitelleschi aus Cornera, zuerst Apostolischer Notarius, dann Bischof von Ricanati und zugleich Patriarch von Alexandria, zulezt aber als er Kardinal ward, wurde er der Florentinische Kardinal genannt. Er war muthig und listig, und wußte es daher dahin zu bringen, daß er vom Pabste sehr geliebt ward, daß ihm derselbe den Befehl über alle Truppen der Kirche gab, und daß er Anführer von allen Feldzügen war, die der Pabst in Toskana, in Romagna, im Königreich und in Rom machte. Hierdurch gewann er eine solche Gewalt über die Truppen und über den Pabst, daß dieser fürchtete, ihm zu befehlen, und jene ihm allein und keinem

andern gehorchen wollten. Da nun dieser Kardinal sich mit den Truppen in Rom befand, als der Ruf erscholl, daß Nikolaus nach Toskana kommen wollte, so verdoppelte sich die Furcht der Florentiner, weil er immer ein Feind ihres Staates gewesen war, seitdem Messer Rinaldo verbannt worden, weil er sah, daß die durch seine Vermittelung zwischen den Partheien zu Florenz geschlossenen Verträge nicht beobachtet, sondern vielmehr zum Nachtheil von Messer Rinaldo gebraucht worden waren, indem sie verursacht hatten, daß er die Waffen niedergelegt und seinen Feinden es möglich gemacht hatte, ihn zu verjagen. Es schien daher den Vornehmsten der Regierung, daß die Zeit gekommen sei, wo man Messer Rinaldo seinen Schaden werde ersezen müssen, wenn dieser, mit Nikolaus nach Toskana kommend, sich nähere. Sie fürchteten dieses um so mehr, da sie den Abmarsch des Nikolaus aus der Lombardei sehr unzeitig fanden, indem er eine fast mißlungene Unternehmung verließ, um sich in eine ganz zweifelhafte einzulassen; welches er, wie sie meinten nicht ohne irgend ein neues Einverständniß oder verborgene Täuschung thäte. Diesen ihren Verdacht theilten sie dem Pabste mit, der bereits seinen Fehler erkannt hatte, einem Andern zu große Macht anvertraut zu haben. Jahr 1440.

Aber mitten in dieser Besorgniß und Unschlüssigkeit der Florentiner zeigte das Glück ihnen den Weg, wie sie des Patriarchen sich versichern könnten. Diese Republick unterhielt an allen Orten sorgfältige Kundschafter, besonders aufmerksam auf die Briefträger, um zu entdecken, ob jemand gegen ihre Regierung irgend etwas im Sinne habe. So geschah es, daß zu Montepulciano Briefe aufgefangen wurden, welche der Patriarch ohne Beistimmung des Pabstes an Nikolaus Piccinino schrieb, und der Beamte, der dem Kriege vorgesezt war, legte sie sogleich dem Pabste vor.

Jahr 1410. Obgleich sie nun mit ungewöhnlichen Schriftzeichen geschrieben waren und der Sinn davon so verhüllt, daß sich kein ganz bestimmter Gedanke daraus entwickeln ließ, so sezte doch diese Dunkelheit und die Unterhandlung mit dem Feinde den Pabst in solches Schrecken, daß er sich davor zu sichern beschloß, und die Besorgung dieses Geschäfts trug er dem Anton Rido von Padua auf, der die Besazung des Kastells von Rom befehligte. Sobald dieser den Auftrag erhielt, erwartete er, zu gehorchen bereit, die Gelegenheit dazu. Der Patriarch hatte beschlossen nach Toskana zu gehen, und da er am folgenden Tage von Rom abreisen wollte, so ließ er dem Befehlshaber des Kastells sagen, daß er am Morgen auf der Brücke des Kastells sein sollte, weil er im Vorbeigehen noch von einem Geschäfte mit ihm sprechen wollte. Jezt glaubte Anton daß die Gelegenheit gekommen sei: er befahl seinen Leuten, was sie zu thun hätten, und erwartete zur bestimmten Zeit den Patriarchen auf der Brücke, welche man in der Nähe des Kastells zu dessen Sicherheit je nachdem es nöthig ist, aufziehen und niederlassen kann; wie also der Patriarch auf derselben stand, und er ihn erst durch das Gespräch festgehalten hatte, so gab er den Seinigen das Zeichen die Brücke aufzuziehen; so daß der Patriarch sich in einem Augenblick vom Befehlshaber eines Heers zum Gefangenen eines Burghauptmanns herabgesunken sah. Die Truppen, die bei ihm waren, tobten anfangs, nachher aber, als sie den Willen des Pabstes vernommen hatten, beruhigten sie sich. Der Burghauptmann aber redete dem Patriarchen mit freundlichen Worten zu, und flößte ihm bessere Hoffnung ein, sagend, daß große Männer nicht gefangen genommen würden um wieder losgelassen zu werden, und daß die, welche Gefangene zu sein verdienten, nicht verdienten losgelassen zu werden; und so starb er bald nachher im Gefängniß; der Pabst aber

ernannte Ludwig Patriarchen von Aquileja zum Befehlsha- Jahr
ber seiner Truppen. Niemals vorher hatte er sich in die 1440.
Kriege der Verbündeten mit dem Herzog mischen wollen, jezt aber ließ er sich gefallen, Theil daran zu nehmen, und versprach zur Vertheidigung von Toskana vier tausend Pferde und zwei tausend Mann bereit zu halten.

Da die Florentiner von dieser Furcht befreit waren, so blieb ihnen nur noch die vor Nikolaus und vor der Zerrüttung der Angelegenheiten der Lombardei, wegen der Mißhelligkeiten die zwischen dem Grafen und den Venezianern Statt fanden; um diese besser zu verstehen, sandten sie Neri di Gino Capponi und Messer Julian Davanzati nach Venedig, und trugen ihnen auf, zu verabreden, wie im künftigen Jahre der Krieg geführt werden solle; dem Neri aber trugen sie auf, wenn er die Meinung der Venezianer vernommen, zu dem Grafen zu gehen um auch die seinige anzuhören, und ihn zu demjenigen zu überreden, was für das Beste des Bundes nöthig sein würde. Diese Gesandten waren noch nicht zu Ferrara, als sie hörten, daß Nikolaus Piccinino mit sechs tausend Pferden über den Po gegangen sei. Dies machte sie ihre Reise beschleunigen und als sie zu Venedig ankamen, fanden sie die ganze Signoria dieser Stadt des festen Willens, daß Brescia ohne die Veränderung der Jahrszeit zu erwarten Hülfe erhalten solle, indem diese Festung die Hülfe weder bis zur neuen Jahreszeit, noch bis zur Vollendung der Flotte, entbehren könne, sondern wenn sie sonst keine Rettung sähe, sich dem Feinde ergeben würde; dieses aber werde dem Herzoge den entscheidendsten Sieg verschaffen, und ihnen ihr ganzes Reich auf dem festen Lande entreißen. Neri ging deshalb nach Verona, um auch den Grafen und das, was er dagegen anführen möchte, zu vernehmen, und dieser zeigte ihm mit vielen Gründen, daß in diesem Wetter nach Brescia zu reiten für

Jahr 1440. jezt unnüz und für den künftigen Feldzug schädlich sei; denn angesehen das Wetter und die Lage, würde man Brescia gar keinen Nuzen schaffen, sondern einzig die Truppen in Unordnung bringen und ermüden, so daß wenn dann die neue zum Handeln günstige Jahrezeit einträte, er genöthigt sein würde mit dem Heere nach Verona zurückzukehren um die im Winter verbrauchten und für den künftigen Sommer nöthigen Vorräthe wieder anzuschaffen; wodurch dann die ganze zum Kriege günstige Jahrezeit durch hin und hergehen würde verschwendet werden. Es waren zu dem Grafen nach Verona Messer Orsatto Justiniani und Messer Johann Pisani gesandt worden, um diese Sachen zu verhandeln. Mit diesen ward nach vielen Zwischenreden festgesezt, daß die Venezianer für das künftige Jahr dem Grafen achtzig tausend Dukaten, und ihren andern Truppen für den Mann vierzig Dukaten geben sollten, daß man eilen solle mit dem ganzen Heere auszurücken, und daß der Herzog solle angegriffen werden, damit er aus Besorgniß für seine eigenen Angelegenheiten Nikolaus in die Lombardei zurückkommen lasse. Nach diesem Beschlusse kehrten sie nach Venedig zurück. Die Venezianer aber, weil die Summe Geldes sehr groß war, besorgten alles sehr schläfrig.

Nikolaus Piccinino verfolgte indessen seinen Weg; schon war er in Toskana angekommen und hatte schon so viel mit den Söhnen von Messer Pandolfo Malatesti unterhandelt, daß sie, die Venezianer verlassend, sich an den Herzog angeschlossen hatten. Dieser Vorfall mißfiel zu Venedig, viel mehr aber zu Florenz, denn auf diesem Wege hatten sie gehofft dem Nikolaus Widerstand leisten zu können. Da sie aber die Malatesti sich empören sahen, so erschracken sie, besonders weil sie fürchteten, daß Peter Johann Paul Orsino, ihr Feldherr, der sich auf den Gütern der Malatesti

befand, ihnen geraubt, und sie dadurch entwaffnet werden Jahr
möchten. Eben so sehr bestürzte diese Nachricht den Gra- 1430.
fen, denn er fürchtete die Mark zu verlieren, wenn Niko-
laus nach Toskana gienge; entschlossen also, seiner Besitzung
zu Hülfe zu kommen, gieng er nach Venedig, und vorge-
stellt dem Doge, bewieß er ihm, daß sein Marsch nach Tos-
kana dem Bunde nüzlich sein werde; denn da müsse man
den Krieg führen, wo der Feldherr und das Heer des Fein-
des sei, nicht wo man seine eignen Städte und Besazungen
habe; denn ist das Heer besiegt so ist der Krieg gewonnen,
sind aber die Festungen besiegt und das Heer unversehrt,
so wird der Krieg oft viel lebhafter: er versicherte, die
Mark und Toskana wären verloren wenn man Niko-
laus nicht kräftigen Widerstand leiste, und wären diese
verloren, so habe die Lombardei kein Hülfsmittel mehr;
aber wenn sie auch noch ein Hülfsmittel habe, so sei er
nicht gesonnen, seine Unterthanen und seine Freunde zu ver-
lassen; als ein Herr sei er in die Lombardei gekommen und
nicht als ein Söldling wolle er sie verlassen. Hierauf ant-
wortete der Doge, es sei ganz augenscheinlich, daß nicht
blos wenn er die Lombardei verlasse, sondern auch dann
schon, wenn er nur mit seinem Heere über den Po zurück-
gienge, ihr ganzes Reich auf dem festen Lande verloren sein
würde, und sie würden auch keine einzige Ausgabe mehr
machen, um es zu vertheidigen; denn derjenige sei nicht
weise, der eine Sache zu vertheidigen sucht, die er doch in
jedem Fall verlieren muß; und es sei sowohl der Schimpf,
als der Schaden geringer, wenn man nur die Länder ver-
liere, als wenn man die Länder und auch das Geld verlöre.
Wenn aber ihre Angelegenheiten zu Grunde gehen sollten,
alsdann erst würde man sehen, wieviel das Ansehen der
Venezianer dazu beitrage, Toskana und Romagna aufrecht
zu halten. Sie wären daher ganz entgegengesezter Mei-

Jahr nung als er, denn sie glaubten, wer in der Lombardei siege,
1440. der werde auch an allen andern Orten siegen; dieser Sieg aber sei leicht, denn durch Nikolaus Abmarsch sei das Gebiet des Herzogs jezt sehr geschwächt, so daß er eher seinen Untergang finden werde, ehe er würde Nikolaus zurückrufen oder sich andere Hülfsmittel verschaffen können. Wer aber jeden Umstand vernünftig untersuche, der werde finden, daß der Herzog aus keiner andern Ursach Nikolaus nach Toskana gesandt habe, als um den Grafen von dieser Unternehmung abzubringen und diesen Krieg, der in seinem Lande geführt werde, wo anders hinzuwenden. Der Graf würde also wenn er ihm nachgienge, bevor er durch die äußerste Nothwendigkeit sich dazu gezwungen sehe, die Absichten des Herzogs selbst ausführen, und ihm den Genuß verschaffen, seinen Wunsch erfüllt zu sehen; wenn aber die Truppen in der Lombardei erhalten würden und man in Toskana sich helfe wie man könne, so werde der Herzog seine schlechte Maasregel zu spät und erst dann erkennen, wann er die Lombardei unwiederruflich verloren und in Toskana nicht den Sieg erhalten haben werde. Nachdem also ein jeder seine Meinung gesagt und beantwortet erhalten hatte, so beschloß man, daß man noch einige Tage warten wolle, um zu sehen, was aus dieser Verbindung der Malatesti mit dem Nikolaus erfolgen werde; ob die Florentiner von Peter Johann Paul würden Gebrauch machen können; und ob der Pabst in gleichem Schritte mit dem Bunde bleibe, wie er es versprochen habe. Wenige Tage nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatten, wurden sie benachrichtigt, daß die Malatesti diese Verbindung mehr aus Furcht als aus andern feindlichen Gründen geschlossen hätten; daß Peter Johann Paul mit seinen Truppen nach Toskana gegangen sei; und daß der Pabst mehr gestimmt sei den Verbündeten beizustehen, als vorher. Diese Nachrichten beruhigten des Grafen Ge-

müth, er beschloß in der Lombardei zu bleiben, und daß Neri Capponi mit tausend von seinen und fünf hundert andern Reutern nach Florenz zurückkehren solle. Wenn aber die Sachen in Toskana eine solche Wendung nähmen, daß die Thätigkeit des Grafen daselbst erfordert werde, so sollte man es schreiben, und alsdann sollte der Graf ohne weitere Rücksicht abreisen. Neri kam also im April mit diesen Truppen in Florenz an, und an dem nehmlichen Tage traf auch Johann Paul ein. Jahr 1440.

Nikolaus Piccinino, der indessen die Sachen in Romagna in Ordnung gebracht hatte, sezte sich vor, nach Toskana hinab zu gehen, und da er über die Alpen von St. Benedikt und das Thal von Montone gehen wollte, fand er diese Gegend durch die Tapferkeit des Nikolaus von Pisa so gut bewacht, daß er dafür hielt, alle seine Anstrengungen von dieser Seite würden vergeblich sein. Da nun die Florentiner gegen diesen plözlichen Angriff sehr schlecht mit Truppen und Hauptleuten versehen waren, so hatten sie nach den Päßen jener Alpen mehrere ihrer Bürger mit schnell errichtetem Fußvolk abgeschickt, um sie zu vertheidigen; unter diesen war auch Messer Bartholomäus Orlandini, ein Ritter, der das Kastell von Marradi und den Paß der dortigen Alpen zu vertheidigen bekam. Da also Nikolaus Piccinino nicht geglaubt hatte, den Paß von St. Benedikt durchbrechen zu können, wegen der Tapferkeit seines Vertheidigers, so dachte er den von Marradi erkämpfen zu können, wegen der Feigheit dessen, der ihn vertheidigen sollte. Marradi ist ein Kastell, am Fuß der Alpen gelegen, welche Toskana und Romagna scheiden, aber von der Seite nach Romagna zu und in dem Anfange des Thals von Lamona ist es, obschon ohne Mauern, doch durch den Fluß, die Berge, und die Bewohner fest, denn die Männer sind kriegerisch und treu, und der Fluß hat das Erdreich dermaßen

Jahr 1440. abgespült, und hat seine Grotten so hoch, daß von der Seite des Thals dorthin zu kommen unmöglich ist, so lange eine kleine Brücke die über den Fluß führt, vertheidigt wird; und von der Seite der Berge sind die Ufer so schroff, daß sie die Lage des Orts äußerst sicher machen. Nichtsdestoweniger machte Messer Bartholomäus Feigheit selbst diese Leute feige, selbst diese Lage schwach. Denn nicht sobald hörte er das Geräusch der feindlichen Truppen, als er, alles im Stich lassend, mit den Seinigen entfloh, und nicht eher wieder anhielt bis an der Vorstadt zu St. Lorenzo. Nikolaus, der in die verlassenen Orte einrückte, voll Verwunderung sie nicht vertheidigt zu finden, und voll Freude sie gewonnen zu haben, stieg nach Mugello hinab, wo er einige Kastelle einnahm, und stellte sein Heer bei Pulicciano, von wo aus er das ganze Land durchstrich bis zu den Bergen von Fiesole, ja er war so kühn, über den Arno zu gehen, und bis zu einer Nähe von drei Meilen bei Florenz plünderte und durchschwärmte er alles.

Die Florentiner von der andern Seite verloren nicht die Fassung; vor allen Dingen sorgten sie für die Aufrechthaltung der Regierung, für welche sie wenig zu fürchten hatten, wegen der Gunst die Kosmus beim Volke genoß, und weil sie die wichtigsten Stellen durch wenige Mächtige besetzt hielten, die durch ihre Strenge festen Widerstand leisteten, wenn etwa jemand unzufrieden oder nach Neuerungen begierig gewesen wäre. Auch wußten sie durch die in der Lombardei geschlossenen Verträge, mit welcher Macht Neri zu ihnen zurückkehre, zugleich erwarteten sie die Truppen des Pabstes und diese Hoffnung erhielt sie bis zu Neris Rückkunft thätig. Neri der die Stadt in diesen Störungen und Besorgnissen fand, beschloß ins Feld auszurücken und Nikolaus ein wenig zu zügeln, daß er nicht ungehindert das Land ausplünderte; und nachdem er ein Corps von mehreren

Fußvölkern, sämmtlich aus dem Volk, aufgestellt, rückte er Jahr
mit aller Reuterei die er vorfand aus, und nahm Remoli 1440.
wieder weg, welches die Feinde besezt hatten; hier lagerte
er sich, hinderte dadurch Nikolaus am Herumstreifen und
gab den Bürgern Hoffnung, den sie umgebenden Feind weg-
zuschaffen. Nikolaus, der gesehn hatte, daß die Florentiner,
da sie von Truppen entblößt waren, nicht die geringste Be-
wegung gemacht hatten, und jezt hörte, in welcher Sicher-
heit man in dieser Stadt lebte, glaubte seine Zeit vergebens
zu verschwenden, und beschloß daher andere Unternehmun-
gen zu machen, damit die Florentiner veranlaßt würden, die
Truppen hinter ihn her zu senden, und ihm dadurch Gele-
genheit zu einer Schlacht zu geben, durch deren Gewinn er
auch in allen andern Dingen glücklichen Erfolg zu erlangen
hoffte.

Bei Nikolaus Heere befand sich Franz Graf von
Poppi, der, als die Feinde in Mugello waren, von den
Florentinern, mit denen er verbündet war, abfiel. Ob-
gleich nun schon früher die Florentiner an ihm zweifelten,
so hatten sie doch, um durch Wohlthaten seine Freundschaft
zu gewinnen, sein Gehalt vermehrt und ihn über alle in
seiner Nachbarschaft liegende Oerter zum Commissarius er-
nannt. Allein die Partheisucht vermag soviel über den
Menschen, daß keine Wohlthat und keine Furcht seine Zu-
neigung zu Messer Rinaldo und zu den andern, die die ve-
rige Regierung in Händen hatten, auslöschen konnte: so
daß er, sobald er nur hörte, Nikolaus sei in der Nähe, sich
mit ihm verband, und mit dem größten Eifer ihm zuredete,
sich von der Stadt zu entfernen und in das Casentinische zu
rücken, indem er ihm die Festigkeit des Landes zeigte und
wie sicher er von dort aus die Feinde eingeschränkt erhalten
könnte. Nikolaus nahm also diesen Rath an, nahm bei sei-
ner Ankunft im Casentinischen Romena und Bibbiena ein

Jahr und schlug darauf sein Lager zu Castell St. Niccolo auf.
1440. Dieses Kastell liegt am Fuß der Alpen die das Casentinische von dem Thal des Arno trennen; da es nun an einem sehr hohen Orte liegt, und hinlängliche Besazung hatte, so war die Eroberung desselben schwer, obgleich Nikolaus es beständig mit Steinwerfern *) und ähnlicher Artillerie beschoß. Diese Belagerung hatte schon mehr als zwanzig Tage gedauert, während welcher Zeit die Florentiner ihre Truppen zusammengezogen hatten, und sie hatten bereits dreitausend Pferde unter mehreren Anführern bei Feggbine versammelt unter dem Oberbefehl des Peter Johann Paul als Feldherrn, und des Neri Capponi und Bernhard von Medici als Kommissarien. Zu diesen kamen vier Abgeordnete aus dem Kastell St. Niccolo, sie zu bitten, daß sie ihnen Hülfe schickten. Die Kommissarien, nachdem sie die Lage untersuche, fanden, daß sie ihnen nicht zu Hülfe kommen könnten, als nur über die Alpen, die vom Arnothal ausgingen, deren Gipfel früher von dem Feinde als von ihnen konnten eingenommen werden, weil jene einen kürzern Weg dahin hatten, sie selbst aber ihren Anzug nicht verbergen konnten; so daß man dadurch eine unausführbare Sache unternommen haben würde und der Ruin ihrer Truppen daraus folgen konnte. Die Kommissarien lobten also die Treue der Besazung, und stellten ihnen anheim, wenn sie sich länger nicht halten könnten, sich zu ergeben. Nikolaus nahm also dies Kastell zwei und dreißig Tage, nachdem er sein Lager dort aufgeschlagen hatte, ein; und der Verlust so vieler Zeit um eines so geringen Vortheils willen war großentheils an dem Mißlingen seiner Unternehmung schuld: denn hielt er sich mit seinen Truppen um Florenz herum, so bewirkte er, daß die Regierung dieser Stadt die Bürger nur mit Vorsicht zu

*) Briccole, eine Art von Kriegsmaschine um Steine zu werfen.

Geldabgaben anhalten, daß sie mit größerer Schwierigkeit Jahr
ihre Truppen versammeln und für alle andere Bedürfnisse 1440.
sorgen konnte, da sie den Feind auf dem Nacken hatte, als da sie frei war; auch würden viele Lust gehabt haben, irgend einen Vergleich zu Stande zu bringen, um sich durch den Frieden vor Nikolaus zu sichern, wenn sie die Dauer des Krieges als wahrscheinlich vor Augen gesehn hätten. Aber die Begierde des Grafen von Poppi sich an den Befehlshabern jenes Kastells zu rächen, die lange Zeit seine Feinde gewesen waren, machte daß er diesen Rath gab, und Nikolaus nahm ihn an, um ihm Genüge zu leisten, welches dann einen wie den andern zu Grunde richtete. So ist es selten der Fall, daß die persönlichen Leidenschaften dem Wohl des Ganzen nicht schaden sollten. Nikolaus, seinen Sieg verfolgend, nahm Rassina und Chiusi. In dieser Gegend überredete ihn der Graf von Poppi halt zu machen, indem er ihm zeigte, daß er seine Truppen zwischen Chiusi, Caprese und der Pieve ausbreiten könne; daß er so Meister der Alpen sein würde; nach seinem Gefallen in das Arnothal, das Chianathal und in das Tiberthal hinabsteigen könne, und gegen jede Bewegung des Feindes gerüstet sei. Nikolaus aber, die Rauhigkeit dieser Orte betrachtend, erwiederte ihm, daß seine Pferde keine Steine fräßen, und ging nach dem Flecken St. Sepolcro, wo er freundschaftlich empfangen ward. Von hier aus versuchte er die Gesinnung der Einwohner von Citta di Castello, die aber als Freunde der Florentiner nicht auf ihn hörten. Er wünschte auch die Peruginer sich ergeben zu sehen und ging daher mit vierzig Pferden nach Perugia, wo man ihn, da er ihr Mitbürger war, liebreich aufnahm. Doch binnen wenigen Tagen ward er dort verdächtig: er suchte mancherlei Dinge mit dem Legaten und mit den Perugінern ins Werk zu richten, aber nichts gelang ihm; daher er mit acht tausend Du-

Jahr Katen, die er von ihnen empfing, zu seinem Heer zurück-
1430. kehrte. Von hier aus unterhielt er Verständnisse in Cortona, um diese Stadt den Florentinern zu entreißen; weil aber die Sache vor der Zeit entdeckt ward, so mißlang sein Vorhaben. Zu den vornehmsten Bürgern dieser Stadt gehörte Bartholomäus von Senso. Diesem ward, da er Abends auf Befehl des Hauptmanns an ein Thor auf die Wache ging, von einem seiner Freunde vom Lande zu verstehn gegeben, daß er nicht dahin gehn möchte, wenn er nicht ermordet werden wollte. Bartholomäus wollte den Grund der Sache erforschen, und fand den Gang der mit Nikolaus geschlossenen Uebereinkunft aus, er benachrichtigte hiervon sogleich den Hauptmann, der nachdem er sich der Häupter der Verschwörung versichert, und die Wachen an den Thoren verdoppelt hatte, nach der gegebnen Anzeige des Nikolaus Ankunft erwartete; dieser erschien des Nachts zur bestimmten Zeit, da er sich aber entdeckt sah, so kehrte er in sein Quartier zurück.

Während nun diese Geschäfte auf solche Weise in Toskana und zwar mit wenig Vortheil betrieben wurden, ging es auch in der Lombardei für des Herzogs Truppen nicht ruhig zu, hier aber gar zu seinem Verlust und Schaden. Der Graf Franz nehmlich zog, sobald es nur immer die Jahrszeit erlaubte, mit seinem Heer ins Feld; und weil die Venezianer ihre Flotte auf dem See wiederhergestellt hatten, so wollte der Graf vor allen Dingen sich des Wassers bemächtigen, und den Herzog von dem See vertreiben, weil nach seiner Meinung, wenn er dies gethan habe, das andere ihm leicht sein werde. Er griff also mit der Flotte der Venezianer die des Herzogs an und schlug sie, mit den Landtruppen aber nahm er die Kastelle weg, die jenem unterworfen waren; so daß die andern herzoglichen Truppen, welche Bresela zu Lande belagerten, da sie diese Niederlage

vernahmen, sich ausbreiteten; und so ward Brescia, nach- Jahr
dem es einer dreijährigen Belagerung ausgesezt gewesen, be- 1440.
freit. Gleich nach diesem Siege suchte der Graf die Feinde auf, die sich nach Soncino zurückgezogen hatten, einem Kastell, das am Flusse Oglio liegt, vertrieb sie von dort, und bewirkte ihren Rückzug nach Cremona, wo der Herzog sie aufstellte und von dieser Seite seine Staaten vertheidigte. Da aber der Graf ihn von Tage zu Tage mehr bedrängte, und er befürchtete, seine Staaten entweder ganz oder doch großentheils zu verlieren, so erkannte er wie schlecht die Maasregel sei, die er genommen habe, Nikolaus nach Toskana zu senden, und um diesen Fehler wieder zu verbessern, schrieb er demselben, in welchen Umständen er sich befinde, und wohin es mit seinen Unternehmungen gekommen sei; er möchte daher, so geschwind er könne, Toskana verlassen und nach der Lombardei zurückkehren.

Unterdessen hatten die Florentiner unter Anführung ihrer Kommissarien ihre Truppen mit denen des Pabstes vereinigt, und halt gemacht zu Anghiari, einem Kastell das am Fuß der Berge liegt, welche das Tiberthal von dem Chianathal absondern, vier Meilen von dem Flecken St. Sepolcro, wo der Weg eben und die Felder gut beschaffen sind, um Reiterei aufzunehmen, und den Krieg darauf zu führen. Da sie nun Nachricht hatten von den Siegen des Grafen und von des Nikolaus Zurückberufung, so glaubten sie mit dem Schwerdt in der Scheide und ohne einen Schuß zu thun, diesen Feldzug gewonnen zu haben. Sie schrieben deshalb an die Kommissarien, daß sie sich in keine Schlacht einlassen möchten, weil Nikolaus nicht viele Tage mehr in Toskana bleiben könnte. Dieser Befehl kam zu Nikolaus Kenntniß, und da er die Nothwendigkeit seines Abmarsches sah, so beschloß er, um nichts unversucht zu lassen, eine Schlacht zu liefern, in der Hoffnung die Feinde unvorberei-

Jahr ret und von dem Gedanken an eine Schlacht ganz abge-
1440. wandt zu finden. Hierin ward er von Messer Rinaldo, dem Grafen von Poppi und den andern verwiesenen Florentinern bestärkt, die ihren Untergang deutlich vor Augen sahen, wenn Nikolaus sich entfernte; wenn es aber zur Schlacht käme, so hofften sie entweder ihre Sache zu gewinnen, oder doch mit Ehren zu verlieren. Nikolaus also führte, nachdem er diesen Entschluß gefaßt, sein Heer von dem Orte wo es stand, nach der Gegend zwischen Citta di Castello und dem Flecken, und da er an den leztern Ort gekommen war, ohne daß die Feinde es merkten, zog er aus demselben zwei tausend Menschen, die auf des Feldherrn Tapferkeit und seine Versprechungen vertrauend und begierig nach Beute, ihm folgten.

Nikolaus wandte sich also mit seinen Schaaren in Schlachtordnung gegen Anghiari, und war den Florentinern schon auf weniger als zwei Meilen nahe, als Micheletto Attendulo eine große Staubwolke erblickte, und da er bemerkte, daß es die Feinde seien, zu den Waffen rief. Der Tumult in dem Lager der Florentiner war groß, denn wie diese Heere gewöhnlich ohne die mindeste Kriegsordnung lagern, so hatte sich hierzu noch die Nachlässigkeit gesellt, weil sie den Feind entfernt und mehr geneigt zur Flucht als zur Schlacht glaubten; so daß jeder waffenlos, entfernt von seinem Quartier, oder an dem Orte war, wohin sein Wille, entweder um sich der großen Hize zu entziehen, oder um irgend einem Vergnügen nachzugehen, ihn geführt hatte. Dennoch war die Thätigkeit der Kommissarien und des Feldherrn so groß, daß ehe die Feinde angekommen waren, die Truppen zu Pferde und so geordnet waren, daß sie dem Angriff derselben widerstehen konnten. Wie nun Micheletto der erste gewesen war, den Feind zu entdecken, so war auch er der erste, ihm gewaffnet zu begegnen, und eilte mit seinen Truppen auf die Brücke des Flusses, der die Straße

nicht weit von Anghiari, durchschneidet. Da nun vor der Ankunft des Feindes Peter Johann Paul die Graben hatte ausfüllen lassen, welche die Straße, die zwischen der Brücke und Anghiari ist, einschließen, und Micheletto sich gegen die Brücke zu gestellt hatte: so stellte sich Simoncino der Hauptmann der Kirche und der Legat auf die rechte Seite, und auf die Linke die Florentinischen Kommissarien mit Peter Johann Paul ihrem Hauptmann; das Fußvolk aber ordneten sie an jeder Seite aufwärts an dem Ufer des Flusses. Es blieb daher den Feinden kein anderer Weg offen, um ihre Gegner aufzusuchen, als der gerade über die Brücke, und auch die Florentiner hatten an keinem andern Orte als an der Brücke zu kämpfen, ausgenommen, daß sie ihrem Fußvolk befohlen hatten, wenn das feindliche Fußvolk die Straße verlassen sollte, um auf den Flanken seiner Reuterei zu sein, so sollten sie alsdann mit ihren Armbrüsten dieselben bekämpfen, damit jene nicht die Florentinische Reuterei in der Flanke verwunden könnten, wenn sie über die Brücke gienge. Die ersten Truppen also die sich zeigten, wurden von Micheletto kräftig abgehalten, ja sogar von ihm zurückgeworfen. Als aber Asforre und Franz Piccinino mit auserlesenen Truppen hinzukamen, stießen sie mit solchem Ungestüm auf Micheletto los, daß sie ihm die Brücke wegnahmen und ihn zurückwarfen bis zu dem Anfange der Anhöhe, die zu der Vorstadt von Anghiari sich erhebt; hierauf wurden sie wieder zurückgeschlagen und bis jenseits der Brücke gedrängt von denen, die sie in den Flanken angriffen. Diese Schlacht dauerte zwei Stunden, während welcher bald Piccinino, bald die Florentinischen Truppen Herren der Brücke waren. Und obgleich auf der Brücke der Kampf gleich war, so schlug man sich doch diesseits und jenseits derselben zum größten Nachtheile des Nikolaus; denn wenn seine Truppen über die Brücke kamen, so fanden sie die Feinde

Jahr 1440.

Jahr 1440. stark, weil sie durch die Ausfüllung der Graben sich leicht bewegen, und diejenigen, die ermüdet waren, durch frische Truppen unterstüzt werden konnten. Hingegen wenn die Florentiniſchen Truppen hinüber gingen, ſo konnte Nikolaus nicht bequem die ſeinigen mit friſchen vertauſchen, weil er von den Graben und Kanälen beengt war, welche die Straße einfaßten; und ſo geſchah es, daß vielmals des Nikolaus Truppen die Brücke erkämpften und immer von den friſchen Truppen der Gegner wieder rückwärts gedrängt wurden. Als aber die Brücke von den Florentinern erobert ward, ſo daß ihre Truppen in die Straße eindrangen, ſo hatte Nikolaus wegen der Wuth der anſtürmenden und wegen der Unbequemlichkeit der Lage nicht Zeit genug, ſeine Truppen durch friſche zu unterſtüzen; die vorderſten vermiſchten ſich mit den hinterſten auf eine ſolche Weiſe, daß einer den andern in Unordnung brachte, das ganze Heer ward genöthigt den Rücken zu wenden, und jeder floh ohne weitere Rückſicht dem Flecken zu. Die Florentiner gewannen eine Beute, die ſehr groß war an Gefangenen, Rüſtungen und Pferden; denn nicht tauſend Reuter kamen mit Nikolaus glücklich davon. Die Bewohner des Fleckens, die Nikolaus gefolgt waren um zu plündern, wurden aus Beutemachern zur Beute, denn alle wurden gefangen und ihnen Löſegeld auferlegt; die Fahnen und das Gepäck wurden genommen. Dieſer Sieg hatte viel mehr Nuzen für Toskana, als Nachtheil für den Herzog; denn wenn die Florentiner die Schlacht verloren hätten, ſo war Toskana ſein; er aber verlor mit derſelben nichts als die Waffen und Pferde ſeines Heers, die mit nicht vielem Gelde wieder angeſchafft werden konnten. Auch gab es nie eine Zeit, wo die Kriege, die in fremdem Lande geführt wurden, weniger gefährlich für den waren, der ſie führte, als damals; und bei dieſer ſo großen Niederlage und ſo langen Schlacht, die vier

Stunden dauerte, starben nicht mehr als ein einziger Mensch, der nicht an einer Wunde oder sonst von einem tapfern Streich getroffen, sondern durch einen Sturz vom Pferde und zertreten sein Leben verlor. Mit so großer Sicherheit kämpften damals die Menschen, denn da sie alle zu Pferde, mit Rüstungen bedeckt und vor dem Tode sicher waren, so war, wenn sie sich ergaben, die Ursache davon nicht die, daß sie sonst hätten sterben müssen; denn so lange sie kämpften, wurden sie durch ihre Rüstung vor dem Tode geschüzt, und wann sie nicht mehr kämpfen konnten, durch das Ergeben.

Diese Schlacht ist, wegen der Umstände, die sowohl während des Kampfes als nachher Statt fanden, ein großer Beweis von dem Unglück der ehemaligen Kriege; denn da die Feinde besiegt und Nikolaus in den Flecken zurückgetrieben war, wollten die Kommissarien ihm folgen und ihn in diesem Orte belagern, um den Sieg vollständig zu machen; aber keiner von den Anführern oder Soldaten wollte ihnen gehorchen, indem sie sagten, daß sie die Beute bei Seite bringen und die Wunden heilen wollten. Noch merkwürdiger aber ist es, daß am andern Tage bei hellem Mittage ohne Erlaubniß oder Rücksicht, weder auf die Kommissarien noch auf den Feldherrn, sie nach Arezzo gingen, dort ihre Beute zurückließen und dann nach Anghiari zurückkehrten. Ein Betragen, so sehr gegen alle löbliche Ordnung und Kriegsdisciplin, daß die geringsten Ueberbleibsel irgend eines ordentlichen Heeres leicht und verdienterweise ihnen diesen Sieg wieder hätten entreißen können, den sie so unverdient erlangt hatten. Ueberdies noch, da die Kommissarien wollten, daß sie die gefangenen Reuter zurückbehalten sollten, um dem Feinde die Gelegenheit zum Ersaz seines Verlustes zu entziehen, befreiten sie diese dennoch gegen den Willen der Kommissarien. So ist es billig sich zu verwundern, wie

Jahr 1440. ein solches Heer soviel Tapferkeit haben konnte, um siegen zu können, und wie der Feind soviel Feigheit hatte, von so unregelmäßigen Truppen sich besiegen zu lassen. Während des Hingehens und Zurückkehrens der Florentinischen Truppen von Arezzo, hatte Nikolaus also Zeit mit den seinigen aus dem Flecken abzumarschiren; er ging von dort nach Romagna, wohin auch die Florentinischen Vertriebenen ihm folgten, die, da sie jede Hoffnung zur Rückkehr nach Florenz verschwunden sahen, sich nach verschiedenen Gegenden Italiens und des Auslandes, jeder nach seinen Verhältnissen, zerstreuten. Unter diesen erwählte Messer Rinaldo seine Wohnung zu Ankona, und um sich das himmlische Vaterland zu erwerben, nachdem er das irrdische verloren hatte, ging er zum Grabe Christi; als er nun von diesem zurückkehrte und die Vermählung einer seiner Töchter feierte, starb er plözlich beim Mahle sizend. Darin also war das Glück ihm günstig, daß es an demjenigen Tage seiner Verbannung ihn sterben ließ, welcher am wenigsten unglücklich war. Er war ein Mann wahrhaft geehrt in jeder Lage; aber noch mehr würde er es gewesen sein, wenn die Natur ihn hätte in einer einträchtigen Stadt geboren werden lassen; denn viele seiner Eigenschaften mußten in einer uneinigen Stadt ihm schaden, die in einer einigen ihm Belohnungen verschafft haben würden. Die Kommissarien also zeigten sich, sobald ihre Truppen von Arezzo zurückgekehrt und Nikolaus abmarschirt war, vor dem Flecken. Die Fleckenbewohner wollten sich den Florentinern unterwerfen, diese aber wollten sie nicht annehmen, und während der Verhandlungen, die wegen dieser Verträge Statt fanden, faßte der Legat des Pabstes Verdacht gegen die Kommissarien, daß sie diesen Ort der Kirche wegnehmen wollten. Es kam sogar hierüber zu beleidigenden Worten, und es würden vielleicht Unordnungen zwischen den Florentinischen und Römischen

Truppen daraus erfolgt sein, wenn die Sache sich sehr in Jahr
die Länge gezogen hätte; da sie aber nach des Legaten Wil- 1440.
len endigte, so ward alles wieder friedlich.

Während diese Angelegenheiten des Fleckens betrieben wurden, hörte man, daß Nikolaus Piccinino gegen Rom zu gegangen sei; andere Nachrichten sagten, in die Mark; der Legat und Sforzas Truppen hielten es daher für gut, gegen Perugia zu marschiren, um entweder der Mark oder Rom zu Hülfe zu kommen, wo nun Nikolaus sich hingewandt habe, und daß Bernard von Medici mit ihnen ginge; Neri aber sollte mit den Florentinischen Truppen zur Eroberung des Casentinischen abgehn. Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden, rückte Neri ins Lager nach Rassina, nahm dieses und im nehmlichen Anlauf auch Bibbiena, Prato-Vecchio, und Romena; nach diesem schlug er sein Lager bei Poppi auf, und umschloß es von zwei Seiten, nehmlich in der Ebene von Certomondo, und auf einem Hügel der nach Fronzole hinübergeht. Der Graf von Poppi, verlassen wie er sich sah von Gott und Menschen, hatte sich in diesem Orte eingeschlossen, nicht in der Hoffnung dort noch Hülfe zu erhalten, sondern um den Vertrag, wenn er könnte, erträglicher zu machen. Da also Neri ihn bedrängte, so verlangte er zu kapituliren, welches auf eine solche Art geschah, wie er es in jener Zeit erwarten konnte, nehmlich daß er sich, seine Kinder, und was er davon tragen könnte, in Sicherheit bringen, den Ort aber und sein Gebiet den Florentinern abtreten müsse. Als sie nun hierüber verhandelten; stieg er hinab auf die Brücke des Arno, der am Fuß des Orts vorbeifließt und sagte ganz schmerzvoll und betrübt zu Neri: Hätte ich besser mein Glück und eure Macht ermessen, so würde ich jezt als Freund kommen, mich über euren Sieg mit euch zu freuen, nicht als Feind um euch anzuflehen, daß mein Untergang weniger schrecklich sei. Das

Jahr 1440. gegenwärtige Schicksal, wie es für euch ehrenvoll und fröhlich ist, ist für mich schmerzvoll und elend. Ich hatte Pferde, Waffen, Unterthanen, Land und Reichthümer; was Wunder, wenn ich ungern sie verlasse. Wenn aber ihr über ganz Toskana befehlen könnt und wollt, so ist es nothwendig, daß wir andern euch gehorchen; und wenn ich nicht diesen Fehler begangen hätte, so würde mein Schicksal sich jezt nicht zu erkennen geben, und eure Großmuth nicht an mir erkannt werden können; denn wenn ihr mich erhaltet, so werdet ihr der Welt ein dauerndes Beispiel eurer Gnade geben. Laßt also euer Mitleid mein Unrecht übertreffen, und überlaßt mir wenigstens dies einzige Haus, ererbt von denen, die euren Vätern unzählige Wohlthaten erzeigt haben. Hierauf antwortete Neri; die zu große Hoffnung auf diejenigen, die wenig vermochten, habe ihn zu so großen Vergehungen gegen die Republik Florenz verleitet, daß diese, zusammengenommen mit den gegenwärtigen Zeitumständen, es nöthig machten, daß er seine Güter abtrete, und als Feind der Florentiner diese Gegend verlasse, die er als ihr Freund nicht habe besizen wollen; denn er habe eine solche Probe von seiner Gesinnung abgelegt, daß er nicht da könne geduldet werden, wo er bei jeder Veränderung des Glücks der Republik schaden könne: nicht er werde gefürchtet, sondern sein Land. Wenn er aber in Deutschland selbst Fürst sein könnte, so würde diese Stadt es gerne sehen, und ihn aus Liebe zu jenen seinen Vorfahren, die er anführe, sogar darin begünstigen. Hierauf antwortete der Graf voller Zorn, daß er wohl wünschte noch entfernter von den Florentinern zu sein; und so gab er alle freundliche Unterredung auf, und da er kein Hülfsmittel dagegen hatte, so trat er das Land und alle seine Rechnungen den Florentinern ab, und ging mit allen seinen Sachen, mit Frau und Kindern weinend davon, sich beklagend ein Land verloren zu

haben, daß seine Väter vier hundert Jahr besessen hatten. Jahr
Diese Siege wurden, da man sie in Florenz hörte, von den 1440.
Häuptern der Regierung und von dem Volke mit außerordentlicher Fröhlichkeit aufgenommen. Und da Bernardetto von Medici es ungegründet fand, daß Nikolaus gegen die Mark oder nach Rom gegangen sei, so kehrte er mit seinen Truppen zurück zu dem Orte, wo Neri war, und beide gingen darauf zusammen nach Florenz, wo ihnen die größten Ehrenbezeugungen zuerkannt wurden, die nach dem Gesez der Stadt ihren siegreichen Bürgern zugesprochen werden können; und von den Signoren, den Partheihauptleuten und demnächst von der ganzen Stadt wurden sie nach der Triumphirer Weise empfangen.

# Sechstes Buch.

Immer war es und muß vernünftigerweise auch immer derjenigen Zweck sein, die einen Krieg beginnen, sich reich, und den Feind arm zu machen: aus keinem anderen Grunde strebt man nach dem Siege, wünscht aus keiner andern Ursach Eroberungen, als um sich mächtig, und den Gegner schwach zu machen. Hieraus folgt, daß jedesmal, wenn dein Sieg dich ärmer macht, oder deine Eroberung dich schwächt, das Ziel überschritten oder nicht erreicht worden ist, welches zu erreichen man Kriege führt. Derjenige Fürst oder Freistaat wird durch seine Siege und Feldzüge bereichert, der den Feind vernichtet und zugleich von der Beute und den Kriegsauflagen Meister bleibt. Derjenige wird durch seine Siege arm, der trotz ihnen die Feinde nicht vernichtet und der die Beute und die Kriegsauflagen nicht für sich nehmen kann, sondern seinen Soldaten überlassen muß. Ein solcher ist durch Niederlagen unglücklich, unglücklicher durch Siege; denn geschlagen erträgt er der Feinde, siegend aber der Freunde Mißhandlungen, die, weil sie unbilliger, auch weniger erträglich sind, vorzüglich weil er seine Unterthanen mit Auflagen und neuen Bedrückungen zu beschweren sich gezwungen sieht. Hat er nun einige Menschlichkeit in sich, so kann er eines solchen Sieges nicht vollkommen

sich freuen, der alle seine Unterthanen in Betrübniß sezt. Die alten und wohleingerichteten Freistaaten pflegten bei ihren Siegen die Schazkammer mit Gold und Silber anzufüllen, dem Volk Geschenke auszutheilen, ihren Unterthanen die Abgaben zu erlassen, und sie mit Spielen und feierlichen Festen zu ergözen. Die Freistaaten der von uns beschriebenen Zeiten aber leeren zuerst den Schaz, erschöpfen dann das Volk, und sichern dich vor deinen Feinden nicht. Alles dies entstand aus der Unordnung, mit der man diese Kriege führte, denn da man die besiegten Feinde beraubte, und sich auch im Morden nicht mäßigte; so warteten diese nur so lange, ihren Sieger wieder anzugreifen, bis sie von ihren Führern mit neuen Waffen und Pferden versehen wurden. Da nun auch Auflagen und Beute den Soldaten gehörten, so konnten die siegenden Fürsten sie nicht zu den neuen Ausgaben des Soldes verwenden, sondern mußten diese aus dem Herzen ihrer Völker reißen, und keine andere Wohlthat gewährte der Sieg den Völkern, als daß er den Fürsten eifriger und weniger bedenklich machte, sie zu drücken. Und diese Soldaten hatten den Krieg auf den Punkt gebracht, daß es wie dem Besiegten, gleich sehr auch dem Sieger Bedürfniß war, wenn er seine Truppen gehorsam erhalten wollte, sich neue Gelder zu verschaffen, jener, um sie neu auszurüsten, dieser, sie zu belohnen. Denn ohne wieder beritten zu sein, konnten jene, und ohne belohnt zu werden, wollten diese nicht kämpfen; woraus entstand, daß einer des Sieges wenig genoß, der andere den Verlust wenig fühlte, denn der Besiegte hatte Zeit sich zu erholen, der Sieger keine, seinen Sieg zu verfolgen.

Jahr 1440. Diese Unordnung und verkehrte Kriegsführung machte, daß Nikolaus eher wieder zu Pferde saß, als ganz Italien seine Niederlage wußte, und daß er nach dem Verluste einen schwereren Krieg mit dem Feinde führte, als er vorher

gethan. Dies machte, daß er nach der Niederlage von Jahr
Tenna, Verona einnehmen konnte; dies machte, daß er, 1440.
seiner Truppen zu Verona beraubt, mit einem großen Heere nach Toskana gehen konnte; dies machte, daß er, geschlagen zu Anghiari, ehe er nach Romagna kam, schon mächtiger im Felde stand als vorher, und daß er den Herzog mit neuer Hoffnung erfüllen konnte, die Lombardei vertheidigen zu können, die er durch seine Abwesenheit fast schon verloren glaubte. Denn während Nikolaus Toskana mit Unruhe erfüllte, war es mit dem Herzoge dahin gekommen, daß er den Verlust seines Landes fürchtete; daß er besorgte, sein Untergang könnte eher erfolgen, als Nikolaus Piccinino, den er zurückberufen hatte, im Stande wäre, ihm zu Hülfe zu kommen; und daß er, um den Ungestüm des Grafen abzuhalten, und durch List das Unglück zu verzögern, das er durch Kraft nicht abwehren konnte, zu jenen Mitteln seine Zuflucht nahm, die unter gleichen Umständen ihm vielmals schon geholfen hatten; er sandte nehmlich Nikolaus von Este, Fürsten von Ferrara, nach Peschiera, wo der Graf war, um diesen in seinem Namen zum Frieden zu bereden und ihm zu zeigen, daß dieser Krieg für ihn nicht nüzlich sei. Denn wenn der Herzog so sehr geschwächt werde, daß er sein Ansehen nicht aufrecht erhalten könne, so werde er der erste sein, der darunter litte, weil er dann von den Venezianern und Florentinern nicht mehr geachtet werden würde; und zur Beglaubigung, daß der Herzog den Frieden wünsche, erbot er sich zur Abschließung der Verschwägerung, zeigte sich bereit, seine Tochter nach Ferrara zu senden und sie gleich nach erfolgtem Frieden seinen Händen zu überliefern. Der Graf antwortete, daß wenn der Herzog den Frieden wahrhaft suche, so würde er leicht ihn finden, denn auch die Florentiner und Venezianer wünschten ihn; wahr sei es, daß es Mühe koste, ihm zu trauen,

Jahr 1440. da man wisse, daß er noch niemals Frieden geschlossen habe, als aus Noth, und daß sobald diese wieder aufhöre, auch in ihm der Wunsch zum Kriege wieder erwache; eben so könne er auch dem Versprechen der Verschwägerung mit ihm keinen Glauben beimessen, da er damit schon so oft von ihm getäuscht worden sei; dennoch, wenn der Friede geschlossen werde, so würde er in Rücksicht dieser Verschwägerung nach seiner Freunde Rath handeln.

Die Venezianer, die gegen ihre Soldaten, auch wenn sie keinen Grund dazu haben, leicht Verdacht schöpfen, faßten, diesmal mit Grund, wegen dieser Unterhandlungen den größten Verdacht; und der Graf, um diesen zu entfernen, sezte den Krieg lebhaft fort; dennoch war der Eifer, bei ihm aus Ehrsucht, bei den Venezianern aus Argwohn so lau geworden, daß während dem Rest des Sommers wenig Unternehmungen gemacht wurden; daher denn, als Nikolaus Piccinino in der Lombardei angekommen, und der Winter schon eingebrochen war, alle Heere die Winterquartiere bezogen; der Graf zu Verona, zu Cremona der Herzog, die Florentinischen Truppen in Toskana, und die Päbstlichen in Romagna; diese griffen nach ihrem Siege bei Anghiari Furli und Bologna an, um sie Franz Piccinino zu entreißen, der sie in seines Vaters Nahmen verwaltete; allein es gelang ihnen nicht, denn Franz vertheidigte sie wacker; ihre Ankunft aber sezte die Ravennaten in so große Furcht vor einem Rückfall unter die Herrschaft der Kirche, daß sie in Uebereinstimmung mit Ostasio von Polenta, ihrem Herrn, sich in die Gewalt der Venezianer begaben, die zur Belohnung für die empfangene Stadt, damit Ostasio niemals mit Gewalt ihnen wieder entreißen könne, was er mit allzuwenig Klugheit ihnen übergeben hatte, ihn sammt seinem Sohne nach Kandia zum Tode sandten. Zu diesen Unternehmungen fehlte es trotz dem

Siege bei Anghiari dem Pabst an Geld, daher er das Ka- Jahr
stell des Fleckens St. Sepolcro den Florentinern für fünf 1440.
und zwanzig tausend Dukaten verkaufte.

Bei dieser Lage der Dinge und da jeder glaubte, den 1441.
Winter hindurch vor dem Kriege sicher zu sein, dachte man nicht an den Frieden; am wenigsten der Herzog, da er durch Nikolaus Piccinino und durch die Jahreszeit sich wieder gesichert sah, daher er auch mit dem Grafen alle Vergleichsvorschläge abgebrochen hatte, mit großem Eifer Nikolaus mit Pferden ausrüstete, und jede andere Vorkehrung traf, die zu einem künftigen Feldzuge nöthig war. Da der Graf hiervon Nachricht erhielt, so ging er nach Venedig, um dort mit dem Senate sich zu berathen, wie sie im künftigen Jahre sich verhalten sollten. Nikolaus auf der andern Seite, da er sich selbst in Ordnung, den Feind aber in Unordnung fand, erwartete nicht den Anfang des Frühlings, sondern ging im kältesten Winter über die Adda, drang ins Bresciamische ein, und nahm dies ganze Land, außer Adula und Acri, in Besiz; hier nahm er mehr als zwei tausend Sforzanische Reuter, die diesen Angriff nicht erwartet hatten, gefangen und plünderte sie aus. Was aber den Grafen am mehrsten verdroß, und die Venezianer am mehrsten bestürzte, war, daß Ciarpellone, einer der ersten Hauptleute des Grafen, sich empörte. Auf diese Nachricht ging der Graf sogleich nach Venedig, und fand bei seiner Ankunft zu Brescia, daß Nikolaus, nachdem er diesen Schaden angerichtet, in die Winterquartiere zurückgekehrt war; daher es der Graf nicht für gut fand, den Krieg, den er schon erloschen sah, von neuem zu entzünden, sondern vielmehr, da die Jahreszeit und der Feind ihm Gelegenheit ließen, sich wieder in Verfassung zu sezen, diese benuzen wollte, um mit der neuen Jahreszeit sich für die alten Beleidigungen rächen zu können. Er ließ daher die Venezianer ihre Trup-

Jahr pen, die in Toskana den Florentinern dienten, zurückberu-
1441. fen, und in des gestorbenen Gattamelatas Stelle Micheletto Attendulo in Sold nehmen.

Da nun der Frühling eintrat, so war Nikolaus Piccinino der erste, der ins Feld rückte; er belagerte Cignano, ein zwölf Meilen von Brescia entlegenes Kastell; der Graf kam diesem zu Hülfe, und zwischen diesen beiden Feldherren ward, ihrer Gewohnheit nach, der Krieg geführt. Der Graf, der für Bergamo fürchtete, ging vor Martinengo ins Lager, weil dies Kastell an einem Orte liegt, von wo aus man, wenn man es erobert hat, sehr leicht Bergamo unterstüzen kann, welche Stadt von Nikolaus hart bedrängt wurde; da dieser nun vorausgesehen hatte, daß der Feind ihn nicht würde hindern können, als nur auf dem Wege von Martinengo, so hatte er dieses Kastell mit allen Vertheidigungsmitteln versehen, so daß der Graf nothwendigerweise seine ganze Macht zu dieser Eroberung anwenden mußte. Nikolaus stellte also sein ganzes Heer so auf, daß er dem Grafen alle Lebensmittel abschnitt, und befestigte sich durch Graben und Verhacke so stark, daß der Graf ihn nur mit offenbarer Gefahr für sich selbst angreifen konnte; wodurch die Sache auf den Punkt kam, daß der Belagerer in größerer Gefahr war, als die Besazung von Martinengo, die belagert wurde. Der Graf konnte also wegen des Hungers nicht mehr im Lager bleiben und wegen der Gefahr es auch nicht aufheben, so daß man für den Herzog einen offenbaren Sieg und für die Venezianer und den Grafen eine vollkommene Niederlage voraussah.

Das Glück aber, dem es niemals an Mitteln fehlt, seinen Freunden zu helfen und seinen Feinden zu schaden, erregte in Nikolaus Piccinino, durch die Hoffnung auf diesen Sieg, einen so mächtigen Ehrgeiz und Uebermuth, daß er, alle Rücksicht gegen den Herzog und gegen sich selbst

vergessend, ihm sagen ließ, daß er nun schon lange Zeit unter seinen Fahnen Kriegsdienste geleistet, und noch nicht so viel Land gewonnen habe, um sich darin begraben lassen zu können; er wolle also von ihm hören, welche Belohnungen er für seine Bemühungen von ihm zu erwarten habe: denn in seiner Gewalt stehe es jezt, ihn zum Herrn von der Lombardei zu machen, und ihm alle seine Feinde in die Hände zu liefern; und da es ihm scheine, daß ein sicherer Sieg ihm auch eine sichere Belohnung zu Wege bringen sollte, so wünsche er, daß der Herzog ihm die Stadt Piacenza abtreten möchte, damit er, so langer Kriegsarbeit müde, sich auch einmal ausruhen könne. Ja er schämte sich nicht, zulezt dem Herzoge zu drohen, die Unternehmung ganz aufzugeben, wenn er ihm diese seine Forderung nicht bewilligte. Diese beleidigende und übermüthige Art zu fordern, kränkte den Herzog so sehr, und er gerieth darüber in so großen Zorn, daß er beschloß, viel lieber den ganzen Vortheil aufzugeben, als darin zu willigen. Und denjenigen, den so große Gefahren, so viele Drohungen seiner Feinde nicht hatten beugen können, den beugte jezt das übermüthige Verfahren seiner Freunde; er beschloß einen Vertrag mit dem Grafen abzuschließen, und sandte ihm Anton Guido Buono von Tortona, durch welchen er ihm seine Tochter und die Bedingungen des Friedens antrug; alles dieses ward sowohl von ihm, als von allen Verbündeten begierig angenommen. Als nun die Verträge zwischen ihnen heimlich abgeschlossen waren, ließ der Herzog dem Nikolaus befehlen, daß er Waffenstillstand mit dem Grafen auf ein Jahr abschließen sollte, vorgebend, daß er durch die Ausgaben schon so sehr erschöpft sei, daß er einen sicheren Frieden nicht für einen zweifelhaften Sieg aufgeben könne. Nikolaus stand verwundert über diese Maasregel, denn er konnte nicht begreifen, welche Ursach ihn bewegen könnte, einen so ruhm-

Jahr 1441.

Jahr vollen Sieg zu vermeiden, und konnte nicht glauben, daß
1441. er, um seine Freunde nicht belohnen zu dürfen, seine Feinde retten wolle; er widersezte sich daher so gut er konnte diesem Entschluß; so daß der Herzog, um ihn nur zu beruhigen, gezwungen war, ihm zu drohen, wenn er nicht darin einwillige, so werde er ihn seinen Soldaten und seinen Feinden zur Beute geben. Nikolaus gehorchte also mit nicht anderm Herzen, als einer, der gezwungen seine Freunde und sein Vaterland verläßt, klagend über sein boshaftes Schicksal, daß bald der Zufall, bald der Herzog ihm den Sieg über seine Feinde entreiße. Nach geschlossenem Waffenstillstand wurde die Vermählung der Madonna Blanka mit dem Grafen gefeiert, und als Mitgift derselben ward ihm die Stadt Cremona übertragen. Nach diesem ward der Friede im November 1441 geschlossen, wozu von Seiten der Venezianer Franz Barbadico und Paul Trono, für die Florentiner Messer Agnolo Acciajoli zusammenkamen, und vermöge dessen die Venezianer Peschiera, Asola und Leonato, Kastelle des Mantuanischen Markgrafen, gewannen.

1442. Da nun der Krieg in der Lombardei aufgehört hatte, blieben nur noch im Königreich Neapel die Waffen in Bewegung, und da diese nicht beruhigt werden konnten, so bewirkten sie, daß man auch in der Lombardei von neuem danach griff. Der König Renatus war von dem Könige Alphons von Arragon, während der Krieg in der Lombardei geführt ward, des ganzen Königreiches, mit Ausnahme der Stadt Neapel, beraubt worden; so daß Alphons, der den Sieg schon in Händen zu haben glaubte, beschloß, während er Neapel belagerte, dem Grafen Benevento und die übrigen Staaten, die er in jener Gegend besaß, wegzunehmen, weil er glaubte, diese That würde er ohne Gefahr für sich ausführen können, da der Graf in den Lombardischen Kriegen beschäftigt war. Die Unternehmung gelang also Alphonsen

ganz leicht, und mit geringer Mühe nahm er alle diese Städte in Besiz. Als aber die Nachricht von dem Frieden in der Lombardei eintraf, fürchtete er, der Graf möchte um seiner Städte willen dem Renatus zu Hülfe kommen, und dieser hoffte auf seine Ankunft aus denselben Gründen. Renatus sandte deshalb zum Grafen, um ihn dazu anzutreiben, indem er ihn bat, daß er komme, einem Freunde zu helfen, und an einem Feinde sich zu rächen. Alphons von der andern Seite bat Philipp, um der Freundschaft willen, die er für ihn habe, dem Grafen so viel zu schaffen zu machen, daß er, mit wichtigeren Kämpfen beschäftigt, diese aufzugeben genöthigt werde. Philipp nahm diese Einladung an, ohne zu bedenken, daß er denselben Frieden störe, den er kurz zuvor zu seinem großen Nachtheil geschlossen hatte. Er gab also dem Pabst Eugenius zu verstehen, daß es jezt Zeit sei, die Oerter wieder zu nehmen, die der Graf von der Kirche besize, und um dies zu thun, bot er ihm Nikolaus Piccinino, nebst den Ausgaben zu dessen Besoldung, auf die Dauer, die der Krieg haben würde, an. Dieser hielt sich mit seinen Truppen seit dem Frieden in Romagna auf. Eugenius nahm diesen Rath aus Haß gegen den Grafen und aus Verlangen, das seinige wieder zu gewinnen, begierig an; und wenn gleich er vormals von Nikolaus durch dieselbe Hoffnung betrogen worden war, so glaubte er jezt bei der Dazwischenkunft des Herzogs keinen Betrug befürchten zu dürfen; daher vereinigte er seine Truppen mit denen des Nikolaus und griff die Mark an. Der Graf, betroffen über diesen unvermutheten Angriff, stellte sich an die Spize seiner Truppen und ging gegen den Feind. Während dieser Zeit nahm König Alphons Neapel ein, wodurch das ganze Königreich, ausgenommen Castel nuovo in seine Gewalt kam. Renatus ließ also in Castel nuovo gute Besazung, reiste ab, und ward bei seiner An-

Jahr 1442.

Jahr kunft zu Florenz auf das ehrenvollste empfangen. Nachdem
1442. er wenige Tage sich hier aufgehalten und gesehen hatte, daß er keinen Krieg führen könne, reiste er ab nach Marseille.

1443. Unterdessen hatte Alphons Castel nuovo genommen und der Graf befand sich in der Mark schwächer, als der Pabst und Nikolaus; er wandte sich also an die Venezianer und Florentiner um Hülfe an Truppen und Geld, indem er ihnen zeigte, daß wenn sie jezt nicht darauf dächten, dem Pabst und dem Könige Schranken zu sezen, während er noch am Leben sei, so würden sie bald nachher auf ihre eigene Rettung zu denken haben, denn jene würden sich mit Philipp verbinden und Italien unter sich theilen. Die Florentiner und Venezianer blieben eine Zeit lang unentschlossen, sowohl weil sie nicht entscheiden konnten, ob es gut sei, sich mit dem Pabst und dem Könige zu entzweien, als auch weil sie mit den Angelegenheiten der Bologneser beschäftigt waren. Hannibal Bentivogli hatte den Franz Piccinino aus dieser Stadt verjagt, und um sich gegen den Herzog, der Franzen begünstigte, vertheidigen zu können, hatte er die Venezianer und Florentiner um Hülfe gebeten, und diese hatten sie ihm nicht abgeschlagen; so daß sie, mit diesen Angelegenheiten beschäftigt, sich nicht entschließen konnten, dem Grafen zu helfen. Da aber Hannibal den Franz Piccinino geschlagen hatte, und diese Sache nun abgemacht schien, so beschlossen die Florentiner, den Grafen zu unterstüzen. Um sich aber vorher des Herzogs zu versichern, erneuerten sie das Bündniß mit demselben, wozu sich der Herzog nicht unwillig zeigte, weil er seine Einwilligung, daß mit dem Grafen Krieg geführt werde, nur gegeben hatte, so lange als der König Renatus in den Waffen war, sobald aber dieser seines Reiches ganz und gar beraubt war, so wünschte er nicht länger, daß dem Grafen seine Besizungen entzogen würden, deshalb willigte er nicht allein in die

Unterſtützung des Grafen, ſondern ſchrieb auch an Alphons, daß er ſich gefallen laſſen möchte, in das Königreich zurückzukehren und nicht mehr Krieg gegen ihn zu führen. Obſchon nun Alphons dieſes ungern that, ſo beſchloß er dennoch, wegen der Verbindlichkeiten, die er gegen den Herzog hatte, ihm zu willfahren, und zog ſich mit ſeinen Truppen jenſeit des Tronto zurück. Jahr 1413.

Während die Angelegenheiten in Romagna dieſen Gang nahmen, waren die Florentiner auch unter ſich nicht ruhig. Unter den Bürgern, die in Florenz einen Einfluß in die Regierung hatten, war Neri di Gino Capponi, deſſen Anſehen Kosmus von Medici mehr als irgend eines Andern fürchtete; denn zu der großen Achtung, deren er in der Stadt genoß, kam auch noch die, in welcher er bei den Truppen ſtand. Denn da er mehreremal Haupt der Florentiniſchen Heere geweſen war, ſo hatte er ſich dieſelben durch ſeine Tapferkeit und ſeine Verdienſte gewonnen. Auſſerdem machte ihn das Andenken an die Siege, die man ihm und Gino ſeinem Vater verdankte, denn dieſer hatte Piſa erobert und jener Nikolaus Piccinino bei Anghiari beſiegt, beliebt bei vielen, und gefürchtet von denen, die keine Theilnehmer an der Regierung neben ſich leiden wollten. Unter vielen andern Häuptern des Florentiniſchen Heers war Baldaccio von Anghiari ein vortrefflicher Kriegsmann, denn damals war in Italien keiner, der an Stärke des Körpers und des Gemüths ihn übertroffen hätte; und er hatte bei dem Fußvolk, denn von dieſem war er immer das Haupt geweſen, ſo großes Anſehen, daß jedermann glaubte, mit ihm würden ſie ſich zu jedem Unternehmen und zu allem, was er wollte, bereit finden laſſen. Baldaccio war dem Neri äuſſerſt zugethan, denn er liebte ihn um ſeiner Tugenden willen, von denen er immer ein Zeuge geweſen war; dies flößte den andern Bürgern den größten

Jahr 1443. Argwohn ein; und da sie urtheilten, daß, ihn zu verabschieden, gefährlich, ihn zu behalten aber noch gefährlicher sei; so beschlossen sie, ihn aus dem Wege zu räumen, welchen Gedanken das Glück durch folgendes begünstigte. Messer Bartholomäus Orlandini war Gonfaloniere der Gerechtigkeit. Dieser war, als man ihn zur Bewachung von Marcadi abgesandt hatte, damals als Nikolaus Piccinino, wie wir oben erzählt haben, in Toskana eindrang, als ein Feiger davon geflohen, und hatte jenen Paß verlassen, der fast schon durch seine natürliche Lage sich selbst vertheidigte. So große Feigheit verdroß den Baldaccio, und durch beleidigende Worte und Briefe machte er diesen Mangel an Muth bekannt, wodurch Messer Bartholomäus großen Schimpf und Verdruß erlitt und höchlich wünschte, sich rächen zu können, in der Meinung, durch den Tod des Anklägers werde er den Schandfleck seiner Schuld auslöschen.

Dieser Wunsch des Messer Bartholomäus war den andern Bürgern bekannt, so daß sie ihn ohne große Mühe überredeten, jenen fortzuschaffen, und dadurch mit einem Streich sich für eine Beleidigung zu rächen, und den Staat von einem Menschen zu befreien, den man entweder mit Gefahr erhalten, oder mit Schaden entlassen müsse. Nachdem sich also Bartholomäus entschlossen hatte, ihn zu ermorden, verschloß er mehrere bewaffnete junge Leute in seinem Zimmer; als nun Baldaccio auf den Plaz kam, den er täglich besuchte, um mit den Obrigkeiten wegen seiner Truppen zu unterhandeln, sandte der Gonfaloniere nach ihm, und er gehorchte demselben ganz arglos; der Gonfaloniere ging ihm entgegen, und führte ihn durch den langen Gang, indem er, von seinen Truppen mit ihm sprechend, zwei- oder dreimal die Zimmer der Signoren mit ihm durchging. Darauf als es ihm Zeit schien, und er nahe an das Zimmer gekommen war, das die Bewaffneten verbarg, gab

er ihnen das Zeichen; sie sprangen heraus, tödteten den ein- Jahr
zelnen unbewaffneten Mann, und warfen ihn so durch das 1443.
Fenster, das vom Pallast aus nach dem Zollhause gerichtet
ist; von dort trugen sie ihn auf den Plaz, schnitten ihm
den Kopf ab, und machten ihn den ganzen Tag hindurch
zum Schauspiel für das ganze Volk. Er hinterließ einen
Sohn, den seine Frau Annalena ihm wenige Jahre vorher
geboren hatte, und der nicht lange lebte. Annalena, die
ihren Sohn und ihren Mann überlebte, wollte sich keinem
andern Manne wieder gesellen; sondern machte ihr Haus
zu einem Kloster, worin sie sich mit vielen adlichen Damen,
die mit ihr übereinstimmten, einschloß, und wo sie auf eine
fromme Weise lebte und starb. Ihr Andenken wird, durch
das von ihr gestiftete und nach ihr benannte Kloster, so
wie es jezt noch lebt, für immer leben. Diese Begebenheit
verminderte Neri's Macht etwas, und benahm ihm seinen
Einfluß und seine Freunde. Aber auch damit waren die
Bürger, die an der Regierung Theil hatten, noch nicht zu-
frieden; denn da bereits zehn Jahre verflossen waren, seit-
dem die Regierung in ihren Händen war, und die Vollmacht
der damaligen Hauptversammlung zu Ende war, viele auch
schon im Sprechen und Handeln lebhafter wurden, als
nöthig war; so glaubten die Häupter der Regierung, daß,
wenn sie dieselbe nicht verlieren wollten, sie sich solcher von
neuem versichern müßten, indem sie ihren Freunden neue
Macht ertheilten und ihre Feinde unterdrückten. Sie er-
nannten deswegen im Jahr 1444 durch die Räthe eine neue 1444.
Hauptversammlung, welche die Einrichtung der Aemter ver-
änderte; einer kleinen Zahl die Macht gab, die Signoria
erwählen zu können; und die Kanzellei der Verbesserungen
erneuerte, indem sie Ser Philipp Peruzzi davon absezte,
und ihre Verwaltung einem Manne übertrug, der sich mehr
nach dem Sinn der Mächtigen zu betragen wußte. Den

Jahr 1464. Verwiesenen verlängerte sie die Zeit ihrer Verweisung: Johann Vespucci, Simons Sohn, setzte sie ins Gefängniß; die Vereiniger der feindlichen Parthei in der Regierung beraubte sie ihrer Ehrenstellen, und mit ihnen die Söhne von Peter Baroncelli, alle Seragli, Bartholomäus Fortini, Messer Franz Castellari und viele andere. Und auf diese Weise verschafften sie sich von neuem Macht und Einfluß, und den Feinden und Verdächtigen benahmen sie den Stolz. Nachdem sie nun auf solche Art die Regierung befestigt und wieder an sich gebracht hatten, wandten sie sich zu den auswärtigen Angelegenheiten. Nikolaus Piccinino war, wie wir oben gesagt haben, von dem König Alphons verlassen, und der Graf durch den von den Florentinern erhaltenen Beistand mächtig geworden, so daß dieser den Nikolaus nahe bei Fermo angriff, und ihn so vollkommen schlug, daß er, fast aller seiner Leute beraubt, mit wenigen nach Montecchio entfloh, woselbst er sich so gut befestigte und vertheidigte, daß in kurzer Zeit alle seine Truppen wieder zu ihm zurückkehrten, und zwar in so großer Anzahl, daß er sich leicht gegen den Grafen vertheidigen konnte, besonders da schon der Winter gekommen war, durch welchen die Feldherrn genöthigt wurden, ihre Truppen in die Winterquartiere zu führen. Nikolaus benuzte den ganzen Winter, sein Heer zu verstärken, und ward von dem Pabst und dem Könige Alphons unterstüzt. Die beiden Feldherren rückten also im Frühlinge ins Feld, da aber Nikolaus überlegne Macht hatte, so kam der Graf in die äußerste Noth, und würde besiegt worden sein, wenn nicht der Herzog dem Nikolaus seine Plane zerstört hätte. Philipp nehmlich ließ ihn bitten, daß er eilig zu ihm kommen möchte, denn er müßte ihn mündlich wegen der allerwichtigsten Dinge sprechen. Nikolaus also, begierig sie zu hören, verließ um eines ungewissen Gutes willen, einen sichern Sieg, und ging, seinen

Sohn Franz als Befehlshaber des Heeres zurücklassend, Jahr
nach Mailand. Der Graf, da er dies hörte, wollte die 1443.
Gelegenheit zum Kampfe nicht verlieren, während Nikolaus abwesend war; er lieferte also bei dem Kastell von Monte Loro eine Schlacht, worin er des Nikolaus Truppen schlug, und Franz gefangen nahm. Nikolaus, da er zu Mailand ankam, sich von dem Herzoge getäuscht sah, und die Nachricht von der Niederlage und Gefangennehmung seines Sohnes hörte, starb vor Schmerz im Jahr 1444 im Alter von vier und sechzig Jahren, ein Feldherr tapferer als glücklich; und hinterließ Franz und Jakob, die weniger Talent und noch mehr Unglück hatten als ihr Vater, so daß diese Waffen des Braccio fast ganz erloschen, dagegen die des Sforza, immer vom Glück unterstützt, an Ruhm gewannen. Der Pabst, da er des Nikolaus Heer geschlagen und ihn selbst todt sah, auch auf die Hülfe von Arragon nicht viel Hoffnung setzte, suchte den Frieden mit dem Grafen; er ward unter Vermittelung der Florentiner geschlossen, und der Pabst behielt durch denselben von den Städten in der Mark Osimo, Fabriano und Ricanati, alles übrige blieb unter der Herrschaft des Grafen.

Nachdem nun der Frieden in der Mark erfolgt war, 1445.
würde ganz Italien der Waffenruhe genossen haben; wäre dieselbe nicht durch die Bolognesen von neuem gestört worden. Es gab in Bologna zwei sehr mächtige Familien, die Canneschi und Bentivogli. Von diesen war Hannibal, von jenen Baptista das Oberhaupt. Sie hatten, um gegenseitig besseres Vertrauen auf einander zu haben, sich mit einander verschwägert; aber unter Menschen, die nach einerlei Größe streben, kann man wohl leicht Verwandschaft, nicht leicht aber Freundschaft stiften. Bologna hatte mit den Florentinern und Venezianern ein Bündniß, welches durch Hannibal Bentivogli, nachdem sie Franz Piccinino verjagt hatten,

Jahr war geschlossen worden; da nun Baptista wußte, wie sehr
1445. der Herzog wünschte, diese Stadt sich geneigt zu sehn, so
setzte er sich in Einverständniß mit ihm, Hannibal zu ermor-
den, und diese Stadt unter seine Herrschaft zu bringen.
Da sie nun über die Art der Ausführung sich vereinigt hat-
ten, so griff Baptista am vier und zwanzigsten Juni 1445
mit den seinigen den Hannibal an, tödtete ihn, und lief
darauf, den Namen des Herzogs ausrufend, durch die ganze
Stadt. Die Venezianischen und Florentinischen Kommissa-
rien, die zu Bologna waren, zogen sich beim ersten Geräusch
in ihre Häuser zurück; als sie aber sahen, daß das Volk
die Mörder nicht begünstigte, sondern vielmehr in großer
Anzahl bewaffnet sich auf dem Plaze versammelte, und des
Hannibal Tod beklagte; so faßten sie Muth, schlossen sich
mit den Leuten, die sie gerade bei sich hatten, an jene an,
und griffen an deren Spize die Parthei der Canneschi an,
die sie in wenig Stunden überwanden; einen Theil davon
tödteten sie, den andern warfen sie aus der Stadt. Bap-
tista hatte nicht Zeit zu entfliehen, und auch seine Feinde
nicht, ihn zu ermorden, daher er sich in seinem Hause in
einem Gewölbe, das zur Aufbewahrung von Getreide be-
stimmt war, versteckte: als ihn nun seine Feinde den ganzen
Tag gesucht hatten, und doch wußten, daß er nicht aus der
Stadt gegangen sei, so setzten sie sein Gesinde in so großes
Schrecken, daß einer seiner Diener ihnen aus Furcht ihn
zeigte; er ward daher, noch mit Rüstung bedeckt, aus die-
sem Ort gezogen, sodann getödtet, durch die Stadt geschleppt
und verbrannt. So war also der Einfluß des Herzogs stark
genug gewesen, ihn diese That unternehmen zu lassen, aber
dessen Macht nicht schnell genug bei der Hand, um ihn un-
terstüzen zu können.

Da also durch Baptista's Tod und die Flucht der Can-
neschi diese Unruhen beigelegt waren, blieben die Bologneser

in der gröſsten Verwirrung, da aus dem Hauſe der Bentivogli keiner da war, der zur Regierung geſchickt geweſen wäre, denn Hannibal hatte nur einen einzigen ſechsjährigen Sohn, Namens Johann, hinterlaſſen. Man fürchtete daher, daß unter den Freunden der Bentivogli Zwiſtigkeiten entſtehen möchten, welche bewirken könnten, daß die Canneſchi, zum Ruin des Vaterlandes und ihrer Parthei, wieder zurück kämen. Während nun die Gemüther in dieſer Unentſchloſſenheit befangen waren, ſo erklärte Franz, der vormalige Graf von Poppi, der ſich gerade jezt in Bologna befand, den vornehmſten Bürgern, daß, wenn ſie die Regierung einem aus dem Blute Hannibals entſprungenen anvertrauen wollten, ſo könne er ihnen einen ſolchen anzeigen. Er erzählte ihnen darauf, daß ungefähr vor zwanzig Jahren Herkules, ein Vetter Hannibals, nach Poppi gekommen ſei, und, wie er wiſſe, mit einem Mädchen aus dem Schloſſe Gemeinſchaft gehabt habe; dieſe habe einen Sohn Namens Santi geboren, und Herkules habe ihm mehrmals verſichert, daß es der ſeinige ſei; auch hätte er es ſchwerlich läugnen können, denn wer Herkules gekannt habe und dieſen Jüngling kenne, der fände zwiſchen ihnen eine ausnehmende Aehnlichkeit. Die Bürger maſſen dieſen Worten Glauben bei, und ſäumten gar nicht, einige aus ihrer Mitte nach Florenz zu ſenden, um den Jüngling zu erkennen, und es bei Kosmus und Neri dahin zu bringen, daß er ihnen zugeſtanden würde. Derjenige, der für des Santi Vater galt, war todt, der Jüngling lebte alſo unter der Obhut eines Oheims, Anton von Caſceſe genannt. Anton war reich und kinderlos und ein Freund Neri's; und Neri, als er von der Sache gehört hatte, war der Meinung, man müſſe ſie weder verachten, noch blindlings annehmen, und wollte, daß Santi in Kosmus Gegenwart mit den Abgeſandten von Bologna ſpräche. Sie kamen alſo zuſammen und Santi ward von

Jahr 1445.

Jahr 1445. den Bolognesern nicht geehrt blos, sondern fast angebetet, so viel vermochte die Parthelsucht über ihre Gemüther! Doch ward für jezt noch nichts beschlossen, nur daß Kosmus den Santi bei Seite nahm und so zu ihm sprach: Niemand kann dir in diesem Falle besser rathen, als du dir selbst, denn denjenigen Entschluß mußt du fassen, zu dem dein Herz sich neigt; denn wirst du des Herkules Bentivogli Sohn sein, so wirst du so zu handeln streben, wie es jenes Hauses und deines Vaters würdig sein wird; wirst du aber des Agnolo von Cascese Sohn sein, so wirst du in Florenz bleiben, um bei einer Wollarbeit niedrigerweise deine Tage zu verleben. Diese Worte bewegten den Jüngling, und da er vorher es fast schon abgeschlagen hatte, einen solchen Entschluß zu fassen, sagte er jezt, daß er sich ganz dem überlasse, was Kosmus und Neri darüber bestimmen würden; da sich also diese mit den Bolognesischen Gesandten vereinigt hatten, ward er mit Pferden und Dienern beehrt, bald darauf unter starker Begleitung nach Bologna geführt, und ihm die Vormundschaft der Söhne von Messer Hannibal und die Regierung der Stadt anvertraut. Er betrug sich hierin mit so großer Klugheit, daß, da seine Vorfahren alle von ihren Feinden waren ermordet worden, er dagegen friedlich lebte, und geehrt starb.

Nach Nikolaus Piccinino's Tode, und dem in der Mark erfolgten Frieden, wünschte Philipp einen Feldherrn zu haben, der seine Heere führen könnte, und er unterhielt deshalb heimliche Einverständnisse mit Ciarpellone, einem der ersten Hauptleute des Grafen Franz; als sie nun die Uebereinkunft mit einander geschlossen hatten, so verlangte Ciarpellone Urlaub vom Grafen, nach Mailand zu gehen, um einige Schlösser in Beiz zu nehmen, die ihm Philipp in den vorigen Kriegen geschenkt hatte. Der Graf, der den Grund der Sache vermuthete, ließ ihn, damit sich der

Herzog deſſelben nicht gegen ſeine Abſichten bedienen möchte, Jahr
erſt feſthalten, und bald darauf tödten, unter dem Vor- 1445.
wande, daß er ihn auf Betrug gegen ſich ertappt habe. Hierüber ward Philipp im höchſten Grade unwillig und zornig, und dies machte den Venezianern und Florentinern Freude, denn ſie fürchteten ſehr, daß die Waffen des Grafen und die Macht Philipps einander freund werden möchten. Dieſer Zorn ward alſo die Veranlaſſung zur Erregung eines neuen Krieges in der Mark. Gismondo Malateſti war Herr von Rimini, und da er ein Schwiegerſohn des Grafen war, ſo hoffte er die Herrſchaft von Peſaro von ihm zu erlangen; nachdem aber der Graf ſie in Beſiz genommen, gab er ſie dem Alexander, ſeinem Bruder, worüber Gismondo ſehr entrüſtet ward. Zu dieſem Verdruß kam noch, daß Friedrich von Montefeltro, ſein Feind, durch des Grafen Begünſtigung die Herrſchaft von Urbino erlangt hatte; und hierdurch bewogen, verband ſich Gismondo mit dem Herzoge und forderte den Pabſt und den König zum Kriege gegen den Grafen auf. Dieſer, um Gismonds die erſten Früchte dieſes Krieges koſten zu laſſen, den er ſo ſehr wünſchte, beſchloß ihm zuvorzukommen, und griff ihn plözlich an. Dadurch ward ſogleich Romagna und die Mark mit Unruhen erfüllt, denn Philipp, der König und der Pabſt ſandten dem Gismondo ſtarke Hülfe zu; und die Venezianer und Florentiner verſahen den Grafen, wenn nicht mit Truppen, doch mit Geld. Allein für Philipp war 1446.
auch der Krieg in Romagna noch nicht genug: er wollte auch dem Grafen Cremona und Pontremoli wegnehmen; aber Pontremoli ward von den Florentinern und Cremona von den Venezianern vertheidigt. So erneuerte ſich denn alſo auch in der Lombardei der Krieg, und hier ward nach einigen im Cremoneſiſchen erfolgten Gefechten, Franz Piccinino, des Herzogs Feldherr, bei Caſale von Micheletto und

Jahr den Truppen der Venezianer geschlagen. Durch diesen Sieg
1427. hofften die Venezianer dem Herzoge sein Land abnehmen zu können: sie sandten einen Kommissarius nach Cremona, griffen Ghiaradadda an, und nahmen dieses Land bis auf Cremona, ganz in Besiz. Darauf gingen sie über die Adda und streiften bis nach Mailand. Der Herzog nahm daher zu Alphons seine Zuflucht und bat ihn um Hülfe, indem er ihn auf die Gefahr seines Königreichs aufmerksam machte, wenn die Lombardei in den Händen der Venezianer wäre. Alphons versprach auch, ihm Hülfe zu senden, aber ohne des Grafen Bewilligung konnten diese Truppen nur mit Schwierigkeit durchkommen.

Der Herzog wandte sich also mit Bitten an den Grafen, er möchte doch nicht seinen alten blinden Schwiegervater verlassen. Der Graf hielt sich für beleidigt von dem Herzoge, weil er ihm einen Krieg zugezogen hatte; von der andern Seite machte ihm die zu grosse Macht der Venezianer auch kein Vergnügen, auch fehlte es ihm schon am Gelde, und der Bund versorgte ihn nur sparsam, denn die Florentiner hatten die Furcht vor dem Herzoge verloren, die sie den Grafen schäzen machte, und die Venezianer wünschten seinen Untergang, weil sie urtheilten, die Lombardei könne ihnen nicht mehr genommen werden, ausser vom Grafen. So lange indessen Philipp noch suchte, ihn in seinen Sold zu ziehen, und ihm den Oberbefehl über alle seine Truppen anbot, wenn er nur die Venezianer verlassen wollte und dem Pabste die Mark wiedergäbe, schickten sie ihm noch Gesandte, indem sie ihm Mailand versprachen, sobald sie es nehmen würden, so wie den beständigen Oberbefehl über ihre Truppen, wenn er nur den Krieg in der Mark fortsezen und verhindern wollte, daß keine Hülfstruppen von Alphons nach der Lombardei kämen. Die Versprechungen der Venezianer waren also groß und ihre

Verdienste um ihn noch größer, da sie diesen ganzen Krieg Jahr
begonnen hatten, um dem Grafen Cremona zu erhalten; 1446.
und von der andern Seite waren die Beleidigungen des
Herzogs noch ganz frisch und seine Versprechungen unzuver-
läßig und schwach. Dennoch war der Graf in Zweifel,
welche Parthei er nehmen sollte; denn auf der einen Seite
bewog ihn sein Bündniß, das gegebne Wort, die noch ganz
neuen Verdienste und die großen Versprechungen für die
Zukunft; auf der andern die Bitten eines Schwiegervaters,
vor allen aber die Furcht, daß unter den großen Versp-
chungen der Venezianer ein Gift verborgen sei; denn er sah
ein, daß er sowohl in Rücksicht dieser Versprechungen, als
seines Staates selbst, doch von ihrer Gnade abhängen müsse,
sobald sie den Sieg davon getragen hätten, worauf sich ein
verständiger Fürst doch niemals, es sei denn in der höchsten
Noth, verläßt. Diese Schwierigkeiten, die den Entschluß
des Grafen hinderten, wurden ihm durch den Ehrgeiz der
Venezianer selbst weggeräumt, welche in der Hoffnung,
Cremona durch einige Verbindungen, die sie daselbst unter-
hielten, wegnehmen zu können, unter einem andern Vor-
wande ihre Truppen dieser Stadt sich nähern ließen; allein
diejenigen, die die Stadt für den Grafen besezt hielten, ent- 1447.
deckten die Sache, und ihre Absicht ward daher vereitelt;
wodurch sie denn Cremona nicht erlangten und den Grafen
verloren, der nun, alle Rücksichten bei Seite sezend, mit
dem Herzoge sich verband.

Der Pabst Eugenius war gestorben, und Nikolaus V.
zu seinem Nachfolger erwählt; der Graf hatte schon sein
ganzes Heer bei Cotignuola versammelt, um in die Lombar-
dei hinüber zu gehen, als er die Nachricht bekam, daß
Philipp gestorben sei, welches im Jahr 1447 am lezten
Tage des August geschah. Diese Neuigkeit erfüllte den
Grafen mit Unruhe, denn es schien ihm nicht, als wenn

Jahr seine Truppen gut gestimmt wären, weil sie nicht ihre volle
1447. Löhnung erhalten hatten; er fürchtete die Venezianer, weil sie bewaffnet und seine Feinde waren, da er sie noch kürzlich verlassen und sich mit dem Herzoge verbunden hatte; er fürchtete Alphons, seinen immerwährenden Feind; er hoffte nicht auf den Pabst, noch auf die Florentiner; auf diese nicht, weil sie mit den Venezianern verbündet waren, auf jenen nicht, weil er der Kirche gehörige Städte besaß. Dennoch beschloß er seinem Schicksal die Stirn zu bieten, und sich, wie es die Zufälligkeiten desselben erfordern würden, zu rathen, weil man oftmals im Handeln selbst erst die Rathschläge entdeckt, die in der Unthätigkeit immer verborgen bleiben würden. Große Hoffnung gab ihm der Gedanke, daß, wenn die Mailänder sich gegen die Ehrsucht der Venezianer vertheidigen wollten, sie zu keinen andern Waffen als den seinigen, ihre Zuflucht nehmen würden. Er marschirte also mit frohem Muth in das Bolognesische, und nachdem er durch Modena und Reggio gezogen, machte er mit seinen Leuten an der Lenza halt, und sandte nach Mailand, um sich dort anzubieten. Von den Mailändern wollte nach des Herzogs Tode ein Theil in Freiheit, der andere unter einem Fürsten leben; von den leztern wünschte wieder ein Theil den Grafen, der andere den König Alphons. Da also diejenigen, die die Freiheit liebten, einiger waren, so überstimmten sie die andern, und richteten nach ihrer Weise eine Republik ein, der aber viele Städte des Herzogthums keinen Gehorsam leisteten, weil auch diese, wie Mailand, ihrer Freiheit genießen zu können glaubten, und diejenigen, die danach nicht strebten, die Herrschaft der Mailänder nicht wollten. Lodi also und Piacenza übergaben sich den Venezianern; Pavia und Parma machten sich frei. Als der Graf diese Verirrungen vernahm, ging er nach Cremona, wo seine Gesandte zugleich mit Mailändischen eintrafen,

und ihm den Beschluß überbrachten, daß er Feldherr der Mailänder auf dieselben Bedingungen sein sollte, welche der Herzog Philipp zuletzt eingegangen war. Hierzu fügten sie noch, daß Brescia dem Grafen gehören sollte; sobald aber Verona eingenommen würde, sollte ihm dieses gehören, und er Brescia zurückgeben. Jahr 1447.

Ehe der Herzog starb, suchte der Pabst Nikolaus nach seiner Erhebung auf den päbstlichen Thron unter den Italienischen Fürsten Frieden zu stiften. Er bewirkte daher bei den Gesandten, die ihm die Florentiner bei seiner Wahl zusandten, daß eine Versammlung zu Ferrara gehalten werden sollte, um entweder einen langen Waffenstillstand oder einen festen Frieden zu unterhandeln. Es versammelten sich also in dieser Stadt der päbstliche Legat, die Venezianischen, Herzoglichen und Florentinischen Gesandten. Von dem Könige Alphons waren keine zugegen. Dieser befand sich mit vielen Truppen zu Fuß und zu Pferde zu Tiboli; von hier aus begünstigte er den Herzog, und man glaubte, daß, sobald sie den Grafen würden auf ihre Seite gezogen haben, sie ganz öffentlich die Venezianer und Florentiner angreifen würden, während der Zeit aber, daß die Truppen des Grafen noch nicht in der Lombardei waren, die Friedensunterhandlungen in Ferrara unterhalten wollten, wohin der König keinen Gesandten abschickte, indem er versicherte, daß er demjenigen beitreten werde, was der Herzog dort abschlösse. Man unterhandelte viele Tage lang über den Frieden, und nach vielen Streitigkeiten schloß man entweder einen Frieden für immer, oder einen Waffenstillstand auf fünf Jahre ab, je nachdem nun der Herzog den einen oder den andern wählen würde; als aber die Herzoglichen Gesandten nach Mailand gingen, um seinen Willen darüber zu vernehmen, fanden sie ihn todt. Die Mailänder wollten, ungeachtet seines Todes, diesen Vertrag halten; aber die

Jahr 1417. Venezianer wollten dies nicht, weil sie sich die größte Hoffnung machten, diesen Staat zu erobern, besonders da sie sahen, daß Lodi und Piacenza nach dem Tode des Herzogs sogleich sich ihnen ergeben hatten; woraus sie die Hoffnung schöpften, durch Gewalt oder Vergleich in kurzer Zeit Mailand seines ganzen Gebiets zu berauben, und diese Stadt selbst nachher so zu bedrängen, daß auch sie sich ergeben müßte, ehe ihr jemand zu Hülfe kommen könnte; und in dieser Meinung wurden sie noch mehr bestärkt, da sie die Florentiner in einen Krieg mit dem Könige sich Alphons verwickeln sahen.

Dieser König, der zu Tibolt war, wollte den Feldzug gegen Toskana ausführen, dem gemäß, was er mit dem Herzog hierüber beschlossen hatte: da es ihm nun schien, daß der Krieg in der Lombardei, der bereits seinen Anfang genommen hatte, ihm dazu Zeit und Gelegenheit verschaffen werde, so wünschte er, einen Fuß in dem Florentinischen Gebiet zu haben, ehe er sich ganz offenbar in Bewegung setzte; er knüpfte daher eine Unterhandlung an in dem Fort von Cennina im oberen Arnothal, und nahm dieses Fort ein. Die Florentiner, die über diesen unerwarteten Vorfall betroffen waren, und den König in vollem Anzuge gegen sich sahen, nahmen Truppen in Sold, erwählten die Zehnmänner, und rüsteten sich ihrem Gebrauch gemäß zum Kriege. Der König hatte sein Heer schon in das Gebiet von Siena geführt, und bemühte sich aus allen Kräften, diese Stadt zu seinem Willen zu bewegen; allein die Bürger derselben hielten fest an ihrer Freundschaft für die Florentiner, und nahmen den König weder in Siena, noch in irgend einem andern Orte ihres Gebiets auf. Nur mit Lebensmitteln versahen sie ihn und hierüber entschuldigte sie ihre Ohnmacht und des Feindes Stärke. Der König hielt nicht für gut, auf dem Wege des Arnothals einzudringen, wie zuerst seine Absicht war, sowohl weil er Cennina wieder verloren hatte,

als weil die Florentiner an einigen Orten schon mit Truppen versehen waren; er sezte sich also gegen Volterra in Marsch, und nahm viele Schlösser im Volterranischen weg. Von da aus ging er ins Pisanische und durch die Begünstigungen Heinrichs und Facius, Grafen von Gherardesca, nahm er einige Kastelle; von diesen aus griff er Campiglia an, welches er nicht erobern konnte, weil die Florentiner und der Winter es vertheidigten. Der König ließ also in den eroberten Orten Besazungen, um sie vertheidigen und das Land durchstreifen zu können, und zog sich mit dem übrigen Heer nach dem Gebiet von Siena in die Winterquartiere zurück. Indessen versahen sich die Florentiner, unterstüzt von der Jahreszeit, sehr eifrig mit Truppen; Häupter derselben waren Friederich, Herr von Urbino, Gismondo Malatesti von Rimino, und obschon diese uneinig waren, so verhielten sie sich dennoch durch die Klugheit der Kommissarien, des Neri, Gino's Sohnes, und Bernhardettos von Medici, in so weit einig, daß man ins Feld rückte, obgleich der Winter noch hart war; daß man die verlorenen Orte im Pisanischen, und die Pomerancia im Volterranischen wieder eroberte, und daß die Soldaten des Königs, die zuerst die Seegegenden durchstreiften, dermaßen gezügelt wurden, daß sie nur mühsam die ihnen zur Besazung übergebenen Pläze behaupten konnten. Beim Anfang des Frühlings aber machten die Kommissarien mit allen ihren Truppen, an der Zahl fünf tausend Pferde und zwei tausend Mann Fußvolk, bei Spedaletto halt, und der König kam mit den seinigen, funfzehntausend an der Zahl, in eine Entfernung von drei Meilen von Campiglia. Als man nun vermuthete, er werde diese Stadt von neuem belagern, warf er sich gegen Piombino, in der Hoffnung, diese Stadt leicht zu erobern, weil sie schlecht versehen war; auch meinte er, diese Eroberung werde für ihn höchst nüz- Jahr 1447.

Jahr lich und für die Florentiner verderblich ſein; denn von die-
1448. ſem Orte aus konnte er dieſelben durch einen langen Krieg aufreiben, da er ſich vom Meere aus Vorräthe anſchaffen und das ganze Piſaniſche Land beunruhigen konnte. Den Florentinern war dieſer Angriff unangenehm, ſie berathſchlagten ſich alſo, was dabei zu thun ſei, und fanden, daß wenn man mit dem Heere in den Wäldern von Campiglia bleiben könnte, der König dadurch genöthigt werden würde, entweder geſchlagen oder mit Schimpf wieder abzuziehen. Sie bewaffneten deshalb vier große Galeeren, die ſie zu Livorno hatten, ſandten mit denſelben dreihundert Mann Fußvolk nach Piombino, und ſezten ſich bei Caldane, einem Ort, wo es ſchwierig war, ſie anzugreifen, denn ſich an den Wäldern in der Ebene zu lagern, hielten ſie für gefährlich.

Das Florentiniſche Heer erhielt ſeine Lebensmittel aus den umliegenden Oertern, die aber, weil deren wenige, und dieſe wenig bevölkert waren, ſie nur mit Mühe verſorgten. Die Truppen litten alſo darunter, und vornehmlich fehlte es an Wein; denn da man dort keinen einſammelte, und ihn auch anderswoher nicht erhalten konnte, ſo war es unmöglich, daß jedermann welchen bekommen konnte. Der König aber, obgleich er von den Florentiniſchen Truppen eng eingeſchloſſen wurde, hatte einen Ueberfluß an Fütterung, ſo wie an allen übrigen Dingen, denn von der See aus ward er mit allem verſehen. Die Florentiner wollten alſo verſuchen, ob ſie auch ihre Truppen zur See verſorgen könnten, und beluden ihre Galeeren mit Lebensmitteln; da ſie dieſelben aber kommen ließen, ſtießen ſie auf ſieben Galeeren des Königs, die zwei davon nahmen und zwei in die Flucht ſchlugen. Dieſer Verluſt benahm den Florentiniſchen Truppen die Hoffnung auf die Erfriſchungen; daher denn zwei hundert Packknechte, vornehmlich aus Weinmangel, in das Lager des Königs übergingen, und die andern Truppen

murrten, versichernd, sie wollten nicht in so heißen Gegenden bleiben, wo es keinen Wein gebe und das Wasser schlecht sei. Die Kommissarien beschlossen also den Ort zu verlassen, und wandten sich zur Wiedereroberung einiger Kastelle, die noch in des Königs Händen waren. Dieser, obschon er keinen Mangel an Lebensmitteln litt, und an Truppenzahl überlegen war, wurde dennoch sehr geschwächt durch die häufigen, in seinem Heere herrschenden Krankheiten, die in dieser Jahrszeit in den Seegegenden entstehen, und so heftig waren, daß viele daran starben, und fast alle krank waren. Es wurden demnach Unterhandlungen zu einem Vergleich angeknüpft, worin der König funzigtausend Gulden forderte, und daß Piombino seiner Willkühr überlassen werde. Als man sich hierüber zu Florenz berathschlagte, so waren viele, die den Frieden wünschten, damit zufrieden, indem sie versicherten, sie wüßten nicht, wie man den Sieg in diesem Kriege zu erlangen hoffen könnte, da schon die bloße Unterhaltung desselben so große Kosten mache. Allein Neri Capponi, der nach Florenz kam, widerrieth den Vergleich mit so starken Gründen, daß alle Bürger einstimmig beschlossen, ihn nicht anzunehmen, und den Herrn von Piombino als einen ihrem Schuz empfohlenen zu betrachten, ihn auch im Kriege wie im Frieden zu unterstüzen versprachen, wenn er nicht sich selbst aufgäbe und sich vertheidigen wolle, wie er bisher gethan habe. Da der König diesen Beschluß hörte, und sah, daß er, wegen der Krankheit in seinem Heer, den Ort nicht würde erobern können, so hob er, gleichsam wie nach einer Niederlage, sein Lager auf, woselbst er mehr als zwei tausend Todte ließ, und zog sich mit dem Ueberreste seines kranken Heeres ins Sienesische zurück, von wo er in das Königreich ging, voll Unwillen gegen die Florentiner, und mit der neuen Jahrszeit neuen Krieg ihnen drohend. Jahr 1448.

Jahr 1448. Während die Angelegenheiten in Toskana auf solche Weise betrieben wurden, suchte in der Lombardei der Graf Franz, da er jezt Feldherr der Mailänder geworden war, vor allen Dingen sich Franz Piccinino, der für die Mailänder Kriegsdienste that, zum Freunde zu machen, damit er ihn in seinen Unternehmungen begünstigen, oder doch wenigstens mit mehrerer Rücksicht feindlich gegen ihn auftreten möchte. Er zog also mit seinem Heer ins Feld; da nun die Bürger von Pavia sich nicht gegen seine Macht vertheidigen zu können glaubten, und doch von der andern Seite auch nicht den Mailändern gehorchen wollten, so boten sie ihm die Stadt an, unter der Bedingung, daß er sie nicht der Herrschaft der Mailänder unterwerfe. Der Graf wünschte den Besiz dieser Stadt, denn er hielt dieses für einen mächtigen Anfang, seinen Absichten einen Schein geben zu können. Auch hielt ihn nicht die Furcht oder die Schande sein Wort zu brechen, zurück, denn große Männer nennen den Verlust Schande, aber nicht den Gewinn durch Betrug. Allein indem er sie annahm, fürchtete er die Mailänder dermaßen zu erzürnen, daß sie sich den Venezianern ergeben möchten, und wenn er sie nicht annahm, so fürchtete er den Herzog von Savoyen, dem viele Bürger sich unterwerfen wollten; in jenem aber, wie in diesem Fall, schien die Herrschaft der Lombardei für ihn verloren zu sein. Da er indessen bedachte, daß die Gefahr geringer sei, wenn er die Stadt annehme, als wenn er sie einen andern nehmen ließe, so beschloß er sie anzunehmen, in der Hoffnung, er werde die Mailänder beruhigen können; diesen gab er dann zu verstehen, welche Gefahren es hervorgebracht haben würde, wenn er Pavia nicht angenommen hätte, indem die Bürger dieser Stadt sich entweder dem Herzog oder den Venezianern ergeben haben würden, und dann in beiden Fällen ihr Staat verloren gewesen wäre; und daß sie es lieber sehen

müßten, ihn zum Nachbarn und Freunde zu haben, als einen Jahr
Mächtigen und Feind wie diese beiden wären. Die Mailänder 1448.
wurden durch den Vorfall sehr beunruhigt, denn sie glaubten dadurch den Ehrgeiz des Grafen offenbar zu erkennen; und den Zweck, den er vor Augen habe; allein sie glaubten nicht, sich entdecken zu dürfen, denn wenn sie von dem Grafen sich entfernten, so sahen sie nicht ein, zu wem sie sich hätten wenden sollen, als zu den Venezianern, deren Hochmuth und harte Bedingungen sie fürchteten; sie beschlossen deshalb, sich nicht von dem Grafen loszureißen, und durch ihn für den Augenblick die Uebel abzuwenden, die ihnen drohten, in der Hoffnung, daß sie, von diesen befreit, auch von ihm sich würden befreien können; denn sie wurden nicht allein von den Venezianern, sondern auch von den Genuesern, und dem Herzoge von Savoyen, im Namen Karls von Orleans, eines Schwestersohnes von Philipp, angegriffen; welchen leztern Angriff der Graf mit geringer Mühe unterdrückte. Seine einzigen Feinde blieben also die Venezianer, welche mit einem mächtigen Heer dieses Land einzunehmen suchten, und Lodi und Piacenza in Besiz hatten: diese Stadt belagerte der Graf, nahm sie nach langer Bemühung ein, und plünderte sie. Hierauf führte er, da der Winter eingetreten war, seine Truppen in die Quartiere, und er selbst ging nach Cremona, woselbst er den ganzen Winter mit seiner Gemahlin sich erholte.

Sobald aber der Frühling gekommen war, zog das Venezianische und das Mailändische Heer ins Feld. Die Mailänder wünschten Lodi zu erobern und alsdann einen Vergleich mit den Venezianern zu treffen; denn ihre Kriegskosten waren angewachsen und die Treue ihres Feldherrn war ihnen verdächtig, so daß sie höchlich den Frieden wünschten, um sich auszuruhen und vor dem Grafen zu sichern. Sie beschlossen daher, daß ihr Heer zur Eroberung von Ca-

Jahr 1448. ravaaggio ſchreiten ſollte, in der Hoffnung, daß Lodi ſich ergeben würde, ſobald dieſes Caſtell aus des Feindes Hand geriſſen wäre. Der Graf folgte den Mailändern, obgleich ſein Plan war, über die Adda zu gehen und das Brescianiſche anzugreifen. Nachdem er alſo die Belagerung von Caravaggio eröffnet hatte, ſo befeſtigte er ſich mit Gräben und andern Verſchanzungen, damit der Feind, im Fall er ihn die Belagerung aufheben machen wollte, ihn mit Nachtheil anzugreifen gezwungen wäre. Die Venezianer von der andern Seite kamen mit ihrem Heere unter ihrem Feldherrn Micheletto auf die Nähe von zwei Bogenſchüſſen an das Lager des Grafen, wo ſie mehrere Tage blieben und mehrere Gefechte lieferten. Dennoch fuhr der Graf fort, das Kaſtell einzuſchließen, und hatte es ſchon auf den Punkt gebracht, daß ſeine Uebergabe nothwendig war; dieſes war den Venezianern höchſt unangenehm, denn ſie meinten, wenn ſie dieſes Kaſtell verloren hätten, ſo wäre auch der Feldzug für ſie verloren. Es war daher unter ihren Hauptleuten ein großer Streit über die Art, demſelben zu Hülfe zu kommen, und doch ſah man keinen andern Weg, als gegen ſeine Verſchanzungen los zu gehen, und den Feind an einem Orte aufzuſuchen, wo es für ſie höchſt nachtheilig war; allein ſie hielten den Verluſt dieſes Kaſtells für ſo wichtig, daß der Venezianiſche Senat, troz ſeiner gewöhnlichen Beſorglichkeit und Entfernung von allen unſichern und gefahrvollen Maasregeln, dennoch lieber, um dies nicht zu verlieren, alles aufs Spiel ſezen, als mit dem Verluſte deſſelben den Feldzug verloren ſehn wollte.

Sie faßten daher den Entſchluß, auf jeden Fall den Grafen anzugreifen, rüſteten ſich daher eines Morgens ganz früh und griffen ihn von der Seite an, die am wenigſten bewacht war; im erſten Ungeſtüm, brachten ſie, wie es bei unerwarteten Angriffen zu geſchehen pflegt, das ganze Heer

Sforzas in Unordnung. Allein sogleich wußte der Graf alle Unordnung so sehr wieder zu verbessern, daß die Feinde nach vielen Anstrengungen, die sie machten um die Gräben zu erkämpfen, nicht allein zurückgeworfen, sondern auch dermaßen in die Flucht gebracht und geschlagen wurden, daß von dem ganzen Heer, welches aus mehr als zwölftausend Pferden bestand, sich nicht tausend retteten, und sämtliches Gepäck und Wagen erbeutet wurden; niemals vorher hatten die Venezianer eine größere und fürchterlichere Niederlage erlitten. Unter der Beute und den Gefangenen fand sich auch ganz traurig ein Venezianischer Proveditor, der vor der Schlacht und bei der Führung dieses Krieges sehr schimpflich von dem Grafen gesprochen hatte, ihn einen Bastard und niedrigen Menschen nennend. Da er sich nun nach der Niederlage gefangen sah, und sich an seine Vergehungen erinnerte, fürchtete er nach Verdienst belohnt zu werden; als er nun ganz furchtsam und bestürzt vor den Grafen kam, warf er sich, nach der Natur aller hochmüthigen und gemeinen Menschen, die im Glück übermüthig und im Unglück weggeworfen und kriechend zu sein pflegen, weinend zu des Grafen Füßen, und bat ihn für die gegen ihn ausgestoßenen Beleidigungen um Verzeihung. Der Graf hob ihn auf, nahm ihn bei der Hand, machte ihm guten Muth und ermunterte ihn zu guter Hoffnung. Hierauf sagte er ihm, er verwundere sich, wie ein Mann von solcher Klugheit und Würde in einen so großen Irrthum verfallen sei, so schlecht von jemand zu sprechen, der es nicht verdiene. Was nun die Dinge beträfe, die er ihm vorgeworfen habe, so wisse er nicht, was Sforza, sein Vater, mit Madonna Lucia, seiner Mutter, vorgenommen haben möge, weil er damals noch nicht auf der Welt gewesen sei, und für die Art ihrer Verbindung nicht habe Sorge tragen können; daher er denn, für dasjenige, was sie gethan hätten, weder Lob noch Tadel

Jahr 1443.

Jahr 1448 verdienen zu können glaube; er wisse aber wohl, daß von der Zeit an, wo er habe wirksam sein können, er sich auf eine solche Weise betragen habe, daß niemand ihn zur Rede stellen könne, wovon er und sein Senat ein neues und wahres Zeugniß ablegen könnten. Er ermahnte ihn für die Zukunft in seinen Reden über andere bescheidner, und in seinen Handlungen vorsichtiger zu sein.

Nach diesem Siege ging der Graf mit seinem siegreichen Heer in das Brescianische, nahm dieses ganze Land ein, und schlug darauf sein Lager zwei Meilen von Brescia auf. Die Venezianer von der andern Seite, fürchteten nach ihrer Niederlage, daß Brescia, wie es auch geschah, den ersten Angriff erleiden würde; sie hatten also diese Stadt so gut und so schnell sie gekonnt hatten, mit Besazung versehen; hierauf sammelten sie mit dem größten Eifer Truppen, zu denen sie auch noch so viel von den Ueberresten ihres Heeres hinzufügten, als sie erlangen konnten; und von den Florentinern forderten sie Kraft ihres Bündnisses Hülfstruppen; diese sandten ihnen dann auch, weil sie von dem Kriege mit König Alphons frei waren, tausend Mann zu Fuß und zweitausend Reuter zu Hülfe. Durch diese Macht erhielten die Venezianer Zeit, an den Vergleich zu denken. Eine Zeit lang war es der Venezianischen Republik gleichsam wie vom Schicksal bestimmt, im Kriege zu verlieren und durch den Friedensschluß zu gewinnen, und dasjenige was ihnen der Krieg genommen hatte, gab ihnen nachher der Frieden oftmals gedoppelt wieder. Die Venezianer wußten, daß die Mailänder gegen den Grafen argwöhnisch waren, und daß der Graf nicht Feldherr, sondern Herr der Mailänder zu sein wünschte; da es nun in ihrer Willkühr stand, mit einem von beiden Frieden zu schließen, den der eine aus Ehrgeiz, der andere aus Furcht wünschte, so zogen sie es vor, ihn mit dem Grafen zu schließen, und ihm Hülfe zu seiner Er-

oberung anzubieten, in der Hoffnung, daß wenn die Mai- Jahr
länder sich von dem Grafen betrogen sähen, sie, aus Ent- 1443.
rüstung darüber, sich eher jedem andern als ihm unterwerfen würden; und daß, wenn sie erst auf den Punkt gebracht sein würden, sich weder selbst mehr vertheidigen, noch auf den Grafen trauen zu können, sie, nicht wissend, wohin sie sich wenden sollten, ihnen in die Hände fallen müßten. Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, erforschten sie des Grafen Gesinnung und fanden ihn sehr geneigt zum Frieden, indem er wünschte den Sieg bei Caravaggio für sich und nicht für die Mailänder errungen zu haben. Sie schlossen deshalb einen Vertrag, durch welchen sich die Venezianer verbindlich machten, dem Grafen so lange, bis er die Eroberung Mailands vollendet habe, dreizehntausend Gulden für jeden Monat zu bezahlen, und überdies ihm während des Krieges mit viertausend Pferden und zweitausend Mann Fußvolk beizustehen. Der Graf verband sich von seiner Seite, den Venezianern die eroberten Städte und überhaupt alles andere was er ihnen in diesem Kriege abgenommen hatte, zurückzugeben, und sich blos mit denjenigen Städten zu begnügen, die der Herzog Philipp bei seinem Tode besaß.

Dieser Vergleich betrübte die Stadt Mailand, als er daselbst bekannt ward, viel mehr, als der Sieg bei Caravaggio sie erfreut hatte; die Vornehmen waren traurig, das Volk beklagte sich, Frauen und Kinder weinten, und alle mit einander nannten den Grafen einen Verräther und Unrechtlichen. Obschon sie nun nicht hofften, weder durch Bitten, noch durch Versprechungen ihn von seinem undankbaren Vorsaze abzubringen, so schickten sie doch Gesandte an ihn ab, um zu sehen, mit welchem Gesicht und welchen Worten er seinen Frevel begleite. Da diese also vor den Grafen gekommen waren, so sprach einer von ihnen in folgendem Sinne: Es pflegen diejenigen, die von jemand

Jahr irgend etwas zu erlangen wünschen, ihn mit Bitten, Ge-
1449. schenken oder Drohungen anzugreifen, damit er, entweder durch Mitleid, oder Eigennuz, oder durch Furcht bewogen, dasjenige, was sie wünschen, zu thun sich entschließe. Aber auf grausame, höchst habsüchtige, und ihrer eignen Meinung nach mächtige Menschen, haben diese drei Mittel gar keinen Einfluß, und daher bemühen sich diejenigen vergebens, welche hoffen, sie entweder durch Bitten zu beugen, oder durch Geschenke zu gewinnen, oder durch Drohungen zu schrecken. Wir also, die wir jezo, freilich zu spät, deine Grausamkeit, deinen Ehrgeiz und deinen Hochmuth erkennen, kommen zu dir, nicht, um irgend etwas von dir zu erbitten, noch in der Hoffnung, etwas zu erlangen, wenn wir gleich es von dir forderten; sondern um dich an die Wohlthaten zu erinnern, die du von dem Mailändischen Volke erhalten und dir zu zeigen, mit welcher Undankbarkeit du dieselben erwiedert hast, damit wir wenigstens, unter so vielen Uebeln, die wir empfinden, doch das kleine Vergnügen genießen, sie dir vorzurücken. Sehr wohl wirst du dich erinnern, welches nach Herzog Philipps Tode deine Lage war; der Pabst und der König waren dir Feind, die Florentiner und Venezianer hattest du verlassen, und du warst sowohl durch ihren gerechten und noch frischen Zorn, als dadurch, daß sie dich nicht mehr nöthig hatten, fast ihr Feind geworden. Du warst noch erschöpft von dem Kriege, den du gegen die Kirche geführt hattest, mit weniger Mannschaft, ohne Freunde, ohne Geld, und aller Hoffnung beraubt deine Staaten und deinen alten Ruf behaupten zu können; alle diese Umstände würden sicher deinen Fall herbeigeführt haben, wenn unsere Arglosigkeit nicht gewesen wäre; denn wir allein nahmen dich bei uns auf, bewogen von der Ehrfurcht, die wir hatten vor dem glücklichen Andenken unsers Herzogs, mit welchem du Verwandtschaft und erneuerte Freundschaft

geſchloſſen hatteſt, welches wir glaubten, daß auch auf ſeine Erben ſeine Liebe übergehen würde, und daß, wenn unſere Wohlthaten noch hinzugefügt würden zu den ſeinigen, dieſe Freundſchaft nicht allein feſt, ſondern unzertrennbar ſein müſſe, daher wir denn auch zu den früher geſchloſſenen Verbindlichkeiten Verona oder Brescia noch zu deinem Vortheil hinzufügten. Was konnten wir mehr dir geben und verſprechen? Und du, was konnteſt du, ich will nicht ſagen von uns, ſondern zu jener Zeit von irgend jemand, erlangen, oder auch nur wünſchen? Du alſo empfingſt von uns ein unverhofftes Gut, und wir empfangen dafür zur Belohnung von dir ein unverhofftes Uebel. Auch haſt du nicht bis jezt geſäumt, uns dein ungerechtes Herz zu zeigen, denn nicht ſobald warſt du Meiſter von unſeren Waffen, ſo nahmſt du ſchon, allem Recht zum Trez Pavia für dich, welches uns hätte eine Warnung ſein ſollen, wie das Ende dieſer deiner Freundſchaft ſein werde. Wir ertrugen dies Unrecht, in der Meinung, dieſe Beſizung werde vermöge ihrer Größe deine Ehrſucht befriedigen. Aber ach! denen, die das Ganze begehren, kann der Theil nicht genügen. Du verſprachſt, daß die Eroberungen, die du nachher machen würdeſt, wir genießen ſollten, denn du wußteſt wohl, daß was du zu vielen Malen uns gabeſt, du uns mit einem Male wieder nehmen könnteſt; ſo wie es nach dem Siege von Caravaggio geſchehen iſt, der zuerſt mit unſerm Blute und unſerm Gelde bereitet, zu unſerm Untergange angewandt ward. O, unglücklich die Städte, die gegen den Ehrgeiz derer, die ſie unterdrücken wollen, ihre Freiheit vertheidigen müſſen; aber viel unglücklicher noch diejenigen, die genöthiget ſind mit käuflichen und untreuen Waffen, wie die deinigen, ſich zu vertheidigen. Möge wenigſtens dieſes unſer Beiſpiel den Nachkommen nüzlich ſein, da das von Theben und Philipp von Macedonien uns nicht genüzt hat, der nach dem Siege Jahr 1448.

Jahr über die Feinde, erſt aus ihrem Feldherrn ihr Feind, aus
1448. dieſem ihr Herr ward. Wir können deshalb keiner anderen Schuld angeklagt werden, als daß wir auf denjenigen zu ſehr vertraut haben, auf den wir nur wenig Vertrauen hätten ſezen müſſen; denn dein verfloſſenes Leben, dein immer weiter ſtrebendes, niemals mit keinem Rang und Beſiz zufriedenes Gemüth, hätten uns warnen ſollen, und wir hätten keine Hoffnung ſezen ſollen auf denjenigen, der den Herrn von Lukka verrathen, die Florentiner und Venezianer durch Erpreſſungen gedrückt, den Herzog wenig geachtet, den König verächtlich behandelt, und vor allen Gott und ſeine Kirche mit ſo viel Ungerechtigkeiten verfolgt hat. Niemals auch hätten wir glauben ſollen, daß ſo viele Fürſten weniger Einfluß auf Franz Sforzas Herz haben würden, als die Mailänder, und daß er uns die Treue halten würde, die er gegen andere ſo viele Male verlezt hatte. Doch dieſer Mangel an Klugheit der uns zur Anklage wird, wird nicht zur Entſchuldigung für deine Treuloſigkeit; noch reinigt er dich von der Schande, welche unſere gerechten Klagen durch die ganze Welt über dich bringen werden; noch wird er machen, daß der rächende Stachel deines Gewiſſens dich nicht verfolge, wenn dieſe Waffen, die wir bereitet haben, um andere anzugreifen und zu ſchrekken, nun kommen werden um uns zu treffen und zu beleidigen; denn du ſelbſt wirſt dich der Strafe werth erkennen, die den Landesverräthern beſtimmt iſt. Wenn aber auch dein Ehrgeiz dich verblenden ſollte, ſo wird die ganze Welt, als Zeugin deiner Ungerechtigkeit dir die Augen öffnen; Gott wird ſie dir öffnen, wenn Meineid, wenn verlezte Treue, wenn Verrätherei ihm mißfällt, und wenn er nicht immer, wie er um irgend eines unbekannten Gutes willen bisher gethan hat, der böſen Menſchen Freund ſein will. Verſprich dir alſo nicht mit Sicherheit den Sieg, denn der gerechte

Zorn Gottes wird dir ihn verwehren, und wir sind entschlossen, nur mit dem Leben die Freiheit zu verlieren, die, wenn wir sie auch nicht vertheidigen können, doch jedem andern Fürsten eher wir unterwerfen würden, als dir; wenn aber auch unsere Sünden so groß wären, daß wir, ganz gegen unsern Willen, in deine Hand geriethen, so glaube sicher, daß die Regierung, die du mit Trug und Schande begonnen haben wirst, auch du oder deine Söhne mit Schimpf und Unglück enden werden. Jahr 1448.

Der Graf, obschon er sich auf allen Seiten von den Mailändern angegriffen fühlte, antwortete, ohne weder durch Worte noch Geberden irgend eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung zu zeigen, er wolle gern ihren erzürnten Gemüthern die schwere Beleidigung ihrer nicht allzuweisen Worte vergeben, denen er ausführlich antworten würde, wenn er vor jemand stünde, dem es gebührte, ihres Streites Richter zu sein; denn alsdann würde man sehen, daß er die Mailänder nicht angegriffen, sondern nur vor ihrem Angriff sich gesichert habe. Denn sie wüßten wohl, wie sie nach dem Siege von Caravaggio sich betragen hätten; anstatt ihn durch Verona oder Brescia zu belohnen, hätten sie gesucht mit den Venezianern Frieden zu machen, damit er allein die Lasten der Feindschaft, sie allein die Früchte des Siegs mit den Annehmlichkeiten des Friedens und dem ganzen Nuzen, den man aus dem Kriege gezogen habe, behalten möchten. Sie könnten sich also gar nicht beschweren, wenn er den Vergleich geschlossen habe, den sie zu schliessen getrachtet hätten; und wenn er einen Augenblick gezögert hätte, diese Maaßregel zu nehmen, so würde er jezt ihnen dieselbe Undankbarkeit vorzuwerfen haben, die sie nun ihm zur Last legten. Ob dieses wahr sei oder nicht, das würde durch den Ausgang dieses Krieges Gott zeigen, den sie zum Rächer ihres erlittenen Unrechts aufriefen, und dadurch würden sie dann

Jahr 1448. erkennen, wer von ihnen mehr sein Freund sei, und wer den gerechteren Kampf gekämpft habe.

Nach der Abreise der Gesandten rüstete sich der Graf die Mailänder anzugreifen, diese aber bereiteten sich zur Vertheidigung, und hofften durch Franz und Jakob Piccinino, die wegen des alten Hasses, den die Waffen von Braccio und Sforza gegen einander hatten, den Mailändern treu geblieben waren, ihre Freiheit zu schüzen, wenn auch nur so lange bis sie die Venezianer von dem Grafen abziehen könnten, von denen sie nicht glaubten, daß sie lange treu und freundlich gesinnt bleiben würden. Der Graf von der andern Seite, der dies auch wußte, glaubte, daß es eine vernünftige Maasregel sei, sie da, wo er ihre eingegangene Verpflichtung nicht für hinreichend hielt, durch Belohnungen fest zu halten. Er willigte also, als einem jeden zugetheilt ward, was er in diesem Kriege thun sollte, darin ein, daß die Venezianer Crema angreifen sollten, und daß er mit den übrigen Truppen den Ueberrest des Landes angreife. Diese Bedingung, die den Venezianern vorgehalten ward, war Ursach, daß sie so lange bei ihrer Freundschaft gegen den Grafen beharrten, bis dieser schon das ganze Gebiet der Mailänder eingenommen und sie so in ihre Stadt eingeschlossen hatte, daß sie sich mit keiner Nothwendigkeit mehr versehen konnten; daher sie denn, an aller andern Hülfe verzweifelnd, Gesandte nach Venedig schikten, um die Venezianer zu bitten, daß sie Mitleid mit ihren Angelegenheiten haben und wie es der Republiken Sitte sein sollte, ihre Freiheit begünstigen möchten, nicht aber einen Tyrannen, den sie, wenn es ihm glücken sollte, sich dieser Stadt zu bemeistern, nachher nicht mehr nach ihrem Gefallen würden zügeln können. Auch möchten sie nicht glauben, daß er zufrieden bleiben werde mit den im Vertrage festgesezten Gränzen, sondern daß er sicher die alten Gränzen dieses

Staates werde hergestellt wissen wollen. Noch hatten sich Jahr
die Venezianer Cremas nicht bemächtigt, und da sie dieser 1448.
Stadt sich Meister machen wollten, bevor sie die Maske
wechselten, so antworteten sie öffentlich, sie könnten ihnen,
wegen des mit dem Grafen eingegangenen Vertrages nicht
zu Hülfe kommen; im Geheim aber unterhielten sie die Ge-
sandten auf solche Weise, daß sie in Erwartung der Ab-
schließung eines Vertrages, ihren Herren eine sichere Hoff-
nung darauf machen konnten.

Der Graf war mit seinen Truppen schon so nahe an
Mailand, daß er die Vorstädte berennte, als die Venezianer 1449.
Crema einnahmen, und also nicht mehr zögern zu dürfen
glaubten, Freundschaft mit den Mailändern zu schließen,
mit welchen sie einen Vertrag machten, worin sie der Mai-
ländischen Freiheit ihren ganzen Schuz versprachen. Nach
abgeschlossenem Vertrage trugen sie ihren Truppen, die sie
bei dem Grafen hatten, auf, daß sie sein Lager verlassen
und sich ins Venezianische zurückziehen sollten. Auch zeigten
sie dem Grafen den mit den Mailändern gemachten Frieden
an, und gaben ihm zwanzig Tage Bedenkzeit um ihm bei-
zutreten. Der Graf wunderte sich gar nicht über die von
den Venezianern genommene Maasregel, denn er hatte sie
lange zuvor vorausgesehen, und befürchtete das Eintreten der-
selben alle Tage; dennoch konnte er, als die Sache nun
erfolgte, nicht umhin, sich darüber zu betrüben, und dasselbe
Mißvergnügen zu empfinden, das die Mailänder, bei seinem
Abfall von ihnen empfunden hatten. Er forderte von den
Gesandten, die von Venedig kamen, um ihm den Friedens-
schluß anzuzeigen, zwei Tage Zeit zur Antwort, während
welcher er die Venezianer zu unterhalten, und seine
Unternehmung nicht fahren zu lassen beschloß. Oeffentlich
sagte er daher, er wolle den Frieden annehmen, und schickte
seine Gesandten nach Venedig mit hinreichender Vollmacht

Jahr ihn abzuschließen; im Geheim aber trug er ihnen auf, daß
1449. sie ihn auf keine Weise vollziehen, sondern den Abschluß durch täuschende Erfindungen und Einwendungen verzögern sollten. Um nun die Venezianer desto sicherer glauben zu machen, daß er die Wahrheit sage, schloß er mit den Mailändern auf einen Monat Waffenstillstand, entfernte sich von Mailand, und vertheilte seine Truppen zur Einquartirung in die Oerter, die er in der umliegenden Gegend inne hatte. Diese Maasregel ward die Ursache seines Sieges und des Untergangs der Mailänder, denn die Venezianer wurden, im Vertrauen auf den Frieden, langsamer in ihren Vorkehrungen zum Kriege; und die Mailänder, die den Waffenstillstand geschlossen, den Feind entfernt, und die Venezianer als ihre Freunde sahen, glaubten sicher, daß der Graf die Unternehmung fahren lassen werde. Diese Meinung schadete ihnen auf zweierlei Weise; die eine, daß sie die Einrichtungen zu ihrer Vertheidigung vernachläßigten; die andere, daß sie in dem vom Feinde befreiten Lande, weil grade die Saatzeit war, viel Getreide säeten; woher es kam, daß der Graf sie eher aushungern konnte. Dem Grafen auf der andern Seite halfen alle diese Umstände, die dem Feinde schadeten; und überdies gab ihm diese Zeit noch Gelegenheit Athem zu schöpfen und sich Hülfe zu schaffen.

In diesem Kriege in der Lombardei hatten sich die Florentiner für keine der Partheien erklärt, auch hatten sie dem Grafen keine Gunst erwiesen, weder als er die Mailänder vertheidigte, noch nachher; denn der Graf, der dessen nicht bedurfte, hatte nicht eifrig darum nachgesucht. Blos nach der Niederlage von Caravaggio hatten sie den Venezianern in Kraft der eingegangenen Verbindlichkeiten Hülfstruppen gesandt. Als aber der Graf Franz allein blieb, und nicht wußte, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte, ward er genöthigt, die Florentiner inständig um Hülfe zu

bitten, sowohl öffentlich bei der Regierung, als auch insbesondere bei seinen Freunden, vornehmlich bei Kosmus von Medici, mit dem er immer eine fortdauernde Freundschaft unterhalten, und von dem er stets in allen seinen Unternehmungen treulich berathen und kräftig unterstüzt worden war. Auch in dieser großen Noth verließ ihn Kosmus nicht, sondern unterstüzte ihn als Privatmann reichlich und machte ihm Muth die Unternehmung fortzusezen. Er wünschte aber daß ihm die Stadt auch öffentlich beistände, wobei sich Schwierigkeiten fanden. Neri Capponi, Ginos Sohn, war in Florenz sehr mächtig: diesem schien es kein Vortheil für die Stadt zu sein, wenn der Graf Mailand einnehme, sondern er glaubte vielmehr, daß es mehr zum Wohl Italiens gereichen werde, wenn der Graf den Frieden abschlösse, als wenn er den Krieg fortseze. Erstlich fürchtete er, daß die Mailänder wegen des Unwillens, den sie gegen den Grafen empfanden, sich ganz den Venezianern unterwerfen möchten, welches für alle verderblich sein würde; zweitens, wenn es ihm auch gelingen sollte, Mailand einzunehmen, so schienen ihm so mächtige Waffen und ein so großer Staat mit einander vereinigt furchtbar zu sein; und wenn er schon als Graf unerträglich sei, so werde er als Herzog höchst unerträglich sein. Er behauptete deshalb, daß es für die Republik Florenz und für Italien besser sei, daß der Graf blos das Ansehen seiner Waffen behalte, und die Lombardei in zwei Republiken vertheilt werde, die niemals zum Angriff gegen die anderen sich vereinigen, und deren jede für sich nicht schädlich sein könne. Dieses zu bewerkstelligen sei kein besseres Mittel, als dem Grafen nicht beizustehen und den alten Bund mit den Venezianern aufrecht zu erhalten. Diese Gründe fanden bei des Kosmus Freunden keinen Eingang, denn sie glaubten Neri werde zu dieser Sprache nicht dadurch bewogen, daß er dieses dem Wohl der Republik angemessen finde, Jahr 1449.

Jahr sondern weil er nicht wolle, daß des Kosmus Freund Herzog
1449. werde, in der Meinung, daß Kosmus dadurch zu viel Macht erlangen werde. Kosmus von der andern Seite zeigte durch Gründe, daß es für Italien und für die Republik sehr nüzlich sein werde, dem Grafen zu helfen; denn es sei eine ganz falsche Meinung, wenn man glaube, daß die Mailänder sich frei erhalten könnten, weil der Charakter der Bürgerschaft, ihre Lebensart, der eingewurzelte Parteihaß in dieser Stadt jeder bürgerlichen Regierungsform zuwider wären, so daß also nothwendig entweder der Graf ihr Herzog, oder die Venezianer ihre Herren werden müßten. Bei dieser Wahl aber wäre niemand so thöricht, daß er schwanken könne, welches von beiden besser sei, einen mächtigen Freund zum Nachbarn zu haben, oder einen äußerst mächtigen Feind; auch glaube er, es sei nicht zu fürchten, daß die Mailänder, um dem Kriege mit dem Grafen zu entgehen, sich den Venezianern unterwerfen werden; denn der Graf habe eine Partei in Mailand, jene aber nicht; so daß wenn sie ihre Freiheit nicht würden vertheidigen können, sie immer eher sich dem Grafen als den Venezianern unterwerfen würden. Diese Verschiedenheit der Meinungen erhielt die Stadt in der Unentschlossenheit und endlich beschloß man, Gesandte an den Grafen zu schicken, um über die Art des Vertrages zu unterhandeln, mit dem Auftrage, wenn sie den Grafen stark genug fänden, um sich den Sieg versprechen zu können, so sollten sie ihn abschließen; wenn aber nicht, so sollten sie ihn aufhalten und verzögern.

1450. Diese Gesandten waren zu Reggio, als sie erfuhren, daß der Graf Herr geworden sei von Mailand. Als nehmlich der Waffenstillstand abgelaufen war, legte er sich mit seinen Truppen eng um die Stadt, in der Hoffnung, sie, den Venezianern zum Troz, in kurzem einzunehmen, denn diese konnten ihr blos von der Seite der Adda zu Hülfe

kommen, welchen Paß er leicht verschließen konnte. Da es Jahr
Winter war, so fürchtete er auch nicht, daß die Venezianer 1430.
nahe zu ihm heran streifen würden, und ehe der Winter verflossen war, hoffte er den Sieg erlangt zu haben, besonders da Franz Piccinino gestorben, und nur Jakob, sein Bruder, Feldherr der Mailänder war. Die Venezianer hatten einen Gesandten nach Mailand geschickt, um die Bürger zu ermahnen, daß sie sich thätig vertheidigen möchten, indem sie ihnen eine starke und baldige Hülfe versprachen. Es erfolgten also während des Winters zwischen den Venezianern und dem Grafen einige unwichtige Gefechte, als aber die Witterung gelinder wurde, stellten sich die Venezianer mit ihren Truppen unter Pandolfo Malatesta an der Adda; als sie sich hier berathschlagten, ob sie um Mailand zu Hülfe zu kommen den Grafen angreifen und das Glück auf eine Schlacht sollten ankommen lassen, war ihr Feldherr Pandolfo der Meinung, daß man sich dieser Gefahr nicht aussezen müsse, weil er die Tapferkeit des Grafen und seines Heeres kannte. Er glaubte vielmehr, ohne Kampf könne man ganz sicher siegen, weil der Graf durch den Mangel an Heu und Getreide gedrängt werde. Er rieth also, daß man dieses Lager beibehalten solle, um den Mailändern Hoffnung auf Unterstüzung zu machen, damit sie nicht aus Verzweiflung sich dem Grafen ergäben. Dieser Plan ward von den Venezianern gebilligt, sowohl weil sie ihn für sicher hielten, als auch, weil sie hofften, daß wenn sie die Mailänder in dieser Noth erhielten, diese genöthigt sein würden, sich ihnen zu unterwerfen; denn das hielten sie für sicher, daß sie dem Grafen sich nie ergeben würden, wegen der Beleidigungen, die sie von ihm erlitten hatten.

Indessen waren die Mailänder fast in das alleräußerste Elend gerathen, und da diese Stadt schon an sich selbst mit Armen überhäuft ist, so starben sie vor Hunger auf den

Jahr 1450. Straßen; woraus dann Unruhen und Wehklagen an vielen Orten der Stadt entstanden; hierüber waren die Obrigkeiten sehr besorgt und wandten alle mögliche Sorgfalt an, daß sich die Leute nicht versammelten. Die Volksmasse zögert immer sehr lange, ehe sie sich zum Bösen neigt; ist sie aber einmal dazu gestimmt, so sezt der geringste Zufall sie in Bewegung. Da also zwei von nicht ansehnlichem Stande sich nahe beim neuen Thor von den Bedrängnissen der Stadt unterhielten, und welche Mittel zu ihrer Rettung dienen möchten, so begannen andere, sich an sie anzuschließen, so daß ihrer eine beträchtliche Zahl wurde, und dadurch verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, die vom neuen Thor wären gegen die Regierung in den Waffen. Auf diese Nachricht kam die ganze Menge, die nur einen Anstoß erwartete, in Waffen, ernannte Kaspar von Vicomercato zu ihrem Führer und ging zu dem Ort, wo die Obrigkeit versammlet war, auf welche sie mit solcher Wuth einstürmten, daß sie alle diejenigen, die nicht fliehen konnten, ermordeten; unter andern tödteten sie auch mit Heftigkeit den Venezianischen Gesandten Lionardo als die Ursach ihres Hungers und ihres Elends. Da sie nun so gleichsam Herren der Stadt geworden waren, so warfen sie unter sich die Frage auf, was man zu thun habe, um aus diesen Unruhen heraus zu kommen, und endlich einmal auszuruhen. Ein Jeder war der Meinung, man müsse sich, da man doch die Freiheit einmal nicht erhalten könnte, in den Schuz eines Fürsten flüchten, der sie vertheidigen könne; dieser wollte den König Alphons, jener den Herzog von Savoyen, ein anderer den König von Frankreich zu seinem Herrn ernennen; vom Grafen aber sprach nicht ein einziger, so mächtig war noch der Unwille, den sie gegen ihn hatten! Da sie indessen wegen der vorhingenannten sich nicht vereinigen konnten, so war Kaspar von Vicomercato der erste, der den Grafen nannte,

Univ. Bibl. München

und weitläuftig zeigte, daß, wenn man sich den Krieg vom Halse schaffen wollte, dazu kein anderes Mittel sei, als ihn herbeizurufen; denn das Mailändische Volk bedürfe eines sichern und augenblicklichen Friedens, nicht einer weitaussehenden Hoffnung und eines künftigen Beistandes. Er vertheidigte in seiner Rede die Handlungen des Grafen, klagte die Venezianer an, klagte alle die andern Fürsten Italiens an, welche, dieser aus Ehrsucht, jener aus Neid, nicht gewollt hatten, daß sie frei sein sollten. Da sie ihre Freiheit nun einmal hingeben müßten, so möchten sie lieber einem solchen sie geben, der Klugheit und Macht hätte, sie zu vertheidigen, damit die Knechtschaft ihnen wenigstens den Frieden brächte, und nicht noch größeres Unglück und gefährlicheren Krieg. Man hörte die Rede des Mannes mit außerordentlicher Aufmerksamkeit an, und alle riefen, als er dieselbe geendet, daß man den Grafen rufen solle, und machten Kaspar zum Gesandten, um ihn herbeizurufen. Er also ging auf Befehl des Volks zu dem Grafen und brachte ihm diese so frohe und glückliche Nachricht. Der Graf empfing sie mit Freuden, und da er am 26sten Februar des Jahres 1450 als Fürst in Mailand einzog, ward er mit der größten und bewundernswürdigsten Fröhlichkeit empfangen von denselben Leuten, die nicht lange zuvor ihn mit so großem Hasse beschimpft hatten. Jahr 1450.

Als die Nachricht von dieser Eroberung nach Florenz kam, ward den Florentinischen Gesandten, die schon unterweges waren, aufgetragen, daß sie, statt einen Vergleich mit dem Grafen zu unterhandeln, dem Herzoge ihre Freude über seinen Sieg bezeugen sollten. Diese Gesandten wurden von dem Herzoge achtungsvoll empfangen und höchlich beehrt, denn er wußte wohl, daß er gegen die Macht der Venezianer keine treueren und stärkeren Freunde in Italien haben konnte, als die Florentiner, die, nachdem sie ihre

Jahr Furcht vor dem Hauſe der Visconti abgelegt, jezt mit der
1450. Macht der Aragonier und Venezianer zu kämpfen hatten; denn die Aragonier und der König von Neapel waren ihre Feinde, wegen der Freundſchaft, welche die Florentiner, wie ſie wußten, immer mit dem Franzöſiſchen Königshauſe gehalten hatten; die Venezianer aber wußten wohl, daß die Florentiner ſtatt der alten Furcht vor den Visconti jezt eine neue vor ihnen bekommen hatten, und da ſie wußten, mit welchem Eifer jene die Visconti verfolgt hatten, ſo ſuchten ſie aus Furcht vor den nehmlichen Verfolgungen den Untergang der Florentiner. Dieſe Umſtände verurſachten, daß der neue Herzog ſich gern mit den Florentinern verband und daß die Venezianer und der König Alphons ſich gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde verbanden, ſich gegenſeitig verflichteten, zu gleicher Zeit die Waffen zu ergreifen, und daß der König die Florentiner angreifen ſollte, und die Venezianer den Herzog, welcher, wie ſie glaubten, weil er noch neu in ſeinem Lande war, ihnen weder durch eigne Kraft, noch durch fremde Unterſtüzung würde widerſtehen können.

1451. Weil aber der Bund zwiſchen den Florentinern und Venezianern noch fortdauerte, und der König nach ſeinem Kriege in Piombino mit jenen Frieden gemacht hatte, ſo hielten ſie für gut, denſelben nicht zu brechen, ohne vorher den Krieg durch irgend einen ſcheinbaren Vorwand zu rechtfertigen. Beide ſchickten daher Geſandte nach Florenz, welche im Namen ihrer Herren zu erkennen gaben, daß das Bündniß zwiſchen ihnen nicht zur Abſicht habe, jemand anzugreifen, ſondern nur ihre Staaten zu beſchüzen. Hierauf beklagte ſich der Venezianer, daß die Florentiner dem Alexander, einem Bruder des Herzogs, den Durchmarſch durch Lunigiana erlaubt hätten, um mit Truppen in die Lombardei zu gehen; daß ſie überdies Helfer und Rathgeber

bei dem zwischen dem Herzoge und dem Markgrafen von Mantua abgeschlossenen Vertrage gewesen wären. Alle diese Dinge, behauptete er, wären ihrer Regierung und der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft entgegen, und er erinnere sie daher freundlich, daß wer mit Unrecht beleidigt, dem Andern Gelegenheit giebt mit Recht sich für beleidigt zu halten, und daß wer den Frieden bricht, den Krieg erwarten muß. Die Antwort ward von der Signoria dem Kosmus aufgetragen, der in einer langen und weisen Rede alle die Wohlthaten durchging, welche seine Stadt der Venezianischen Republik erzeigt habe; er zeigte, welch ein Reich diese durch das Geld, den Rath, und die Truppen der Florentiner erworben hätten; er erinnerte, daß da ja der Grund zu ihrer Freundschaft von den Florentinern herrühre, auch sicher der Grund zur Feindschaft nie von ihnen ausgehen werde, und da sie stets Freunde des Friedens gewesen wären, so lobten sie sehr den Vertrag, den sie unter sich abgeschlossen hätten, wenn dies um des Friedens, nicht um des Krieges willen geschehen wäre. Wahr sei es, daß er über die von ihnen gemachten Beschwerden sich sehr verwundern müsse, indem er sehe, daß eine so mächtige Republik von einer so unbedeutenden und leeren Sache so genaue Rechnung halte; wenn diese Dinge indessen auch der Betrachtung würdig wären, so wollten sie hier jedermann erklären, daß ihrem Willen zufolge ihr Land für einen jeden frei und offen sei, und daß der Herzog in einer solchen Lage sei, daß er, um mit Mantua Freundschaft zu schließen, weder ihres Rathes noch ihrer Begünstigung bedürfe. Er fürchte deshalb, daß diese Beschwerden ein anderes Gift verdecken möchten, welches sie nicht zeigten; und wenn dies der Fall sei, so würden sie jedermann leicht erkennen lassen, daß so nüzlich die Freundschaft der Florentiner, eben so schädlich auch ihre Feindschaft sei.

Jahr 1451.

Jahr 1451. Für jezt ging die Sache noch leicht vorüber, und es schien, als ob die Gesandten ganz zufrieden abreisten. Dennoch ließ das geschlossene Bündniß und das Betragen der Venezianer und des Königs, die Florentiner und den Herzog mehr einen neuen Krieg fürchten, als einen festen Frieden hoffen. Deshalb verbanden sich die Florentiner mit dem Herzoge, und in der Zwischenzeit entdeckte sich die üble Gesinnung der Venezianer, denn sie schlossen ein Bündniß mit Siena, und verjagten alle Florentiner und deren Unterthanen aus ihrer Stadt und aus ihrem Reich. Bald nachher that Alphons das nehmliche, ohne auf den im vorigen Jahr geschlossenen Frieden die mindeste Rücksicht zu nehmen, und ohne auch nur einen scheinbaren, geschweige denn einen gerechten Grund dazu zu haben. Die Venezianer suchten die Bologneser zu unterjochen, sie verstärkten also die Vertriebenen und sandten sie mit vielen Truppen des Nachts durch die Abzugsgruben in die Stadt. Auch erfuhr man ihr Eindringen nicht eher, bis sie selbst das Geschrei des Aufruhrs erhoben, und Santi Bentivogli, der davon erwachte, hörte, die ganze Stadt sei von den Rebellen eingenommen. Obschon nun viele ihm riethen, daß er sein Leben durch die Flucht retten möchte, da er durch sein Dortbleiben den Staat nicht retten könne, so wollte er dennoch seinem Schicksal die Stirn bieten, ergriff die Waffen, feuerte die Seinigen an, worauf er an der Spize einiger Freunde einen Theil der Rebellen angriff, diesen schlug und viele von ihnen tödtete, die anderen aber aus der Stadt jagte. Hiernach urtheilte ein jeder, er habe die vollkommenste Probe abgelegt, daß er aus dem Hause der Bentivogli sei.

Diese Schritte und Bewegungen befestigten in Florenz den Glauben an den nahen Ausbruch des Krieges; die Florentiner wandten sich also zu ihren alten und gewohnten Vertheidigungsmitteln; sie ernannten die Obrigkeit der

Zehumänner, nahmen neue Miethstruppen in Sold, schick- Jahr
ten Gesandte nach Rom, Neapel, Venedig, Mailand und 1451.
Siena, um die Freunde um Hülfe zu bitten, was verdächtig war, aufzuklären, die schwankenden für sich zu gewinnen, und die Plane des Feindes zu entdecken. Aus dem Pabst brachte man nichts als allgemeine Reden, gute Stimmung, und Ermahnungen zum Frieden; aus dem Könige nichts als leere Entschuldigungen wegen der Verweisung der Florentiner und das Anerbieten, einem jeden der es fordere, freies Geleit zu geben. Obschon er sich nun Mühe gab, seine Plane wegen eines neuen Krieges gänzlich zu verbergen, so erkannten die Gesandten dennoch seine feindliche Gesinnung, und entdeckten viele seiner Vorbereitungen, um ihrer Republik Schaden anzuthun. Das Bündniß mit dem Herzoge ward von neuem durch verschiedene Verpflichtungen befestigt, auch ward durch seine Vermittelung Freundschaft mit den Genuesern geschlossen, die alten Streitigkeiten wegen Wiedervergeltungen und viele andere Beschwerden beigelegt, obgleich die Venezianer auf alle Weise diese Versöhnung zu stören suchten. Diese versäumten auch nicht, den Kaiser zu Konstantinopel zu ersuchen, daß er die Florentinische Nation aus seinem Lande jagen sollte. Mit so großem Hasse schritten sie zu diesem Kriege, und soviel vermochte die Herschbegierde über sie, daß sie ohne alle Rücksicht diejenigen vernichten wollten, welche die Ursach ihrer Größe gewesen waren! Indessen wurden sie von jenem Kaiser nicht gehört. Den Florentinischen Gesandten ward von dem Venezianischen Senat der Eingang in das Gebiet ihrer Republik verwehrt, unter dem Vorwande, daß, da sie mit dem Könige in Freundschaft lebten, sie ohne seine Theilnahme sie nicht anhören dürften. Die Sieneser empfingen die Gesandten mit gütigen Worten, aus Furcht, daß sie möchten geschlagen werden, ehe noch ihre Verbündeten sie schüzen könnten;

Jahr daher glaubten sie die Waffen einschläfern zu müssen, denen
1451. sie nicht widerstehen konnten. Die Venezianer und der König wollten, wie man damals vermuthete, Gesandte nach Florenz schicken, um den Krieg zu rechtfertigen. Allein den Venezianischen wollte man nicht in das Florentinische Gebiet einlassen, und da der des Königs das Geschäft nicht allein abmachen wollte, so ward die Gesandtschaft nicht vollzogen, und die Venezianer erkannten dadurch, daß dieselben Florentiner sie jezt noch geringer achteten, die vor wenigen Monaten von ihnen gering geschäzt worden waren.

1452. Muten in der Furcht wegen dieser Bewegungen ging Kaiser Friedrich III. zur Krönung nach Italien und zog den 30. Januar 1452 mit funfzehnhundert Reutern in Florenz ein, woselbst er von der Signoria aufs ehrenvollste empfangen ward; er blieb bis zum 6ten Februar in der Stadt, worauf er nach Rom abging, um sich krönen zu lassen. Hier ward er feierlich gekrönt, und seine Vermählung mit der Kaiserin gefeiert, die zur See nach Rom gekommen war; hierauf kehrte er nach Deutschland zurück, und kam im Mai abermals durch Florenz, woselbst ihm die nehmlichen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, als bei seiner Ankunft. Die Florentiner versäumten nicht, zu gleicher Zeit sich zu dem bevorstehenden Kriege zu rüsten, und um sich selbst Ansehen zu verschaffen, und dem Feinde Schrecken einzuflößen, schlossen sie und der Herzog ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich zur Vertheidigung ihrer sämtlichen Staaten, welches sie dann mit großer Feierlichkeit und Freude in ganz Italien bekannt machten.

Als der Monat Mai des Jahrs 1452 gekommen war, glaubten die Venezianer nicht mehr zögern zu dürfen, um mit dem Kriege gegen den Herzog loszubrechen: sie griffen ihn mit sechzehntausend Pferden und sechstausend Mann Fußvolk von der Seite von Lodi an, und zu gleicher Zeit

griff der Markgraf von Montferrat entweder aus eignem Ehrgeiz oder auf Antrieb der Venezianer ihn ebenfalls von der Seite von Alexandrien an. Der Herzog von der andern Seite hatte achtzehntausend Reuter und dreitausend Mann zu Fuß zusammengebracht, und da er Alexandria und Lodi mit Truppen versehen, und auch alle Orte, wo der Feind ihn hätte angreifen können, befestigt hatte, so fiel er mit seinen Truppen in das Brescianische ein, wo er den Venezianern den größten Schaden anrichtete, indem er von allen Seiten das Land ausplünderte und die schwachen Städte verwüstete. Als aber der Markgraf von Montferrat bei Alexandria von den Truppen des Herzogs geschlagen ward, konnte dieser nachher mit noch größerer Kraft sich den Venezianern widersezen und ihr Land angreifen. Jahr 1452.

Während also der Krieg in der Lombardei unter mannigfachen, aber unbedeutenden und der Erwähnung nicht sehr werthen Begebenheiten geführt ward, begann in Toskana ebenfalls der des König Alphons mit den Florentinern, der weder mit größerer Tapferkeit noch mit größerer Gefahr als der Lombardische betrieben wurde. Ferdinand, ein unächter Sohn des Alphons kam mit zwölftausend Soldaten unter der Anführung des Friedrich, Herrn von Urbino nach Toskana. Ihre erste Unternehmung war, daß sie Fojano im Chianathal angriffen; denn da sie die Sieneser zu Freunden hatten, so konnten sie von dieser Seite ins Florentinische Gebiet eindringen. Das Kastell hatte nur schwache Mauern, war klein, und deshalb nicht voll von Menschen, aber jenen Zeiten nach hielt man sie für muthig und treu; auch waren zweihundert Soldaten von der Signoria als Besazung hinein geschickt. Bei diesem so befestigten Kastell schlug Ferdinand sein Lager auf, und so groß war entweder die Tapferkeit der Besazung oder so klein die seinige, daß er es nicht eher als nach sechs und dreißig Tagen einnahm.

Jahr 1452. Diese Zeit verschaffte der Stadt Florenz Gelegenheit, die übrigen wichtigeren Oerter in Stand zu sezen, ihre Truppen zu sammeln, und sich besser, als sie es war, zur Vertheidigung zu rüsten. Als die Feinde dies Kastell eingenommen hatten, gingen sie nach Chianti, wo sie zwei kleine Landgüter, die Privatpersonen gehörten, nicht erobern konnten. Sie verließen also diese und belagerten Castellina, ein an der Gränze von Chianti liegendes Kastell, zehn Meilen von Siena, schwach befestigt und äußerst schwach durch seine natürliche Lage; aber dennoch konnten diese beiden Schwächen nicht überwunden werden durch die Schwäche des Heers, das sie angriff, denn nach acht und vierzig Tagen, die es brauchte, um den Ort zu belagern, zog es mit Schimpf wieder ab. So furchtbar waren jene Heere, so gefahrvoll jene Kriege, daß solche Pläze, die man jezt, als unmöglich zu vertheidigen, verläßt, damals, als unmöglich zu erobern, vertheidigt wurden. Während nun Ferdinand mit seinem Heere in Chianti stand, machte er viele Streifereien und Beute im Florentinischen, und kam sogar bis zu einer Nähe von sechs Meilen an die Stadt, zum großen Schrecken und Schaden der Florentinischen Unterthanen. Die Florentiner, die zu dieser Zeit ihre Truppen, deren Zahl sich auf acht tausend Mann unter Astorre von Faenza und Sismondo Malatesti belief, nach dem Kastell von Colle zu geführt hatten, hielten dieselben vom Feinde entfernt, aus Furcht, daß sie zu einer Schlacht genöthigt werden möchten; indem sie meinten, daß wenn sie keine Schlacht verlören, sie auch den Feldzug nicht verlieren könnten, denn die kleinen Kastelle, wenn man sie auch verliert, bekömmt man mit dem Frieden wieder, und wegen der großen Städte waren sie sicher, weil sie wußten, daß sie der Feind nicht angreifen würde. Der König hatte auch eine Flotte von zwanzig Segeln, theils Galeren, theils Rennschiffen in den Gewässern von Pisa; während er nun

zu Lande Caſtellina belagerte, legte er dieſe Flotte an das Jahr
Fort von Vada, welches er durch die Nachläßigkeit des 1452.
Befehlshabers einnahm. Deswegen beläſtigten die Feinde hierauf die umliegende Gegend; allein dieſe Beläſtigung ward leicht hinweg geräumt durch einige Soldaten, welche die Florentiner nach Campiglia ſandten, und die den Feind eng an das Meerufer angedrängt hielten.

Der Pabſt blieb bei dieſen Kriegen ganz unbeſchäftigt, außer wann er hoffte, die Partheien mit einander vergleichen zu können. Obſchon er nun des auswärtigen Krieges ſich enthielt, ſo mußte er doch bei ſich einen viel gefährlicheren beſtehen. Zu jener Zeit lebte ein gewiſſer Meſſer Stephan Porcari, ein Römiſcher Bürger, edel durch ſeine Geburt und durch Gelehrſamkeit, weit mehr aber noch durch die Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes. Dieſer wünſchte, nach der Gewohnheit der Männer, die nach Ruhm ſtreben, etwas des Andenkens würdiges zu thun, oder doch wenigſtens zu verſuchen. Er glaubte nun nichts anderes verſuchen zu können, als daß er ſein Vaterland aus den Händen der Geiſtlichen zöge, und es wieder in ſeine alte Form brächte; in der Hoffnung, daß er dadurch, wenn es ihm gelinge, der neue Gründer und zweite Vater dieſer Stadt würde genannt werden. Die Hoffnung, die er hatte, dieſes Unternehmen glücklich zu Ende zu bringen, ſchöpfte er aus den ſchlechten Sitten der Geiſtlichen, und aus der Unzufriedenheit der Baronen und des Römiſchen Volks; vor allem aber beſtärkten ihn darin jene Verſe des Petrarca, in der Canzone, welche anfängt: O edler Geiſt, der dieſe Glieder reget, wo er ſagt:

Auf der Tarpeia Hügel wirſt du ſehen,
Mein Lied, den Ritter, den Italien ehret,
Staunend für andre mehr, als für ſich ſelber.

Meſſer Stephan wußte, daß die Dichter oft des gött-

Jahr 1352. lichen und prophetiſchen Geiſtes voll ſind; er meinte alſo, es müßte auf alle Weiſe hier eben ſo ſein, daß Petrarca in dieſer Canzone prophezeie, und daß er derjenige ſei, der eine ſo glorreiche Unternehmung auszuführen habe, da es ihm ſchien, als ſei er an Beredſamkeit, an Gelehrſamkeit, an Volksgunſt und an Freunden jedem andern Römer überlegen. Da er alſo auf dieſen Gedanken verfallen war, ſo konnte er ſich nicht ſo vorſichtig betragen, daß er nicht durch Worte, Handlungsweiſe und Lebensart ſich verrathen hätte, ſo daß er dem Pabſte verdächtig wurde. Dieſer, um ihm die Gelegenheit Uebles zu thun, zu entziehen, verwies ihn nach Bologna, und trug dem Befehlshaber dieſer Stadt auf, daß er ihn täglich vor ſich kommen laſſen ſolle. Meſſer Stephan kam durch dieſen erſten Stoß nicht außer Faſſung, ſondern verfolgte vielmehr mit noch größerem Eifer ſeine Unternehmung, und unterhielt durch die vorſichtigſten Mittel, die er nur anwenden konnte, Verbindungen mit ſeinen Freunden; auch ging er mehrere Male nach Rom, und kehrte jedesmal mit ſolcher Schnelligkeit wieder zurück, daß er noch zeitig genug ankam, um ſich dem Gouverneur vor Ablauf der beſtimmten Zeit zu zeigen. Sobald es ihm aber ſchien, daß er ſchon eine hinreichende Anzahl Menſchen nach ſeinen Abſichten geſtimmt habe, ſo beſchloß er ſeinen Verſuch nicht aufzuſchieben; er trug ſeinen Freunden, die zu Rom waren, auf, daß ſie zu einer beſtimmten Zeit ein prächtiges Mahl anordnen, und hierzu alle Verſchworne einladen ſollten; mit dem Befehl, daß jeder ſeine vertrauteſten Freunde mitbringen ſollte, und er verſprach, bei ihnen zu ſein, ehe das Mahl vollendet ſein würde. Alles ward nach ſeiner Vorſchrift ausgeführt, und Meſſer Stephan war bereits in dem Hauſe, wo man ſpeiſte, angekommen. Als nun das Mahl geendet war, erſchien er, in Goldſtoff gekleidet, mit Halsketten und anderm Schmuck geziert, wodurch er ein

majeſtätiſches und Eindruck machendes Anſehen erhielt, unter den Gäſten, umarmte ſie, und ermahnte ſie in einer langen Rede, feſten Muth zu faſſen und ſich zu dieſer glorreichen Unternehmung zu bereiten. Darauf beſtimmte er die Weiſe und ordnete an, daß am folgenden Morgen ein Theil von ihnen den Pallaſt des Pabſtes einnehmen, ein anderer durch ganz Rom das Volk zu den Waffen rufen ſollte. Die Sache ward in der Nacht dem Pabſt gemeldet, einige ſagen, durch eine Treuloſigkeit der Verſchworenen, andere, daß Meſſer Stephans Anweſenheit in Rom ruchtbar geworden ſei. Wie dem auch ſein mag, der Pabſt ließ in derſelben Nacht da das Mahl gehalten worden, Meſſer Stephan mit dem größten Theile ſeiner Mitſchuldigen gefangen nehmen, und ſie nachher, ſo wie es ihre Vergehungen verdienten, mit dem Tode beſtrafen. Dies war das Ende ſeiner Unternehmung, und wahrlich, ſeine Abſicht mag von jedermann gelobt werden, ſein Verſtand aber wird immer von einem jeden getadelt werden; denn ſolche Unternehmungen, wenn ſie auch für denjenigen, der den Gedanken dazu auffaſſen kann, einen Schein von Ruhm mit ſich führen, verurſachen dennoch durch ihre Ausführung faſt immer unausbleiblichen Nachtheil. Jahr 1452. 1453.

Der Krieg in Toskana hatte faſt ſchon ein Jahr gedauert und das Jahr 1453 war bereits bis zu der Jahrszeit vorgerückt, wo die Heere wieder ins Feld zu gehen pflegen, als der Herr Alexander Sforza, ein Bruder des Herzogs, mit zweitauſend Reutern den Florentinern zu Hülfe kam; da nun das Florentiniſche Heer hierdurch gewachſen, das des Königs aber vermindert war, ſo beſchloſſen die Florentiner die Wiedereroberung des Verlorenen zu verſuchen, worauf ſie dann auch mit geringer Mühe einige Oerter wieder wegnahmen. Darauf belagerten ſie Fojano, welches durch Nachläßigkeit der Kommiſſarien verheert wurde; da

Ihr also die Einwohner zerstreut worden waren, so wollten sie
1455. nur mühsam in ihre Wohnungen zurückkehren und mußten durch Befreiung von Abgaben und andern Belohnungen zur Rückkehr bewogen werden. Auch das Fort von Vada ward wieder erobert, denn die Feinde, da sie sich außer Stande sahen, es zu vertheidigen, verließen es, indem sie es anzündeten. Während nun das Florentinische Heer diese Fortschritte machte, hatte sich das Arragonische, nicht muthig genug sich seinen Feinden zu nähern, in die Nähe von Siena zurückgezogen, und machte häufige Streifereien ins Florentinische, wo es die größten Räubereien, Unruhen und Schreckuisse verbreitete. Der König unterließ auch nicht den Versuch, ob er auf einem andern Wege die Feinde angreifen, ihre Kräfte theilen und durch neue Beunruhigungen und Angriffe sie muthlos machen könne.

Gerhard Gambaccorti war Besizer von Valdibagno; dieser war, so wie seine Vorfahren, entweder aus Freundschaft oder aus Verbindlichkeit, immer im Solde der Florentiner, oder doch in ihrem Schuz gewesen. Mit diesem pflog König Alphons geheime Unterhandlungen, daß er ihm sein Gebiet übergeben, und dagegen ein anderes in seinem Königreiche von ihm zur Vergeltung empfangen sollte. Diese Unterhandlung ward in Florenz ruchtbar, und um Gerhards Sinn zu erforschen, schickte man ihm einen Gesandten, der ihn an die Verbindlichkeit seiner Vorfahren und an seine eigene erinnern, und ihn ermahnen sollte, in der Treue gegen diese Republik zu beharren. Gerhard schien sich zu verwundern, und versicherte mit schweren Eiden, daß ein so schändlicher Gedanke ihm niemals in den Sinn gekommen sei, und daß er in Person nach Florenz kommen würde, um sich selbst zum Unterpfande für seine Treue zu machen; da er aber krank sei, so solle sein Sohn das thun, was er nicht thun könne; diesen also überlieferte er dem Gesandten als Geißel,

um ihn mit nach Florenz zu führen. Diese Worte und der Beweis dazu machten die Florentiner glauben, daß Gerhard die Wahrheit sage, und daß sein Ankläger ein Lügner und seine Anklage ungegründet sei, daher sie denn durch diesen Gedanken sich beruhigen ließen. Gerhard aber sezte die Unterhandlung mit dem Könige um so eifriger fort; und als sie beendigt war, sandte der König den Bruder Puccio, einen Johanniterritter mit vielen Truppen nach Val di Magno, um von den Festungen und Städten Gerhards Besiz zu nehmen. Allein die Völker von Magno, die dem Florentinischen Volk günstig gesinnt waren, versprachen mit Mißfallen den Kommissarien des Königs Gehorsam. Jahr 1433.

Bruder Puccio hatte fast schon dies ganze Ländchen in Besiz genommen, bis auf die Festung Corzano, die er noch nicht eingenommen hatte. Zu der Zeit, als Gerhard diese Ueberlieferung besorgte, hatte er unter den Seinigen einen gewissen Anton Gualandi aus Pisa um sich, der jung und kühn war, und dem diese Verrätherei Gerhards mißfiel; da er nun die Lage der Festung und die Personen, die ihre Besazung ausmachten, in Betrachtung zog, und in den Minen und Geberden dieser ihre Unzufriedenheit erkannte; so benuzte er die Gelegenheit als Gerhard sich an der Thür befand, um die Arragonesischen Truppen hinein zu lassen, indem er sich gegen die innere Seite der Festung wandte, und mit beiden Händen Gerhard aus derselben hinausstieß, wobei er der Besazung befahl, vor dem Angesicht eines so schändlichen Menschen die Festung zu schließen, und sie der Florentinischen Republik zu erhalten. Als das Gerücht hiervon in Val di Magno und in den benachbarten Orten gehört ward, so ergriffen alle Bewohner derselben die Waffen gegen die Aragonier, richteten das Pannier der Stadt Florenz auf, und verjagten jene. Als aber die Sache in Florenz bekannt ward, sezten die Florentiner Gerhards

Jahr 1453 Sohn, der ihnen als Geißel gegeben worden war, ins Gefängniß, sandten Truppen nach Val di Vagno, um dies Land für ihre Republik zu vertheidigen, und das Gebiet, das bisher von seinem Herrn regiert ward, in eine Stadthalterschaft zu verwandeln. Gerhard aber, der Verräther seines Oberherrn und seines Sohnes konnte nur mit Mühe entfliehen, und ließ seine Frau und Familie, nebst seinem ganzen Vermögen in der Gewalt seiner Feinde. Zu Florenz legte man auf diesen Vorfall viel Gewicht, denn wenn es dem Könige gelang, sich dieses Landes zu bemächtigen, so konnte er mit geringem Aufwande nach seiner Willkühr in Valdarno und ins Casentinische eindringen, wo er der Republik soviel zu schaffen gemacht haben würde, daß die Florentiner nicht ihre ganze Macht dem Heer des Königs, das bei Siena stand, hätten entgegen sezen können.

Die Florentiner hatten außer den Vorkehrungen, die sie in Italien getroffen hatten, um die Macht der verbündeten Feinde abzuhalten, auch Messer Agnolo Acciajuoli als Gesandten zu dem Könige von Frankreich geschickt, um mit ihm zu unterhandeln, daß er den König Renatus von Anjou in den Stand sezen möchte, zu ihrer und des Herzogs Unterstüzung nach Italien zu kommen, damit er seine Freunde vertheidigen, und nachher bei seiner Anwesenheit in diesem Lande auch an die Eroberung des Königreichs Neapel denken könne, zu welchem Ende sie ihm Hülfe an Truppen und Gelde versprachen. Während also in der Lombardei und in Toskana der Krieg, so wie wir oben erzählt haben, fortgesezt ward, schloß der Gesandte den Vertrag mit dem Könige Renatus ab, daß er im Lauf des Juni mit zwei tausend vier hundert Reutern nach Italien kommen sollte, und daß dagegen die Verbündeten ihm bei seiner Ankunft in Alexandria dreißig tausend Gulden und hernach während dem Lauf des Krieges monatlich zehn-

tausend Gulden zu bezahlen hätten. Als nun der König Jahr
diesem Vertrage gemäß nach Italien marschiren wollte, ward 1453.
er von dem Herzoge von Savoyen und dem Markgrafen von Montferrat zurückgehalten, die als Freunde der Venezianer ihm den Durchmarsch nicht gestatteten. Der Florentinische Gesandte gab also dem Könige den Rath, daß er um seinen Truppen Ansehen zu geben, nach der Provence zurückkehren, und von da zur See mit einigem Gefolge nach Italien gehen, zu gleicher Zeit aber bei dem Könige von Frankreich alles anwenden sollte, daß dieser den Herzog von Savoyen dahin brächte, seine Truppen durch dieses Land ziehen zu lassen. So wie er gerathen hatte, geschah es; Renatus begab sich zur See nach Italien, und seine Truppen wurden in Rücksicht auf den König in Savoyen aufgenommen. Der König Renatus ward von dem Herzoge Franz auf das ehrenvollste aufgenommen, und die Italienischen und Französischen Truppen griffen vereinigt die Venezianer so fürchterlich an, daß sie in kurzer Zeit alle Städte, welche diese im Cremonesischen eingenommen hatten, wiedereroberten. Hiermit noch nicht zufrieden nahmen sie das Brescianische fast gänzlich ein; und das Venezianische Heer, das sich im offnen Felde nicht mehr für sicher hielt, zog sich bis nah an die Mauern von Brescia zurück.

Da es aber Winter geworden war, so fand der Herzog für gut, seine Truppen in die Quartiere zu ziehen, und wies dem Könige Renatus das seinige zu Piacenza an. So verging der Winter des Jahres 1453 ohne die mindeste Unternehmung; als aber der Sommer wieder eintrat, und der Herzog meinte, daß man ins Feld ziehen und die Venezianer ihres ganzen Gebiets auf dem festen Lande berauben müsse, zeigte der König dem Herzoge an, daß er genöthigt sei, nach Frankreich zurückzukehren. Dieser Entschluß war für den Herzog neu und unerwarter, daher er das höchste

Jahr 1453. Mißvergnügen darüber empfand; obgleich er nun sogleich zu dem Könige ging, um ihn von seiner Abreise wieder abzureden, so konnte er ihn dennoch weder durch Bitten, noch durch Versprechungen davon abwenden; nur das versprach ihm der König, daß er einen Theil seiner Truppen dort lassen, und seinen Sohn Johann senden wolle, um an seiner Stelle dem Bunde zu dienen. Den Florentinern mißfiel diese Abreise nicht, denn da sie ihre Kastelle wieder genommen hatten, so fürchteten sie den König nicht mehr, und auf der andern Seite wünschten sie auch nicht, daß der Herzog in der Lombardei mehr eroberte, als seine eignen Städte. Renatus reiste also ab, und sandte, dem gegebenen Versprechen gemäß, seinen Sohn nach Italien, der nicht in der Lombardei blieb, sondern nach Florenz kam, woselbst er auf das ehrenvollste aufgenommen ward.

Die Abreise des Königs verursachte, daß der Herzog sich gern zum Frieden entschloß; eben so wünschten ihn auch die Venezianer, Alphons und die Florentiner, weil sie alle erschöpft waren, und auch der Pabst zeigte durch alle seine Handlungen, daß er ihn gewünscht habe und noch wünsche; denn in demselben Jahr hatte der Großsultan Mahomet Konstantinopel eingenommen und sich zum Meister von ganz Griechenland gemacht. Diese Eroberung sezte alle Christen in Bestürzung, vor allen andern aber die Venezianer und den Pabst, denn beide glaubten die Gewalt seiner Waffen schon in Italien zu fühlen. Der Pabst bat also die Italienischen Mächte, ihm Gesandte zu schicken mit der Vollmacht einen allgemeinen Frieden zu schließen; sie gehorchten alle; da sie aber auf den Grund der Sache kamen, fanden sie in der Ausführung derselben große Schwierigkeiten. Der König wollte, daß die Florentiner ihn für seine Kriegskosten entschädigen sollten, und die Florentiner verlangten das nehmliche von ihm. Die Venezianer forderten von dem

Herzoge Cremona, und er von ihnen Bergamo, Brescia, Jahr
und Crema; und so schien es, als wenn diese Schwierigkei- 1453.
ten unauflöslich wären. Allein was in Rom unter so vielen schwer auszuführen schien, das ward in Mailand und Venedig zwischen zweien sehr leicht; denn während in Rom die Friedensunterhandlungen betrieben wurden, schloß der Jahr
Herzog und die Venezianer den 9ten April des Jahres 1454 1454.
den Frieden ab, in Kraft dessen ein jeder nur die Städte behielt, die er vor dem Kriege besessen hatte, dem Herzoge aber zugestanden ward, die Oerter wieder zu erobern, welche ihm die Fürsten von Monferrat und von Savoyen abgenommen hatten; den übrigen Italienischen Mächten ward ein Monat Zeit gegeben, dem Frieden beizutreten. Der Pabst und die Florentiner, nebst den Sienesern und einigen andern kleinern Mächten traten ihm innerhalb dieser Zeit bei; außerdem aber ward zwischen den Florentinern, dem Herzoge und den Venezianern ein Frieden auf fünf und zwanzig Jahre abgeschlossen. Der König Alphons schien unter allen Italienischen Fürsten der einzige zu sein, der mit diesem Frieden unzufrieden war, weil es das Ansehn hatte, als wäre er dabei nicht besonders geehrt worden, indem er nicht als Hauptmacht, sondern nur als beitretende dabei angenommen worden; deshalb blieb er eine Zeit lang ganz ruhig und ließ nichts von sich hören. Doch als von dem Pabste und von den anderen Fürsten sehr feierliche Gesandtschaften an ihn gemacht worden, ließ er sich von diesen und besonders vom Pabste überreden, und trat mit Jahr
seinem Sohne auf dreißig Jahre in diesen Bund ein; auch 1455.
stifteten der Herzog und der König eine doppelte Verschwägerung mit einander, und eine doppelte Hochzeit, indem jeder dem Sohn des andern seine Tochter zur Ehe gab. Dennoch wollte er, damit der Same des Krieges in Italien nie ausgehe, nicht in den Friedensschluß willigen, wenn ihm

Jahr 1455. nicht vorher von den Verbündeten die Erlaubniß ertheilt würde, ohne Beleidigung für sie mit den Genuesern mit Sismondo Malatesti und mit Astorre Fürsten von Faenza Krieg zu führen. Nach dem Abschluß dieses Vertrages kehrte sein Sohn Ferdinand, der sich zu Siena befand, in das Königreich zurück, nachdem er durch seinen Zug nach Toskana kein Land erobert und viele Truppen verloren hatte.

Da also dieser allgemeine Frieden erfolgt war, so fürchtete man blos, daß König Alphons durch seine Feindschaft gegen die Genueser denselben stören möchte. Allein der Erfolg war anders; denn nicht öffentlich durch den König, sondern wie es zuvor immer geschehen war, durch den Ehrgeiz der Miethstruppen ward er gestört. Die Venezianer hatten, der Sitte gemäß, nach geschlossenem Frieden, ihren Hauptmann Jakob Piccinino aus ihrem Solde entlassen; mit diesem verbanden sich einige andere Hauptleute und so gingen sie nach omagna, und von da in das Sieneſische, woselbst Jakob halt machte, die Sieneser angriff und ihnen einige Städte wegnahm. Beim Anfange dieser Bewegungen, nehmlich im Beginn des 1455sten Jahres, starb Pabst Nikolaus und zu seinem Nachfolger ward Calixtus der Dritte gewählt. Dieser Pabst versammelte, um diesen neuen und nahen Krieg zu unterdrücken unter Johann Ventimiglia, seinem Hauptmann, so viel Truppen, als er konnte, und sandte diese nebst Florentinischen und Herzoglichen Truppen, die ebenfalls zur Unterdrückung dieser Unruhen zusammen getreten waren, gegen Jakob aus. Als es nun in der Nähe von Bolsena zur Schlacht kam, ward zwar Ventimiglia zum Gefangenen gemacht, allein doch blieb die Schlacht für Jakob verloren; er zog sich geschlagen nach Castiglione della Pescaja zurück, und würde, wenn nicht König Alphons ihn mit Geld unterstützt hätte, ganz zu Grunde gerichtet

dort haben bleiben müssen. Dieser Vorfall brachte jeder- Jahr
mann auf den Gedanken, daß diese Unternehmung Jakobs 1455.
auf Anstiften des Königs erfolgt sei; und Alphens der sein Verfahren für entdeckt hielt, suchte sich durch den Frieden die Verbündeten wieder zu gewinnen, die er durch diesen unbedeutenden Krieg sich fast ganz entfremdet hatte, indem er Jakob dahin vermochte, den Sienesern die eroberten Städte zurück zu geben, und [illegible], daß sie ihm zwanzig tausend Dukaten auszahlten; nach diesem Vergleich nahm er Jakob mit seinen Truppen im Königreiche auf.

Obgleich in dieser Zeit der Pabst damit beschäftigt war, den Jakob Piccinino zu zügeln, so versäumte er deshalb doch nicht, Anstalten zu treffen, um der Christenheit zu Hülfe zu kommen, die, wie es schien, von den Türken unterdrückt werden sollte; er sandte deshalb nach allen Christlichen Ländern Gesandte und Prediger, um die Fürsten und Völker zu überreden, sich für ihre Religion zu bewaffnen, und mit ihrem Vermögen und ihrer Person die Unternehmung gegen den gemeinschaftlichen Feind derselben zu befördern. Daher wurden auch zu Florenz viele Almosen gesammelt, und viele zeichneten sich auch mit einem rothen Kreuz, um mit ihrer Person zu diesem Kriege bereit zu sein. Auch wurden feierliche Prozessionen angestellt, und es fehlte nicht an Leuten die öffentlich und insbesondere zu erkennen gaben, daß sie durch ihren Rath, ihr Geld, und durch gestellte Mannschaft bei dieser Unternehmung als die ersten Christen erscheinen wollten. Allein dieser feurige Trieb zum Kreuzzuge ward etwas abgekühlt durch eine Neuigkeit, welche eintraf, daß, als der Türke mit seinem Heer um Belgrad, einem in Ungarn am Flusse Donau gelegenen Kastell, herum stand, um dasselbe zu erobern, er von den Ungarn angegriffen und geschlagen worden sei. Da also der Pabst und die Christenheit der Furcht entledigt

Jahr waren, die sie durch die Eroberung von Konstantinopel er-
1453. griffen hatte, so fuhr man in den Vorkehrungen zum Kriege mit etwas mehr Lauigkeit fort, und in Ungarn ward ebenfalls das Feuer durch den Tod des Waiwoden Johannes, der bei diesem Siege Feldherr war, wieder abgekühlt.

Um aber zurück zu kommen auf die Italienischen Angelegenheiten, bemerke ich, daß es im Lauf des Jahres 1436 war, als die von Jakob Piccinino erregten Unruhen endigten. Da nun die Menschen endlich die Waffen niedergelegt hatten, so schien es, als ob Gott nunmehro sie ergreifen wollte, so mächtig war ein Sturm, der damals erfolgte, und der in Toskana bis dahin unerhörte, für den aber, der in Zukunft sie vernehmen wird, höchst wunderbare und denkwürdige Wirkungen hervorbrachten. Am vier und zwanzigsten August eine Stunde vor Tage ging eine große und dicke Wolke im Wirbel getrieben von den Gegenden des oberen Meeres gegen Ankona zu aus, und stürzte sich, hinstreifend über Italien, nach Pisa zu in das untere Meer. Fast zwei Meilen nahm sie ein nach jeder Richtung. Diese, von höheren Kräften, natürlichen oder übernatürlichen, getrieben, in sich selbst zerrissen, kämpfte gegen sich selbst, und die zerstückelten Wolken, bald aufsteigend gen Himmel, bald niedersinkend zur Erde, stießen auf einander los, bald auch drehten sie sich mit ungeheurer Schnelligkeit im Kreise herum, und erregten vor sich hin einen über alle Maßen heftigen Wind, und mitten unter ihnen erschienen häufige Feuer und überaus helle Lichter im Kampfe. Von diesen so zerrißnen und verwirrten Nebeln, von diesen so wüthenden Stürmen und häufigen Flammen entstand ein Geräusch, wie man noch niemals vorher bei irgend einem Erdbeben, von welcher Art und Gewalt es auch gewesen sei, noch von irgend einem Ton vernommen hat, und verursachte so ungeheure Schrecken, daß jeder der es hörte, glauben mußte, das

Ende der Welt sei gekommen, und die Erde, das Wasser und der Ueberrest des Himmels und der Welt würden sich untereinander mischen und in das alte Chaos zurück stürzen. Dieser furchtbare Sturmwind brachte überall wo er hinkam unerhörte und bewundernswürdige Wirkungen hervor; aber merkwürdigere als sonst irgendwo zeigten sich in der Gegend des Kastells von S. Casciano. Dieses Kastell liegt acht Meilen von Florenz auf dem Hügel, der die Thäler von Pesa und von Grieve von einander trennt. Zwischen diesem Kastell also und dem Flecken S. Andrea, der auf demselben Hügel liegt, ging dieser wüthende Sturm hindurch; S. Andrea berührte er nicht, und S. Casciano streifte er so, daß er blos einige Zinnen und Schornsteine von einigen Häusern abwarf, aber in dem Zwischenraum der beiden genannten Oerter, wurden mehrere Häuser bis auf den Grund umgestürzt. Die Dächer der Kirchen von S. Martin zu Bagnuole und von S. Maria des Friedens wurden ganz so, wie sie waren, über eine Meile weit hinweggeführt. Ein Fuhrmann sammt seinen Mauleseln ward, fern von der Landstraße, in den umliegenden Thälern todt gefunden. Die allerdicksten Eichen, die allerstärksten Bäume, die der schrecklichen Wuth nicht hatten weichen wollen, wurden nicht blos ausgerissen, sondern auch weit hinweggeworfen von da wo sie ihre Wurzeln eingesenkt hatten. Als der Sturm vorüber und der Tag angebrochen war, waren die Menschen noch ganz betäubt. Das Land sah man verödet und entstellt, man sah den Ruin der Häuser und Kirchen, man hörte die Wehklagen derjenigen, die ihre Besitzungen zerstört sahen, und unter den Ruinen ihr Vieh und ihre Verwandte todt zurück gelassen hatten; alles dieses flößte dem, der es sah und hörte viel Mitleid und Schrecken ein. Ohne Zweifel wollte Gott Toskana vielmehr bedrohen als züchtigen; denn wenn dieser gewaltige Sturm in eine Stadt hinein

Jahr 1456.

Jahr gekommen wäre zwischen Häuser und zahlreiche Bewohner,
1437. so wie er zwischen Eichen, Bäumen, und sparsam zerstreuten Häusern hinein fuhr; so würde er ohne Zweifel den größten Ruin, die größte Geißel hervorgebracht haben, die der Verstand nur immer erdenken kann. Aber Gott wollte, daß diese kleine Probe für dasmal genug sei, um in den Menschen das Andenken an seine Macht zu erneuern.

Um nun zurück zu kehren, von wo ich ausging, so war König Alphons, wie oben erzählt worden, unzufrieden mit dem Frieden, und da der Krieg, den er durch Jakob Piccinino gegen die Sieneser ohne die geringste vernünftige Ursach erregt hatte, ohne alle Wirkung geblieben war, so wollte er nun versuchen, was derjenige hervorbringen würde, den er nach dem Inhalt des geschlossenen Bündnisses anfangen durfte. Er begann also im Jahr 1437 zu Wasser und zu Lande einen Krieg gegen die Genueser, weil er wünschte, die Regierung den Adorni zurück zu geben, und sie den Fregoſi, die sie damals in Händen hatten, zu nehmen. Zugleich ließ er Jakob Piccinino gegen Sismondo Malatesti über den Tronto gehen. Dieser, der seine Städte wohl befestigt hatte, achtete den Angriff Jakobs wenig; so daß von dieser Seite die Unternehmung des Königs keine Wirkung hervorbrachte. Die aber gegen Genua erzeugte für ihn und sein Reich mehr Krieg, als er gewünscht hatte. Es war damals Peter Fregoso Doge von Genua. Dieser, der befürchtete, den Angriff des Königs nicht aushalten zu können, beschloß dasjenige, was er nicht erhalten konnte, wenigstens einem solchen zu geben, der ihn vor seinen Feinden vertheidigen und ihm auch irgend einmal für solche Wohlthat die gerechte Belohnung ertheilen könnte. Er schickte deshalb Gesandte an Karl VII. König von Frankreich, und bot ihm die Herrschaft über Genua an. Karl nahm das Anerbieten an, und sandte zur Besitznahme dieser

Stadt Johann von Anjou, einen Sohn des Königs Renatus ab, der kurze Zeit vorher von Florenz abgereist und nach Frankreich zurückgekehrt war. Jahr 1458.

Karl stellte sich vor, daß Johann, weil er viel von den Italienischen Sitten angenommen hatte, besser als jemand anderes diese Stadt würde regieren können; theils dachte er auch, daß er von dort aus auf die Eroberung von Neapel würde denken können, welches Königreichs sein Vater Renatus von Alphons war beraubt worden. Johann ging also nach Genua, woselbst er als Fürst empfangen und ihm die Macht der Stadt und ihres Gebiets in seine Gewalt gegeben ward.

Dieser Vorfall mißfiel Alphonsen, da es ihm schien, als habe er sich einen allzu mächtigen Feind auf den Hals gezogen; dennoch sezte er, hierdurch nicht aus der Fassung, mit freiem Muthe sein Unternehmen fort und hatte schon seine Flotte unter Villa marina bis nach Porto fino geführet, als er, angegriffen von einer plözlichen Krankheit, starb. Durch diesen Tod blieb Johann und die Genueser vom Kriege frei, und Ferdinand, der seinem Vater Alphons in der Regierung folgte, war voller Besorgniß, da er einen Feind von so großem Ansehn in Italien hatte, denn er zweifelte an der Treue vieler seiner Barone und befürchtete, daß sie, nach Neuerungen begierig, es mit den Franzosen halten möchten. Auch befürchtete er, daß der Pabst, dessen Ehrgeiz er kannte, die Absicht haben könnte, ihn des Königreichs, in dem er noch neu war, zu berauben. Nur auf den Herzog von Mailand sezte er Hoffnung, der nicht weniger besorgt war für die Angelegenheiten des Königreiches als Ferdinand selbst; denn er befürchtete, daß wenn die Franzosen sich desselben bemächtigt hätten, sie den Plan fassen könnten, auch seinen Staat in Besiz zu nehmen, den sie, wie er wohl wußte, als eine ihnen zugehörige Sache fordern zu können glaubten. Der Herzog sandte deshalb sogleich nach

Jahr 1458. Alphons Tode Briefe und Truppen an Ferdinand; diese um ihm Hülfe und Macht zu geben, jene um ihn zu ermahnen, daß er guten Muth fasse, indem er ihm anzeigte, daß es gar nicht in seinem Plan liege, ihn zu verlassen. Der Pabst hatte nach Alphons Tode die Absicht, dieses Reich dem Peter Ludwig Borgia, seinem Neffen zu geben; um aber seinem Plan einen ehrenvolleren Schein zu geben, und mehr Zustimmung bei den andern Mächten Italiens zu finden, machte er bekannt, daß er dieses Königreich unter die Herrschaft der Römischen Kirche bringen wolle; deshalb redete er den Herzog ab, dem Ferdinand keine Begünstigung zu ertheilen, und bot ihm die Besizungen an, die er in diesem Reiche schon inne hatte. Allein mitten unter diesen Gedanken und neuen Unruhen starb Kalixtus, und es folgte ihm auf dem Päbstlichen Stuhl Pius II. ein Sieneser von Geburt, aus der Familie der Piccolomini, Aeneas genannt. Dieser Pabst, der nur darauf dachte, die Christen zu beglücken, und die Kirche zu ehren, sezte, alle persönliche Leidenschaften bei Seite legend, auf des Herzogs von Mailand Bitten, dem Ferdinand die Krone dieses Reiches auf; weil er urtheilte, er werde viel eher die Waffen von Italien beruhigen, indem er den, der im Besiz war, aufrecht erhielt, als wenn er entweder die Franzosen begünstigt hätte, dieses Königreich zu erobern, oder wie Kalixtus den Plan gemacht, es für sich zu nehmen. Dennoch machte Ferdinand für diese Wohlthat den Anton einen Neffen des Pabstes zum Fürsten von Malfi, und gab demselben seine uneheliche Tochter zur Ehe. Auch gab er Benevent und Terracina der Kirche zurück.

1459. Es schien demnach daß die Waffen in Italien niedergelegt wären, und der Pabst schickte sich an, die Christenheit gegen die Türken in Bewegung zu sezen, so wie Kalixtus bereits den Anfang dazu gemacht hatte, als zwischen den

Fregoso, und Johann, dem Herrn von Genua Zwiespalt Jahr
entstand, der größere und wichtigere Kriege, als die bisher 1459.
geführten, entzündete. Es befand sich Pietrino Fregoso auf seinem Kastell in Riviera. Dieser glaubte von Johann von Anjou nicht seinen und seines Hauses Verdiensten gemäß belohnt worden zu sein, da sie die Ursache gewesen waren, daß er zum Fürsten dieser Stadt gemacht worden. Es kam daher zwischen ihnen zu offenbarer Feindschaft. Ferdinand sah diesen Umstand gern, als das einzige Mittel, den einzigen Weg zu seiner Rettung; deshalb unterstützte er Pietrino mit Truppen und Geld, und hoffte mit seiner Hülfe Johann aus jenem Staat verjagen zu können. Dieser, als er es erfuhr, ließ sich Hülfstruppen aus Frankreich kommen, mit welchen er dem Pietrino Widerstand leistete, der durch viele erhaltene Unterstützung sehr stark war, so daß Johann sich begnügte, die Stadt zu behaupten. In einer Nacht aber ging Pietrino hinein und nahm einige Orte derselben in Besitz; doch als der Tag gekommen war, ward er von Johanns Truppen bekämpft und getödtet, und alle seine Truppen theils getödtet, theils gefangen.

Dieser Sieg flößte Johann den Muth ein, den Feld- 1460.
zug gegen das Königreich Neapel zu unternehmen. Er ging also im October 1459 mit einer mächtigen Flotte von Genua aus, um jenem zu begegnen, und legte zuerst bei Baja vor Anker, von wo er nach Sessa ging, woselbst er von dem Herzoge von Sessa aufgenommen ward. Es schlossen sich an Johann der Fürst von Tarent, die Aquilaner, und viele andere Städte und Fürsten an; so daß das Reich ganz in Verfall gerieth. Als Ferdinand dieses sah, so bat er den Pabst und den Herzog um Hülfe, und um weniger Feinde zu haben, verglich er sich mit Sismondo Malatesti, wodurch aber Jakob Piccinino, weil er Sismondos natürlicher Feind war, dergestalt beunruhigt ward, daß er Ferdi-

Jahr nands Dienste verließ, und sich an Johann anschloß. Fer-
1460. dinand sandte auch Geld an Friederich, Herrn von Urbino, und versammelte so geschwind als er nur konnte, ein für jene Zeiten ganz ansehnliches Heer, worauf er an dem Flusse Sarni dem Feinde die Stirn bot; als es nun zur Schlacht kam, ward der König Ferdinand geschlagen, und viele seiner vornehmsten Heerführer gefangen. Nach dieser Niederlage blieb nur noch die Stadt Neapel nebst einigen wenigen Fürsten und Städten dem Ferdinand treu; die meisten aber unterwarfen sich dem Johann. Jakob Piccinino wollte, daß Johann gleich nach diesem Siege auf Neapel losgehen und sich der Hauptstadt des Reichs bemächtigen sollte; dieser aber wollte nicht, indem er sagte, daß er erst ihn seines ganzen Gebiets berauben und dann angreifen wolle, in der Meinung, daß, wenn alle Städte verloren wären, Neapel leichter zu erobern sein würde. Diese verkehrte Maßregel raubte ihm den Sieg in diesem Feldzuge, weil er nicht bedachte, daß die Glieder leichter dem Haupte, als das Haupt den Gliedern folget.

1461. Ferdinand hatte sich nach seiner Niederlage nach Neapel zurückgezogen; hier empfing er die Vertriebenen aus seinen Staaten, brachte auf die gelindeste Weise, die er anwenden konnte, Geld zusammen, und bildete sich ein kleines Kriegsheer. Er sandte von neuem um Hülfstruppen zu dem Pabst und zum Herzoge, und ward von beiden mit größerer Geschwindigkeit und reichlicher unterstützt als zuvor, denn sie waren in der größten Besorgniß, daß er das Königreich verlieren möchte. Da also der König Ferdinand wieder stark geworden war, zog er von Neapel aus, und so wie er anfing sein Ansehn wieder zu gewinnen, so gewann er auch von seinen verlorenen Städten wieder. Während nun der Krieg in Neapel geführt ward, erfolgte eine Begebenheit, wodurch Johann von Anjou sein ganzes Ansehn und die

Mittel verlor, seinen Feldzug glücklich zu enden. Die Genueser waren der habsüchtigen und hochmüthigen Regierung der Franzosen überdrüssig, so daß sie die Waffen ergriffen gegen den Königlichen Stadthalter, und ihn zwangen, sich in das kleine Kastell zu flüchten. In dieser Unternehmung waren die Fregosi und Adorni mit einander einig, und wurden von dem Herzoge von Mailand mit Truppen und Geld unterstüzt, sowohl zum Wiedergewinnen der Regierung, als zu deren Erhaltung. Als nun der König Renatus, der hierauf mit einer Flotte zur Unterstüzung seines Sohnes herankam, Genua mit Hülfe des kleinen Kastells wieder zu erobern hoffte, ward er beim Ausschiffen seiner Truppen dermaßen geschlagen, daß er mit Schande nach der Provence zurückzukehren gezwungen war. Diese Nachricht, sobald sie im Königreich Neapel bekannt ward, sezte Johann von Anjou in groſse Bestürzung; dennoch gab er die Unternehmung nicht auf, sondern sezte, mit Hülfe der Baronen, die wegen ihrer Empörung bei Ferdinand kein Gehör wieder zu finden hofften, den Krieg noch eine beträchtliche Zeit lang fort. Endlich aber kam es zwischen den beiden Königlichen Heeren, nach vielerlei Begebenheiten zu einer Schlacht, worin Johann nahe bei Troja geschlagen ward im Jahr 1462 und nicht so schwer traf ihn seine Niederlage, als daß Jakob Piccinino ihn verließ, der sich an Ferdinand anschloß; so daß er seiner Macht beraubt, sich nach Istrien zurückzog, von wo aus er dann nach Frankreich zurückkehrte. Dieser Krieg dauerte vier Jahre, und derjenige verlor den Sieg durch seine Nachläßigkeit, der ihn durch die Tapferkeit seiner Soldaten mehr als einmal errungen hatte. Die Florentiner wirkten dabei nicht auf eine sichtbare Weise mit; zwar wurden sie von dem Könige Johann von Aragon, der durch des Alphons Tod in diesem Reiche den Thron bestiegen hatte, durch Gesandte aufgefordert, seinen Neffen Ferdinand

Jahr 1461.

1462.

Jahr 1463. in seinen Angelegenheiten zu unterstüzen, so wie sie durch das neuerdings mit dessen Vater Alphons eingegangene Bündniß verpflichtet wären: allein die Florentiner antworteten hierauf, daß sie keine Verbindlichkeit gegen jenen hätten; daß sie dem Sohne nicht beistehen würden in einem Kriege, den der Vater durch seinen Angriff erregt habe; und daß so wie derselbe ohne ihren Rath und ohne ihr Mitwissen begonnen worden sei, so möchte er nun auch ohne ihre Hülfe ihn führen und endigen. Die Gesandten also bestanden im Namen ihres Königs auf der Strafe der unerfüllten Verbindlichkeit, und auf der Ersezung des Schadens, und reisten ab, aufgebracht gegen die Stadt. Die Florentiner beharrten also während dem Lauf dieses Krieges, was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, im Frieden; im Innern aber waren sie keinesweges ruhig, wie im folgenden Buche besonders gezeigt werden soll.

# Siebentes Buch.

Vielleicht wird es denjenigen, die das vorhergehende Buch gelesen haben, scheinen, daß ein Geschichtschreiber der Florentinischen Begebenheiten sich darin zu weit bei der Erzählung der in der Lombardei und dem Königreich vorgefallenen ausgedehnt habe. Dennoch habe ich dergleichen Erzählungen nicht vermieden, und werde sie auch in Zukunft nicht vermeiden. Denn obschon ich keinesweges versprochen habe, die Begebenheiten von Italien zu schreiben, so glaube ich darum doch nicht die Erzählung der merkwürdigeren, die in diesem Lande vorgefallen sind, unterlassen zu dürfen. Denn wenn ich sie nicht erzählte, so würde unsere Geschichte weniger verständlich und weniger angenehm sein; besonders weil mehrstens aus den Handlungen der andern Italienischen Völker und Fürsten die Kriege entstehen, an welchen die Florentiner Theil zu nehmen gezwungen werden. So entstanden aus dem Kriege des Johann von Anjou mit dem Könige Ferdinand der Haß und die schweren Feindschaften, welche nachher zwischen Ferdinand und den Florentinern, vorzüglich aber mit dem Hause der Medici erfolgten. Denn der König beklagte sich, daß er in diesem Kriege nicht allein nicht unterstützt worden sei, sondern daß man sogar seinem Feinde Begünstigungen erzeigt habe; und dieser Unwille gab

zu den größten Uebeln Veranlassung, wie sich in unserer Erzählung zeigen wird. Da ich nun in der Beschreibung der auswärtigen Angelegenheiten bis zu dem Jahre 1463 gelangt bin, so muß ich nothwendig, um die während dieser Zeit im Innern erfolgten Unruhen zu erzählen, um viele Jahre wieder zurückgehen. Zuerst aber will ich nach unserer Gewohnheit durch eine kleine Untersuchung zeigen, daß diejenigen, welche hoffen, daß in einem Freistaate jemals Einigkeit herrschen könne, in dieser Hoffnung sich sehr betrügen. Wahr ist es, daß einige Uneinigkeiten den Republiken zum Schaden, andere zum Nutzen gereichen. Diejenigen nun sind schädlich, die von Fakzionen und Partheisüchtigen begleitet sind; diejenigen aber nüzlich, die von beiden Uebeln sich frei erhalten. Wenn also der Gründer einer Republik nicht verhüten kann, daß Feindschaften darin entstehen, so muß er wenigstens verhüten, daß keine Fakzionen statt finden. Man muß daher wissen, daß auf zweierlei Weise, die Bürger einer Stadt sich Einfluß verschaffen; entweder durch öffentliche Mittel oder durch Privatmittel. Oeffentlich erlangt man ihn durch den Gewinn einer Schlacht, Eroberung eines Landes; Verrichtung einer Gesandtschaft mit Eifer und Klugheit, und durch glückliche und weise Rathschläge, dem Staat ertheilt. Durch Privatmittel erlangt man denselben, indem man diesem oder jenem Bürger Wohlthaten erzeigt, ihn vor der Obrigkeit schüzt, mit Geld unterstüzt, ihm unverdienterweise zu Ehrenstellen verhilft, und indem man sich durch öffentliche Lustbarkeiten und Geschenke beim Volk beliebt macht. Durch diese Verfahrungsweise entstehen Fakzionen und Partheien; und so schädlich der auf diese Weise erlangte Einfluß ist, so nüzlich ist jener andere, wenn er nicht mit Partheigeist vermischt ist; denn er ist auf einem gemeinschaftlichen, nicht auf einem besonderen Gute gegründet. Obschon man nun auch selbst bei solchen Bürgern auf

keine Weise verhüten kann, daß nicht die größten Feindschaften zwischen ihnen entstehen, so können sie doch aus Mangel an Anhängern, die um ihres eignen Nuzens willen, ihnen folgten, dem Staate nicht schaden, sondern müssen ihm vielmehr nüzlich sein; denn um sich ihres Einflusses würdig zu machen, müssen sie nothwendig zu seiner Erhebung beitragen, besonders aber auch einer den andern beobachten, damit die bürgerlichen Gränzen nicht überschritten werden. Die Feindschaften zu Florenz waren niemals frei von Faktionen, und waren deshalb auch immer schädlich; auch blieb die siegende Faktion niemals einig, als nur so lange, bis die feindliche Faktion vernichtet war. Sobald aber diese aufgelöst war, so hatte jene weder Furcht mehr, um sie zurückzuhalten, noch innere Ordnung, um sie zu zügeln, so daß sie sich von neuem spaltete. Die Parthei des Kosmus von Medici behielt im Jahr 1434 die Oberhand; erhielt sich aber, weil die unterdrückte Parthei groß und reich an mächtigen Männern war, aus Furcht eine Zeit lang einig und milde, so daß sie wenigstens unter sich keinen Irrthum begingen, und sich nicht durch ungeschicktes Betragen beim Volke verhaßt machten. Daher denn diese Regierung, so oft sie des Volkes bedurfte, um ihre Macht zu erneuern, dasselbe geneigt fand, ihren Häuptern alles Ansehen der Hauptversammlungen und alle Macht zuzugestehen, die sie verlangten; daher sie vom Jahr 1434 an bis 1455, welches ein und zwanzig Jahre sind, sechsmal und durch die Räthe gewöhnlicherweise die Macht der Hauptversammlungen sich aneigneten.

Es waren zu Florenz, wie wir mehrmals gesagt haben, zwei sehr mächtige Bürger, Kosmus von Medici und Neri Capponi; von diesen war Neri einer derjenigen, die sich ihr Ansehen durch öffentliche Mittel erwerben, daher er viele Freunde und wenig Anhänger hatte. Kosmus von der

andern Seite, der sich sowohl den öffentlichen als den Privatweg zu seiner Macht eröffnet hatte, war reich an Freunden und Anhängern. Da nun diese, so lange sie beide lebten, miteinander einig waren, so sezten sie alles was sie wollten, ohne Schwierigkeit beim Volke durch; denn nächst ihrer großen Macht waren sie auch sehr beliebt. Im Jahr 1453 aber, als Nerl gestorben, und die feindliche Parthei gänzlich aufgelöst war, fand die Regierung Schwierigkeit, ihre Macht zu erneuern, und hieran waren die Freunde des Kosmus selbst, und die Mächtigsten in der Regierung schuld; denn sie fürchteten nicht mehr die aufgelöste Gegenparthei und wünschten nun seine Macht zu vermindern. Diese Stimmung gab die Veranlassung zu den Spaltungen, die nachmals im Jahr 1466 erfolgten, so daß sie denen, welche die Regierung in Händen hatten, in den Rathsversamlungen, wo man öffentlich von der Staatsverwaltung sprach, den Rath gaben, daß sie die Macht der Hauptversamlungen nicht wiedernehmen möchten, sondern daß man die Beutel schließen, und die Magistrate nach den Begünstigungen der vorigen Wahlen durch das Loos ziehn solle. Kosmus hatte, um diese Bewegung im Zaum zu halten, zwei Wege; entweder die Regierung durch die Anhänger, die ihm geblieben waren, mit Gewalt wieder zu ergreifen, und alle die andern zu verdrängen, oder die Sache gehen, und seine Freunde durch die Zeit erkennen zu lassen, daß sie nicht ihm sondern sich selbst die Regierung und den Einfluß entzögen. Von diesen beiden Mitteln erwählte er das leztere, denn er wußte wohl, daß er bei dieser Einrichtung der Regierung, weil die Beutel noch voll waren von den Namen seiner Freunde, nicht die mindeste Gefahr lief und er also nach seiner Willkühr die Regierung wieder ergreifen konnte. Da also die Stadt wieder darauf zurückgekommen war, ihre Magistrate durch das Loos zu wählen, so glaubten sämtliche Bürger,

daß sie dadurch ihre Freiheit wieder erlangt hätten. Die Obrigkeiten sprachen nicht mehr das Recht nach dem Willen der Mächtigen, sondern nach ihrer eigenen Beurtheilung, so daß bald ein Freund des einen Mächtigen, bald ein Freund des andern gestraft ward, und so mußten diejenigen, die gewohnt waren, ihre Häuser voll von Aufwartenden und von Geschenken zu sehen, dieselben an Einkünften und Menschen leer finden. Auch sahen sie jezt sich denjenigen gleich geworden, die sie als weit unter ihrem Range betrachtet hatten, und diejenigen weit über sich, die ihnen gleich zu sein pflegten. Sie waren weder angesehen noch geehrt, sondern vielmehr verhöhnt und verlacht, und von ihnen und von der Republik sprach man auf den Straßen und Plätzen ohne die mindeste Rücksicht; so daß sie alsobald erkannten, daß nicht Kosmus, sondern sie selbst die Regierung verloren hatten. Kosmus stellte sich, als ob er alles dieses nicht bemerke, und wenn irgend ein Beschluß vorgeschlagen ward, der dem Volke gefiel, so war er der erste ihn zu begünstigen. Was aber die Großen am mehrsten erschreckte, und Kosmus die beste Gelegenheit gab, ihnen ihren Irrthum bemerklich zu machen, war, daß man die Art der Katastrirung vom Jahr 1427 wieder einführte, vermöge welcher nicht die Menschen, sondern das Gesez die Auflagen bestimmte.

Daß dieses Gesez durchgegangen und bereits die Obrigkeit zur Vollziehung desselben ernannt war, bewirkte, daß Jahr 1458.
sie sich fest aneinander anschlossen, und zusammen zu Kosmus gingen, um ihn zu bitten, daß er einwilligen möchte, sich selbst und sie aus den Händen des Pöbels zu ziehen, und der Regierung wieder das Ansehen zu verschaffen, welches ihn mächtig und sie geehrt machte. Kosmus antwortete, er sei es zufrieden; er wolle aber, daß das Gesez dazu ordentlicherweise, und mit Einwilligung des Volks,

Jahr nicht aber mit Gewalt, von der sie ihm überhaupt auf keine
1428 Weise reden sollten, gegeben werde. Man versuchte in den Räthen das Gesez durchgehen zu machen, eine neue Hauptversammlung zu Stande zu bringen; allein es gelang nicht. Die vornehmen Bürger also kehrten zu Kosmus zurück, und baten ihn in den demüthigsten Ausdrücken: er möchte doch zu der allgemeinen Versammlung seine Beistimmung geben; allein Kosmus schlug es gänzlich ab, denn er wollte es auf den Punkt bringen, daß sie ihren Irrthum ganz vollständig einsähen. Da nun Donatus Cocchi, der gerade Gonfaloniere der Gerechtigkeit war, ohne seine Zustimmung die allgemeine Versammlung zu Stande bringen wollte, so ließ ihn Kosmus durch die Signoren, die seine Beisizer waren, dermaßen verhöhnen, daß er toll ward, und als ein Blödsinniger in sein Haus zurück geschickt wurde. Doch aber, weil es nicht gut ist, die Sachen so weit kommen zu lassen, daß man sie nachher nicht wieder nach Willkühr in Ordnung bringen kann, so glaubte Kosmus, da Lukas Pitti, ein leidenschaftlicher und kühner Mann, Gonfaloniere der Gerechtigkeit geworden war, daß es nunmehro Zeit sei, diesem die Führung der Sache zu überlassen; damit wenn man sich durch diese Unternehmung irgend eine Verantwortung zuzöge, diese auf Lukas und nicht auf ihn fiele. Lukas schlug also im Anfange seiner Amtsführung dem Volke vielmals vor, die Hauptversammlung zu erneuern, und da dies nicht durchging, so bedrohte er diejenigen, die in den Räthen saßen, mit beleidigenden und hochmüthigen Worten; zu diesen fügte er bald nachher auch Handlungen, denn im August 1428, am Vorabend des S. Lorenz Tages, erfüllte er den Pallast mit Bewaffneten, rief das Volk auf den Plaz zusammen, und zwang es mit Gewalt und durch die Waffen in dasjenige zu willigen, worin es vorher freiwillig nicht hatte einwilligen wollen. Nachdem sie also nach der

Willkühr einiger wenigen, die Regierung wieder ergriffen, Jahr
darauf die Hauptversammlung, und nach dieser auch die 1498.
ersten Obrigkeiten ernannt hatten, so verbannten sie, um
diese Regierung, die sie mit Gewalt angefangen hatten, mit
Schrecken zu eröffnen, Messer Hieronymus Machiavelli
nebst einigen andern, und beraubten auch viele ihrer Ehren-
stellen. Dieser Messer Hieronymus ward nachher, weil er
seinen Bann überschritten hatte, für einen Rebellen erklärt,
worauf er Italien durchstreifte, um die Fürsten gegen sein
Vaterland aufzuregen, hierbei aber in Lunigiana durch Treu-
losigkeit eines dieser Herrn gefangen, nach Florenz geführt,
und im Gefängniß getödtet ward.

Diese Regierungsform blieb die acht Jahr hindurch,
die sie dauerte, unerträglich und gewaltsam. Denn Kos-
mus, der schon alt und erschöpft, auch durch körperliche
Uebel schwach geworden war, konnte nicht auf seine gewöhn-
liche Weise bei den öffentlichen Geschäften gegenwärtig sein,
daher denn einige wenige Bürger die Stadt plünderten.
Lukas Pitti ward, zur Belohnung für sein zum Wohl des
Staats vollbrachtes Werk, zum Ritter gemacht, und er,
um nicht weniger gütig gegen den Staat zu sein, als dieser
gegen ihn gewesen war, verordnete, daß diejenigen, die
bis dahin Priören der Zünfte genannt worden waren, jezo,
damit sie von dem verlorenen Besitzthum doch wenigstens
den Titel wieder bekämen, Priören der Freiheit genannt
werden sollten. Auch verordnete er, daß der Gonfaloniere,
statt wie bisher an der rechten Seite der Rektoren zu sizen,
künftig in ihrer Mitte sizen sollte. Damit auch Gott selbst
an dieser Unternehmung Theil zu nehmen scheine, bestellte
er öffentliche Umgänge und feierlichen Gottesdienst, um ihm
für die wiedererlangten Würden zu danken. Messer Lukas
ward von der Signoria und von Kosmus reich beschenkt;
diesen eiferte die ganze Stadt um die Wette hierin nach;

Jahr und man war der Meinung, daß die Geſchenke ſich auf die
1439. Summe von zwanzigtauſend Dukaten beliefen. Hierdurch ſtieg ſein Anſehn ſo ſehr, daß nicht Kosmus, ſondern Meſſer Lukas die Stadt regierte. Auch ward er dadurch ſo ſicher gemacht, daß er zwei Gebäude anfing, das eine zu Florenz, das andere in Ruciano, einem eine Meile von der Stadt gelegenen Orte, beide prachtvoll und königlich; das in der Stadt aber war bei weitem größer, als irgend ein anderes, das von einem Privatmanne bis auf dieſen Tag gebaut worden war. Um dieſe zu vollenden, enthielt er ſich auch keines außerordentlichen Mittels; denn nicht allein die Bürger und Privatleute beſchenkten ihn, und unterſtützten ihn mit den zum Baue nöthigen Dingen, ſondern auch die Gemeinden und ganze Völker ſchafften ihm Hülfsmittel herbei. Ueber dieſes flüchteten ſich alle Verbannte, und jeder andere, der einen Mord, Diebſtahl oder andere That begangen hatte, wegen welcher er die öffentliche Strafe fürchtete, wenn er nur bei dem Baue nüzlich werden konnte, mit Sicherheit in dieſes Gebäude. Die anderen Bürger, wenn ſie auch nicht bauten, wie dieſer, waren doch weder weniger gewaltthätig, noch weniger raubſüchtig als er; ſo daß wenn Florenz auch frei war von auswärtigem Kriege, der es verheerte, es doch von ſeinen eignen Bürgern verheert ward. Während dieſer Zeit erfolgten, wie wir geſagt haben, die Kriege im Königreich, und einige führte auch der Pabſt in Romagna gegen die Malateſti, weil er ihnen Rimini und Ceſena wegzunehmen wünſchte, welches ſie beſaßen. Auf dieſe Unternehmungen alſo und den Gedanken an einen Feldzug gegen die Türken verwandte Pabſt Pius die Zeit ſeines Pabſtthumes.

1463. Florenz aber fuhr in ſeinen Uneinigkeiten und Unruhen fort. Die Uneinigkeit in der Parthei des Kosmus begann im Jahr 1435 durch die angeführten Urſachen, allein durch

seine Klugheit ward sie, wie wir erzählt haben, wieder beigelegt. Im Jahr 1464 aber ward des Kosmus Krankheit ernsthafter, so daß er aus dem Leben verschied. Sowohl seine Feinde, als seine Freunde beklagten seinen Tod; denn diejenigen, die ihn aus Staatsgründen nicht liebten, sahen doch, wie groß die Raubsucht der Bürger schon bei seinem Leben gewesen war, da doch die Achtung vor ihm sie noch leidlicher machte, und sie besorgten daher nach seinem Tode gänzlich zu Grunde gerichtet und vernichtet zu werden. Auf Peter, seinen Sohn, sezten sie wenig Vertrauen; denn obschon er ein guter Mensch war, so glaubten sie doch, daß weil auch er schwächlich und in den Staatsgeschäften neu war, er genöthigt sein werde, jene mit Rücksichten zu behandeln, wodurch sie dann, ganz ohne Zügel, noch ausschweifender in ihren Räubereien würden sein können. Er hinterließ also jedermann um seinetwillen in großer Betrübniß. Kosmus war der angesehenste und berühmteste Bürger unter den nicht Krieg führenden, den nicht blos Florenz, sondern irgend eine Stadt, die wir kennen, besessen hat; denn nicht allein übertraf er alle seine Zeitgenossen an Macht und Reichthümern, sondern auch an Freigebigkeit und Klugheit; denn zu den Eigenschaften, die ihn zum ersten seines Vaterlandes machten, gehörte auch die, alle andere Menschen an Freigebigkeit und Pracht zu übertreffen. Seine Freigebigkeit zeigte sich am deutlichsten nach seinem Tode, als Peter sein Sohn sein Vermögen aufnehmen wollte; denn es war auch nicht ein Bürger von einiger Bedeutung in der Stadt, dem nicht Kosmus große Summen Geldes geliehen hätte; und oftmals hatte er, ohne dazu aufgefordert zu sein, wenn er das Bedürfniß eines Edelmannes vernahm, ihn unterstüzt. Seine Pracht zeigte sich in der Menge der von ihm aufgeführten Gebäude; denn in Florenz ließ er die Klöster und Kirchen von S. Markus und Jahr 1464.

Jahr 1461. S. Lorenz, und das Kloster von S. Verdiana, auf den Bergen von Fiesole S. Hieronymus und die Abtei, und in Mugello eine Kirche der Minoriten nicht blos wiederherstellen, sondern von Grund aus neu aufbauen. Außer diesem ließ er in S. Croce, bei den Servitén, bei den Agnoli, und in S. Miniatus sehr glänzende Altäre und Kapellen bauen, welche Kirchen und Kapellen er außerdem noch mit Teppichen und andern zum Schmuck der Gottesverehrung nothwendigen Dingen anfüllte. Zu diesen heiligen Gebäuden kamen nun noch folgende Privathäuser; eines in der Stadt, von der Beschaffenheit, wie es für einen solchen Bürger sich ziemte; viere außerhalb, zu Careggi, zu Fiesole, zu Cafaggiuolo und am Trebbio, alles Paläste nicht bürgerlich, sondern königlich. Und da es ihm nicht genug war, in Rücksicht auf die Pracht seiner Gebäude in Italien bekannt zu sein, so baute er auch zu Jerusalem ein Hospital für die armen und kranken Pilger; und auf alle diese Gebäude verwandte er eine außerordentlich große Summe Geldes. Obschon nun diese Wohnungen, so wie alle seine anderen Werke und Handlungen königlich waren, er auch allein in Florenz das Haupt war, so war er dennoch durch seine Klugheit so gemäßigt, daß er die bürgerliche Bescheidenheit niemals überschritt; denn in seinen Unterredungen, seiner Dienerschaft, seinem Reiten, seiner ganzen Lebensart und in den Verwandschaften, die er anknüpfte, betrug er sich immer jedem bescheidenen Bürger gleich; denn er wußte wohl, daß die außerordentlichen Dinge, die sich zu jeder Zeit zeigen und erscheinen, den Menschen viel mehr Neid einflößen, als diejenigen Dinge, die in der That bestehen und mit Anstand bedeckt bleiben. Als er daher seine Söhne verheirathen wollte, suchte er nicht fürstliche Verwandtschaften, sondern verband mit Johann Cornelia Alessandri und mit Peter Lukrezia Tornabuoni. Die Enkelinnen, die er

durch Peter bekam, vermählte er, Blanka mit Wilhelm de Pazzi, und Nannina mit Bernhard Ruccellai. In den Regierungen der Fürsten und bürgerlichen Verfassungen gab es zu seiner Zeit keinen, der an Kenntniß und Geschicklichkeit ihn erreicht hätte. Daher kam es, daß bei so großem Wechsel des Glücks, in einer so veränderlichen Stadt und unter einer so wankelmüthigen Bürgerschaft er die Regierung ein und dreißig Jahre lang erhielt, denn durch seine große Klugheit erkannte er die Uebel schon von weitem, und hatte dadurch Zeit, entweder ihren Wachsthum zu verhindern, oder wenn sie gewachsen waren, sich so vorzubereiten, daß sie ihm nicht schaden konnten. Hierdurch bezwang er nicht blos den häuslichen und bürgerlichen Ehrgeiz, sondern überwand auch den vieler Fürsten mit so großem Glück und so großer Klugheit, daß jeder, der sich mit ihm und seinem Vaterlande verband, seinem Feinde entweder widerstehen oder ihn überwinden konnte; und daß jeder, der sich ihm entgegen stellte, entweder Zeit und Geld, oder gar die Regierung verlor. Hiervon können die Venezianer ein gutes Zeugniß ablegen, die mit ihm gegen den Herzog Philipp immer die Oberhand behielten, von ihm getrennt aber zuerst von Philipp und nachher von Franz besiegt und geschlagen wurden. Und als sie sich mit Alphons gegen die Republik Florenz verbündeten, so erschöpfte Kosmus durch seinen Kredit Neapel und Venedig so sehr an Gelde, daß sie gezwungen wurden, denjenigen Frieden anzunehmen, den man ihnen zugestehen wollte. Alle die großen Schwierigkeiten also, die Kosmus innerhalb der Stadt und außerhalb zu überwinden hatte, nahmen für ihn ein glorreiches, für die Feinde ein nachtheiliges Ende; daher immer die bürgerlichen Zwistigkeiten in Florenz seine Regierung befestigten, und die auswärtigen Kriege seine Macht und sein Ansehen vergrößerten. Hierdurch fügte er zu dem Gebiet seiner Republik

Jahr 1446.

Jahr 1404. den Flecken S. Sepolcro, Montedoglio, das Caſentiniſche, und Valdibagno. So vernichtete ſeine Tugend und ſein Glück alle ſeine Feinde, und erhöhte ſeine Freunde. Er ward geboren im Jahr 1389 am Tage der Heiligen Kosmus und Damianus. Seine früheren Jahre waren voll von Drangſalen, wie ſeine Verbannung, ſeine Gefangenſchaft, ſeine Todesgefahren beweiſen, und von der Kirchenverſammlung zu Koſtniz, wohin er mit dem Pabſt Johann gegangen war, mußte er nach deſſen Untergange, um ſein Leben zu retten, verkleidet entfliehen. Nach ſeinem vierzigſten Jahre aber lebte er äußerſt glücklich, ſo daß nicht allein diejenigen, die ſich in Staatsgeſchäften an ihn anſchloſſen, ſondern auch die, welche durch ganz Europa ſeine Schäze verwalteten, an ſeinem Glücke Theil nahmen. Hieraus entſtanden ausnehmende Reichthümer in vielen Florentiniſchen Familien, ſo wie dies mit den Tornabuoni, den Benci, den Portinari, den Saſſetti der Fall war, und außer dieſen wurden auch alle diejenigen, die von ſeinem Rath und Vermögen abhingen, ſo ſehr bereichert, daß obgleich er fortwährend zum Bau von Kirchen und zu Almoſen Geld verwandte, er dennoch ſich zuweilen bei ſeinen Freunden beklagte, daß er niemals ſoviel zur Ehre Gottes hätte ausgeben können, daß er ihn als Schuldner in ſeinen Büchern fände. Er war von gewöhnlicher Größe, ſein Geſicht olivenfarbig, ſeine Perſon ehrwürdig. Er war nicht gelehrt, aber ſehr beredſam, und voll von natürlicher Klugheit; deshalb war er dienſtfertig gegen ſeine Freunde, mildthätig gegen Arme, im Umgang nüzlich, in Entſchließungen vorſichtig, in der Ausführung raſch, und in ſeinen Ausſprüchen ſcharfſinnig und ernſt. Meſſer Rinaldo degli Albizzi ließ ihm in den erſten Zeiten ſeines Exils ſagen, daß die Henne brütete, worauf Kosmus antwortete, ſie könnte ſchlecht brüten, weil ſie außer dem Neſt wäre. Anderen Rebellen,

die ihm wissen ließen, daß sie nicht schliefen, erwiederte er, Jahr
er glaube es, denn er habe sie aus dem Schlaf gestört. Von 1464.
dem Pabst Pius, als er die Fürsten zum Feldzuge gegen die Türken antrieb, sagte er, er sei alt und begehe einen Jugendstreich. Den Venezianischen Gesandten, die zugleich mit denen des Königs Alphons nach Florenz kamen, zeigte er sein bedektes Haupt, und fragte sie welche Farbe es habe, und als sie antworteten, weiß, erwiederte er: und nicht lange wird es dauern, so haben es eure Senatoren so weiß wie ich. Als seine Gemahlin wenig Stunden vor seinem Tode ihn fragte, warum er die Augen geschlossen halte, antwortete er: um sie zu verschönern. Als einige Bürger nach seiner Rückkunft aus der Verbannung zu ihm sagten, daß man die Stadt verderbe und gegen Gott handle, so viele würdige Männer zu verjagen, erwiederte er, besser sei eine verdorbene als eine verlorne Stadt; sechs Ellen geschorenen Tuchs machten einen würdigen Mann; und Regierungen erhielte man nicht mit Rosenkränzen in der Hand. Diese Aussprüche gaben seinen Feinden Stoff ihn zu verläumden, als einen Menschen, der mehr sich als sein Vaterland, mehr diese Welt als jene liebe. Man könnte noch viele andere seiner Aussprüche anführen, die aber als unnöthig übergangen werden. Kosmus war auch ein Liebhaber und Beschüzer der Gelehrten, deshalb zog er den Argiropolus nach Florenz, der ein Grieche und für jene Zeit sehr gelehrt war, damit von diesem die Florentinische Jugend das Griechische und seine übrigen Wissenschaften erlernen könnte. Er ernährte in seinem Hause den Marsilius Ficino, den zweiten Vater der Platonischen Philosophie, den er außerordentlich liebte; und damit dieser mit größerer Bequemlichkeit das Studium der Wissenschaften betreiben, und auch er bequemer seines Umgangs genießen könnte, be-

Jahr 1461. schenkte er denselben mit einer Besitzung in der Nähe der seinigen zu Careggi. Diese seine Klugheit also, seine Reichthümer, seine Lebensweise, sein Glück machten ihn bei den Bürgern von Florenz gefürchtet und geliebt, und bei den Fürsten nicht allein von Italien, sondern von ganz Europa wunderbar geschäzt; hierdurch hinterließ er seinen Nachkommen eine solche Grundlage, daß sie an Tugenden ihm gleichkommen, an Glück ihn bei weitem übertreffen, und das Ansehen, welches Kosmus in Florenz gehabt hatte, nicht blos in dieser Stadt, sondern in der ganzen Christenheit haben konnten. Dennoch empfand er in der lezten Zeit seines Lebens großes Mißvergnügen; denn von seinen beiden Söhnen Peter und Johann, starb dieser, auf den er das meiste Vertrauen hatte, jener aber war krank, und wegen der Schwächlichkeit seines Körpers zu öffentlichen und Privatgeschäften wenig geschickt. Als sich daher Kosmus nach dem Tode seines Sohnes durch sein Haus tragen ließ, sagte er seufzend, dieses Haus ist zu groß für so wenig Familie. Die Größe seines Gemüths ward auch geängstet durch den Gedanken, daß er das Florentinische Gebiet nicht durch irgend eine ehrenvolle Eroberung vergrößert habe: und hierüber betrübte er sich um so mehr, als es ihm schien daß er von Franz Sforza darin betrogen worden sei, welcher, da er noch Graf war, ihm versprochen hatte, sobald er sich der Stadt Mailand bemächtigt habe, für die Florentiner den Feldzug gegen Lukka zu führen, welches aber nicht geschah, denn mit dem Glück änderte der Graf auch seinen Sinn, und da er Herzog geworden war, so wollte er im Frieden den Staat genießen, den er duch den Krieg errungen hatte: deshalb wollte er weder für Kosmus noch für jemand anders einen Feldzug mehr thun, und führte, nachdem er Herzog geworden, keine anderen Kriege mehr, als diejenigen, zu welchen ihn seine eigne Vertheidigung nöthigte.

Dies verursachte Kosmus den größten Verdruß, weil er Jahr 1463.
meinte Mühe und Kosten ertragen zu haben, um einen undankbaren und untreuen Menschen groß zu machen. Er bemerkte außerdem, daß er wegen der Kränklichkeit seines Körpers bei seinen öffentlichen und Privatgeschäften nicht mehr seinen alten Fleiß anwenden konnte, so daß er diese so wie jene sich verschlimmern sah; denn die Stadt ward von den Bürgern, und sein Vermögen von seinen Dienern und Söhnen zerstört. Alle diese Dinge machten, daß er die lezten Jahre seines Lebens in Unruhe zubrachte. Dennoch starb er im höchsten Ruhm und mit dem größten Namen; sowohl in der Stadt, als außerhalb bezeugten alle Bürger und alle Fürsten seinem Sohne Peter ihr Beileid wegen seines Todes; er ward im größten Pompe von allen Bürgern zum Grabmahle begleitet, in der St. Lorenzkirche begraben, und durch eine Staatsverordnung über seinem Grabmale Vater des Vaterlands genannt. Wenn ich bei der Beschreibung der Thaten des Kosmus diejenigen nachgeahmt habe, welche die Lebensläufe der Fürsten, nicht aber die, welche die allgemeine Geschichte beschreiben, so verwundere sich darüber niemand; denn da dieser ein seltner Mann in unserer Stadt war, so bin ich genöthigt, ihn auf eine außerordentliche Weise zu loben.

In diesen Zeiten da Florenz und Italien sich in den erwähnten Umständen befanden, ward Ludwig König von Frankreich von einem sehr schweren Kriege angegriffen, welchen seine Barone mit Hülfe Franzens Herzogs von Bretagne und Karls Herzogs von Burgund gegen ihn begannen; dieser Krieg war so wichtig, daß er nicht daran denken konnte, den Herzog Johann von Anjou in seinen Unternehmungen gegen Genua und das Königreich zu unterstüzen; sondern vielmehr, da er eines jeden Beistand nöthig zu haben glaubte, den Herzog Franz von Mailand in den Besiz

Jahr 1454. der Stadt Savona ſetzte, welche in der Gewalt der Franzoſen geblieben war, und ihm auch wiſſen ließ, daß er um ſeinetwillen immerhin einen Feldzug gegen Genua unternehmen möchte, wenn er wolle. Dieſen Vorſchlag nahm Franz an, und durch den Einfluß, den ihm die Freundſchaft des Königs verſchafte, ſo wie durch die Begünſtigungen der Adorni bemächtigte er ſich Genuas; um ſich nun für die von dem Könige empfangene Wohlthaten nicht undankbar gegen ihn zu beweiſen, ſandte er ein tauſend fünf hundert Reuter unter der Anführung ſeines erſtgebornen Sohnes Galeazzo zu ſeinem Beiſtande nach Frankreich. Da nun alſo Ferdinand von Aragon und Franz Sforza, der eine Herzog der Lombardei und Fürſt von Genua, der andere König des ganzen neapolitaniſchen Reiches geworden war, ſie auch Blutsfreundſchaft mit einander geſtiftet hatten, ſo dachten ſie darauf, wie ſie ihre Staaten auf eine ſolche Weiſe befeſtigen könnten, daß ſie während ihres Lebens derſelben mit Sicherheit genießen, nach ihrem Tode aber ſie ihren Erben frei hinterlaſſen könnten. Es ſchien ihnen deshalb nöthig, daß der König ſich derjenigen Barone verſicherte, die in dem Kriege mit Johann von Anjou ſich ihm entgegen geſetzt hatten; und daß der Herzog darauf hinwürke, die Waffen des Braccio, die ſeinem Blute feindlich und unter Jakob Piccinino zu dem höchſten Anſehen geſtiegen waren, zu unterdrücken; denn Jakob war nun der erſte Feldherr Italiens geblieben, und da er keinen Staat beſaß, ſo mußte jeder Beſitzer von Staaten ihn fürchten, vorzüglich aber der Herzog, der durch ſein eigenes Beiſpiel belehrt, dieſen Staat weder ſelbſt erhalten, noch mit Sicherheit ſeinen Söhnen hinterlaſſen zu können glaubte, ſo lange Jakob lebte. Der König alſo ſuchte mit dem größten Eifer ſich mit ſeinen Baronen zu vergleichen, und bediente ſich jeder möglichen Kunſt um ſie ſicher zu machen; und dies gelang

ihm auch glücklich; denn diese Herren sahen, wenn sie mit dem Könige im Kriege blieben, ihren Untergang offenbar vor sich, wenn sie aber einen Vergleich mit ihm schlossen und sich auf ihn verließen, so blieb er wenigstens ungewiß. Weil nun die Menschen immer lieber ein sicheres Uebel fliehen, so entsteht daraus, daß es den Fürsten leicht wird, die weniger mächtigen zu betrügen. Diese Fürsten vertrauten auf den Frieden mit dem Könige, da sie in dem Kriege die deutlichsten Gefahren erkannten; da sie sich aber in seine Arme geworfen hatten, wurden sie nachher von ihm auf verschiedene Weise und unter verschiedenen Vorwänden unterdrückt. Dieser Umstand bestürzte den Jakob Piccinino, welcher sich mit seinen Truppen zu Sulmona befand, und um dem Könige die Gelegenheit zu seiner Unterdrückung zu entziehen, so knüpfte er mit dem Herzoge Franz Unterhandlungen an, um sich durch Vermittlung seiner Freunde mit demselben zu versöhnen; da ihm nun der Herzog so große Anerbietungen machte als möglich, so beschloß Jakob sich in seine Arme zu werfen, und ging, von hundert Reutern begleitet zu ihm nach Mailand. 1454.

Jakob hatte unter seinem Vater und hierauf gemeinschaftlich mit seinem Bruder lange Zeit Krieg geführt, zuerst für den Herzog Philipp und hierauf für das Mailändische Volk, so daß er durch den langen Umgang viele Freunde und allgemeines Wohlwollen in Mailand erworben hatte, welches durch die gegenwärtigen Umstände noch sehr vermehrt wurde; denn gegen die Sforza hatte ihr gutes Glück und ihre gegenwärtige Macht Neid erregt, gegen Jakob aber brachten seine Widerwärtigkeiten und seine lange Abwesenheit bei diesem Volke Mitleid und großes Verlangen nach seinem Anblick zu Wege. Alle diese Dinge wurden bei seiner Ankunft sichtbar, denn nur wenige von dem Adel gab es, die ihm nicht entgegen gegangen wären; die Straßen, 1454.

Jahr durch welche er ging, waren sämmtlich angefüllt mit denen,
1465 die ihn zu sehen wünschten, und der Name seines Hauses ward überall ausgerufen. Diese Ehrenbezeugungen beschleunigten seinen Untergang, denn bei dem Herzoge wuchs dadurch mit dem Argwohn auch der Wunsch ihn aus dem Wege zu räumen; und um dieses auf desto verdecktere Weise thun zu können, wollte er, daß er zuerst die Vermählung mit seiner natürlichen Tochter Drusiana feiern sollte, welche er ihm lange Zeit vorher verlobt hatte. Hierauf kam er mit Ferdinand überein, daß er ihn mit dem Titel als Feldherr seiner Truppen, und hundert tausend Gulden Gehalt, in Sold nehmen sollte. Nach diesem Beschluß ging Jakob mit einem herzoglichen Gesandten und Drusiana seiner Gemahlin nach Neapel, wo er freudig und ehrenvoll aufgenommen und mehrere Tage hindurch mit jeder Art von Festen unterhalten ward; da er sich aber Urlaub erbeten hatte, um nach Sulmona zu gehen, wo er seine Truppen hatte, ward er von dem Könige zum Gastmal in das Kastell eingeladen, nach der Mahlzeit aber, nebst seinem Sohne Franz gefangen genommen und nach einiger Zeit ermordet. So fürchteten unsere Italienische Fürsten bei andern die Tugend, die ihnen selbst fehlte, und unterdrückten sie; so daß sie endlich, als keiner mehr sie besaß, dieses Land dem Verderben überlieferten, wodurch nicht lange nachher es verwüstet und in Trauer versezt ward.

Zu dieser Zeit hatte Pabst Pius die Angelegenheiten von Romagna in Ordnung gebracht; da er nun also den allgemeinen Frieden erfolgt sah, so schien es ihm Zeit die Christen gegen den Türken in Bewegung zu sezen, daher er von neuen dieselben Maaßregeln ergriff die seine Vorgänger genommen hatten; alle Fürsten versprachen entweder Geld oder Truppen, insbesondere aber versprachen Matthias König von Ungarn, und Karl Herzog von Burgund per-

ſtalich mitzugehen, und dieſe ernannte der Pabſt zu Feld- Jahr
herrn bei dieſem Zuge. Der Pabſt ging in ſeiner Hoffnung 1463.
ſchon ſo weit, daß er Rom verließ und nach Ankona ging, wo, der Beſtimmung gemäß, das ganze Heer zuſammen kommen ſollte, und von wo aus die Venezianer es, nach ihrem Verſprechen, mit ihren Schiffen nach Sklavonien überſezen wollten. Es kamen daher in dieſer Stadt nach der Ankunft des Pabſtes ſo viele Leute zuſammen, daß in wenigen Tagen alle Lebensmittel, die in der Stadt vorhanden waren und aus den umliegenden Gegenden herbei geſchaft werden konnten, ausgingen, wodurch denn jeder vom Hunger geqnält ward. Ueberdies konnte man auch gar nicht die Nahrungsmittel anſchaffen, deren ſie bedurften, noch Waffen für diejenigen, denen ſie fehlten; Matthias und Karl erſchienen nicht, und die Venezianer ſchickten einen Hauptmann mit einigen Galeeren, mehr um ihre Pracht zu zeigen und daß ſie Wort gehalten hätten, als um dieſes Heer überſezen zu können. Daher denn der Pabſt, der alt und ſchwächlich war, in der Mitte dieſer Unruhen und Unordnungen ſtarb. Nach ſeinem Tode kehrte aber jeder wieder in ſein Haus zurück. In die Stelle des verſtorbenen Pabſtes ward im Jahr 1464 Paul II., ein Venezianer, zum Pabſt erwählt, und damit faſt alle Staaten Italiens eine Regierungsveränderung erlitten, ſtarb im folgenden Jahre auch Franz Sforza, Herzog von Mailand, 1466.
ſechzehn Jahre nachdem er dieſes Herzogthum in Beſiz genommen hatte, und Galeazzo ſein Sohn ward zum Herzog ausgerufen.

Der Tod dieſes Fürſten gab die Veranlaſſung, daß die Spaltungen in Florenz wieder heftiger wurden, und ſchneller zum Ausbruch kamen. Nach dem Tode des Kosmus war deſſen Sohn Peter der Erbe ſeines Vermögens und ſeines Einfluſſes in die Regierung geblieben. Dieſer berief

Jahr Chr. 1464. den Diotisalvi Neroni zu sich, einen Mann von großem Einflusse und in Vergleichung gegen die übrigen Bürger äußerst angesehen; in diesen hatte Kosmus so großes Vertrauen gesetzt, daß er bei seinem Sterben dem Peter gerathen hatte, sich in Rücksicht auf seine Vermögens und Regierungs Angelegenheiten ganz nach dessen Rathschlägen zu betragen. Peter bezeigte also gegen Messer Diotisalvi dasselbe Vertrauen, welches Kosmus gegen ihn bewiesen hatte; und weil er seinem Vater nach dessen Tode eben so gehorsam als bei seinem Leben sein wollte, so wünschte er, sich mit jenem über sein Erbgut und über die Verwaltung der Stadt zu berathen. Um also bei seinem eigenen Vermögen anzufangen, sagte er zu ihm, er werde alle seine Rechnungen kommen lassen und sie seinen Händen überliefern, damit er deren Ordnung oder Unordnung erkennen, und nachdem er solche erkannt, ihm nach seiner Klugheit darin rathen könne. Messer Diotisalvi versprach in allem Fleiß und Redlichkeit zu zeigen; als aber die Rechnungen gekommen und wohl von ihm durchgesehen waren, so erkannte er, daß auf allen Seiten viel Unordnung war. Da nun sein eigner Ehrgeiz mehr auf ihn würkte, als die Liebe zu Peter, oder die vormals von Kosmus empfangenen Wohlthaten, so schien es ihm leicht zu sein, jenem sein Ansehn zu entziehen und ihm die Regierung zu entreißen, welche sein Vater ihm gleichsam erblich hinterlassen hatte. Messer Diotisalvi kam also zu Peter mit einem Rath, der ganz redlich und vernünftig zu sein schien, unter welchem aber sein Ruin verborgen lag. Er zeigte ihm nehmlich die Unordnung in seinen Angelegenheiten, und wie viel Gelder er nothwendigerweise anschaffen müsse, wenn er nicht seinen Kredit, und mit diesem sein ganzes Ansehen in allen Angelegenheiten seines Vermögens und der Regierung verlieren wolle. Deshalb, sagte er, könne er durch kein anständigeres Mittel diesen Unordnungen

abhelfen, als indem er die Summen geltend machte, die sein Jahr
Vater von mehreren, sowohl Auswärtigen als Bürgern, zu 1466.
fordern habe: denn Kosmus war, um sich Anhänger in Florenz und Freunde im Auslande zu verschaffen, gegen jedermann, in Mittheilung seines Vermögens, äußerst freigebig gewesen; so daß die Summe, die er durch diesen Umstand zu fordern hatte, gar nicht klein und unbedeutend war. Peter hielt diesen Rath für gut und anständig, indem er den Unordnungen durch sein Eigenthum abhelfen wollte. Sobald er aber zur Einforderung dieser Gelder Anstalten traf, so wurden die Bürger, gleich als ob er ihnen das ihrige entziehen, nicht das seinige zurückfordern wollte, sehr unwillig, sprachen ohne allen Rückhalt übel von ihm, und verläumdeten ihn als einen Undankbaren und Geizigen.

Da nun also Messer Dietisalvi diese allgemeine Ungunst bemerkte, in welche Peter durch seinen Rath beim ganzen Volke gefallen war, so verband er sich mit Messer Lukas Pitti, Messer Agnolo Acciajuoli und Nikolaus Soderini, und sie beschlossen dem Peter Ansehen und Regierung zu entreißen. Alle handelten aus verschiedenen Ursachen. Messer Lukas wünschte in Kosmus Stelle zu treten, denn er war so groß geworden, daß es ihn empörte, nach Peter sich richten zu müssen. Messer Dietisalvi, welcher einsah, daß Messer Lukas zum Haupt der Regierung nicht geschickt sei, dachte, daß wenn Peter aus dem Wege geräumt sei, nothwendigerweise alle Macht in kurzer Zeit in seine Hände fallen müsse. Nikolaus Soderini wünschte, daß die Stadt größerer Freiheit genießen, und nach dem Willen der Obrigkeiten regieret werden möchte. Messer Agnolo hatte einen Privathaß gegen die Medici, und zwar aus folgenden Ursachen. Sein Sohn Raphael hatte lange zuvor Alexandra de Bardi zur Frau genommen und eine sehr große Mitgabe erhalten. Diese wurde, entweder um ihrer eigenen Fehler willen, oder durch Anderer Schuld, von ihrem Schwieger-

Jahr 1490. vater und ihrem Manne schlecht behandelt; weshalb Lorenz von Ilarione, ihr Verwandter, durch Mitleid für die junge Frau bewogen, sie in einer Nacht, begleitet von vielen Bewaffneten, aus Messer Agnolos Hause raubte. Die Acciajuoli beklagten sich über diese ihnen von den Pardi zugefügte Beleidigung. Das Urtheil ward dem Kosmus übertragen, welcher es dahin fällte, daß die Acciajuoli der Alexandra ihre Mitgabe wieder erstatten müßten, ob aber die Frau zu ihrem Manne zurückkehren wolle, solle ihrer eigenen Willkühr überlassen bleiben. Messer Agnolo schien es, als habe ihn Kosmus bei diesem Urtheil nicht als Freund behandelt; und da er sich dafür an Kosmus nicht hatte rächen können, so beschloß er, es an dessen Sohn zu thun. Bei dieser großen Verschiedenheit der Gesinnungen machten die Verschworenen doch nur einen gemeinschaftlichen Grund bekannt, indem sie behaupteten, ihr Zweck sei, daß die Stadt durch die Obrigkeiten, nicht aber durch den Rathschluß einiger Wenigen regiert werden solle. Ueberdies wurde der Unwille gegen Peter, und die Veranlassungen übel von ihm zu reden, noch dadurch vermehrt, daß gerade zu dieser Zeit mehrere Kaufleute zu zahlen aufhörten; dieses ward öffentlich dem Peter beigemessen, der gegen alle Erwartung sein Geld zurück gefordert, und dadurch zum Schimpf und Nachtheil der Stadt ihren Fall bewirkt habe. Hierzu kam, daß Unterhandlungen im Werke waren, um seinem ältesten Sohne Lorenz Klarissa Orsini zur Ehe zu geben, wodurch jedermann noch größeren Stoff zu Verläumdungen gegen ihn erhielt, indem man sagte, es zeige sich nun ganz deutlich, da er eine Florentinische Verbindung für seinen Sohn verschmähe, daß die Stadt ihm als Bürger schon zu klein sei, und daß er deshalb sich anschicke, die Herrschaft darüber an sich zu reißen; denn derjenige, der seine Mitbürger nicht zu Verwandten wolle, der wünsche sie zu seinen Die-

nern zu haben, und daher sei es billig, daß er sie auch nicht zu Freunden habe. Die Häupter dieser Verschwörung glaubten den Sieg schon in Händen zu haben, denn der größte Theil der Bürger folgte ihnen, betrogen durch das Wort Freiheit, welches jene um ihre Unternehmung auszuschmücken als Zeichen aufsteckten. Jahr 1466.

Da also diese Unruhen in der Stadt wieder aufbrausten, so wollten diejenigen, die an bürgerlichen Zwistigkeiten ein Mißfallen fanden, versuchen, ob sie dieselben nicht durch irgend eine neue Lustbarkeit stillen könnten; denn mehrstens ist es das müßige Volk, das den Veränderungssüchtigen zum Werkzeug dient. Um also diesen Müßiggang aufzuheben, und den Menschen irgend etwas zu denken zu geben, damit sie die Gedanken an den Staat aufgeben möchten, nahmen sie, nachdem Kosmus bereits ein Jahr todt war, Gelegenheit, der Stadt eine große Lustbarkeit zu bereiten, und ordneten daher zwei Feste an, die in Vergleich mit denen, die in dieser Stadt gewöhnlich gefeiert werden, höchst prächtig waren. Das eine stellte vor, wie die Heiligen drei Könige aus dem Orient dem Sterne nachfolgten, welcher Christi Geburt anzeigte; und dieses war mit so großen Pomp verbunden und so prächtig, daß die Vorbereitungen dazu, und die Feier selbst die ganze Stadt mehr als zwei Monate beschäftiget hielten. Das andere war ein Turnier (denn so nannte man ein Schauspiel, welches ein Gefecht von Männern zu Pferde vorstellte) worin die ersten Jünglinge der Stadt gemeinschaftlich mit den vornehmsten Edeln von Italien sich übten; unter den Florentinischen Jünglingen war der angesehnste Lorenz, Peters ältester Sohn, welcher nicht durch Gunst, sondern durch seine eigne Tapferkeit den ersten Preis davon trug. Nachdem aber diese Schauspiele gefeiert waren, erwachten in den Bürgern die nehmlichen Gedanken, und jeder folgte mit mehr Eifer als jemals seiner Meinung;

Jahr 1466. woraus denn Uneinigkeiten und Unruhen in Menge entstanden, welche durch zwei Vorfälle noch aufs höchste gesteigert wurden. Der eine war, daß die Macht der Hauptversammlung aufhörte; und der andere der Tod des Herzogs Franz von Mailand. Galeazzo, der neue Herzog, schickte also Gesandte nach Florenz, um die Verträge zu erneuern, welche sein Vater Franz mit der Stadt gehabt hatte, und worin unter andern auch festgesezt war, daß dem Herzoge jährlich eine gewisse Summe Geldes ausgezahlt werden solle. Von dieser Forderung nahmen die den Medici entgegengesezten Häupter Gelegenheit, und widersezten in den Räthen sich öffentlich diesem Entschlusse, indem sie zeigten, daß man mit Franz und nicht mit Galeazzo verbündet gewesen, daß also mit jenes Tode auch die Verbindlichkeit erloschen, übrigens auch keine Ursach da sei, sie wieder zu erneuern; denn Galeazzo habe nicht jene Trefflichkeit des Franz, folglich sei von ihm auch nicht derselbe Nuzen zu erwarten; und wenn man schon von Franz wenig Vortheil gehabt habe, so sei von ihm noch weniger zu hoffen. Wollte aber irgend ein Bürger ihn um seiner Macht willen besolden, so wäre dies gegen die bürgerliche Ordnung und gegen die Freiheit der Stadt. Peter zeigte dagegen, daß es nicht wohl gethan sei, eine so nöthige Freundschaft aus Geiz zu verlieren, und daß nichts in der Welt so heilsam für die Republik und für ganz Italien sei, als dieses Bündniß mit dem Herzoge, damit die Venezianer, wenn sie ihre Einigkeit sähen, nicht hoffen dürften, weder durch erheuchelte Freundschaft, noch durch einen offenen Krieg jenes Herzogthum zu unterdrücken; denn nicht sobald würden diese sehen, daß die Florentiner mit dem Herzoge zerfallen wären, so würden sie auch schon die Waffen gegen ihn ergreifen, und ihn dann, da sie ihn jung, neu in der Regierung und von Freunden verlassen fänden, entweder durch List oder Gewalt leicht für

sich gewinnen können, in diesem aber wie in jenem Falle zeige sich das Verderben der Republick als die Folge. Jahr 1466.

Diese Gründe wurden nicht angenommen, und die Feindschaft fing schon an sich öffentlich zu zeigen, auch kam jede der Partheien des Nachts in verschiedenen Gesellschaften zusammen; die Freunde der Medici versammelten sich nehmlich in der Crocetta, und ihre Gegner in der Pieta; diese aber hatten, eifrig auf Peters Untergrabung bedacht, viele Bürger als ihrer Unternehmung günstig unterschreiben lassen. Da sie nun einmal in der Nacht zusammen gekommen waren, so hielten sie über ihre Verfahrungsweise einen besondern Rath; jedem schien es nöthig, die Macht der Medici zu vermindern, über die Art und Weise aber waren sie verschiedener Meinung. Ein Theil, welcher der gemäßigtste und bescheidenste war, verlangte, daß da die Vollmacht der Hauptversammlung nun zu Ende sei, so müsse man sich darauf beschränken, sich zu widersezen, daß sie nicht erneuert werde; hierdurch würde ihrer aller Absicht erreicht werden; denn die Räthe und die Obrigkeiten würden die Stadt regieren; der Einfluß Peters würde in kurzer Zeit verschwinden, und er würde mit dem Verlust des Ansehens und der Regierung auch seinen Kredit in den Handlungsgeschäften verlieren, denn sein Vermögen stünde auf dem Punkte, daß wenn man fest darauf bestehe, daß er sich der Staatsgelder nicht bedienen dürfe, er nothwendig ruinirt sein würde; wenn aber dieses erfolgt sei, so habe man von ihm nichts weiter zu fürchten, und man würde dann dahin gekommen sein, ohne Verbannungen und ohne Blutvergießen die Freiheit wiedererlangt zu haben, welches jeder gute Bürger wünschen müßte; wenn man aber der Gewalt sich zu bedienen suchte, so könne man in vielfache Gefahren gerathen, denn mancher lasse einen Menschen, der von selbst fällt, stürzen, den er, wenn andere ihn zu stürzen suchen,

Jahr 1466. unterſtüze. Ueberdies würde er, wenn man nichts außerordentliches gegen ihn unternehme, keine Veranlaſſung haben, ſich zu bewaffnen, und Freunde zu ſuchen; thäte er es aber, ſo würde er ſo großen Vorwurf auf ſich laden, und bei jedermann ſo großen Verdacht erwecken, daß er ſeinen eignen Untergang um ſo viel leichter machen, und den anderen deſto beſſere Gelegenheit zu ſeiner Unterdrückung geben würde. Vielen andern aus der Verſammlung gefiel dieſer langwierige Weg nicht; ſie behaupteten, die Zeit werde ihn und nicht ſie begünſtigen, denn wenn ſie mit der gewöhnlichen Einrichtung zufrieden ſein wollten, ſo würde Peter nicht die geringſte Gefahr dabei laufen, ſie aber ſehr viele; denn in dieſem Falle würden diejenigen Obrigkeiten, die ſeine Feinde wären, ihn wenigſtens den Aufenthalt und die Rechte der Stadt genießen laſſen, diejenigen aber, die ihm freund wären, würden ihn zum Verderben der Verſchworenen, wie im Jahr 1458 geſchehen ſei, zum Oberherrn machen. Wenn alſo jener der Rath guter Menſchen ſei, ſo wäre dieſer der Rath weiſer Männer. Man müſſe daher, ſo lange die Menſchen noch gegen ihn aufgebracht wären, ihn unterdrükken. Die Art, dies zu bewirken, ſei folgende: Innerhalb müſſe man ſich bewaffnen, außerhalb den Markgrafen von Ferrara in Sold nehmen, um nicht unbewehrt zu bleiben, und um, wenn das Loos eine ihnen günſtige Signoria gäbe, bereit zu ſein, ſich derſelben zu verſichern. Sie blieben demnach bei dem Entſchluſſe ſtehen, die neue Signoria abzuwarten, und ſich dann derſelben gemäß zu verhalten. Unter den Verſchworenen befand ſich ein gewiſſer Ser Nikolaus Fedini, welcher bei ihnen die Geſchäfte eines Kanzlers verrichtete. Dieſer, von einer gewiſſeren Hoffnung angelockt, entdeckte Petern alle von ſeinen Feinden gepflogene Unterhandlungen, und brachte ihm die Liſte der Verſchworenen und der Unterſchriebenen. Peter wurde beſtürzt, da er

die Anzahl und den Stand der Bürger sah, die ihm zuwider waren, und nachdem er sich mit seinen Freunden berathen hatte, beschloß er, ebenfalls die Unterschriften seiner Anhänger zu sammeln; die Besorgung dieses Geschäftes überließ er einem seiner Vertrautesten, und fand dabei so grosse Wankelmuth und solche Veränderlichkeit in den Gesinnungen der Bürger, daß viele von denen, die sich gegen ihn unterschrieben hatten, auch wieder zu Gunsten seiner unterschrieben. Jahr 1502.

Während also diese Vorfälle so mit einander wechselten, kam die Zeit, daß die höchste Obrigkeit erneuert ward, wobei Nikolaus Soderini die Würde des Gonfaloniere der Gerechtigkeit erhielt. Es war ein bewundernswerther Anblick den erstaunlichen Zulauf zu sehen, nicht blos von geehrten Bürgern, sondern vom ganzen Volke, das ihn nach dem Pallast begleitete; und auf dem Wege ward ihm ein Kranz von Oelzweigen aufs Haupt gesezt, um zu zeigen, daß von ihm das Heil und die Freiheit des Vaterlandes abhange. Aus dieser Erfahrung, wie aus so vielen andern kann man erkennen, daß es gar nicht wünschenswerth ist ein Amt oder eine Regierung mit einem außerordentlichen Ruf anzutreten; denn da man diesem durch Thaten nicht gleichkommen kann, weil die Menschen immer mehr verlangen als sie erlangen können, so entsteht daraus mit der Zeit immer Unehre und Schimpf. Messer Thomas Soderini und Nikolaus waren Brüder. Nikolaus war wilder und heftiger, Messer Thomas verständiger. Dieser, weil er viel Freundschaft für Peter hatte, und die Gemüthsart seines Bruders kannte, auch wußte, daß dieser einzig die Freiheit der Stadt und die Befestigung der Regierung ohne irgend jemand dabei weh zu thun, wünschte, ermahnte ihn eine neue Amtswahl zu veranstalten, vermöge welcher die Wahlbeutel, mit den Namen solcher Bürger angefüllt würden,

Jahr 1466. welche eine freie Verfassung liebten; denn dadurch werde er sehen, daß die Regierung nach seinem Wunsche, ohne Unruhe, und ohne irgend jemand dabei unrecht zu thun, befestigt und gesichert werden würde. Nikolaus traute den Rathschlägen seines Bruders leicht, und ließ unter diesen eitlen Gedanken die Zeit seines Amtes verstreichen; auch ließen seine Freunde, die Häupter der Verschworenen, dies zu, weil sie aus Neid nicht wünschten, daß die Regierung durch das Ansehen des Nikolaus erneuert werde, und der Meinung waren, daß unter einem anderen Gonfaloniere es immer noch Zeit sein werde, dasselbe zu bewirken. Das Ende seiner Amtsverwaltung kam also heran, und Nikolaus der viele Dinge angefangen und keines vollendet hatte, verließ seine Stelle mit größerer Unehre, als seine Ehre beim Antritt derselben gewesen war.

Dieses Beispiel verstärkte Peters Parthei; seine Freunde befestigten sich mehr in der Hoffnung; und die neutralen schlossen sich an ihn an. Da also die Sachen wieder ins Gleichgewicht gebracht waren, so zogen sie sich ohne weitere Unruhe mehrere Monate hin. Doch sammelte Peters Parthei immer mehr Kräfte, so daß die Feinde dadurch angeregt wurden, sich fester aneinander anzuschließen, und darauf dachten, dasjenige was sie vermittelst der Obrigkeiten und auf eine leichte Art nicht hatten zu Stande bringen wollen oder können, jezt durch Gewalt zu erzwingen. Sie beschlossen daher, Petern, der sich krank zu Careggi befand, ermorden zu lassen; zu diesem Ende den Markgrafen von Ferrara mit seinen Truppen gegen die Stadt kommen zu lassen; nach Peters Tode bewaffnet auf den Plaz zu kommen, und zu bewirken, daß die Signoria eine Regierung nach ihrem Willen einrichtete; denn obschon dieselbe nicht ganz aus ihren Freunden bestand, so hofften sie doch die entgegengesezte Parthei durch Furcht zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Messer

Diotisalvi, um seine Gesinnung desto besser zu verbergen, besuchte Petern häufig, sprach ihm von der Einigmachung der Stadt und gab ihm Rathschläge. Alle diese Ränke aber waren Petern entdeckt worden, ja überdies noch hatte ihn Messer Dominikus Martelli unterrichtet, daß Franz Neroni, ein Bruder von Messer Diotisalvi, ihn aufgefordert hatte, auf ihre Seite zu treten, indem er ihm den Sieg als gewiß und die Gegenparthei als unterdrückt gezeigt. Peter beschloß also, der erste zu sein, der die Waffen ergriffe, und nahm die Gelegenheit dazu von den Unterhandlungen her, welche seine Gegner mit dem Markgrafen von Ferrara gepflogen hatten. Er erdichtete demnach, daß er einen Brief von Messer Johann Bentivogli, Fürsten von Bologna, empfangen habe, welcher ihm melde, daß der Markgraf von Ferrara sich mit Truppen an dem Flusse Albo befände, und daß diese öffentlich sagten, sie gingen nach Florenz. Auf diese Nachricht also griff Peter zu den Waffen und kam umgeben von einer großen Menge von Bewaffneten nach Florenz, worauf sich dann auch alle diejenigen, die zu seiner Parthei gehörten, rüsteten. Die Gegenparthei that dasselbe, doch die des Peter mit größerer Ordnung, weil sie vorbereitet waren, die anderen aber waren noch nicht ihren Zwecken gemäß in Ordnung. Messer Diotisalvi, der sein Haus neben dem des Peter hatte, hielt sich in demselben nicht für sicher, sondern ging bald in den Pallast um die Signoria zu ermahnen, daß sie Peter zum Niederlegen der Waffen vermögen möchte, bald zu Messer Lukas um ihn fest in ihrer Parthei zu erhalten. Lebhafter als alle andere aber zeigte sich Nikolaus Soderini, welcher die Waffen ergriff und fast von dem ganzen Pöbel seines Viertels begleitet ward; er ging zu Messer Lukas Pitti ins Haus und bat ihn, daß er zu Pferde steigen und auf den Plaz kommen möchte, um der Signoria hülfreich zu sein, die auf ihrer Seite sei; dort würden sie ohne Zweifel den Sieg davon tragen, er möchte

Jahr 1466.

Jahr 1466. also nicht in seinem Hause bleiben, um nicht entweder von den bewaffneten Feinden schimpflich unterdrückt, oder von den unbewaffneten schändlich betrogen zu werden. Es werde eine Zeit kommen, wo er bereuen werde, nicht gethan zu haben, was dann zu thun zu spät sein werde, und wenn er den Untergang Peters durch Krieg wolle, so könne er denselben leicht bewirken; wolle er aber Frieden, so sei es viel besser, wenn man im Stande sei, die Bedingungen dazu zu geben, als anzunehmen. Doch diese Worte bewogen Messer Lukas nicht, denn er hatte seinen Entschluß schon gefaßt und war von Peter durch Versprechung neuer Ehestiftungen und durch andere Bedingungen abgewandt worden; denn man hatte mit Johann Tornabuoni eine seiner Enkelinnen versprochen, so daß er jezt Nikolaus zuredete, die Waffen niederzulegen und wieder nach Hause zu gehen; denn das müsse ihm genug sein, wenn die Stadt von den Obrigkeiten regiert werde, und dieses werde auch geschehen; die Waffen werde jeder niederlegen, und die Signoren, von denen die meisten zu ihrer Parthei gehörten, würden Richter ihrer Streitigkeiten sein. Da also Nikolaus ihn zu nichts anderem bewegen konnte, so kehrte er nach Hause zurück, indem er ihm sagte: ich allein kann das Wohl meiner Vaterstadt nicht bewirken, wohl aber kann ich das Uebel ihr vorherverkünden. Dieser Entschluß, den du gefaßt hast wird unserem Vaterlande seine Freiheit kosten, dir die Regierung, das Vermögen mir, und den übrigen ihr Vaterland.

Die Signoria hatte während dieser Unruhen den Pallast verschlossen, und sich mit ihren anderen Amtsgenossen vereinigt, indem sie keiner der Partheien sich günstig zeigte. Die Bürger, besonders diejenigen, die zur Parthei von Messer Lukas Pitti gehört hatten, da sie Peter bewaffnet und seine Feinde entwaffnet sahen, fingen an, darauf zu

denken, nicht wie sie Peter angreifen, sondern wie sie seine Freunde werden möchten. Die vornehmsten Bürger also, welche Häupter der Partheien waren, versammelten sich in Gegenwart der Signoria im Pallast, wobei sie vieles über den Zustand der Stadt, vieles über die Versöhnung ihrer Bürger sprachen. Und weil Peter wegen seiner Schwächlichkeit nicht dabei zugegen sein konnte, so beschlossen sie alle einstimmig, nach seinem Hause zu gehen, ausgenommen Nikolaus Soderini; dieser befahl seine Söhne und sein Haus der Vorsorge von Messer Thomas an, und ging auf sein Landgut, um dort das Ende der Sache abzuwarten, welches seiner Meinung nach, unglücklich für ihn, und verderblich für sein Vaterland ausfallen müßte. Da also die andern Bürger bei Peter angekommen waren, so klagte derjenige, dem es aufgetragen worden, das Wort zu führen, über die in der Stadt entstandenen Unruhen, indem er zeigte, daß hiervon derjenige die größte Schuld trage, der zuerst die Waffen ergriffen habe; da sie nun nicht wüßten, was Peter, welcher der erste gewesen sei, sie zu ergreifen, verlange; so wären sie gekommen, um seinen Willen zu vernehmen, und wenn derselbe mit dem Wohl der Stadt vereinbar sei, ihn zu befolgen. Auf diese Worte erwiederte Peter: nicht derjenige der zuerst die Waffen ergreife, sei Schuld an den Unruhen, sondern derjenige, welcher zuerst die Veranlassung gebe, sie zu ergreifen; wenn sie mehr bedenken wollten, welches ihr Betragen gegen ihn gewesen sei, so würden sie sich weniger über dasjenige wundern, was er zu seiner eigenen Rettung gethan habe; denn alsdann würden sie sehen, daß die nächtlichen Versammlungen, die gesammelten Unterschriften, die Kunstgriffe, um ihm seine Vaterstadt und sein Leben zu rauben, ihn veranlaßt hätten, sich zu bewaffnen; daß aber diese Waffen nicht von seinem Hause ausgegangen wären, dies sei ein deutlicher Beweis seiner Ab-

Jahr 1466.

Jahr 1466. sicht, daß er zu seiner Vertheidigung, nicht zum Angriff anderer sie ergriffen habe. Er wünsche nichts anderes und fordere auch nichts anderes, als Sicherheit und Ruhe für sich; auch habe er niemals einen andern Wunsch zu erkennen gegeben; denn da die Macht der Hauptversammlung aufgehört, so habe er niemals auf irgend ein außerordentliches Mittel gedacht, um sie ihr wiederzugeben, und wäre sehr gern zufrieden, daß die Obrigkeiten die Stadt regierten wenn nur sie damit zufrieden wären. Sie sollten nur eingedenk sein, daß Kosmus und seine Söhne mit der Hauptversammlung sowohl, als ohne sie mit Ehren in Florenz zu leben wüßten, und daß im Jahr acht und funfzig nicht sein Haus, sondern sie dieselbe wieder genommen hätten. Selbst jezo, wenn sie solche nicht verlangten, so verlange auch er sie nicht; doch dieses werde ihnen nicht genügen, denn er habe gesehen, daß sie glaubten, nicht in Florenz bleiben zu können, so lange er da bleibe. Eine Sache die er niemals hätte denken, geschweige denn glauben können, daß die Freunde seines Vaters und die Seinigen nicht mit ihm zugleich in Florenz leben zu können glaubten, da er doch nie sich anders gezeigt habe, wie als einen ruhigen und friedliebenden Mann. Darauf wandte er seine Rede an Messer Diotisalvi und an dessen Söhne, die gegenwärtig waren, und warf ihnen in ernsten und höchst unwilligen Worten die Wohlthaten, die sie von Kosmus erhalten, das Vertrauen, daß er in sie gesezt, und ihre große Undankbarkeit vor; und seine Worte waren so voll Kraft, daß einige Gegenwärtige dergestalt davon bewegt wurden, daß sie jene, wenn Peter sie nicht abgehalten hätte, mit den Waffen mißhandelt haben würden. Endlich schloß Peter damit, daß er alles billigen werde, was sie und die Signoria beschließen würden, und daß er für sich nichts weiter fordere, als ruhig und in Sicherheit zu leben. Hierauf ward von vielen

Dingen gesprochen, für jezt aber noch nichts beschlossen, als nur im Allgemeinen, daß es nöthig sei, die Einrichtung der Stadt zu verbessern, und der Regierung eine andere Gestalt zu geben. Jahr 1466.

Bernhard Lotti war damals Gonfaloniere der Gerechtigkeit, ein Mann in welchen Peter kein Vertrauen sezte, so daß er für gut fand, so lange dieser im Amte sei, keinen Versuch zu machen; worauf ihm, da jener schon nahe am Ende seiner Verwaltung war, nicht viel anzukommen schien. Als es aber zur Wahl der Signoren kam, die in den Monaten September und Oktober sizen, so ward im Jahr 1466 Robert Lioni zur höchsten obrigkeitlichen Würde erwählt, welcher sogleich, wie er sein Amt angetreten hatte, da alles andere schon vorbereitet war, das Volk auf den Plaz berief, und eine neue Hauptversammlung errichtete, die ganz aus den Anhängern Peters bestand, und diese ernannte bald darauf die Obrigkeiten nach dem Willen der neuen Regierung. Diese Begebenheit erschreckte die Häupter der feindlichen Parthei; Messer Agnolo Acciajuoli entfloh nach Neapel, und Messer Diottisalvi Neroni und Nikolaus Soderini nach Venedig. Messer Lukas Pitti blieb in Florenz, im Vertrauen auf die Versprechungen die ihm Peter gemacht und auf die neue Verwandtschaft. Alle die, welche entflohen waren, wurden für Rebellen erklärt und die ganze Familie der Neroni zerstreut. Messer Johann von Perone, damals Erzbischof von Florenz erwählte, um größerem Uebel zu entgehen, ein freiwilliges Exil zu Rom. Viele andere Bürger, die sogleich abreisten, wurden nach verschiedenen Orten hin verbannt. Allein auch dieses reichte noch nicht hin, sondern es ward eine Prozession veranstaltet, um Gott für die Erhaltung des Staats zu danken; bei dieser Feier aber wurden einige Bürger ergriffen und gefoltert, von denen dann einige getödtet, andere verbannt wurden. Bei

Jahr 1466. dieſem großen Wechſel der Dinge aber war kein Beiſpiel ſo ausgezeichnet, als das von Meſſer Lukas Pitti; denn an dieſem erkannte man ſogleich den Unterſchied zwiſchen Sieg und Niederlage, zwiſchen Schande und Ehre. In ſeinem Hauſe entſtand die größte Einſamkeit, wo er vorher die häufigen Beſuche ſo vieler Bürger angenommen hatte. Auf der Straße fürchteten ſich ſeine Freunde und Verwandte, nicht blos ihn zu begleiten, nein auch nur zu grüßen; denn einem Theil von ihnen waren die Ehrenſtellen, anderen das Eigenthum genommen, und alle waren auf gleiche Weiſe bedroht worden. Die herrlichen Gebäude, die er angefangen, wurden von den Baumeiſtern verlaſſen. Die Wohlthaten, welche man ihm vorhin erzeigt hatte, verwandelten ſich in Beleidigung, die Ehrenbezeugungen in Schmähungen. Daher denn viele von denen, die ihm aus Gunſt irgend ein Geſchenk von großem Werth gemacht hatten, dasſelbe als eine blos geliehene Sache zurückforderten, und viele andere, deren Lob ihn bis zum Himmel zu erheben pflegte, als einen Undankbaren und Gewaltthätigen ihn tadelten. Es reute ihn nun zu ſpät, daß er dem Nikolaus Soderini nicht gefolgt, und geſucht hatte, lieber mit den Waffen in der Hand mit Ehren zu ſterben, als unter ſeinen ſiegreichen Feinden beſchimpft zu leben.

Die, welche verjagt worden waren, begannen nun unter ſich auf mancherlei Mittel zu denken, um die Stadt wieder zu gewinnen, die ſie ſich zu erhalten nicht verſtanden hatten. Meſſer Agnolo Acciajuoli jedoch, der ſich zu Neapel befand, wollte zuvor, ehe er etwas neues zu beginnen ſuchte, Peters Geſinnung erforſchen, um zu ſehen, ob es ihm gelingen möchte, ſich mit ihm zu verſöhnen, und ſchrieb ihm einen Brief folgenden Inhalts: Ich lache der Spiele des Glücks, und wie es nach ſeiner Willkühr Freunde zu

Feinden, Feinde zu Freunden macht. Du kannst dich erin- Jahr
nern, wie ich bei der Verbannung deines Vaters, diese Un- 1466.
gerechtigkeit höher achtend, als meine eigne Gefahr, dadurch mein Vaterland, und fast mein Leben verlor; auch habe ich nie, so lange ich mit Kosmus lebte, euer Haus zu ehren und zu begünstigen aufgehört, noch habe ich nach seinem Tode die Absicht gehabt, dich zu beleidigen. Wahr ist es, daß deine schwache Gesundheit, und das zarte Alter deiner Söhne mich so besorgt machten, daß ich es für nöthig hielt, der Regierung eine solche Einrichtung zu geben, daß nach deinem Tode das Vaterland nicht zu Grunde gehen möchte. Dies war die Veranlassung zu dem was nicht gegen dich, sondern zum Wohl meines Vaterlandes geschehen ist; und wenn dies auch ein Irrthum gewesen ist, so verdient es durch meine gute Absicht und durch meine vergangenen Handlungen verwischt zu werden. Auch kann ich nicht glauben, da dein Haus bei mir so lange Zeit hindurch so große Treue gefunden hat, daß ich bei dir nicht Mitleid finden sollte, und daß meine so vielfachen Verdienste durch einen einzigen Fehler sollten aufgehoben sein. Da Peter diesen Brief empfangen hatte, antwortete er ihm folgendermaßen: Daß du dort lachst, macht, daß ich nicht weine; denn wenn du zu Florenz lachtest, so würd' ich zu Neapel weinen. Ich gestehe, daß du gegen meinen Vater gutgesinnt gewesen bist und du gestehst, daß du gutes von ihm empfangen hast, so daß deine Verbindlichkeit um so viel die unsrige übersteigt als Thaten höher geachtet werden müssen wie Worte. Da du also für dein Wohlwollen belohnt worden bist, so darfst du auch dich jezt nicht wundern, daß du für dein Uebelwollen den gerechten Lohn davon trägst. Auch kann die Vaterlandsliebe dich nicht entschuldigen, denn niemals wird jemand glauben, daß diese Stadt weniger von den Medici geliebt und vergrößert worden sei, als von den

Jahr 1466. Acciajuoli. Lebe denn alſo dort mit Schimpf, da du hier mit Ehren zu leben nicht verſtanden haſt.

Da alſo Meſſer Agnolo verzweifelte, Verzeihung zu erlangen, ſo kam er nach Rom, und verband ſich mit dem Erzbiſchof und anderen Vertriebenen. Hier bemühten ſie ſich durch die wirkſamſten Mittel, die ſie anwenden konnten, dem Handlungscomtoir der Medici, das in Rom arbeitete, den Kredit zu entziehen. Hiergegen traf Peter nur mit Mühe Anſtalt; indeſſen gelang es ihm mit Hülfe ſeiner Freunde, ihre Abſichten zu vereiteln. Meſſer Diotiſalvi von der andern Seite und Nikolaus Soderini ſuchten mit dem größten Eifer den Venezianiſchen Staat gegen ihr Vaterland aufzuregen, in der Meinung, daß die Florentiner, wenn ſie durch einen neuen Krieg angegriffen würden, demſelben, weil ihre Regierung neu und gehaſſt war, nicht würden widerſtehen können. In Ferrara befand ſich damals Johann Franz ein Sohn von Meſſer Palla Strozzi, welcher bei der Umwälzung vom Jahr 1434 mit ſeinem Vater aus Florenz vertrieben worden war. Dieſer hatte ſehr großen Kredit und wurde nach der Meinung der andern Kaufleute für ſehr reich geachtet. Dieſe neuen Rebellen zeigten alſo dem Johann Franz die Leichtigkeit, den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt wieder zu erlangen, wenn die Venezianer den Krieg gegen daſſelbe unternähmen. Auch glaubten ſie leicht, daß dieſe es thun würden, wenn man einen Theil der Koſten dazu beitragen könnte, ſonſt aber zweifelten ſie daran. Johann Franz, der ſich für die erlittenen Beleidigungen zu rächen wünſchte, folgte gern den Rathſchlägen der Vertriebenen, und verſprach, mit allen ſeinen Mitteln zu dieſer Unternehmung mitzuwürken. Jene gingen demzufolge zum Doge und beklagten ſich bei dieſem über ihre Verbannung, welche ſie durch kein anderes Vergehen verwirkt zu haben behaupteten, als weil ſie verlangt hätten, daß ihr Vaterland nach ſeinen

Geſezen verwaltet, und daß die Obrigkeiten, nicht aber ei- Jahr
nige wenige Bürger geehrt werden ſollten; deshalb habe 1466.
Peter von Medici und ſeine übrigen Anhänger, die ein ty-
ranniſches Leben zu führen gewohnt wären, mit Betrug die
Waffen ergriffen, mit Betrug ſie zum Niederlegen derſelben
gezwungen, und mit Betrug ſie aus ihrem Vaterlande ver-
jagt; aber auch damit noch nicht zufrieden, haben ſie Gott
als einen Mäkler gebraucht, um noch viele andere zu unter-
drücken, die im Vertrauen auf das gegebene Wort in der
Stadt geblieben wären; und mitten unter den öffentlichen
und heiligen Ceremonien und dem feierlichen Gottesdienſte,
haben ſie, damit auch Gott ſelbſt an ihren Verräthereien
Theil nehmen müßte, mehrere Bürger eingekerkert und er-
mordet: ein gottloſes und verdammungswerthes Beiſpiel.
Um dafür nun Rache zu finden, wüßten ſie nicht, bei wem
ſie mit mehrerer Hoffnung Hülfe ſuchen ſollten, als bei ih-
rem Senat, der, weil er einer ſteten Freiheit genoſſen habe,
Mitleid haben müßte mit denen, welche die ihrige verloren
hätten. Sie wollten alſo die freien Menſchen aufregen ge-
gen die Tyrannen, die Frommen gegen die Gottloſen; auch
ſollten ſie ſich nur erinnern, daß die Familie der Medici ih-
nen die Herrſchaft der Lombardei entzogen habe, da Kos-
mus gegen den Willen der anderen Bürger den Herzog
Franz gegen ihren Senat begünſtigt und unterſtüzt habe;
daß alſo wenn die gerechte Sache der Vertriebenen ſie nicht
bewege, der gerechte Wunſch ſich zu rächen ſie bewegen
müſſe.

Dieſe lezten Worte wirkten mächtig auf den ganzen 1467.
Senat und ſie beſchloſſen, daß Bartholomäus Coltone, ihr
Feldherr, das Gebiet der Florentiner angreifen ſollte. Das
Heer verſammelte ſich ſo geſchwind als möglich, und mit
demſelben vereinigte ſich Herkules von Eſte welcher von
Borſo Markgrafen von Ferrara abgeſandt wurde. Dieſe

Jahr 1497. verbrannten beim ersten Angriff, da die Florentiner noch nicht gerüstet waren, den Flecken Dovadola, und verursachten einigen Schaden in dem umliegenden Lande. Die Florentiner aber hatten, nachdem die Parthei der Feinde Peters verjagt war, mit Galeazzo, Herzog von Mailand, und dem Könige Ferdinand ein neues Bündniß geschlossen, und als Feldherrn Friedrich Grafen von Urbino in Sold genommen, so daß sie, mit ihren Freunden in Ordnung, der Feinde weniger achteten. Ferdinand nehmlich sandte seinen ältesten Sohn Alphons, und Galeazzo kam in Person, beide mit hinlänglicher Macht; und sie stellten ihre sämmtlichen Truppen bei Castracaro auf, einem Kastell der Florentiner, am Fuß der Alpen, die sich von Toskana nach Romagna hinab senken. Die Feinde hatten sich indessen gegen Imola zurückgezogen, und so erfolgten zwischen beiden Heeren, nach der Gewohnheit jener Zeiten, einige unbedeutende Gefechte; weder ein Theil noch der andere berennte oder belagerte einen Plaz; auch gab man dem Feinde keine Gelegenheit eine Schlacht zu liefern, sondern jeder betrug sich in seinen Zelten bleibend mit bewundernswerther Feigheit. Dieses verdroß die Florentiner, da sie sahen, daß sie von einem Kriege gedrückt wurden, der ihnen viel Kosten und wenig Hoffnung machte; daher beklagten sich die Obrigkeiten bei den Bürgern, die sie als Kommissarien bei diesem Feldzuge abgeordnet hatten. Diese antworteten, an allem diesen sei der Herzog Galeazzo schuld, der weil er viel Macht und wenig Erfahrung hätte, weder selbst nüzliche Maaßregeln zu ergreifen verstände, noch auch denjenigen Glauben beimäße, die es verständen; es sei daher unmöglich, so lange dieser bei dem Heer bliebe, irgend eine tapfere oder nüzliche That auszuführen. Die Florentiner gaben also dem Herzoge zu verstehen, daß zu ihrem Nuzen es schon hinreiche, daß er persönlich ihnen zu Hülfe ge-

kommen sei, denn sein Ansehen allein sei schon genug um Jahr
die Feinde in Schrecken zu sezen; doch schäzten sie sein und 1467.
seiner Staaten Wohl viel höher, als ihren eignen Nuzen; denn wenn jenes in Sicherheit sei, so hofften sie auch für alles andere einen günstigen Ausgang; sobald aber dasselbe leide, so fürchteten sie alle mögliche Widerwärtigkeiten. Sie hielten es also nicht für allzu sicher, daß er zu lange Zeit von Mailand abwesend sei; denn da er in der Regierung noch neu, und seine Nachbarn stark und verdächtig wären, so könnte leicht jemand, der etwa Anschläge gegen ihn gefaßt hätte, dieselben ausführen; sie riethen ihm daher in seine Staaten zurückzukehren, und einen Theil seiner Truppen zu ihrer Vertheidigung zurückzulassen. Galeazzo fand Gefallen an diesem Rath und daher kehrte er ohne weiteres Besinnen nach Mailand zurück. Da also die Florentinischen Feldherren von diesem Hinderniß befreit waren, so wollten sie zeigen, daß die Ursach, die sie von ihren langsamen Fortschritten angegeben hatten, gegründet sei, und rückten näher auf den Feind los; daher es denn zu einer regelmäßigen Schlacht kam, welche einen halben Tag dauerte, ohne daß ein Theil wich. Dennoch kam dabei niemand ums Leben; blos einige Pferde wurden verwundet, und von beiden Seiten einige Gefangene gemacht. Jezt war der Winter, und die Zeit, wo die Heere ihre Quartiere zu beziehen gewohnt sind, bereits eingebrochen; weshalb Messer Bartholomäus sich gegen Ravenna, die Florentinischen Truppen nach Toskana zurückzogen; die des Königs aber, und des Herzogs gingen jede in ihres Herrn Staaten zurück. Da aber durch diesen Angriff auch nicht die geringste Bewegung in Florenz entstanden war, wie die Florentinischen Rebellen versprochen hatten, und für die gemietheten Truppen der Sold fehlte, so ward ein Vergleich vorgeschlagen, und nach wenigen Unterhandlungen

Jahr geschlossen. Die Florentinischen Vertriebenen zogen also,
1463. aller Hoffnung beraubt, nach verschiedenen Gegenden ab. Messer Diotisalvi begab sich nach Ferrara, woselbst er von dem Markgrafen Borso aufgenommen und unterhalten ward. Nikolaus Soderini ging nach Ravenna, wo er bei einem kleinen Gnadengelde, welches die Venezianer ihm reichten, alt ward und starb. Diesen hielt man für einen rechtlichen und muthigen Mann, aber für schwankend und langsam im Entschluß. Daher kam es, daß er als Gonfaloniere der Gerechtigkeit die Gelegenheit zum Siegen verlor, die er nachher als Privatmann wieder zu ergreifen strebte aber nicht vermochte.

Nach erfolgtem Frieden schien es den Bürgern, die in Florenz die Oberhand behalten hatten, als hätten sie noch nicht gesiegt, wenn sie nicht mit jeder möglichen Beleidigung, nicht blos die Feinde ihrer Parthei, sondern auch die ihr verdächtigen gekränkt hätten; daher sie es bei Bardo Altovidi, dem damaligen Gonfaloniere der Gerechtigkeit dahin brachten, daß von neuem viele Bürger der Aemter beraubt, viele andere aus der Stadt verjagt wurden. Diese Maaßregeln vermehrten ihre Macht und das Schrekken der Andern. Die erlangte Macht übten sie ohne die mindeste Rücksicht aus, und betrugen sich so, daß es schien, als wenn Gott und das Schicksal ihnen diese Stadt zum Raube gegeben hätte. Von diesen Dingen erfuhr Peter nur sehr wenige, und diesen wenigen konnte er wegen seiner Kränklichkeit nicht abhelfen; denn er war dermaßen gelähmt, daß er kein anderes Glied als die Zunge brauchen konnte. Er konnte also keine andere Hülfsmittel anwenden, als daß er sie ermahnte und bat, daß sie auf einen bürgerlichen Fuß leben und ihre Vaterstadt als einer unverletzten genießen möchten, und nicht als einer zerstörten. Und um die Stadt zu erheitern beschloß er, die Hochzeit seines

Sohnes Lorenz, mit welchem er Klarissa aus dem Hause Orsino verbunden hatte, auf das glänzendste zu feiern. Jahr 1468.
Diese Hochzeit ward mit demjenigen Prunk der Zurüstungen, und mit aller möglichen Pracht gefeiert, die für einen solchen Mann erforderlich war. Mehrere Tage wurden dabei mit neu erfundenen Bällen, Gastmälern, und Vorstellungen aus dem Alterthum zugebracht: und hierzu kamen noch um die Größe des Hauses Medici und des Staates zu zeigen, zwei Kriegsschauspiele; das eine, von Menschen zu Pferde ausgeführt, stellte eine Feldschlacht, das andere die Eroberung einer Festung dar; und alles ward mit soviel Ordnung eingerichtet und mit soviel Kunst ausgeführt, als nur möglich war *).

Während diese Begebenheiten zu Florenz statt fanden, herrschte in den übrigen Theilen von Italien die Ruhe, jedoch mit großer Besorgniß vor der Macht des Türken, der seine Unternehmungen zur Bekämpfung der Christen fortsezte, und Negroponte zur größten Beschimpfung und Beschädigung des Christlichen Namens erobert hatte. In diesen Zeiten starb Borso, Markgraf von Ferrara, und ihm folgte sein Bruder Herkules. Auch starb Sigismund von Rimini, der stete Feind der Kirche, und seinen Staat erbte sein natürlicher Sohn Ludwig, welcher sich nachher unter den Feldherrn Italiens im Kriege auszeichnete. Ferner starb der Pabst Paul, und zu seinem Nachfolger ward erwählt Sixtus der Vierte, vorher Franz von Savona genannt, ein Mann von sehr niedriger Herkunft, der aber durch seine Verdienste General des Franziskanerordens, und hernach Kardinal geworden war. Dieser war der erste, welcher zeigte, was ein Pabst vermag, und wie so

*) Die in diesem Paragraphen erzählten Begebenheiten sind in dem Zeitraum vom Jahre 1468 bis 1471 erfolgt.

Jahr 1468. viele Dinge, die unſere Vorfahren Vergehungen nannten unter dem Päbſtlichen Anſehn verdeckt bleiben können. Unter ſeiner Familie waren Peter und Hieronymus, die nach der allgemeinen Meinung ſeine Söhne waren, die er aber unter andern anſtändigeren Namen darſtellte. Den Peter, der ein Geiſtlicher war, hob er bis zur Kardinalswürde des Ordens von St. Sixtus. Dem Hieronymus gab er die Stadt Furli, und entriß dieſelbe dem Anton Ordelaffi, deſſen Voreltern lange Zeit Fürſten dieſer Stadt geweſen waren. Dieſes ehrſüchtige Verfahren verſchaffte ihm mehr Ehrfurcht bei den Fürſten Italiens, und jedermann bemühte ſich um ſeine Freundſchaft; daher gab der Herzog von Mailand dem Hieronymus ſeine natürliche Tochter Catharina zur Gattin, und als Mitgabe derſelben die Stadt Imola, die er dem Thaddäus von Alidoſi geraubt hatte. Zwiſchen dieſem Herzoge und dem Könige Ferdinand ward ebenfalls eine neue Verwandtſchaft geſtiftet, es ward nehmlich Eliſabeth die Tochter des älteſten königlichen Prinzen Alphons mit Johann Galeazzo, des Herzogs Sohne verbunden.

1469. Italien genoß alſo einer vollkommenen Ruhe, und die vornehmſte Sorge der damaligen Fürſten war die, einander behülflich zu ſein und durch Verwandtſchaften, neue Freundſchaften und Bündniſſe ſich einer des anderen zu verſichern. Dennoch ward mitten in dieſem vollkommenen Frieden Florenz von ſeinen Bürgern äußerſt gedrükt, und Peter konnte ſich, von ſeiner Krankheit gehindert, ihrem Uebermuth nicht wiederſezen. Um jedoch ſein Gewiſſen zu befreien, und zu verſuchen, ob er ſie zur Schaam bewegen könnte, berief er ſie alle in ſein Haus und ſprach zu ihnen in folgendem Sinne: Niemals hätte ich geglaubt, daß eine Zeit kommen könnte, wo das Betragen meiner Freunde mich bewegen würde, meine Feinde zu lieben und herbei zu wünſchen: und der Sieg, daß ich zu unterliegen wünſchte: denn ich

glaubte mit Leuten gesellt zu sein, die in ihren Begierden Jahr
Maaß und Ziel hätten, und denen es genügen würde, in 1819.
ihrem Vaterlande sicher und geehrt zu leben, und was noch
mehr ist, gerächt an ihren Feinden. Allein jezt erkenne ich
wie ich mich gröblich betrogen habe, indem ich nur wenig
den natürlichen Ehrgeiz aller Menschen, und noch weniger
den eurigen gekannt habe; denn euch ist es noch nicht ge-
nug, in einer so mächtigen Stadt die Ersten zu sein, und
diejenigen Ehrenämter, Würden, und Vortheile unter euch
wenige zu theilen, womit ehemals so viele Bürger sich ge-
ehrt zu fühlen pflegten; euch ist es nicht genug die Güter
eurer Feinde unter euch getheilt zu haben; euch ist es nicht
genug alle die anderen mit den bürgerlichen Lasten zu bedrü-
cken, während ihr selbst davon befreit aller Staatsvortheile
genießt; sondern ihr kränkt auch noch jedermann mit allen
erdenklichen Beleidigungen. Ihr beraubt den Nachbar sei-
ner Güter, ihr verkauft die Gerechtigkeit, ihr entfliehet den
Aussprüchen des bürgerlichen Rechts, ihr unterdrückt die
Friedfertigen, und erhebt die Unverschämten. Ich glaube
nicht, das es in ganz Italien so viele Beispiele von Gewalt-
thätigkeit und Habsucht gebe, als in dieser Stadt. Darum
also gab uns unsere Vaterstadt das Leben, damit wir es ihr
nehmen sollten? Darum gab sie uns den Sieg, damit wir
sie zerstören sollten? Darum ehrt sie uns, damit wir sie
beschimpfen? Ich versichere euch bei der Treue die brave
Männer geben und nehmen sollen, daß wenn ihr fortfahrt
euch so zu betragen, daß ich es bereuen muß, gesiegt zu ha-
ben, auch ich mich auf solche Weise betragen werde, daß
ihr bereuen werdet, den Sieg gemißbraucht zu haben. Die
Bürger antworteten wie Zeit und Ort es forderten, ließen
aber dennoch nicht ab von ihrer schlimmen Handlungsweise.
So daß Peter heimlich Messer Agnolo Acciajuoli nach Ca-
faggiolo kommen ließ und mit ihm weitläuftig über den Zu-

Jahr 1469. ſtand der Stadt ſprach. Man kann auch nicht zweifeln, daß er wenn nicht der Tod ihn daran gehindert hätte, alle Verbannte wieder in ihr Vaterland eingeſezt haben würde, um die Räubereien der Einwohner ſelbſt zu zügeln. Doch dieſem ſeinen ſo lobenswerthen Vorhaben widerſtrebte der Tod; denn belaſtet von körperlichem Uebel und von den Sorgen ſeines Gemüths ſtarb er im drei und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Seine Tugend und Güte konnte ſein Vaterland nicht ganz kennen lernen, weil er faſt bis zum lezten Theil ſeines Lebens von ſeinem Vater Kosmus begleitet erſchien; die wenigen Jahre aber, die er nach demſelben lebte, in bürgerlichen Kämpfen und in Krankheit zubrachte. Peter ward in der St. Lorenzkirche nahe bei ſeinem Vater begraben, und ſein Begräbniß ward mit derjenigen Pracht veranſtaltet, die ein ſolcher Bürger verdiente. Er hinterließ zwei Söhne, Lorenz und Julian, welche obſchon ſie in jedem die Hoffnung erregten, daß ſie einſt dem Staat höchſt nüzliche Bürger werden würden, dennoch durch ihre Jugend große Beſorgniß erweckten.

Zu den erſten Bürgern, die an der Regierung von Florenz Theil hatten, gehörte Meſſer Thomas Soderini, der allen übrigen bei weitem überlegen war; ſeine Klugheit und ſein Anſehn war nicht in Florenz allein, ſondern bei allen Mächten Italiens bekannt. Auf dieſen richtete nach Peters Tode die ganze Stadt ihre Blicke; viele Bürger beſuchten ihn, gleichſam als das Haupt der Stadt in ſeinem Hauſe, und viele Fürſten ſchrieben an ihn; er aber, der klug war, und ſowohl ſeinen Standpunkt, als den jenes Hauſes genau kannte, antwortete nicht auf die Briefe der Fürſten, und gab den Bürgern zu verſtehen, daß nicht ſein Haus, ſondern das der Medici beſucht werden müßte. Um auch durch die That zu zeigen, was ſeine Ermahnungen vorſchrieben, verſammelte er von allen vornehmen Familien die Häupter in

dem Kloſter St. Anton, wohin er auch Lorenz und Julian von Medici kommen ließ, und handelte hier in einer ernſten und langen Rede von dem Zuſtande der Stadt und ganz Italiens, und von der Geſinnung der Fürſten; und ſchloß, daß wenn ſie wollten, daß in Florenz die Einigkeit herrſche, und daß dieſe Stadt in Frieden, und in Sicherheit, ſowohl vor den Unruhen im Innern, als vor den auswärtigen Kriegen erhalten werde, es nöthig ſei, dieſen jungen Leuten Achtung zu erweiſen und das Anſehn dieſes Hauſes zu erhalten; denn die Menſchen beklagten ſich nie über das, was ſie zu thun gewohnt wären; das Neue aber werde ſchnell ergriffen, und eben ſo ſchnell auch wieder verlaſſen; auch ſei es immer viel leichter eine Macht aufrecht zu erhalten, die durch die Länge der Zeit den Neid vertilgt habe, als eine neue zu errichten, die aus vielen Urſachen ſehr leicht wieder geſtürzt werden könnte. Nach Meſſer Thomas ſprach Lorenz, und zwar, ſo jung er auch war, mit ſo viel Würde und Beſcheidenheit, daß er in jedem die Hoffnung erregte, daß er einſt der ſein werde, der er wirklich ward. Und ehe ſie den Ort verließen, ſchwuren die Bürger, ſie als ihre Söhne anzuſehen, und jene, ſie als Väter zu betrachten. Da es alſo bei dieſem Entſchluſſe blieb, ſo wurden Lorenz und Julian als Fürſten des Staats geehrt; ſie aber gingen nicht ab von dem Rath, den Meſſer Thomas ihnen ertheilte. Jahr 1469.

Es herrſchte alſo im Innern wie außerhalb die Ruhe, und kein Krieg unterbrach den allgemeinen Frieden, als plözlich ein Tumult ausbrach, der gleichſam ein Vorbote künftiger Uebel war. Unter den Familien die mit der Parthei von Meſſer Lukas Pitti untergingen, war auch die der Nardi; denn Sylveſter und ſeine Brüder, die Häupter dieſer Familie, wurden zuerſt verbannt, und nachher durch den von Bartholomäus Collone geführten Krieg für Rebellen 1470.

Jahr 1470. erklärt. Unter diesen Brüdern des Sylvester war Bernhard, ein rascher und muthiger Jüngling. Dieser der wegen seiner Armuth die Verbannung nicht zu ertragen vermochte, und dem durch den geschlossenen Frieden jede Aussicht zur Rückkehr benommen war, beschloß irgend eine Unternehmung zu wagen, vermöge welcher er vielleicht zu einem neuen Kriege Veranlassung geben könnte; denn oftmals zieht ein unbedeutender Anfang mächtige Folgen nach sich, weil die Menschen geneigter sind einer schon in Gang gebrachten Sache zu folgen, als selbst irgend eine in Gang zu sezen. Bernhard hatte starke Bekanntschaft in Prato, sehr große auch in Pistoja, besonders mit den von Palandra, einer Familie, die obschon vom Lande, doch reich war an Menschen, die nach der Pistoleser Gewohnheit in Waffen und Kämpfen erzogen waren. Er wußte, daß diese mißvergnügt waren, weil sie in ihren ehemaligen Streitigkeiten von den Florentinischen Obrigkeiten schlecht behandelt worden waren. Er kannte ferner die Stimmung der Pratenser, und daß sie glaubten auf eine hochmüthige und habsüchtige Art regieret zu werden; von manchen kannte er auch ihre widrige Gesinnung gegen die Regierung; alle diese Umstände zusammen genommen machten ihm Hoffnung, dadurch daß er Prato zur Rebellion bewog, ein Feuer in Toskana anfachen zu können, zu welchem in der Folge so viele hinzulaufen würden, um es zu ernähren, daß alle die zum löschen herbei kommen möchten, nicht hinreichen würden. Diesen Gedanken theilte er Messer Diotisalvi mit, und fragte ihn, auf welche Unterstüzung er durch seine Hülfe von Seiten der Fürsten rechnen könnte, im Fall es ihm gelingen sollte, Prato einzunehmen. Messer Diotisalvi hielt die Unternehmung für äußerst gefährlich, und fast ganz unausführbar; da er indessen sah, daß er auf fremde Gefahr von neuem sein Glück versuchen könnte, so ermunterte er ihn zu der

That und versprach ihm von Seiten Bolognas und Ferra- Jahr
ras sichere Hülfe, wenn er es dahin bringen könnte Prato 1470.
wenigstens vierzehn Tage lang zu behaupten und zu vertheidigen. Bernhard, den dieses Versprechen mit der glücklichsten Hoffnung erfüllte, begab sich heimlich nach Prato, theilte sein Vorhaben einigen mit, und fand sie sehr geneigt dazu. Denselben Geist und denselben Willen fand er auch bei den von Palandra, und nachdem sie sämmtlich über die Zeit und das Verfahren sich vereinigt hatten, benachrichtigte Bernhard Messer Diotisalvi von allem.

Cäsar Petrucci war im Namen des Florentinischen Volks Podesta von Prato. Dergleichen Befehlshaber von Städten haben die Gewohnheit, die Schlüssel der Thore bei sich zu behalten, und jedesmal, besonders in Zeiten, wo kein Argwohn statt findet, wann einer aus der Stadt sie fordert, um des Nachts ein oder auszugehen, so gestatten sie ihm solche. Bernhard, der diesen Gebrauch kannte, begab sich vor Tagesanbruch mit denen von Palandra, und ungefähr hundert Bewaffneten an das Thor, das nach Pistoja zu gerichtet ist, und diejenigen, die innerhalb von der Sache unterrichtet waren, bewaffneten sich ebenfalls; einer von diesen forderte von dem Podesta die Schlüssel, indem er vorgab, daß jemand vom Lande sie zu haben wünschte, um herein zu kommen. Der Podesta, der einen solchen Vorfall im mindesten nicht ahndete, sandte einen seiner Diener mit ihnen; und diesem wurden die Schlüssel von den Verschworenen abgenommen, sobald er sich eine Strecke von dem Pallast entfernt hatte; worauf denn das Thor geöffnet und Bernhard mit seinen Bewaffneten hereingelassen ward. Diese theilten sich sogleich in zwei Haufen, von welchen der eine, geführt von Silvester, einem Pratenser, die Citadelle einnahm; der andere mit Bernhard den Pallast besezte, und Cäsar mit seiner ganzen

Jahr Familie einigen aus ihrer Mitte zur Bewachung übergaben.
1470. Hierauf begannen sie den Aufruf und liefen, das Wort Freiheit ausrufend, durch die ganze Stadt. Der Tag war schon angebrochen und auf den Lermen liefen viele Bürger auf den Markt, die, da sie vernahmen, daß das Kastell und der Pallast eingenommen und der Podesta mit den seinigen gefangen wären, sich höchlich verwunderten, wie doch ein solcher Vorfall sich hatte zutragen können. Die acht Bürger, welche in diesem Orte die höchste Stelle bekleiden, versammelten sich in ihrem Pallast, um sich zu berathschlagen, was zu thun sei. Bernhard aber und die Seinigen, nachdem sie eine Zeit lang die Stadt durchzogen und gesehen hatten, daß niemand ihnen folge, gingen auf die Nachricht, daß die Achtmänner sich versammelt hätten, zu diesen, worauf Bernhard ihnen sagte, die Ursach seiner Unternehmung sei die, daß er sie und ihr Vaterland von der Knechtschaft befreien wollte; daß sie großen Ruhm einerndten würden, wenn sie ihn in dieser glorreichen Unternehmung begleiteten; und daß sie dadurch eine dauernde Ruhe und unvergänglichen Nachruhm sich erwerben würden. Er erinnerte sie an ihre alte Freiheit, und an ihren gegenwärtigen Zustand; und zeigte ihnen die gewisse Hülfe wenn sie, nur wenige Tage hindurch, der Macht, welche die Florentiner gegen sie absenden möchten, gemeinschaftlich sich widersezen wollten. Er versicherte, daß er Verbindungen in Florenz habe, welches sich zeigen werde, sobald man nur höre, daß diese Stadt vereint ihm folge. Die Achtmänner ließen sich durch diese Worte nicht bewegen und antworteten ihm, sie wüßten nicht ob Florenz in Freiheit oder Knechtschaft lebe, denn dies sei eine Sache deren Kenntniß man von ihnen nicht erwarten dürfe; das aber wüßten sie wohl, daß sie für ihren Theil nie eine andere Freiheit wünschten, als denselben Obrigkeiten zu gehorchen,

die in Florenz regierten, und von denen sie niemals eine Jahr
solche Beleidigung erlitten hätten, die sie veranlassen könn- 1470.
te, die Waffen gegen sie zu nehmen. Sie riethen ihm da-
her, dem Podesta in seiner Freiheit zu lassen, die Stadt
von seinen Truppen zu befreien, und sich aufs eiligste
dieser Gefahr zu entziehen, in die er mit wenig Klugheit
sich begeben habe. Bernhard ließ sich durch diese Worte
nicht aus der Fassung bringen, sondern beschloß zu ver-
suchen, ob er durch Furcht auf die Pratenser wirken könn-
te, da er durch Bitten nichts über sie vermochte. Um sie
also in Schrecken zu sezen gedachte er Cäsar tödten zu las-
sen; ließ diesen aus dem Gefängniß holen, und befahl, ihn
an den Fenstern des Pallastes aufzuhängen. Cäsar war
mit dem Strick um den Hals schon nahe am Fenster, als
er Bernhard erblickte, der seinen Tod beschleunigte, er
wandte sich also zu ihm und sagte: Bernhard, du läßt mich
sterben in der Hoffnung, daß nachher die Pratenser dir
folgen werden; gerade das Gegentheil wird erfolgen, denn
die Ehrfurcht, die dieses Volk vor den von dem Floren-
tinischen Volk hieher gesandten Rektoren hat, ist so groß,
daß wenn es dieses mir angethane Unrecht sehen wird, du
so großen Haß dadurch gegen dich erwecken wirst, daß dein
Untergang die Folge davon sein wird. Nicht mein Tod
also, sondern mein Leben kann dir den Sieg verschaffen,
denn wenn ich ihnen das, was du verlangen wirst, befehlen
werde, so werden sie viel eher mir als dir gehorchen, und
dadurch daß ich deinen Befehlen Folge leiste, wirst du deine
Absicht erreichen. Bernhard, der an Rathschlägen arm war,
hielt diesen für gut, und befahl ihm, daß er auf eine Ga-
lerie, die nach dem Plaz gerichtet war, hinaus kommen
und dem Volk gebieten solle, ihm zu gehorchen. Nachdem
Cäsar dieses gethan, ward er ins Gefängniß zurückgeführt.

Die Schwäche der Verschworenen hatte sich schon ent-

Jahr deckt, und viele Florentiner, die in der Stadt wohnten,
1470. waren zusammen gekommen; unter diesen befand sich auch Messer Georg Ginori, ein Ritter von Rhodus. Dieser war der erste, der die Waffen gegen sie brauchte, indem er Bernhard angriff, der auf dem Platze umherging und bald durch Bitten, bald durch Drohungen zu erlangen suchte, daß man ihm folge und gehorche; da nun Messer Georg mit vielen, die ihm folgten, auf ihn eindrang, ward er verwundet und gefangen genommen. Nachdem man dieses vollbracht hatte, war es leicht, den Podesta zu befreien, und die anderen zu überwinden; denn da ihrer nur wenige, und diese noch in verschiedene Haufen vertheilt waren, so wurden sie fast alle gefangen oder getödtet. In Florenz war unterdessen der Ruf von diesem Vorfall erschollen, und zwar noch um vieles vergrößert, denn man vernahm, Prato sei genommen, der Podesta mit seiner Familie ermordet, die Stadt voll von Feinden, Pistoja in Waffen, und viele von den Bürgern dieser Stadt Theilnehmer an der Verschwörung; so daß augenblicklich der Pallast voll von Bürgern war, die um sich mit der Signoria zu berathen zusammenkamen. Damals lebte zu Florenz Robert von St. Severino ein Feldherr von hohem Rufe; man beschloß also diesen mit so vielen Truppen, als er zusammen bringen könnte, nach Prato zu senden, und trug ihm auf, sich der Stadt zu nähern, und von der Sache genauen Bericht zu erstatten, zugleich aber diejenigen Hülfsmittel dagegen anzuwenden, die seiner Klugheit die zuträglichsten scheinen würden. Robert war erst wenig über das Kastell von Campi hinaus, als ihm ein Bote Cäsars begegnete, mit der Anzeige, daß Bernhard gefangen, seine Begleiter in die Flucht geschlagen und getödtet, und aller Aufruhr beruhigt sei. Er kehrte also nach Florenz zurück, und kurz darauf ward Bernhard dahin geführt, und von der Obrig-

keit die wahre Beſchaffenheit ſeiner Unternehmung unter- Jahr
ſuchte; da man nun die Mittel dazu ſehr ſchwach fand, ſo 1470.
ſagte er, er habe ſie gewagt, weil er, einmal entſchloſſen
lieber in Florenz zu ſterben, als in der Verbannung zu
leben, gewollt habe, daß ſein Tod wenigſtens von irgend
einer denkwürdigen That begleitet ſei.

Da alſo dieſer Aufruhr faſt im nehmlichen Augenblick 1470.
entſtanden und unterdrückt war, ſo kehrten die Bürger
wieder zu ihrem gewohnten Betragen zurück, indem ſie
ohne Einſchränkung der Regierung zu genießen gedachten,
welche ſie ſich befeſtigt und geſichert hatten. Hieraus ent-
ſtanden für die Stadt diejenigen Uebel, welche im Frieden
meiſtens zu entſtehen pflegen: die jungen Leute nehmlich,
verſchwendeten, zügelloſer als gewöhnlich, in Kleidung,
Gaſtmälern, und anderen Ausſchweifungen dieſer Art, über
alle Maßen, und da ſie müßig waren, ſo verzehrten ſie
Zeit und Vermögen beim Spiel und bei den Weibern;
ihren Fleiß richteten ſie darauf, in der Kleidung prachtvoll,
im Reden ſcharfſinnig und ſchlau zu erſcheinen, und derje-
nige der die anderen am geſchickteſten durchzog, war unter
ihnen der Weiſeſte und am höchſten geachtet. Dieſer
Zuſtand der Sitten wurde durch die Höflinge des Herzogs
von Mailand noch verſchlimmert, welcher mit ſeiner Gemah-
lin und dem ganzen herzoglichen Hofe, um, wie er ſagte,
ein Gelübde zu erfüllen, nach Florenz kam, woſelbſt er mit
derjenigen Pracht aufgenommen ward, die für einen ſo
mächtigen Fürſten und ſo wichtigen Freund der Republik
ſich ziemte. Damals ſah man eine Sache, die bis zu der
Zeit in unſerer Stadt noch nicht war geſehen worden; daß
nehmlich in der Faſtenzeit, während welcher man, nach dem
Gebot der Kirche, faſten ſoll ohne Fleiſch zu genießen, ſein
ganzer Hof ohne Rückſicht, weder auf die Kirche noch auf
Gott, ſich blos mit Fleiſch ernährte. Weil nun zu ſeiner

Jahr 1472. Ehre viele Schauspiele gegeben wurden, unter andern auch die Niederlassung des Heil. Geistes auf die Apostel in der Heil. Geistkirche vorgestellt ward, und durch die vielen Feuer, die bei solchen Festen gewöhnlich angezündet werden, diese Kirche ganz in Rauch aufging; so glaubten viele, daß Gott, gegen uns aufgebracht, dieses zum Zeichen seines Zorns uns habe auferlegen wollen. Wenn also dieser Herzog die Stadt Florenz schon voll fand von höfischen Genüssen, und jeder wohlgeordneten Bürgergemeinde widerstrebenden Sitten, so verließ er dieselbe noch sehr damit bereichert. So daß die guten Bürger dachten, daß es nothwendig sei, diesem Triebe Zügel anzulegen, und durch eine neue Verordnung der Kleiderpracht, dem Pomp bei Begräbnissen, und den Gastmalen eine Gränze sezten. Mitten in diesem Frieden entstand ein neuer und unverhoffter Aufruhr in Toskana. Es ward nehmlich in der Gegend von Volterra von einigen der dortigen Bürger eine Alaungrube gefunden. Diese Bürger, da sie den Nuzen davon einsahen, wandten sich, um jemand zu haben, der sie mit Geld unterstüzte und durch sein Ansehn schüzte, an einige Florentinische Bürger, und überließen denselben einen Antheil an dem Nuzen, der daraus gezogen werden konnte. Diese Sache ward im Anfange, wie es mit neuen Unternehmungen gewöhnlich zu gehen pflegt, von dem Volterranischen Volke wenig geachtet; mit der Zeit aber, da dasselbe den Nuzen davon erkannte, suchte es zu spät und fruchtlos einem Uebel abzuhelfen, dem es früher mit großer Leichtigkeit hätte abhelfen können. Sie fingen nun an, in ihren Rathsversammlungen die Sache zu verhandeln, und behaupteten es sei nicht passend, daß ein Gewerbszweig der auf dem Grund und Boden der Stadt entdekt worden sei, zum Privatnuzen verwandt werde. Sie schikten deshalb Gesandte nach Florenz; die Sache ward einigen Bürgern übergeben, die entweder von der Parthei

bestochen, oder weil sie es so für gut fand, dahin Bericht erstattete, daß das Verlangen des Volterranischen Volks nicht gerecht sei, indem dasselbe suchte, seine Bürger der Früchte ihrer Bemühungen und ihres Gewerbfleißes zu berauben, und daß also die Alaunwerke den Privateigenthümern und nicht dem Volke gehörten. Indessen sei es billig, daß jene jährlich eine gewisse Summe Geldes bezahlten, als ein Zeichen, daß sie das Volk als Grundherrschaft anerkennten. Dieser Bescheid verminderte nicht, sondern vermehrte die Unruhen und den Haß in Volterra, und keine andere Angelegenheit ward, nicht allein in ihren Rathsversammlungen, sondern auch in der ganzen Stadt verhandelt; indem die Gemeinde das, was sie sich entrissen glaubte, zurückforderte, die Privateigenthümer aber dasjenige erhalten wollten, was sie sich zuerst erworben hatten, und was ihnen hernach durch das Urtheil der Florentiner bestätigt worden war. So weit gingen diese Streitigkeiten, daß dabei ein in dieser Stadt sehr angesehener Bürger, Pecorino genannt, und hernach noch viele andere, die an diesen sich anschlossen, getödtet, und ihre Häuser geplündert und verbrannt wurden; und daß sie, von demselben Ungestüm angetrieben, nur mit Mühe sich der Ermordung der Rektoren enthielten, die im Namen des Florentinischen Volkes dort waren. Jahr 1472.

Nachdem diese erste Beleidigung Statt gefunden hatte, beschlossen sie vor allen Dingen Gesandte nach Florenz abzuordnen, um den dortigen Signoren anzuzeigen, daß wenn sie ihnen die alten Verträge halten wollten, sie auch ihrerseits die Stadt in ihrer alten Unterwürfigkeit erhalten wollten. Man streit sich lange über die Antwort. Messer Thomas Soderini behauptete, man müsse die Volterraner aufnehmen, auf welche Weise sie auch zum Gehorsam zurückkehren möchten; denn es scheine ihm nicht Zeit, so sehr in der Nähe eine Flamme zu entzünden, die unser eignes

Jahr 1472. Haus verzehren könnte; er fürchte die Gemüthsart des Pabstes, und die Macht des Königs, und verlasse sich auch nicht auf die Freundschaft der Venezianer, noch auf die des Herzogs, weil er nicht wisse wie treu die eine, und wie tapfer die andere sei; und erinnerte endlich an jenen alten Denkspruch, ein magerer Vergleich sei besser, als ein fetter Sieg. Lorenz von Medici von der andern Seite, dem dies eine Gelegenheit schien, zu zeigen, was sein Rath und seine Klugheit vermöchten, besonders aber auch dazu ermuntert durch diejenigen, die den Einfluß von Messer Thomas mit Neid betrachteten, rieth zu dem Entschluß, den Feldzug zu unternehmen, und die Anmaßlichkeit der Volterraner mit den Waffen zu bestrafen; indem er behauptete, daß wenn diese nicht als ein warnendes Beispiel gezüchtigt würden, so würden die andern ohne Achtung und Scheu sich nicht besinnen bei den unbedeutendsten Veranlassungen dasselbe zu thun. Da also der Krieg beschlossen war, so antwortete man den Volterranern, sie könnten nicht verlangen, daß man ihnen die alten Verträge halten sollte, die sie selbst gebrochen hätten; und daß sie also entweder dem Urtheil der Signoria sich unterwerfen, oder den Krieg erwarten sollten. Die Volterraner also, da sie mit dieser Antwort zurükgekehrt waren, rüsteten sich zur Vertheidigung, indem sie die Stadt befestigten, und zu allen Mächten Italiens sandten, um sich Hülfe zu verschaffen; doch wurden sie von wenigen gehört, denn nur die Sieneser und der Herr von Piombino gaben ihnen einige Hoffnung auf Unterstüzung. Die Florentiner von der andern Seite glaubten, daß es bei diesem Siege vorzüglich auf Beschleunigung ankomme, versammelten also zehntausend Mann Fußvolk und zweitausend Reuter, und diese zeigten sich unter den Befehlen Friedrichs Herrn von Urbino auf dem Volterranischen Gebiet, welches sie ohne Mühe ganz einnahmen. Hierauf schlugen sie ihr Lager bei

der Stadt auf, die weil sie auf einem hohen, fast von allen Seiten schroff abgeschnittenen Orte liegt, nur von der Seite, wo die Alexanderkirche ist, bekämpft werden konnte. Die Volterraner hatten zu ihrer Vertheidigung ungefähr tausend Mann in Sold genommen, die weil sie die eifrige Belagerung der Florentiner sahen, auf die Möglichkeit der Vertheidigung keine Hoffnung hatten, und daher bei der Gegenwehr lässig, zu den Mißhandlungen hingegen die sie täglich den Volterranern zufügten, sehr bereit waren. Diese armen Bürger also, außerhalb vom Feinde bekämpft, innerhalb von den Freunden unterdrückt, verzweifelten endlich an ihrer Rettung, und fingen an auf den Vergleich zu denken, und da sie keinen bessern erlangen konnten, so warfen sie sich in die Arme der Kommissarien. Diese ließen sich die Thore eröffnen, führten den größern Theil ihres Heeres hinein, und gingen in den Pallast, woselbst ihre Priorен versammelt waren, welchen sie den Befehl ertheilten, in ihre Häuser zu gehen; auf dem Wege aber ward einer derselben von einem Soldaten aus Verachtung beraubt. Aus diesem Anfange entstand, wie nun die Menschen mehr zum Bösen als zum Guten geneigt sind, die Zerstörung und Plünderung dieser Stadt, die einen ganzen Tag lang beraubt und durchzogen ward, wobei man weder der Frauen noch der geheiligten Orte schonte; und die Soldaten, sowohl diejenigen, die sie schlecht vertheidigt, als die welche sie belagert hatten, beraubten sie ihres ganzen Vermögens. Die Nachricht von diesem Siege ward von den Florentinern mit der größten Freude aufgenommen, und weil Lorenz die ganze Unternehmung veranstaltet hatte, so stieg dadurch sein Ansehen aufs höchste. Einer seiner vertrautesten Freunde also warf Messer Thomas Soderini seinen gegebenen Rath vor, indem er sagte: Was sagt ihr nun, daß Volterra erobert ist? Messer Thomas erwiederte: Mir scheint es viel-

Jahr 1472.

Jahr mehr verloren zu ſein, denn hättet ihr es durch einen Ver-
1472. gleich erhalten, ſo konnte es euch Nuzen und Sicherheit ge-
währen; da ihr es aber durch Gewalt behaupten müßt, ſo
wird es euch in widrigen Zeiten Schwächung und Schaden,
in Friedenszeiten Nachtheil und Koſten verurſachen.

1473. Zu dieſer Zeit hatte der Pabſt, welcher eifrig wünſchte,
die Städte der Kirche im Gehorſam zu erhalten, Spoleto plün-
dern laſſen, welches ſich, durch ſeine inneren Faktionen ver-
anlaßt, empört hatte. Hierauf hatte er Citta di Caſtello, das
ſich einer gleichen Hartnäckigkeit ſchuldig machte, belagert. In
dieſer Stadt war Nikolaus Vitelli der Erſte. Dieſer hielt mit
Lorenz von Medici genaue Freundſchaft, daher es ihm
dieſer nicht an Hülfe fehlen ließ, die indeß nicht ſtark
genug war, um Nikolaus zu ſchüzen, wohl aber ſtark
genug, um den erſten Samen der Zwietracht zwiſchen
Sixtus und den Medici auszuſtreuen, der bald nachher die
ſchlimmſten Früchte trug. Auch würden dieſe nicht lange
gezögert haben ſich öffentlich zu zeigen, wenn der Tod des
Bruder Paulus, Kardinals von St. Sixtus nicht erfolgt
wäre, denn indem dieſer Kardinal durch ganz Italien reiſte
und nach Venedig und Mailand ging, unter dem Vorwan-
de, als wollte er die Hochzeit des Herkules Markgrafen
von Ferrara mit ſeiner Gegenwart beehren, erforſchte er
die Geſinnungen jener Fürſten, um zu ſehen, wie ſie in
Rückſicht auf die Florentiner geſtimmt wären. Da er aber
nach Rom zurückkehrte, ſtarb er, nicht ohne Verdacht, daß
er von den Venezianern vergiftet worden ſei, weil ſie des
Sixtus Macht fürchteten, wenn ſich derſelbe des Geiſtes
und der Bemühungen des Bruder Peter hätte bedienen
können. Denn obſchon die Natur ihn nur aus niedrigem
Blute erzeugt, und nachher in den Gränzen eines Kloſters
niedrigerweiſe auferzogen hatte, ſo zeigte er dennoch, ſobald
er zur Kardinalswürde gelangt war, einen ſo großen Stolz

und ſo viel Ehrſucht, daß nicht einmal die Päbſtliche, geſchweige denn die Kardinalswürde ihm genügte; denn er enthielt ſich nicht, zu Rom ein Gaſtmal zu feiern, welches, ſelbſt von einem Könige gegeben, für übermäßig würde geachtet worden ſein, und worauf er über zwanzig tauſend Gulden verwandte. Da alſo Sixtus dieſes Miniſters beraubt war, ſo verfolgte er ſeine Plane mit mehr Langſamkeit. Doch da die Florentiner, der Herzog, und die Venezianer ihren Bund erneuert hatten, indem ſie dem Pabſt und dem Könige Raum ließen, um darin einzutreten; ſo verband auch Sixtus ſich ſeinerſeits mit dem Könige, indem er den andern Mächten Italiens frei ſtellte ſich daran anzuſchließen. So ſah man alſo ſchon Italien in zwei Partheien getheilt, denn täglich geſchahen Dinge, die zwiſchen dieſen beiden Bünden Widerwillen erzeugten, ſo wie es durch die Inſel Cypern geſchah, welche der König Ferdinand zu erwerben ſuchte, und die Venezianer in Beſitz nahmen; daher denn auch der Pabſt und der König ſich noch enger verbanden. Damals ward in Italien Friederich Fürſt von Urbino für den vortreflichſten Waffenführer gehalten, welcher lange Zeit bei den Florentinern Kriegsdienſte geleiſtet hatte. Der König und der Pabſt beſchloſſen deshalb, damit der Feindliche Bund dieſes Führers beraubt werde, Friederich für ſich zu gewinnen; der Pabſt rieth ihm alſo, und der König bat ihn, daß er ihn zu beſuchen nach Neapel kommen möchte. Friederich folgte zur größten Verwunderung und zum höchſten Mißfallen der Florentiner, welche glaubten, daß es ihm dort wie den Jakob Piccinino gehen würde. Doch es erfolgte das Gegentheil; denn Friederich kehrte von Neapel und von Rom zurück, mit Ehren überhäuft, und als Feldherr dieſer beiden Verbündeten. Der König und der Pabſt unterließen auch nicht, die Geſinnungen der Herren von Romagna und der Sieneſer Jahr 1474.

Jahr zu verſuchen, um ſich dieſelben zu Freunden zu machen,
1474. und durch Hülfe derſelben die Florentiner noch heftiger angreifen zu können. Da nun dieſe es gewahr wurden, ſo ſuchten ſie ſich durch alle mögliche Hülfsmittel gegen die Eiferſucht jener zu waffnen, und nahmen ſtatt des Friederich von Urbino, den ſie verloren hatten, den Robert von Rimino in Sold. Sie erneuerten ihr Bündniß mit den Perugianern und ſchloſſen ein neues mit dem Herren von Faenza. Der Pabſt und der König gaben als Urſach ihrer Feindſchaft gegen die Florentiner an, daß ſie von denſelben verlangten, ihre Verbindung mit den Venezianern aufzulöſen und ſich mit ihnen zu verbünden; denn der Pabſt ſei überzeugt, daß weder die Kirche ihr Anſehn, noch der Graf Hieronymus die Staaten von Romagna behaupten könne, wenn die Florentiner mit den Venezianern verbunden wären. Die Florentiner von der andern Seite beſorgten, daß jene ſie von den Venezianern abziehen wollten, nicht um ſie ſich zu Freunden zu machen, ſondern um ſie deſto leichter mißhandeln zu können. In dieſem Argwohn alſo, und in dieſer feindlichen Stimmung blieb Italien zwei Jahre, ehe eine Unruhe entſtand. Die Erſte, obgleich nur unbedeutende, welche ausbrach, erfolgte aber in Toskana.

1476. Braccio von Perugia, ein, wie wir oftmals erwähnt haben, im Kriege hochberühmter Mann, hatte zwei Söhne hinterlaſſen, Otto und Karl genannt. Dieſer war noch von zartem Alter, und jener ward, wie oben gezeigt worden, von den Einwohnern des Thals von Lamona umgebracht. Karl alſo, da er in die Jahre gekommen war, die ihn zum Kriegsdienſte fähig machten, ward von den Venezianern, um des Andenkens an ſeinen Vater und der Hoffnung willen, die man auf ihn ſezte, unter die von ihrer Republik in Sold genommenen Truppen aufgenommen. Zu der Zeit, wovon wir jezo reden, war gerade ſein Kontrakt

zu Ende, und er wünschte nicht, daß ihm derselbe für jezt Jahr
von dem Senat bestätigt würde, sondern beschloß vielmehr 1476.
zu versuchen ob er nicht vermöge seines Namens, und durch den Ruf seines Vaters in seine Staaten von Perugia zurückkehren könnte. Die Venezianer willigten gern darin ein, wie sie denn gewöhnlich bei jeder neuen Veränderung ihre Herrschaft zu vergrößern pflegten. Karl kam also nach Toskana, und da er das Unternehmen gegen Perugia schwer fand, weil diese Stadt mit den Florentinern verbündet war, er aber doch diesen seinen Auszug nicht gethan haben wollte, ohne etwas der Erwähnung werthes ausgeführt zu haben, griff er die Sieneser an, indem er behauptete, sie wären noch seine Schuldner für Dienste die sein Vater in den Geschäften ihrer Republik geleistet habe, und deshalb wolle er von ihnen befriedigt sein; worauf er sie mit so gewaltiger Heftigkeit angriff, daß er fast ihr ganzes Gebiet umkehrte. Diese Bürger, da sie den Anfall erleiden mußten, hielten es wie sie denn überhaupt von den Florentinern leicht schlimmes denken, für ausgemacht, daß diese zu dem allen ihre Bestimmung gegeben hätten; und überhäuften deshalb den Pabst und den König mit Klagen. Auch schickten sie Gesandte nach Florenz, die sich über dieses große Unrecht beklagten, und geschickterweise andeuteten, daß Karl sie nicht mit so großer Sicherheit hätte angreifen können, wenn er nicht Unterstüzung gefunden hätte; die Florentiner entschuldigen sich deshalb und versicherten, daß sie alle Mühe anwenden würden, daß Karl sich aller Angriffe gegen sie enthalten sollte; weshalb sie auch Karl den Befehl die Sieneser unangefochten zu lassen auf die Weise zufertigten, wie diese selbst es verlangten. Hierüber beklagte sich Karl, indem er zeigte, daß die Florentiner, indem sie ihn hierbei nicht unterstüzt hätten, sich selbst einer wichtigen Eroberung, ihn aber eines großen Ruhms beraubt hätten; indem er ih-

Jahr nen in sehr kurzer Zeit den Besitz dieses Orts versprechen
1476. könnte; so feige hatte er die Einwohner und so schlecht die Anstalten zur Vertheidigung gefunden. Karl reiste demnach wieder ab, und kehrte wieder in seinen gewöhnlichen Dienst bei den Venezianern zurück. Die Sieneser aber, obgleich sie durch Hülfe der Florentiner von so großen Uebeln befreit worden, blieben dennoch voll Ingrimm gegen diese; denn sie glaubten nicht, denjenigen Verbindlichkeit schuldig zu sein, die sie von einem Uebel befreit hatten, wozu die Veranlassung von ihnen selbst hergekommen war.

Während diese Vorfälle auf die erzählte Weise zwischen dem Pabst, dem Könige und in Toskana statt fanden, erfolgte in der Lombardei eine Begebenheit von größerer Wichtigkeit, und die ein Vorbote größerer Uebel war. Ein gewisser Cola aus Mantua, ein gelehrter und ehrgeiziger Mann, unterrichtete die vornehmsten Jünglinge der Stadt Mailand in der lateinischen Sprache. Dieser, sei es nun, daß ihm das Leben und die Sitten des Herzogs verhaßt waren, oder daß irgend eine andere Ursach ihn dazu bewog, verwünschte in allen seinen Gesprächen das Leben unter einem nicht guten Regenten, indem er die Ehre und das Glück derjenigen pries, denen Natur und Schicksal die Gunst gewährt hätte, in einer Republik geboren zu werden; indem er zeigte daß alle berühmte Männer in Republiken, und nicht unter einem Fürsten auferzogen worden seien; denn jene erzeugten tugendhafte Männer, diese unterdrückten sie; weil jene ihre Tugenden zum Nuzen des Staats geltend machten, diese aber sie fürchteten. Die Jünglinge mit denen er am vertrautesten umging, waren Johann Andreas Lampognano, Karl Visconti, und Hieronymus Olgiato. Mit diesen sprach er häufig von dem abscheulichen Charakter des Fürsten und von dem Unglück derer, die von ihm regieret würden; auch gewann er über das Gemüth und

den Willen dieser jungen Leute eine solche Gewalt, daß er Jahr
ihnen einen Schwur abnahm, daß sie sobald ihr Alter es 1476.
erlaubte, ihr Vaterland von der Tyrannei dieses Fürsten be-
freien würden. Da also die jungen Männer von diesem
Wunsch erfüllt waren, der mit den Jahren immer zunahm,
so beschleunigten noch die Sitten und das Betragen des
Herzogs, besonders aber die persönlichen Beleidigungen, die
er ihnen widerfahren ließ, die Ausführung desselben. Gale-
azzo war wollüstig und grausam und die häufigen Beweise
die er von beiden Leidenschaften gegeben; hatten ihn äußerst
verhaßt gemacht; denn es war ihm noch nicht genug, die
adelichen Damen zu verführen, sondern er machte sich auch
ein Vergnügen daraus, dies öffentlich bekannt zu machen;
auch war er nicht damit zufrieden die Männer umbringen
zu lassen, wenn dies nicht auf irgend eine grausame Weise
geschah. Auch war er nicht frei von dem schändlichen Ver-
dacht, seine Mutter umgebracht zu haben; denn da er nicht
Fürst zu sein glaubte, so lange sie gegenwärtig war, so be-
trug er sich auf eine solche Weise gegen sie, daß sie den
Wunsch faßte, in den als Aussteuer ihr gehörigen Siz, Cre-
mona sich zurück zu ziehen, auf welcher Reise sie von einer
plözlichen Krankheit überfallen starb; daher denn viele glaub-
ten daß sie von ihrem Sohne sei umgebracht worden. Der
Herzog hatte durch Frauen Karl und Hieronymus entehrt,
und dem Johann Andreas hatte er den Besiz der Abtei
Miramondo nicht zu gestehen wollen, die seinem Verwand-
ten vom Pabste angewiesen war. Diese persönlichen Belei-
digungen erhöhten in diesen Jünglingen den Wunsch, indem
sie sich selbst rächten, auch das Vaterland von so großen
Uebeln zu befreien; in der Hoffnung, daß, wenn es ihnen
nur gelänge ihn zu tödten, nicht nur viele vom Adel, son-
dern auch das ganze Volk ihnen folgen würde. Da sie sich
also zu der That entschlossen hatten, so versammelten sie sich

Jahr 1476. häufig, welches wegen ihres langen vertraulichen Umganges gar kein Aufsehen machte. Immer sprachen sie von dieser Sache, und um ihren Entschluß zu dieser That noch mehr zu befestigen, so verwundeten sie sich einer den andern in der Seite oder auf der Brust mit den Schwerdtern, die sie dazu bestimmt hatten. Sie sprachen von der Zeit und von dem Ort. Im Schlosse schien es ihnen nicht sicher; auf der Jagd ungewiß und gefährlich; zu den Zeiten, wo er durch die Stadt spazieren ging schwer und nicht ausführbar; bei Gastmahlen zweifelhaft. Sie beschlossen also ihn bei irgend einem Aufzuge und öffentlicher Feierlichkeit zu tödten, wo sie gewiß wären, daß er erscheinen würde, und wobei sie auch unter mancherlei Vorwänden ihre Freunde versammeln könnten. Sie setzten auch fest, daß wenn einige von ihnen aus irgend einer Ursach vom Hofe zurückgehalten würden, die andern ihn mit Hülfe des Schwerdts und seiner bewaffneten Feinde umbringen sollten.

Es war im Jahr 1476 und das Fest der Geburt Christi nahte herran. Weil nun der Fürst am Tage des heil. Stephan in großem Pomp die Kirche dieses Märtirers zu besuchen pflegte, so fanden sie, daß dieser Ort und diese Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens bequem sein würde. Am Morgen dieses Festtages also ließen sie einige ihrer vertrautesten Freunde und Diener bewaffnen, indem sie sagten, sie wollten dem Johann Andreas zu Hülfe gehen, der gegen den Willen einiger seiner Nachbarn eine Wasserleitung auf seinen Gütern anlegen wolle; und so führten sie diese bewafnet in die Kirche, unter dem Vorwande, noch vor der Abreise von dem Herzoge Abschied nehmen zu wollen; auch ließen sie noch mehrere andere von ihren Freunden und Vertrauten unter mancherlei Vorwände bewaffnet an denselben Ort kommen; indem sie hofften, daß nach geschehener That, ein jeder in dem noch übrigen Theil der Unternehmung ih-

nen folgen werde. Ihr Vorsatz war nehmlich, wenn der Fürst todt sein würde, sich zu jenen Bewaffneten zurückzuziehen; mit diesen in demjenigen Theil der Stadt umherzugehen, wo sie am leichtesten das Volk zum Aufstande reizen zu können glaubten, und dieses gegen die Herzogin und die Ersten der Regierung zu bewaffnen; indem sie der Meinung waren, das Volk werde ihnen, wegen des Hungers, von dem es bedrängt wurde, gern folgen; deshalb war auch ihr Vorsaz, demselben das Haus von Messer Lecco Simonetta, des Johann Botti und des Franz Luconi, alle Häupter der Regierung, preis zu geben, und durch dieses Mittel sich selbst zu sichern und dem Volke seine Freiheit wieder zu geben. Nachdem sie also diesen Plan verabredet, und ihr Herz zur Ausführung desselben gestärkt hatten, ging Johann Andreas mit den andern schon bei früher Zeit in die Kirche, woselbst sie mit einander Messe hörten; nachdem diese geendet, wandte sich Johann Andreas zu einer Statüe des heil. Ambrosius indem er sagte: O du Schuzheiliger dieser unserer Stadt, du kennst unsere Absicht, und den Zweck, um deßwillen wir so großen Gefahr uns aussezen wollen; sei unserer Unternehmung günstig, und zeige durch Unterstüzung der Gerechtigkeit, daß Ungerechtigkeit dir mißfalle. Dem Herzoge von der andern Seite begegenten, da er in die Kirche gehen sollte, mehrere Zeichen seines bevorstehenden Todes; als der Tag angebrochen war, legte er wie er ofmals pflegte, einen Panzer an; hernach aber zog er ihn plözlich wieder aus, als wäre ihm der Anblick davon widerwärtig, oder die Tracht lästig. Er wollte die Messe im Schloß hören, allein sein Kapellan war mit allem Kirchengeräth nach der Stephanskirche gegangen. Er befahl, daß statt dessen der Bischoff von Como die Messe feiern sollte, dieser aber gab einige unverwerfliche Hindernisse an. Er beschloß also, gleichsam durch Nothwendigkeit gezwungen, nach der Stephanskirche zu gehen; vor- Jahr 1476.

Jahr 1476. her aber ließ er ſich ſeine Söhne Johann Galeazzo und Hermes kommen, umarmte und küßte ſie vielmals und ſchien ſich nicht von ihnen trennen zu können. Da er endlich doch ſich zum Gehen entſchloß, verließ er den Pallaſt und ging in der Mitte der beiden Geſandten von Ferrara und von Mantua in die Kirche. Indeſſen hatten ſich die Verſchworenen, um weniger Anlaß zum Verdacht gegen ſich zu geben und der großen Kälte auszuweichen, in eine Kammer des Erzprieſters der Kirche, ihres Freundes begeben, und da ſie die Ankunft des Herzogs vernahmen, gingen ſie in die Kirche. Johann Andreas und Hieronymus ſtellten ſich auf die rechte, Karl auf die linke Seite des Eingangs: Schon traten diejenigen, die dem Herzoge vorangingen, in die Kirche; dann folgte er ſelbſt, umgeben von einer großen Menge, wie es der herzoglichen Pracht bei einer ſolchen Feierlichkeit angemeſſen war. Die erſten, die den Angriff machten, waren Lampognano und Hieronymus. Dieſe ſtellten ſich, als wollten ſie für den Herzog Plaz machen, und näherten ſich ihm ſo; darauf zogen ſie die kurzen und ſpizigen Waffen, die ſie in ihren Aermeln verborgen hatten, hervor, und griffen ihn damit an. Lampogeano verſezte ihm zwei Wunden eine in den Unterleib, die andere in die Kehle. Auch Hieronymus ſtieß ihm in die Kehle und in die Bruſt: Karl Visconti aber, der ſich näher an die Thür geſtellt hatte, und dem der Herzog vorbeigegangen war, konnte ihn, als er von ſeinen Genoſſen angegriffen ward, nicht von vorn verwunden, ſondern durchbohrte ihm mit zwei Stößen Rücken und Schulter. Dieſe ſechs Wunden wurden ſo ſchnell und plözlich beigebracht, daß der Herzog ſchon auf der Erde lag, faſt noch ehe jemand die That bemerkte. Auch konnte dieſer nichts anders thun oder ſagen, als daß er im Fall ein einziges Mal den Namen unſerer Frau zu ſeiner Hülfe rief. Als der Herzog zur Erde gefallen war, entſtand ein großes Ge-

tümmel; viele Schwerdter wurden entblößt, und wie es bei unvorhergesehenen Vorfällen zu geschehen pflegt, einer floh aus der Kirche, der andere lief auf den Tumult los, ohne irgend eine sichere Kenntniß der Sache oder Veranlassung zu haben. Diejenigen jedoch, die dem Herzoge am nächsten gestanden seine Ermordung gesehen und die Mörder erkannt hatten, verfolgten diese. Von den Verschworenen kam Johann Andreas, da er sich aus der Kirche zurückziehen wollte, zwischen die Damen hinein; und da er diese in großer Menge und nach ihrer Gewohnheit auf der Erde sizend fand, ward er, verwickelt und festgehalten in ihren Kleidern, von einem Mohren, des Herzogs Lakaien, erreicht und getödtet. Auch Karl ward von den Umstehenden niedergemacht. Hieronymus Oliglato aber, der im Gedränge aus der Kirche kam, da er seine Genossen ermordet sah, ging, weil er keinen andern Zufluchtsort wußte, nach seiner Wohnung, wo aber sein Vater und seine Brüder ihn nicht einließen; nur die Mutter, die mit ihrem Sohn Erbarmen hatte, empfahl ihn einem Priester, einem alten Freunde der Familie, der ihn seine Kleider anzog und ihm nach seiner Wohnung führte. Hier blieb er zwei Tage nicht ohne Hoffnung, daß irgend ein Aufstand in Mailand entstehen würde, der ihn retten könnte. Da dieses nicht eintraf, so befürchtete er an diesem Orte entdeckt zu werden, und beschloß daher verkleidet zu entfliehen; allein er ward erkannt, und fiel in die Hand der Gerechtigkeit, wo er dann den ganzen Verlauf der Verschwörung entdeckte. Hieronymus war drei und dreißig Jahr alt; im Tode zeigte er sich nicht weniger muthig, als er im Handeln sich gezeigt; denn als er schon nackt vor dem Scharfrichter stand, der das Eisen in der Hand hielt, womit er ihn treffen sollte, sagte er diese Worte in lateinischer Sprache, denn er war ein Gelehrter: Mors acerba, fama perpetua, stabit vetus memoria facti. Diese That ward von den unglücklichen

Jahr 1476.

Jahr 1476. Jünglingen geheim behandelt, und muthvoll ausgeführt; doch dann mußten sie untergehen, als diejenigen, von denen sie Nachfolge und Vertheidigung gehofft hatten, weder ihnen folgten, noch sie vertheidigten. Mögen indessen die Fürsten daraus lernen, auf solche Weise sich zu betragen, und sich so viel Achtung und Liebe zu erwerben, daß niemand hoffen dürfe, sich zu retten, wenn er sie tödtet; die andern aber mögen erkennen, daß es ein eitler Gedanke sei, der uns eine trügliche Hoffnung einflößt, zu glauben, daß eine Volksmasse, selbst dann, wenn sie unzufrieden ist, in unsern Gefahren uns folgen oder begleiten werde. Diese Begebenheit sezte ganz Italien in Bestürzung, mehr aber noch die Begebenheiten, die kurze Zeit nachher in Florenz erfolgten, und die den Frieden, der zwölf Jahr hindurch in Italien geherrscht hatte, störten, wie im folgenden Buche vor uns gezeigt werden wird, dessen Ende trauervoll und beweinenswerth, so wie sein Anfang blutig und schreckenvoll sein wird.

# Achtes Buch.

Da der Anfang dieſes achten Buches in der Mitte zwiſchen zwei Verſchwörungen liegt, nehmlich der, die ſchon von uns erzählt und zu Mailand vorgefallen iſt, und der, welche noch erzählt werden ſoll und zu Florenz erfolgte; ſo könnte man für ſchicklich halten, daß wir, unſerer bisherigen Gewohnheit treu, von den Eigenſchaften der Verſchwörungen, und ihrer Wichtigkeit handelten. Auch ſollte dieſes gern geſchehen, wenn ich nicht theils ſchon an einem andern Orte davon geſprochen hätte, theils auch dies nicht ein Gegenſtand wäre, den man nicht in der Kürze übergehen kann. Da nun aber dieſes eine Sache iſt, die große Aufmerkſamkeit erfordert, und ſchon an einem andern Orte von mir erwogen worden iſt, ſo wollen wir ſie jezt bei Seite laſſen und zu einem andern Gegenſtande übergehen. Wie nehmlich, nachdem die Mediceiſche Regierung alle diejenigen Feinde, die ſie öffentlich bekämpften, beſiegt hatte, jezt, wenn dieſes Haus die Alleinherrſchaft der Stadt übernehmen, und ſich in ſeiner bürgerlichen Lebensart von den andern Familien abſondern wollte, es nothwendigerweiſe auch noch diejenigen beſiegen mußte, welche im Geheim ihm entgegenarbeiteten. Denn ſo lange noch die Medici mit gleicher Jahr 1478.

Jahr 1478. Macht und gleichem Ansehen gegen einige von den andern Familien kämpften, konnten die Bürger, die neidisch waren gegen ihre Macht, sich noch ganz öffentlich ihnen widersezen, ohne zu fürchten, daß sie gleich im Anfange der Feindseligkeiten unterdrückt werden würden: denn da die Obrigkeiten frei geworden waren, so hatte keine Parthei Ursach etwas zu fürchten, bevor sie nicht im Kampf besiegt war. Nach dem Siege aber vom Jahre sechs und siebenzig, fiel die ganze Regierung dermaßen in die Hände der Medici, und sie gewannen so große Macht, daß diejenigen, die damit unzufrieden waren, entweder mit Geduld diesen Zustand der Dinge ertragen, oder wenn sie ihn ändern wollten, dieses durch Verschwörungen und geheimerweise zu thun versuchen mußten; diese aber, weil sie sehr schwer gelingen, bringen meistentheils demjenigen der sie anstiftet, den Untergang, und dem, gegen welchen sie angestiftet werden, größere Macht. Daher denn fast immer der Regent einer Stadt, der von solchen Verschwörungen angegriffen wird, wenn er nicht wie der Herzog von Mailand ermordet wird, was sehr selten geschieht, zu noch größerer Macht emporsteigt, vielmals auch, wenn er vorher gut war, alsdann schlecht wird. Denn die Verschwörer geben ihm durch ihr Beispiel Veranlassung sich zu fürchten; die Furcht, sich zu sichern; die Sicherheit, zu schaden, woraus dann nachmals der Haß entsteht, und vielmals auch sein Untergang. So unterdrücken also diese Verschwörungen denjenigen, der sie anstiftet, sogleich, dem aber, gegen den sie gerichtet sind, schaden sie in jedem Falle mit der Zeit.

Italien war, wie wir oben gezeigt haben, in zwei Partheien getheilt; auf einer Seite Pabst und König; auf der andern die Venezianer, der Herzog und die Florentiner. Obschon nun zwischen ihnen noch kein Krieg ausgebrochen war, so gab es doch täglich neue Veranlassungen zum Aus-

bruch deſſelben; und vorzüglich bemühte ſich der Pabſt durch alle ſeine Handlungen die Regierung von Florenz zu beleidigen. Deswegen bekleidete der Pabſt, da Meſſer Philipp von Medici, Erzbiſchoff von Piſa, geſtorben war, gegen den Willen der Signoria von Florenz, den Franz Salviati, der ihm als ein Feind der Familie Medici bekannt war, mit dieſem Erzbisthume. Da nun dieſem die Signoria den Beſitz nicht zugeſtehen wollte, ſo erfolgten daraus zwiſchen ihr und dem Pabſt bei der Behandlung dieſer Sache neue Beleidigungen; überdies erzeigte der letztere zu Rom der Familie der Pazzi die größten Begünſtigungen, während er dem Hauſe Medici durch alle ſeine Schritte entgegenhandelte. Damals waren die Pazzi in Florenz durch Reichthum und Adel vor allen andern Florentiniſchen Familien glänzend. Ihr Haupt war Meſſer Jakob, der wegen ſeiner Reichthümer und ſeines Adels vom Volke zum Ritter gemacht worden war. Er hatte keine Kinder, außer einer natürlichen Tochter; aber viele Neffen, Söhne ſeiner Brüder Meſſer Peter und Anton, nehmlich von erſterm Wilheim, Franz, Renatus, Johann, von letzterm Andreas, Nikolaus und Galeotto. Kosmus von Medici hatte, da er den Reichthum und Adel dieſes Hauſes ſah, ſeine Enkelin Blanka mit Wilhelm vermählt; in der Hoffnung, daß dieſe Verwandſchaft die beiden Familien einiger machen und die Feindſchaften und den Haß wegräumen würde, welche aus dem Mißtrauen gewöhnlich zu entſtehen pflegen. Aber nichtsdeſtoweniger, ſo unſicher und trüglich ſind unſere Plane! war der Erfolg ganz anders; denn die Rathgeber des Lorenz zeigten ihm, daß es ſehr gefährlich und ſeiner Macht zuwider ſei, Reichthümer und Antheil an der Regierung bei denſelben Bürgern zu vereinigen. Dies verurſachte, daß Meſſer Jakob und ſeinen Neffen nicht ſo hohe Ehrenſtellen zugeſtanden wurden, die ſie nach dem Verhält-

Jahr 1478.

Jahr 1478. niß der andern Bürger zu verdienen glaubten. Hieraus entstand bei den Pazzi der erste Unwille, bei den Medici die erste Furcht, und so wie jener wuchs, gab er auch dieser Veranlassung zuzunehmen, daher denn die Pazzi bei jedem Geschäft, woran die andern Bürger Theil nahmen, von den Obrigkeiten nicht gern gesehen waren. Deswegen zwang die Obrigkeit der Achtmänner um einer unbedeutenden Ursach willen, Franz von Pazzi, der sich zu Rom befand, ohne für ihn diejenige Rücksicht zu haben, die man für die angesehenen Bürger zu nehmen pflegt, nach Florenz zurückzukommen. Die Pazzi beklagten sich also aller Orten mit beleidigenden und unwilligen Worten; und alles dieses vermehrte das Mißtrauen der Anderen und ihre Kränkungen. Johann von Pazzi hatte die Tochter des Johann Borromei, eines sehr reichen Mannes, zur Frau, und da derselbe starb, ohne andere Kinder zu hinterlassen, so kam sein Vermögen dieser seiner Tochter zu. Dennoch bemächtigte sich Karl, ein Neffe des Borromei, eines Theils von diesem Vermögen, und da die Sache vor Gericht kam, so ward ein Gesez gemacht, kraft dessen Johann von Pazzi's Frau der Erbschaft ihres Vaters beraubt, und diese dem Karl zugesprochen ward; und diese Kränkung schrieben die Pazzi gänzlich der Medici zu. Hierüber beklagte sich Julian von Medici oftmals gegen seinen Bruder Lorenz, indem er sagte, daß er befürchte, sie würden, indem sie zuviel haben wollten, alles verlieren.

Lorenz aber, erhizt durch seine Jugend und Macht, wollte alle Dinge selbst anordnen, und verlangte, daß man für alles nur ihm Verbindlichkeit haben solle. Da nun die Pazzi bei ihrem Adel und bei so großen Reichthümern, so große Kränkungen nicht ertragen konnten, so fingen sie an auf Rache dafür zu denken. Der erste, der einige Reden gegen die Medici zu führen begann, war Franz. Dieser

war leidenschaftlicher und empfindlicher als alle die übrigen; Jahr
und er beschloß daher zu gewinnen, was ihm fehlte, oder 1478.
zu verlieren, was er hatte. Weil ihm nun die Regierung von Florenz verhaßt war, so lebte er fast immer zu Rom, woselbst er, nach der Gewohnheit der Florentinischen Kaufleute, mit großen Kapitalien arbeitete; und da er mit dem Grafen Hieronymus sehr vertraut war, so beklagten sich diese oftmals einer bei dem andern gegen die Medici. Nach vielen solchen Klagen kamen sie endlich zu dem Schlusse, daß, wenn der eine in seinem Gebiet, der andere in seiner Stadt mit Sicherheit leben wolle, es nöthig sei, die Regierung von Florenz zu verändern; welches aber, nach ihrer Meinung, ohne Lorenz und Julian's Tod nicht auszuführen sei. Sie urtheilten, daß der Pabst und der König gern darin einwilligen würden, wenn man nur beiden die Leichtigkeit der Ausführung beweise. Da sie nun auf diesen Gedanken verfallen waren, so theilten sie alles dem Erzbischof von Pisa, Franz Salviati mit, der, weil er ehrgeizig und vor kurzem von den Medici beleidigt worden war, gern daran Theil nahm. Sie überlegten also mit einander, was zu thun sei, und beschlossen, um der Sache einen leichtern Erfolg zu verschaffen, Messer Jakob von Pazzi mit zu ihrem Willen zu bewegen, denn ohne diesen glaubten sie nichts ausrichten zu können. Man fand daher für gut, daß Franz von Pazzi zu diesem Zwecke nach Florenz gehen, der Erzbischof aber und der Graf in Rom zurückbleiben sollten, um bei dem Pabst zu sein, wenn es Zeit schiene, ihm die Sache mitzutheilen. Franz fand Messer Jakob rücksichtsvoller und schwerer zu überreden, als er gewünscht hätte, und da er dies nach Rom schrieb, so fand man, daß eine mächtigere Einwirkung nöthig sein würde, um ihn zu stimmen; der Erzbischof und der Graf eröffneten also alles dem Johann Baptist von Montesecco, dem Hauptmann der päbstlichen

Jahr 1478 Miethstruppen, der im Kriegswesen sehr geachtet und dem Pabst so wie dem Grafen Verbindlichkeiten schuldig war. Dennoch fand er die Sache schwierig und gefährlich, und der Erzbischof bemühte sich, diese Schwierigkeiten und Gefahren dadurch wegzuräumen, daß er ihn aufmerksam machte auf die Hülfe, die der Pabst und der König zu der Unternehmung leisten würden; auf den Haß der Florentinischen Bürger gegen die Medici; auf die Verwandten, die im Gefolge der Salviati und Pazzi wären; die Leichtigkeit, sie zu ermorden, weil sie ohne Begleitung und ohne Argwohn durch die Stadt gingen; und endlich, wenn sie getödtet wären, die Leichtigkeit, die Regierung zu verändern. Alle diese Dinge glaubte Johann Baptista ganz und gar nicht, weil er viele anders Florentiner ganz anders hatte reden hören.

Während man mit diesen Ueberlegungen und Gedanken beschäftigt war, geschah es, daß der Herr Karl von Faenza krank ward, so daß man seinen Tod befürchtete. Hierdurch glaubten der Erzbischof und der Graf Gelegenheit zu haben, Johann Baptist nach Florenz und von da nach Romagna zu senden, unter dem Schein, einige Städte wieder zu gewinnen, die der Herr von Faenza ihnen genommen hatte. Der Graf trug also dem Johann Baptista auf, mit Lorenz zu sprechen und ihn in seinem Namen um Rath zu fragen, wie er sich in den Angelegenheiten von Romagna zu betragen habe; dann sollte er auch mit Franz von Pazzi sprechen, und mit ihm gemeinschaftlich versuchen, Messer Jakob von Pazzi zu bestimmen, daß er gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte. Und damit er ihn durch das Ansehn des Pabstes dazu bewegen könnte, wollten sie, daß er noch vor seiner Abreise mit diesem davon spräche, welcher dann auch alle Anerbietungen machte, die in seiner Macht standen, die Unternehmung zu begünstigen. Als Johann Baptist nach

Florenz kam, sprach er mit Lorenz, und ward von ihm sehr gütig aufgenommen, auch ertheilte er ihm die verlangten Rathschläge auf die vernünftigste und liebreichste Weise; so daß Johann Baptista sich sehr darüber verwunderte; denn es schien ihm, als habe er einen ganz andern Menschen in ihm gefunden, als man ihm vorgestellt hatte, und er mußte ihn für äußerst wohlgesinnt, für sehr verständig, und für sehr freundschaftlich gesinnt gegen den Grafen halten. Dennoch wollte er mit Franz sprechen, da er ihn aber nicht antraf, weil er nach Lukka gereist war, so sprach er mit Messer Jakob und fand ihn im Anfang sehr abgeneigt gegen die Sache. Doch hatte, ehe er abreiste, das Ansehen des Pabstes noch einige Wirkung auf ihn, und er sagte deshalb zu Johann Baptista, er möchte nur nach Romagna reisen und wieder zurückkehren; indessen werde Franz wieder in Florenz sein, und dann würden sie genauer von der Sache reden. Johann Baptist ging und kehrte wieder, worauf er mit Lorenz von Medici die erdichtete Unterhandlung wegen der Angelegenheiten des Grafen fortsetzte, dann aber auch mit Messer Jakob und Franz von Pazzi sich verband; und mit diesem es dahin brachte, daß Messer Jakob in die Unternehmung willigte. Sie sprachen nun von der Ausführung. Messer Jakob glaubte nicht, daß die Sache ausführbar wäre, so lange noch beide Brüder in Florenz wären; man müsse deshalb erwarten, daß Lorenz nach Rom ginge, wie der Ruf sagte, daß er thun werde, und dann die Sache ausführen. Franz meinte gleichfalls, daß es gut sei, wenn Lorenz nach Rom ginge, wenn aber dies auch nicht der Fall wäre, könnten dennoch, wie er behauptete, beide Brüder, sei es beim Hochzeitmahl, beim Spiel, oder in der Kirche weggeräumt werden. Was die fremde Hülfe betraf, so glaubte er, daß der Pabst Truppen versammeln könne unter dem Vorwande, das Kastell Montone wegzunehmen, indem Jahr 1478.

Jahr 1478. er gerechte Urſach habe, dem Grafen Karl daſſelbe zu entreißen, wegen der Aufſtände, die er, wie ſchon geſagt, im Sieneſiſchen und Peruginiſchen erregt hatte; doch faßten ſie noch keinen weitern Entſchluß, als daß Franz von Pazzi und Johann Baptiſt nach Rom gehen und dort mit dem Grafen und dem Pabſte alles verabreden ſollten. Der Gegenſtand ward in Rom von neuem überlegt, und am Ende blieb es dabei, daß, da die Belagerung von Montone beſchloſſen ſei, Johann Franz von Tolentino, ein Hauptmann des Pabſtes, nach Romagna, und Meſſer Lorenzo da Caſtello, in ſein Land gehen, und beide dort mit den Truppen des Landes ihre Kompagnien in Ordnung bringen ſollten, um dasjenige auszuführen, was ihnen von dem Erzbiſchof Salviati und Franz von Pazzi befohlen werden würde, welche mit Johann Baptiſt von Monteſeno nach Florenz kommen und hier alles beſorgen ſollten, was zur Ausführung des Unternehmens nöthig wäre, wozu auch der König Ferdinand durch ſeinen Geſandten alle Hülfe verſprach. Der Erzbiſchof und Franz von Pazzi kamen alſo nach Florenz, wo ſie noch Jakob, einen Sohn von Meſſer Poggio, einen gelehrten, aber ehrgeizigen und nach Neuerungen ſehr begierigen jungen Mann zur Theilnahme bewogen; ſo wie auch zwei Jakob Salviati, deren einer ein Bruder, der andere ein Verwandter des Erzbiſchofs war. Zu dieſen fügten ſie noch Bernhard Bandini und Napoleon Franceſi, kühne und der Familie Pazzi ſehr ergebene Jünglinge. Von Fremden traten außer den Vorbenannten noch Meſſer Anton von Volterra, und ein gewiſſer Prieſter Stephan, der in Meſſer Jakob's Hauſe ſeiner Tochter das Lateiniſche lehrte, hinzu. Renatus von Pazzi, ein kluger und geſetzter Mann, der die Uebel, welche aus ſolchen Unternehmungen entſpringen, ſehr wohl kannte, willigte nicht in die Verſchwörung, ſondern verabſcheute ſie vielmehr, und ſuchte

sie durch alle Mittel, die er mit Ehren anwenden konnte, zu stören. Jahr 1478.

Der Pabst hatte den Raphael von Riario, einen Neffen des Grafen Hieronymus, auf der Universität zu Pisa unterhalten, um dort die kirchlichen Wissenschaften zu erlernen, und ihn noch bei seinem dortigen Aufenthalte zur Kardinalswürde erhoben. Die Verschworenen also fanden für gut, diesen Kardinal nach Florenz zu ziehen, sowohl um durch seine Ankunft die Verschwörung zu verdecken, als auch um unter seinem Gefolge diejenigen Verschworenen zu verbergen, die sie nöthig hatten, und hieraus Gelegenheit zur Ausführung zu nehmen. Der Kardinal kam also an, und ward von Messer Jakob von Pazzi zu Montughi, seinem Gute, nahe bei Florenz, empfangen. Mit Hülfe dieses Mannes hofften die Verschworenen Lorenz und Julian zusammen zu bringen, und sobald dieses geschähe, beide zu ermorden. Sie gaben also dem Kardinal ein Gastmahl auf ihrem Landgute bei Fiesole, wobei aber Julian entweder zufällig oder absichtlich nicht erschien, so daß sie also, da ihr Plan fehlschlug, urtheilten, daß wenn sie ihn in Florenz bewirtheten, sie nothwendig beide erscheinen würden. Sie machten also hierzu Anstalt, und bestimmten den Sonntag am 26. April des Jahres 1478 zu diesem Gastmahl. Da also die Verschworenen sie in der Mitte des Festes tödten zu können dachten, so waren sie am Sonnabend Nachts beisammen, und ordneten alles an, was am folgenden Morgen geschehen sollte. Als aber der Tag gekommen war, so wurde Franzen angezeigt, daß Julian nicht zum Gastmahl käme. Die Häupter der Verschwörung versammelten sich also von neuem, und schlossen, daß die Ausführung derselben nicht aufgehoben werden dürfe, weil es unmöglich sei, daß solche, da sie so vielen bekannt sei, nicht entdeckt würde. Sie beschlossen also, sie in der Kathedralkirche St. Reparata

Jahr 1478 zu ermorden, woselbst, da der Kardinal dort war, die beiden Brüder, der Sitte gemäß, sich einfinden würden. Sie wünschten, daß Johann Baptist die Sorge übernähme, Lorenz, Franz von Pazzi aber und Bernhard Bandini, Julian zu ermorden. Johann Baptist aber schlug die That aus, entweder, weil der Umgang, den er mit Lorenz gehabt hatte, sein Gemüth sanfter gemacht hatte, oder aus irgend einer andern Ursach. Er würde niemals, sagte er, den Muth haben, ein so großes Vergehen in der Kirche zu vollführen, und den Verrath noch mit einer Kirchenschändung zu paaren; und dieses gab die erste Veranlassung zum Mißlingen der Unternehmung. Denn da die Zeit sie drängte, so waren sie genöthigt, diese Sorge Messer Anton von Volterra und dem Priester Stephan aufzutragen, welche beide sowohl aus Mangel an Geschicklichkeit, als auch ihrer Natur nach zu einer solchen That höchst unfähig waren. Denn wenn jemals zu irgend einer That ein starkes und festes, durch mancherlei Erfahrung zum Leben und Sterben mit Entschlossenheit begabtes Gemüth nöthig ist, so ist es gewiß bei einer solchen unentbehrlich, wobei man schon häufig waffengewohnten und in Blut gebadeten Männern den Muth hat entweichen sehn. Nachdem sie dies beschlossen hatten, bestimmten sie, daß das Zeichen zur That sein sollte, wann der Geistliche, der in der Kirche die Hauptmesse läse, das Abendmahl nähme; und daß mittlerweile der Erzbischof Salviati mit den Seinigen und mit Jakob Poggio den Rathspallast einnehmen sollte; damit die Signoria freiwillig oder gezwungen, sobald der Tod der beiden Jünglinge erfolgt sei, ihnen günstig sein müßte.

Nach diesem Beschlusse gingen sie in die Kirche, woselbst der Kardinal mit Lorenz von Medici schon angekommen war. Die Kirche war voller Menschen und der Gottesdienst hatte schon begonnen, Julian aber noch nicht in

der Kirche. Franz von Pazzi also und Bernhard, die ihn zu tödten bestimmt waren, gingen in sein Haus, um ihn aufzusuchen, und brachten ihn durch Bitten und List in die Kirche. Es ist in der That merkwürdig, daß Franz und Bernhard einen so großen Haß, und den Gedanken eines so großen Verbrechens mit so unbewegtem Herzen, mit so hartnäckigem Muthe zu verdecken wußten. Denn sowohl auf dem Wege, als in der Kirche selbst unterhielten sie ihn mit Scherzen und jugendlichen Gesprächen. Franz unterließ sogar nicht, ihn unter dem Schein der Liebkosung mit Händen und Armen zu drücken, um zu sehen, ob er ihn mit einem Panzer oder ähnlicher Schuzwaffe versehen fände. Julian und Lorenz kannten die feindliche Gesinnung der Pazzi gegen sich, und daß sie wünschten, ihnen die Macht in der Regierung zu entreißen; allein für ihr Leben besorgten sie noch nichts; denn sie glaubten, wenn jene auch etwas versuchen sollten, so würden sie es auf eine gelindere Weise und nicht mit solcher Gewaltthätigkeit beginnen; und daher stellten auch sie sich, da sie für ihre eigne Wohlfahrt nichts fürchteten, als wären sie ihre Freunde. Da also die Mörder gerüstet waren, jene an Lorenz Seite, wo sie wegen der in der Kirche versammelten Menge leicht und ohne Verdacht stehen konnten, und diese bei Julian, so kam die bestimmte Zeit; worauf Bernhard Bandini, mit einer kurzen, zu diesem Zweck verfertigten Waffe Julians Brust durchbohrte, der nach wenigen Schritten zu Boden fiel; Franz von Pazzi warf sich sogleich über ihn her, bedeckte ihn mit Wunden und stieß mit solchem Eifer auf ihn los, daß er, verblendet durch seinen wüthenden Haß gegen ihn, sich selbst sehr schwer am Bein verwundete. Messer Anton und Stephan von der andern Seite grissen Lorenz an, und verwundeten ihn, nachdem sie mehrere Stöße auf ihn gethan hatten, mit einer leichten Wunde an der Kehle. Entweder ihre

Jahr 1478.

Jahr 1478. Nachlässigkeit, oder des Lorenz Muth, der, da er sich angegriffen sah, mit seinen Waffen sich vertheidigte, oder die Hülfe derer die um ihn waren, machte alle ihre Bemühungen vergeblich; so daß sie bestürzt entflohen, und sich versteckten; bald aber wurden sie wieder gefunden, schimpflicherweise getödtet, und durch die ganze Stadt umhergeschleppt. Lorenz von der andern Seite vereinigte sich mit den Freunden, die um ihn waren und verschloß sich in der Sakristei der Kirche. Bernhard Bandini tödtete, da er Julian ermordet sah, auch den Franz Nori, einen vertrauten Freund der Medici, entweder aus einem alten Haß gegen ihn, oder weil er sich bemüht hatte, dem Julian beizustehen. Aber auch mit diesen beiden Morden noch nicht zufrieden, suchte er Lorenzo auf, um durch seinen Muth und seine Schnelligkeit wieder einzuholen, was die andern durch ihre Langsamkeit und Schwäche versäumt hatten; allein da er ihn in die Sakristei geflüchtet sah, so konnte er dies nicht ausführen. Mitten unter diesen schrecklichen und tobenden Auftritten, die so fürchterlich waren, daß die Kirche den Einsturz zu drohen schien, drängte sich der Kardinal an den Altar, wo ihn die Geistlichen so lange schützten, bis die Signoria nach gestilltem Aufruhr, ihn in ihrem Pallast führen konnte, wo er in den größten Besorgnissen bis zu seiner Befreiung verblieb.

Damals befanden sich einige Peruginer in Florenz, die von dem Partheigeist aus ihrer Heimath verjagt, jetzt von den Pazzi durch das Versprechen, sie wieder in ihr Vaterland einzusezen, in ihren Plan verwickelt worden waren. Der Erzbischof Salviati hatte sie also, da er vereint mit Jakob, des Messer Poggio Sohn, und mit seinen Verwandten und Freunden zur Einnahme des Pallastes ging, mit sich genommen, und da er beim Pallast ankam, ließ er

einem Theil der Seinigen unten, mit dem Befehl, sobald Jahr
sie das Geräusch hören würden, sich des Thors zu bemäch- 1478.
tigen; er selbst aber ging mit dem größten Theile der Pe-
ruginer hinauf, und da er die Signoria beim Mittagsmahle
fand, denn es war schon spät, so ward er von Cäsar Pe-
trucci, Gonfaloniern der Gerechtigkeit, sogleich eingelassen.
Er ging also mit wenigen seiner Gefährten hinein, und ließ
die Uebrigen draußen; der größte Theil von diesen schloß
sich selbst in die Kanzellei ein, denn die Thür derselben war
so eingerichtet, daß sie, wenn man sie zumachte, nicht an-
ders als mit Hülfe des Schlüssels weder von innen noch
von außen geöffnet werden konnte. Der Erzbischof, der in-
dessen mit dem Gonfaloniere hinein gegangen war, begann
unter dem Schein, als wolle er ihm einige Sachen von
Seiten des Pabstes mittheilen, in unzusammenhängenden
und zweideutigen Worten mit ihm zu reden, so daß die Be-
wegung, die in seinem Gesicht und in seinen Worten sicht-
bar ward, bei dem Gonfaloniere so großen Argwohn er-
regte, daß er plözlich schreiend aus dem Zimmer stürzte, und
Jakob, Messer Poggios Sohn, den er draußen fand, bei
den Haaren ergriff und den Händen seiner Häscher über-
lieferte. Darauf geriethen die Signoren in Bewegung, er-
griffen die Waffen, die der Zufall ihnen darbot, und so wur-
den alle diejenigen, die mit dem Erzbischofe hinauf gegangen
waren, da ein Theil von ihnen eingeschlossen, der andere
in Schrecken gesezt war, entweder sogleich ermordet, oder
auch lebendig aus den Fenstern des Pallastes hinabgestürzt;
unter ihnen wurden der Erzbischof, die beiden Jakob Sal-
viati, und Jakob, des Messer Poggio Sohn, aufgehängt.
Diejenigen, die unten im Pallast geblieben waren, hatten
sich der Wache und des Thors bemächtigt, und den ganzen
unteren Theil des Gebäudes eingenommen, so daß die
Bürger, die auf den Lärmen nach dem Pallast geeilt waren,

Jahr 1478. der Signoria weder bewaffnet Hülfe, noch unbewaffnet Rath zu ertheilen im Stande waren.

Indessen waren Franz von Pazzi und Bernhard Bandini, da sie Lorenz entkommen und einer von ihnen, auf welchem die ganze Hoffnung der Unternehmung beruhte, schwer verwundet sahen, in große Verlegenheit gerathen. Bernhard also, der mit eben der Freiheit des Gemüths auf seine Rettung dachte, als auf die Ermordung der Medici gedacht hatte, entfloh und rettete sich glücklich. Franz aber, der verwundet nach Hause zurückgekehret war, versuchte, ob er sich zu Pferde halten könne, denn nach der genommenen Abrede sollten die Verschworenen bewaffnet durch die Stadt ziehen, und das Volk zur Freiheit zu den Waffen rufen; allein er vermochte es nicht, denn seine Wunde war zu tief, und er hatte zu viel Blut dadurch verloren. Er zog sich also aus, warf sich nackt auf sein Bett und bat Messer Jakob dasjenige zu thun, was er selbst nicht im Stande wäre. Messer Jakob, obgleich er alt, und in solchen Volksaufständen nicht geübt war, warf sich dennoch, um diese lezte Probe ihres Glücks zu versuchen, zu Pferde, und ging mit etwa hundert bewaffneten, die vorher zu dieser Unternehmung gerüstet worden, auf den Plaz vor dem Rathspallast, indem er das Volk und die Freiheit zu seiner Hülfe rief. Weil aber jenes durch das Glück und die Freigiebigkeit der Medici taub gemacht, und diese zu Florenz nicht bekannt war, war keiner da, der ihr geantwortet hätte. Nur die Signoren, die den obern Theil des Pallastes beherrschten, begrüßten ihn mit Steinen, und suchten ihn durch Worte, soviel an ihnen war, zu erschrecken. Während nun Messer Jakob in dieser Unentschlossenheit stand, begegnete ihm Johann Sarristori, sein Verwandter, der ihn zuerst wegen der von ihm erregten Unruhe zur Rede sezte, und ihn darauf ermahnte, nach Hause zurück zu kehren, indem er ihn versicherte, daß

das Volk und die Freiheit den andern Bürgern so sehr als ihm am Herzen lägen. Messer Jakob also, jeder Hoffnung beraubt, da er den Pallast sich feind, Lorenz am Leben, Franz verwundet, und niemand ihm zu folgen bereit sah, beschloß, wo möglich durch die Flucht sein Leben zu retten, und verließ mit den Begleitern, die er um sich hatte Florenz, um nach Romagna zu gehen. Jahr 1478.

Unterdessen war schon die ganze Stadt in Waffen und Lorenz von Medici hatte sich in Begleitung vieler Bewaffneten in sein Haus zurückgezogen. Der Pallast war vom Volke wieder erobert worden, und alle diejenigen, die sich desselben vorher bemächtigt hatten, waren gefangen und ermordet. Schon rief man durch die ganze Stadt den Namen der Medici aus; und die Glieder der Ermordeten sah man theils auf den Spizen der Lanzen, theils in der Stadt umhergeschleppt; und jeder verfolgte die Pazzi mit wüthenden Worten und grausamen Handlungen. Schon waren ihre Häuser vom Volke eingenommen, und Franz war nackend aus dem Hause gerissen, nach dem Pallast geführet, und dort zur Seite des Erzbischofs und der anderen aufgehängt. Keine Beleidigung aber, die man ihm sowohl unterweges als nachher anthat, war im Stande, ihn zum Reden zu bewegen; sondern indem er die andern fest anblickte, seufzte er schweigend ohne die geringste Klage weiter hören zu lassen. Wilhelm von Pazzi ein Verwandter von Lorenz, rettete sich sowohl durch seine Unschuld als auch mit Hülfe seiner Gemahlinn Blanka in des leztern Haus. In dieser Zeit der Noth gab es keinen Bürger, der nicht bewaffnet oder unbewaffnet in des Lorenz Haus gekommen wäre, und jeder bot ihm seine Person und sein Vermögen an; so groß war das Glück, und die Gunst, die sich dieses Haus durch seine Klugheit und Freigebigkeit erworben hatte. Renatus von Pazzi hatte sich, als die Begebenheit erfolgte, auf sein Land-

Jahr 1478. gut zurückgezogen; da er nun hier den Verlauf erfuhr, wollte er verkleidet entfliehen; aber er ward auf dem Wege erkannt und gefangen, und darauf nach Florenz geführt. Auch Messer Jakob ward bei dem Uebergange über die Alpen gefangen; denn da die Alpenhirten den zu Florenz erfolgten Vorfall vernommen hatten, und nun seine Flucht sahen, ward er von ihnen angegriffen und nach Florenz geführt. Auch konnte er, obgleich er mehrmahls darum bat, dennoch nicht von ihnen erlangen, daß sie ihn auf dem Wege ermordet hätten. Messer Jakob und Renatus wurden, vier Tage nach dem Ausbruch der Begebenheit zum Tode verurtheilt. Unter so vielen Ermordungen, die man in diesen Tagen begangen hatte, daß sogar die Straßen mit menschlichen Gliedern bedeckt waren, wurde doch keine mit Mitleid betrachtet, als die des Renatus, weil man diesen für einen vernünftigen und guten Mann hielt, und der nicht den Flecken des Hochmuths an sich trug, den man den Uebrigen aus dieser Familie vorwarf. Damit es nun bei dieser Begebenheit auch nicht an einem außerordentlichen Beispiel fehle, so ward Messer Jakob erst in dem Begräbnisse seiner Vorfahren beigesezt, denn aber, gleich einem der im Bann stirbt, herausgenommen und fern von den Mauern der Stadt beerdigt; auch von hier ward er noch einmal ausgegraben, und an dem Stricke, womit man ihn aufgehängt hatte, nakt in der ganzen Stadt herumgeschleppt; und endlich da sich in der Erde kein Plaz zum Grabe für ihn fand, von denselben Leuten, die ihn umhergeschleppt hatten, in den Fluß Arm geworfen, dessen Wasser damals sehr hoch war. Ein wahrhaft auffallendes Beispiel von Glückswechsel, einen Mann von so großen Reichthümern und aus einer so überaus glücklichen Lage, in so großes Unglück, in so tiefen Fall, in so großen Schimpf hinabstürzen zu sehen. Man schreibt ihm einige Laster zu, unter andern Scherze und Gotteslästе-

rungen die sich selbst für einen ganz verworfenen Menschen nicht schicken würden. Allein diese Laster glich der durch viele Almosen wieder aus, denn vielen Hülfsbedürftigen und wohlthätigen Anstalten ließ er reichliche Hülfe zukommen. Auch das Gute kann man von ihm sagen, daß er an dem Sonnabende vor jenem Sonntag der zu dem großen Mord bestimmt war, um niemand zum Theilnehmer an seinem widrigen Geschick zu machen, alle seine Schulden bezahlte und alle andere Leuten gehörige Waaren, die er auf dem Packhofe und im Hause hatte, mit bewundernswerther Sorgfalt ihren Eigenthümern zusandte. Johann Baptista von Montesano ward nach einer langen gegen ihn geführten Untersuchung enthauptet. Napoleon Franceſi entkam durch die Flucht der Hinrichtung. Wilhelm von Pazzi ward verbannt, und seine Vettern die am Leben geblieben waren, in den Kellern des Forts von Volterra gefangen gesezt. Nachdem alle diese Tumulte gestillt und alle Verschworne bestraft waren, wurde Julians Bestattung gefeiert, den die Thränen aller Bürger begleiteten; denn er war von so großer Freigiebigkeit und Güte, als man von irgend einem Menschen, der in einer solchen Lage geboren ist, nur immer wünschen kann. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, der wenige Monate nach des Vaters Tode zur Welt kam, und Julius genannt ward; welchen Tugend und Glück so sehr ausgezeichnet haben, als zur gegenwärtigen Zeit die ganze Welt erkennt, und wie es von uns, sobald wir zu der Beschreibung der gegenwärtigen Zeiten kommen, wenn Gott uns das Leben verleiht, ausführlich gezeigt werden wird. Die Truppen, die sich unter Messer Lorenz von Castello in Valditevere, und diejenigen, die sich unter Johann von Tolentino in Romagna versammelt hatten, waren, um die Pazzi zu begünstigen, auf Florenz losgegangen; als sie aber das

Jahr 1478

Jahr 1478. Mißlingen der Unternehmung erfuhren, kehrten sie wieder um.

Da nun also die Staatsveränderung in Florenz nicht so erfolgt war, wie der Pabst und der König es gewünscht hatten, so beschlossen sie das, was sie durch Verschwörungen nicht hatten zu Stande bringen können, durch den Krieg zu bewirken. Beide zogen also in der größten Geschwindigkeit ihre Truppen zusammen, um den Florentinischen Staat anzugreifen, indem sie bekannt machten, daß sie nichts weiter von der Stadt verlangten, als daß sie Lorenz von Medici von sich entferne, welchen sie unter allen Florentinern, als ihren einzigen Feind betrachteten. Die Truppen des Königs waren schon über den Tronto gegangen und die Päbstlichen waren im Peruginischen; damit aber die Florentiner außer den zeitlichen auch die geistlichen Wunden fühlen sollten, so that er sie in den Bann und verfluchte sie. Die Florentiner also, da sie so große Heere gegen sich anrücken sahen, rüsteten sich mit dem größten Eifer zur Vertheidigung. Lorenz von Medici beschloß jedoch, da dem Rufe nach der Krieg gegen ihn geführt wurde, vor allen Dingen bei den Signoren im Pallaste die angesehensten Bürger, der Zahl nach mehr als dreihundert, zu versammeln und sprach zu diesen in folgendem Sinne: Ich weiß nicht, erhabene Signoren, und ihr, hochedle Bürger, ob ich mich über die erfolgten Begebenheiten bei euch beklagen, oder ob ich mich darüber erfreuen soll; denn wahrlich, wenn ich bedenke, mit welcher Hinterlist, mit welchem Haß ich angegriffen und mein Bruder ermordet ward, so kann ich mich der Trauer nicht enthalten, und muß mich von ganzem Herzen, und von ganzer Seele darüber betrüben. Wenn ich aber hernach betrachte, mit welcher Schnelligkeit, mit welchem Eifer, mit welcher Liebe, mit wie allgemeiner Einstimmung der gesamm-

ten Stadt mein Bruder gerächt worden ist, und ich vertheidigt; so ist es billig daß ich mich nicht allein darüber erfreue, sondern mein Glück hoch preise und rühme. Und sicher, wenn die Erfahrung mir gezeigt hat, daß ich in dieser Stadt mehr Feinde hatte, als ich glaubte, so hat sie mir auch bewiesen, daß ich hier mehr dienstfertige und warme Freunde besize, als ich erwartet hatte. Ich bin also genöthigt, mich bei euch über das Unrecht anderer zu beklagen, und mich zu erfreuen über eure Verdienste; allein doch bin ich gezwungen um soviel mehr mich zu beklagen über die Beleidigungen, je seltener, je beispielloser sie sind, und je weniger von uns verdient. Bedenkt hochedle Bürger, wohin das Mißgeschick unser Haus gebracht hatte, daß es mitten unter seinen Freunden, seinen Verwandten, ja in der Kirche selbst nicht sicher war. Diejenigen, die ihren Tod befürchten, pflegen bei ihren Freunden, pflegen bei ihren Verwandten Hülfe zu suchen; und wir, wir fanden sie bewaffnet zu unserm Untergange. Alle diejenigen, die eine öffentliche oder persönliche Verfolgung trifft, pflegen in den Kirchen eine Zuflucht zu suchen. Also von denjenigen, von denen Andere vertheidigt werden, sind wir ermordet worden; da, wo Hochverräther und Todtschläger sicher sind, haben die Medici ihre Mörder gefunden. Aber Gott, der bis jetzt noch niemals unser Haus verlassen hat, hat auch uns erhalten und die Vertheidigung unserer gerechten Sache übernommen. Denn welche Beleidigung haben wir irgend jemand angethan, die eine so große Rachbegierde nach sich ziehen könnte? Wahrlich diejenigen, die sich uns so feindlich gezeigt haben, niemals haben wir sie persönlich angegriffen, denn wenn wir sie angegriffen hätten, so würden sie keine Gelegenheit mehr gehabt haben, uns anzugreifen. Schreiben sie aber uns die Beleidigungen von Seiten der Regierung zu, wenn ihnen irgend eine widerfahren ist, welches ich nicht

Jahr 1478.

Jahr 1478 weiß; so beleidigen sie dadurch mehr euch als uns, mehr diesen Pallast und die Majestät dieser Regierung als unser Haus, indem sie behaupten, daß ihr um unsretwillen und unverdienterweise eure Bürger mißhandelt. Allein dies ist von aller Wahrheit entblößt, denn wir würden es nicht gethan haben, wenn wir auch gekonnt, und ihr nicht, wenn wir auch gewollt hätten; und ein jeder, der die Wahrheit genau untersucht, wird finden, daß unser Haus aus keiner andern Ursache mit so allgemeiner Zustimmung immer von euch erhöht worden ist, als weil es sich bemüht hat, an Güte, Freigebigkeit und Wohlthaten jedermann zu übertreffen. Wenn wir also die Fremden geehrt haben, warum hätten wir unsere Verwandte beleidigen sollen? Wenn sie aber durch Herrschsucht dazu bewogen worden sind, wie es die Einnahme des Pallastes, und das Erscheinen auf dem Plaze mit Bewaffneten beweiset, so entdeckt und verurtheilt es sich von selbst, wie abscheulich, wie ehrsüchtig und verdammlich diese Veranlassung sei. Haben sie es aus Haß oder Neid gegen unsere Macht gethan, so beleidigen sie dadurch euch, nicht uns, denn ihr habt sie uns gegeben. Ganz sicher verdient eine solche Macht gehaßt zu werden, welche die Menschen an sich reißen, nicht aber die, welche die Menschen durch Freigebigkeit, durch Güte und Großmuth sich erwerben. Auch wißt ihr, daß niemals unser Haus zu irgend einer Stufe seiner Größe emporgestiegen ist, ohne von diesem Pallast und durch euren einstimmigen Willen dazu erhoben zu sein. Nicht durch Gewalt und Waffen kehrte Kosmus, mein Ahn, aus der Verbannung zurück, sondern durch eure Einwilligung und Vereinigung. Mein Vater, der schon alt und schwach war, vertheidigte nicht durch seine Person die Regierung gegen so mächtige Feinde, sondern ihr vertheidigtet ihn durch eure Macht und euer Wohlwollen. Ich selbst hätte nach meines Vaters

Tode, da ich gleichsam noch ein Kind war, den Rang mei- Jahr
nes Hauses nicht behaupten können, wäre nicht euer Rath 1478
und eure Gunst gewesen. Nie hätte mein Haus diese Re-
publik regieren können, noch würde es jezt dies können,
wenn ihr nicht gemeinschaftlich mit ihm sie regiert hättet
und noch regiertet. Ich weiß also nicht, welche Veranlas-
sung zum Haß sie gegen uns haben können und welche ge-
rechte Ursach zum Neide. Mögen sie den Haß gegen ihre
Vorfahren wenden, die durch ihren Hochmuth und Geiz sich
des Ansehens verlustig gemacht haben, das die unsrigen
durch entgegengesezte Bemühungen zu gewinnen wußten.
Aber wenn wir auch zugäben, daß die Beleidigungen, die
wir ihnen zugefügt hätten, groß wären, und daß sie mit
Recht unsern Untergang wünschten; warum denn diesen
Pallast angreifen? Warum sich mit dem Pabst und mit
dem Könige gegen die Freiheit dieser Republik verbinden?
Warum Italiens langen Frieden unterbrechen? dafür ha-
ben sie keine Entschuldigung; denn sie mußten den angrei-
fen, der sie angriff, und nicht persönliche Feindschaft mit
Angriffen gegen die Regierung verbinden. Hieraus entsteht,
daß nachdem wir sie unterdrückt haben, unser Uebel noch
heftiger ist, weil auf ihre Veranlassung der Pabst und der
König in Waffen gegen uns anziehen; und dieser Krieg, be-
haupten sie, sei gegen mich und gegen mein Haus gerichtet.
Wollte Gott nur, daß dieses wahr wäre; denn die Hülfs-
mittel dagegen würden schnell und sicher und ich nicht ein
so schlechter Bürger sein, daß ich mein Wohl höher achten
sollte, als eure Gefahren; sondern vielmehr würde ich die
Flamme, die euch träfe, durch meinen Sturz zu löschen
suchen. Weil aber die Mächtigen immer das Unrecht, das
sie anthun wollen, durch irgend einen weniger schimpflichen
Vorwand zu bedecken suchen, so haben sie dieses Mittel er-
griffen, um ihr schändliches Unrecht zu verdecken. Wenn

Jahr 1478. ihr indeß darüber anderer Meinung ſein ſolltet, ſo bin ich in euren Händen. Ihr habt mir zu befehlen oder mich zu verlaſſen. Ihr meine Väter, meine Vertheidiger, was immer ihr mir zu thun befehlen werdet, das werd' ich gern vollbringen, und werde nie mich weigern, wenn ihr es für gut findet, dieſen Krieg, der meines Bruders vergoßnes Blut begonnen hat, mit meinem Blut zu enden. Die Bürger konnten ſich nicht enthalten, noch während Lorenz ſprach, in Thränen auszubrechen, und einer von ihnen, dem die anderen ihm zu antworten auftrugen, bezeigte ihm das Mitleid, mit welchem ſie ihn angehört hätten, indem er ſagte, die Stadt erkenne die großen Verdienſte Seiner ſelbſt und der Seinigen, daher er nur frohen Muthes bleiben möchte; denn mit derſelben Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ſeinen Bruder gerächt und ſein Leben gerettet hätten, würden ſie ihm auch ſein Anſehen und die Regierung erhalten, und nicht eher ſollte er dieſe verlieren, bis ſie ihr Vaterland verloren hätten. Damit nun ihre Handlungen auch mit dieſen Worten übereinſtimmen möchten, ſo verſahen ſie ihn von Seiten des Staats mit einer Anzahl von Bewaffneten zu ſeiner Leibwache, um ihn vor Nachſtellungen in ſeinem Hauſe zu ſichern.

Hierauf traf man Anſtalten zum Kriege, und brachte ſo viel Truppen und Geld zuſammen, als nur möglich war. Sie forderten kraft ihres Bündniſſes auch Hülfstruppen von dem Herzoge von Mailand und den Venezianern. Weil ſich auch der Pabſt als ein Wolf und nicht als ein Hirt gezeigt, ſo rechtfertigten ſie, um nicht als ſchuldige verſchlungen zu werden, auf alle mögliche Weiſe ihre Sache, und erfüllten ganz Italien mit der Erzählung des an ihrem Staat begangenen Verraths, indem ſie die Gottloſigkeit des Pabſtes, und ſeine Ungerechtigkeit darthaten, und daß er das Pabſtthum, das er auf eine ſchlechte Weiſe erlangt

habe, auch schlecht verwalte; denn er habe diejenigen, die er Jahr
zu den höchsten geistlichen Würden erhoben, in Gesellschaft 1478.
von Verräthern und Meuchelmördern abgesandt, um in der Kirche, mitten unter dem Gottesdienst, unter der Feier des heiligen Sakraments einen so schändlichen Verrath zu begehen, und hierauf belege er, weil es ihm nicht gelungen sei, die Bürger zu ermorden, die Regierung ihrer Stadt zu verändern, und sie nach seinem Willen zu verheeren, dieselbe mit dem Bann, und drohe ihr und greife sie an mit dem priesterlichen Fluch. Wenn aber Gott gerecht sei, wenn ihm Gewaltthaten mißfielen, so müßten ihm auch die seines Statthalters mißfallen, und er zugeben, daß die verletzten Menschen, wenn sie bei diesem keine Aufnahme fänden, zu ihm ihre Zuflucht nähmen. Die Florentiner nahmen also das Interdikt gar nicht an, und gehorchten ihm keineswegs, sondern zwangen vielmehr die Geistlichen, den Gottesdienst zu vollbringen. Sie veranstalteten eine Kirchenversammlung in Florenz von allen Toskanischen Prälaten, die ihrer Regierung unterworfen waren, und appellirten in derselben wegen der Ungerechtigkeiten des Pabstes an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung. Auch dem Pabst fehlte es nicht an Gründen, seine Sache zu rechtfertigen; zu diesem Ende führte er an: einem Pabst komme es zu, die Tirannei zu unterdrücken, die Bösen zu stürzen und die Guten zu erheben, und dieses müsse er durch jedes anwendbare Hülfsmittel zu bewirken suchen; aber das sei gar nicht das Amt der weltlichen Machthaber, die Kardinäle festzusezen, die Bischöfe aufzuhängen, die Priester zu zerstückeln und herumzuschleppen, und schuldige und unschuldige ohne den geringsten Unterschied umzubringen.

Unter allen diesen Streitigkeiten und Beschuldigungen gaben die Florentiner dennoch den Kardinal, den sie in Händen hatten, dem Pabste zurück, und dies bewirkte, daß nun

Jahr 1478. der Pabſt ohne weitere Rückſicht mit allen ſeinen eigenen und mit den königlichen Truppen ſie angriff. Die beiden Heere unter Alphons, dem älteſten Sohne Ferdinands und Herzoge von Kalabrien, und unter der Anführung Friedrichs Grafen von Urbino, rückten durch Siena, deſſen Bürger zur feindlichen Parthei gehörten, in Chianti ein, nahmen Radda und mehrere andere Kaſtelle; plünderten das ganze Land und brachten endlich ihr Lager vor das Schlößchen. Die Florentiner geriethen durch dieſe Angriffe in große Furcht, weil ſie ohne Truppen waren und die Hülfe ihrer Freunde nur langſam herankommen ſahen; denn der Herzog ſandte zwar Hülfstruppen, die Venezianer aber behaupteten, ſie ſeien nicht verbunden, den Florentinern in Privatangelegenheiten zu helfen; der Krieg werde gegen einzelne Perſonen geführt, ſie ſeien alſo nicht verpflichtet, ihnen in demſelben beizuſtehen, denn Privatfeindſchaften müßten nicht durch Staaten ausgefochten werden. Die Florentiner ſandten alſo, um die Venezianer zu einer billigeren Anſicht der Sache zu führen, Meſſer Thomas Soderini als Geſandten an ihren Senat, während der Zeit aber nahmen ſie Truppen in Sold, und machten Herkules, Markgrafen von Ferrara, zum Feldherren ihrer Heere. Während an dieſen Rüſtungen gearbeitet wurde, bedrängte das feindliche Heer das Schlößchen ſo mächtig, daß die Einwohner deſſelben am Entſaz verzweifelten und ſich, nachdem ſie eine vierzigtägige Belagerung ausgehalten hatten, ergaben. Von hier wandten ſich die Feinde gegen Arezzo, und belagerten den Berg zu S. Savino. Das Florentiniſche Heer war nun bereits gerüſtet; es ging dem Feinde entgegen, ſtellte ſich in einer Entfernung von drei Meilen gegen ihn auf, und verurſachte ihm ſo viel Schaden, daß Friedrich von Urbino auf einige Tage Waffenſtillſtand forderte. Dieſer ward ihm auch zugeſtanden, und zwar zu ſo großem Nachtheil der Florentiner,

daß diejenigen, die ihn forderten, sich wunderten, ihn er- Jahr
langt zu haben; denn hätten sie ihn nicht erhalten, so wür- 1478.
den sie genöthigt gewesen sein, sich mit Schimpf und Schande davon zu machen. Nachdem sie aber so viel Tage Zeit gehabt hatten sich zu erholen, so nahmen sie nach Ablauf des Waffenstillstandes, im Angesicht unserer Truppen das Kastell ein. Da es indessen Winter geworden war, so zogen sich die Feinde, um in bequemen Gegenden ihr Winterquartier zu halten, in das Sienesische zurück. Auch die Florentinischen Truppen zogen sich in bequemere Quartiere zurück, und der Markgraf von Ferrara, nachdem er wenig Vortheile für sich und noch weniger für die anderen erfochten hatte, kehrte in sein Land zurück.

Um diese Zeit empörte sich Genua gegen die Mailändische Regierung aus folgenden Ursachen. Nachdem Galeazzo todt war, und einen Sohn, Namens Johann Galeazzo, in einem zur Regierung noch unfähigen Alter hinterließ, so entstand Uneinigkeit zwischen Sforza, Ludwig, Oktavian, und Askanius seinen Oheimen, und Madonna Bona, seiner Mutter; denn alle wollten die Aufsicht über den kleinen Herzog übernehmen. In dieser Streitigkeit behielt Madonna Bona, die alte Herzogin, durch den Rath von Messer Thomas Soderini, der damals Florentinischer Gesandte bei ihrer Regierung war, und von Messer Cecco Simonetta, der Galeazzos Sekretär gewesen war, die Oberhand. Die Familie der Sforza entfloh also aus Mailand, wobei Oktavian, da er über die Adda ging, ertrank, die andern aber, nebst dem Herrn Robert von San Severino, der bei diesen Unruhen die Parthei der Herzogin verlassen und sich an sie angeschlossen hatte, nach verschiedenen Orten hin verbannt wurden. Als hierauf die Unruhen in Toskana erfolgten, so verließen diese Prinzen in der Hoffnung, durch neue Vorfälle neues Glück zu finden, ihre Verbannungsörter

Jahr 1473. und alle machten neue Verſuche, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Der König Ferdinand, welcher ſah, daß die Florentiner, in ihrer Noth nur allein von dem Mailändiſchen Staat unterſtüzt worden waren, wollte ihnen auch dieſe Hülfe entziehen und dachte daher der Herzogin in ihrem eignen Lande ſo viel zu thun zu geben, daß ſie auf die Unterſtüzung der Florentiner nicht mehr denken könnte. Er bewirkte daher mit Hülfe des Prosper Adorno, des Herrn Robert, und der Sforzaniſchen Rebellen, daß Genua ſich gegen den Herzog empörte. Nur das kleine Kaſtell blieb in ſeiner Gewalt und in der Hoffnung auf dieſes ſandte die Herzogin viele Truppen hin, um die Stadt wieder zu gewinnen; allein dieſe wurden geſchlagen, und da ſie die Gefahr einſah, die ihr und ihrem Sohne aus der Fortdauer dieſes Krieges entſtehen konnte, da Toskana in Zerrüttung und die Florentiner, auf die ſie allein hoffen konnte, bedrängt waren, ſo beſchloß ſie, die Stadt Genua, da ſie ſolche als Unterthanin nicht beſizen konnte, wenigſtens zur Freundin zu behalten. Sie traf alſo mit Battiſtino Fregoſo, dem Feinde von Prosper Adorno, die Uebereinkunft, daß ſie ihm das kleine Kaſtell übergeben und ihn zum Fürſten von Genua machen wolle, wenn er nur Prosper daraus verjagen und die Sforzaniſchen Rebellen nicht begünſtigen wolle. Nach dieſem Beſchluß bemächtigte ſich Battiſtino mit Hülfe des kleinen Kaſtells und ſeiner Parthei der Stadt Genua, und machte ſich nach dortiger Sitte zum Doge. Die Sforzaniſchen alſo und Herr Robert kamen, aus dem Genueſiſchen verjagt, mit den Truppen, die ihnen folgten, nach Lunigiana. Der Pabſt und der König, da ſie die Unruhen in der Lombardei beigelegt ſahen, nahmen von dieſen aus Genua verjagten Gelegenheit, Toskana nach dem Piſaniſchen zu in Unruhe zu ſezen, damit die Florentiner durch Theilung ihrer Macht geſchwächt würden; ſie bewirkten da-

her, da der Winter schon vorüber war, daß der Herr Ro- Jahr
bert mit seinen Truppen Lunigiana verließ und das Pisani-
sche Land angriff. Der Herr Robert erregte demnach einen 1479.
gewaltigen Tumult, plünderte und eroberte viele Schlösser
im Pisanischen, und streifte mit seinen Plünderungen bis an
die Thore von Pisa.

Zu dieser Zeit kamen nach Florenz Gesandte von dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, und dem Könige von Ungarn, die von ihren Fürsten zum Pabste geschickt wurden. Diese beredeten die Florentiner, Gesandte an den Pabst zu schicken, und versprachen, alle Mühe bei demselben anzuwenden, um durch einen ganz vortheilhaften Frieden diesen Krieg zu beendigen. Die Florentiner schlugen es nicht aus, diesen Versuch zu machen, um bei jedermann gerechtfertigt zu sein, da sie von ihrer Seite Liebe zum Frieden zeigten. Sie sandten also, um sich des Ansehens des Königs von Frankreich zu bedienen, da sie von den Italienern theils angegriffen, theils verlassen waren, den Donatus Acciajuoli, einen in den Wissenschaften des Griechischen und Römischen Alterthums äußerst fleißigen Mann, dessen Vorfahren in der Stadt immer einen hohen Rang bekleidet hatten, als Gesandten an diesen König ab; allein er starb auf der Reise, als er zu Mailand angekommen war. Das Vaterland also, um seine Hinterbliebenen zu belohnen, und sein Andenken zu ehren, ließ ihn auf öffentliche Kosten höchst ehrenvoll beerdigen, und gestand seinen Söhnen die Befreiung von bürgerlichen Lasten, und seinen Töchtern angemessene Mitgaben zu ihrer Verheirathung zu. An seine Stelle aber ernannten sie Messer Guido Anton Vespucci, einen in den Wissenschaften der Römischen Reichsverfassung und Kirche sehr erfahrenen Mann, zum Gesandten an den König. Der Angriff den der Herr Robert auf das Pisanische Land machte, beunruhigte die Florentiner sehr, so wie es unter-

Jahr 1479. wartete Dinge zu thun pflegen. Denn da ſie auf der Seite von Siena einen ſehr ſchweren Krieg zu führen hatten, ſo ſahen ſie nicht ein, wie ſie die Gegend von Piſa ſchützen ſollten. Doch kamen ſie dieſer Stadt durch Truppenaufruf und ähnliche Vorkehrungen zu Hülfe; und um auch die Lukkeſer in guter Geſinnung zu erhalten, daß ſie den Feind nicht durch Geld oder Lebensmittel unterſtützen möchten, ſchickten ſie Peter, Sohn von Gino, Sohn von Neri Capponi als Geſandten dahin ab; allein dieſer ward daſelbſt, wegen des Haſſes, den dieſe Stadt gegen das Florentiniſche Volk hegt, und der aus den alten Beleidigungen gegen dieſelbe, und aus der ſteten Furcht entſtanden iſt, mit ſo groſſem Argwohn empfangen, daß er vielmals Gefahr lief, durch Volksaufläufe ermordet zu werden. Seine Geſandtſchaft gab alſo eher zu neuer Unzufriedenheit, als zu neuer Eintracht Veranlaſſung. Die Florentiner riefen den Markgrafen von Ferrara zurück, nahmen den Markgrafen von Mantua in Sold, und forderten von den Venezianern ſehr angelegentlich Karl, den Sohn Braccios und Deiphobus, einen Sohn des Grafen Jakob, welche ihnen endlich nach vielen Chikanen von den Venezianern zugeſtanden wurden; denn nachdem dieſe mit den Türken einen Waffenſtillſtand geſchloſſen und alſo keinen Vorwand mehr zu ihrer Entſchuldigung hatten, ſo ſchämten ſie ſich, die Treue des Bundes nicht zu halten. Der Graf Karl und Deiphobus kamen alſo mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen; mit dieſen vereinigten ſie alle diejenigen, die von dem Heere, das unter dem Markgrafen von Ferrara gegen die Truppen des Herzogs von Kalabrien focht, nur immer entbehrt werden konnten, und gingen ſo auf Piſa los, um den Herrn Robert anzugreifen, der mit ſeinen Truppen ſich in der Nähe des Fluſſes Strchio befand. Ob er nun gleich ſich geſtellt hatte, als wolle er unſere Truppen erwarten, ſo that er

dies dennoch nicht, sondern zog sich nach Lunigiana in die Quartiere zurück, aus denen er bei seinem Einmarsch ins Pisanische Land ausgerückt war. Nach seinem Abmarsch wurden von dem Grafen Karl alle diejenigen Oerter wieder genommen, die von den Feinden im Pisanischen erobert worden waren. Jahr 1479.

Sobald die Florentiner von den Angriffen im Pisanischen befreit waren, ließen sie alle ihre Truppen sich zwischen Colle und S. Giminiano zusammenziehen. Da aber bei diesem Heere durch des Grafen Karl Ankunft Sforzanische und Braccianische waren, so fing sogleich ihr alter Haß wieder rege zu werden an; und man glaubte, wenn sie lange Zeit bei einander blieben, so würde es zwischen ihnen zu den Waffen kommen. Um also größeres Uebel zu vermeiden, beschloß man, die Truppen zu theilen, und einen Theil derselben unter dem Grafen Karl in das Peruginiſche zu senden, den andern aber bei Poggibonzi aufzustellen, wo sie ein festes Lager aufschlagen sollten, um dem Feinde den Eingang in das Florentiniſche zu verwehren. Durch dieses Mittel hofften sie auch den Feind zu zwingen, seine Truppen zu theilen; denn sie glaubten, der Graf Karl werde entweder Perugia einnehmen, wo sie viele Anhänger zu haben glaubten, oder der Pabst werde genöthigt sein, zur Vertheidigung dieser Stadt eine große Macht abzusenden. Außerdem veranstalteten sie, um den Pabst in noch größere Noth zu bringen, daß Messer Nikolaus Vitelli, der Citta di Castello, woselbst Messer Lorenz, sein Feind, das Haupt war, verlassen hatte, sich der Stadt mit Truppen näherte, um zu versuchen, seinen Gegner mit Gewalt daraus zu vertreiben, und sie der Herrschaft des Pabstes zu entziehen. Im Anfange schien es, als wolle das Glück die Sache der Florentiner begünstigen, denn der Graf Karl machte im Peruginiſchen große Fortschritte. Messer Nikolaus Vitelli, obschon

Jahr 1479 es ihm nicht gelungen war, in Caſtello einzudringen, hatte doch im Felde mit ſeinen Truppen die Oberhand, und plünderte rings um die Stadt ohne den mindeſten Widerſtand. Eben ſo ſtreiften auch die Truppen, die zu Poggibonzi geblieben waren, täglich bis an die Mauern von Siena. Doch alle dieſe Hoffnungen zeigten ſich am Ende trüglich. Erſtlich ſtarb der Graf Karl mitten in der Hoffnung auf ſeine Siege; indeſſen würde ſein Tod die Lage der Florentiner noch verbeſſert haben, wenn man nur den daraus erfolgten Sieg zu benuzen verſtanden hätte. Sobald nehmlich der Tod des Grafen bekannt ward, ſo faßten die Truppen der Kirche, die bereits alle zu Perugia verſammelt waren, ſogleich Hoffnung, die Florentiniſchen Truppen unterdrücken zu können; ſie rückten alſo ins Feld und ſchlugen ihr Lager an dem See, drei Meilen vom Feinde auf. Jakob Guicciardini hingegen, der als Kommiſſarius ſich bei dieſem Heer befand, unterſtüzt durch den Rath des erlauchten Robert von Rimino, der nach des Grafen Karl Tode der erſte und angeſehenſte bei dieſem Heer geblieben war, beſchloß mit dieſem gemeinſchaftlich, da ſie die Urſach von dem Hochmuth des Feindes erkannten, ſeinen Angriff zu erwarten. Es kam alſo zum Gefecht an der Seite des Sees, da wo einſt der Karthaginenſer Hannibal den Römern jene denkwürdige Niederlage beibrachte, und die Truppen der Kirche wurden geſchlagen. Dieſer Sieg ward zu Florenz mit großem Lobe der Anführer, und allgemeiner Freude vernommen, und würde zur Ehre und zum Nuzen dieſes Feldzuges gereicht haben, wenn nicht die Unordnungen, die bei dem Heere, das bei Poggibonzi lag, entſtanden, alles wieder geſtört hätten. So ward alſo das Gute, welches das eine Heer ſtiftete, von dem andern wieder ganz vernichtet; da nehmlich dieſe Truppen im Sieneſiſchen Beute gemacht hatten, entſtanden über die Vertheilung derſelben zwiſchen dem Mark-

grafen von Ferrara und dem von Mantua Streitigkeiten. Sie griffen zu den Waffen und thaten sich alle mögliche Feindseligkeiten an, ja es kam so weit, daß die Florentiner urtheilten, sie könnten sich nun nicht mehr beider Feldherren bedienen, und daher zugaben, daß der Markgraf von Ferrara mit seinen Truppen nach Hause ging. Jahr 1479.

Da also dieses Heer geschwächt und ohne Heerführer war, und sich in jeder Rücksicht höchst unordentlich betrug, so faßte der Herzog von Kalabrien, der mit seinem Heere nahe bei Siena stand, den Muth, es anzugreifen. Er führte dies auch sogleich aus, und da die Florentinischen Truppen sich angegriffen sahen, so hatten sie gar kein Zutrauen mehr, weder auf ihre Waffen, noch auf ihre Menge, denn sie waren dem Feinde überlegen, noch auf die außerordentlich feste Stellung die sie inne hatten, sondern sie entflohen, ohne auch nur den Anblick des Feindes abzuwarten, schon als sie den Staub von fern erblickten, und überließen dem Feinde ihre Vorräthe, ihr Gepäck und ihre Artillerie; so groß war die Feigheit und Unordnung jener Heere, daß die Wendung eines Pferdes mit dem Kopf oder Rücken im Stande war, in einem Feldzuge die Niederlage oder den Sieg zu bewirken. Diese Niederlage gab den Soldaten des Königs reiche Beute, und verursachte den Florentinern den größten Schrekken; denn ihre Stadt war nicht allein von dem Kriege sondern auch von einer schweren Seuche bedrängt, welche in der Stadt so mächtig herrschte, daß alle Bürger, um den Tod zu fliehen sich in ihre Landhäuser zurückgezogen hatten. Hierdurch ward nun die Niederlage noch fürchterlicher, denn diejenigen Bürger, deren Besitzungen im Pesathal und im Elsathal lagen und die sich hierher zurückgezogen hatten, flohen nachdem diese erfolgt war, so eilig als sie nur immer konnten, nicht nur mit ihren Kindern und Habseligkeiten, sondern auch mit ihren Arbeitern nach Florenz; so daß es

Jahr 1479. schien, als fürchte man jeden Augenblick, daß sich der Feind vor der Stadt zeigen werde. Diejenigen, denen die Besorgung des Krieges übertragen war befahlen, da sie diese Unordnung sahen, den Truppen die im Peruginiſchen siegreich fochten, den Feldzug gegen Perugia aufzugeben und nach dem Elſathal zu kommen, um ſich dem Feinde entgegen zu ſezen, der nach ſeinem Siege ohne den mindeſten Widerſtand das Land durchſtreifte. Obſchon nun dieſe Truppen die Stadt Perugia ſchon ſo eng eingeſchloſſen hatten, daß man faſt ſtündlich ihren Fall erwartete, ſo wollten doch die Florentiner eher ihr Eigenthum beſchüzen als fremdes erobern. Das Heer ward alſo von ſeinen glücklichen Erfolgen hinweggeriſſen und nach St. Caſciano, einem Kaſtell acht Meilen von Florenz geführt, indem man meinte, daß man dem Feinde an keinen andern Orte die Spize bieten könne, bis ſich die Ueberreſte des geſchlagenen Heers geſammelt hätten. Der Theil der Feinde, der zu Perugia frei und durch den Abmarſch der Florentiner kühn geworden war, machte täglich große Beute im Florentiniſchen und Cortoneſiſchen; und der Theil, der unter Alphons Herzog von Kalabrien bei Poggibonzi geſiegt hatte, nahm zuerſt dieſe Stadt; dann Vico in Beſiz, plünderte Certaldo, und brachte, nach dieſen Eroberungen und Erbeutungen ſein Lager nach dem Kaſtell von Colle, welches zu damaliger Zeit für äußerſt feſt gehalten ward, und da es von Leuten beſezt war die der Florentiniſchen Regierung ſehr ergeben waren, den Feind ſo lange aufhalten konnte, bis die Truppen ſich zuſammengezogen hatten. Da alſo die Florentiner alle ihre Truppen bei St. Caſciano beiſammen hatten, und die Feinde Colle mit aller Macht angriffen, ſo beſchloſſen jene, ſich ihnen zu nähern, um dadurch der Beſazung Muth zur Vertheidung zu geben, und die Feinde weniger raſch zum Angriff zu machen, da ſie ihnen ſo nahe ſtanden. Dieſem Beſchluß zufolge ho-

ben sie ihr Lager von St. Casciano auf und rückten damit nach St. Giminiano, welches fünf Meilen von Colle liegt; von hieraus beläſtigten ſie mit leichter Reuterei und andere beweglicheren Truppen täglich das Lager des Herzogs. Dennoch war für die Beſazung von Colle dieſe Hülfe nicht hinreichend; daher ſie, aus Mangel an den nothwendigſten Dingen, ſich am dreizehnten November zum Verdruß der Florentiner und zur größten Freude der Feinde und beſonders der Sieneſer ſich ergaben, welche lezere außer ihrem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen die Stadt Florenz, noch einen beſonderen gegen die Einwohner von Colle hatten. Jahr 1479.

Der Winter war bereits hart, und das Wetter zum Kriege ungünſtig, daher der Pabſt und der König, entweder um Hoffnung zum Frieden zu geben, oder um die erlangten Siege friedlicher genießen zu können, den Florentinern einen Waffenſtillſtand auf drei Monathe anboten, zu deſſen Annahme ſie zehn Tage Bedenkzeit gaben, der aber ſogleich angenommen ward. Wie es aber allen Verwundeten zu gehen pflegt, daß ſie nehmlich ihre Wunden viel ſchmerzlicher fühlen, wenn das Blut wieder erkaltet iſt, als dann, wann ſie dieſelben empfangen, ſo lehrte auch jezt dieſe kurze Ruhe die Florentiner erſt recht erkennen, welche Widerwärtigkeiten ſie erlitten hatten, und nun klagten ſich die Bürger ganz frei und rückſichtslos einander an, offenbarten die in dieſem Kriege begangenen Fehler, zeigten die unnüzerweiſe verwandten Koſten, und die ungerechterweiſe auferlegten Laſten. Alle dieſe Dinge wurden nicht allein in den Geſellſchaften der Einzelnen, ſondern auch in den öffentlichen Verſammlungen mit Heftigkeit beſprochen. Ja einer hatte die Kühnheit, ſich gegen Lorenz von Medici zu wenden, mit den Worten: Dieſe Stadt iſt erſchöpft und will keinen Krieg mehr, und daher wäre es nöthig, daß ſie an den Frieden dächte. Lorenz, der die Nothwendigkeit davon einſah, vereinigte ſich alſo mit

Jahr 1479. denjenigen seiner Freunde, die er für die treusten und weisesten hielt, und sie beschlossen zuerst, da die Venezianer sich kalt und gar nicht treu zeigten, und der Herzog noch unmündig und in bürgerlichen Unruhen verwickelt war, daß man durch neue Freunde sich neues Glück suchen müsse. Indessen waren sie zweifelhaft, wessen Händen sie sich anvertrauen sollten, ob des Pabstes oder des Königs. Nachdem sie alles überlegt hatten gaben sie der Freundschaft des Königs, als der beständigeren und sicheren den Vorzug; denn die kurze Lebensdauer der Päbste, der verschiedene Charakter der Nachfolger, der Mangel an Furcht der Kirche vor den Fürsten, und die geringe Rücksicht die sie bei der Wahl ihrer Maaßregeln nimmt, verursachen, daß ein weltlicher Fürst nie ein vollkommenes Vertrauen auf einen Pabst sezen oder mit Sicherheit sein Schicksal mit dem des Pabstes vereinigen kann. Denn wer in Krieg und Gefahr des Pabstes Freund ist, der wird bei den Siegen begleitet, bei den Niederlagen allein sein, weil der Pabst durch geistliche Macht und geistliches Ansehen aufrecht gehalten, und beschüzt wird. Da sie also der Meinung waren, daß es nüzlicher sei, den König zu gewinnen, so urtheilten sie, daß dieses auf keine bessere und sichere Weise geschehen könne, als durch Lorenzos Person selbst; weil sie glaubten, daß jemehr, Anstand man gegen den König beobachte, desto leichter werde man Mittel finden, die vorgefallenen Feindseligkeiten zu vertilgen. So bald also Lorenz zu dieser Reise entschlossen war, empfahl er die Stadt und die Regierung an Messer Thomas Soderini, der damals Gonfaloniere der Gerechtigkeit war, reiste im Anfange des December von Florenz ab, und meldete der Signoria von Pisa aus die Ursache seiner Abreise. Die damaligen Signoren aber ernannten ihn, um ihn zu ehren, und damit er den Frieden mit dem Könige mit größerem Ansehen unterhandeln könnte, zum Gesandten des Florenti-

nischen Volks und gaben ihm Vollmacht mit demselben ein Bündniß zu schließen, so wie es ihm für seinen Staat am zuträglichsten scheinen würde. Jahr 1479.

Zur nehmlichen Zeit griff der Herr Robert von St. Severino gemeinschaftlich mit Ludwig und Askanius, deren Bruder Sforza bereits gestorben war, von neuem den Mailändischen Staat an, um die Regierung desselben zu verändern; da sie nun Tortona eingenommen hatten, und Mailand und dessen ganzes Gebiet in Waffen war, so ward der Herzogin Bona gerathen, die Sforza wieder in ihr Vaterland einzusezen, und sie, um diese bürgerlichen Zwistigkeiten wegzuräumen in die Regierung aufzunehmen. Der Urheber dieses Raths war Anton Tassini aus Ferrara, der, von niedriger Geburt, als er nach Mailand gekommen, dem Herzoge Galeazzo empfohlen, und von diesem seiner Gemahlin als Kammerdiener zugegeben worden war. Dieser stieg, entweder um seiner körperlichen Schönheit, oder irgend eines andern verborgenen Talentes willen, nach des Herzogs Tode, bei der Herzogin in so großes Ansehen, daß er gleichsam den Staat regierte; woran Messer Cecco, ein durch Klugheit und lange Erfahrung ausgezeichneter Mann, sehr großes Mißfallen fand. Daher suchte dieser, wo er nur konnte, sowohl bei der Herzogin, als bei den andern Gliedern der Regierung, den Einfluß des Tassino zu vermindern. Dieser der es bemerkte, rieth der Herzogin, sowohl um sich für diese Angriffe zu rächen, als auch um jemand bei sich zu haben, der ihn gegen Messer Cecco vertheidigte, die Sforzaner in ihr Vaterland wieder einzusezen; worauf dann die Herzogin auch, seinem Rathe folgend, ohne Messer Cecco das mindeste davon zu sagen, sie wieder aufnahm. Hierüber sagte dieser zu ihr: Du hast eine Maaßregel genommen, die mir das Leben und dir die Regierung kosten wird. Beides geschah auch bald darauf, denn Messer Cecco ließ der Herr

Jahr 1479. Ludwig umbringen, und da nach einiger Zeit Teſſino aus dem Herzogthum gejagt ward, ſo wurde die Herzogin ſo unwillig darüber, daß ſie Mailand verließ und die Vormundſchaft über ihren Sohn den Händen Ludwigs anvertraute. Da nun Ludwig hierdurch der einzige Regent des Herzogthums Mailand blieb, ſo bewirkte er in der Folge, wie man darthun wird, den Untergang Italiens.

Lorenz von Medici war nach Neapel abgereiſt, und der Waffenſtillſtand dauerte noch fort, als gegen alle Erwartung Ludwig Fregoſo, der im Einverſtändniſſe mit einem gewiſſen Serezaner geſtanden hatte, durch Liſt mit Bewaffneten in Serezana einrückte, den Ort in Beſitz, und den der daſelbſt im Namen des Florentiniſchen Volks den Befehl führte, gefangen nahm. Dieſer Vorfall verurſachte den Häuptern der Florentiniſchen Regierung großes Mißvergnügen, denn ſie hielten ſich für überzeugt, daß alles auf Befehl des Königs Ferdinand erfolgt ſei. Sie beklagten ſich deshalb bei dem Herzog von Kalabrien, daß ſie während des Waffenſtillſtandes mit einem neuen Kriege angegriffen würden. Der Herzog bewies auf alle Weiſe durch Briefe und durch Geſandte, daß dieſer Vorfall ganz ohne ſeines Vaters oder ſeine Einwilligung erfolgt ſei. Dennoch hielten die Florentiner ihre Umſtände für ſehr ſchlimm, da ſie ſich entblößt von Geld, das Haupt des Staats in des Königs Händen, ihre Republik in einem alten Kriege mit dem Pabſt und dem Könige und in einem neuen mit den Genueſern verwickelt ſahen, und dabei ohne Freunde waren; denn auf die Venezianer hofften ſie nicht, und die Mailändiſche Regierung fürchteten ſie eher, weil dieſelbe veränderlich und wankend war. Nur eine Hoffnung hatten die Florentiner, nehmlich auf das, was Lorenz von Medici mit dem Könige unterhandeln würde.

Lorenz war zur See in Neapel angekommen, und ward daſelbſt nicht nur vom Könige, ſondern auch von der ganzen Stadt, ſehr ehrenvoll und mit geſpannter Erwartung aufgenommen; denn da blos zu ſeiner Unterdrückung ein ſo groſſer Krieg erregt worden war, ſo machte ihn die Größe der Feinde, die er gehabt hatte, außerordentlich groß. Da er aber in Perſon vor den König kam, ſprach er auf eine ſolche Weiſe von dem Zuſtande von Italien, von der Stimmung ſeiner Fürſten und Völker, und von dem, was der Frieden hoffen, der Krieg fürchten ließe, daß der König, nachdem er ihn gehört hatte, ſich mehr über die Größe ſeines Geiſtes, über die Gewandtheit ſeines Verſtandes, und die Schärfe ſeines Urtheils wunderte, als er vorher ſich verwundert hatte, daß er allein einen ſo ſchweren Krieg hatte beſtehen können. Daher verdoppelte er ſeine Ehrenbezeugungen gegen ihn, und fing an zu bedenken, daß er beſſer thun würde, ihn als ſeinen Freund von ſich zu laſſen, wie als Feind ihn zurück zu halten. Dennoch hielt er ihn durch mancherlei Gründe vom December bis zum März auf, nicht allein um ihn ſelbſt, ſondern auch, um die Stadt Florenz noch genauer zu prüfen. Denn es fehlte Lorenzen nicht an Feinden in Florenz, die gewünſcht hätten, daß der König ihn zurückbehalten und wie Jakob Piccinino behandelt hätte, und die, unter dem Scheine ſich darüber zu beklagen, in der ganzen Stadt davon ſprachen, auch wohl bei den öffentlichen Berathſchlagungen dem, was zu des Lorenz Gunſten war, ſich widerſezten. Durch dieſes Verfahren hatten ſie den Ruf verbreitet, daß wenn der König ihn lange in Neapel behielte, ſo würde die Regierung in Florenz eine Veränderung erleiden. Dieſes war die Urſach, daß der König ſo lange Anſtand nahm, ihn zu entlaſſen, weil er ſehen wollte, ob in Florenz etwa eine Unruhe entſtehen möchte. Da er aber ſah, daß alles ruhig vorüberging, ſo entließ er ihn am Jahr 1479.

Jahr 1480. sechsten März 1480, vorher aber suchte er ihn durch alle Arten von Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen für sich zu gewinnen, und so wurden zwischen ihnen Uebereinkünfte auf alle Zeiten zur Erhaltung ihrer beiderseitigen Staaten geschlossen. War also Lorenz schon sehr groß von Florenz abgereist, so kehrte er viel größer noch dahin zurück, und ward mit einer solchen Freude von den Bürgern empfangen, wie es seine vorzüglichen Eigenschaften und seine so eben geleisteten Dienste verdienten, indem er sein eignes Leben in Gefahr gesezt hatte, um seinem Vaterlande, den Frieden wiederzugeben. Denn zwei Tage nach seiner Ankunft ward der zwischen der Republick Florenz und dem Könige abgeschlossene Vergleich bekannt gemacht, durch welchen sich beide Theile verpflichteten, ihre beiderseitigen Staaten zu erhalten, ferner, daß es auf den Willen des Königs ankomme, die den Florentinern im Kriege weggenommenen Städte ihnen zurückzugeben, daß die Pazzi, die in dem Thurme von Volterra saßen, befreit werden, und dem Herzoge von Kalabrien auf eine gewisse Zeit eine bestimmte Summe Geldes gezahlt werden sollte.

Sobald dieser Vertrag bekannt wurde, erregte er bei dem Pabst und den Venezianern den größten Zorn. Denn der Pabst fand sich von dem Könige, und die Venezianer von den Florentinern wenig geachtet, denn da sie beide Theilnehmer an dem Kriege gewesen waren, so beklagten sie sich, keinen Theil an dem Frieden zu haben. Da man diesen Unwillen in Florenz vernahm und daran glaubte, so erregte er bei jedem die Besorgniß, daß aus diesem Frieden ein noch schlimmerer Krieg entstehen möchte. Die Häupter des Staats beschlossen also, die Regierung noch mehr einzuschränken, und die wichtigeren Berathschlagungen auf eine kleinere Zahl zurückzuführen; sie ernannten deshalb einen Rath von siebenzig Bürgern mit der ausgedehntesten Voll-

macht zu den wichtigsten Verhandlungen. Diese neue Ordnung nöthigte diejenigen zur Ruhe, die etwa Neuerungen hätten einführen wollen. Um sich auch Ansehen zu verschaffen, bestätigten sie vor allen Dingen den zwischen Lorenz und dem Könige geschlossenen Frieden, und ernannten Gesandte an den Pabst, wozu sie Messer Anton Ridolfi und Peter Nahi ernannten. Allein ungeachtet dieses Friedens ging Alphons Herzog von Kalabrien dennoch mit seinem Heere nicht von Siena ab, indem er vorschützte, daß er durch die Uneinigkeiten der dortigen Bürger zurückgehalten werde, und diese waren wirklich so groß, daß sie ihn, der vor der Stadt einquartirt war, in dieselbe hineinführten, und zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten machten. Der Herzog bediente sich dieser Gelegenheit, um viele Bürger mit Geldstrafen, viele mit Gefängnißstrafe, viele mit Verweisung, und einige mit der Todesstrafe zu belegen; und durch dieses Verfahren ward er nicht allein den Sienesern, sondern auch den Florentinern sehr verdächtig, daß er im Sinne haben möchte, sich zum Oberherrn der Stadt zu machen. Auch sah man dagegen kein Mittel, da die Stadt mit dem Könige eine neue Freundschaft gestiftet hatte, mit dem Pabst aber und den Venezianern in Feindschaft war. Diese Besorgniß zeigte sich nicht blos bei dem ganzen Florentinischen Volke, welches alle Dinge sehr fein zu deuten weiß, sondern auch bei den Häuptern des Staats, und jedermann versicherte, daß unsere Stadt niemals in so großer Gefahr gewesen sei, ihre Freiheit zu verlieren. Aber Gott, der immer in solchen Zeiten der äußersten Noth besondere Sorge für sie getragen hat, bewirkte eine nicht gehoffte Begebenheit, welche dem Pabst, dem Könige und den Venezianern wichtigere Angelegenheiten zu bedenken gab, als die Toskanischen. Jahr 1480.

Mahomet, der Großtürke, war mit einem großen Heere

Jahr zur Belagerung von Rhodus gegangen und hatte dasselbe
1480. viele Monate lang bekämpft; allein obgleich seine Macht groß und seine Beharrlichkeit bei der Belagerung des Orts sehr groß war, so fand er beides bei den Belagerten doch noch größer; denn diese vertheidigten sich mit solcher Tapferkeit gegen seinen Ungestüm, daß Mahomet genöthigt war, diese Belagerung mit Schande aufzugeben. Da er also von Rhodus abgegangen war, so ging ein Theil seiner Flotte unter dem Pascha Jakob nach Velona zu; sei es nun, daß dieser die Leichtigkeit der Unternehmung sah, oder daß er wirklich nach seines Herrn Befehl handelte, er sezte, indem er um die Küsten von Italien herumsegelte, plözlich viertausend Soldaten ans Land; mit diesen griff er die Stadt Otranto an, nahm sie sogleich, plünderte sie, und ermordete alle ihre Einwohner. Hierauf suchte er sich, so gut er nur immer konnte, sowohl in der Stadt, als auch im Hafen zu befestigen, brachte gute Reuterei hinein, und durchstreifte und plünderte mit dieser das umliegende Land. Der König, da er diesen Angriff sah, und erkannte, von welchem mächtigen Fürsten die Unternehmung herrühre, versandte Boten nach allen Seiten, um sie anzuzeigen, und gegen den gemeinschaftlichen Feind um Hülfe zu bitten; den Herzog von Kalabrien aber und dessen Truppen, die in Siena waren, rief er sehr angelegentlich zurück.

So sehr dieser Angriff den Herzog und das übrige Italien beunruhigte, eben so sehr erfreute er Florenz und Siena; denn diese Stadt glaubte ihre Freiheit wieder gewonnen zu haben, und jene sahe sich befreit von den Gefahren, die ihr den Verlust derselben drohten. Diese Meinung ward noch bestärkt durch die Klagen des Herzogs bei seinem Abmarsch von Siena, indem er das Schicksal anklagte, daß es durch einen unverhofften und durch keine Vernunft vorherzusehenden Schlag ihm die Herrschaft von

Toskana entrissen habe. Derselbe Vorfall änderte auch die Entschließung des Pabstes, der zuvor niemals einen Florentinischen Gesandten hatte anhören wollen, hierdurch aber so milde ward, daß er einen jeden anhörte, der von dem allgemeinen Frieden mit ihm sprach. Die Florentiner erhielten also die Versicherung, daß wenn sie sich geneigt finden lassen wollten, den Pabst um Verzeihung zu bitten, so würden sie solche erhalten. Man hielt also nicht für gut, diese Gelegenheit vorbei gehen zu lassen, und schickte zwölf Gesandte an den Pabst ab, die derselbe, da sie in Rom angekommen waren, durch mancherlei Mittel aufhielt, bevor er ihnen Audienz gab. Doch endlich ward zwischen den Theilen abgemacht, wie man sich in Zukunft verhalten, und wieviel jeder, sowohl in Friedens als Kriegeszeiten beizutragen habe. Hierauf gelangten die Gesandten zu den Füßen des Pabstes, der in der Mitte seiner Kardinäle im höchsten Pomp sie erwartete. Sie entschuldigten die vorgefallenen Begebenheiten, indem sie die Schuld davon bald auf die Nothwendigkeit, bald auf die Bosheit anderer, bald auf die Wuth des Volks, bald auf ihren gerechten Zorn warfen; und darstellten, wie unglücklich diejenigen sind, die genöthigt werden, entweder zu kämpfen oder zu sterben. Da man alles ertragen müsse, sagten sie, um dem Tode zu entgehen, so hätten sie auch diesen Krieg, den Bannfluch, und all das andere Ungemach ertragen, welches aus den vorgefallenen Begebenheiten erfolgt sei, damit ihre Republik der Sklaverei entgehen möchte, welche der Tod der Freistaaten zu sein pflegte. Wenn sie indessen, wiewohl gezwungen, einen Fehler begangen hätten, so wollten sie denselben wieder gut zu machen suchen, und vertrauten auf seine Gnade, welche sie nach dem Beispiele des höchsten Erlösers in seine erbarmungsvollen Arme aufnehmen werde. Auf diese Entschuldigungen antwortete der Pabst mit Worten voll Hochmuth

Jahr 1480.

Jahr und Zorn, indem er ihnen alles dasjenige vorwarf, was sie
1480. in vergangenen Zeiten gegen die Kirche vollbracht hatten; dennoch sei er, um die Vorschriften Gottes zu beobachten, willig, ihnen die verlangte Verzeihung zuzugestehen; allein er müsse ihnen zu verstehen geben, daß sie gehorchen müßten, und daß, sobald sie den Gehorsam brächen, sie alsdann die Freiheit verlieren müßten, die sie schon jezt hätten verlieren sollen, und zwar gerechterweise: denn diejenigen seien gerechterweise frei, die sich in guten, nicht in bösen Werken üben, weil eine übelangewandte Freiheit sich und anderen schade; daß man aber im Stande sei, Gott wenig und die Kirche noch weniger zu achten, dies sei nicht die Handlungsweise eines freien, sondern eines zügellosen und mehr zum Bösen, als zum Guten geneigten Menschen, dessen Besserung nicht blos den Fürsten, sondern einem jeden Christen zustehe; also hätten sie wegen der vorgefallenen Dinge sich über sich selbst zu beklagen, da sie durch böse Werke zum Kriege Anlaß gegeben, und durch noch bösere ihn unterhalten hätten; welcher Krieg jezt mehr durch die gütige Gesinnung anderer, als durch ihre Verdienste beendet werde.

1481. Hierauf ward die Formel des Vertrages und des Segens abgelesen; und zu dieser fügte der Pabst außer den schon verhandelten und festgesezten Dingen noch hinzu, daß wenn die Florentiner die Früchte des Segens genießen wollten, sie mit ihrem Gelde funfzehn bewaffnete Galeeren so lange unterhalten müßten, als der Türke das Königreich bekämpfte. Die Gesandten beklagten sich sehr über diese Last, die ihnen noch außer dem geschlossenen Vertrage auferlegt ward, allein sie konnten auch nicht den kleinsten Theil davon durch keinerlei Mittel oder Gunst, und durch keine Klage abwälzen. Als sie aber nach Florenz zurückgekehrt waren, so sandte die Signoria, um den Frieden zu befestigen, Messer Guidantonio Vespucci, der kurz vorher aus Frankreich zurück gekehrt

war, als Gesandten an den Pabst. Dieser brachte durch seine Klugheit alles in einen erträglichen Zustand, und erhielt von dem Pabste viele Gnadenbezeugungen; welches ein Zeichen besserer Versöhnung war. Jahr 1481.

Nachdem also die Florentiner ihre Angelegenheiten mit dem Pabst in Ordnung gebracht hatten, Siena frei, und auch sie selbst durch den Abmarsch des Herzogs von Kalabrien aus Toskana, von der Furcht vor dem Könige befreit waren; so drängten sie den König auf alle mögliche Weise zu der Zurückgabe ihrer Festungen, welche der Herzog von Kalabrien bei seinem Abmarsche in den Händen der Sieneser zurückgelassen hatte. Der König besorgte also, daß die Florentiner in dieser seiner großen Noth von ihm abfallen, und durch einen Krieg gegen die Sieneser, ihm die Hülfstruppen abhalten möchten, welche er vom Pabste und den andern Italienern hoffte. Er willigte deshalb in die Zurückgabe derselben, und verband sich die Florentiner abermals durch neue Wohlthaten. So sind es also die Macht und die Noth, nicht Schriften und Verträge, welche die Fürsten zwingen, ihr Wort zu halten. Durch die Zurücknahme dieser Festungen und die Befestigung dieses neuen Bündnisses also erlangte Lorenz von Medici das Ansehn wieder, welches zuerst der Krieg und dann der Frieden, als man vor dem Könige besorgt war, ihm entzogen hatte. Denn damals fehlte es nicht an Leuten, die ihn öffentlich verläumdeten, behauptend, er habe, um sich selbst zu retten, sein Vaterland verkauft; und wie man im Kriege die Festungen verloren habe, so werde man im Frieden die Freiheit verlieren. Als aber die Festungen zurückgegeben und mit dem Könige ein ehrenvoller Vergleich abgeschlossen, auch die Stadt wieder zu ihrem alten Ansehn gelangt war, so veränderte Florenz, diese Stadt, die nach dem Sprechen so begierig ist, und alle Dinge nicht nach dem Rath, sondern

Jahr 1483. nach dem Erfolg beurtheilt, ihre Reden: Lorenz ward bis zum Himmel erhoben, und man sagte, er habe durch seine Klugheit im Frieden sich dasjenige wieder zu erwerben gewußt, was das Unglück ihm im Kriege geraubt habe; und sein Rath und sein Verstand habe mehr vermocht, als die Waffen und die Macht seines Gegners.

Die Angriffe der Türken hatten den Krieg aufgeschoben, der durch den Unwillen der Venezianer und des Pabstes über den Frieden im Begriff war auszubrechen. So wie aber dieser Angriff in seinem Beginn unverhofft und der Anlaß zu vielem Guten gewesen war, so war sein Ende unerwartet und verursachte viel Schlimmes. Mahomet der Großtürke starb nehmlich gegen alle Erwartung; es kam zwischen seinen Söhnen zu Uneinigkeiten; und die Türken, die sich in Puglia befanden, übergaben, da sie sich von ihrem Herrn verlassen sahen, Otranto durch einen Vergleich dem Könige. Da also diese Furcht, die den Pabst und die Venezianer ruhig erhalten hatte, hinweggeräumt war, so war man allgemein vor neuen Unruhen besorgt. Auf einer Seite waren der Pabst und die Venezianer verbündet, und an diese schlossen sich die Genueser, Sieneser, und andere weniger mächtige an; auf der andern waren die Florentiner, der König und der Herzog, mit welchen sich die Bologneser, und viele andere Herren verbanden. Die Venezianer wünschten sich Ferraras zu bemächtigen, und sie glaubten zu dieser Unternehmung eine billige Ursach, und auf ihr Gelingen eine gegründete Hoffnung zu haben. Die Ursach war folgende: Der Markgraf behauptete, er sei nicht mehr gehalten, den Gerichtshalter *) und das Salz von ihnen zu nehmen,

*) Obgleich die Stadt Ferrara der Familie von Este gehörte, so stand doch den Venezianern die Rechtspflege in derselben zu, und sie sandten deshalb einen sogenannten Vicedominus (Italienisch

da man durch einen Vertrag festgesezt habe, daß nach sie- Jahr
benzig Jahren die Stadt von dieser sowohl, wie von jener 1481.
Last frei sein solle. Die Venezianer auf der andern Seite antworteten, daß so lange er das Polesinische behalte, so lange müsse er auch den Gerichtshalter und das Salz von ihnen nehmen. Da nun der Markgraf hierin nicht willigen wollte, so glaubten die Venezianer eine gerechte Ursach zu haben, die Waffen gegen ihn zu ergreifen; auch schien ihnen die Zeit zur Ausführung bequem, da sie den Pabst sehr unwillig gegen den König und die Florentiner sahen. Um sich den Pabst nun noch geneigter zu machen, nahmen sie den Grafen Hieronymus, der nach Venedig kam, höchst ehrenvoll auf, und schenkten ihm das Bürgerrecht und den Adel der Stadt Venedig, welches immer ein Zeichen der höchsten Beehrung ist für diejenigen, die sie damit beschenken. Um 1482.
zu diesem Kriege gerüstet zu sein, hatten sie neue Steuern aufgelegt und zum Feldherrn ihrer Heere den Herrn Robert von S. Severino ernannt, der erzürnt gegen den Herrn Ludwig Stadthalter von Mailand nach Tortona entflohen, und nachdem er dort einige Unruhen erregt, nach Genua gegangen war, von wo ihn die Venezianer zu sich gerufen und zum Befehlshaber ihrer Truppen ernannt hatten.

Diese Zurüstungen zu neuen Angriffen machten, als sie dem feindlichen Bunde bekannt wurden, daß auch dieser sich zum Kriege rüstete. Der Herzog von Mailand ernannte zu seinem Feldherrn Friedrich, Herrn von Urbino, und die Florentiner den Herrn Constanz von Pesaro. Um auch die Gesinnung des Pabstes zu erforschen und zu erfahren, ob die Venezianer in Uebereinstimmung mit ihm den Krieg gegen Ferrara anfingen, sandte der König Ferdinand Alphons

---

Visdomine) oder Gerichtshalter dorthin, um über alle dort vorkommende Rechtsfälle zu entscheiden.

Jahr 1482. Herzog von Kalabrien mit seinem Heer über den Tronto, und verlangte von dem Pabst Erlaubniß zum Durchmarsch um nach der Lombardei dem Markgrafen zu Hülfe zu gehen; allein der Pabst schlug dieses gänzlich ab. Da also der König und die Florentiner hierdurch einen sicheren Beweis seiner Gesinnung zu haben glaubten, so beschlossen sie ihn mit Gewalt zu zwingen, daß er aus Noth ihr Freund werden müßte, oder ihm wenigstens so viel Hinderniſſe in den Weg zu legen, daß er nicht im Stande wäre, den Venezianern Hülfe zu leisten, denn diese standen bereits im Felde, hatten den Krieg gegen den Markgrafen angefangen, zuerst sein Land durchstreift, und dann Figarolo belagert, eine Festung, die für den Staat dieses Herrn sehr wichtig war. Da also der König und die Florentiner beschlossen hatten, den Pabst anzugreifen, so streifte Alphons Herzog von Kalabrien bis gegen Rom, und that mit Hülfe der Colonna, die sich mit ihm verbunden hatten, weil sich die Orsini an den Pabst anschlossen, dem Lande großen Schaden. Auf der andern Seite griffen die Florentiner mit Messer Nikolaus Vitelli Città di Castello an, nahmen diese Stadt ein, verjagten Messer Lorenz daraus, der im Namen des Pabstes den Befehl darin führte, und machten Messer Nikolaus gleichsam zum Oberherrn derselben.

Der Pabst befand sich also in der größten Verlegenheit, denn Rom ward innerhalb von den Partheien zerrüttet, und außerhalb von den Feinden angegriffen. Dennoch machte er, als ein muthvoller Mann, der entschlossen war zu siegen, nicht aber dem Feinde zu weichen, den erlauchten Robert von Rimino zu seinem Feldherrn; ließ denselben nach Rom kommen, woselbst er alle seine Truppen versammelt hatte, und stellte ihm vor, wie viel Ehre es ihm bringen würde, wenn er gegen die Macht eines Königs die Kirche aus den Trübsalen errettete, in der sie sich befände; wie nicht er al-

lein, ſondern auch alle ſeine Nachfolger dieſe Verbindlichkeit gegen ihn haben würden, und wie nicht nur die Menſchen, ſondern Gott ſelbſt ihm dafür erkenntlich ſein würden. Herr Robert, nachdem er zuvor die Reuter des Pabſtes und alle ſeine Zurüſtungen beſichtigt hatte, rieth demſelben, ſoviel Fußvolk zu errichten, als er könnte; und dieſes ward mit großem Eifer und vieler Schnelligkeit ins Werck gerichtet. Der Herzog von Kalabrien war ſo nahe bei Rom, daß er täglich bis an die Thore der Stadt ſtreifte und plünderte; und dieſer Umſtand machte das Römiſche Volk ſo unwillig, daß viele ſich freiwillig anboten dem erlauchten Herrn Robert bei der Vertheidigung der Stadt zu helfen, und alle dieſe wurden von ihm mit Dank angenommen. Der Herzog entfernte ſich, da er dieſe Vorkehrungen merkte, ein wenig von der Stadt, in der Meinung, daß wenn er entfernt wäre, Herr Robert nicht den Muth haben werde, ihn aufzuſuchen; theils auch erwartete er ſeinen Bruder Friedrich, der ihm mit neuen Truppen von ſeinem Vater zugeſandt wurde. Herr Robert, da er ſich dem Herzoge an Reutern beinahe gleich, an Fußvolk aber überlegen ſah, marſchirte in Schlachtordnung von Rom aus und errichtete ſein Lager zwei Meilen vom Feinde. Der Herzog da er den Feind, gegen alle Erwartung ſich auf dem Nacken ſahe, hielt es für unvermeidlich, entweder zu kämpfen, oder als wäre er geſchlagen zu entfliehen. Er beſchloß alſo gleichſam gezwungen zu ſchlagen, um nicht etwas zu begehen, das eines Königsſohnes unwürdig wäre; jeder alſo wandte ſich gegen den Feind, nachdem er ſeine Truppen ſo geordnet hatte, wie es damals gebräuchlich war und führte ſie zur Schlacht, die bis an den Mittag dauerte. In dieſem Gefechte ward mit größerer Tapferkeit gefochten, als in irgend einem andern, das ſeit funfzig Jahren in Italien geliefert worden war; denn es kamen darin, von beiden Theilen zu-

Jahr 1482.

Jahr 1482. sammen genommen mehr als tausend Menschen um. Das Ende desselben war für die Kirche glorreich, denn die Menge des Päbstlichen Fußvolks war für die Herzogliche Reuterei so verderblich, daß diese genöthigt war, die Flucht zu ergreifen; und sogar würde der Herzog gefangen worden sein, wenn er nicht von den vielen Türken gerettet worden wäre, die einen Theil der zu Otranto gelandeten ausmachten und jezt unter ihm dienten. Nachdem der erlauchte Robert diesen Sieg davon getragen, kehrte er im Triumpf nach Rom zurück, doch konnte er dessen nicht lange genießen, denn da er bei der Last jenes Tages sehr viel Wasser getrunken hatte, so bekam er davon einen Durchfall, der ihm in wenig Tagen das Leben kostete. Sein Leichnam ward von dem Pabste mit allen möglichen Ehrenbezeugungen bestattet. Nachdem der Pabst also diesen Sieg erfochten hatte, sandte er sogleich den Grafen gegen Citta di Castello, um diesen Ort wo möglich Messer Lorenz wieder zu verschaffen, und auch um die Stadt Rimino zu prüfen. Denn da nach dem Tode des erlauchten Robert dessen einziger kleiner Sohn in der Verwahrung seiner Gemahlin zurückgeblieben war, so hielt er es für leicht sich diese Stadt zuzueignen. Auch würde es ihm glücklich gelungen sein, wenn diese Dame nicht von den Florentinern vertheidigt worden wäre, die sich ihm so mächtig widersezten, daß er ihneder gegen Castello noch gegen Rimino das mindeste ausrichten konnte.

Während diese Dinge in Romagna und in Rom vorgingen, hatten die Venezianer Figarolo eingenommen, und waren mit ihren Truppen über den Po gegangen; dagegen war das Lager des Herzogs von Mailand und des Markgrafen von Ferrara in Unordnung; denn Friedrich Graf von Urbino war krank geworden, und hatte sich um geheilt zu werden, nach Bologna tragen lassen, starb aber daselbst. Die Angelegenheiten des Markgrafen gingen also widrig

und die Hoffnung der Venezianer auf die Einnahme von Ferrara wuchs täglich. Auf der andern Seite wandte der König und die Florentiner alle mögliche Mühe an, um den Pabst zu ihrem Willen zu bewegen, und da es ihnen durch die Gewalt der Waffen nicht gelungen war, so drohten sie ihm mit der Kirchenversammlung, die von dem Kaiser in Basel bereits angesagt worden war. Mit Hülfe der Kaiserlichen Gesandten, die sich in Rom befanden, und der ersten Kardinäle, die den Frieden wünschten, ward also der Pabst bewogen und gezwungen, auf den Frieden und die Einigkeit von Italien zu denken. Der Pabst also bequemte sich, theils aus Furcht, theils weil er einsah, daß die Größe der Venezianer der Untergang der Kirche und Italiens sei, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, und sandte seine Nunzien nach Neapel; hier ward ein Bündniß auf fünf Jahre abgeschlossen, zwischen dem Pabst, dem Könige, dem Herzog von Mailand, und den Florentinern; den Venezianern aber ward Raum gelassen, es ebenfalls anzunehmen. Nachdem dies geschehen war, ließ der Pabst den Venezianern sagen, sie möchten sich des Krieges gegen Ferrara enthalten. Diese wollten sich aber nicht dazu verstehen, sondern rüsteten sich vielmehr mit noch größerer Macht zum Kriege, und kamen, nachdem sie die Truppen des Herzogs und des Markgrafen bei Argenta geschlagen hatten, schon so nahe an Ferrara, daß sie in dem Park des Markgrafen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Jahr 1482.

Die Verbündeten glaubten also nicht länger zögern zu dürfen, diesem Fürsten kräftigen Beistand zu leisten, und ließen den Herzog von Kalabrien mit seinen und den Päbstlichen Truppen nach Ferrara gehen. Eben so sandten auch die Florentiner alle ihre Truppen dahin; und um die Eintheilung der Geschäfte für diesen Krieg besser zu besorgen, veranstaltete der Bund eine Zusammenkunft zu Cremona, 1483

Jahr 1483. wobei sich der Legat des Pabstes nebst dem Grafen Hieronymus, der Herzog von Kalabrien, Herr Ludwig, Lorenz von Medici, und viele andere Italienische Fürsten einfanden, und woselbst unter diesen Fürsten alle Arbeiten des bevorstehenden Krieges vertheilt wurden. Da sie aber der Meinung waren, daß man Ferrara nicht besser Hülfe leisten könne, als durch eine starke Diversion, so wünschten sie, Herr Ludwig möchte darin einwilligen, daß man, um die Venezianer anzugreifen, durch das Herzogthum Mailand ginge. Allein dieser Herr wollte es nicht zugestehen, indem er besorgte, er möchte sich einen Krieg auf den Hals ziehen, den er nicht nach seiner Willkühr wieder würde endigen können. Man beschloß daher mit allen Truppen bei Ferrara halt zu machen, und hier versammelten sie viertausend Reuter und achttausend Mann Fußvolk, mit welchen sie den Venezianern entgegen gingen, die zweitausend zwei hundert Reuter und sechstausend Mann Fußvolks hatten. Die Verbündeten hielten es für das nothwendigste, die Flotte anzugreifen, welche die Venezianer auf dem Po hatten: sie gingen also bei Boudeno auf dieselbe los und schlugen sie mit einem Verlust von mehr als zweihundert Schiffen, wobei Messer Anton Justintano, der Proveditor der Flotte, zum Gefangenen gemacht ward. Die Venezianer hatten, da sie ganz Italien gegen sich verbündet sahen, um sich größere Macht zu verschaffen, den Herzog dello Reno mit zweihundert Reutern in Sold genommen. Diesen sandten sie nach der Niederlage ihrer Flotte mit einem Theile ihres Heers aus, um die Feinde aufzuhalten; den Herrn Robert von St. Severino aber ließen sie mit dem Ueberrest über die Adda gehen, und sich Mailand nähern, indem er den Namen des Herzogs und seiner Mutter, Madonna Bona überall ausrufen ließ; denn auf diese Weise hofften sie irgend eine Veränderung in Mailand hervorzubringen, weil sie meinten

Herr Ludwig und seine Regierung wären in dieser Stadt verhaßt. Dieser Angriff verursachte im Anfang großen Schrecken, und brachte die Stadt in Waffen; aber dennoch war seine Wirkung am Ende ganz anders, als die Venezianer beabsichtet hatten; denn dasjenige, wozu Herr Ludwig vorher seine Einwilligung nicht hatte geben wollen, das ließ er jezt um dieser Beleidigung willen sich gefallen. Man ließ also den Markgrafen von Ferrara zur Vertheidigung seines Eigenthums mit viertausend Pferden und zweitausend Mann zurück, und der Herzog von Kalabrien ging mit zwölftausend Pferden und fünftausend Mann in das Bergamaskische, von da ins Brescianische und dann ins Veronesische und beraubte diese drei Städte, ohne daß die Venezianer das geringste Mittel dagegen anwenden konnten, fast ihres ganzen Gebiets, denn Herr Robert konnte mit seinen Truppen nur mühsam die Städte selbst retten. Auf der andern Seite hatte der Markgraf von Ferrara auch einen großen Theil seines Eigenthums wiedererobert, denn der Herzog dello Reno, der ihm gegenüberstand, konnte sich ihm nicht widersezen, da er nicht mehr als zweitausend Mann hatte. So kämpften also die Verbündeten diesen ganzen Sommer des Jahrs 1483 hindurch glücklich. Jahr 1483.

Als darauf der Frühling des folgenden Jahres anbrach, denn der Winter war ruhig vorübergegangen, so zogen die Heere wieder ins Feld. Die Verbündeten hatten, um die Venezianer desto schneller unterdrücken zu können, ihr ganzes Heer vereinigt, und wäre der Krieg so wie im vorigen Jahre betrieben worden, so hätte man den Venezianern leicht ihren ganzen Staat in der Lombardei wegnehmen können; denn sie waren auf sechstausend Pferde und fünftausend Mann zusammen geschmolzen, und hatten dreizehntausend Pferde und sechstausend Mann gegen sich; denn der Herzog dello Reno war, nachdem sein Dienstjahr abgelaufen 1484.

Jahr war, nach Hauſe gegangen. Aber wie es immer zu gehen
1483. pflegt, da wo viele Männer von gleicher Macht zuſammenwirken, verſchafft ihre Uneinigkeit dem Feinde den Sieg; nachdem Friedrich Gonzaga, Markgraf von Mantua geſtorben war, der durch ſein Anſehen das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen dem Herzoge von Kalabrien, und dem Herrn Ludwig erhielt, fingen zwiſchen dieſen Mißhelligkeiten zu entſtehen an, und aus den Mißhelligkeiten Eiferſucht. Johann Galeazzo, Herzog von Mailand, war nehmlich ſchon in dem Alter, daß er die Regierung ſeines Landes übernehmen konnte und da er die Tochter des Herzogs von Kalabrien zur Frau hatte, ſo wünſchte dieſer, daß nicht Herr Ludwig, ſondern ſein Schwiegerſohn den Staat regieren ſollte. Ludwig alſo, der dieſen Wunſch des Herzogs kannte, wollte ihm die Gelegenheit zu deſſen Erfüllung entziehen, und die Venezianer die Ludwigs Argwohn kannten, nahmen hiervon Gelegenheit, und dachten dadurch ſo wie ſie immer gethan hatten, mit Hülfe des Friedens ſiegen zu können, da ſie durch den Krieg beſiegt worden waren; ſie unterhandelten alſo im geheim den Vergleich mit dem Herrn Ludwig, und ſchloſſen ihn im Auguſt des Jahres 1484 ab. Da dieſes zur Kenntniß der andern Bundsgenoſſen kam, ſo erregte es großes Mißfallen, beſonders da ſie ſahen, daß dieſem Vergleich zufolge, die den Venezianern weggenommenen Städte ihnen zurückgegeben, überdies noch Rovigo und das Poleſiniſche, welches ſie dem Markgrafen von Ferrara weggenommen hatten, ihnen überlaſſen werden, und ſie endlich auch alle die läſtigen Rechte wieder erhalten ſollten, welche ſie von Alters her gegen dieſe Stadt gehabt hatten. Alle waren der Meinung, ſie hätten einen Krieg geführt, worauf ſie viele Koſten verwandt, und durch deſſen Führung ſie auch Ehre, durch deſſen Endigung ſie aber Schande davon getragen hätten; denn die eroberten Städte wären zurückgegeben,

die verlornen aber nicht wiedererobert worden. Indeſſen waren die Verbündeten genöthigt, den Frieden anzunehmen, theils weil ſie der Unkoſten müde waren, theils auch weil ſie nicht länger um des Verluſtes und Ehrgeizes anderer willen das ihrige aufs Spiel ſezen wollten. Jahr 1484.

Während die Angelegenheiten der Lombardei auf dieſe Weiſe vor ſich gingen, bedrängte der Pabſt durch Meſſer Lorenz Citta di Caſtello, um Nikolaus Vitelli daraus zu vertreiben, den die Verbündeten ſeinem Schickſale überlaſſen hatten, um den Pabſt zu ihrem Willen zu bewegen. Bei dieſer Belagerung aber machten diejenigen, die in der Stadt von Nikolaus Parthei waren, einen Ausfall, griffen ihre Feinde an, und ſchlugen ſie. Der Pabſt rief daher den Grafen Hieronymus aus der Lombardei zurück, und ließ ihn nach Rom kommen, um ſeine Macht wieder herzuſtellen und den Angriff zu erneuern. Hernach aber hielt er es für beſſer, Meſſer Nikolaus durch den Frieden zu gewinnen, als ihn von neuem mit Krieg anzufallen; er verglich ſich alſo mit ihm, und ſuchte ihn auch mit ſeinem Gegner Meſſer Lorenz auf die beſtmöglichſte Weiſe zu verſöhnen. Hierzu vermochte ihn indeſſen mehr die Beſorgniß vor neuen Unruhen, als die Liebe zum Frieden; weil er bemerkte, daß zwiſchen den Orſini und Colonna neue Bewegungen entſtanden. Der König von Neapel hatte in dem Kriege zwiſchen ihm und dem Pabſte den Orſini die Grafſchaft Taglacozzo genommen und ſie den Colonna gegeben, die von ſeiner Parthei waren. Als darauf der Friede zwiſchen dem Könige und dem Pabſt erfolgt war, hatten die Orſini dieſelbe den Verträgen zufolge zurückgefordert. Der Pabſt hatte den Colonneſen mehrmals anbefohlen, ſie zurückzugeben; aber dieſe hatten ſich weder durch die Bitten der Orſini, noch durch die Drohungen des Pabſtes zur Zurückgabe bewegen laſſen, ſondern hatten vielmehr die Orſini noch

Jahr 1481. von neuem durch Plünderungen und ähnliche Beleidigungen angegriffen. Der Pabst also, da er sie nicht vereinigen konnte, hatte alle seine Truppen mit denen der Orsini vereinigt, die Häuser der Colonna zu Rom geplündert, diejenigen, die sie vertheidigten, getödtet und gefangen genommen, und sie des größten Theils ihrer Schlösser beraubt. Diese Unruhen hörten also nicht sowohl durch den Frieden, als durch die Bedrängniß der einen Parthei auf.

Aber auch in Genua und in Toskana war es nicht ruhig; denn die Florentiner hielten den Grafen Anton von Marciano mit Truppen an den Gränzen von Serezana, und belästigten, während der Krieg in der Lombardei fortdauerte, die Serezaner durch Streifereien und leichte Gefechte. In Genua selbst ward Pietrino Fregoso, Doge dieser Stadt, der auf den Erzbischof Paul Fregoso zu viel Vertrauen sezte, mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen von diesem gefangen genommen, der sich darauf zum Herrn der Stadt machte. Ferner hatte die Venezianische Flotte das Königreich angegriffen, Gallipoli eingenommen und bedrohte die übrigen in der Gegend liegenden Orte. Nachdem aber der Frieden in der Lombardei erfolgt war, hörten alle Unruhen auf, außer in Toskana und in Rom; denn wenig Tage nach erklärtem Frieden starb der Pabst, sei es nun, daß er sein natürliches Lebensziel erreicht hatte, oder daß der Frieden ihn, als einen Feind desselben getödtet. Dieser Pabst ließ also Italien nun in Frieden, das er bei seinem Leben in beständigem Kriege erhalten hatte. Durch seinen Tod aber kam Rom sogleich in Waffen. Der Graf Hieronymus zog sich mit seinen Truppen bei Seite in das Kastell; die Orsini fürchteten, daß die Colonnesen die neuerlichen Beleidigungen zu rächen suchen möchten; die Colonnesen forderten ihre Häuser und Schlösser zurück; und daraus erfolgten in wenigen Tagen Ermordungen, Räube-

reien und Mordbrennereien an vielen Orten der Stadt. Da aber die Kardinäle dem Grafen zuredeten, daß er das Kastell in die Hände des Kollegiums zurückgeben lassen, mit seinen Truppen in seine Staaten gehen, und Rom von seinen Waffen befreien möchte, so gehorchte er, um sich den künftigen Pabst günstig zu machen, und ging, nachdem er das Kastell dem Kollegium zurückgegeben hatte, nach Imola. Da also die Kardinäle von dieser Furcht befreit, und die Baronen der Unterstützung beraubt waren, die sie bei ihren Streitigkeiten von dem Grafen gehofft hatten, so ging man an die Erwählung des neuen Pabstes, und nach einigen Streitigkeiten ward Johann Baptist Cibo, Kardinal von Malfetta, ein Genueser, erwählt, der sich Innozentius VIII. nannte, und durch seine sanfte Gemüthsart, denn er war ein menschenfreundlicher und ruhiger Mann, die Waffen zur Ruhe brachte, und Rom für diesmal den Frieden schenkte. Jahr 1484.

Die Florentiner konnten nach dem Frieden in der Lombardei nicht ruhig bleiben, denn es schien ihnen eine schimpfliche und harte Sache, daß ein Privatedelmann sie des Kastells von Serezana beraubt haben sollte. Weil es nun zu den Friedensbedingungen gehörte, daß man nicht allein das Verlorene wiederfordern, sondern auch mit demjenigen, der die Zurücknahme desselben hinderte, Krieg führen konnte, so schickten sie sich sogleich mit Geld und Truppen zu dieser Unternehmung an. Augustin Fregoso, der Serezana weggenommen hatte, schenkte also, da er mit seiner Privatmacht einen solchen Krieg nicht bestehen zu können glaubte, diesen Ort an S. Georg. Weil wir aber S. Georg und die Genueser vielmals erwähnen müssen, so scheint es mir nicht unschicklich, die Einrichtung und Verfassung dieser Stadt, die eine der wichtigsten von Italien ist, darzustellen. Als die Genueser mit den Venezianern Frieden geschlossen hat-

Jahr 1484. ten, nach jenem höchst wichtigen Kriege, den sie vor vielen Jahren mit einander geführt hatten, konnte ihre Republik diejenigen Bürger nicht befriedigen, die große Summen Geldes dazu vorgeschossen hatten; sie übertrug ihnen daher die Einnahme des Zollamtes, und sezte fest, daß jeder nach dem Verhältniß seines Vorschusses an der ganzen Summe dieser Einnahmen Theil nehmen sollte so lange bis sie von dem Gemeinwesen gänzlich befriedigt wären. Und damit sie sich versammeln könnten, räumte sie ihnen auch den Pallast ein, der über dem Zollamte liegt. Diese Gläubiger also richteten unter sich eine Verwaltung ein, indem sie einen Rath von hundert Männern aus ihrer Mitte errichteten, welche über die allgemeinen Angelegenheiten beschließen, und eine Obrigkeit von acht Männern, welche als das Haupt von allen diese Beschlüsse ausführen sollte; alle ihre Vorschüsse theilten sie in Antheile, die sie Stellen (Actien) nannten, und diesen ganzen Körper nannten sie S. Georg. Nachdem sie nun diese ihre Verwaltung eingerichtet hatten, so fiel die Stadtgemeinde wieder in neue Bedürfnisse, daher sie sich um neue Unterstüzung an S. Georg wandte, der, da er reich und wohl verwaltet war, ihr dienen konnte. Die Stadtgemeinde dagegen fing an, so wie sie ihm zuerst das Zollamt übertragen hatte, ihm jezt zum Unterpfande für seine Gelder auch von ihren Ländereien abzutreten; und diese Sache, die aus den Bedürfnissen der Stadt und den Diensten S. Georgs entstanden ist, ist so weit vorgeschritten, daß dieser den größten Theil aller zu dem Genuesischen Gebiete gehörigen Länder und Städte unter seine Verwaltung gebracht hat, die er regiert und beschüzt, und wohin er jährlich seine durch öffentliche Stimmensammlung gewählte Rektoren absendet, ohne daß die Stadtgemeinde sich im mindesten darum bekümmert. Hieraus ist es entstanden, daß die Bürger jener Stadt ihre Liebe von der Regierung,

als einem tyrannischen Wesen, abgewandt, und dieselbe dem S. George, als einem wohl und gleichmäßig verwalteten Theile zugewandt haben; daher kömmt es auch, daß so häufig und so leicht Veränderungen in der Regierung entstehen, und daß sie bald einem Bürger und bald einem Fremden gehorchen, denn nicht S. Georg, sondern der Staat verändert seine Regierung. Wenn also die Fregosi und die Aderni um die Herrschaft streiten, so hält sich der größte Theil der Bürger, weil blos um die Regierung der Stadt gestritten wird, bei Seite, und läßt diese dem Sieger zur Beute; auch hat S. Georg dabei nichts weiter zu thun, als daß er, wenn einer die Regierung erlangt hat, denselben die Beobachtung seiner Gesetze beschwören läßt; und diese sind auch bis auf diese Zeiten noch nicht gestört worden, denn da S. Georg Waffen, Geld und eine Regierung hat, so kann man daran ohne Gefahr einer gewissen und gefährlichen Rebellion nichts ändern. Ein wahrhaft seltenes und von den Philosophen in ihren vielen eingebildeten und wahrhaften Republiken noch niemals erfundenes Beispiel, daß man mitten in denselben Ringmauern, unter denselben Bürgern, Freiheit und Tyrannei, gesetzliches und regelloses Leben, Gerechtigkeit und Ausgelassenheit sieht; denn nur diese Einrichtung allein erhält die Stadt reich an alten und ehrwürdigen Gebräuchen; und wenn es geschehen sollte, wie es denn mit der Zeit gewiß geschehen wird, daß S. Georg die ganze Stadt in Besitz nähme, so würde dieses eine Republik werden, merkwürdiger, als die Venezianische. Jahr 1451.

Diesem S. Georg also überließ Augustin Fregoso Serezana; und er nahm es gern an, übernahm die Vertheidigung davon, sandte sogleich eine Flotte ins Meer und schickte Truppen nach Pietrasanta, um alles abzuschneiden, was etwa in das Lager der Florentiner, das schon nahe bei Serezana war, gehen wollte. Die Florentiner von der an-

Jahr 1484. dern Seite wünschten Pietra Santa einzunehmen, als einen Ort, der, wenn man ihn nicht besaß, den Besitz von Serezana weniger nüzlich machte, weil er zwischen diesem Ort und Pisa liegt; allein sie konnten dasselbe nicht billigerweise belagern, wenn sie von den Einwohnern oder der Besazung nicht an der Einnahme von Serezana gehindert wurden. Damit nun dieses geschehen möchte, sandten sie von Pisa aus eine große Menge von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln nach dem Lager, und fügten nur eine schwache Begleitung hinzu, damit diejenigen, die in Pietrasanta wären, wegen der schwachen Bewachung weniger fürchten und wegen der starken Beute mehr wünschen sollten, sie anzugreifen. Die Sache erfolgte nach ihrem Wunsch, denn da die Besazung von Pietrasanta so große Beute vor ihren Augen sah, nahm sie dieselbe weg. Dies gab den Florentinern eine rechtmäßige Ursach zum Angriff; sie gaben also Serezana für eine Zeit lang auf und lagerten sich vor Pietrasanta, welches eine starke Besazung hatte und muthig vertheidigt wurde. Die Florentiner, die ihre Artillerie in der Ebene aufgestellt hatten, legten auch auf dem Berge eine Bastei an, um die Stadt auch von dieser Seite bedrängen zu können. Jakob Guicciardini war Kommissarius bei diesem Heer, und während man bei Pietra Santa kämpfte, nahm und verbrannte die Genuesische Flotte das Fort von Vada, und sezte Truppen ans Land, welche die umliegende Gegend durchstreiften und plünderten. Diesen ward mit Fußvolk und Reuterei Messer Bongianni Gianfigliazzi entgegen gesandt, der ihren Uebermuth zum Theil zügelte, daß sie nicht mehr mit solcher Frechheit umherstreifeten. Allein die Flotte, welche fortfuhr, die Florentiner zu belästigen, ging nach Livorno, und näherte sich mit Schiffbrücken und anderen Vorrichtungen dem neuen Thurme, den sie darauf mehrere Tage mit ihrer Artillerie beschoß; da sie aber sah, daß dieses gar

keine Wirkung hervorbrachte, segelte sie mit Schimpf wie- Jahr
der ab. 1481.

Indessen ward die Belagerung von Pietra Santa nur träge fortgesezt, wodurch die Feinde Muth bekamen, die Bastei angriffen und sie wegnahmen. Dies gab dem feindlichen Truppen ein solches Ansehen und flößte dem Florentinischen Heere so große Furcht ein, daß es fast von selbst aus einander gegangen wäre; es zog sich also vier Meilen von der Stadt zurück, und die Befehlshaber waren der Meinung, da man bereits im Oktober wäre, so müsse man sich in die Winterquartiere ziehn und sich die Eroberung bis auf die neue Jahrszeit vorbehalten. Als man dies zu Florenz hörte, wurden die Häupter der Regierung höchst zornig darüber, und um dem Lager sogleich wieder sein Ansehn und seine Kraft zu geben, erwählten sie Anton Pucci und Bernhard del Nero zu neuen Kommissarien. Diese gingen mit einer großen Summe Geldes in das Lager, bezeugten den Häuptern den Unwillen der Signoria, der Regierung und der ganzen Stadt, wenn sie nicht mit dem Heere an die Mauern zurückkehren würden; stellten ihnen vor, wie groß ihre Schande sein würde, wenn solche Feldherrn mit einem solchen Heer, ohne einen andern Gegner, als eine ganz kleine Wache zu haben, nicht im Stande wären, einen so unbedeutenden und schwachen Ort einzunehmen. Sie stellten ihnen den Nuzen vor, den sie für jezt und in Zukunft von dieser Eroberung hoffen könnten. Hierdurch entflammten sie alle Gemüther zur Rückkehr an die Mauern, und beschlossen vor allen Dingen die Bastei zu erobern. Bei dieser Eroberung zeigte sich wie sehr Freundlichkeit, Leutseligkeit, gütiger Empfang und Worte auf die Gemüther der Soldaten würken, denn Anton Pucci, indem er diesen Soldaten ermunterte, jenem Versprechungen machte, einem die Hand reichte, den andern umarmte, bewirkte, daß

Jahr 1484. sie mit solchem Ungestüm zum Angriff gingen, daß sie die Bastei in einem Augenblick wegnahmen. Doch geschah die Eroberung auch nicht ohne Verlust; denn der Graf Anton von Marciano ward von einem Schuß getödtet. Dieser Sieg flößte denen in der Stadt so großen Schrecken ein, daß sie von Uebergabe zu sprechen anfingen. Um also die Sachen mit noch größeren Ansehen abzuschließen, beschloß Lorenz von Medici sich in das Lager zu begeben, und wenige Tage nach seiner Ankunft ward das Kastell übergeben. Es war indeß schon Winter geworden, und die Feldherrn hielten es also nicht für gut, mit dem Feldzuge noch weiter vorzurücken, sondern die neue Jahrszeit abzuwarten, besonders da dieser Herbst mit seiner schädlichen Luft das ganze Heer ungesund gemacht hatte, und viele von den Häuptern gefährlich krank waren. Von diesen wurden Anton Pucci und Messer Bongianni Gianfigliazzi nicht blos krank, sondern sie starben sogar zur Betrübniß des ganzen Heers, so groß war die Gunst, die sich Anton Pucci durch seine bei Pietra Santa vollbrachten Thaten erworben hatte. Nachdem die Florentiner Pietra Santa erobert hatten, schickten die Lukkeser Gesandte nach Florenz, um diese Stadt zurück zu fordern, als einen Ort, der vormals ihrer Republik gehört habe, indem sie anführten, in ihren Verträgen sei auch die Verpflichtung enthalten, daß alle die Städte, die einer von dem andern erobern würde, ihrem ersten Herrn zurückgegeben werden sollten. Die Florentiner läugneten die Verträge nicht, antworteten aber, sie wüßten nicht, ob sie in dem Frieden, der zwischen ihnen und den Genuesern unterhandelt würde, diese Stadt würden zurückgeben müssen, und sie könnten also vor diesem Friedensschluß nichts darüber beschließen; wenn sie dieselbe aber auch nicht zurückzugeben brauchten, so würden doch die Lukkeser nothwendigerweise darauf denken müssen, sie für die aufgewandten Kosten

und für den Verluſt, den ſie durch ſo vieler vortrefflichen Bürger Tod erlitten hätten, zu entſchädigen; wenn ſie dieſes thäten, ſo könnten ſie leicht auf die Zurückgabe hoffen. Der ganze Winter verging in Friedensunterhandlungen, die unter Vermittelung des Pabſtes zu Rom betrieben wurden; da indeſſen nichts zu Stande gekommen war, ſo würden die Florentiner mit Anbruch des Frühlings Serezana angegriffen haben, wenn nicht eine Krankheit des Lorenz von Medici und der Krieg der zwiſchen dem Pabſt und dem Könige Ferdinand entſtand, ſie daran verhindert hätte. Lorenz ward nehmlich nicht allein von der Gicht, welche er als eine erbliche Krankheit von ſeinem Vater bekommen hatte, ſondern auch von überaus heftigen Schmerzen des Magens dermaßen angegriffen, daß er genöthigt war, zu ſeiner Heilung in die Bäder zu reiſen. Jahr 1484.

Eine wichtigere Urſach aber war der Krieg, deſſen Urſprung folgender war. Die Stadt Aquila war dem Königreich Neapel auf eine ſolche Weiſe unterworfen, daß ſie faſt ihrer Freiheit genoß. In derſelben hatte der Graf Montorio ſehr großes Anſehen. Der Herzog von Kalabrien befand ſich mit ſeinen Reutern nahe am Tronto unter dem Vorwande, gewiſſe Unruhen ſtillen zu wollen, die in jenen Gegenden unter den Landbewohnern entſtanden waren; da er nun die Abſicht hatte, Aquila gänzlich der Herrſchaft des Königs zu unterwerfen, ſo beſchied er den Grafen von Montorio zu ſich, als wollte er ſich ſeiner in den Geſchäften bedienen, die er damals betrieb. Der Graf gehorchte ohne allen Argwohn, und ſobald er bei dem Herzoge ankam, ward er von dieſem gefangen genommen und nach Neapel geſandt. Sobald dieſe Sache in Aquila bekannt ward, gerieth die ganze Stadt in Bewegung, das Volk griff zu den Waffen, Anton Concinello, Kommiſſarius des Königs ward ermordet, und mit ihm einige Bürger, die man als Anhän- 1485.

Jahr 1485. ger des Hofes kannte. Und damit die Aquilaner jemand hätten, der sie bei ihrer Empörung unterstüzte, so stekten sie die Fahne der Kirche auf, und schickten Gesandte an den Pabst, um die Stadt und sich selbst ihm zu unterwerfen, indem sie ihn baten, daß er sie als sein Eigenthum gegen die Königliche Tyrannei unterstüzen möchte. Der Pabst übernahm ihre Vertheidigung mit Lebhaftigkeit, weil er den König aus persönlichen und Staatsgründen haßte; und da der Herr Robert von St. Severino sich gerade in Feindschaft mit dem Mailändischen Staate und ohne Sold befand, so nahm er ihn zu seinem Feldherrn an, und ließ ihn in der größten Eile nach Rom kommen; überdies trieb er auch alle Freunde und Verwandte des Grafen von Montorio eifrig an, sich gegen den König aufzulehnen. Demzufolge ergriffen die Fürsten von Altemura, von Salerno, und von Bisignano die Waffen gegen denselben. Der König, da er sich von einem so plözlichen Kriege angegriffen sah, bat die Florentiner und den Herzog von Mailand um Hülfe. Die Florentiner standen in Zweifel, was sie zu thun hätten, denn es kam ihnen schwer vor, ihre eigene Unternehmungen um eines andern willen aufzugeben; und von neuem die Waffen gegen die Kirche zu ergreifen, schien ihnen gefährlich. Da sie indeß im Bunde waren, so zogen sie die Beobachtung der Treue aller Rücksicht auf ihre Wohlfahrt und Gefahr vor, nahmen die Orsini in Sold und sandten überdies noch alle ihre Truppen unter dem Grafen von Pitigliano gegen Rom dem Könige zu Hülfe. Der König bildete also zwei Lager; das eine unter dem Herzoge von Kalabrien sandte er gegen Rom, um sich gemeinschaftlich mit den Florentinischen Truppen dem Pabstlichen Heere zu widersezen; das andere stellte er unter seiner eigenen Führung den Baronen entgegen; und sowohl auf dieser wie auf jener Seite ward der Krieg mit abwechselndem Glück geführt. Endlich

ward, da der König überall die Oberhand behielt, im Au- Jahr
guſt des Jahrs 1486 unter Vermittelung der Geſandten 1486.
des Königs von Spanien der Frieden geſchloſſen. Der Pabſt willigte darin, weil er vom Glücke mißhandelt worden war, und dasſelbe nicht mehr verſuchen wollte; und alle Mächte Italiens vereinigten ſich in demſelben, indem ſie allein die Genueſer, als Rebellen gegen die Mailändiſche Regierung und Räuber der Florentiniſchen Städte, davon ausſchloſſen. Der Herr Robert von St. Severino, der in dieſem Kriege dem Pabſte kein ſehr treuer Freund, und ſeinen Gegnern kein ſehr furchtbarer Feind geweſen war, ging nach geſchloſſenem Frieden, gleichſam wie vom Pabſte davongejagt, von Rom ab; ward darauf von den Truppen des Herzogs und der Florentiner verfolgt und da er ſich hinter Ceſena von ihnen erreicht ſah, ergriff er die Flucht und begab ſich mit ungefähr hundert Reutern nach Ravenna; von ſeinen übrigen Truppen aber ward ein Theil von dem Herzoge aufgenommen, und ein Theil von den Bauern unterdrückt. Der König ließ, nachdem er Frieden geſchloſſen und ſich mit den Baronen verſöhnt hatte, Jakob Coppola und Antonello d'Averſa mit ſeinen Söhnen hinrichten, weil ſie in dem Kriege ſeine Geheimniſſe dem Pabſt eröffnet hatten.

Der Pabſt hatte durch die Erfahrung dieſes Krieges erkannt, mit welcher Bereitwilligkeit und mit welchem Eifer die Florentiner ihre Freundſchaften beobachten; ſo wie er ſie alſo vorher, ſowohl aus Liebe zu den Genueſern, als auch um der Hülfe willen, die ſie dem Könige leiſteten, gehaßt hatte, ſo fing er jezt an, ſie zu lieben, und ihren Geſandten größere Gunſt zu erweiſen als gewöhnlich. Dieſe Neigung ſuchte Lorenz, da er ſie bemerkte, auf alle Weiſe zu erhöhen, denn er urtheilte, daß es ihm das höchſte Anſehen geben würde, wenn er der Freundſchaft, die der König gegen ihn hegte, auch noch die des Pabſtes hinzufügen könnte.

Jahr 1486. Der Pabſt hatte einen Sohn, Nahmens Franz, und da er wünſchte demſelben Staaten zu geben, und ihm zugleich Freunde zu verſchaffen, damit er ſie nach ſeinem Tode auch erhalten könne, ſo kannte er in Italien keinen, mit dem er ihn ſicherer hätte verbinden können, als mit Lorenz; und daher bewirkte er bei dieſem, daß er ihm eine von ſeinen Töchtern zur Frau gab. Nachdem ſie dieſe Verwandſchaft geſtiftet, wünſchte der Pabſt, daß die Genueſer durch einen Vergleich den Florentinern Serezana wiedergeben möchten, und ſtellte ihnen vor, wie ſie dasjenige nicht behalten könnten, was Auguſtin verkauft habe, und daß auch Auguſtin nicht an St. Georg ſchenken könnte, was nicht ſein wäre. Doch durch alles dieſes gewann er nichts; vielmehr rüſteten die Genueſer, während dieſe Dinge in Rom unterhandelt wurden, viele Kriegsſchiffe aus, ſezten, ohne daß man in Florenz das mindeſte davon vernahm, dreitauſend Mann Fußvolk ans Land, und griffen das Fort von Serezanella, das oberhalb Serezana liegt, und den Florentinern gehörte, an; den Flecken der demſelben zur Seite liegt, plünderten und verbrannten ſie, brachten ihr Geſchüz nahe an das Fort und bekämpften daſſelbe mit dem größten Eifer. Dieſer Angriff war den Florentiner neu und unerwartet; ſie verſammelten alſo ſogleich ihre Truppen unter Virgilius Orſino bei Piſa, und beklagten ſich bei dem Pabſt, daß während er den Frieden unterhandelte, die Genueſer ſie mit Krieg überzogen hätten. Sie ſandten darauf Peter Corſini nach Lukka um dieſe Stadt in treuer Geſinnung zu erhalten; auch ſandten ſie Paul Anton Soderini nach Venedig, um die Geſinnung dieſer Republik zu erforſchen. Sie forderten Hülfstruppen vom Könige und vom Herrn Ludwig, bekamen ſie aber von keinem, denn der König ſagte, er fürchte die Türkiſche Flotte, und Herr Ludwig zögerte mit der Abſendung unter anderen Vorwänden. So ſind die Florentiner in ih

ren Kriegen faſt immer allein, und finden niemals jemand, Jahr
der ſie mit gleicher Geſinnung unterſtüze, mit welcher ſie den 1486.
Anderen helfen. Aber auch diesmal waren ſie nicht beſtürzt, da ſie ſich von den anderen verlaſſen ſahen, denn dieſes war ihnen nicht neu; ſie errichteten alſo ein großes Heer und ſandten es unter Jakob Guicciardini und Peter Vettori gegen den Feind; und dieſe Feldherren nahmen ein Lager an dem Fluſſe Magra. Unterdeſſen ward Serezanello hart von den Feinden bedrängt, und ſie bekämpften es mit Minen und allen andern Mitteln: die Kommiſſarien beſchloſſen alſo ihm zu Hülfe zu kommen, und die Feinde wichen auch der Schlacht nicht aus; da man nun handgemein ward, wurden die Genueſer geſchlagen und Meſſer Ludwig von Fieſco nebſt vielen anderen Häuptern des feindlichen Heeres geriethen in Gefangenſchaft. Dieſer Sieg ſezte die Serezaner nicht ſo 1487.
ſehr in Beſtürzung, daß ſie auf Ergebung gedacht hätten, ſondern ſie rüſteten ſich vielmehr hartnäckig zur Vertheidigung, ſo wie die Florentiniſchen Kommiſſarien zum Angriff; ſo daß alſo die Stadt tapfer angegriffen und vertheidigt ward. Da ſich nun die Belagerung in die Länge zog, ſo fand Lorenz von Medici für gut, ſich in's Lager zu begeben, und durch ſeine Ankunft faßten unſere Soldaten Muth und die Serezaner verloren ihn; denn da ſie die Beharrlichkeit der Florentiner beim Angriff und die Kälte der Genueſer bei ihrer Unterſtüzung ſahen, ſo gaben ſie ſich freiwillig und ohne weitere Bedingungen in Lorenzens Hände, und wurden auch, nachdem ſie in die Gewalt der Florentiner gekommen waren, bis auf die wenigen Urheber des Aufruhrs, mit Nachſicht behandelt. Während dieſer Belagerung hatte Herr Ludwig ſeine Reuter nach Pontremoli geſandt, um den Schein zu haben, als käme er uns zu Hülfe. Allein da er Verbindungen in Genua hatte, ſo erhob ſich ſeine Parthei gegen diejenigen, welche die Regierung dieſer Stadt führten,

Jahr und unterwarfen ſie mit Hülfe jener Truppen dem Herzoge
1487. von Mailand.

Zu dieſer Zeit hatten die Deutſchen einen Krieg gegen die Venezianer angefangen: und Boccolino von Oſimo in der Mark hatte in der Stadt Oſimo eine Empörung gegen den Pabſt erregt, und die Herrſchaft über dieſelbe an ſich geriſſen. Dieſer willigte nach mancherlei Vorfällen, überredet durch Lorenz von Medici, ein, dieſe Stadt dem Pabſt zurückzugeben, und kam nach Florenz, wo er unter dem Schuz des Lorenz lange Zeit auf eine ehrenvolle Weiſe lebte. Als er aber hierauf nach Mailand ging, fand er daſelbſt nicht die nehmliche Treue, ſondern ward von Herrn Ludwig umgebracht. Die Venezianer wurden von den Deutſchen angegriffen und nahe bei der Stadt Trient geſchlagen, wobei ihr Feldherr, Heer Robert von Sanſeverino, ums Leben kam. Nach dieſer Niederlage aber ſchloſſen die Venezianer nach dem gewöhnlichen Gange ihres Glückes einen Vergleich mit den Deutſchen, nicht als Geſchlagene, ſondern als Sieger, ſo ehrenvoll war er für ihre Republik.

1488. Auch in Romagna entſtanden zu dieſer Zeit beträchtliche Unruhen. Franz von Orſo aus Furli war ein Mann von großem Anſehen in dieſer Stadt. Dieſer ward dem Grafen Hieronymus verdächtig, ſo daß der Graf ihm mehrmals drohte. Da alſo Franz in großer Furcht lebte, ſo riethen ihm ſeine Freunde und Verwandte, jenem zuvorzukommen, und da er doch fürchtete, von ihm ermordet zu werden, lieber ihn umzubringen und durch den Tod des Andern ſeiner eignen Gefahr zu entgehen. Da er alſo dieſen Entſchluß gefaßt und ſich die Unternehmung feſt vorgenommen hatte, ſo wählten ſie den Tag des Marktes von Furli zur Ausführung; denn da an dieſem Tage viele ihrer Freunde vom Lande herein kamen, ſo glaubten ſie ſich der Hülfe derſelben bedienen zu können, ohne ſie eigends dazu kommen zu laſſen.

Es war im Monat Mai wo die meiſten Italiener die Gewohnheit haben, ihr Abendeſſen bei Tage zu nehmen. Die Verſchworenen dachten alſo, daß die bequemſte Stunde, ihn zu ermorden, nach ſeinem Abendeſſen ſein werde, zu welcher Zeit ſeine Familie das ihrige einnahm und er alſo faſt allein im Zimmer blieb. Nachdem ſie alſo dieſe Stunde gewählt hatten, ging Franz in das Haus des Grafen, ließ ſeine Begleiter auf den erſten Stufen, und als er zu dem Zimmer kam, worin der Graf war, ſagte er zu deſſen Kammerdiener, er möchte ihm anzeigen, daß er ihn zu ſprechen wünſchte. Franz ward hineingelaſſen und da er jenen allein fand, ſo brachte er ihn nach wenigen Worten eines zum Schein erfundenen Geſpräches um's Leben, und rief ſeine Begleiter, worauf ſie den Kammerdiener gleichfalls umbrachten. Von ungefähr kam auch der Befehlshaber der Stadt, um mit dem Grafen zu ſprechen, und ſobald er mit wenigem Gefolge in den Saal trat, ward auch er von den Mördern des Grafen getödtet. Nach dieſen Ermordungen erhoben ſie einen großen Lärmen, warfen den Körper des Grafen aus dem Fenſter, und brachten indem ſie Kirche und Freiheit riefen, das ganze Volk in Waffen, denn der Geiz und die Grauſamkeit des Grafen waren demſelben verhaßt; hierauf plünderten ſie ſeine Häuſer und nahmen die Gräfin Catharina und alle ihre Kinder gefangen. Nur die Feſtung noch hätten ſie nehmen müſſen, wenn dieſe ihre Unternehmung ein glückliches Ende nehmen ſollte. Da aber der Befehlshaber derſelben ſie nicht übergeben wollte, ſo baten ſie die Gräfin, daß ſie denſelben dazu bewegen möchte. Sie verſprach, es zu thun, wenn ſie nur wollten ſie hinein gehen laſſen, und ſagte ihnen, zum Pfande ihrer Treue möchten ſie nur ihre Söhne zurückbehalten. Die Verſchworenen maßen ihren Worten Glauben bei, und erlaubten ihr hinein zu gehen; ſobald ſie aber darinnen war,

Jahr 1488.

Jahr 1488. bedrohte ſie ſie mit dem Tode und mit aller Art von Todesqual zur Vergeltung für die Ermordung ihres Gemahls, und da jene drohten, ihre Kinder zu ermorden, ſo antwortete ſie, ſie habe das Mittel bei ſich, um andere zu erzeugen. Die Verſchworenen wurden hierdurch beſtürzt und da ſie ſahen, daß der Pabſt ihnen nicht beiſtand, und daß Herr Ludwig, der Oheim der Gräfin, ihr Truppen zu Hülfe ſandte, ſo nahmen ſie alles, was ſie von ihrem Vermögen fortbringen konnten, und gingen nach Citta di Caſtello. Hierauf nahm die Gräfin die Regierung wieder, und rächte den Tod ihres Gemahls durch alle erdenkliche Grauſamkeiten. Die Florentiner nahmen auf die Nachricht von dem Tode des Grafen, Gelegenheit davon, um das Fort von Piancaldoli wieder zu nehmen, welches ihnen vormals von dem Grafen weggenommen worden war. Sie ſandten alſo ihre Truppen und nahmen das Fort ein, wobei Cieco, ein ſehr berühmter Baumeiſter, ſein Leben verlor.

Zu dieſem Aufruhr in Romagna kam noch ein anderer in derſelben Provinz von nicht geringerer Bedeutung. Galeotto, Herr von Faenza hatte die Tochter von Meſſer Johann Bentivogli, Fürſten von Bologna, zur Frau. Dieſe haßte ihren Gemahl, entweder aus Eiferſucht, oder weil ſie ſchlecht von ihm behandelt ward, oder überhaupt aus Schlechtigkeit des Charakters, und ging in dieſem Haſſe ſo weit, daß ſie beſchloß, ihm Regierung und Leben zu rauben. Sie gab alſo eine Krankheit vor, legte ſich zu Bett, und traf ſolche Vorkehrungen, daß wenn Galeotto ſie zu beſuchen käme, er von ihren Vertrauten, die ſie zu dieſem Ende im Zimmer verſteckt hatte, ermordet werden ſollte. Dieſen ihren Gedanken hatte ſie auch ihrem Vater mitgetheilt, welcher hoffte nach dem Tode ſeines Schwiegerſohnes Herr von Faenza zu werden. Sobald alſo die zu dem Morde beſtimmte Zeit gekommen war, kam Galeotto nach ſeiner Ge-

Jahr 1488.

wohnheit in das Zimmer seiner Gemahlin, und nachdem er einige Zeit mit ihr gesprochen hatte, kamen seine Mörder aus den geheimen Orten des Zimmers, und ermordeten ihn, ohne daß er im Stande war sich zu widersezen. Gleich nach seinem Tode entstand ein gewaltiger Lärm. Die Frau mit ihrem kleinen Sohne, Astorre genannt, floh in die Festung; das Volk ergriff die Waffen: Messer Johann Bentivogli, und ein gewisser Bergamino, ein Söldner des Herzogs von Mailand, die sich vorher dazu gerüstet hatten, drangen mit vielen Bewaffneten in Faenza ein, woselbst sich auch Anton Boscoli als Florentinischer Kommissarius befand. Während sich nun in dieser Unruhe alle diese Häupter versammelten und über die Regierung der Stadt sprachen, ergriffen die Männer aus dem Thal von Lamona, die auf den Lärmen in Masse herzugeeilt waren, gegen Messer Johann und gegen Bergamino die Waffen, tödteten diesen, nahmen jenen gefangen, und lieferten, indem sie den Namen des Astorre und der Florentiner ausriefen, die Stadt in die Hände ihres Kommissarius. Da man diesen Vorfall in Florenz vernahm, so mißfiel er allgemein; dennoch ließen sie Messer Johann und seine Tochter befreien, und übernahmen die Sorge für die Stadt und für Astorre mit Bewilligung des ganzen Volks. Außer diesem fielen, nachdem die wichtigeren Kriege zwischen den mächtigen Fürsten beendigt waren, viele Jahre hindurch noch viele Unruhen in Romagna, in der Mark, und in Siena vor, die ich, weil sie von geringer Erheblichkeit waren, zu erzählen für überflüßig halte. Wahr ist es, daß die zu Siena vorgefallenen, nachdem der Herzog von Kalabrien nach Beendigung des Krieges vom Jahr 1478 von dort weggegangen war, häufiger waren; und nach vielen Veränderungen, durch welche bald das Volk, bald der Adel die herrschende Parthei wurden, behielt endlich der lezere die Oberhand. Unter den Adlichen aber ge-

Jahr 1490. wannen Pandolfus und Jakob Petrucci das höchste Ansehen, welche, der eine durch seine Klugheit, der andere durch seinen Muth gleichsam Fürsten dieser Stadt wurden.

Die Florentiner aber genossen, nachdem der Krieg wegen Serezana beendigt war, bis zu dem Jahr 1492, wo Lorenz von Medici starb, eines sehr glücklichen Zustandes; denn Lorenz wandte, nachdem die Waffen in Italien niedergelegt waren, welches durch seine Klugheit und Macht geschah, seine Aufmerksamkeit darauf, sich und seine Stadt groß zu machen, und verband mit seinem ältesten Sohne Peter, Alphonsina, die Tochter des Ritters Orsino. Hierauf erhob er seinen zweiten Sohn Johann zu der Kardinalswürde; welches um so merkwürdiger war, da man bis dahin noch kein Beispiel dieser Art erlebt hatte, indem er in einem Alter von noch nicht dreizehn Jahren zu einem so hohen Range erhoben ward. Seinem dritten Sohne Julian konnte er, wegen dessen großer Jugend, und weil Lorenz zu kurze Zeit lebte, kein außerordentliches Glück verschaffen. Von seinen Töchtern verband er die eine mit Jakob Salviati, die andere mit Franz Cibo, die dritte mit Peter Ridolfi; die vierte, welche er um sein Haus in Einigkeit zu erhalten, an Johann von Medici verheirathet hatte, starb. In seinen übrigen Privatangelegenheiten war er, was die Handelsgeschäfte betrifft, sehr unglücklich; denn durch die Unordnung seiner Geschäftsführer, die nicht als Privatpersonen, sondern als Fürsten seine Geschäfte verwalteten, ward an vielen Orten ein großer Theil seines Vermögens verspielt, so daß er eingestand, daß sein Vaterland ihn mit einer großen Summe Geldes unterstützt habe. Um also ein solches Glück nicht weiter zu versuchen, setzte er die kaufmännischen Geschäfte bei Seite, und wandte sich zu dem Besitz von Grundstücken, als zu sicherern und weniger wandelbaren Glücksgütern. Er brachte daher Besitzungen im Pisaner

schen, Pisanischen, und im Thal von Pesa an sich, die in Rücksicht des Ertrages, der Beschaffenheit der Gebäude und der Pracht, nicht bürgerlich, sondern königlich waren. Hierauf bemühte er sich, seine Stadt schöner und größer zu machen. Deshalb legte er, weil darin viele Gegenden leer an Wohnungen waren, in derselben neue Straßen an, die mit neuen Gebäuden angefüllt wurden, wodurch sie verschönert und vergrößert ward. Damit sie auch in ihrem Staate ruhiger und sicherer sei, und ihre Feinde von sich entfernt bekämpfen und zurückhalten könne, befestigte er nach Bologna zu in der Mitte der Alpen die Festung Firenzuola. Nach Siena zu machte er den Anfang Poggio Imperiale wieder herzustellen und sehr fest zu machen. Nach Genua zu verschloß er dem Feinde durch die Erwerbung von Pietra Santa und Serezana den Weg. Außerdem unterhielt er durch Besoldungen und Unterstützungen seine Freunde die Baglioni in Perugia, die Vitelli in Citta di Castello, und von Faenza hatte er die Regierung in seinen Händen; alle diese Dinge waren als feste Vormauern seiner Stadt zu betrachten. Auch unterhielt er während dieser Friedenszeiten sein Vaterland in steten Lustbarkeiten, wo man denn häufig Lustgefechte und Vorstellungen von den Handlungen und Triumphen der Alten sah; und seine Absicht war, die Stadt im Ueberfluß, das Volk einig, und den Adel geehrt zu erhalten. Er liebte ganz außerordentlich einen jeden, der in irgend einer Kunst sich auszeichnete, und begünstigte die Gelehrten, wovon Messer Agnolo von Montepulciano, Messer Christoph Landini, und Messer Demetrius Greco ein wahrhaftes Zeugniß ablegen können. Daher schlug der Graf Johann von Mirandola, ein beinah göttlicher Mann, mit Zurücksezung aller übrigen Theile von Europa, die er durchreist hatte, durch die Großmuth des Lorenz bewogen, seine Wohnung in Florenz auf. Ander

Jahr 1492.

Jahr 1492. Baukunst, Musik und Dichtkunst fand er außerordentliches Ergötzen. Viele poetische Kunstwerke, theils von ihm erfundene, theils auch erklärte, sind im Umlauf. Damit auch die Florentinische Jugend sich mit dem Studium der Wissenschaften beschäftigen könne, eröffnete er in der Stadt Pisa eine Universität, wohin er die vortrefflichsten Männer zog, die es damals in Italien gab. Dem Bruder Marianus von Chinazano, vom Orden des heil. Augustin, erbaute er, weil derselbe ein vortrefflicher Prediger war, ein Kloster in der Nähe von Florenz. Er war von dem Glück und von Gott sehr geliebt, denn alle seine Unternehmungen hatten ein glückliches Ende; und alle seine Feinde ein unglückliches. Außer den Pazzi wollte ihn auch Baptista Freskobaldi in Carmine, und Baldinotto von Pistoja auf seinem Landgute ermorden, und beide wurden, nebst den Mitwissern ihrer Geheimnisse für ihr schändliches Vorhaben zur gerechten Strafe gezogen. Diese seine Lebensweise, diese seine Klugheit und sein Glück wurden von den Fürsten, nicht allein von Italien, sondern auch entfernter Länder gekannt und geschätzt. Matthias, König von Ungarn, gab ihm mehrere Beweise seiner Zuneigung. Der Sultan schickte ihm Gesandte und Geschenke. Der Großtürke lieferte ihm Bernhard Bandini, den Mörder seines Bruders in die Hände. Alles dies bewirkte, daß er in Italien außerordentlich gefürchtet ward. Sein Ansehn ward durch seine Klugheit täglich vermehrt; denn in seinen Reden über alle Gegenstände war er beredsam und eindringend, in seinen Entschließungen weise, in ihrer Ausführung rasch und muthig. Auch kann man von ihm keine Laster anführen, die seine großen Tugenden verdunkelt hätten, obschon er in Angelegenheiten der Liebe sehr verwickelt war, und an dem Umgange lustiger und beißend witziger Männer viel Vergnügen fand, wie auch an kindischen Spielen mehr, als für einen solchen

Mann ſich zu ſchicken ſchien; ſo daß man ihn oft unter die Spiele ſeiner Söhne und Töchter ſich miſchen ſah. Wenn man ihn daher in ſeinem leichten und vergnügenden, und dann wieder in ſeinem ernſten Leben beobachtete, ſah man in ihm zwei verſchiedene Perſonen, deren Vereinigung faſt unmöglich ſchien. In der lezten Zeit ſeines Lebens war er ſehr gequält von ſeiner Krankheit, die ihn außerordentlich beſchwerte; er war nehmlich mit unerträglichen Magenſchmerzen behaftet, die ihn ſo ſehr marterten, daß er im April des Jahrs 1492, dem vier und vierzigſten ſeines Lebens verſchied. Niemals ſtarb nicht allein in Florenz, ſondern in ganz Italien ein Menſch mit dem Rufe ſo großer Klugheit, noch zu ſo großer Betrübniß ſeines Vaterlandes. Und ſo wie durch ſeinen Tod ſehr große Umwälzungen bewirkt werden ſollten, ſo gab auch der Himmel ſehr auffallende Zeichen davon. So ward unter andern der höchſte Gipfel der Kirche der heil. Reparata von einem Blitzſtrahl mit ſo fürchterlichem Ungeſtüm getroffen, daß ein großer Theil dieſer Zinne, zu allgemeinem Schrecken und Wunder einſtürzte. Alle ſeine Mitbürger und alle Fürſten Italiens klagten über ſeinen Tod, denn keiner von ihnen unterließ durch ſeine Geſandte zu Florenz ſeine Trauer über dieſen wichtigen Fall zu bezeugen. Daß ſie aber gerechte Urſach hatten ſich zu beklagen, bewies bald darauf der Erfolg: denn da Italien ſeines Raths beraubt war, konnten diejenigen, die er hinterließ, kein Mittel finden, die Ehrſucht des Ludwig Sforza, Vormunds des Herzogs von Mailand, zu ſättigen oder zu zügeln. Daher wurde gleich nach Lorenz Tode der verderbliche Samen ausgeſtreut, der bald nachher, da keiner lebte der ihn auszurotten gewußt hätte, Italien verheerte und noch verheert. Jahr 1492.

Ende.